This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

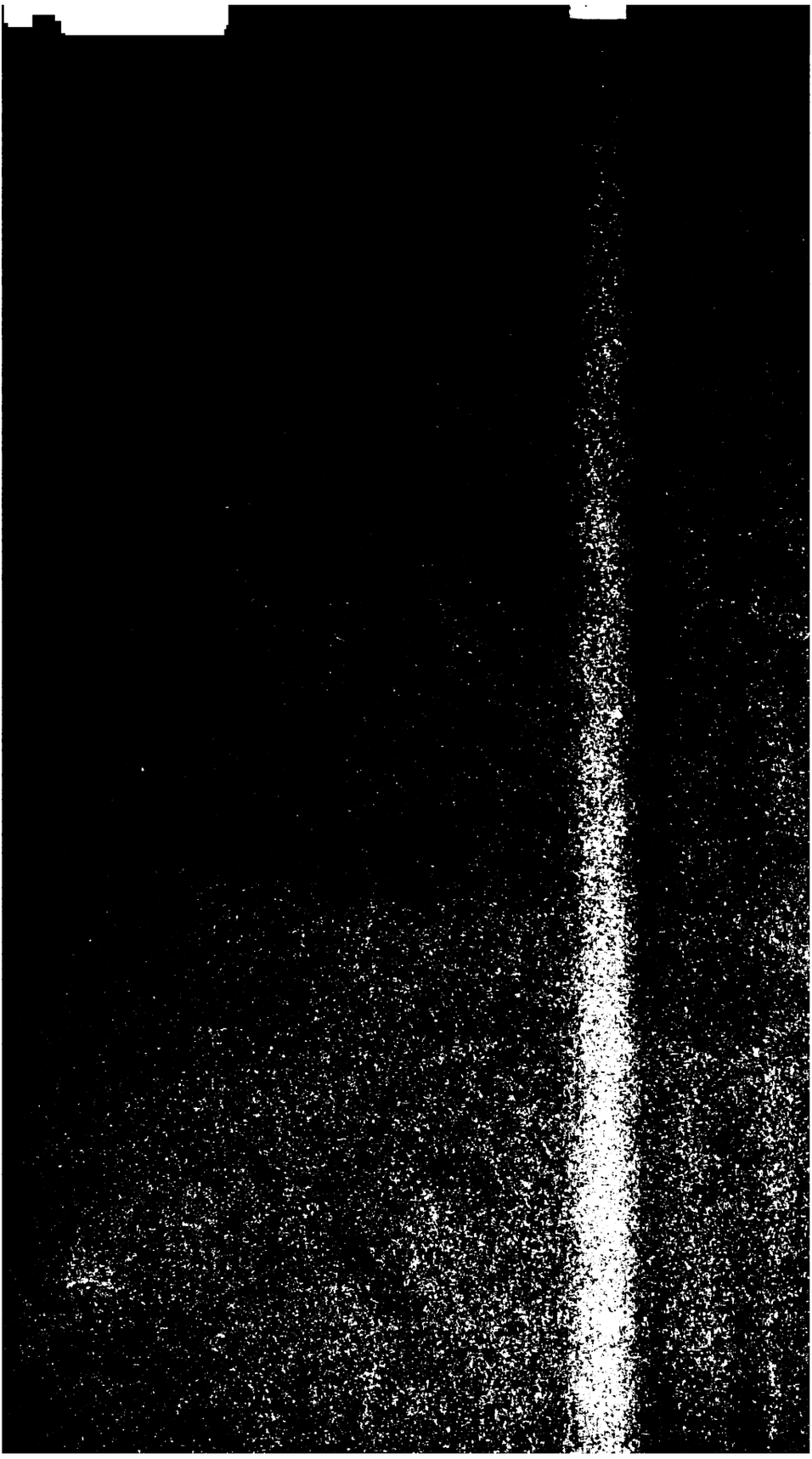
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



R.E. Helbig

Geschichte

C52142

der

deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

von

Heinrich Kurz.

Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt.

Vierter Band.

Von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit.

Erste Lieferung.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1868.

Vierter Band in circa 16 Lieferungen à 7½ Ngr.

PROSPECTUS.

Geschichte
der deutschen Literatu

von

Heinrich Kurz.

Mit
ausgewählten
Stücken
aus
den Werken
der
vorzüglichsten
Schriftsteller.

Mit vielen
nach den
besten Origin
und
Zeichnung
ausgeführten
Illustratio
in Holzschn

Vierter Band:

Geschichte der neueren deutschen Literatur von Goethe's Tod bis auf die Gegenwa

In circa 16 Lieferungen à 7½ Ngr.

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Nachdem die schwierigen Vorbereitungen zu dieser allgemein ersehnten Fortsetzu
weit verbreiteten „Geschichte der deutschen Literatur" von H. Kurz, deren dritter Ba
Goethe's Tod abschließt, eine Reihe von Jahren in Anspruch genommen haben, kann nu
mit der Veröffentlichung derselben begonnen werden. Der Druck ist soweit vorgeschritte
vom Juli d. J. an allmonatlich eine Lieferung zur Versendung kommen wird. Hinsichtli

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
652142
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
1913

Plans und der Ausführung desselben schließt sich dieser Band genau an die ersten [illegible] möge deshalb aus dem früheren Prospectus des Werkes hier Nachstehendes wiederh[illegible]

Das treueste Bild des geistigen Standpunktes eines Volkes, seines Charakters und Fortschritts gibt uns seine Literatur; die genaue Bekanntschaft mit ihren Erzeugnissen, ihrer Entwickelung und ihrem Einfluß auf die allgemeinen politischen und socialen Verhältnisse ist deshalb ein unabweisbares Bedürfnis für Jeden, der nicht ein Fremdling bleiben will in der Geschichte seines Volkes und dessen geistiger Thätigkeit.

Es fehlt nicht an Werken, welche die Hülfsmittel hierzu in mehr oder weniger gelungener Weise bieten; dieselben enthalten aber großentheils entweder nur eine Sammlung von Proben aus den Werken der Schriftsteller, häufig sogar mit der Beschränkung auf einen gewissen Zeitraum und bestimmte Gattungen der Literatur, oder sie stellen nur die Geschichte der letzteren als Wissenschaft dar und überlassen es dem Leser, die literarischen Erzeugnisse selbst in den angeführten Quellen oder Sammelwerken aufzusuchen.

Das hiermit angekündigte Werk vereinigt Beides in sich, indem es nicht nur eine umfassende Darstellung der deutschen Literaturgeschichte, sondern auch bei jedem einzelnen Schriftsteller Proben aus seinen Werken gibt und in dieser Weise ein vollständiges Bild entwirft vom geistigen Leben des deutschen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage.

Ueber die Grundsätze, welche den Herrn Verfasser bei der Bearbeitung geleitet haben, hat sich derselbe in der Vorrede zum ersten Bande ausführlicher ausgesprochen. Zur Charakteristik des Werkes möge daher hier nur Folgendes bemerkt werden:

1) Das Buch ist für das deutsche Volk, d. h. für jeden bestimmt, der Sinn hat für die geistige Größe unseres Vaterlandes, soweit dieselbe in den Producten unserer Nationalliteratur hervortritt. Der Verfasser ist jedoch bemüht gewesen, seiner Darstellung [illegible] möglichen wissenschaftlichen Werth zu ge[illegible] aber gelehrte Form und gelehrten Schein ve[illegible]

2) Wenn auch in vielen, vielleich[illegible] Fällen die Werke eines Schriftstellers mit [illegible] verhältnissen in gar keiner Beziehung zu [illegible] so trägt doch die Kenntnis seiner Lebensge[illegible] lich dazu bei, sich ein richtiges Bild von se[illegible] stellerischen Persönlichkeit zu machen; der [illegible] daher biographische Umrisse beigefügt, de[illegible] oder geringere Ausführlichkeit natürlich von [illegible] samkeit der einzeln[illegible] abhängt.

3) Um de[illegible] vollständig als m[illegible] mit der äußern Er[illegible] der Schriftsteller be[illegible] machen, sind Bil[illegible] derselben, soweit [illegible] immer erreichbar wa[illegible] Facsimile's der Hand[illegible] in guten Holzschnitt[illegible] gegeben worden.

4) So wie das [illegible] ben des Verfassers da[illegible] ging, die Leser mit der äu[illegible] Erscheinung der Schriftst[illegible] in vollständigster Weise [illegible] kannt zu machen, ist der[illegible] nicht minder bemüht gew[illegible] ein vollständiges Bild i[illegible] schriftstellerischen Thätig[illegible] zu geben und hat diesel[illegible] auch ihrem Inhalt und ihrem literarisch-historischen Werthe nach besprochen.

Der Umfang der bei den einzelnen Schriftstellern mitgetheilten Proben aus ihren Werken ist zwar durch die Wichtigkeit der Autoren bedingt, dieselben sind aber jedenfalls so vollständig, daß sie nicht bloß dem Leser ein Bild der gesammten literarischen Thätigkeit eines Schriftstellers geben, sondern auch die Anschaffung irgend eines andern Sammelwerks entbehrlich machen. Vieles sogar wird das Werk enthalten, was bis jetzt noch in keiner einzigen Sammlung zu finden war.

Rud. Gottschall.

Die glänzende Aufnahme, welche die ersten drei Bände sowohl beim Publikum als durch die Kritik gefunden haben, wird auch dem vierten, ausschließlich der neueren und neuesten Literatur gewidmeten Bande, die weiteste Verbreitung sichern. Von den meisten in diesem Bande behandelten Schriftstellern konnten die biographischen Notizen nach authentischen Mittheilungen, die sehr zahlreichen Porträts nach Original-Photographien gegeben werden, wodurch dieser Fortsetzung jedenfalls ein besonderer Werth verliehen wird. Die ersten drei Bände [160 Bogen gr. Lex.-Format mit zahlreichen Illustrationen] sind in vierter Auflage zu dem Preise von 12 Thlrn. in allen Buchhandlungen zu haben, können aber auch nach und nach in 48 Lieferungen à 7½ Ngr. bezogen werden.

Leipzig, im Juni 1868.

Die Verlagsbuchhandlung
B. G. Teubner.

zu befestigen; aber die Opposition gewann doch täglich an Boden und nahm vornehmlich dadurch an Bedeutung zu, daß sie in der Idee der Einheit einen Vereinigungspunkt fand. Als daher im Februar des Jahres 1848 Ludwig Philipps moralisch verderbliche Regierung gestürzt und die Republik ausgerufen wurde, und die deutschen Cabinete in noch größeres Schrecken geriethen als im Jahre 1830, brach der lang verhaltene Groll in offenbare Empörung aus, die sich auch auf die beiden mächtigsten Staaten, Oesterreich und Preußen, ausdehnte. Die Regierungen mußten den Forderungen des Volkes entsprechen, es wurde ein deutsches Parlament nach Frankfurt berufen, dessen Allgewalt wie vom Volke, so auch von den Regierungen anerkannt wurde. Aber dasselbe war nicht fähig, seine große Stellung auszufüllen. Bald bewies es seine Rathlosigkeit und seinen vollständigen Mangel an praktischem Blick. Zwar löste es den Bundestag auf und ernannte einen Reichsverweser (Erzherzog Johann von Oesterreich), der ein Reichsministerium einsetzte; aber dies war auch der einzige kräftige Schritt, den es wagte. Statt das Verfassungswerk mit Energie zu fördern, verlor es sich in unfruchtbaren Discussionen und Schwärmereien; statt sich auf das Volk zu stützen, dem es allein sein Dasein zu danken hatte, liebäugelte es mit den Regierungen, unterstützte dieselben gegen die Opposition ihrer Landstände, so daß es allmählich allen Boden verlor und die Regierungen tagtäglich immer mehr an Macht gewannen. Als daher endlich die Verfassung am 27. März mit einer Majorität von 4 Stimmen angenommen und am folgenden Tag Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum erblichen Kaiser von Deutschland mit 290 Stimmen (die übrigen hatten sich der Wahl enthalten) ausgerufen worden war, wies der König die Wahl zurück, weil das Parlament die Befugniß nicht habe, eine solche vorzunehmen. Versuche, die Fürsten zur Annahme der Reichsverfassung zu bewegen, mißlangen; Oesterreich und Preußen riefen die aus ihren Staaten gewählten Mitglieder des Parlaments zurück; andere traten freiwillig aus; der Rest übersiedelte nach Stuttgart, wählte am 6. Juni eine Reichsregentschaft, die das Volk zu den Waffen rief, aber schon am 18. wurde das Parlament durch würtembergisches Militär gesprengt. Die Aufstände, welche in Dresden, in der Pfalz und Baden ausbrachen, um die Regierungen zur Annahme der Reichsverfassung zu zwingen, wurden durch Waffengewalt unterdrückt. Nun begannen Versuche Seitens der Regierungen, zunächst Preußens, eine den Fürsten angenehme Reichsverfassung aufzustellen; aber auch diese scheiterten an der Eifersucht der Dynastien, so daß man keinen anderen Ausweg mehr hatte, als den alten Bundestag wieder einzusetzen (Mai 1851), der wieder Gelegenheit fand, seine frühere Ohnmacht zu beweisen. In den einzelnen Staaten trat die Reaktion noch mächtiger hervor als im Jahre 1830, besonders in Oesterreich, nachdem Italien besiegt, Wien bewältigt, Ungarn mit Hülfe der Russen niedergeworfen worden war; die beschworene Verfassung wurde durch einseitigen Machtspruch aufgehoben, ein verderbliches Concordat mit Rom abgeschlossen, den Jesuiten immer größerer Einfluß gestattet. Auch in P
den übrigen Staaten war jede
schritten bezeichnet. Das B
diesen Umständen allen Muth
nung und es trat eine Zeit
Erschlaffung ein. Als im
italienische Krieg ausbrach,
Oesterreich auf die Lombardei
mußte, raffte sich das deutsche
es verlangte neuerdings Umge
des zu einer kräftigen Einh
Freiheit in den einzelnen Sta
entsprach diesen Wünschen; es
fassung wieder hergestellt; der
August 1863 die sämmtlichen
nach Frankfurt, um mit ihnen ei
sung für Deutschland zu verei
Oesterreich im Jahre 1850 die
ßens zu einer Neugestaltung de
gewiesen und deren Durchführu
macht hatte, so brachte es jetzt
daß Oesterreichs Anträge ohne
indem es an der Zusammenku
nicht Theil nahm. Unterdesse
gelegenheiten Schleswig-Holstei
merksamkeit des gesammten deu
der Regierungen auf sich gezog
thümer waren im Jahre 185
schen Regierungen der dänische
gegeben worden. Ende des Ja
der dänische Reichsrath eine
nommen, durch welche Schles
Verbande mit Holstein getren
nischen Reich vollständig einverle
Bald darauf aber starb der Kön
der Prinz Christian von Glü
folgte, beharrte auf Schleswig
was zu einer Bundesexekution
bald in eine einseitige Kriegsfü
und Oesterreichs mit Ausschl
truppen übergieng. Die Dä
den Herzogthümern verdrängt
Oesterreich und Preußen besetzt.
keiten, welche aus diesem Verl
den beiden Mächten entstande
Eifersucht, die seit 1848 imm
den war, und führten 1866
der die Auflösung des deutsc
Folge hatte, so daß alle Hoff
Herstellung der Einheit Deutsch
Schlage vernichtet wurden.
gange hatte aber wesentlich bei
schon früh im Volke selbst zwe
gegenstehende Parteien, die g
deutsche, gebildet hatten, von
eine Vereinigung Deutschlands
Oesterreichs unter der Hege
verlangte, die erste dagegen
ausgeschlossen wissen wollte.
den sogenannten Nationalverei
Ansicht in einer eigenen Woche
wickelte überhaupt eine große T
es ihr gelang, einen bedeutende
im Norden mit dem Gedanke
splitterung Deutschlands vertr

Auch in den kirchlichen
traten weitgreifende Bewegu
Schooß der katholischen
schon seit längerer Zeit ein
die immer mehr hervortretende

ultramontanen Partei und des Jesuitismus kund gegeben, doch fand diese Stimmung erst einen Mittelpunkt, als im Jahre 1844 der Bischof Arnoldi von Trier den „ungenähten heiligen Rock Christi“ zur Anbetung ausstellte und eine Wallfahrt zu demselben anordnete. Diese übertraf die kühnsten Erwartungen der Ultramontanen; aber bald zeigte sich ein Rückschlag. Der Kaplan Ronge in Grottkau erließ schon im Oktober des Jahres ein offenes Sendschreiben an den Bischof, in welchem er die Ausstellung für einen Götzendienst und schmählichen Ablaßkram erklärte, und seine Worte fanden unter Katholiken und Protestanten vielseitigen Anklang. Schon vorher war der Priester Joh. Czersky in Schneidemühl aus der römischen Kirche ausgeschieden; Beide traten nunmehr mit einander in Verbindung, und es bildete sich die erste Gemeinde der Deutschkatholiken in Schneidemühl, denen andere in allen Theilen Deutschlands mit Ausnahme Bayerns und Oesterreichs nachfolgten. Im Jahre 1845 wurde das erste Concil abgehalten, in welchem das Glaubensbekenntniß festgesetzt wurde, dessen Hauptsätze darin bestanden, daß die Heilige Schrift die einzige Grundlage der christlichen Glaubenslehre sein und der Primat des Papstes aufhören solle. In Folge der politischen Bewegungen des Jahres 1848 bildeten sich deutschkatholische Gemeinden auch in Bayern und Oesterreich, aber die Reaktion der folgenden Jahre übte auch hier ihren Einfluß: die Gemeinden wurden in diesen beiden Staaten und auch in protestantischen Ländern aufgelöst, ohne daß jedoch die Bewegung vollständig unterdrückt werden konnte. Noch jetzt bestehen in verschiedenen Theilen Deutschlands deutschkatholische Gemeinden, von denen mehrere sich mit den protestantischen freien Gemeinden zu einem Bund vereinigt haben.

In der protestantischen Kirche erregte David Friedr. Strauß durch sein „Leben Jesu“ (2 Bde., Tüb. 1835. 2. Aufl. 1837), in welchem er die Evangelien kritisch beleuchtete, einen wahren Sturm, der um so bedeutsamer wurde, als er in Bruno Bauer („Kritik der evangelischen Synoptiker“, 3 Bde., Lpz. und Braunschw. 1841—42) und Ludwig Feuerbach („Das Wesen des Christenthums“, Lpz. 1841; „Das Wesen der Religion“, Ebd. 1845) noch kühnere Nachfolger fand. Der zunehmende Abfall der Geistlichkeit von dem Wesen des Protestantismus, der auf Freiheit der Forschung beruht, ihr immer entschiedener hervortretendes Streben nach hierarchischer Gewalt führte zu ähnlichen Erscheinungen wie in der katholischen Kirche. Auf Veranlassung des Predigers Uhlich in Magdeburg bildeten sich Versammlungen der „Protestantischen Freunde“, von ihren Gegnern „Lichtfreunde“ genannt, mit dem Zwecke, die protestantische Kirche auf Grundlage des Evangeliums und im Geiste des Protestantismus weiter zu entwickeln. Bald darauf wurden die Theilnehmer von den Behörden aufgefordert, sich über ihre kirchliche Stellung zu erklären, und dadurch gezwungen, aus der Staatskirche auszutreten und selbstständige Gemeinden zu bilden, die sich bald über einige Theile Deutschlands verbreiteten. Die politischen Ereignisse von 1848 förderten die Entwickelung der „Freien Gemeinden“, wie sie sich jetzt nannten, während sie von der Reaktion der folgenden Jahre noch härter betroffen wurden als die Deutschkatholiken, mit denen sie sich zu einem „Bund freier religiöser Gemeinden“ in so weit vereinigten, als der Grundsatz freier Bewegung festgestellt und die Ausführung dieses Grundsatzes jeder einzelnen Gemeinde überlassen wurde.

Neben diesen freien Aeußerungen des religiösen Sinnes und im Gegensatz zu ihnen, der zur Trennung von den Staatskirchen führte, entwickelten diese eine große Rührigkeit und suchten den verlorenen Boden wieder zu gewinnen, ja selbst noch größere Macht zu erringen. Sie fanden in ihren Bestrebungen die lebhafteste Unterstützung bei den Regierungen, die, wie früher, so auch jetzt noch, in der kirchlichen Autorität die festeste Grundlage für ihre weltliche Gewalt erblickten. Die großartigsten Erfolge hatte die katholische Kirche in Oesterreich, wo das Concordat vom 25. Sept. 1855 ihr den Jugendunterricht beinahe unbedingt in die Hände gab und zugleich die Protestanten in eine untergeordnete, ja fast herabwürdigende Stellung brachte. Noch anderer Siege rühmte sich die Kirche, die sie vornehmlich der unausgesetzten Thätigkeit der Jesuiten zu verdanken hatte; es gelang ihr, eine nicht geringe Zahl von Protestanten zum Abfall zu bewegen und darunter manche bedeutende Persönlichkeit, selbst solche, die früher den Katholicismus und selbst das Christenthum mit Bitterkeit befehdet hatten. Unter den Neubekehrten sind nicht Wenige, die in der Geschichte der deutschen Literatur eine mehr oder weniger bedeutende Stellung einnehmen (Daumer, Drewes, die Gräfin Hahn-Hahn u. Andere); es verdient aber bemerkt zu werden, daß sie ihre Bedeutung durch die Thätigkeit erwarben, welche sie vor ihrer Bekehrung entwickelt hatten, und daß ihre späteren Erzeugnisse weit hinter ihren früheren zurückblieben.

Der Einfluß der politischen und religiösen Verhältnisse auf die Entwickelung der Literatur wird sich aus der nachfolgenden Darstellung ergeben.

Wir erinnern uns, daß die Wissenschaft in der vorangehenden Periode einen weitgreifenden Einfluß auf die Literatur übte; in der gegenwärtigen ist ein solcher nur während der ersten Jahre bemerkbar, in denen die Hegelsche Philosophie, und zwar deren sogenannte junge Schule oder linke Seite die Kritik mit Talent und Erfolg handhabte. Später trat dieser Einfluß immer mehr zurück, und wurde durch den der Naturwissenschaften verdrängt, der übrigens doch nur in einzelnen Erscheinungen bedeutend war. Dagegen machte sich der Einfluß der Literatur auf die Wissenschaften immer mehr geltend, indem eine Zahl Gelehrte sich einer schönen Darstellung befleißigten, noch mehr aber dadurch, daß viele sich bestrebten, die neuen Forschungen und Ergebnisse im Gebiete der verschiedenen Wissenschaften in allgemeiner faßlicher Sprache darzustellen und sie auf diesem Wege dem gebildeten Theil des Volks zugänglich zu machen. Als eine Folge dieses Bestrebens sind auch die wandernden Versammlungen der Naturforscher, der Philologen u. s. w. anzusehen, so wie die Gründung zahlreicher Vereine, namentlich geschichtsforschender, durch

welche die Theilnahme an den wissenschaftlichen Bestrebungen außerordentlich anwuchs und gediegenere Bildung in die weitesten Kreise verbreitet wurde.

Während in den beiden vorangehenden Zeiträumen einzelne Persönlichkeiten den Gang der Literatur bestimmten (im sechsten Klopstock, Lessing und Wieland, im siebenten Hamann und Herder, dann Göthe und Schiller, später die Romantiker, und endlich Uhland und Rückert, Heine und Platen), vermag in der vorliegenden keine einzige einen weitgreifenden und bleibenden Einfluß zu gewinnen. Allerdings ziehen einzelne Gestalten die Aufmerksamkeit in höherem Maße auf sich, so Gutzkow, Freiligrath, Geibel, Hebbel, Oskar von Redwitz und einige Andere; auch finden sie eine Zeitlang manche Nachahmer, aber es gelingt ihnen doch nicht, der gesammten Literatur ihren Stempel aufzudrücken oder auch nur eine länger andauernde Bewegung in derselben hervorzubringen; vielmehr sind es die großen Persönlichkeiten des vorigen Zeitraums, deren Einfluß noch fortwährend bald mehr, bald weniger erkennbar fortwirkt.

Zwar bilden sich mehrere literarische Vereine mit poetischen Zwecken, aber es gewinnen dieselben kaum auf ihre eigenen Mitglieder einen wirksamen Einfluß, noch weniger gelingt es ihnen, in den Gang der Literatur einzugreifen. Das sogenannte „Junge Deutschland", auf welches wir später ausführlicher zurückkommen werden, war kein eigentlicher Verein; die Junggermanische Schule, von welcher wir ebenfalls später berichten werden, gewann keinen Boden; der von der Frau Johanna Kinkel in Bonn gestiftete Maikäferverein, an welchem Kinkel, Alex. Kaufmann, Simrock, Schloenbach, Nic. Becker dauernden, Andere vorübergehenden Antheil nahmen, hatte zunächst nur gesellschaftliche Zwecke. In Berlin fanden sich seit 1827 die dort lebenden Dichter und andere, die vorübergehend daselbst verweilten (Platen, Strachwitz, Heyse, Geibel u. A. m.), in einem, wenn wir nicht irren, freien Verein zusammen, der öfters durch eine unbefangene und scharfe Kritik der Mitglieder unter einander und durch häufig veranstaltete Wettkämpfe eine glückliche Wirkung auf deren Produktion ausübte. Unter denselben sind folgende vorzüglich bekannt geworden: Schulz, Ferrand, Hagendorff, Horwitz, L. Kosbarsky, die beiden Marggraff, Sallet, in neuerer Zeit Fontane, Lepel u. Andere. In München bestand eine Zeitlang ein Verein für deutsche Dichtkunst, deren Mitglieder (Aug. Becker, Jul. Grosse, Lingg, C. W. Neumann, Heinr. Reder, Herm. Schmid und Trautmann) erfolgreichen Einfluß auf einander übten; später bildeten diejenigen Dichter, welche theils durch König Maximilian II. nach München berufen worden waren, theils sich aus eigenem Antrieb dort niedergelassen, den Verein des „Krokodils", dessen Wirksamkeit jedoch auch meist nur auf dessen Mitglieder beschränkt blieb; es waren Geibel, P. Heyse, Bodenstedt, Hertz, M. Meyr, C. W. Neumann, Dahn, Jul. Grosse, Lingg, Hopfen u. A. m.

Die Wupperthaler Dichter Rittershaus, Stelter, Siebel, Schults, Röber sind nicht zu einem Verein zusammengetreten, aber die Gleichheit ihrer Bildung und ihres Stand sind Kaufleute und Fabrikanten — thümliche Stellung, die sie in dem p Lande einnehmen, hat ihren Dichtun gleichartigen Charakter aufgedrückt; sämmtlich eine ernste, sittlich schöne humane Richtung und besonders spri ihnen ein tiefes Gefühl für Freundsc Familienleben aus. Wenn auch die lebenden Dichter zeitweise mehr ode geschlossene Kreise bildeten, so haben s nicht zu Vereinen mit bestimmt ausgesp Zwecke verbunden; aber ihr gegenseit gang konnte natürlich nicht ohne Ei ihre poetische Entwickelung bleiben. Un die eine höhere Bedeutung erlangten, züglich Feuchtersleben, Bauernfeld, L. A. Frankl, Tschabuschnigg, Mo mann, Meißner, Constant. von Wurz Halm u. A. m. zu nennen.

Das poetische und literarische Le jedoch nicht auf die erwähnten Oer beschränkt; haben wir schon im vorhe Zeitraum die Bemerkung machen kön das ganze Deutschland an der literar wegung Theil nahm, so gilt sie von noch höherem Maße: es ist beinahe noch so kleine Landschaft, die nicht irg Repräsentanten in der „Nationalver der Dichter", insbesondere der Lyri Es wird sich später Gelegenheit finde Umstand gebührend hervorzuheben, es schon hier bemerkt werden, daß währe der Norden beinahe ausschließlich zu der deutschen Intelligenz geworden auch der Süden lebendigen und fr Antheil an der geistigen Bewegung ni daß dieß von um so größerer Wich als er mit noch jugendlicher, unerschöp in die Schranken tritt. Es ist daher gültige Erscheinung, daß selbst bede sönlichkeiten des Nordens sich jetzt Süden wenden, so Hebbel nach W Bodenstedt und Andere nach Mün allgemeine Theilnahme ist ferner von großer Bedeutung für die wickelung der Literatur und u Poesie, weil jeder Stamm seine keit in den allgemeinen Besitz br vorigen Zeitraume haben sich a an der Literatur betheiligt, und Deutsche, die außerhalb des de leben, Schweizer, Elsässer, Kur Ungarn und Siebenbürger, so ner fremder Nationalitäten: länder und Italiener. Auch ter zu berücksichtigen sein.

Man versuchte zwar auch in denen sich die poetischen samer Thätigkeit vereinigen, diese Organe kein festes und hatten und die Theilnahm nur zufällig war, so konnt gedeihen. Zwar fanden die seit dem Ende der zw der dreißiger Jahre in gr ten, eine Zeit lang ein kum, und ein französis seiner Zeit nicht mit U wahrscheinlich ebenso u

ıübt sein würde, einen Winter ohne ıbücher, als einen Frühling ohne Sa- der einen Herbst ohne Ernte zu sein. da sie meist auf novellistische Unter- ıslectüre berechnet waren, so konnten ie besten einen Einfluß auf die poetische tion nicht gewinnen. Es ist beinahe ch, wie die Herausgeber sich anstrengten, urch den Titel die Neugierde der Käufer ıen. Da wurde bald die griechische und rö- Mythologie (Urania, Minerva, Orphea rpheus, Aglaja, Delphin, Iris, Aurora, a, Helena, Penelope), seltener die ger- e (Iduna), oder die alte Geschichte (Cor- n Anspruch genommen, bald die Blumen- plündert (Vergißmeinnicht, Alpenrosen, grün, Rosen, Lilien, Cyanen, Schnee- ı, Sonnenblumen); neben diesen erschie- ch Schmetterlinge, Perlen und Diademe, Vielliebchen, Gedenke mein, mehrere ſiegemälde, Herbstgaben und Weihnachts- , sogar ein Aesop, Des Bettlers Gabe ı wirklicher Bettler, der sich als „Lies ınkündigte. Einige waren ausdrücklich n Frauen gewidmet, wie die „Cornelia", gung den Frauen", „Der Freund des Geschlechts"; eines: „Jeschurun", kün- ich als Taschenbuch für Schilderungen ıklänge aus dem Leben der Juden an. leberfülle brachte mit der Zeit Ueberdruß, sehr die Verleger sich bemühten, ihre ıbücher durch reiche Ausstattung, beson- ırch schöne Kupfer oder Stahlstiche zu en, so giengen die meisten doch nach ch ein. In Oesterreich hielten sie sich ıgsten.

die Taschenbücher, welche früher auch e Beiträge enthielten, mit der Zeit diese entschiedener ausschlossen, erwachte das niß nach einem Organ, welches von Jahr r die besseren Erscheinungen, besonders iete der lyrischen Poesie zusammenfaßte; man auf die Idee der Musenalma- ıurück, die im 18. Jahrhundert und am des 19. eine so große Bedeutung er- ıatten. Der Leipziger Professor der k Amadeus Wendt gab schon im Jahre inen „Musenalmanach" heraus, der vom 1832—1839 als „Deutscher Musen- ch" von Chamisso und Gustav Schwab ıt wurde. Derselbe bot Anfangs viel ſliches und vereinigte die bedeutendsten der deutschen Dichterwelt; Wendt hatte ı seinen Beiträge von Göthe, Tieck, Rückert, Chamisso, Gustav Schwab, Schlegel u. A. erhalten; in der von o und Schwab besorgten Fortsetzung war e jüngere Generation vertreten; neben ın der Herausgeber finden sich Beiträge ıst. Grün, Lenau, G. Pfizer, Freiligrath, V. Strauß, Simrock, Wackernagel, , Reinick, Alex. von Würtemberg, den Stöber, Geibel, Wihl, Scheurlin, Schulz- , Gruppe u. A. In den letzten Jahr- war jedoch die Theilnahme der besseren so gering, daß das Unternehmen endlich ıen wurde. Es wurden zwei Versuche ihn fortzusetzen; im J. 1840 erschien :utsche Musenalmatach" von Ruge und eyer, der nur zwei Jahrgänge, und ein „Deutscher Musenalmanach" in Leipzig ohne Namen des Herausgebers, der sogar nur Einen Jahrgang erlebte. Im J. 1851 finden wir wiederum zwei „Deutsche Musenalmanache", der Eine wurde von Gruppe in Berlin, der zweite von Chr. Schad in Würzburg heraus- gegeben. Der erste, der im J. 1859 wieder eingieng, repräsentirte mehr den Norden und zeichnete sich durch die Formvollendung seiner Mittheilungen aus; der zweite, der 55 Jahr- gänge erlebte, enthielt vorzugsweise Beiträge süddeutscher Dichter, die sich meist durch ihre Frische und Natürlichkeit charakterisirten. Den letzten Versuch, einen allgemeinen Musenalma- nach herauszugeben, bildet das „Deutsche Dichter- buch aus Schwaben" (1864), das jedoch trotz seiner prachtvollen Ausstattung und der bei- gegebenen schönen Photographien der hervor- ragendsten Theilnehmer keinen zweiten Jahr- gang erlebte.

Daß sich die allgemeinen „Deutschen Musen- almanache" verhältnißmäßig nur kurze Zeit er- halten konnten, hatte seinen Grund zum Theil, so sonderbar es klingt, in der überaus großen Production. Weil nämlich die Zahl der Dich- ter, insbesondere der lyrischen, so außerordent- lich angewachsen war, so konnte eine einzige Sammlung nicht mehr hinreichen, und es ent- standen daher provinzielle Musenalmanache, in denen auch diejenigen Dichter Aufnahme finden konnten, die vielleicht von den Redaktionen der allgemeinen Musenalmanache zurückgewiesen wor- den waren. So tauchte im J. 1833 ein „Neuer Göttingischer Musenalmanach" auf, und im J. 1836 ein „Norddeutscher Frühlingsalma- nach", der manches Gute von Sallet, Schulz- Ferrand u. A. brachte. Der von Rückert im J. 1838 herausgegebene „Erlanger Muse- nalmanach" fand wenig Anklang. Außerdem er- schienen noch das „Rheinische Odeon", das zu den bessern Erscheinungen der Art gehörte, ein „Musenalmanach aus den deutschen Ostseepro- vinzen", der „Frühlingsalmanach" von Lenau, ein „Schleswig-Holsteinischer", ein „Frankfurter" und ein „Schlesischer Musenalmanach". In der neuesten Zeit gab man diesen provinziellen Sammlungen den Namen Dichterbuch, und so haben wir ein „Oesterreichisches" und ein „Münchner Dichterbuch" zu verzeichnen.

Wie im politischen und kirchlichen Leben, so ist die vorliegende Periode auch in literarischer Beziehung als eine Zeit der Gährung zu be- zeichnen, die zum Theil der in den Tagen der Originalgenies während der sechsziger und sie- benziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ähn- lich ist, ihr aber doch sehr untergeordnet erscheint, weil keine Persönlichkeiten hervortreten, die der Literatur und insbesondere der Poesie einen bestimmten Gang vorzuzeichnen fähig waren, und weil eben deshalb die verschiedenen Bestre- bungen als ein mehr oder weniger unsicheres Suchen erschien; denn so wie in der Politik, so hat man auch in der Poesie ein bestimmtes Ziel, aber man schwebt über die Mittel im Unklaren, die zur Erreichung desselben einge- schlagen werden sollen. Die Zeit, die wir zu besprechen haben, unterscheidet sich auch in an- derer Beziehung von jener früheren. Damals hatte das stürmische Treiben der jungen Gene- ration zwar auch Gegner, aber diese fanden im

Ganzen wenig Anklang; nicht bloß die Jugend, auch die älteren Leute ließen sich von der allgemeinen Begeisterung für die neue Schule hinreißen. In der gegenwärtigen Periode dagegen stehen sich die entschiedensten Gegensätze gegenüber, und wenn auch Talent und Zahl unverkennbar auf der Einen Seite sind, so hat die andere vielfache Mittel, dieses Uebergewicht zu neutralisiren.

Wiewohl die Mundarten aus einem später zu entwickelnden Grunde in größerem Umfange als je zur poetischen Darstellung verwendet werden, so ist die Sprache doch vorwiegend hochdeutsch. Sie erhält sich in der Poesie im Allgemeinen auf der Höhe des vorigen Zeitraums, bei einer nicht kleinen Anzahl von Dichtern ist der Einfluß der Philosophie unverkennbar, weshalb sich ihre Darstellung in Abstraktionen verliert, wie sie ihre Bilder mehr aus dem innern Leben, aus den Seelenzuständen als aus der Welt der äußern Erscheinungen nehmen. Die Sprache der Prosa ist im Allgemeinen in einem Zustande der Auflösung und es muß die niederschlagende Bemerkung gemacht werden, daß das Gefühl für Reinheit der Sprache immer mehr abnimmt, und wir einem Zustande entgegengehen, der noch verderblicher ist als der zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs, weil damals erstens die Sprache nur durch das Eindringen fremder Wörter verunstaltet wurde, jetzt aber auch fremde Redensarten und Wendungen in Unzahl gebraucht werden und selbst die deutsche Wortstellung der französischen immer mehr weicht, und weil zweitens damals die Krankheit nur die höhern Stände ergriffen hatte, während sie in unsern Tagen allgemein verbreitet ist, was ihre Heilung immer schwieriger macht, da die Schriftsprache sich nicht mehr wie früher an der Sprache des Volks wieder verjüngen kann. Zwar fehlt es auch jetzt nicht an Versuchen, dem Uebel zu steuern, aber theils sind sie zu beschränkt und pedantisch, wie die der Männer, welche „Die Eiche“ zu ihrem Organ gewählt haben, theils greifen sie das Uebel nicht an der Wurzel an oder verlieren sich in untergeordnete Nebendinge, wie es zum Theil im „Sprachwart“ der Fall ist.

Erster Abschnitt: Poesie.

Der Einfluß derjenigen Persönlichkeiten, welche am Ende des vorigen Zeitraums den Gang der Literatur bestimmten, Uhland, Rückert, Platen und Heine, dauert auch in dem vorliegenden eine Zeit lang fort, und namentlich gewinnt der Letzte immer mehr an Bedeutung. Abgesehen von den innern Gründen, die wir im vorhergehenden Bande entwickelt haben, nahm Heines Einfluß zunächst in Folge der französischen Revolution von 1830 zu, auf die er in seinen „Reisebildern“ das deutsche Publikum vorbereitet hatte. Noch in anderer Weise wurde er einflußreich. Er hatte nämlich den Weltschmerz erfunden, das heißt die sentimentale Unzufriedenheit mit der Welt und dem Leben. Freilich war es ihm damit, wie überhaupt mit Allem, nicht sonderlich Ernst; er spielte mit diesem Schmerz, der ihm Gelegenheit gab, einen neuen Ton anzuschlagen. Allein bald fand derselbe bei allen Denjenigen Nachklang, die, mit sich selbst unzufrieden, nur zu leicht geneigt waren, die Schuld ihrer Unzufriedenheit auf die Welt und das Leben zu werfen. Allerdings erhielt diese Richtung, die in ihrer Haltlosigkeit bald ihr Ende gefunden hätte, durch die politischen Verhältnisse eine wirksamere Begründung und fruchtbare Nahrung. Die Reaktion von 1832, welche niederdrückend auf dem ganzen Volke lastete und es mit dem Bewußtsein der Schwäche erfüllte, übte die nämliche Wirkung auf die Poesie und ganz besonders auf die Lyrik, die sich nunmehr in endlosen Klagen und unmännlichem Jammer ergieng. Dieser Zustand war zu erbärmlich, als daß er nicht einen Gegensatz hätte hervorrufen sollen. Man begann zu untersuchen, was der Grund dieser Unzufriedenheit sei, und fand ihn, durch die ähnlichen Untersuchungen in Frankreich angeregt und geleitet, weniger in den rein politischen als vielmehr in den socialen Verhältnissen der Gegenwart. Diese in ihrer Haltlosigkeit darzustellen und zu bekämpfen, dagegen die aus dem Studium der französischen Saint-Simonisten und Socialisten, ganz besonders aber den Romanen der George Sand gewonnenen Ideen zu verbreiten, machten sich einige junge strebende und geistvolle Männer zur Aufgabe, die ursprünglich in keiner näheren Beziehung zu einander standen, aber bald durch äußere Verhältnisse zu einander gedrängt wurden. Selbst der Name, der ihnen gegeben wurde, „Junges Deutschland“, war rein zufällig entstanden. Einer dieser Männer nämlich, L. Wienbarg, hatte die Vorrede zu seinen „Aesthetischen Feldzügen“ (Hamb. 1834) mit den Worten begonnen: „Dir, junges Deutschland, widme ich diese Reden, nicht dem alten“, womit er die deutsche Jugend im Allgemeinen im Gegensatz zur älteren Generation meinte. Dem deutschen Bundestag gebührt die Ehre, jenen Worten eine bestimmte Anwendung gegeben zu haben, indem er fünf Schriftsteller, Heine, Laube, Gutzkow, Wienbarg und Theodor Mundt, unter diesem Ausdruck zusammenfaßte, die er als zu einem konstituirten Verein verbunden bezeichnete, während sie, wie gesagt, nur in lockerer, zum Theil in gar keiner Verbindung zu einander standen. Der Bundestag war übrigens durch Wolfgang Menzels Denunciation auf die genannten jungen Männer aufmerksam gemacht worden; er hatte ihre Schriften als Kirche, Staat und Sittlichkeit untergrabend bezeichnet und in diesem Sinne wurden dieselben, ja selbst die noch künftig erscheinenden, durch Bundesbeschluß vom J. 1835 im ganzen Umfange des Bundes verboten. Da auch bald darauf Gutzkow wegen „Verspottung der im Lande anerkannten Religionsgesellschaften“ in seinem Roman „Wally“ zu zehnwöchentlicher Gefängnißstrafe verurtheilt worden war, so erhielten diese jungen Leute eine Bedeutung, die sie ohnedem niemals erlangt haben würden; ihre Schriften wurden mit größter Begierde gelesen und die ihnen gegebene Bezeichnung als „Junges Deutschland“ wurde zum Ehren-

ſleiche Verfolgung, die ſie zu erdulden hat-
veranlaßte ſie, ſich enger an einander zu
ıen, was wahrſcheinlich nicht der Fall ge-
wäre, wenn ihnen die Polizei des Bundes
ſo auszeichnende Aufmerkſamkeit gewidmet
Dieß iſt ſchon daraus zu vermuthen, daß bald
ıroffſten Gegenſätze zwiſchen den Einzelnen
ıchten, die ſelbſt zu den hitzigſten Kämpfen
:n, ſo daß ſich die kaum geknüpfte Ver-
ng bald wieder auflöſte.
r haben die äußere Geſchichte des „Jungen
ſchlands“ von ſeinen Anfängen bis zu ſei-
luflöſung mitgetheilt, um ſie im Zuſam-
ıng darzuſtellen und die folgenden Betrach-
n über ihre Beſtrebungen nicht unterbrechen
üſſen.
s Junge Deutſchland — wir faſſen unter
ı Namen die Schriften der jungen Män-
uſammen, welche oben genannt wurden
ıu denen ſich ſchon bald noch einige andere
:en, die mehr oder weniger in dem Sinn
:ſten zu wirken ſuchten (Herm. Marggraff,
Willkomm, Guſt. Kühne, Alex. Jung) —
ſunge Deutſchland, als deſſen Vorläufer
und Börne anzuſehen ſind, fand ſeine
htigung in den politiſchen, ſocialen und
riſchen Verhältniſſen der Zeit, deren Halt-
:it immer klarer und lebendiger hervor-
Nicht mit Unrecht ſprach ſich Wienbarg
nen ſchon erwähnten „Aeſthetiſchen Feld-
“ dahin aus, daß der Staat, die Kirche,
ürgerliche Geſellſchaft, die Literatur neu
werden müßten, und als Mittel gab er
ithetiſche Bildung an. Er wiederholte hie-
eigentlich nur, was lange vor ihm Leſſing,
r und Schiller, freilich nicht mit ſo aus-
icher Beziehung auf die öffentlichen und
rlichen Verhältniſſe ausgeſprochen und wo-
ie in erfolgreicher Weiſe gewirkt hatten.
r Gedanke wurde von Andern lebhaft
faßt, aber auch in einer Weiſe erweitert,
ı nicht langer Zeit die gute Abſicht noth-
g vereiteln mußte. Sie ſtellten die Frei-
er Individualität als Hauptgrundſatz auf,
ı dieſen aber in dem Sinne auf, daß jeder
lne die Befugniß haben ſolle, ſich willkür-
u entwickeln und zu bewegen. Daher er-
n ſie den Staat und die Kirche für Feſſeln,
: der freien Entwickelung der Individuen
:end entgegenträten und die deshalb zu ver-
n ſeien; daher ſetzten ſie dem Nationalen
:ine Humanität entgegen, wobei die Er-
ung an Göthe's Weltliteratur nicht wenig
:kte; daher verſpotteten ſie die freilich
liche „Deutſchthümelei“ und den noch
licheren „Franzoſenhaß“; daher endlich
ıgten ſie Emanzipation der Juden und
ızipation der Frauen.
ın ſieht, daß hier Wahres und Falſches
durcheinander gewürfelt war, daß aber
Irrthümliche weit überwog. Denn was
hſt die Emanzipation der Frauen betrifft,
tte das Junge Deutſchland wohl das voll-
:enſte Recht zu verlangen, daß den Frauen
unveräußerlichen Menſchenrechte in dem
: gewährt werden ſollen wie den Männern,
hnen alſo namentlich die vollſtändigſte Ge-
heit gegeben werde, ihre angebornen Geiſtes-
allſeitig zu entwickeln und ſie eben da-
fähiger zu machen, ihrem von der Natur
angewieſenen Beruf als Hausfrau und als Mut-
ter im höchſten Maße Genüge zu leiſten, wes-
halb ihnen auch eine freiere, von den Männern
unabhängigere Stellung in den bürgerlichen
Verhältniſſen eingeräumt werden müſſe. Hätte
ſich das Junge Deutſchland mit der Aufſtellung
dieſer Sätze begnügt, ſo hätte es allerdings
immerhin Widerſtand gefunden, aber es hätte
nothwendig ſiegreich aus dem Kampfe hervor-
gehen müſſen. Allein es lag ihm an dieſen
Sätzen in der That wenig; es hob vielmehr
eine andere Seite mit der ausgeſprochenſten
Vorliebe hervor, nämlich die, daß den Frauen
die freie Selbſtbeſtimmung in Bezug auf die
Liebe gewährt werden müſſe. Dieſe Forderung
ſcheint ſich allerdings von ſelbſt zu verſtehen,
denn durch Zwang in der Liebe wird Nichts
weniger als die Menſchenwürde verletzt. Aber
das Junge Deutſchland verband einen ungleich
verſchiedenen Sinn mit dieſer Forderung; es
proteſtirte nämlich mit derſelben einfach gegen
die Ehe, es verlangte freies Zuſammenleben
der Geſchlechter. Die Liebe ſoll allerdings frei
und ungezwungen ſein; allein es verhält ſich
mit ihr wie mit der Kunſt, ſie will eine Form
haben und dieſe Form iſt eben die Ehe. Form-
loſe Kunſt iſt keine Kunſt, formloſe Liebe iſt
keine Liebe, ſondern bloß Ausdruck der rein
körperlichen Sinnlichkeit. Eine ſolche Emanzi-
pation der Frauen iſt daher keine Befreiung,
ſondern die tiefſte Herabwürdigung derſelben,
weil ſie der Willkür des Mannes Preis ge-
geben werden; durch eine ſolche Emanzipation
verliert die Frau ihre Menſchenwürde und wird
zum bloßen Mittel für die Sinnlichkeit des
Mannes erniedrigt. Man hat dieſelbe daher
mit vollem Recht als „Emanzipation des Flei-
ſches“ bezeichnet.

Das Junge Deutſchland war übrigens nicht
von ſich aus auf dieſe Ideen gekommen, wie es
überhaupt weder ſelbſtſtändig, noch viel weniger
ſchöpferiſch war. Es nahm dieſelben aus Frank-
reich herüber und erinnerte ſich zugleich an Heinſe,
deſſen Schriften von Laube herausgegeben wur-
den, und an Schlegels Lucinde, von der Gutz-
kow eine neue Ausgabe veranſtaltete.

Durch dieſe Richtung lehnte ſich das Junge
Deutſchland an die Romantik, dagegen trennte
es ſich von derſelben darin, daß es ſtatt des
religiöſen Princips das ſociale zum Mittel-
punkt ſeiner Beſtrebungen machte; aber auch
hier herrſchte in ihren Anſichten Unklarheit
und Uebertreibung, was freilich darin ſeinen
Grund hatte, daß es den jungen Männern an
gediegener Bildung fehlte, die durch das Talent
nicht erſetzt werden kann. Die Ideen, die ſie
verkündigten, waren nicht aus dem Studium
der Geſchichte, nicht aus der tieferen Beobach-
tung der Zeitverhältniſſe hervorgegangen, auch
waren ſie nicht das Ergebniß philoſophiſcher
Unterſuchungen oder auch nur ernſter Reflexion,
vielmehr lagen dieſe Ideen ſchon in der Zeit
ſelbſt, und dem Jungen Deutſchland gebührt
einfach die Anerkennung, daß ſie dieſelben in
einer allgemein faßlichen und zugleich lebendig
anſchaulichen Weiſe darzuſtellen unternahmen.
Und darin liegt ſeine eigentliche Bedeutung
und Wirkſamkeit. Sie wählten zur Entwicke-
lung dieſer Ideen vorzugsweiſe die Form des
Romans und der Novelle, wodurch ſie auch

Diejenigen, die nur des unterhaltenden Stoffs wegen lasen, in ihre Reflexionen einzugehen zwangen. Freilich konnten sie eben dieser Tendenz wegen keine künstlerischen Gebilde schaffen, ihre Erzeugnisse blieben weit hinter denen ihrer nächsten französischen Vorbilder zurück, aber ihre Schriften gewannen in anderer Weise einen heilsamen Einfluß. Wie schon angedeutet, gaben sich die jungen Männer Mühe, in einer allgemein faßlichen Sprache zu reden, der schwerfälligen, unklaren, ja selbst unverständlichen Sprache der Philosophie einen leichten, fließenden Styl, eine elegante Darstellung entgegenzusetzen. Freilich wurde ihnen bald die Form zur Hauptsache, und da ihnen alle tiefere Kunstbildung abgieng, mußten sie durch äußere Mittel zu wirken suchen, die sie natürlich in kurzer Zeit verbrauchten. So selbstzufrieden Jeder von ihnen mit sich selbst war, so erkannte doch auch Jeder die Schwächen der Andern, und sie zögerten nicht, dieselben aufzudecken. So sagte Laube von Gutzkow, daß er „mit seinem Styl bloß experimentire, der ihm noch kein Innerliches geworden sei", und Gutzkow behauptete von Laube, „er rede eine schwülstige, affektirte Sprache, einen angelernten Jargon".

So ist es begreiflich, daß das Junge Deutschland in kurzer Zeit in sich selbst zerfiel. Es war mit übermüthigem Selbstbewußtsein aufgetreten, hatte in hochtrabenden Phrasen allem Bestehenden den Krieg erklärt, den socialen und literarischen Zuständen mit Vernichtung gedroht und Großes von seinen künftigen Schöpfungen verkündigt; aber von alle dem gieng Nichts in Erfüllung; und so gerieth es bald in völlige Vergessenheit, ja zum Theil sogar in Mißachtung, da es sich selbst bekämpfte, seine ursprüngliche Stellung aufgab und sogar mit der Gewalt zu buhlen begann.

Unterdessen hatte sich eine neue, weitgreifendere Bewegung vorbereitet, die aus dem Schooß der Hegelschen Philosophie hervorgieng. Während dieselbe bis dahin als die mächtigste Stütze des Conservatismus in politischer und religiöser Beziehung gehalten und daher von den Regierungen, namentlich von der preußischen, mit allen Mitteln gefördert worden war, hatte sich aus ihr eine Schule entwickelt, welche den vollständigsten Gegensatz zur bisherigen Auffassung bildete. Sie zögerte nicht, ihre in der Stille gereiften Anschauungen auch öffentlich zu verkündigen. Zwei junge geist- und kenntnißreiche Männer voll Muth und Entschiedenheit, Arnold Ruge und Theodor Echtermeyer, gründeten im J. 1838 die „Halle'schen Jahrbücher", welche mit schlagender Gewalt der Dialektik die politische und religiöse Reaktion bekämpften und die Fahne der freien Forschung aufpflanzten, die sie für alle Verhältnisse, die religiösen, wie die politischen und literarischen, in Anspruch nahmen. Sie entwickelten eine fruchtbare Kritik dieser Zustände und gewannen bald eine solche Bedeutung, daß das preußische Ministerium mit dem Verbote der Zeitschrift, die bis dahin in Leipzig gedruckt worden war, drohte, wenn sie nicht nach Preußen verlegt und unter preußische Censur gestellt würde, welche Forderung durch die seltsame Behauptung begründet wurde, daß eine Zeitschrift, die sich nach einem preußischen Orte nenne, auch in Preußen erscheinen müsse. Ruge und Echtermeyer zogen vor, Preußen zu verlassen (1841), sie zogen nach Dresden und nannten ihre Zeitschrift „Deutsche Jahrbücher", die nun in noch entschiedenerem Sinne auftraten, aber schon im J. 1843 unterdrückt wurden. Die „Jahrbücher" hatten in literarischer Beziehung vorzüglich die Romantik bekämpft, die sie als die Quelle aller Rückschritte wie in poetischer, so auch in politischer und religiöser Beziehung bezeichneten. Sie wiesen nach, daß dieselbe ein Abfall von der Aufklärung und dem Protestantismus sei und durch ihre mystische Schwärmerei alle Thatkraft im Leben und in der Kunst untergrabe; sie wiesen endlich darauf hin, daß die Poesie nur dann ihre hohe Aufgabe erfülle, wenn sie in die Ideen der Zeit eingehe und den bisherigen mittelalterlichen Anschauungen moderne entgegensetze. Sie wurden hiedurch die Begründer der neuen Richtung in der Poesie.

Zunächst zeigte sich ihr Einfluß darin, daß die Politik auf entschiedenere Weise, als es bisher geschehen war, in das Gebiet der Poesie gezogen wurde und daß die politische Poesie eine Zeitlang vorherrschte, welche nicht wenig dazu beitrug, die Bewegungen des Jahres 1848 vorzubereiten. Wir haben schon angedeutet, wie dieselben ohne Resultat ausgiengen und ihnen eine Reaktion folgte, welche alle „Errungenschaften", wenn von solchen überhaupt die Rede sein konnte, wieder vollständig vernichtete. Auch die Poesie wurde von der Reaktion ergriffen, die Idee der Einheit verschwand und an deren Stelle trat die des Partikularismus, besonders in Preußen, wo Scherenbergs episch-lyrische Dichtungen einen fruchtbaren Boden fanden. Noch entschiedener wurde die Idee der Freiheit in politischer wie in religiöser Beziehung bekämpft; als einflußreichster Repräsentant dieser Richtung ist Oskar von Redwitz zu bezeichnen, dessen Dichtungen von der Partei übermäßig erhoben wurden und die durch ihren glänzenden Schein allerdings zu täuschen geeignet waren. Diesen sowie überhaupt allen excentrischen Richtungen wollte im J. 1851 ein Verein von jungen Gelehrten und Dichtern, zunächst in Hamburg (Krüger und Wulff), der sich den Namen „Junggermanische Schule" gab, entgegentreten, aber so achtungswerth deren Bemühungen waren, so viele frische Talente sich ihnen auch anschlossen (Siebel, Höppl, Oelbermann, Aug. Peters, Pet. Lohmann, H. Schmid, Wuttke u. A. m.) und so große Thätigkeit der Verein eine Zeitlang entwickelte, indem er sogar eine eigene Zeitschrift „Teut" begründete, so waren die Zwecke und Mittel desselben*) zu allgemein und zugleich wieder zu beschränkt, als daß er eine fruchtbare Wirksamkeit hätte entfalten können, namentlich da Krüger, der Leiter und die Seele des Vereins, seine Thätigkeit beinahe ganz darauf beschränkte, einem übertriebenen und unbegründeten Purismus das Wort zu reden.

So groß die Schwankungen sind, die sich seit dem J. 1830 bis in die neueste Zeit kund gegeben haben, so ist ein allgemeiner Charakter der Poesie doch nicht zu verkennen, den man

*) Vgl. „Die Junggermanische Schule. Ziel und Grundsätze derselben dargelegt von ihr selbst". (2. Aufl. Altona 1859.)

am beſten als demokratiſch bezeichnen kann. Dieſe demokratiſche Richtung gibt ſich nicht bloß in der politiſchen Poeſie kund, ſie iſt auch in denjenigen Erzeugniſſen nicht zu verkennen, die mit der Politik in keiner Beziehung ſtehen; ja ſie tritt ſelbſt in den Produktionen derjenigen Dichter hervor, welche die demokratiſchen Elemente bekämpfen, weil ſie ja zunächſt durch dieſe hervorgerufen wurden. Noch deutlicher ſpricht ſich dieſe Richtung darin aus, daß die poetiſche Produktion nicht mehr auf den Stand der Gelehrten beſchränkt bleibt, wie es früher durchweg der Fall war, denn einzelne Ausnahmen haben keine Bedeutung, ſondern daß alle Stände nunmehr an derſelben Theil nehmen und zwar nicht bloß der gebildete Mittelſtand (Künſtler, Kaufleute, Gewerbtreibende), ſondern einerſeits auch der Militärſtand, der Adel in großem Umfange und ſelbſt Fürſten und Könige, und andrerſeits ſogar Handwerker und Bauern. Daß die Juden ſeit dem Anfang dieſes Zeitraums an der geiſtigen Bewegung regen Antheil nehmen, kann ebenfalls nur der demokratiſchen Richtung der Zeit zugeſchrieben werden. Dieſe allgemeine Theilnahme hat freilich auch noch einen weiteren Grund, der aber, genau genommen, mit jenem andern in enger Beziehung ſteht, dem nämlich, daß die geiſtige Bildung ſich in einem früher ungeahnten Maße über alle Provinzen des deutſchen Landes verbreitet hat und in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen iſt, welchem Umſtande vor Allem zu verdanken iſt, daß die Poeſie wie die Wiſſenſchaft je länger je mehr aufhört, in den Händen der Proteſtanten zu liegen. War die Theilnahme der Katholiken an denſelben ſelbſt noch im erſten Viertel des Jahrhunderts nur ſchwach und verſchwand ſie gegen die überwiegende Thätigkeit der Proteſtanten, ſo ſtehen ſie jetzt dieſen ebenbürtig und manche nehmen ſogar eine hervorragende Stellung ein. Sie ſind aber meiſt nicht als Katholiken in die geiſtige Bewegung eingetreten, und haben daher keinen feindlichen Gegenſatz zu den Proteſtanten gebildet, und es iſt daher geradezu unſinnig, von einer katholiſchen Poeſie zu ſprechen, oder gar wie der Convertit Moriz Brühl eine „Geſchichte der katholiſchen Literatur Deutſchlands“ (Lpz. 1854) zu ſchreiben. Freilich haben Einzelne allerdings als Katholiken oder vielmehr als Ultramontane gedichtet oder wiſſenſchaftliche Forſchungen angeſtellt, aber ſie haben nicht bedacht, daß ſie dadurch ihren Zweck verfehlen müſſen und daß ſie, ſtatt dem Ultramontanismus zu nützen, denſelben im höchſten Maße gefährden, weil ſie nothgedrungen die Bahn der freien Forſchung betreten, vor welcher der Ultramontanismus nicht beſtehen kann.

Die mannigfaltigen Abwege, auf welche die Poeſie gerieth, haben wir zum Theil ſchon angedeutet *); wir müſſen noch Eine Seite hervorheben, die dem Einfluß der Philoſophie zuzuſchreiben iſt. Die Neigung und Gewohnheit des Reflektirens drang nämlich auch in die Poeſie, die dadurch immer ſubjektiver wurde; ſtatt das Beſondere zur Allgemeinheit zu erheben, verſenkten ſich die Dichter in ihre Subjektivität, was ſie nicht ſelten verleitete, derſelben einen ihnen fremdartigen Charakter anzudichten; daher man ſo häufig geſuchten Gedanken und Empfindungen begegnet, deren Ausdruck um ſo unverſtändlicher wird, je weniger ſie im Weſen der dichtenden Perſönlichkeit liegen. Eine nicht weniger bedenkliche Erſcheinung iſt die fortgeſetzte Abhängigkeit von den fremden Literaturen, namentlich der franzöſiſchen, die beſonders nach der Julirevolution eintrat. Trotz allem Geſchrei von deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft wurde die franzöſiſche Literatur bis in ihre gemeinſten Verirrungen durch Ueberſetzungen nach Deutſchland verſchleppt und von zahlloſen Schriftſtellern auch nachgeahmt. Es haben ſich ſelbſt tüchtige Talente nicht immer von dieſem Einfluß frei erhalten können. Wir haben früher öfters Gelegenheit gehabt, den heilſamen Einfluß von guten Ueberſetzungen fremder Meiſterwerke hervorzuheben, da durch dieſelben die Sprache an Gewandtheit und Vielſeitigkeit gewinnt, und eine Fülle von neuen Ideen und Stoffen zum Allgemeingut wird; allein wenn ſelbſt das Abgeſchmackteſte und Gemeinſte durch Ueberſetzungen eingeführt wird, wenn es namentlich bis in die unterſten Schichten des Volks dringt, ſo iſt das Verderben, das daraus entſteht, ſo groß, daß es die Vortheile weit überwiegt, die durch Ueberſetzungen guter Schriften gewonnen werden, namentlich wenn man bedenkt, daß eine große Zahl von Fabriküberſetzern weder die eigene, noch die fremde Sprache gründlich verſtehen und daher nicht im Stande ſind, den fremden Ausdruck durch den entſprechenden deutſchen wiederzugeben, was zur Folge hat, daß eine Menge von undeutſchen Ausdrücken und Wendungen in die Sprache eindringt und ſie ihres nationalen Charakters beraubt.

Doch ſind auch gute Ueberſetzungen ausgezeichneter Werke ausländiſcher Literaturen in großer Zahl erſchienen, in denen ſich Fortſchritte in der Ueberſetzungskunſt erkennen laſſen. Die claſſiſche Literatur wurde auch in dieſem Zeitraume durch wiederholte Ueberſetzungen dem deutſchen Volke näher gebracht. Einer der fleißigſten Arbeiter im Gebiete der griechiſchen Poeſie iſt Minckwitz, der den Homer (2 Bde. Lpz. 1854 f.) und die griechiſchen Dramatiker Aeſchylus (Stuttg. 1853), Sophokles (Ebd. 1851), Euripides (Lpz. 1836) und Ariſtophanes (Stuttg. 1854) überſetzte, wobei er freilich der Nachbildung der Form zu viel Gewicht einräumte. Nebſt ihm und ihn oft übertreffend iſt Donner zu nennen, deſſen Ueberſetzungen des Homer (2 Bde. Stuttg. 1855—57), Aeſchylus (2 Bde. Ebd. 1853 f.), Sophokles (2 Bde. 5. Aufl. Heid. 1863), und Euripides (2. Bde. Ebd. 1841—45), ſowie des Pindar

*) Victor Scheffel bezeichnet ſie zum Theil in der Zueignung zu ſeinem „Trompeter von Säckingen“, wenn er von demſelben ſagt:

„Manch Gebrechen trägt er, leider
Fehlt ihm tragiſch hoher Stelzengang,
Fehlt ihm der Tendenz Verpfefferung,
Fehlt ihm auch der amaranthne
Weihrauchduft der frommen Seele
Und die anſpruchsvolle Bläſſe.“

Und in dem Vorwort zur zweiten Auflage heißt es:

„Die Welt von heut iſt dienſtbar falſchen Götzen,
Die Wahrheit ſchweigt, die Schönheit ſchweigt und klagt,
Nur Unnatur und Lüge ſchafft Ergötzen,
Gott iſt vergeſſen, Mammons Standbild ragt!
Wer da noch ſingt, der ſollte, den Propheten
Nacheifernd, zürnen, ſtrafen, traurig beten.“

(Lpz. 1860) Form und Inhalt mit gleich großem Glück berücksichtigen. Außerdem wurden die Tragödien des Aeschylus von Droysen (2 Bde. 2. Aufl. Berl. 1841), die des Euripides von Hartung (19 Bdchn. Lpz. 1848—53) und von Fritze (9 Bde. Berl. 1856—58) und die Komödien des Aristophanes von Droysen (3 Bde. Berl. 1835—38), die Gedichte Pindars von Mommsen (Lpz. 1846) mit Geschick übertragen. Die römische Literatur erfreute sich nicht weniger großer Theilnahme. Die Lustspiele des Plautus wurden von Rapp (Stuttg. 1842) u. Donner (3 Thle. Lpz. 1864) die des Terentius von Benfey (6 Bde. Tüb. 1837 ff.) und Donner (2 Bde. Lpz. 1864), die Tragödien des Seneca von Moser und Pauly (12 Bde. Stuttg. 1828—37) übersetzt. Osiander verdeutschte Virgils Idyllen und Landbau (2 Bdchn. Stuttg. 1837 f.). Ovids Metamorphosen wurden von Pfitz (6 Bdchn. Stuttg. 1833), der Festkalender von Metzger, die Liebes-Elegieen und die Kunst zu lieben von Hertzberg (Ebd. 1854) metrisch übertragen. Den Horatius verdeutschten Günther (2. Aufl. Lpz. 1854) und Brodtmann (Ebd. 1852). Catullus wurde von Theodor Heyse (Berl. 1855), Juvenal von W. E. Weber (Halle 1838) und Persius von Teuffel (Stuttg. 1844) glücklich übersetzt. — In noch größerem Umfang wurden die Literaturen der romanischen Sprachen bearbeitet. Die „Lusiaden" des Portugiesen Camoëns wurden von Donner (Stuttg. 1833) und Booch-Arkossy (Lpz. 1854), dessen „Sonette" von L. v. Arentschildt (Ebd. 1852), einige von Ruperti übersetzt; die Tragödie „Ines de Castro" von Gomes verdeutschte Alex. Wittich (Lpz. 1841). Die reichere spanische Literatur fand im vorliegenden Zeitraum große Beachtung und es hat sich namentlich Adolf Friedrich von Schack um dieselbe bedeutende Verdienste erworben; seine Uebersetzungen einzelner Stücke des Lope de Vega und Calderon („Spanisches Theater", 2 Bde. Frankf. 1845) sind musterhaft; nebst ihm ist auch Dohrn zu nennen (Spanische Dramen, 4 Thle. Berl. 1841) und Martin (Calderon, 3 Thle. Lpz. 1844). Geibel verdeutschte „Volkslieder und Romanzen der Spanier im Versmaße des Originals" (Berl. 1843) und derselbe gab mit P. Heyse Bearbeitungen spanischer Volkslieder heraus („Spanisches Liederbuch". 2. Aufl. Berl. 1852). Noch häufiger sind die Uebersetzungen italienischer Dichter. Die „Göttliche Comödie" des großen Dante wurde von Kopisch (Berl. 1842), dem König Johann von Sachsen (3 Bde. Dresden 1839—49. 2. Aufl. Lpz. 1866) und von K. Eitner (Hildburgh. 1866), Petrarca's Sonette und Canzonen von W. Krüger (Berl. 1855). Ariosto's „Rasender Roland" von Herm. Kurz (2 Bde. Stuttg. 1855), Tassoni's „Geraubter Eimer" von Kritz (Lpz. 1842) übersetzt, die Gedichte von Michael Angelo Buonarotti dem Aeltern von Gottlob Regis italienisch und deutsch herausgegeben (Berl. 1842); von neueren italienischen Dichtern sind Giacomo Leopardi's Gedichte zuerst von Kannegießer (Lpz. 1837), dann von Robert Hamerling in den Versmaßen des Originals (Hildburgh. 1866) musterhaft verdeutscht worden. Das „Italienische Liederbuch" (Berl. 1860) von P. Heyse enthält vortreffliche Uebersetzungen italienischer Volkslieder, denen die „Volkslieder aus Italien" (Aarau 1860) von Dorer-Egloff beigesellt werden können. — Von Uebersetzungen aus dem Altfranzösischen sind zu erwähnen die Dichtungen des Guyot von Provins von San-Marte, d. h. A. Schulz (Halle 1861) und die treffliche Bearbeitung der „Poetischen Erzählungen" der Marie de France von Wilh. Hertz (Stuttg. 1862); aus dem „goldenen Zeitalter" der französischen Literatur sind zu nennen die Uebersetzung von Racine's Dramen von H. Viehoff (3 Bde. Emmerich 1840 ff.) und von dessen „Phädra" von A. Böttger (Lpz. 1853). Molière's Lustspiele wurden von Duller, Freiligrath, O. L. B. Wolff und L. Lex (5 Bde. Aach. 1837), Voltaire's „Zaire" von Thd. Ruoff (Frankf. 1856) und dessen „Henriade" von E. Schröter (Leipzig 1843) übersetzt.

Aus der neueren Zeit wurden Bérangers Lieder oft, wenn auch meist nur in Auswahl, übersetzt, so von Chamisso, Gaudy und Ph. Engelh. Nathusius; eine Uebersetzung seiner sämmtlichen Gedichte lieferte L. Seeger unter dem Namen L. S. Rubens (3 Bde. Bern 1839 f.); dessen „Letzte Lieder" übertrug Jul. Rodenberg (Hann. 1858); einzelne Dichtungen desselben, so wie von Victor Hugo, Lamartine, Musset, Vigny u. s. w., sind von G. Pfizer, Freiligrath u. A. übersetzt worden. — Die Vorliebe für die englische Literatur hat sich auch in diesem Zeitraum erhalten; Chaucers „Canterbury-Erzählungen" wurden zum ersten Mal von Hertzberg übersetzt (3 Thle. Hildburgh. 1866). Shakspeare's Dramen haben auch nach Schlegel und Tieck noch Uebersetzer gefunden, die freilich, wie die von Jul. Körner (Schneeb. 1836) und Ortlepp (16 Bde. Stuttg. 1838—40), jene nicht erreichen, während sie von A. Böttger, Fischer und Simrock (37 Bdchn. Lpz. 1837), von M. Rapp und Adalb. Keller (37 Bde. Stuttg. 1843—46), so wie die neueste von W. Jordan, L. Seeger, Simrock u. A. (Hildburgh. 1866) in mancher Hinsicht übertroffen werden. Die „Gedichte" Shakspeares sind von Ortlepp und Gottlob Regis im „Shakspeare-Almanach" (Berl. 1836), „Venus und Adonis" von Freiligrath (Düsseld. 1849) und seine „Sonette" von Bodenstedt (Berl. 1865) übersetzt worden. Miltons Dichtungen fanden in Böttger einen gewandten Uebersetzer (Lpz. 1843), dem man auch eine vortreffliche Verdeutschung von Byrons Werken zu verdanken hat (3. Aufl. 12 Bde. Lpz. 1850); später lieferte auch Gildemeister eine gelungene Uebersetzung dieses englischen Dichters (6 Bde. Berl. 1864). Von Moore's „Poetischen Werken" besitzen wir eine metrische Uebersetzung von Theod. Oelckers (4 Bde. Lpz. 1839). Burns wurde von Ph. Kauffmann (Stuttg. 1840), von Heintze (Braunschw. 1840) und A. v. Winterfeld (Berl. 1863); des Amerikaners Longfellow „Balladen" von Nielo (Berl. 1857), sein „Evangelium" von Belke (Berl. 1854), „Die goldene Legende" von Schultz (Berl. 1859), der „Sang von Hiawatha" von Böttger

(Lpz. 1856) und von Freiligrath (Stuttg. 1857) übersetzt. Einzelne lyrische Dichtungen von Th. Moore, Burns, Longfellow u. A. wurden von Freiligrath, L. v. Plönnies, Adolf Laun („Liederklänge aus England und Spanien", Brem. 1852) und vielen Andern übertragen. — Strodtmanns Thätigkeit als Uebersetzer englischer und französischer Dichtungen erwähnen wir später. — Die skandinavischen Literaturen fanden in diesem Zeitraum mehr Aufmerksamkeit als früher. Die altisländische Edda übersetzte Simrock (2. Aufl. Stuttg. und Tüb. 1855), Prutz des Dänen Holberg „Lustspiele" (Stuttg. 1857). Aus der schwedischen Literatur verdeutschte K. Eichel die „Schauspiele" des Königs Gustav III., K. L. Kannengießer die Gedichte von Erik Sjöberg und Mohnike Tegnérs „Frithjofssage" (8. Aufl. Lpz. 1860), so wie dessen „Sämmtliche Gedichte" (Lpz. 1840). Eben so wurde die Poesie der slavischen Völker in größerem Umfang als früher bearbeitet. Des Polen Mickiewicz „Sonette" übersetzte Schwab (im deutschen Musenalmanach 1833); Kannengießer dessen episches Gedicht „Konrad Wallenrod" (Lpz. 1834) und Spazier den Pan Tadeuß (Ebd. 1836). Die Dichtungen der Russen Lermontow (2 Bde. Berl. 1852) und Puschkin (3 Bde. Ebd. 1854 f.) wurden von Bodenstedt meisterhaft verdeutscht; die Baronin Ida v. Düringsfeld-Reinsberg veröffentlichte „Böhmische Rosen. Czechische Volkslieder" (Bresl. 1851) und Kapper „Volkslieder der Serben" (2 Thle. Lpz. 1852). Der Ungar Petöfi fand in Kertbeny einen fleißigen Uebersetzer; er verdeutschte dessen „Gedichte" (Lpz. 1858) und das Epos „Held Janós" (Stuttg. 1851).

Die orientalische Poesie erfreute sich nicht geringerer Theilnahme als im vorhergehenden Zeitraum. Die poetischen Bücher des Alten Testaments wurden vielfach übersetzt; wir begnügen uns, die der „Psalmen" von Hammer (Lpz. 1861) zu erwähnen; von den Uebersetzungen aus der spätern jüdischen Poesie nennen wir die „Religiösen Poesien der Juden in Spanien" von M. Sachs (Berl. 1845), dessen „Simmen vom Jordan und Euphrat" (Berlin 1853) und Steinschneiders „Manna" (Berl. 1847), wo sich manche gelungene Nachbildung befindet. Die metrischen Uebersetzungen, welche Pius Zingerle unter dem Titel „Die heilige Muse der Syrer" (in Ephraims „Ausgewählten Schriften". 2. Aufl. Insbr. 1845—47. 6 Bde.) und „Harfenklänge vom Libanon" (Ebd. 1840) herausgab, sind erfreuliche Bereicherungen der deutschen Uebersetzungsliteratur. Um die Kenntniß der persischen und indischen Poesie machte sich der schon erwähnte Ad. v. Schack durch seine „Heldensagen des Firdusi" (Berl. 1851), „Epische Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi" (2 Bde. Ebd. 1853) und „Stimmen vom Ganges" (Ebd. 1857) vielfach verdient; Lobedanz übersetzte Kalidasa's Dramen „Sakuntala" (2. Aufl. Lpz. 1861) und „Vikramorvasi" (Ebd. 1861), Max Müller dessen „Lyrische Poesien" (Königsb. 1847). Alb. Hoefer gab „Indische Gedichte in deutscher Nachbildung" heraus (2 Thle. Lpz. 1844). Schließlich erwähnen wir die „Polydora, ein weltpoetisches Liederbuch" (2 Bde. Frankfurt 1855) von Daumer, in welchem derselbe eine bunte Reihe von Dichtungen des classischen Alterthums, des Orients, der slavischen und romanischen Völker mehr bearbeitete als übersetzte, aber auf diesem Wege den Geist der fremden Poesien meisterhaft wiedergab. Eine ähnliche Sammlung von Ellissen werden wir später erwähnen.

Mit Ausnahme der didaktischen Poesie, welche meist lyrisches Gewand annahm, wurden sämmtliche Gattungen häufig bearbeitet; am Reichsten und Glücklichsten ist die Lyrik vertreten, die nicht nur an sich dem deutschen Charakter mit seiner Gedankenfülle, seinem beschaulichen Gemüth, seiner regsamen Phantasie, aber auch seiner Neigung zur inhaltlosen Schwärmerei am Meisten entspricht, sondern auch besonders durch die Zeitverhältnisse mächtig gefördert wurde, in denen so viele neue Ideen auftauchten, welche von den Dichtern aufgenommen oder auch bekämpft wurden. In der epischen Dichtung finden wir ebenfalls große Rührigkeit, und wenn auch das Beste unzweifelhaft in den kleineren Gattungen erscheint, so treten uns doch auch nicht wenige größere Gedichte entgegen, in denen sich wahrhaftes Talent beurkundet. Zwar hat vielleicht kein einziges die höchste Kunstvollendung erreicht und in den meisten wuchert das lyrische Element allzusehr, aber viele Erscheinungen bürgen dafür, daß noch Größeres zu erwarten steht. Nächst der Lyrik hat das Drama die allseitigste Bearbeitung gefunden; allein wenn wir die Zeit als eine Zeit der Gährung bezeichnet haben, so gilt dieß ganz vorzüglich auch von der dramatischen Poesie. Es ist viel geschaffen worden, aber die meisten Erscheinungen sind nur als Versuche anzusehen, dem Drama neue Bahnen zu eröffnen, wobei die Dichter freilich auf mancherlei Abwege geriethen. Auch hier tritt das lyrische Element häufig störend ein, was zur Folge haben mußte, daß selbst hervorragende Erscheinungen kein Glück auf der Bühne machen konnten.

So steht die Poesie der neueren Zeit weit hinter den großartigen Erscheinungen des vorigen Jahrhunderts, sie kann in ihrer Wirksamkeit nicht einmal einen Vergleich mit den Zeiten der Romantik aushalten; aber so wenig dieß geleugnet werden kann, so kann eben so wenig geleugnet werden, daß sie in manchen Beziehungen in wirklichem Fortschritt erscheint. Zwar tritt, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, keine einzige Persönlichkeit auf, die mit schöpferischer Kraft den Gang und die Entwickelung der Poesie zu bestimmen, ihr ihren Stempel aufzudrücken fähig wäre, aber dagegen begegnet uns eine große Fülle von Talenten zweiten Ranges, wie sie seit den Zeiten des Minnegesangs noch nicht wieder erschienen ist. Ferner übertrifft die Poesie unserer Tage, und ganz besonders die lyrische, die früherer Zeiten an Formvollendung, die jetzt zum Allgemeingut geworden ist, während sie früher nur bei den bevorrechteten Geistern anzutreffen war. Ja im Einzelnen werden sogar diese übertroffen, so in der kunstvollen Behandlung des Metrums, im Reichthum und Wohllaut des Reims, worin

selbst untergeordnete Talente eine überraschende Vollendung zeigen. Freilich haben die neueren Dichter diese Höhe nur deswegen erreichen können, weil ihnen durch die ältern vorgearbeitet worden war, weil sie eine allseitig ausgebildete Sprache vorfanden, und sie überhaupt nur die sicher vorgezeichneten Bahnen zu verfolgen brauchten, um ein so glänzendes Ergebniß zu erreichen; allein daß sie es mit verhältnißmäßig leichter Mühe erreichten, benimmt der Thatsache eben so wenig von ihrer Wahrheit als von ihrer Bedeutung. Endlich ist nicht zu verkennen, daß die Poesie auch an innerem Gehalt Manches gewonnen hat: sie hat sich vielfältige neue Stoffe angeeignet und dadurch namentlich eine große Fülle des Inhalts errungen, daß sie die Ideen und Bestrebungen der Zeit in ihr Bereich gezogen hat.

I. Lyrische Poesie.

Was wir von dem Gang der Poesie überhaupt gesagt haben, gilt ganz insbesondere von der Lyrik. In den dreißiger Jahren ist der Einfluß Heine's vorherrschend; bei den Meisten seiner Nachahmer läßt sich aber füglich das Wort des Dichters anwenden:

„Wie er sich räuspert, und wie er spuckt,
Das haben sie glücklich ihm abgeguckt",

denn sie haben ihm wohl alle Aeußerlichkeiten seiner Darstellung mehr oder weniger glücklich abgelernt, aber der tiefere Werth seiner Dichtung ist ihnen verborgen geblieben. Zunächst ahmte man die epigrammatische Zuspitzung der Heine'schen Lieder nach, und gefiel sich vorzüglich darin, mit einer ahnungsvollen Andeutung zu schließen, die aber nicht motivirt und daher nicht verständlich war, wie bei ihrem Vorbild, sondern meist Zeugniß ablegte, daß den Dichtern die Gedanken ausgegangen waren. Während Heine ferner mit seinen Gefühlen spielte und hinter dem tiefsten Ausdruck des Schmerzes der Satyr verborgen lag, war bei ihnen Alles ernstlich gemeint, um so mehr als sie zugleich ihren Byron und Lenau studierten, die freilich auch Alles ernstlich nahmen, bei denen aber der Schmerz und die Zerrissenheit auch auf der reellsten Wahrheit beruhte, was bei jenen „Schmerzdichtern" nicht der Fall war; vielmehr schraubten sie sich in diese Gefühls- und Empfindungsweise hinein, die ihnen nicht natürlich war und für welche sie auch meistens keinen äußern Anlaß hatten. Die Poesie des Weltschmerzes konnte aber nur deshalb einen so ausgedehnten Umfang gewinnen und sich so lange erhalten, weil sie zum Theil im deutschen Charakter begründet liegt. Ein amerikanisches Blatt sagte einmal: daß, wenn die Deutschen recht vergnügt sein wollten, sie zu singen anfiengen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin?" Und in der That, ohne diese eigenthümliche Lust an der Trauer hätte die Epidemie des Weltschmerzes keine so große Ausdehnung gewinnen können. Heine war vorzüglich dadurch bedeutend geworden, daß er durch seinen Vorgang gezeigt hatte, wie man auch mit den einfachsten Mitteln große Wirkung hervorbringen könne; es war dieß um so glücklicher, als die Romantiker sich so ganz in die Form verrannt hatten, daß über derselben aller tieferer Gehalt verloren gegangen war. Heine's Nachahmer aber hielten sich auch hier bloß an das Aeußerliche und glaubten, ihrem Meister am Sichersten nachzukommen, wenn sie die Form vernachlässigten, ohne daß sie doch durch den Gehalt entschädigt hätten. Doch verfielen nicht alle Dichter der Zeit in diese Abwege, wenn auch die Wenigsten sich der Epidemie des „Weltschmerzes" zu entziehen vermochten. Manche blieben im Ganzen vom Heine'schen Einfluß unberührt, aber sie geriethen in einen entgegengesetzten Fehler; um nicht in die Unwahrheit des eingebildeten und gemachten Schmerzes zu verfallen, widersetzten sie sich überhaupt dem Einfluß der Empfindung und zogen sich in das Gebiet der Reflexion zurück; ihre Poesie wurde moralisch, verständig, und es fehlte ihr aller Schwung und alle Begeisterung. Nur ihre der Natur gewidmeten Gedichte hatten einen größeren Schein von poetischer Stimmung, aber auch nur einen Schein, denn in der That war nicht die poetische Durchdringung des Naturlebens ihr Zweck, sie benutzten die Erscheinungen desselben nur, um irgend einen Gedanken daran zu knüpfen.

Gegen Ende der dreißiger und in den vierziger Jahren nahm die Poesie des sentimentalen Weltschmerzes einen bestimmteren Charakter an, indem die Dichter, statt im Allgemeinen und ohne festen Anhalt, wie bisher, ihre Unzufriedenheit mit der Welt auszusprechen, diese nunmehr auf den Staat und die socialen Verhältnisse richteten. Die Lyrik nahm je länger je mehr einen politischen Charakter an. Es ist die Frage oft aufgeworfen worden, ob die politische Poesie auch berechtigt sei, und es haben Viele dieß verneint, aber offenbar mit dem größten Unrecht. Berechtigt ist jeder Stoff, sobald ihn der Dichter poetisch zu bewältigen vermag; wie sollte nun ein Stoff, der die höchsten Güter der Menschheit betrifft, religiöse und bürgerliche Freiheit, Freiheit der individuellen Entwickelung und Nationalität, nicht berechtigt sein? Die politische Poesie hat schon darum hohe Bedeutung, weil in ihr das Maß des politischen Bewußtseins eines Volks liegt. Wo dasselbe noch schwach ist, wird die politische Poesie auch werthlos sein. Und das war sie auch in Deutschland, als sie aufzutauchen begann, denn sie drückte wohl die Stimmung des einzelnen Dichters, aber nicht die des Volks in seiner Gesammtheit aus, wie es zum Beispiel bei dem Franzosen Béranger der Fall ist. Sie hatte einen allzusubjektiven Charakter, und konnte daher auch nur einen beschränkten Einfluß gewinnen. Zwar erhielt die politische Poesie gegen Ende der dreißiger Jahre mehr Realität, indem sie sich nicht mehr begnügte, unbestimmte Klagen über die traurigen Zustände des Vaterlandes anzustimmen, sondern mit größerer Entschiedenheit anfieng, die freie Bewegung im Staate als ein natürliches Recht zu verlangen und die Einheit des gesammten Vaterlandes als das unerläßliche Mittel zu bezeichnen, durch welches allein Deutschland wieder befähigt würde, eine ehrenvolle Stellung unter den europäischen Staaten einzunehmen; allein es herrschte trotzdem eine große Unklarheit und Verschiedenheit der Ansichten, die sich auch im Volke ver-

breiteten, so daß, als im J. 1848 die Gelegenheit gegeben war, das lang erstrebte Ziel zu erreichen, Niemand recht wußte, wie man die Sache angreifen solle. Die Schwärmerei der Dichter war in das Volk und in das Palament übergegangen und mußte gegen das klare Bewußtsein der reaktionären Partei unterliegen. Die politische Poesie wurde nach dem Sieg der Reaktion immer mehr zurückgedrängt; wenn sich auch einzelne Stimmen hören ließen, so waren es nur mächtige Zornausbrüche oder der Ausdruck der traurigsten Hoffnungslosigkeit, oder auch der Triumphgesang der siegenden Reaktion. Erst als die Schleswig-Holsteinsche Frage die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf sich zog, gewann die politische Poesie wieder eine festere Grundlage; doch erhoben sich nur wenige von den zahlreichen Gedichten, welche diesen fruchtbaren Stoff behandelten, über die Mittelmäßigkeit, gar viele sanken sogar zum Bänkelsängerton herab, und die meisten waren zudem Ergüsse unklarer Schwärmerei, und verloren sich in hochtönende, aber wirkungslose Phrasen oder ergossen sich in abschwächende Klagen. Selbst die Besiegung der Dänen gab der politischen Poesie keine größere Kraft und Bedeutung, weil der Kampf aus dem Bereich der Allgemeinheit in das des speziellen preußischen Interesses gezogen worden war.

Wir haben den Gang der politischen Poesie bis auf die neueste Zeit verfolgt, um ein zusammenhängendes Bild von derselben zu geben; wir müssen daher auf die früheren Zeiten zurückkommen, um die gleichzeitigen Bestrebungen zu besprechen.

Während die politische Poesie seit der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre den oben erwähnten Aufschwung nahm, erhoben mehrere Dichter, die man als Anakreontiker bezeichnen kann, darunter sehr talentvolle, Widerspruch gegen diese Richtung oder vielmehr gegen das Excentrische derselben, woran sie allerdings Recht hatten. Allein sie übten durch ihre Dichtungen einen ungünstigen Einfluß auf die politische Entwickelung des Volkes. Sie bekämpften nämlich zwar keineswegs die Bestrebungen nach Freiheit und Einheit, vielmehr behaupteten sie, daß auch sie für diese höchsten Güter begeistert seien, allein sie zeigten in ihrer Mäßigung eben die nämliche Unklarheit, eben die nämliche dunkle Schwärmerei, wie jene in ihrer Uebertreibung. Doch wurde das politische Lied nur ausnahmsweise von ihnen behandelt; sie legten die ganze Wucht ihres Talents auf das Liebesgedicht und das Naturlied, das unter ihren Händen zu einer hohen Schönheit der Form und einer großen Mannigfaltigkeit der Anschauung gedieh, doch auch häufig in Sentimentalität verschwamm, weshalb Max Waldau von ihnen sagte, daß sie den „Kanarienvogelgeschmack" repräsentirten. Ihre Dichtungen zeichneten sich durch schönes Maß in Sprache, Form und Inhalt aus, sie trugen vorwiegend den Charakter der Anmuth und Liebenswürdigkeit, aber es fehlte ihnen meist größere Tiefe der Empfindung. Diese Richtung fand in Geibel ihren höchsten und talentvollsten Ausdruck.

Der politischen Lyrik näher verwandt ist die philosophische, die sich um jene Zeit ebenfalls zu bilden begann. Sie trat der politischen Richtung keineswegs entgegen, vielmehr ergriff sie die Ideen der Freiheit und Einheit mit der größten Entschiedenheit, aber, frei von jeglicher Sentimentalität und Schwärmerei, erfaßte sie jene Ideen mit praktischem Sinn und suchte dieselben als die Grundlagen aller sittlichen Entwickelung darzustellen. Diese gedankenreichen und gedankenkräftigen Dichtungen fußten auf philosophischer Ueberzeugung und versenkten sich oft in die gewichtigsten Fragen der Philosophie und Religion, die sie meist mit großer Klarheit auffaßten und darstellten. Einige Poesien dieser Richtung erinnern an die Leibnitzischen Ideen von der Rechtfertigung Gottes; die meisten verkündigten eine großartige Moral. Als der Hauptrepräsentant derselben ist Sallet zu nennen.

Eine eigenthümliche Verschmelzung der anakreontischen und philosophischen Lyrik bildet die orientalische, die, schon früher durch Göthe, später durch Rückert und Platen angebahnt, jetzt eine größere Entfaltung gewann, und theils die Formen, theils den Geist der orientalischen Dichtung in die deutsche zu verpflanzen suchte. Der Preis und die Begründung jener allseitigen Lebensweisheit ist die Grundlage dieser Richtung, die einerseits zum heitern Lebensgenuß, zur Befreiung aller der Menschheit unwürdigen Fesseln auffordert, andrerseits sich in die geheimsten Tiefen der religiösen Anschauung versenkt. Die Eine Seite fand in Daumer und Bodenstedt, die andere in Hammer ihre vorzüglichsten Vertreter.

Die politische Reaktion im Anfang der fünfziger Jahre hatte, wie schon bemerkt, auch eine Reaktion im Gebiete der Poesie zur Folge, die sich zunächst als ein Rückschieben in die dunklen Regionen der Romantik und der süßlichen Schwärmerei kundgab. Nächst dem Liebes- und Naturlied wurde ganz vorzüglich das geistliche Lied von dieser Abschwächung ergriffen und zwar sowohl bei den protestantischen als bei den katholischen Dichtern. Im Allgemeinen wurde die religiöse Poesie frömmelnd, oft artete sie in Zelotismus aus, wobei sie die edle Moral des Christenthums mit wegwerfendem Hochmuth betrachtete, weil der Glaube allein selig mache. Mit noch größerer Entschiedenheit trat sie der philosophischen Ueberzeugung und der freien Forschung entgegen, in der sie allerdings mit Recht ihre größten Feinde erblickte. Um diese Richtung ganz zu charakterisiren, haben wir nur noch hinzuzufügen, daß sie sich der politischen Reaktion anschloß.

Wir müssen die Lyrik des vorliegenden Zeitraums noch von einer andern Seite betrachten. Es ist wiederholt betont worden, daß die sämmtlichen deutschen Stämme an der poetischen Bewegung Theil genommen haben. Wenn nun auch die oben bezeichneten verschiedenen Richtungen sich überall gleichmäßig gezeigt haben, so ist doch nicht zu verkennen, daß ein wesentlicher und durchgreifender Unterschied zwischen der Lyrik des Nordens und der des Südens besteht. Die erste hat im Ganzen einen ernsteren Charakter, sie neigt sich mehr zur Beschaulichkeit und zur philosophischen Reflexion; sie artet deshalb weniger in Ueberschwänglichkeit aus, aber sinkt dafür hie und da in das Gewöhnliche herab. In der südlichen Lyrik waltet

die Empfindung und die Phantasie vor, die Darstellung ist jugendlich frisch, kräftig, bilder- und farbenreich, was besonders bei den österreichischen Dichtern der Fall ist, während sich die schwäbischen meist in größerer Einfachheit bewegen und daher auch weniger in das Excentrische verfallen als jene.

Endlich haben wir noch die Dialektsdichtung näher ins Auge zu fassen, die im vorliegenden Zeitraum außerordentlich an Umfang und Bedeutung zugenommen hat, weshalb wir auf dieselbe näher eingehen müssen.

Es hat sich unter den Gelehrten und Nichtgelehrten ein Kampf über die Frage erhoben, ob der Gebrauch der Mundarten in der Dichtung zulässig sei oder nicht; nach unserer Ansicht ist von den Freunden, wie von den Gegnern in der Beantwortung der Frage gefehlt worden, da sie ebensowenig unbedingt bejaht als unbedingt verneint werden kann, wie z. B. L. Wienbarg in einer besondern Schrift gethan hat.*) Diejenigen, die für den Gebrauch der Mundarten in der Poesie kämpfen und sich dabei auf die Griechen berufen, vergessen, daß die griechischen Dialekte stets ihre Selbstständigkeit bewahrt und immer nebst dem allgemeineren attischen Dialekt Schriftsprache geblieben waren, was bei den deutschen Mundarten nicht der Fall ist. Sie hatten daher auch eine Ausbildung erlangt, die sie fähig machte, die tiefsten Gedanken und phantasiereichsten Anschauungen auszudrücken. Von den deutschen Dialekten wird Niemand behaupten wollen, daß auch die reichste und schönste Mundart fähig wäre, einen „Faust", eine Göthe'sche Hymne oder eine Schillersche Ode oder Elegie zu tragen. Weil die deutschen Dialekte sich nicht über das Provinzielle erhoben haben, können sie auch nur Provinzielles darstellen, aber in diesen Beschränkungen können sie Bedeutendes erreichen und mit der hochdeutschen Schriftsprache einen Wettkampf eingehen, der nicht zu ihrem Nachtheil ausfallen wird. Unter Provinziell ist aber nicht bloß das Aeußerliche in Sitten und Gebräuchen zu verstehen, sondern auch das Geistige, das allgemein Menschliche, insofern es bei dem besondern Stamm eine besondere Färbung annimmt. Gemüthlichkeit und Humor z. B. sind allgemeine Eigenschaften des deutschen Charakters, aber wie ganz anders spricht sich die erste bei dem Holsteiner als bei dem Schweizer aus, wie ganz anders bei dem Berliner als bei dem Wiener. Der Gebrauch der Mundart ist vollkommen berechtigt, wenn die Dichtung durch dieselbe eine ihrem Inhalt und ihrer Absicht angemessene Färbung erhält, die ihr im Hochdeutschen nicht gegeben werden kann; er ist nicht berechtigt, wenn dieß nicht der Fall ist. Damit ist freilich das Urtheil über eine große Zahl von mundartlichen Dichtungen gesprochen, die in der neuesten Zeit erschienen sind, da sie nur wie Uebertragungen aus dem Hochdeutschen klingen. Allein auch diese lassen sich aus einem andern Gesichtspunkte erklären und rechtfertigen; es ist der Gesichtspunkt, den wir bei unsrer Mittheilung vor Allem im Auge haben. Man hat das Ueberhandnehmen der Dialektsdichtung als eine Modesache erklären wollen; die Mode mag einigen Antheil daran haben, allein die Erscheinung hat in ihrer Gesammtheit doch einen tiefern Grund. Neben dem immer allgemeiner ausgesprochenen Streben nach größerer und des Volkes würdiger Einheit macht sich nämlich noch eine andere Richtung geltend, die mit der Sehnsucht nach einheitlicher Gestaltung nur scheinbar im Widerspruche, in der That mit ihr in naher und naturnothwendiger Verbindung steht, ja sogar mit ihr an Kraft zunimmt. Es ist dieß der Wille, innerhalb der Einheit die vollste Stammeseigenthümlichkeit zu bewahren. Diese Richtung spricht sich nun zunächst im Gebrauch der Mundart aus, er wird sich — wir zweifeln nicht daran — mit der Zeit auch im Rufe nach selbstständiger Verfassung und Verwaltung der Volksstämme aussprechen.

Noch müssen wir einen Blick auf die verschiedenen Gattungen und Formen der Lyrik während des vorliegenden Zeitraums werfen. Was die Gattungen betrifft, so ist zunächst das weltliche Lied in großem Umfange und mit ebenso großem Glück bearbeitet worden. Aus der bisherigen Darstellung geht schon hervor, welche Stoffe vorzüglich behandelt wurden: es sind die ewigen und rein menschlichen der Liebe und der Naturbetrachtung, der ernsteren Weltanschauung und des heitern Lebensgenusses, unter welchen das Trinklied, wie billig, bei den Deutschen nicht die letzte Stelle einnimmt. Eine erfreuliche Erscheinung ist, daß auch das Familienleben und die Kinderwelt den Stoff einer nicht geringen Zahl von glücklichen Dichtungen bildet. Die Zahl der bedeutenden Liederdichter ist außerordentlich groß; der Aufforderung Uhlands: „Singe, wem Gesang gegeben" wurde im reichlichsten Maße, selbst von Solchen Folge gegeben, denen „Gesang nicht gegeben" war. Das geistliche oder religiöse Lied fand ebenso vielseitige Behandlung, wenn auch lange nicht in demselben Maße wie das weltliche. Die Ode und die Hymne wurde von Fischer, Gottschall, Agnes le Grave, Kinkel, Kopisch, M. Meyr, Minckwitz, Rappe, Strachwitz u. A. m., die Hymne von Banck, Hamerling, Löwe, Pfizer und mit großem Glück von Pichler bearbeitet. Als Dichter von Dithyramben ist Kopisch zu nennen, die Elegie im antiken Sinne behandelten Banck, Bodenstedt, Mor. Hartmann, Hebbel, Heyse, Löwe, Meißner, M. Meyr, Mörike, G. Pfizer, Pichler, Rappe, Schrader, V. von Strauß u. A. m., das Epigramm Banck, Bodenstedt, Mor. Hartmann, Hebbel, Kopisch, Lotze, Löwe, M. Meyr, Mörike, Pichler, Rodt, Sallet, V. Strauß nebst Andern. Unter den südlichen Formen nimmt das Sonett eine hervorragende Stellung ein; es ist beinahe kein Dichter, der sich nicht in dieser schönen Form versucht hätte, und es ist erfreulich, daß die meisten sie mit Geschick und künstlerischem Sinn behandelt haben; auch die Stanze, sowie die Terzine fanden vielseitige und glückliche Behandlung; seltener die Siciliane, das Ritornell, die Sestine und das französische Madrigal und Triolett. Die Canzone erscheint in großer Vollendung (Max Waldau, Hamerling, Alb. Möser).

*) „Soll das Plattdeutsche gepflegt oder ausgerottet werden? Gegen Ersteres und für Letzteres beantwortet." Hamburg 1834.

In der Glosse versuchten sich Kugler, Schultz-Ferrand, Rappe u. A. m., geistreiche Tanzonen dichteten Wackernagel, Simrock und Kugler. Endlich blieb auch das orientalische Gasel fortwährend eine beliebte Form, der sich eine große Zahl von Dichtern bedienten, so Bodenstedt, Daumer, Dingelstedt, Dräxler-Manfred, Hammer, Pfizer, Strachwitz, Waldmüller, Wehl u. A. m.

Indem wir nun zur Betrachtung der einzelnen Dichter übergehen, müssen wir die Bemerkung voranschicken, daß wir uns zwar bemüht haben, wie sich auch aus dem Folgenden, wie wir hoffen, ergeben wird, alle diejenigen anzuführen, die wegen ihrer Leistungen einen Anspruch auf Erwähnung machen können, daß uns aber bei der außerordentlichen Masse der neueren Lyriker nothwendig gar Mancher entgehen mußte, der in unsern Mittheilungen eher eine Stelle verdient hätte, als vielleicht Andere, die uns bekannt geworden sind. Wir glauben, daß wir nicht nöthig haben, uns wegen dieses Mangels weiter zu rechtfertigen.

Was die nachfolgende Uebersicht betrifft, so haben wir geglaubt, sie am füglichsten nach denjenigen Erscheinungen einzurichten, die wir im Gang der Literatur als hervorragend und maßgebend erkannt haben. Wir haben gefunden, daß die sämmtlichen deutschen Stämme an der geistigen Bewegung regen Antheil genommen haben; um dieß zur vollsten Anschaulichkeit zu bringen, werden wir daher in erster Linie die sämmtlichen Lyriker nach den Stämmen und Landestheilen vorüberführen, denen sie angehören. Wir haben hiebei den Ort der Geburt grundsätzlich als bestimmend angenommen, was freilich in einzelnen Fällen nicht ganz richtig erscheinen mag, da manche Dichter bei ihrem längern Aufenthalt in andern Ländern eher diesen zugetheilt werden sollten, namentlich wenn sie ihre poetische Entwickelung und Bedeutung in denselben gefunden haben; wenn aber einmal ein allgemeiner Grundsatz festgestellt werden sollte, so konnte doch füglich kein anderer gewählt werden, als der, den wir vorgezogen haben. Wenn auch alle Dichter, die wir überhaupt berühren, in dieser ersten Uebersicht angeführt werden, so werden doch viele nur erwähnt, weil sie besser an anderer Stelle zu besprechen sind. Abgesehen davon, daß die hervorragenden in ausführlicherer Darstellung zu behandeln sind, haben wir noch andere Erscheinungen als die allgemeine Theilnahme an der Poesie hervorzuheben. Als solche haben wir die demokratische Richtung der Poesie erkannt, die sich hauptsächlich in der Theilnahme aller Klassen des Volkes kundgibt; wir werden daher eine Uebersicht der Dichter nach den Ständen geben, denen sie angehören, mit Ausschluß jedoch derjenigen, welche eine vorherrschend gelehrte Bildung haben, weil diese schon in dem ersten Hauptabschnitt genannt werden. Eine weitere Erscheinung ist das entschieden ausgesprochene Streben nach Freiheit und Einheit, welches seinen Ausdruck in der politischen Poesie gefunden hat; wir werden daher derselben eine besondere Darstellung widmen. Wir haben endlich gefunden, daß sich im Volke nächst dem Streben nach Einheit zugleich das Gefühl der Selbstständigkeit der einzelnen Stämme, und daß sich dieß zum Theil in der häufigen Verwendung der Mundarten kundgegeben hat; es wird daher auch diesen eine besondere Betrachtung zu Theil werden, und zum Schluß werden wir eine Uebersicht der Leistungen im Gebiete des religiösen Liedes mittheilen.

Bei der allgemeinen Uebersicht der lyrischen Dichter müssen wir die Bemerkung voranschicken, daß wir hiebei die zum ehemaligen deutschen Bund gehörigen Länder als Gesammtheit betrachten, was sich von selbst rechtfertigt, da es sich hier nicht um die politische Einheit handelt, sondern um die geistige, die hoffentlich nicht so leicht wird vernichtet werden können als jene. Wir beginnen mit dem Nordosten und zwar mit Preußen, denn ob es gleich nicht zum deutschen Bunde gehörte, so ist es doch ein vorzugsweise deutsches Land und steht zudem mit einem rein deutschen Staat in der innigsten Verbindung. Das Land, das einen Herder der deutschen Literatur gab, hat auch in der neueren Zeit vielseitige und erfolgreiche Theilnahme für dieselbe entfaltet, und es sind unter seinen Dichtern einige, die einen bedeutenden Rang einnehmen. Gaudy, Gregorovius, v. Heyden, Jordan, Kopisch, Oelbermann und Reinick, sowie den Dramatiker Dulk, ferner die Frauen Cannot, Pfannenschmied, Mädler und Michelowska werden wir später, theils ausführlicher, theils an passenderer Stelle besprechen; auch Otto Friedrich Gruppe, der sich vorzüglich durch seine epischen und dramatischen Gedichte wohlverdienten Ruf erworben hat, ist erst in den folgenden Abschnitten näher zu betrachten, doch sind hier seine „Gedichte“ (Berl. 1835) zu erwähnen, die Geist und Gemüth verrathen, besonders in den Liedern; die Elegien und Sonette sind formell gelungen. Hugo Hagendorf, geb. im J. 1813 zu Graudenz, ist in seinen „Gedichten“ (Berl. 1835) noch häufig in Heine'scher Manier verfangen; seinem Vorbild hat er jedoch auch die leichte und bewegliche Darstellung abgelauscht; auch finden sich neben oft behandelten auch neue und eigenthümliche Gedanken. In der „Mähre vom hörnen Siegfried. Balladenkranz nach dem Volksbuch“ (Zeitz 1837) ist die treuherzige und naive Darstellung der Volksbücher glücklich nachgeahmt. Ein vielversprechendes Talent war E. W. Ackermann, geb. 1821 in Königsberg, gest. 1846 in Neapel, dessen „Poetischen Nachlaß“ sein Vater herausgab (Lpz. 1848). Das tiefe Studium des klassischen Alterthums und der längere Aufenthalt in Griechenland und Italien hatte seinen Geist gebildet; seine poetischen wie seine prosaischen Schriften sind reich an großartigen Gedanken und Anschauungen, und den Umfang seines Talents erkennen wir daran, daß er auch das Muthwillige und Zärtliche mit Geschick und Geschmack behandelte.

Pommern ist durch Kugler, Hermann Lembke, Prutz, Pyl, Chr. Fr. Scherenberg, Ernst Scherenberg und Marie Goyette, auf die wir später zurückkommen, würdig vertreten. Edmund Hoefer ist vorzüglich als Novellist bedeutend geworden; seine „Gedichte“ (2. Aufl. Lpz. 1853), welche die gewöhnlichen lyrischen Stoffe, Liebe, Natur, Wanderleben u. s. w. behandeln, sind voll Frische

und heiterer Gemüthlichkeit und bewegen sich in fließenden Versen. Nicht ohne lyrisches Talent ist H. Köpert, geb. den 8. Mai 1830 zu Auklam, seit 1857 Gymnasiallehrer in Eisleben. Noch als Student ließ er, durch seinen Landsmann Prutz ermuthigt, eine Sammlung Gedichte „Junge Blätter" (Halle 1853) erscheinen, welche allerdings die große Jugend des Dichters verrathen, der aus Freude über gelungene Reime diese auch für poetisch hält oder gar zu oft schon häufig behandelte Gedanken wiederholt, ohne ihnen durch neue Auffassung aufzuhelfen; aber wenn solche Lieder auch die Mehrzahl bilden, so finden sich doch auch nicht wenige, die durch glückliche Bilder und geistvolle Anschauungen erfreuen. Die „Scenen aus Chriemhild, einem dramatischen Gedicht in 5 Abtheilungen", müssen als ganz verfehlt bezeichnet werden, da die Charaktere und Handlungen in viel zu moderner Weise dargestellt sind. Größeres Verdienst hat sich Köpert durch seine ästhetischen und literarischen Schriften erworben: „Lehrbuch der Poetik" (Lpz. 1860), „Satirische Epigramme der Deutschen von Opitz bis auf die Gegenwart. Nebst einem Anh. über Theorie und Geschichte des Epigramms." (Eisl. 1863) und „Ueber Göthe's Götter, Helden und Wieland" (Ebd. 1864).

Wenn Schlesien auch die hervorragende Stellung nicht einnimmt, welche es einst zum Mittelpunkt der deutschen Dichtung machte, so sind doch die schlesischen Dichter unserer Tage immerhin den besseren beizuzählen, und die Namen Gottschall, Max Waldau (Spiller v. Hauenschild), Kopisch, Laube, Sallet, Strachwitz und Ida von Düringsfeld gehören nicht nur zu den bekanntesten, einige von ihnen haben einen wenn auch nicht allgemeinen, doch immerhin nicht unbedeutenden Einfluß auf ihre Zeitgenossen ausgeübt. Wir werden uns in der Folge ausführlicher mit ihnen beschäftigen; an anderer Stelle sind ebenfalls der Freiherr von Badenfeld und der vielseitig thätige Oettinger zu erwähnen. Hermann Kletke, geb. im J. 1813 zu Breslau, seit 1837 in Berlin mit literarischen Arbeiten beschäftigt, hat sich vorzüglich durch seine mannigfaltigen Sammelwerke, z. B. „Christliche Blumenlese aus deutschen Dichtern" (Berl. 1839), „Märchensaal aller Völker" (4 Bde. Ebd. 1844 f.) u. v. a. m., durch welche er zunächst Geist und Gemüth der Jugend im Auge hatte, einen geachteten Namen erworben. Aber auch seine eigenen „Gedichte" (Ebd. 1836), und „Lied und Spruch. Neue Gedichte" (Ebd. 1853) verdienen Anerkennung, besonders wegen des sittlichen Ernstes, der liebenswürdigen Milde und der einfachen Kindlichkeit, die sie charakterisirt. — Gotthard Oswald Marbach, geb. am 13. April 1810 in Jauer, Professor der Philosophie in Leipzig, ein vielseitig, namentlich im Gebiete der Philosophie und der Literatur thätiger Schriftsteller, gab unter dem Namen Silesius Minor „Gedichte" heraus (Lpz. 1836; 2. verm. Ausg. 1838), die zwar interessante Stoffe, aber ohne besonderes Glück behandeln. Sie beginnen mit Sonetten auf Deutschlands bedeutendste Dichter der neueren Zeit, denen sich „Heroische Sonette" auf die größten Helden von Achilleus an bis auf Napoleon herab anreihen; aber sowohl diese als jene bewegen sich in den gewöhnlichsten Anschauungen. Die darauf folgenden Lieder sind zum Theil Gelegenheitsgedichte im beschränktesten Sinne des Wortes. Die „Balladen" sind von keiner Bedeutung; die „Liebessprüche" würden sehr gefallen haben, wenn sie zu Gleims Zeiten erschienen wären. Werthvoller sind die „Xenien", in denen sich manche sinnreiche Gedanken befinden. Vom „Buch der Liebe" (Lpz. 1839) könnte man sagen, daß es ohne Liebe geschrieben sei, so kalt sind die Herzensergießungen des Dichters; die „Liebesgeschichten" (Ebd. 1846) sind dagegen gut und geistreich erzählt. — Gustav Freytag hat im Drama und im Roman weit Bedeutenderes geleistet als in der Lyrik, doch sind auch seine Gedichte „In Breslau" (Bresl. 1845), in so ferne sie Zustände der Gesellschaft darstellen, durch geistreiche und lebendige Schilderungen und glückliche Charakteristiken bemerkenswerth. — Richard Kunisch, mit seinem ganzen Namen Kunisch-Richthofen, der einige Jahre in Bukarest und Konstantinopel bei der dortigen preußischen Gesandtschaft angestellt war und seit 1863 Mitglied des Regierungscollegiums in Königsberg ist, gab in noch sehr jugendlichem Alter eine Sammlung Gedichte „Primavera" (Bresl. 1851) heraus, die von späteren, in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichten, aber noch nicht gesammelten Gedichten weit übertroffen werden. Größeres Talent leuchtet aus seinen Schilderungen orientalischen Lebens, die er unter dem Titel „Bukarest und Stambul" (Berl. 1861) herausgab; sie sind von hoher Anschaulichkeit und oft von orientalischer Färbung. — Albert Emil Brachvogel, dessen später als dramatischer und Romandichter ausführlicher gedacht werden soll, hat für die lyrische Poesie kein besonderes Talent. Seine „Lieder und lyrischen Dichtungen" (Berl. 1861) ermangeln des poetischen Schwungs und aller Originalität; sie behandeln die gewöhnlichsten Gedanken in der gewöhnlichsten Sprache. Die Verse sind zwar fließend und leicht gereimt, aber wer kann dieß heut zu Tage nicht? Sein episches Gedicht „Die Seelenwanderung" (Berl. 1854) zeugt dagegen von gestaltendem Talent; die orientalische und indische Mythologie wird von dem Dichter mit Geschick benutzt, doch fehlt es dem Ganzen an der Klarheit, ohne welche keine Dichtung einen reinen und wohlthuenden Eindruck hervorbringt.

Aus der Lausitz stammen außer Ettmüller, Fechner, Klotilde von Nostitz, von denen später die Rede sein wird, noch folgende drei Dichter: Johannes Minckwitz, geb. am 21. Jan. 1812 in Lückersdorf bei Kamenz, bezog 1830 die Universität Leipzig, um Philologie zu studieren, beschäftigte sich zugleich mit deutscher Literatur, und widmete sich, nachdem er die Würde eines Doctors der Philosophie erworben, literarischen Arbeiten, da er keine Aussicht auf eine öffentliche Anstellung hatte. Im J. 1836 reiste er nach Italien. Nach Leipzig zurückgekehrt, gerieth er mit den bedeutendsten Lehrern der Hochschule in einen literarischen Kampf, der sein Auftreten an derselben hinderte; dagegen erhielt er durch Bunsens Einfluß einen Jahrgehalt vom König vom Pren-

Im J. 1855 gelang es ihm endlich, sich ipzig zu habilitiren, und 1861 wurde er Professor ernannt. Minckwitz hat sich seine Uebersetzungen griechischer Dichter Ruf erworben, der freilich vielseitig an- ten wird; er hat sich ferner durch seine ühungen, den Dichtungen Platens eine neinere Anerkennung zu verschaffen, ein zu bestreitendes Verdienst erworben, ob gleich nicht verkennen darf, daß er den- viel zu hoch stellt. In seinen eigenen ichten" (Lpz. 1847; 2. Ausg. 1854) e er dem Vorgange Platens nach, und te daher vorzugsweise in antiken Vers- n; unter den modernen Formen behandelte ie Platen, vorzugsweise das Sonett. Hat Platen vorgeworfen, daß er auf die Form iel Gewicht lege, so muß dieser Vorwurf n Schüler noch in erhöhetem Maße treffen; inseitig er in dieser Beziehung, hat er in n „Neuhochdeutschen Parnaß" (Lpz. 1861; ufl. 1864) bewiesen, dessen Urtheile sich he ausschließlich auf die Form beziehen. anderer Vorwurf, der vielseitig gegen n ausgesprochen wurde, daß er sich zu überschätze, kann mit größerem Rechte auf twitz angewendet werden, dessen Gedichte selten des poetischen Hauchs entbehren die selbst formell viel zu wünschen übrig , da in den Sonetten z. B. der Reim zu oft gesucht ist und eben deshalb auf le Ausdrücke fällt. Verdienstvoller sind Oden, in denen er eine große Gewandt- m Gebrauch der antiken Formen entfaltet; sollte er sich nicht beifallen lassen, neue phengebäude zu erfinden; dazu fehlt ihm schaffende Kraft", deren er sich Gutzkow Laube gegenüber rühmt („Meine Ver- hungen des Sophokles und Aeschylos"). Boldemar Nürnberger, dessen Werke dem Namen M. Solitaire erschienen, bei den Prosadichtungen näher zu bespre- sein. In seinen lyrischen und lyrisch- en Gedichten „Bilder der Nacht" (Lands- 1852) drückt sich übrigens schon seine Eigenthümlichkeit aus. Er besitzt eine dige, ja man könnte sagen glühende und s schaffende Phantasie, die sich gern in Grelle und Schauerliche verliert, Tiefe Reichthum der Gedanken und eine mäch- Gestaltungsgabe. Aber er vermag seine tasie nicht zu bemeistern; es fehlt ihm an igung und zugleich an Geschmack, was sich l in seiner Darstellung im Allgemeinen insbesondere in seinen Bildern kundgibt. seinen Balladen finden sich übrigens re, die von ergreifender Wirkung sind noch gewaltiger wirken würden, wenn die ihrem Gehalt entspräche. Seine erste ung war ein Epos „Josephus Faust" . 1842), das noch viel Unreifes bietet, aber deswegen Beachtung verdient, weil es sich elbstständiger bewegt als die meisten Be- ungen dieses Stoffes, welche dem Meister- Goethe's folgten. — Eduard Kauf- geb. im J. 1824 zu Wehrsdorf, studierte logie in Leipzig, beschäftigte sich aber schon Vollendung der Universitätsjahre mit lite- hen Arbeiten, und lebt gegenwärtig in Leip- wo er eine Zeit lang die Redaktion der „Glocke" leitete. Seine „Gedichte" (Lpz. 1850; 2. Aufl. 1861) zeugen von künstlerischer Bildung und nicht gewöhnlicher poetischer Begabung; Gedanken und Darstellung sind gleich abgerundet und scheinen in dem nämlichen Momente dem schaffenden Geiste des Dichters entquollen zu sein. Kauffer ist eben so glücklich in der Darstellung der Liebeslust und des Liebesschmerzes, als in der Schilderung des Lebensgenusses und der schönen Natur; überall erscheint er tief gemüthlich. — Karl Gärtner, geb. am 6. Febr. 1821 zu Großnaundorf bei Pulsnitz, studierte von 1843—1846 in Leipzig Theologie, und wirkte nach vollendeten Studien theils als Hauslehrer, theils an verschiedenen Anstalten, seit 1862 als Direktor des „Freimaurer-Instituts für Mädchen" in Dresden. Seine „Gedichte" (Bresl. 1862) gehören zu den liebenswürdigsten Erscheinungen der neuesten Lyrik, liebenswürdig durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit, durch ihre auch im Ernste heitere Stimmung, durch ihre melodische Sprache, sowie durch die selbstständige Behandlung der ewigen lyrischen Stoffe: Natur, Frühling, Wanderlust, Wein und Liebe. Viele von diesen Liedern haben den volksthümlichen Ton glücklich getroffen, namentlich wenn sie frisch und harmlos die jugendliche Lebenslust besingen, die keinen andern Grund hat als sich selbst; auch hat sich die Tonkunst dieser anmuthigen Lieder schon früh bemächtigt.

Die Mark Brandenburg, deren Bewohner sich seit den Zeiten des ersten Königs den Namen Preußen beilegen, hat, wie schon in dem vorigen Zeitraum, an der geistigen Thätigkeit und insbesondere an der Poesie einen sehr regsamen und fruchtbaren Antheil genommen. Wir werden die Dichter Ferd. Arndt, H. von Blomberg, W. von Chézy, Fontane, Gaillard, Gaudy, Glaßbrenner, Gutzkow, Heyse, Horwitz, Knack, Kossarsky, Legeler, Niendorf, Putlitz, Ed. Schultz-Ferrand und W. Wackernagel theils ausführlicher, theils an anderer Stelle besprechen; nebst diesen sind aber noch einige andere zu erwähnen. Eduard Boas, geb. den 18. Jan. 1815 zu Landsberg an der Warthe, gest. daselbst im Juni 1853, dem wir öfters wieder begegnen werden, hat in den „Sprüchen und Liedern eines nordischen Braminen" (Lpz. 1842) Sagen orientalischer Völker, der Griechen und des germanischen Alterthums mit tiefem Verständniß bald lyrisch, bald in epischer Ausführung dargestellt. — Hermann Marggraff, geb. am 14. Sept. 1809 in Züllichau, studierte in Berlin, lebte, literarisch beschäftigt, nach einander in Leipzig, München, Frankfurt und zuletzt wieder in Leipzig, wo er am 11. Februar 1864 starb. Wir werden später noch öfters von ihm zu sprechen haben, da er eine vielseitige Thätigkeit entwickelte; hier haben wir nur seine lyrischen Dichtungen zu betrachten. Seine ersten Versuche erschienen mit denen seines Bruders Rudolf in der Sammlung „Gedichte von Rudolf und Hermann Marggraff" (Zerbst 1830); von denselben nahm er nur wenige in einer späteren Sammlung „Gedichte" (Lpz. 1857) wieder auf, und zwar außer den ziemlich gewöhnlichen Liebesliedern einen Cyklus

„Mythen aus der Blumenwelt", die in gebauten Stanzen von jugendlicher und oft unklarer Ueberschwänglichkeit erfüllt sind. Unter den neuern sind diejenigen die besten, in denen er seinem glücklichen Humor freien Lauf läßt. Manche derselben haben eine volksthümliche Färbung, die ihnen gar wohl ansteht („Der Deutsche an der Himmelsthür"). Von den politischen Gedichten sind auch die auszuzeichnen, in denen er den Stoff humoristisch behandelt, und die, wenn auch die Schwächen des deutschen Volkes kräftig verspottend, doch eine tiefe Liebe zu ihm und dem Gesammtvaterland durchblicken lassen. Die Balladen sind nicht gerade selbstständig, man erkennt ihre englischen oder deutschen Vorbilder leicht, aber als Nachahmungen sind sie in Form und Gestalt wohlgelungen. In den Gedichten seines Bruders Rudolf (geb. in Züllichau am 28. Februar 1805, jetzt Professor an der Kunstakademie in München) finden sich schöne Sprüche und geistreiche Sinngedichte. — Karl Wilh. Osterwald, geb. zu Bretsch bei Osterburg in der Altmark am 23. Febr. 1810, bezog nach vollendeter Vorbereitung in Salzwedel und später in Halle die Universität letzterer Stadt, um Philologie zu studieren, wo er zwar wegen Mangels an Mitteln ein sehr eingeschränktes, aber geistig desto regsameres Leben führte. Im J. 1845 wurde er Lehrer am Pädagogium zu Halle, 1850 Conrector am Domgymnasium zu Merseburg, 1865 Rector in Mühlhausen (Thüringen). Osterwald ist ein gelehrter Philologe, aber zugleich auch ein gründlicher Kenner der älteren und neuern deutschen, sowie der modernen Literaturen. In seinen „Gedichten" (Halle 1848) ist der Einfluß der mittelhochdeutschen Dichtung nicht zu verkennen, nicht bloß in dem Abschnitt, in welchem er verschiedene alte Sagen in der Nibelungenstrophe erzählt und den Brief Alexanders über die Wunder Indiens aus dem Pfaffen Lamprecht in freier Bearbeitung mittheilt, sondern auch in den Liedern, die hie und da an die Minnesinger, mitunter auch an das Volkslied erinnern. Die Meisten derselben sind recht lieblich, viele zart, andere jugendlich heiter, alle von großem Wohllaut, so daß sie auch von verschiedenen Tonkünstlern in Musik gesetzt worden sind. In „Allerlei" finden sich witzige Satyren auf die Zeit- und Staatsverhältnisse. Den Schluß bildet „Trips Trill, der Mann der That. Ein Fastnachtsmärchen", in welchem er die Geschichte von dem Schneider, der sieben auf Einen Schlag tödtete, in höchst ergötzlicher Weise mit vielen glücklich angebrachten Anspielungen auf literarische und politische Erscheinungen erzählt. Sinnreich ist die Sammlung „Im Grünen" (Berl. 1853), namentlich in den „Federzeichnungen", hübschen, im elegischen Versmaß abgefaßten Naturschilderungen, insbesondere der Baumwelt. Seine gelungenen geistlichen Lieder erschienen, von D. H. Engel componirt, unter dem Titel „Zur häuslichen Erbauung" (Lpz. 1854), und derselbe Künstler setzte auch Osterwalds Cantate „Winfried und die heilige Eiche bei Geismar" (Ebd. 1852) in Musik. — Julius Schrader, geb. zu Berlin am 28. Dec. 1808, studierte in München, Berlin und Bonn Naturwissenschaften, wurde 1835 Assistent bei der K. Bibliothek in Berlin und ist jetzt Bibliothekar an derselben. Seine „Gedichte" (Berl. 1849), die zum Theil in der Zeit der Jugendliebe, meist aber während einer längeren Reise in Italien und in den Jahren 1848 und 1849 entstanden, sind sehr verschieden an Werth. Das Liebeslied entspricht seiner ernsten Natur nicht, die sich gern in tiefere Gedanken versenkt, daher er auch mit Vorliebe die Hymne und Elegie behandelt, wie er denn später eine besondere Sammlung „Elegien" (Berl. 1854) herausgab. In diesen Dichtungen ist das Studium Goethe's nicht zu verkennen, nur vermißt man die Klarheit des großen Vorbilds. Erfreulich sind besonders diejenigen Hymnen, in welchen der Dichter seine Vaterlandsliebe mit einer nur zu überschwänglichen Begeisterung ausspricht. — Bernhard Ferdinand Julius Endrulat, geb. am 24. Aug. 1824 zu Berlin, studierte daselbst Philologie, wurde 1848 wegen Theilnahme an der Adresse der Studentenschaft an die Nationalversammlung consiliert, im J. 1849 Soldat und machte den Feldzug in Holstein mit, desertirte aber nach dem Waffenstillstand, weil ihn die preußische Politik empörte. Im J. 1850 trat er in das 2. schleswig-holsteinische Jägercorps, wohnte mehrern Gefechten und Schlachten bei, in deren einer er leicht am Kopf verwundet wurde. Er hatte die Aussicht, Offizier zu werden, als die Preußen und Oesterreicher das Land besetzten und das Heer auflösten. Er lebte noch zwei Jahre als Hauslehrer in Holstein, erhielt 1853 eine Lehrerstelle in Hamburg, büßte 1856 seine Desertion mit kurzem Festungsarrest in Magdeburg, und trat 1864 in Kiel in die Dienste Herzog Friedrichs. Seine „Gedichte" (Hamb. 1857) haben viel Liebliches und Tiefempfundenes; insbesondere sind die Liebeslieder wegen ihrer zarten und dabei doch bis zur Leidenschaft sich steigernden Haltung auszuzeichnen. Die Zeitgedichte sind von großer Kraft und sprechen des Dichters unerschütterliches Vertrauen auf eine bessere Zukunft in begeisterten Worten aus. Noch gab Endrulat heraus: „Von einem verlornen Posten. Ein Buch der Erinnerung an Schleswig-Holstein" (Hamb. 1851) und „Geschichten und Gestalten. Erzählende Dichtungen mit einem lyrischen Anhange" (Ebd. 1863), in denen sich der nämliche Charakter kundgibt, wie in den Gedichten. — Karl Ernst Eduard Tempelley, geb. am 13. Okt. 1832 in Berlin, studierte daselbst Philosophie und Geschichte, war dann längere Zeit an der „Nationalzeitung" mit literarischen und Theaterkritiken thätig, und ist jetzt Kabinetsrath des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha. Seine dramatischen Leistungen werden wir später berühren; durch seine lyrischen Dichtungen „Mariengarn" (Lpz. 1860; 4. Aufl. 1865) erwarb er sich nicht geringen Beifall. Das Büchlein enthält einen ganzen in Liedern dargestellten Liebesroman mit allen gewöhnlichen Ereignissen vom ersten Ahnen der Liebe bis zum Treubruch des Mädchens, dem Schmerz des Geliebten und dessen endlicher Beruhigung, die er in der Erinnerung an die glücklichen Tage findet. Wir begegnen keinen neuen Gedanken und Verhältnissen, auch ist die Darstellung nicht un-

nlich, aber die Gedichte lassen sich gut
auch fehlt es ihnen nicht an Wärme
efühls, und so werden sie wie bisher
ünftighin manches junge Herz erfreuen.
ch erwähnen wir eines jungen Dichters,
Wegener (geb. zu Wittstock am 5. April
), dessen „Jugendlieder und Balladen"
n 1864) zwar noch nicht die gehörige
haben, aber für die Zukunft viel ver-
n.

Niedersachsen sind die Hansestädte
loß im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung
ch vertreten. Einer ihrer Dichter, Ema-
Geibel, gehört sogar zu den glänzend-
rscheinungen der neueren Zeit. Diesem,
auch dem tiefsinnigen Adolf Peters,
hätigen Robert Waldmüller (Duboc)
wir ausführlichere Betrachtung widmen;
ke, Brecht, Adolf Schirmer, Sen-
ann, Wollheim da Fonseca und die
rin Rosa Maria Assing sind an an-
Stellen zu erwähnen. Auch unter den
n, die hier zu nennen sind, werden wir
rn ausgezeichneten Talenten begegnen.
recht Dreves, geb. am 12. Sept. 1816
mburg, wo er auch seine Schulbildung
, studierte 1836—1838 die Rechte in
und Heidelberg, wurde dann Advokat in
Vaterstadt und trat im J. 1846 in
zur katholischen Kirche über. Seit 1861
r in Feldkirch. Seine ersten Dichtungen
sche Anklänge" (Altenb. 1837) und „Vi-
Nächtliche Lieder" (Bonn 1839) leh-
ch noch meist an andere Dichter, insbeson-
n Eichendorff, dessen Einfluß auch später
kennbar blieb. Selbstständiger sind die
ichten Lieder" (Hamb. 1843) und die
sef. v. Eichendorff herausgegebenen „Ge-
" (Berl. 1849), in denen sich ein schönes
es Talent, tiefreligiöses Gemüth und
swürdige Heiterkeit, so wie ein inniges
ndniß der Natur offenbart. Dreves
uch „Lieder der Kirche, deutsche Nachbil-
n alt-lateinischer Originalien" (Schaffh.
) heraus. — Von weitaus größerer Be-
g war Cäsar von Lengerke, geb. in
urg am 30. März 1803, seit 1829 an
niversität Königsberg thätig, wo er 1835
Professor der Theologie und 1851 zum
ssor der orientalischen Sprachen ernannt
. Er starb am 3. Febr. 1855 zu Elbing.
„Gedichte" (Königsb. 1834; 2. Aufl.
1843), und „Lieder" (Königsb. 1840)
von tiefem Gefühl und lebendiger Phan-
die jedoch nie das Maß überschreitet; ihre
che ist gewandt, ihre Form gefällig und
roßem Wohllaut. Er behandelt die viel-
ten Stoffe mit gleichem Glück, in allen
tet er eine große Gedankenfülle und über-
oft durch Neuheit der Auffassung, mag
Liebe, den Lebensernst oder den heitern
sgenuß oder die Natur besingen. Die
er und Sprüche" (Königsb. 1844) sind
und tief gedacht und haben meist einen
alisch-beschaulichen Charakter, während die
genden Blätter" (Ebd. 1849) von tref-
n Witz und glücklichem, oft schalkhaftem
r erfüllt sind. Das „Lebensbilderbuch"
1851), welches ernste und heitere Bilder
erführt, Legenden und Märchen erzählt,
schildert mit großer Anschaulichkeit, Wahrheit und Tiefe der Empfindung die Leiden des Volks. Die „Weltgeheimnisse" (Ebd. 1851) beruhen zum Theil auf den Gedanken, die H. Zschokke in seinem „Alamontade" ausführt. — Joh. Friedrich Hinze, geb. 1805 in Lübeck, seit seinem 15. Jahre in Rußland, sollte Kaufmann werden; da er jedoch Abneigung gegen diesen Beruf hatte, gab ihm sein Principal die Mittel, um Medicin zu studieren. Er erwarb sich 1830 den Grad eines Doctors der Medicin, ließ sich dann als Arzt in Petersburg nieder, wo er später zum Staatsrath ernannt wurde. Er starb am 2. Sept. 1851. Seine Gedichte, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen, sind noch nicht gesammelt, verdienten aber vorzüglich wegen der trefflichen Studentenlieder voll frischer Heiterkeit und köstlichen Humors allgemeiner bekannt zu werden. — Johann Wilh. Schäfer, geb. den 17. Sept. 1809 zu Seehausen im Gebiete der Stadt Bremen, widmete sich seit 1827 in Leipzig philologischen und historischen Studien, und ist seit 1831 an der Hauptschule seiner Vaterstadt bethätigt. Seine vortrefflichen Arbeiten im Gebiete der deutschen Literaturgeschichte können erst später zur Sprache kommen; hier ist er wegen seiner Gedichte, die er unter dem Titel „Liebe und Leben" (Bremen 1851; 2. Aufl. 1858) herausgab, zu erwähnen. Diese sind zwar nicht so bedeutend als jene Schriften, doch finden sich unter gewöhnlichen auch recht gute und selbst neue poetische Gedanken, neben formell ungenügenden auch formell schöne Lieder, und selbstständige Gedichte neben solchen, die offenbar wenigstens in ihrem Gedankengange von andern angeregt wurden. — In des Hamburgers Theodor Laubach „Gedankenbildern" (Hamburg 1854) und „Gedichten" (Ebd. 1856) finden sich einige gute Stoffe, die der Dichter nicht zu verwerthen weiß; Anderes versinkt bis zur faden Reimerei. — W. Wilibald Wulff, der Vater des Nachfolgenden, gab zwei Bände „Gedichte" (Altona 1859) heraus, die als zweite und dritte Auflage bezeichnet, in der That aber zwei ganz verschiedene Sammlungen sind, da sie auch kein einziges Gedicht gemeinschaftlich haben. In beiden Sammlungen herrscht die Reflexion vor, und man begegnet allerdings recht guten, wenn auch nicht gerade neuen Gedanken, die sich in ihrer leichten und gewandten Darstellung recht gut ausnehmen. — Sein Sohn Friedrich Wilibald Wulff, geb. in Hamburg am 6. Febr. 1837, widmete sich zuerst dem Buchhandel, verließ aber denselben und ging 1855 nach Berlin, um an der Hochschule philosophische und historische Vorlesungen zu hören. Im J. 1857 gründete er in seiner Vaterstadt das novellistische Wochenblatt „Nordische Blätter", nahm an der Gründung der junggermanischen Dichterschule Antheil, war bei verschiedenen Zeitschriften thätig und ist jetzt Redakteur der „Jahreszeiten". Außer Novellen und Romanen haben wir von Wulff zwei Gedichtsammlungen „Im Frühling" (Hamb. und Alt. 1856; 2. Aufl. 1858) und „Im Sonnenschein" (Ebd. 1865), die allerdings nichts besonders Ausgezeichnetes darbieten, aber wegen der Einfachheit der Gedanken und der Sprache Lob verdienen. Sie würden noch größeres

Wohlgefallen erregen, wenn sie in ihrer Anlage und Ausführung mehr Mannigfaltigkeit darböten, nicht so häufig als Paraphrasen von Bildern erschienen. — Von größerer Tiefe sind die „Gedichte" (Lpz. 1858) des ausgezeichneten Naturforschers Matthias Jacob Schleiden (geb. zu Hamburg am 5. April 1804, jetzt Professor in Jena), der sie unter dem Namen Ernst herausgab. Er hat in ihnen die philosophische Auffassung der Natur mit der poetischen auf geistvolle Weise zu vereinigen gewußt.

Schleswig-Holstein hat in der neueren Zeit mehrere Dichter von Auszeichnung hervorgebracht; wir werden diese: Groth, Hebbel, Storm und Zeise, später ausführlicher besprechen, dann die weniger hervorragenden Biernatzki, Lyser, Pfeiffer und O. L. B. Wolff an andern Stellen erwähnen. Hier sind noch die folgenden zwei anzuführen: Adolf Heinrich Strodtmann, geb. zu Flensburg am 24. März 1829, eilte als 19jähriger Jüngling bei der ersten Kunde von der Einnahme Kiels durch die Dänen (1848) unter die schleswig-holsteinischen Fahnen, wurde in dem unglücklichen Treffen bei Bau lebensgefährlich verwundet und brachte den Sommer theils in den Lazarethen, theils auf einem Schiffe als Kriegsgefangener zu. Zum Kriegsdienst unfähig geworden, bezog er nach Auswechselung der Gefangenen im Herbst 1848 die Universität Bonn, wo er sich besonders durch Kinkels Vorlesungen angezogen fühlte. Als dieser wegen seiner Theilnahme am Aufstande in Baden zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt ward, sprach Strodtmann die allgemeine Theilnahme für den Unglücklichen in einem Gedichte aus, das ihm Relegation zuzog, worauf er im Herbst 1850 nach Paris und bald darauf mit einer livländischen Familie als Hauslehrer nach London gieng. Im Sommer 1852 begab er sich nach Amerika, gründete in Philadelphia eine deutsche Buchhandlung und gab ein belletristisches Blatt, „Die Lokomotive", heraus, wobei er in kurzer Zeit den größten Theil seines Vermögens verlor. Nachdem er ein unstätes Wanderleben als Mitarbeiter an verschiedenen deutschen Blättern des Ostens und Westens geführt, kehrte er 1856 nach Deutschland zurück und lebt seitdem in Hamburg mit literarischen Arbeiten beschäftigt, unter welchen wir nur seine Ausgabe von Heine's sämmtlichen Schriften und die Monatsschrift „Orion", eine zeitgemäße Fortsetzung der „Halle'schen Jahrbücher", erwähnen. Seine Dichtungen sind ziemlich zahlreich. Zuerst erschienen die „Lieder eines Kriegsgefangenen auf der Dronning Maria" (Hamb. 1850), hierauf die „Lieder der Nacht" (Bonn 1850), in denen er seinem Haß gegen die bösen Elemente im menschlichen Leben und insbesondere gegen den Despotismus glühenden, oft ins Abenteuerliche ausschweifenden Ausdruck gibt. Die Zeitgedichte „Brutus! Schläfst du?" (Hamb. 1863) sind maßvoller, ohne daß sie an Kraft des Ausdrucks verloren hätten. Die „Gedichte" (Lpz. 1857) und „Ein Hohes Lied der Liebe" (Hamb. 1858) entfalten viel Schönes und Zartgedachtes, so wie sie des Dichters Herrschaft über die Sprache beweisen. Auch als Epiker verdient Strodtmann Beachtung. Es ist zu bedauern, daß „Rohana. Ein Liebesleben in der Wildniß" (Hamb. 1857) in wechselndem Metrum abgefaßt ist, was nur scheinbar die verschiedenen Zustände lebendiger darstellt; es ist dieß eine unkünstlerische Willkür, die an die Romantik erinnert. Wenn man auch zugestehen muß, daß Strodtmann die verschiedenen Formen mit großem Geschick behandelt hat, und daß sie, für sich betrachtet, nicht verfehlen, großen Eindruck hervorzubringen, so stören sie doch die epische Einheit. Am Gelungensten sind die lyrischen Stellen. Strodtmann hat sich noch anderweitige Verdienste erworben. Wir erwähnen die mit Liebe durchgeführte Biographie „Gottfried Kinkel. Wahrheit ohne Dichtung" (2 Bde. Hamb. 1860), das „Lieder- und Balladenbuch amerikanischer und englischer Dichter der Gegenwart. In den Versmaßen des Originals übersetzt" u. s. w. (Hamb. 1862) und „Die Arbeiterdichtung in Frankreich. Ausgewählte Lieder französischer Proletarier" u. s. w. (Ebd. 1863).

Aus Mecklenburg sind, außer dem genialen Reuter, dem Dramatiker Köster, der Gräfin Hahn-Hahn und der Romandichterin Clara Mundt, nur Emil Mecklenburg und Adolf Friedrich von Schack zu betrachten, von denen der erste, der auch beim Drama zu erwähnen ist, in den „Neuen Poesien" (Mannh. 1846) mit Schärfe und Bitterkeit die Zustände des Vaterlandes bespricht, im „Poetischen Reisebuch" (Lpz. 1847) trivial und langweilig ist. Der Zweite ist schon als trefflicher Uebersetzer genannt. Seine eigenen „Gedichte", die erst in der neuesten Zeit gesammelt erschienen (Berl. 1866), von denen aber schon viele in verschiedenen Sammlungen veröffentlicht waren, zeugen von tiefem Ernst, seltener Reife der Gedanken wie des Geschmacks und von großer Innigkeit der Empfindung. Der Umgang mit dem Orient und dem europäischen Süden ist sicherlich nicht ohne belebenden Einfluß auf seine poetische Entwickelung geblieben; allein er hat sich diesem Einfluß nirgends untergeordnet, er hat seine vollste Selbstständigkeit bewahrt, und ist in der Gedankenrichtung, in der Darstellung und im einzelnen Ausdruck vollkommen deutsch.

Aus dem Hildesheimischen stammen Bodenstedt, G. W. Schulze und Goedeke, auf die wir später zurückkommen; aus dem Lüneburgischen und dem Fürstenthum Calenberg der Dramatiker Griepenkerl und der Epiker Tellkampf, so wie die Lyriker Spitta und G. Schultz, die ebenfalls später zu besprechen sind. Neben ihnen sind noch folgende anzuführen: Friedrich Wilhelm Rogge, geb. zu Lüneburg am 11. Nov. 1809, studierte von 1829—1833 in Göttingen zuerst Theologie, dann Geschichte und Philologie, und suchte zugleich einen ähnlichen Verein wie der Hainbund zu gründen. Nachdem er eine größere Reise durch Frankreich und England gemacht, ließ er sich in Rostock nieder, wo er eine Anstellung bei der Regierungsbibliothek erhielt. In seinen „Gedichten" (Gött. 1830; 4. Aufl. Lpz. 1847; in den „Sämmtlichen Werken" Bd. 1 u. 2. Berl. 1857) entfaltet er eine große Mannigfaltigkeit des Stoffes und der Formen. Er besingt den Frühling, die Wolken, die Tages-

die Blumen, die Kunst, die Liebe, die
d und das Greisenalter, aber überall
reflektirend als poetisch gestaltend, so daß
die besten Gedanken kalt lassen, die übri-
nicht selten an andere Dichter erinnern.
n „Liedern von Polen" spricht sich leben-
Theilnahme für das unglückliche Helden-
us, die sich jedoch niemals zur Begeiste-
der Liebe oder des Hasses erhebt. Die
en Formen der Glosse, das Triolett und
llem das Sonett behandelt er formell
eschick, aber in vielen herrscht der Reim
den Gedanken, daher unlogischer Gang
elten ist. Eine Reihe derselben ist dem
Napoleon gewidmet, weshalb er, scheint
bel erfuhr, gegen welchen er sich einfach
berzeugend rechtfertigt:

priest mein Lied den Mann im Reich der Wogen,
hat er groß den Größten einst geschienen;
hat sein Unglück angezogen."

antiken Strophenformen gedichteten Oden
ie Elegien sind formell nicht weniger ge-
, und man erkennt bald, daß der Dichter
assische Alterthum gründlich studiert hat,
st die Sprache oft schwerfällig. In den
mmen begegnet man vielen guten, aber
neuen Gedanken. — Ernst Langrehr,
m 30. Oct. 1803 zu Celle, studierte von
—1824 Naturwissenschaften und die Rechte
ttingen, ließ sich 1825 in Lüneburg als
t nieder und wurde daselbst 1838 zum
or und 1839 zum Prätor ernannt. Er
ter dem Namen Isidor Bürger „Ge-
(Lüneb. 1836) heraus, die bei viel Be-
gslosem viel Schönes, klar und tief Ge-
in leichten, gefälligen Rhythmen, darunter
Terzinen, enthalten. In den „Bettler-
" erscheint der Bettler als ein mit sei-
Schicksale zufriedener Humorist, und so
es dem Dichter gelingen, selbst den Prü-
die jener erhält, einen komischen Anstrich
en. Eine Abtheilung der Gedichte wurde
dem Titel: „Helgoland. Lieder aus der
e" (Hamburg 1840) wieder abgedruckt.
d zum Theil frische und auf Wahrheit
nde Naturgemälde voll scharfer Beobach-
nd Menschenkenntniß. — Johann Pe-
ckermann, der langjährige Vertraute
's, wurde im J. 1792 zu Winsen im
Derschen geboren; er studierte 1821 bis
in Göttingen und kam 1823 nach Wei-
vo er am 3. Dec. 1854 als großherzog-
Hofrath starb. Er ist durch seine „Ge-
mit Göthe" (Th. 1, 2: Lpz. 1836;
fl. 1837. Th. 3: Magdeb. 1848) be-
r geworden als durch seine „Gedichte"
ufl. Lpz. 1838), die doch manche hübsche
enthalten, in denen sich heitere Laune
rter Herzlichkeit verbindet. — Adolf
fen, geb. am 14. März 1815 zu Gar-
m Lüneburgischen, bezog im J. 1832
iversität Göttingen, um sich der Medizin
dmen, studierte aber mit Vorliebe Ge-
, Literatur, so wie die alten und neuen,
ehrere orientalische Sprachen, und ver-
sich nach einiger Zeit ganz auf diese
en, da er fühlte, daß er sich nicht zum
igne. Ende 1836 ging er nach Paris,
n durch die Schweiz nach Oberitalien und
Griechenland, das er in verschiedenen Richtungen bereiste. Nach seiner Rückkehr in die Heimat lebte er eine Zeitlang in München, worauf er sich 1842 bleibend in Göttingen niederließ und im J. 1847 eine Anstellung bei der Universitätsbibliothek erhielt. Im J. 1857 reiste er in die Schweiz, 1860 über Wien und Ungarn nach Constantinopel und Griechenland, wo er allseitig die ehrenvollste Aufnahme fand. Wir können hier auf seine politische Thätigkeit seit dem J. 1848 zuerst im Frankfurter Parlament, dann als Mitglied der zweiten Kammer in Hannover nicht eingehen, eben so wenig auf seine gelehrten Arbeiten, nur so viel sei uns erlaubt zu bemerken, daß er als Staatsmann selbst während der drückendsten Reaktion seiner Gesinnung treu blieb, als Gelehrter Fleiß, Geschmack und Scharfsinn an den Tag legte. Seine poetische Thätigkeit eröffnete er mit dem Sonettencyklus „Athen" (Athen 1838), verbessert in „Thee- und Asphodelosblüten. Chinesische, neugriechische und andere Gedichte" (Gött. 1840). Die Sonette enthalten Betrachtungen über Athen, seine Alterthümer und seine Umgebungen, die theils die verschwundene Größe beklagen, theils Hoffnung auf eine glückliche Zukunft ausdrücken. Der Dichter hat statt des fünffüßigen Jambus auch andere jambische, trochäische und anapästische Versmaße gebraucht, gewiß nicht zum Vortheil seiner Dichtungen, die gerade dadurch das schöne Ebenmaß verloren haben, das dem Sonett einen so großen Reiz verleiht. Von großem Interesse sind die dem Chinesischen und Neugriechischen nachgebildeten Lieder, deren poetischer Gehalt von dem Bearbeiter mit großem Glück wiedergegeben worden ist. Unter den eigenen Gedichten findet sich manches zart gefühlte Liebeslied, manche heitere und scharfe Satyre. Ein großes Verdienst hat sich Ellissen durch den „Versuch einer Polyglotte der europäischen Poesie" (Lpz. 1846) erworben, in welcher er durch eine Auswahl charakteristischer Dichtungen in metrischen Uebersetzungen und Erläuterungen den geistigen, zumal den politischen Entwickelungsgang der Völker in dem Fortgange ihrer Poesie darzustellen bezweckt. Leider ist nur der erste Band erschienen, der die Poesie der Kantaberer, Kelten, Griechen und Kymren vorführt. Seinen klaren und vorurtheilsfreien Geist hat er in der inhaltreichen Abhandlung „Voltaire als politischer Dichter dargestellt" (Lpz. 1852) bewiesen, wie er denn des großen Mannes Verdienste um geistige und politische Entwickelung öfters zu würdigen Gelegenheit hatte. — Adolf Friedrich Philipp Balduin Freiherr von Leutrum-Ertingen, geb. am 18. Aug. 1817 zu Hannover, trat nach Vollendung seiner Studien in würtembergische Staatsdienste, die er 1848 wieder verließ. Er lebt jetzt in Karlsruhe. Seine „Gedichte" (Hann. 1850) sind reich an glücklichen Naturschilderungen, an denen er seine von tiefem Denken zeugende Weltbetrachtung zur Anschauung bringt. Auch die humoristische Erzählung gelingt ihm. — Hermann Hölty, der wahrscheinlich ein Großneffe des berühmten Dichters gleichen Namens und von dem weiter Nichts bekannt ist, als daß er, wie wir aus seinen „Liedern und Balladen" (Hamburg 1856) ersehen, eine Zeit lang im

Schwarzwalde lebte, beherrscht weder die Sprache noch die Form; am Unglücklichsten ist er, wenn er sich in Heine'scher Weise ergehen will. In den Liedern begegnet man jedoch hie und da einem glücklich durchgeführten Gedanken („Als er sie liebte — nicht mehr liebte"). Gelungener sind die Balladen, doch auch hier wirkt die mangelhafte Form störend („Eine graue Geschichte"). Eine frühere Schrift „Irrwege eines jungen Dichters. Nebst einem Anhange von Gedichten" (Lüneb. 1851) ist uns so wenig zu Gesicht gekommen, als eine spätere Sammlung „Ostseebilder und Balladen" (Kiel 1862).

Aus dem Magdeburgischen stammen, außer Banck, Hesekiel, Kühne, Gustav von Meyern und Nathusius, die später zu erwähnen sind, Pröhle u. Bamme. Heinrich Pröhle, geb. am 4. Juni 1822 zu Satuelle im Magdeburgischen, besuchte die Domschule in Halle, später das Gymnasium in Merseburg, studierte 1843—1846 in Halle und Berlin Geschichte und Philologie, bereiste sodann Deutschland und Ungarn, war hierauf an mehreren Lehranstalten thätig und ist seit 1860 Lehrer an der Louisenstädtischen Realschule in Berlin. Wir werden wegen seiner mannigfaltigen und erfolgreichen Thätigkeit noch öfters auf ihn zu sprechen kommen. Seine „Gedichte" (Berl. 1859) beruhen zum Theil auf der Wirklichkeit, aber so anziehend sie auch dadurch werden, so fehlt ihnen doch die poetische Durchbildung. Nur in wenigen („Die Auswanderer", „Die Einwanderung der Magyaren") ist die Darstellung nicht von prosaischen Einflüssen gestört. — Julius Bamme, dessen bei dem Drama näher gedacht werden soll, gab „Gedichte" (Halle 1861) heraus, die von sehr ungleichem Werth sind, die aber beinahe sämmtlich bald in der Composition, bald in der Sprache die letzte Feile vermissen lassen, was um so mehr zu bedauern ist, als eine nicht geringe Zahl auf tüchtiger und vielversprechender Anlage beruht. So macht es einen unangenehmen Eindruck, wenn verschiedene Reime den nämlichen Vokallaut haben, ohne daß ein Grund dazu vorhanden ist; falsche und gewöhnliche Bilder stören hie und da die Wirkung; öfters stehen die Gedanken ohne allen innern Zusammenhang. Erfreulich sind die wenigen politischen Gedichte, die, alle nebelhafte Schwärmerei vermeidend, die Verhältnisse scharf und richtig auffassen und von begeisterter Vaterlandsliebe durchdrungen sind („Italia"). — Gustav Kühne, der bei den Dramen und der Prosadichtung ausführlicher zu besprechen ist, hat in der neuesten Zeit auch „Gedichte" (Lpz. 1861) herausgegeben, die zwar nicht zur Vermehrung seines Ruhms beitragen, aber doch manche vortreffliche Gabe bieten, und die sich meist sei es durch Tiefe der Gedanken oder durch poetische Auffassung des Stoffes oder durch Wärme des patriotischen Gefühls auszeichnen, wie in dem Gedicht „Germania", das zuerst in seinem Drama „Kaiser Friedrich in Prag" erschien und die ewige und ewig unbefriedigte Sehnsucht nach Einheit des Vaterlandes in einfachen und wirkungsvollen Worten ausspricht.

Westfalen rühmt sich einiger bedeutenden Erscheinungen, die ausführlicher besprochen werden; es sind dieß: Freiligrath, Victor von Strauß und Annette von Droste-Hülshoff; der Graf Bentheim-Tecklenburg, die Lyriker Diepenbrok, von Lepel und die Epiker Löher und Paul Wigand, die Dialektdichter Lyra und Zumbrook und die Frau Mathilde Raven sind an andern Stellen zu erwähnen. Neben diesen sind noch mehrere nennenswerth. Obgleich zum größten Theil in eine frühere Zeit gehörend, wurde Heinrich Aug. Metard Theodor Schumacher doch erst in neuerer Zeit allgemeiner bekannt. Derselbe wurde am 4. Sept. 1790 zu Corbach geboren; er bezog 1809 die Universität Gießen, um Theologie zu studiren, wurde 1811 Rector in Arolsen und zugleich Pfarrer in Wetterburg, begleitete als Konsistorialassessor 1817 den Prinzen Karl von Waldeck auf die Universität Heidelberg und benutzte diese Gelegenheit, um die Rechte zu studieren. Im J. 1819 hielt er sich mit dem Prinzen in Wien, 1820 in der Schweiz auf. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er zum Assessor, bald darauf zum Kammerrath bei der Domainen- und Forstkammer und später zum Archivar ernannt. Im J. 1854 verließ er den Staatsdienst und wählte Pyrmont zu seinem Aufenthalt, reiste 1857 nach Paris und 1860 in das südliche Rußland zu seinem dort wohnenden ältesten Sohne. Unter den Vorbereitungen zu einer Reise nach Moskau erkrankte er an einem Rückenmarksleiden, an welchem er am 18. Jan. 1864 starb. Von Schumacher besitzen wir „Herz, Schmerz und Scherz in Liedern" (Wien 1821), „Bilder aus den Alpen der Steiermark" (Ebd. 1822), und „Gedichte" (Arolsen 1832). Nach seinem Tode, aber von ihm noch zum Druck vorbereitet, erschienen „Gedichte" (Lpz. 1864) und „Jagd und Pferd" (Arolsen 1865). Die früheren Sammlungen sind uns unbekannt geblieben, wir wissen nur, daß die „Bilder" u. s. w. wegen des Liedes „Prinz Johann" von der österreichischen Polizei mit Beschlag belegt und erst freigegeben wurden, als das Lied entfernt worden war. Im J. 1848 tauchte es wieder auf und wurde vielfach verbreitet. Da übrigens die späteren Sammlungen auch ältere Gedichte mittheilen, so ist die Entwickelung des Dichters aus diesen zu erkennen. In seinen ersten Versuchen erkennt man leicht den Einfluß Goethe's, den er besonders in den Balladen in Stoffen, Form und Ausdruck nachzuahmen suchte. Später bewegte er sich selbstständiger, er hatte aus jenen Studien den Vortheil gezogen, daß er, wie sein großes Vorbild, nur „Gelebtes" zum Stoffe seiner Poesien machte. Charakteristisch ist der liebenswürdige humoristische Zug, der seinen Liedern eine eigenthümliche Färbung gibt, selbst denen, die von der tiefsten Empfindung eingegeben sind. Und seine Empfindungen sind auch in den spätesten Dichtungen kräftig und wahr, denn sein „Herz blieb immer grün". Die Elegien sind höchst anmuthig und sinnreich und selbst dann noch reizend, wenn sie Nachbildungen Goethe'scher Poesien sind, wie z. B. des Berner Mädchens Bild beinahe Zug um Zug an Dorothea erinnert. Die größere Erzählung „Florine", die erste Geliebte Heinrichs IV. besingend, bewies des Dichters Gabe, die

tiefsten Herzensempfindungen zu lebendigen Anschauungen zu bringen. Die sichere Naturbeobachtung, die schon in den Gedichten angenehm berührt, tritt in „Jagd und Pferd" noch lebendiger hervor. Der Dichter, der bis in sein spätestes Alter ein tüchtiger Reiter und Jäger war, gibt uns hier eine Reihe von Bildern, die durch ihre Wahrheit, wie durch ihren liebenswürdigen Humor gleich wohlthätig berühren. Maximilian Freiherr von Oer, geb. am 30. Sept. 1806 auf dem Gute Noltbach im Münsterischen, studierte die Rechte in Bonn, Breslau und Berlin, trat 1830 in den Staatsdienst, aus dem er 1833 seine Entlassung nahm; er starb am 9. August 1846 zu Erfurt. Seine Gedichte, die er unter dem Titel „Meteorsteine" (Erf. 1835) und seine „Balladen und Romanzen" (Ebd. 1837), sowie seine „Erzählungen" (Ebd. 1837) sind in romantischem Geiste gedichtet; er ist insbesondere in der Darstellung der germanischen und altspanischen Heldenwelt glücklich. — Gottfried Dürrefeld, von dem Nichts bekannt ist, als daß er jung verstarb und daß viele seiner „Gedichte" (Arensberg 1833) während einer langen Krankheit entstanden sind, war nicht ohne Begabung und wahres Gefühl, doch fehlt es ihm an Tiefe des Geschmacks, was ihn öfters zu seltsamen Formen verleitete. — Der Regierungsrath E. M. Hutterus, welcher am 2. Dez. 1865 zu Trier durch Selbstmord endigte, zeigte schon in seinen ersten poetischen Versuchen „Dichtungen" (Münster 1838) ein reiches Talent, große Anmuth und Innigkeit; in einigen Gedichten, z. B. in den „Tannen", liegen originelle Ideen zum Grunde, die sehr glücklich durchgeführt sind. Eine zweite Sammlung „Gedichte" (Paderborn 1848) zeichnet sich durch gemüthvolle und tiefe Beobachtung des Lebens aus; von großem Werth sind die „Kerkerfreuden". In dem letzten Band „Gedichte" (Trier 1857) finden sich öftere Andeutungen von Schwermuth, die schon beim Erscheinen dieser Sammlung auffielen; aber auch in diesen Gedichten herrscht große Tiefe der Empfindung („Die Kinderlose", „Ein Friedhof" u. a. m.). Von seinen Dramen und Prosadichtungen wird später die Rede sein. — Louis von Arentschilt, geb. zu Osnabrück am 29. Juli 1807, trat im J. 1825 als Cadet in das hannöversche Heer, wurde bald darauf Offizier, verließ aber 1835 die militairische Laufbahn, um in Göttingen zu studieren, worauf er, wie es scheint, sich in den Privatstand zurückzog. Er trat zuerst mit einer kleinen Sammlung „Zerstreute Gedanken. Sonette" (o. O. 1841) an die Oeffentlichkeit; ihnen folgten „Gedichte" (Hann. 1845) und „Dichtungen. Neue Sammlung" (Ebd. 1850). Wenn er in den ersten Versuchen noch nicht zur Klarheit durchdrang und er diese der Form aufzuopfern schien, so hat er in der letzten Sammlung diesen Mangel beinahe immer besiegt; sie bietet viele echt poetische Stoffe in poetischer Auffassung dar, auch enthält sie viele treffliche Uebersetzungen aus Camoens, Tegnér und Geijer. — Rudolf Kuleman, geb. zu Lemgo am 8. Sept. 1811, studierte 1831—35 Theologie in Jena und Göttingen, war dann fünf Jahre lang Hauslehrer in Kurland, lebte hierauf, literarisch beschäftigt, in Stuttgart und wurde 1848 zum Pfarrer seiner Heimat und bald darauf wegen seiner freisinnigen Richtung zum Abgeordneten an den Lippe'schen Landtag gewählt. Bei eingetretener Reaktion sah er sich so vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt, daß er sein Amt aufgab und sich nach Hannover zurückzog, wo er sich mit literarischen Arbeiten beschäftigte. Seine „Gedichte" (Hann. 1841) sind reich an poetischen Gedanken, aber es fehlt ihnen die gehörige Ruhe und die erforderliche Mäßigung; wenn er sich seiner stürmischen Phantasie zu sehr hingibt, wird er dunkel und im Ausdruck geschraubt. Am Glücklichsten ist er in der Naturmalerei. Kuleman hat sich in dem „Trauerspiel in Deutschland" (Lpz. 1851) auch als Dramatiker versucht, sein episches Gedicht „Judith" (Dresd. 1863) ist in Anlage einfach und klar, in der Darstellung kräftig und nicht ohne Schwung, aber öfters hart und steif. — Auf Levin Schücking werden wir bei den Prosadichtungen ausführlicher zurückkommen. In seinen „Gedichten" (Stuttg. 1846) entfaltet er einen großen Reichthum von poetischen Gedanken, denen überall sittlicher Ernst und ideale Auffassung des Lebens, eine milde Gesinnung zum Grunde liegt. Er neigt sich allerdings öfters zur romantischen Darstellungsweise („Waldsprache"), doch wird sie von der Wahrheit der Empfindung bewältigt. Seine Liebeslieder sind von großer Tiefe und Wahrheit; selten finden sich Anklänge von Sentimentalität und dem damals herrschenden Weltschmerz; in nicht wenigen Liedern ist der Einfluß des Minnegesangs unverkennbar. Seine erzählenden Dichtungen erinnern an Freiligrath und die treffliche Annette von Droste-Hülshoff, mit welcher er in persönlicher Beziehung stand; auch das Studium der Uhland'schen Dichtung macht sich geltend. — Friedrich Ruperti, geb. am 23. Febr. 1806 zu Neuenkirchen im Osnabrückischen, diente, einer alten Militairfamilie angehörig, einige Zeit als Cadet in der hannöverschen Artillerie, doch gab er die militairische Laufbahn bald auf, besuchte das Gymnasium zu Bremen, wo seine Familie wohnte, und bezog, um sich dem Studium der Geschichte, der Literatur und der Sprachen zu widmen, 1824 die Universität Jena, wo ihm im Zweikampf der rechte Arm gelähmt ward. Nach vollendeten Studien kehrte er nach Bremen zurück, wo er bald eine Anstellung als Lehrer erhielt, die er noch jetzt bekleidet. Dem Titel der Sammlung „Dunkles Laub. Jugendgedichte" (Bremen 1851) entsprechend sind die darin enthaltenen Liebeslieder; sie bewegen sich um Liebesschmerz und Liebesglück und klingen noch sehr jugendlich. Sie lehnen sich meist an irgend ein äußeres Objekt, am häufigsten an eine Naturerscheinung, an die der Dichter seine Empfindungen anknüpft, was freilich, weil ohne innere Nothwendigkeit, gesucht erscheint. Anklänge an Heine sind nicht selten, ja man trifft sogar vollständige Nachahmungen bekannter Lieder desselben („Am Nordpol hier"). Die Sonette sind formell recht hübsch, aber beinahe nur die aus Camoens übersetzten haben einen tieferen Gehalt. Die „Politischen Sonette" (erstes und einziges Heft Bremen 1848) bewegen sich nur zu sehr in allgemeinen Phrasen und sind daher trotz ihrer freien Gesinnung unerquicklich. Die „Ge-

dichte" (Ebd. 1845; 2. Aufl. 1859) sind meist erzählenden Inhalts; die Stoffe, welche darin behandelt werden, sind zum Theil der Geschichte entnommen und glücklich gewählt, aber diese, wie die übrigen, welche auf eigner und meist glücklicher Erfindung beruhen, sind in der Ausführung nicht immer zur Klarheit durchgedrungen; es ist dies namentlich bei der Erzählung „Der Maler", einer hübschen Modernisirung der Sage vom Pygmalion, sehr zu bedauern. Auch in diesem spricht sich glühende Liebe für Vaterland und Freiheit und Haß gegen den Despotismus aus, so wie ein tiefes Mitgefühl für die Leiden der unterdrückten Völker, insbesondere der Polen, denen einige gute Gedichte gewidmet sind. Die zwei „Erzählenden Gedichte" (Brem. 1850) sind gewandt dargestellt und gereimt und erfreuen durch anziehende Detailmalerei, die übrigens auch den größten Werth der vorher genannten Dichtungen bildet. „Johannes und Magdalene" ist eine legendenartige Erzählung, an der wir nur die orientalische Färbung vermissen (Johannes ist der Lieblingsapostel Jesu; Magdalene seine Geliebte, die von ihrem Vater gezwungen wird, einen Anderen zu heirathen und die später zur Ehebrecherin der Evangelien wird). Die zweite Erzählung führt uns einen deutschen Flüchtling vor, der in der Fremdenlegion in Spanien Dienste genommen und im Lager einem Freunde seine Schicksale mittheilt, die freilich nichts Besonderes darbieten. Die „Reime und Bilder aus dem Rathskeller und der Künstlerhalle in Bremen" (Bremen 1862) sind zum Theil von lebendigem Humor erfüllt; das Lustspiel „Ein Tag im Gasthofe" (Ebd. 1853) beruht auf sehr einfachen Motiven, die aber sehr glücklich ausgeführt sind und bei der gelungenen Charakteristik der Personen, dem lebendigen und heiteren Dialog, so wie der gewandten Versificirung eine glückliche Wirkung hervorbringen. Die „Gedichte" von Gisbert Freiherrn Vincke (Berl. 1860) sind sehr ungleich an Bedeutung, während Sprache und Form in allen anspricht. Das meiste Talent hat er für die Ballade und Sage. Verdienstvoll sind seine Uebersetzungen und Sagen, so wie die von ihm herausgegebene Sammlung „Sagen und Bilder aus Westfalen" (2. verm. Aufl. Hannov. 1857), worin er auch eine Reihe der seinigen aufgenommen hat. Sein Lustspiel in Versen „Zeitvertreib" (Ebd. 1856) ist in Anlage und Ausführung vollständig mißlungen.

Der Niederrhein ist auch in der neueren Zeit eine blühende Pflanzstätte der Poesie; aus seinen schönen und fruchtbaren Ländern stammt nicht nur eine große Zahl von Dichtern, es gehören mehrere derselben zu den trefflichsten Erscheinungen der neueren Zeit. Als bemerkenswerth heben wir zunächst hervor, daß das durch seinen Gewerbfleiß so wie durch seine Neigung zum Pietismus berühmt gewordene Wuppertal auf kleinem Raum eine verhältnißmäßig große Anzahl von Dichtern hervorgebracht hat: Rittershaus, Röber, Adolf Schults, Siebel und Stelter, denen wir ausführlichere Besprechung widmen, dann Joh. Pet. Lange und Langewiesche, die an anderer Stelle zu erwähnen sind. Aus anderen Gegenden des Niederrheins stammen Benedix, Berger, Nic. Becker, Guido Görres, Hackländer, Hocker, Kaufmann, Kinkel, Lohmann, Wolfg. Müller, Oelbermann, Oertel (Horn), Simrock, Wehl und Zuccalmaglio. Nicht weniger bemerkenswerth ist es, daß eine große Zahl von Dichterinnen diesen Ländern angehören: Rosa Maria Assing, Helene Branco, Maria Clausnitzer, Katharina Diez, Maria Clementine François, Elisabeth Grube, Emma von Hallberg, Johanne Holthausen (Agnes le Grave), Johanna Kinkel und Adelheid von Stolterfoth. Es wird von allen diesen später die Rede sein. Hier sind nur noch folgende zu erwähnen: Fr. W. German Mäurer, geb. 1815 im Schloß Bensberg am Rhein, mußte wegen politischer Verhältnisse flüchten, lebte längere Zeit in Paris und Zürich und wurde später Professor am Lyceum zu Napoleons-Vendée. Die „Poetischen Lehrjahre" (Paris 1837), mit denen er zuerst an die Oeffentlichkeit trat, und die darauf folgenden „Herzensergießungen" (Lpz. 1848) lassen nur selten dichterischen Geist durchblicken; die ersten, gegen die politischen Zustände in Deutschland gerichtet, sind von zu großer Bitterkeit durchdrungen, als daß es dem Dichter möglich wäre, den Verhältnissen eine poetische Seite abzugewinnen; der Ausdruck erhebt sich nicht über das Gewöhnliche und ist oft sogar niedrig. Unpoetisches findet sich auch in den „Blüthen aus dem Abendlande" (Zür. 1854; 2. Aufl. 1856), besonders wenn er Verhältnisse der Gegenwart berührt, weil die Reflexion die poetische Anschauung zurückdrängt. Doch lernen wir in diesen Liedern den Dichter liebgewinnen, weil seine freie und vaterländische Gesinnung auf Wahrheit und Ueberzeugung beruht und er im Ausdruck derselben eine erfreuliche Mäßigung bewährt, die der Energie des Gedankens keinen Eintrag thut. Seiner beschaulichen Natur, die auch in den Liedern allgemeineren Inhalts vorwiegend erscheint, entsprechen ganz vorzüglich die „Xenien", die „Neuen Sprichwörter", die er besser als Sprüche oder Gnomen bezeichnet hätte, und die „Distichen"; sie enthalten, wenn auch nicht gerade neue, doch immerhin gesunde und kernhafte Gedanken. — Christian Joseph Matzerath, geb. im J. 1815 in Linnich bei Jülich, studierte die Rechte und lebt als Beamter in Köln. Obgleich seine „Gedichte" (Stuttg. 1838) meist Nachahmungen anderer Dichter sind, und man unter Anderm in der „Tochter von Tarent" Goethe, in der „Todesklage um Achilleus" Schiller, in der „Heimkehr" Uhland erkennt, so geben selbst diese Zeugniß von seiner großen Begabung für das Lyrische sowohl als für die kleinen epischen Formen, die Ballade, die Romanze und ganz besonders für die Idylle. Noch entschiedener tritt sein Talent in den Dichtungen hervor, in denen er sich selbstständiger bewegt, und welche nicht weniger durch die poetische Durchdringung der Stoffe als durch ihre reiche und sinnlich anschauliche Sprache bemerkenswerth sind. — Emil Neubürger, geb. im J. 1826 zu Düsseldorf, studierte nach vollendeten Gymnasialstudien Geschichte und Literatur in Bonn und Tübingen, und ließ sich dann in Frankfurt a. M. nieder, wo er im J. 1851 die Leitung einer Erziehungsan-

nahm. In seinen „Gedichten" (Frankf. ffenbart sich eine große Wahrheit der ng und ein liebevolles, gemüthliches der Natur. Seine Darstellung sinkt s Triviale, aber sie ist dagegen ohne , so daß manche sonst gute und poe- htbare Gedanken an Wirkung verlie- der zweiten Sammlung „Lyrisches risches" (Frankf. 1862) ist Fortschritt die „Oden" insbesondere sind in höhe- le abgefaßt; neben denselben ist auch le „Die Heimkehr" wegen des zum iegenden Gedankens und der glücklichen ng, die nur zu oft an Voß erinnert, zu erwähnen. Die beigefügte Aristo- Komödie „Der neue Plutus oder der Reichthums in Frankfurt" hat die en schädlichen Einfluß des Reichthums Charakter nachzuweisen, was jedoch unvollkommen erreicht wird, da es ien Drama an einem befriedigenden fehlt. Fehlerhaft ist ferner, daß der ine ganz andere Tendenz zu haben ls diejenige, die sich später als Aufgabe ks erweist.

n besitzt ebenfalls manchen ausgezeich- chter, unter welchen Büchner, Chri- effenbach, Dingelstedt, Hessemer, Löwe, O. Müller, Riehl, Roden- Scriba später zu besprechen sind. orbene Wilh. Genth, dessen „Dich- (Siegen 1845) von Dräxler-Man- usgegeben wurden, verband mit einer Gesinnung einen nicht gewöhnlichen n an Gedanken und eine bewegliche . Seine Sprache ist edel; in der Be- ist Platen sein Vorbild, mit dem er ast geschlossen hatte und der ihm eine e widmete. Seine Sonette, Elegien n, auch seine patriotischen Gedichte utsche Dom") sind gehaltreich und von Ernst; auch hat er glückliche Trink- ichtet. — Lorenz Diefenbach, geb. Ostheim, bezog 15 Jahre alt die Uni- iessen, um Theologie und Philosophie ren, lebte hierauf eine Zeit lang in , dann als Pfarrer und Bibliothekar -Laubach, gab aber diese Stelle wie- um sich ungetheilt den Studien zu wechselte seinen Wohnsitz mehrmals, endlich bleibend in Frankfurt nieder- J. 1845 trat er zur deutschkatholi- neinde über und war 1848 Mitglied arlaments. Er ist vorzüglich durch ungen im Gebiete der Sprachforschung geworden und hat sich durch seine Be- um religiöse Reformen und Bildung s vielfache Verdienste erworben, doch seine „Gedichte" (Giessen 1840) und Zweite Sammlung" (Ebd. 1841) verth. Sie fußen meist auf der Be- der Natur, die er mit poetischem Sinne ohne Originalität auffaßt. Gehalt- seine Ghaselen, deren Form er mit eit beherrscht. — Salomo Her- loseuthal, der als Dramatiker näher chen ist, hat für das Lyrische kein endes Talent, doch enthalten seine veris. Gedichte" (Wien 1847) und elte Gedichte" (Wien 1866) manche liebliche Blüthe. Er reiht gern Bild an Bild, wodurch seine Lieder Farbe bekommen. — Adolf Doerr, geb. zu Darmstadt am 13. Juli 1817, trat nach vollendeten Rechtsstudien als Accessist in den Staatsdienst, den er später mit einer Anstellung bei der Thurn- und Taxis- schen Post in Frankfurt vertauschte, wo er jetzt noch lebt. Seine ersten poetischen Versuche „Titan und Eros. Dichtungen" (Darmst. 1848) fußen zum Theil auf Nachahmung Freiligraths, zum Theil stimmen sie in das Wimmern des Weltschmerzes. Weitaus werthvoller ist sein „Album aus Italien" (Lpz. 1857), welches schöne Schilderungen der italienischen Natur und Geschichte, der italienischen Kunst und Sitte bietet, wobei der Dichter sich leider oft in dunkle Schwärmerei verliert. — Karl Emil Scriba, geb. zu Dieburg bei Darmstadt am 1. Jan. 1823, studierte 1842—1847 in Giessen Theo- logie, Philosophie und Literatur, redigierte in Friedberg ein demokratisches Blatt, dessen kühne Haltung ihn in mehrfache Prozesse verwickelte. Da er dadurch die Aussicht auf Anstellung ver- loren hatte, entsagte er der theologischen Lauf- bahn und gründete 1852 in Friedberg eine Buchhandlung, welcher er noch vorsteht. Außer verschiedenen Aufsätzen und Novellen für Volks- kalender und Zeitschriften veröffentlichte er eine Samlung „Gedichte" (Butzbach 1849; 3. Aufl. Friedberg 1852). Die letzte Auflage ist nicht bloß vermehrt, sie ist auch vermindert; es sind nämlich die politischen Lieder ausgelassen, woran der Dichter sehr wohlgethan hat, weil sie zwar von patriotischer und freier Gesinnung, aber nicht von dichterischem Talent zeugen, das man den übrigen, den Liebes- und Frühlingsliedern nicht absprechen kann, in welchen sich ein reiches Gefühl und lebendige Phantasie ausspricht. — Karl Altmüller, geb. zu Hersfeld am 1. Jan. 1833, erhielt seine Gymnasialbildung in Kassel, worauf er in Marburg, Berlin und München die Rechte studierte. Er lebte seit 1857 in Kassel, später, so viel uns bekannt ist, in Thüringen. Seine „Gedichte" (Cassel 1864) zeugen von gesunder Empfindung.

Aus Thüringen stammen außer K. Barth, A. Bube, der Gräfin Egloffstein, Ernst Förster, Wilh. Gerhard, Gerstäcker, Her- mann Jäger, Otto Ludwig, Elise San- galli, Emil Schneider und K. Ph. Welcker, die später zu besprechen sind, noch folgende Dich- ter: Joh. Georg Keil, geb. am 20. März 1781 zu Gotha, war eine Zeit lang an der Bibliothek zu Weimar angestellt, siedelte dann nach Leipzig über, wurde 1828 Capitular und 1831 Dechant des Collegiatstiftes zu Wurzen, in demselben Jahre Mitglied der Akademie in Madrid und starb am 1. Juli 1857. Er hat sich besonders durch seine Arbeiten über spa- nische Sprache und Literatur verdient gemacht; hier ist er wegen seiner „Lyra und Harfe" (Lpz. 1834) zu nennen, einer Sammlung von schönen, in gewandter Form und Sprache ab- gefaßten Liedern und gelungenen Balladen, unter welchen die heiteren und komischen be- sonders auszuzeichnen sind. — Friedrich För- ster, geb. 21. Sept. 1792 zu Münchengasser- städt, studierte in Jena Theologie, wendete sich aber nach abgelegter Prüfung dem Studium der Archäologie und Kunstgeschichte zu. Im J.

1813 trat er in das Lützow'sche Freicorps, wurde mehrmals verwundet und zum Offizier befördert. Nach dem Frieden wurde er Lehrer bei der Artillerie- und Ingenieurschule, aber wegen einiger mißfälligen Aufsätze in öffentlichen Blättern 1817 wieder entlassen. Er nahm hierauf Theil an der Redaktion verschiedener Zeitschriften, reiste 1830 nach Italien und erhielt nach seiner Rückkehr Anstellung bei dem königl. Museum in Berlin. Försters Thätigkeit im Gebiete der Geschichte haben wir schon im vorigen Bande erwähnt; seitdem erschienen von ihm „Kriegslieder. Eine Festgabe zur 25jährigen Jubelfeier der freiwilligen Jäger" (Berl. 1838), welche mit anderen Poesien vermehrt, in den „Gedichten" (2 Bde. Ebd. 1838) wieder abgedruckt wurden. Die Kriegslieder, welche zum Theil schon 1813 gedruckt worden waren, sind ganz im Geiste der damaligen Zeit abgefaßt; sie sind nicht ohne romantische Färbung, aber doch weniger „ahndungsgrauend" als andere gleichzeitige Dichtungen. Die Balladen sind recht gut, lehnen sich aber zu offenbar an Goethe an. Am Gelungensten sind die Gelegenheitsgedichte, für welche er überhaupt ein ausgesprochenes Talent hat. Unter denselben ist „Die Runde des großen Kurfürsten" auszuzeichnen, die auf der Sage beruht, daß dessen Reiterstatue in jeder Neujahrsnacht durch Berlin wandert, um zu sehen, was während des verflossenen Jahres gethan worden, wobei der Dichter Gelegenheit findet, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Vaterlandes in glücklichen Bildern darzustellen. Noch dichtete Förster ein Drama „Gustav Adolph" (Berl. 1832) und ein Festspiel „Die Perle auf Lindahaide" (Ebd. 1841). — Karl Ferdinand Haltaus, geb. am 1. Nov. 1811 zu Großgottern, bezog 1832 die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren, entsagte ihr jedoch bald, um sich dem Studium der Geschichte und der Literatur zu widmen. Im Jahre 1835 wurde er Lehrer der Geschichte und Philologie an der Thomasschule in Leipzig, wo er im Sept. 1848 starb. Haltaus ist durch seine geschichtlichen und literarhistorischen Arbeiten in weiteren Kreisen bekannt geworden, wir erwähnen seine Ausgabe des „Theuerdanks" (Quedlinb. und Lpz. 1836); des „Liederbuchs der Klara Hätzlerin" (Ebd. 1840) und seine „Geschichte Roms im Zeitalter der punischen Kriege" (1. und einzig. Bd. Ebd. 1846). Seine „Gedichte" (Ebd. 1844; 2. Aufl. 1845), die lyrischen sowohl als die erzählenden, geben ein schönes Zeugniß von seiner ernsten und würdigen Gesinnung; die Stoffe sind gut gewählt, aber ihre Sprache ist nicht immer gehoben und dem Gegenstand angemessen. — Wolfgang Maximilian von Goethe, ein Enkel des großen Dichters, studierte die Rechte auf mehreren Universitäten; im J. 1852 wurde er bei der preußischen Gesandtschaft in Rom, später in Dresden angestellt. Seine „Gedichte" (Stuttg. 1851) wurzeln auf dem Studium der Werke seines Großvaters und enthalten neben vielem Unbedeutenden auch manches schöne und sinnige Lied. Das epische Gedicht „Erlinde" (2. Aufl. Ebd. 1851) erzählt ein thüringisches Mädchen nicht ohne Gewandtheit, ist jedoch im Ganzen zu didaktisch gehalten. — Die „Knospen und Blüthen" (Nordh. 1823; 2. Aufl. Gött. 1824) von Ludwig Storch, der seine größte Bedeutung als Romandichter hat, blieben im Ganzen ziemlich unbemerkt; mehr Aufmerksamkeit erregten seine „Gedichte" (Lpz. 1854), deren lyrischer Theil durch die Kraft und Wahrheit der Empfindung anzieht, während die epischen Stücke, die ernsten wie die heiteren, eine nicht gewöhnliche Gestaltungsgabe beurkunden. — Berthold Sigismund, welcher im J. 1864 als Arzt in Rudolstadt starb, erwarb sich durch seine „Asklepias. Bilder aus dem Leben eines Landarztes" (Gotha 1857) allgemeinen und wohlverdienten Beifall. Er führt darin mannigfache Bilder aus dem Leben des Volkes vor, für dessen Leiden und Freuden er ein tiefes Mitgefühl besaß, dessen Tüchtigkeit er unter der oft rauhen Schale durch seinen Beruf hatte kennen und schätzen lernen. Dem Inhalt entspricht die einfache volksthümliche Darstellung, die gleich anziehend ist, ob sie sich in ernsten oder heiteren Gegenständen bewegt. Wie tiefgefühlt sind z. B. „Die Frauen", „Zwei volle Häuser", „An der Wiege eines armen Kindes", wie heiter und lebensfrisch „Aus der Praxis", „Ein lieber Patient" u. a. m. Nicht weniger tief faßt er das Naturleben auf, dessen segenreichen Einfluß auf das menschliche Gemüth er sinnvoll und mit echt poetischen Farben darstellt. Den Umfang seines Talents erkennt man an dem Cyklus „Auf der Eisenbahn", in welchem er eine bunte Reihe der verschiedenartigsten Bilder mit gleichem Geschick vor unsern Augen entrollt. Die „Lieder eines fahrenden Schülers. Herausg. von Adf. Stahr" (Hamb. 1853) stellen die Wanderlust der Jugend mit lebensvoller Frische dar, und heben zugleich den Gegensatz zwischen der tüchtigen und kernhaften Vergangenheit und dem Leichtsinn der modernen Zustände hervor.

Nach Obersachsen und dem Anhaltischen gehören die später zu erwähnenden Baltzer, Bäßler, Georgi, Hesekiel, Gust. Jahn, Martin Lange, Philippson, Emil Schneider und Albert Traeger; hier sind folgende zu besprechen: Karl Förster, geb. am 3. April 1784 zu Naumburg, bezog 16 Jahre alt die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren, doch widmete er sich mit Vorliebe historischen, philosophischen und philologischen Studien, nahm später aus Mangel an Mitteln eine Hauslehrerstelle in Dresden an, wo er bald die Aufmerksamkeit auf sich zog und 1806 als Adjunkt, 1807 als zweiter, 1828 als erster Professor am Cadettenhause angestellt wurde. Er starb am 18. Dez. 1841. Außer seinen musterhaften Uebersetzungen von Petraca's „Gedichten" (2 Thle. Lpz. 1818—19; 3. Aufl. 1851), von Tasso's „Auserlesenen lyrischen Gedichten" (2 Thle. Zwickau 1821; 2. Aufl. Lpz. 1844) und von Dante's „Vita nuova" (Lpz. 1841) erschien von ihm „Rafael. Kunst und Künstlerleben" (Lpz. 1827), ein Cyklus von Gedichten, und nach seinem Tode gab seine Gattin Luise, eine Schwester der Brüder Friedrich und Ernst Förster, seine „Gedichte" (2 Bde. Lpz. 1842) heraus, zu denen L. Tieck ein Vorwort schrieb. Ob sie gleich in dem langen Zeitraum von 1815 bis 1840 entstanden sind, tragen sie doch sämmtlich das nämliche Gepräge,

das der männlichen Kraft ohne Leidenschaftlichkeit, die späteren ohne Spur des heranrückenden Alters. Die romantische Schule, die in seinen früheren Jahren die deutsche Poesie beherrschte, konnte bei seinem klaren Geiste keinen Einfluß auf ihn gewinnen, dagegen fühlt man bald, daß er Goethe's Dichtungen mit Liebe und Erfolg studierte. Alles ist klar und geistvoll gedacht, Alles klar und geistvoll geschrieben, Alles im schönsten Ebenmaß ausgeführt. Die meisten Gedichte sind Gelegenheitsgedichte, die er mit sicherm Takt behandelt, besonders schön diejenigen, in denen er sein Familienglück besingt; sie sind herzlich, wahr und poetisch gehoben. Die Allegorien sind glücklich durchgeführt, die Epigramme und Sprüche durchweg sinnreich, voll edler Lebensweisheit und trefflicher Betrachtungen über Kunst und Literatur; weniger genügen die Epigramme und andere Gedichte, in denen er die Politik herbeizieht; seine politischen Ansichten sind beschränkt. In der Sammlung seiner „Gedichte" findet sich auch der Cyklus „Rafael", worin er das Leben und die Werke des großen Meisters mit tiefer Einsicht und Liebe in gelungenen Bildern vorführt. — Einen ganz entgegengesetzten Charakter erblicken wir in Ernst Ortlepp, der sich freilich auch immer gleich blieb, aber nur im Excentrischen. Derselbe wurde am 1. Aug. 1800 zu Droisig bei Zeitz geboren; er erhielt seinen Unterricht in Schulpforte, wo er überraschende Fortschritte machte und unter Anderm so große Kenntnisse im Griechischen erwarb, daß er es wagen konnte, Goethe's „Iphigenia" in diese Sprache zu übersetzen. Im J. 1819 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren, mußte ihr aber wegen eines bedenklichen Brustleidens entsagen. Von 1825—1830 lebte er bei seinem Vater, mit literarischen Studien und poetischen Arbeiten beschäftigt. Im J. 1830 zog er nach Leipzig, mußte es aber wegen seiner politischen Ansichten 1836 wieder verlassen; er wendete sich nach Stuttgart, wo er bald in dürftige Umstände gerieth, die sich auch nicht besserten, als er wieder in die Heimat zurückkehrte. Dieß und körperliche Leiden, wohl auch noch andere Umstände, die nicht ganz aufgeklärt zu sein scheinen, brachen seine moralische und geistige Kraft; er fieng an, sich dem Trunk zu ergeben, so daß er immer tiefer sank. Seine Lebensverhältnisse und Geisteszustände waren schon lange überaus traurig, so daß es kaum unerwartet klang, als er am 14. Juni 1864 in einem Wassergraben bei Schulpforte todt aufgefunden wurde. Ortlepp hatte ein reiches Talent, das schon in seinen frühesten Versuchen Aufmerksamkeit erregte. Er war Einer der ersten, welche die Politik in den Kreis der poetischen Behandlung zogen. Sein „Osterlied für Europa" (Lpz. 1831), sein „Pfingstgedicht" (Ebd. 1831) und seine „Polenlieder" (Altenb. 1831) sind zum Theil von echtem Gefühl eingegeben, das er in schwunghafter und beredter Weise darstellt; zum Theil sind sie aber voll Geschmacklosigkeit und das rhetorische Pathos wird oft zum lächerlichen Schwulst. Eben so verschieden an Werth sind seine „Gedichte" (Lpz. 1831). „Das Siebengestirn der Kriegshelden. Lebens- und Todtenkränze" (Ebd. 1833) besingt Alexander den Großen, Hannibal, Julius Cäsar, Karl den Großen, Friedrich II. und Napoleon in schwunghaften Versen. „Orlando und Maria, oder das Buch der Liebe. Romantische Dichtung" (Ebd. 1836) zeichnet sich durch gute, mit Glück durchgeführte Erfindung, so wie durch die treffliche Schilderung der Leidenschaften aus. „Bilder der Nacht in lyrischen Rahmen" (Ebd. 1837) sind Ergüsse einer reichen, aber oft wilden Phantasie, die sich im Grausigen gefällt. Zum Theil großartig durch die Glut der Darstellung und die Bilderpracht sind die „Hymnen an Gott und das Kreuz oder die Religionen" (Ebd. 1836). Dagegen sinkt er in den „Liedern eines politischen Nachtwächters" (Stuttg. 1843) zur alltäglichen Phrase herab, und noch tiefer stehen die rohen und formlosen Zeitgedichte „Israels Erhebung und der ewige Jude" (Belle-Vue 1845). Zum letzten Male erwachte sein Talent in den „Klängen aus dem Saalthal" (Naumb. 1856), in denen er seine Sehnsucht nach der Heimat in schönen und tiefgefühlten Liedern besang. Seine Romane haben wenig Werth.

Der Umstand, daß das Meißnerland durch Leipzig der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels ist, blieb nicht ohne mächtigen Einfluß auf die literarische Produktion; es überbietet hierin, wenn man seinen kleinen Umfang in Betracht zieht, die sämmtlichen deutschen Provinzen, und unter seinen Dichtern sind nicht wenige, die sich eines allgemein verbreiteten Rufs erfreuen. Wir werden Baumgärtner, Jul. Becker, Böttger, Genast, Gerhard, Hammer, Heller, Moritz Horn, Löser, Meerheimb, Möbius, Aug. Peters, Pfeilschmidt und Adolf Stern, so wie die Dichterinnen Amalia, Prinzessin von Sachsen, Marie Forster, Roswitha Kind, Carol. Leonhardt-Lyser, Anna Löhn und Luise Otto später theils ausführlicher, theils in gedrängter Darstellung besprechen; den König Johann von Sachsen haben wir schon erwähnt; von den übrigen sind folgende Lyriker zu erwähnen: Ernst Georg von Brunnow, geb. am 6. April 1796 zu Dresden, studierte die Rechte in Leipzig, war einige Jahre lang im Staatsdienst, gab aber denselben auf, um seine Thätigkeit der Verbreitung der Homöopathie zu widmen, welcher er die Heilung eines Augenübels verdankte. Er starb in Dresden am 4. März 1845. In seinen „Dichtungen" (Dresden 1833; 2. Aufl. Lpz. 1844) finden sich zartgefühlte Lieder; noch werthvoller sind die Balladen und Romanzen, in welchen er interessante Stoffe mit Talent behandelt. Von seinen Novellen ist „Die neue Psyche" (Bunzlau 1837) am Gelungensten; es ist dieß eine glückliche Nachbildung der schönen Episode des Apulejus, die auf die neuen Zeiten angewendet ist; „Der Oberst von Carpegna. Novelle aus dem dreißigjährigen Kriege" (Lpz. 1844) ist dagegen ohne Kunstwerth; besser gelungen ist „Der Troubadour. Romantisches Gemälde aus dem letzten Viertheil des 12. Jahrhunderts" (2 Bde. Dresden 1839; 2. Aufl. 1843), der einen fruchtbaren Stoff behandelt, den der Verfasser jedoch nicht beherrschte. — Gustav Theodor Drobisch, geb. in Dresden im J. 1812, früher längere Zeit in Leipzig, jetzt in Dresden lebend,

ist ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, der durch seinen heiteren Humor viele Freunde gewonnen hat. Unter seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir nur „Aus voller Brust“ (Lpz. 1848) und „Gedichte ernsten und launigen Inhalts“ (Dresd. 1856). Er versteht in hohem Grade, unbedeutenden Anekdoten durch seine launige Darstellung Interesse zu verleihen. — Von Guido Theodor Apel, den wir als Dramatiker später zu besprechen haben, besitzen wir „Gedichte“ (Lpz. 1840) und „Vom Herzen zum Munde, Vom Munde zum Herzen. Lieder und Gedichte“ (Ebd. 1857). In beiden Sammlungen offenbart sich ein liebenswürdiges und reiches Gemüth, in welchem sich das rein Menschliche in schöner Klarheit abspiegelt. Liebe und Natur bilden den Stoff beinahe aller Gedichte, aber so alt und vielfach besungen diese auch sind, so weiß Apel ihnen doch durch eben so geistreiche als poetisch schöne Gedanken den Reiz der Neuheit zu geben. Nicht weniger anziehend werden die Gedichte durch den reichen Wechsel der Stimmungen, die er, die ernsten und wehmüthigen, wie die heiteren und lebensfrohen, mit gleichem Glück schildert. Aus der ersten Sammlung machen wir insbesondere auf den gehaltreichen und formell schönen Sonettcyklus „Das Jahr der Liebe“ aufmerksam, aus der zweiten auf die glücklich erdachten und reizend ausgeführten „Gartenmärchen“, die tief empfundenen „Cypressen“ und die größere erzählende Dichtung „Junker Hans und sein Liebchen“, durch die er, wie früher in der „Melusine. Gedicht in drei Gesängen“ (Lpz. 1844) seine Begabung für die epische Dichtung beurkundet hat. — Martin Drucker, geb. in Leipzig, wo er auch als Advokat lebt, gab mit Adolf Zander „Blüthen aus dem Treibhaus der Lyrik. Eine Mustersammlung“ (Lpz. 1855) heraus, in denen die verschiedenen Abirrungen und Manieren der modernen Lyrik durch geschickte Nachahmung derselben glücklich verspottet werden. — Ludw. Ferd. Stolle, geb. zu Dresden den 28. Sept. 1806, studierte in Leipzig die Rechte, welche er aber nach abgehaltener öffentlicher Disputation mit der belletristischen Laufbahn vertauschte. Er hielt sich früher in Grimma auf und lebt jetzt in Dresden. Stolle ist vorzüglich durch das humoristische Volksblatt „Der Dorfbarbier“ (seit 1844), so wie durch seine Romane bekannt geworden. Als Lyriker verdient er mehr Beachtung, als ihm zu Theil wurde; „Ein Weihnachtsbaum. Ausgewählte Lieder und Gedichte“ (1.—3. Aufl. 1847) und „Palmen des Friedens. Eine Mitgabe auf des Lebens Pilgerreise“ (Ebd. 1855; 4. Aufl. 1865) gehören zu den besseren Erscheinungen der Zeit, und überraschen, wenn man an seine humoristischen und witzigen Erzeugnisse denkt, durch ernste, öfters sogar durch erhabene Haltung, ihr warmes lebendiges Gefühl und ihre religiöse Färbung. — Theodor Heinrich Oelckers, geb. im J. 1816 zu Leipzig, wo er auch Medizin studierte, wurde in Folge seiner Theilnahme am Dresdner Maiaufstand zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt, doch nach 10 Jahren begnadigt. Er lebt seitdem, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, in seiner Vaterstadt. Seine Gedichte, die er unter dem Titel „Meine Mitgefangenen“ (Lpz. 1860) herausgab, sind während seiner zehnjährigen Gefangenschaft entstanden; sie sind daher vorwiegend politischen Inhalts, und ergehen sich bald in Klagen über die traurigen Zustände des Vaterlandes, bald drücken sie des Dichters Hoffnung auf die Zukunft aus. In allen spricht sich eine tiefe Empfindung und warme Vaterlandsliebe aus, die nur oft ins Schwärmerische übergeht. Die Liebeslieder sind voll Innigkeit und von poetischem Hauch durchdrungen; in den Sprüchen finden sich viele treffliche Gedanken. Früher hatte Oelckers schon eine Sammlung „Gedichte“ (Lpz. 1847) herausgegeben, deren epische Stücke nicht weniger gelungen sind, als die tief gemüthlichen Lieder. — Obgleich über den Kreis hinausgehend, den wir uns gezogen, können wir uns doch nicht enthalten, noch auf einen jungen, an den Meisterwerken des classischen Alterthums gebildeten Dichter, Albert Möser, Lehrer in Dresden, aufmerksam zu machen. Seine „Gedichte“ (Lpz. 1865) bewegen sich in einem engen Kreis: Sehnsucht nach idealer Liebe und Freundschaft, und Preis der Schönheit bilden den Stoff der Lieder, Sonette und Oden, aber es zeigt sich gerade darin der Reichthum seines Talents, daß er diesen Stoffen stets neue Seiten abgewinnt und in ihnen eine große Fülle von poetischen Gedanken entfaltet, die er in meist vollendeter schöner Form darstellt. Die nämliche Herrschaft über Sprache und Form erscheint auch in den „Neuen Sonetten“ (Lpz. 1866), in denen er seinem Schmerz über die materialistischen Bestrebungen der Zeit, seinem Schmerz über das Loos des Menschen, der mit Anlagen zum Höchsten geschaffen, sich im Schmutz der Sinnlichkeit und des Egoismus verliert, tiefgefühlten Ausdruck gibt. Eine höchst werthvolle Gabe endlich ist die Canzone „An den Tod“ (Lpz. 1866), deren bezaubernd schöne Form im vollsten Einklang mit dem tiefen und würdigen Inhalt steht. Es ist dem Dichter in hohem Grade gelungen, die abstrakten Betrachtungen in das Gebiet der Poesie zu erheben, und seinem Satz, daß der Tod des Lebens Ende nicht sei, dadurch eine doppelte Beweiskraft zu geben. Von großer Vortrefflichkeit sind namentlich die einzelnen Bilder von der Allgewalt des Todes, und es ist kein geringer Beweis von der künstlerischen Kraft des Dichters, daß das Grauen, welches diese meisterhaft gezeichneten Gemälde hervorbringen, in der weiteren Entwickelung immer mehr verschwindet und sich endlich in ruhige Gemüthsstimmung und Gottvertrauen auflöst.

Aus dem Osterlande sind nur die zwei Altenburger Sachse, Vater und Sohn, zu nennen, von denen weiter unten die Rede sein wird. Dagegen bietet das kleine Voigtland mehrere Namen guten Klanges. Julius Mosen und Sturm werden ausführlich, Deez an anderer Stelle besprochen werden. Otto Leonhard Heubner, geb. am 17. Jan. 1812 zu Plauen, studierte 1829 in Leipzig, wo er mit Julius Mosen enge Freundschaft schloß, wurde 1843 Kreisamtmann zu Freiberg, war 1848 Mitglied des Parlaments, wo er zur Linken gehörte, betheiligte sich 1849 an dem Dresdner Maiaufstand, war Mitglied der provisorischen Regierung, wurde nach Bewältigung

des Aufstandes verhaftet, zum Tode verurtheilt, zu lebenslänglichem Zuchthaus, im Mai 1859 gänzlich begnadigt. Seine „Gedichte. Zum Besten seiner Familie herausgegeben von seinen Brüdern. Mit der Lebensbeschreibung und dem Portrait des Verfassers“ (1. u. 2. Aufl. Zwickau 1850) sind Ergüsse eines sittlich schönen, für Wahrheit und Freiheit begeisterten Gemüths, das auch von den härtesten Schlägen des Schicksals nicht gebeugt wird. — Julius Schanz, geb. zu Oelsnitz am 19. Sept. 1828, erhielt auf dem Gymnasium eine gründliche classische Bildung, studierte in Leipzig, nahm an den Freiheitsbestrebungen lebhaften Antheil, was ihm mehrjährige Haft zuzog, nach deren Ablauf er sich in Dresden niederließ, später aber nach Italien ging, wo er jetzt noch lebt. Während seiner Gefangenschaft übersetzte er Macaulays „Altrömische Lieder“ (Lpz. 1852); später gab er „Fünfzig Lieder für Componisten“ (Ebd. 1856) heraus, welche von des Dichters lyrischem Talent zeugen, das in der kleinen Sammlung „Ein Buch Sonette“ (Ebd. 1864) in noch größerer Kraft erscheint. Diejenigen, welche dem schleswig-holsteinischen Volke gewidmet sind, reihen sich durch ihre gewaltige Sprache, wie durch ihre gelungene Form den „Geharnischten Sonetten“ Rückerts würdig an; die andern öffnen uns einen tiefen Blick in das Herz und Gemüth des Dichters, dessen begeisterte Kunstbestrebungen so wenig Anerkennung fanden. Geistreich und schwungvoll ist „Schiller. Platen. Byron. Rhapsodien aus Vergangenheit und Gegenwart“ u. s. w. (Lpz. 1865), worin er nicht bloß jene, sondern auch die neueren deutschen Dichter charakterisirt. Mit den früheren freisinnigen Ansichten des Dichters in merkwürdigem Widerspruch stehen seine „Hymnen der Völker“ (Dresd. 1865), in denen er Napoleon III., Wilhelm I. von Preußen und Johann von Sachsen verherrlicht, die aber wiederum des Dichters große Formvollendung bezeugen, worin er seinem Meister Platen würdig nachstrebt. Aehnliche Unklarheit der politischen Anschauung findet sich auch in der Festgabe „Zur Dantefeier“ (Dresd. 1865), die übrigens viel Großartiges in Form und Gedanken darbietet. — In den „Gedichten“ (Lpz. 1851) des aus Kloschwitz im Voigtlande gebürtigen Karl Parucker vermißt man Phantasie und Sprachgewandtheit.

Aus Franken sind mehr oder weniger bekannt geworden der Künstler K. Barth, Daumer, Frau des Bordes, Ebrard, Jos. Fasching, Hungari, L. Köhler, Otto Ludwig, Pucht a, Redwitz, Scherer, Scheurlin, Mich. Schuler und Steltze, und nebst diesen, auf welche wir zurückkommen, noch folgende: Ignaz Hub, geb. am 1. Febr. 1810 zu Würzburg, widmete sich daselbst und in Heidelberg philosophischen und literarischen Studien, lebte dann, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, in verschiedenen Rheinstädten und in seiner Heimat. Er gab heraus „Lyraklänge“ (Würzb. 1832, neue Ausg. Augsb. 1833) und „Polonia. Gedichte“ (Mainz 1833). Außerdem machte er sich durch verschiedene Sammlungen: „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter“ (4. Aufl. 1866), „Komische Dichtung seit dem 16. Jahrhundert“ (unvollendet) u. s. w. verdient. — Heinrich Hoffmann, geb. am 21. Juni 1809 zu Frankfurt a. M., wo er jetzt als praktischer Arzt wirkt, schrieb „Gedichte“ (Frankf. 1842), deren Grundzug heiterer und muthwilliger Humor ist. Selbst die Liebeslieder haben diesen Charakter, denn er kennt nur das Liebesglück, das er mit heiterem Sinne erfaßt; den Liebesschmerz bannt er mit glücklicher Selbstverspottung („Auf dem Heimwege“). In diesen, wie auch in den Naturliedern, behandelt er zwar meist naheliegende Gedanken, aber wenn sie auch nicht überraschen, machen sie doch durch die geistreichen Einfälle und die humoristische Darstellung einen erfreulichen Eindruck. Daß einem solchen Talent die Weinlieder, überhaupt die Gesänge der Lebenslust gelingen, bedarf kaum der Erwähnung; dagegen muß besonders betont werden, daß er auch in der Darstellung ernster Stoffe glücklich ist, wie dieß manche unter den „Vermischten Gedichten“, z. B. „Die Wüste“, „Das Hünengrab“, mit ihren glücklichen Gleichnissen, wie auch namentlich seine Balladen bezeugen, unter denen einige, wie z. B. „Der Glockenguß zu Breslau“, allgemein bekannt geworden sind. Höchst ergötzlich sind die Streiche „Aus dem Lalenbuch“ erzählt. Seine Sprache ist einfach und leicht beweglich, der Reim reich und gewandt. — Heribert Rau, auf den wir bei den Romandichtern nochmals zurückkommen werden, ist hier wegen seiner „Gedichte“ (Stuttg. 1843) zu erwähnen, deren zweite, zum Theil veränderte Auflage er unter dem Titel „Natur, Welt und Leben. Gedichte“ (Lpz. 1856) erscheinen ließ. Sie sind weniger ihres poetischen Werthes, obgleich auch dieser Anerkennung verdient, als ihres sinnigen und tief religiösen Gehalts wegen bemerkenswerth. Die Natur mit ihren Bergen und Seen, mit ihren Blumen und Wäldern ist ihm die Offenbarung Gottes, deshalb er so gern in ihrer Einsamkeit weilt oder sich aus dem Gewimmel des Menschentreibens zu ihr hinaussehnt. Er schaut die Welt mit männlichem Sinn an und ist von dem Gedanken durchdrungen, daß muthiges Streben nach Wahrheit des Lebens Aufgabe ist („Auch ich bin ein Soldat“). In der Abtheilung „Lust und Scherz“ sind alte Anekdoten nicht ohne Humor, manche recht frisch erzählt; in einigen Liedern wird der Humor zur leicht erklärlichen Bitterkeit, so wenn er die Thatlosigkeit seines Volkes verhöhnt („Deutsch“). Der Abschnitt „Ernst und Wahrheit“, Distichen, die der Dichter merkwürdiger Weise „Canzonen“ nennt, enthält treffliche Ansichten über Religion und Lebensweisheit. In den „Religiösen Liedern“ kämpft er muthig für Geistesfreiheit, durch welche allein wahre Religiosität und wahres Gottvertrauen errungen, Trug und Heuchelei besiegt werden könne. Die „Poetischen Erzählungen“, Balladen und Romanzen, unter denen „Piedra della Madre“ und „Die Tigerjagd“ auszuzeichnen sind, beruhen theils auf geschichtlichen Motiven, theils auf eigenen meist glücklichen Erfindungen, nur wäre zu wünschen, daß viele weniger formlos gehalten wären. — „Ein Jahr. Poesien-Cyklus auf eine Jahresfolge“ (Nördl. 1846) von Rudolf Neither, von dessen Lebensverhältnissen uns Nichts bekannt ist, bietet eine Reihe von Liedern, Sprüchen, Distichen, Sonetten u. s. w.,

in denen der Dichter, an die Erscheinungen der Natur in den verschiedenen Monaten, an die Feste, an Erfahrungen oder Lectüre anknüpfend, vortreffliche Reflexionen über Gott, göttliches Walten und Lebensverhältnisse in einfacher und klarer Sprache vorüberführt. Ein schönes Gemüth spiegelt sich in „Aus dem Haus. Bilder aus dem Familienleben" (Ansb. 1853), worin der Dichter uns liebliche Gemälde aus dem Leben und den Entwickelungsstufen des Kindes bietet. — Nicht weniger gelungen ist die „Kinderheimath in Liedern und Bildern" (Stuttg. 1837), welche Friedrich Güll mit dem später zu erwähnenden bayerischen Dichter Pocci herausgab. — Christian Schad, geb. 1821 zu Schweinfurt, Rector in Kitzingen, machte sich als Herausgeber des „Deutschen Musenalmanachs" (s. o. S. 5) vielfach verdient, zu welchem er selbst manche in Ernst und Heiterkeit gleich glücklich empfangene und in gewandter Form dargestellte Gedichte lieferte. — Von N. Müller, der sich zum Unterschied von andern gleichnamigen Dichtern von der Werra nennt, ist uns Nichts bekannt, als daß er am 14. Nov. 1823 zu Ummerstadt im Herzogthum Hildburghausen geboren wurde, sich einige Zeit in der Schweiz aufhielt und jetzt in Leipzig lebt. Mehreren kleineren Sammlungen folgte „Das Buch der Lieder" (Lpz. 1866), in welches er Gedichte der früheren aufnahm. Bei Weitem die meisten sind Gelegenheitsgedichte, was der Dichter schon dadurch andeutet, daß er bei jedem Ort und Jahr der Entstehung angibt. Am Zahlreichsten sind die dem Vaterland und der Freiheit gewidmeten Lieder vertreten. Großer Gedankenreichthum und tief poetische Anschauung ist bei dem durchaus praktischen Zweck der meisten Gedichte nicht zu erwarten, doch mögen sie, bei den Veranlassungen gesungen, für welche sie zunächst abgefaßt waren, ihre Absicht vollkommen erreicht haben. — Christian Höppl, geb. 1826 zu Ansbach, studierte an mehrern Universitäten Philologie, lebte dann, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, an verschiedenen Orten, zuletzt in der Schweiz, wohin er wegen großer Schuldenlast geflüchtet war, die er sich durch ein unglückliches Unternehmen, die Zeitschrift „Der Rhein", zugezogen hatte. Ohne Aussicht auf glücklichere Verhältnisse, endete er in Verzweiflung durch Selbstmord. Von ihm erschienen „Gedichte" (Stuttg. 1851) und „Ein weltlich Liederbuch" (Hann. 1859), worin sich eine kühne, oft allzukecke Weltanschauung kund gibt; die Märchendichtung „Atlantis" (Hann. 1856) zeugt von epischem Talent. — Die „Runen" (Nördl. 1858) von August Schulte, welche der bekannte Professor Friedrich Hoffmann mit einem Vorwort einleitete, bewegen sich um Kirchhof, Grab, Vergänglichkeit; der düstere Hauch, der sie durchzieht, verschwindet auch in dem letzten Abschnitt „Die Heimkehr" nicht, worin der Dichter seine Versöhnung und Beruhigung durch den Glauben darstellen will. Von Genialität, die der Vorredner an seinem Freunde rühmt, ist im ganzen Büchlein wenig zu finden, wenn auch hie und da poetische Lichtblicke erscheinen, die jedoch auch öffers durch den prosaischen Ausdruck verlieren. — Eine weit erfreulichere Erscheinung ist Ludwig Cölestin Bauer, geb. den 19. Mai 1832 im Dorfe Ingolstadt bei Würzburg, seit 1861 Studienlehrer in Miltenberg am Main, von welchem „Gedichte" (Berl. 1860) erschienen. Hätte er nur die „Lieder der Liebe", welche den ersten Abschnitt bilden, gedichtet, so würden ihm diese schon einen ehrenvollen Platz unter den neuesten Lyrikern sichern, und doch tritt sein Talent am Entschiedensten in den Liedern des heitern Lebensgenusses hervor, die er zuerst neben ähnlichen Poesien anderer Dichter in der Sammlung „Frisch gesungen! Ein Sängerbrevier für Deutschlands Liedertafeln" (Berl. 1861; 2. Aufl. Würzb. 1863) veröffentlichte und später in die zweite Auflage der „Gedichte" (Würzb. 1864) aufnahm. Wie auch alle übrigen Lieder, sind diese von großer Einfachheit in Form und Sprache, und eignen sich vortrefflich für den Gesang, wie denn viele komponirt worden sind, manche sogar mehrfach; ihr eigentlicher Werth beruht aber in dem jugendlich heitern Sinn, der sich der Lebenslust ungetheilt hingibt, ohne je, selbst in den jovialsten Momenten, die Grenze des Sittlichschönen und der Mäßigung zu übertreten.

Aus der Pfalz und den mittelrheinischen Gegenden stammen August Becker, Creizenach, Kilzer, Gustav Pfarrius, Riehl und Kathinka Zitz, so wie die Dialektdichter Lennig, Nadler, C. W. v. Neumann und Schandein; es sind diese füglicher an anderer Stelle zu besprechen, dagegen erwähnen wir hier folgende Dichter: Eduard Brauer, geb. am 2. Nov. 1811 in Karlsruhe, seit 1845 Hofgerichtsrath in Mannheim, veröffentlichte „Gedichte" (2 Bde. Karlsr. 1836—39), in welchen zwar Sprache und Vers nicht ohne Geschick behandelt sind, die aber, mit Ausnahme einiger Balladen, nicht viel Bedeutendes enthalten. — Karl J. Schuler aus Altheim bei Zweibrücken besingt in seinen „Gedichten" (Mannh. 1837) Liebe, Wein und Natur mit Gefühl; auch dichtete er als Fortsetzung von Kleists „Frühling" einen „Sommer" (Münch. 1833), „Herst" (Stuttg. 1836) und „Winter" (Mannh. 1838), welche sämmtlich gute Bilder enthalten, aber nicht zu einem künstlerisch organisirten Ganzen gediehen sind. In „Kleist" (Zweibr. 1841) hat er den Stoff durch geschickte Verwebung der wichtigsten historischen Momente glücklich behandelt. — Karl Friedrich Schimper, geb. am 15. Febr. 1803 zu Mannheim, studierte zu Heidelberg und München, lebte hierauf in Schwetzingen, seit 1857 in Mainz. Seine großen Verdienste um die Botanik sind bekannt; als Dichter ist er durchaus eigenthümlich, aber diese Eigenthümlichkeit hat nichts Großes und Wohlthuendes; sie ist eher bizarr als originell zu nennen. Es muß zunächst auffallen, daß bei ihm, dem Naturforscher, so wenig Natur und Wahrheit zu finden ist; auch von Kunst kann nicht die Rede sein, wenn er sich auch in allen möglichen Formen bewegt und nach einander Sestinen, Rondeaux, Triolette, Madrigale, Sicilianen, Octaven, Glossen, Ritornelle, Ghaselen, antike Strophen, Distichen u. s. w. aufmarschieren läßt. Man sieht überall, daß er Rückert nachstrebt, aber bei der gesuchten und gezierten, geschraubten Sprache, bei dem Jagen nach ungewöhnlichen und seltsamen Reimen wird die Nach-

ahmung zur Karrikatur. Man muß dieß um so lebhafter bedauern, als er gedankenreich ist und eine bewegliche Phantasie hat, und man aus seiner bizarren Behandlung der Sprache leicht ersieht, daß er dieselbe in großem Umfange beherrscht. Eine freilich nicht sehr reiche Zahl von Liedern beweist, daß er sehr Bedeutendes hätte leisten können, wenn er sein Talent hätte frei walten lassen, statt es in Seltsamkeit einzuschnüren. Wir besitzen von ihm „Gedichte" (Erl. 1840) und „Gedichte 1840—1846" (München 1847). — Laurian Moris, geb. 1824 in einem kleinen Orte der Pfalz, betheiligte sich an den Freiheitsbewegungen, was ihm längere Haft zuzog, hielt sich dann in Paris und der Schweiz auf und soll jetzt in Californien leben. Von ihm erschienen „Lieder eines Gefangenen" (Schaffh. 1842), „Sechs Nächte am Zürchersee" (Lpz. 1843), diese wiederholt und vermehrt in „Nächte am Zürchersee" (Berlin 1843) und „Stunden am Meer" (Erf. 1852). Ohne eigentlich zu den politischen Liedern zu gehören, sind alle diese Gedichte von tiefer Vaterlands- und Freiheitsliebe erfüllt, die in den „Liedern eines Gefangenen" einen um so wehmüthigeren und zugleich trostvolleren Eindruck macht, als der Dichter auch im Kerker seinen Anschauungen treu bleibt, und er die sich aufdrängende Muthlosigkeit immer wieder besiegt, so daß er mit Recht sagen konnte: „Und als in Ketten man den Leib geschlagen, Erhob sich stolz die Seele und — blieb frei." — Christian Böhmer, geb. 1823 zu Cusel in der westlichen Pfalz, studierte Theologie in Erlangen, wo besonders A. von Schaden bleibenden Einfluß auf ihn ausübte. Seit 1845 in geistlichem Amte thätig, lebt er jetzt als Pfarrer in Schönau im Mosgau. Der Titel seiner „Lieder aus der Fremde und Heimath" (Erl. 1855) deutet schon die Richtung derselben an, indem er unter der Fremde das „eitle Weltleben" und unter der Heimath „die Liebesgemeinschaft in Christo" versteht. In den Liedern aus der Fremde ist übrigens ebenfalls eine religiöse Stimmung vorherrschend, die um so wohlthätiger wirkt, als sie nicht gesucht ist, was übrigens auch meist von den Liedern aus der Heimath zu rühmen ist.

Aus dem Breisgau sind außer der Frau von Rothwell, die später erwähnt wird, noch zwei zu nennen: August Ferdinand Alexander Schnezler, geb. am 4. Aug. 1809 zu Freiburg, studierte in Freiburg und München Philosophie, lebte dann an verschiedenen Orten, zuletzt in München, wo er im J. 1844 in Noth und Elend starb. Seine „Gedichte" (Münch. 1833; 3. Aufl. Karlsr. 1853) enthalten bald zartgefühlte, bald heitere Lieder in volksmäßigem Ton. Ganz vortrefflich sind die humoristischen Gedichte, welche die Lächerlichkeiten des alltäglichen Lebens mit vielem Glück verspotten („Frau Basen-Soiree", „Schlaraffen-Lieder"), und eben so gelungen sind seine Sagen („Vom Mummelsee" u. v. a. m.). — Ein eben so glückliches Talent hat Jos. Victor Scheffel, auf den wir bei der epischen Poesie und im Roman zurückkommen werden. Als Lyriker ist er wegen der „Frau Aventiure. Lieder aus Heinrich von Ofterdingen's Zeit" (Stuttgart 1863) zu nennen. Auf der gründlichsten Kenntniß der deutschen Poesie und des Lebens im Mittelalter beruhend, sind die Gedichte im Geiste jener sangreichen Zeit gedichtet, aber so, wie wir wünschten, daß die damaligen Dichter gesungen haben möchten, nämlich mit derjenigen realen Grundlage, die wir an jenen so sehr vermissen. Die einzelnen Lieder tragen entweder den Namen einiger mehr oder weniger bekannten Dichter jener Zeit und sind in ihrem Sinne abgefaßt, oder sie lehnen sich an einzelne Aussprüche, welche zu ganzen Liedern entfaltet werden. Und so hat die „Frau Aventiure" nicht bloß poetischen Werth, sie ist auch eine liebenswürdige Führerin durch die deutsche und selbst die französische Dichtung des Mittelalters. — Eine eigenthümliche Erscheinung ist Ludwig Eichrodt, geb. den 2. Febr. 1827 zu Durlach, jetzt richterlicher Beamter in Karlsruhe, der unter dem Namen Rudolf Rodt höchst ergötzliche „Gedichte in allerlei Humoren" (Stuttg. 1853) herausgab. Er ist der Verfasser des vielbelachten „Wanderlieds", welches zuerst in den Münchner „Fliegenden Blättern" zu lesen war. Unter der Ueberschrift „Neuester deutscher Lieder-Parnaß" theilt er eine Reihe von Gedichten mit, in denen er die Manier der bekanntesten und einflußreichsten Dichter der neuen Zeit in Sprache, Form und Inhalt mit überraschender Gewandtheit nachahmt und eben dadurch auf das Glücklichste persiflirt. Manchmal ist er allerdings allzuderb, aber er ist immer witzig, und oft wirklich geistreich. Die Dichter, die er auf diese Weise charakterisirt, sind sehr leicht zu erkennen, ein Beweis, daß ihm die Nachbildung ihrer Eigenthümlichkeit vollständig gelungen ist. Es sind dieß namentlich Heine, Freiligrath, Herwegh, Geibel, Redwitz u. A. m.

Meister Uhlands Zuruf „Singe, wem Gesang gegeben" ist von seinen treuen Schwaben nicht ungehört geblieben, freilich haben auch viele Unberufene ihre Stimme erhoben; aber es findet sich der Berufenen auch eine große Zahl und viele gehören zu den hervorragendsten Erscheinungen der neueren Zeit. Wir erwähnen nur J. G. Fischer, Gerok, W. Hertz, Herwegh, Lingg, Melchior Meyr, Mörike, Pfau, G. Pfizer und den Grafen Alexander von Würtemberg, denen eine ausführlichere Besprechung zu widmen ist; dann Ernst, Eyth, Fetzer, Ph. Koch, Kries, Nikl. Müller, Paul Pfizer, Scheifele und Seeger; die Romanendichter Auerbach und Hackländer, und die Frauen Birch-Pfeiffer, Wilhelmine Canz und Ottilie Wildermuth, die an andern Stellen besprochen werden. Ihnen reihen sich noch Folgende an: Wilhelm Zimmermann, geb. zu Stuttgart am 2. Jan. 1807, studierte Theologie in Tübingen, arbeitete nach bestandener Prüfung an verschiedenen Stuttgarter Blättern, wurde 1840 Diakonus in Dettingen, 1847 Professor der Geschichte und der deutschen Sprache und Literatur an der polytechnischen Schule seiner Vaterstadt, verlor aber 1851 diese Stelle, weil er als Abgeordneter am deutschen Parlament und in der würtembergischen Kammer eine zu entschiedene Stellung eingenommen hatte. Erst im J. 1854 wurde er wieder angestellt und

zwar als Pfarrer in Leonbronn, von wo er 1864 in gleicher Eigenschaft nach Schnaitheim a. d. Brenz versetzt wurde. Seine zahlreichen geschichtlichen Werke sind in einem späteren Abschnitte, hier sind seine „Gedichte" (Stuttg. 1831; 3. Aufl. 1854) zu erwähnen, in welchen sich Lieder, Parabeln, Räthsel, Balladen, Romanzen und Zeitgedichte finden. In sämmtlichen Gedichten ist Schillers und Uhlands Einfluß nicht zu verkennen, doch sinkt Zimmermann nie zur Nachahmung herab, sondern weiß immer seine Selbstständigkeit zu bewahren, selbst da, wo wir lebendiger an jene Dichter erinnert werden, z. B. in „Faust auf dem Alpenfeld", wo Inhalt und Form auf Schiller hinweisen, oder in den Naturliedern, die in Uhlandischer Weise gehalten sind. Das Motto, welches die „Lieder" einleitet, charakterisirt dieselben vollkommen: „Lust und Schmerzen, Wie sie kamen Aus dem Herzen, Blumen gleich, Eingefaßt in kleine Rahmen, Spiegeln diese Lieder euch." Sie spiegeln in der That des Dichters liebenswürdiges Gemüth; sie sind seelenvoll und machen in ihren einfachen Tönen und ihrer ungesuchten Sprache eine wohlthätige Wirkung. Die „Parabeln und Räthsel" sind in Schillerscher Weise geistreich und poetisch durchgeführt. Die Balladen, in welchen Uhland sein Vorbild ist („Kaiser Friedrichs Tod", „Herzog Ulrich"), sind meist düster gehalten. Die „Zeitgedichte" sprechen des Dichters Schmerz über seines Volkes That- und Rathlosigkeit aus, sein tiefes Mitgefühl für die Leiden der Völker, z. B. im schönen Lied „Der zerschlagene Edelstein" (zuerst unter dem Titel „Räthsel"), worin er Polens Vernichtung in warmen Worten beklagt. — Hermann Kurz, dem wir bei der Prosadichtung wieder begegnen werden, hat „Gedichte" (Stuttg. 1836) veröffentlicht, die bei ihrer Innigkeit und formellen Gewandtheit nicht so früh hätten vergessen werden sollen, als es der Fall zu sein scheint. Als Uebersetzer nimmt Herm. Kurz, wie schon erwähnt, einen ehrenvollen Platz ein, noch mehr durch die vortreffliche Uebersetzung von Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolt" (Stuttg. 1844), dessen selbstständiger Schluß alle Beachtung verdient. — Friedrich Ernst, geb. zu Stuttgart im J. 1805, hat in seinen „Dichtungen" (Heidelb. 1837) bewiesen, daß er die geschichtlichen Erscheinungen poetisch zu ergreifen versteht, so wie daß er für die Lebensverhältnisse und die Natur ein tiefes und wahres Gefühl besitzt. — Johannes Scherr aus Stuttgart, jetzt Professor am Polytechnikum zu Zürich, ist vorzüglich durch seine historischen und literarhistorischen Arbeiten bekannt geworden; als Lyriker trat er mit der Sammlung „Laute und leise Lieder" (Schaffh. 1842) auf, die ihrem Titel vollkommen entsprechen. Die „lauten Lieder" sind „Allen Reaktionären gewidmet", welche bald mit scharfen Worten gegeißelt, bald in bitterer Ironie verspottet werden. Die „leisen Lieder" bieten zwar keinen neuen Gedanken, aber sie machen bei der unverkennbaren Gewandtheit in Sprache und Form immerhin einen erfreulichen Eindruck. — Theobald Kerner, der Sohn des Dichters Justinus Kerner, geb. in Weinsberg, studierte die Medizin und lebt als Arzt in Stuttgart. Seine „Gedichte" (Jena 1843 und Stuttg. 1852) sind voll Geist und gefallen durch die einfache und edle Sprache, so wie durch ihre glücklichen, oft recht anmuthigen Bilder und den heitern Humor, der manche, namentlich erzählende Gedichte belebt. — Obgleich zu Eichstätt im fränkischen Nordgau (am 2. Juni 1811) geboren, rechnen wir Karl Barth doch hieher, weil er seit seiner frühesten Jugend nach Augsburg kam, dort das Gymnasium besuchte, und nach Vollendung seiner juristischen Studien in München und seit 1849 als Rechtsanwalt dort lebt, nachdem er den nämlichen Beruf in Schwabmünchen und Landsberg ausgeübt hatte. Er nahm an den Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 lebhaften und fruchtbaren Antheil, und wurde 1864 in die Kammer der Abgeordneten gewählt, wo er eine hervorragende Stellung einnimmt. Er gab „Mystische Gedichte" (Augsb. 1847) heraus, in denen sich ein frommes Gemüth und eine echt religiöse Gesinnung ausspricht. Den nämlichen Charakter trägt „Der zweite Harfenstein. Ein religiöses Zeitgedicht", welches den dritten Band der „Gesammelten Schriften" (3 Bdchn. Regensb. 1850 — 51) bildet, während die beiden ersten recht gemüthliche „Erzählungen für die Jugend und Jugendfreunde" enthalten. Barth ist eben damit beschäftigt, eine neue vermehrte Ausgabe seiner Gedichte zu veranstalten, welche, nach den Proben zu urtheilen, die uns vorliegen, von einem bedeutenden Fortschritt in der Behandlung der Form zeugen. Ein schönes Verdienst hat sich Barth durch die Sammlung von „Körners des Aeltern Schriften" (Nürnb. o. J.) erworben, die eine wahre Bereicherung der Literatur sind; und nicht geringeres durch seine „Vertheidigungs-Momente" (Augsb. 1852), welche als der Anfang einer Literatur gerichtlicher Beredtsamkeit in Deutschland angesehen werden dürfen.

Die Zahl der aus Bayern und der Oberpfalz stammenden Dichter ist nicht sehr groß; dagegen finden sich mehrere von bedeutendem Talent unter ihnen. Aurbacher, Fr. Beck, Feldmann, Kobell, Pangkofer, Graf Pocci, Emilie Ringseis und Trautmann sind theils ausführlicher, theils in übersichtlicher Darstellung später zu erwähnen, hier nennen wir folgende: Emil August von Schaden, geb. am 24. Septbr. 1814 zu München, besuchte das Gymnasium in Nürnberg, studierte seit 1834 in München, wo Schellings Vorlesungen über Philosophie der Offenbarung bleibenden Eindruck auf ihn machten, dann in Berlin, später wieder in München die Rechte, betrieb aber hauptsächlich philosophische Studien, habilitierte sich 1839 in Erlangen, wo er allmählich einen bedeutenden Einfluß auf die Studenten gewann. Im J. 1846 wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie. Er starb am 13. Juli 1852 im Hause seiner Mutter zu Nürnberg. Es sind nur wenige Gedichte von ihm bekannt geworden; sie stehen zum Theil in den „Erinnerungen an Emil August von Schaden. Herausg. von H. W. J. Thiersch." (Ff. und Erlangen 1853); aber diese wenigen sind von großer Tiefe, und insbesondere zeichnen sich die Sonette dadurch aus, daß sich die glücklich behandelte Form und der geistvolle

: zur künstlerischen Einheit verschmelzen. lesenswerth sind die in den Erinnerungen heilten Briefe aus Italien, London und , sowie die Abhandlungen über Malerei Musik. — Sebastian Franz Daxen- r, geb am 3. Okt. 1809 zu München, te daselbst, dann in Berlin und Göt- die Rechte, trat hierauf in den Staats- wo er sich schneller Beförderung erfreute eit mehrern Jahren zum Staatsrath er- wurde. Unter dem Namen Karl Fer- zab er „Mythische Gedichte“ (München heraus, in denen er antike Sagen mit und in geschmackvoller Darstellung behan- ferner „Blätter aus dem Leben eines s“ (Ebd. 1838), gelungene Liebeslieder Gedichte“ (Regensb. 1845) mit guten Bal- und Legenden. — Leonhart Wohlmuth, n 16. Dec. 1823 zu Hohenzell in Ober- , studierte in München Philosophie, Phi- und Rechtswissenschaft, lebte längere literarisch beschäftigt, in Landsberg und dem Frühling 1866 Lehrer an der Be- ule in Frick (Aargau). Außer Novellen ramen hat Wohlmuth „Gedichte“ (Augsb. ünch. 1846; 4. Aufl. 1863) herausge- in denen der Einfluß der Schwäbischen nicht zu verkennen ist und aus denen hland, bald Justinus Kerner heraustönen. Stimmen der Natur“ enthalten glückliche erungen, die sich leider öfters in welt- zliches Jammern auflösen. In den „Blät- er Liebe“ ist warmes, inniges Gefühl, r Dichter in einfachen, oft ergreifenden t („Antwort“) ausspricht; ein einziges t („Ballabend“) wünschten wir wegge- und zwar wegen des widrigen Eindruckes, auf nothwendig jedes unbefangene Ge- zurücklassen muß. Die auf historischer lage beruhenden Gedichte „Der Kaiser- u Speyer“ haben zu wenig poetisches und sinken nicht selten zur Prosa herab. den „Vermischten Gedichten“ sind „Die en“ das Gelungenste; es sind recht sin- nd mit wahrer Empfindung durchgeführte , an denen besonders die inhaltvolle Kürze glücklich wirkt. Schmerzlichen Eindruck t die Gedichte, in denen die auf Oester- und Preußens Zusammenwirken gegrün- inheit Deutschlands verheißen wird. Im n gehören Wohlmuths Gedichte zu den n Erscheinungen der Zeit und sie dürfen mehr anempfohlen werden, als die Ver- ng der letzten Ausgabe mit der ersten recht erfreulichen Fortschritt beurkundet. — ch in Hamburg (den 9. Nov. 1834) ge- rechnen wir Friedrich Julius Felix doch zu den bayerischen Dichtern, weil n in der frühesten Kindheit nach Mün- m, dort erzogen wurde, dort (und später hr in Berlin) Philosophie, Geschichte und echte studierte und sich dort habilitierte. . 1864 wurde er zum außerordentlichen n J. 1865 zum ordentlichen Professor utschen Rechts und der Rechtsphilosophie irzburg ernannt. Felix Dahn hat sich lich durch seine historischen Schriften einen eachteten Namen erworben; er verdient uch durch seine „Gedichte“ (Berl. 1857) nde Anerkennung. Seine tüchtige Ge- sinnung spricht er schon im ersten Gedichte „Mein Lieben und mein Hassen“, seinen heiteren Lebensmuth in der trefflichen „Weltfreude“ in ergreifenden, jugendlich warmen Worten aus; sie leiten die Sammlung auf höchst glückliche Weise ein, deren frischer, sittlicher und gemüthstiefer Charakter durch sie trefflich bezeichnet wird. Wie köstlich ist nicht der Cyklus „Mädcheublumen“, in welchem er die verschiedenen Mädchengestalten und Mädchencharaktere mit Blumen eben so geistreich, als poetisch wahr und in glücklich wechselnden Formen vergleicht. Gern stimmt man in den Jubel ein, den der Dichter in seinen Frühlingsliedern erhebt; die Liebeslieder sind der Erguß eines gesunden, kräftigen Gefühls; da ist nichts Ueberreiztes, nichts Krankhaftes, sondern überall wahre Empfindung. Höchst lieblich sind die „Stillen Weisen“, zu denen er durch eine Zusammenstellung von Anfängen alter Volkslieder angeregt wurde, die er in geistreicher Weise und volksthümlichem Tone ausführt. Die Balladen und Romanzen behandeln glücklich gewählte Stoffe aus Geschichte und Sage mit poetischem Sinn; in der Abtheilung „Didaktisches“ endlich findet sich echte Lebensweisheit mit Geist und Klarheit ausgesprochen. Der Versbau der sämmtlichen Gedichte ist gewandt, die Form einfach, die Sprache edel und reich.

Während in den meisten deutschen Ländern der österreichischen Monarchie seit dem dritten Jahrzehend ein reges poetisches Leben aufblühte, schien Tirol an dieser Bewegung den geringsten oder keinen Antheil zu nehmen. Man erklärte sich dies leicht aus dem Druck, den der Ultramontanismus vorzugsweise auf dem schönen Lande ausübte, und man war so ziemlich allgemein der Meinung, daß die sogenannten „Schnaderhüpfel“ („Schnodahaggen“) die alleinige poetische Produktion des tüchtigen Tirolervolkes seien. In der neueren Zeit ist aber doch trotz der fortdauernden Macht des Jesuitismus und des von ihm ausgehenden Druckes eine große Regsamkeit der Geister sichtbar geworden*), die sich zunächst auf poetischem Gebiete kund gegeben hat, und wir freuen uns, in den Stand gesetzt worden zu sein, auf eine Reihe von Tiroler Dichtern aufmerksam machen zu können, von denen nur sehr wenige außerhalb ihres engern Vaterlandes bekannt geworden sind. Die geistige Bewegung gieng, wie es sich übrigens von selbst versteht, von den Feinden des Ultramontanismus aus, aber es wurden dessen Freunde in dieselbe gerissen, weil sie den Kampf gegen sie aufnehmen mußten. Es treten daher die Parteigegensätze schroff hervor, aber trotz derselben und bei allen sonstigen Verschiedenheiten der Dichter ist denselben doch Etwas gemeinsam, das Anknüpfen an die Geschichte

*) Diese geistige Bewegung begann schon am Ende der zwanziger Jahre. Eine Schaar begeisterter Jünglinge, Studenten der Universität Innsbruck, schlossen einen poetischen Bund und veröffentlichten die „Alpenblumen aus Tirol“ (Innsbr. 1827—1829), wo wir zuerst den Namen Johannes Schuler (den wir später besprechen werden), Beda Weber, Jos. Streiter, Jos. Thaler und Pius Zingerle in friedlicher Eintracht begegnen. Die Gegensätze schlummerten noch, doch brachen sie bald los und verursachten bitteren Streit unter den ehemaligen Freunden, von denen die Einen sich entschieden dem Liberalismus, die Andern dem Ultramontanismus zugewendet hatten.

und Natur ihres großartigen Landes. Die bedeutendsten Erscheinungen sind ohne Zweifel Adolf Pichler und Herm. von Gilm, auf welche wir ausführlicher zurückkommen; an anderer Stelle sind Meßmer, Emilie Geiger, Martin Meyer, Isidor Müller, Hans Obrist, Lutterotti, Stricker und Wildgruber zu erwähnen. Hier sind noch die folgenden zu besprechen: Johann Senn, geb. am 1. April 1792 zu Pfunds im Ober-Innthal, kam früh nach Wien, wo er bald mit den ausgezeichnetsten Männern, darunter Feuchtersleben und Schubert, der mehrere Lieder von ihm componirte, Freundschaft schloß. Metternichs Polizei faßte Verdacht gegen die harmlosen Zusammenkünfte der Freunde, und weil man in dem Tagebuche des Einen die Bemerkung fand, er halte Senn für den einzigen, der für eine Idee zu sterben fähig sei, so wurde dieser verhaftet, und nach einem Jahre, obgleich man ihm Nichts zur Lastle gen konnte, nach Tirol verwiesen. Da ihm jegliche Aussicht auf eine Staatsanstellung verschlossen war, ließ er sich anwerben, marschierte bis Neapel und brachte es trotz aller Hindernisse bis zum Offizier. Doch mußte er wegen andauernder Kränklichkeit seinen Abschied nehmen; er erhielt eine kleine Pension, von der er nicht leben konnte, so daß er sich gezwungen sah, in Innsbruck, wohin er sich gewendet hatte, bei Advokaten Schreiberdienste zu thun. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit philosophischen Studien, namentlich Hegels. Er starb am 30. Septbr. 1857; seine Freunde, von Adolf Pichler angeregt, errichteten ihm ein würdiges Denkmal. Seine „Gedichte" (Innsbr. 1838) zeichnen sich durch Wahrheit der Empfindung („Ich habe sie gelebt und nicht gedichtet", sagt er im Vorwort), durch Originalität und Tiefe der Gedanken, sowie durch knappe Präcision der Sprache aus, die zwar nicht immer rein und fließend, aber immer kräftig und wirkungsvoll ist. „Der rothe Tiroler Adler" ist, von einer tüchtigen musikalischen Komposition getragen, zum volksthümlichen Lied geworden. Der Cyklus „Oesterreichs Kaiseraar" ist ein großartiges Gedicht zu Ehren Oesterreichs; daß er darin das deutsche Oesterreich von der österreichischen Monarchie nicht trennte, ist für die damalige Zeit begreiflich, können sich doch noch heute nach so deutlichen Lehren Viele nicht zu der Ansicht erheben, daß die deutschen Länder Oesterreichs nur im engsten Verband mit Deutschland geistig und materiell gedeihen können, und daß der Verband mit den ungarischen und rein slavischen Staaten für sie von jeher nur ein Hemmschuh war. — Joseph Thaler, geb. zu Ulten am 15. Okt. 1798, studierte Theologie, trat in den Benedictinerorden, wurde 1824 Priester und ist jetzt Pfarrer zu Kuens. Er hat mit seinen „Edelrauten von den Alpen Tirols. Vaterländische Dichtungen von Lertha" (Innsbruck 1840) die Absicht, „den Sinn für Vaterland zu wecken und zu nähren". Die Absicht ist sehr löblich, nur wäre zu wünschen, daß es mit mehr Geist und in einer nicht so steifen Sprache geschehen wäre. Es wird nicht auffallen, daß der mönchische Dichter die „Gedankensperr" für ein Glück, die Gedankenfreiheit für ein Geschenk des Höllenfürsten hält. Thaler hat auch eine Geschichte von Tirol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart im ultramontanen Sinne geschrieben. — Beda Weber, geb. am 26. Okt. 1798 zu Lienz im Pusterthal, lernte als Knabe das Schusterhandwerk und begann erst mit dem 16. Jahre seine Gymnasialstudien zu Bozen; er trat 1821 in den Benedictinerorden, worauf er noch 4 Jahre Theologie studierte und 1826 Anstellung als Professor in Meran erhielt. Er wurde 1848 in das Frankfurter Parlament geschickt und 1849 zum Pfarrer der katholischen Gemeinde in Frankfurt und zugleich zum Domkapitular der Limburger Diözese gewählt. Die Akademien zu Wien und München ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Er starb am 28. Febr. 1858. Beda Weber ist ein vollblütiger Ultramontane; und er gesteht es selbst („Ja, ich bin Ultramontane, Mit den Worten, mit der That"). Freilich will er mit dem Worte eine schönere Bedeutung verbinden, indem er hinzufügt: „Laßt uns alle Ultra sein, Ultra in der Lieb und Treue Für das Vaterland, das freie!" Diese Richtung tritt auch in seinen „Liedern aus Tirol" (Stuttg. 1842) scharf hervor. Es ist in denselben eine reiche Phantasie und Gestaltungsgabe nicht zu verkennen, und seine Naturbilder sind kräftig gezeichnet; allein meistens verschwimmen seine Gedanken in mystischer Ueberschwänglichkeit, die an Clemens Brentano erinnert. Die anonym erschienenen „Vormärzlichen Lieder aus Tirol" (Jena 1850) sind von ihm, obgleich er sie später verläugnete. Weber hat sich außerdem durch sein inhaltreiches Werk „Das Land Tirol" (3 Bde. Innsbr. 1838) und die Ausgabe der „Gedichte Oswalds von Wolkenstein" (Ebd. 1847), dessen Leben er in „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche" (Ebd. 1850) schilderte, verdient gemacht. Großes Interesse gewähren seine „Charakterbilder" (Ff. 1853), wenn diese auch im entschieden ultramontanen und reaktionären Sinne geschrieben sind. — Joseph Streiter, geb. im J. 1804 zu Bozen, studierte die Rechte, wurde dann Advokat, später Bürgermeister seiner Vaterstadt und 1866 Abgeordneter der Handelskammer. Er verfocht stets das liberale Princip mit größter Entschiedenheit und machte sich hauptsächlich dadurch verdient, daß er unter Metternich es wagte, Tirol in auswärtigen Blättern zu vertreten und den Ultramontanismus zu bekämpfen. Er zuerst hat Tirol in die deutsche Journalistik eingeführt. Streiter hat ein hübsches, wenn auch nicht umfangreiches Talent. In seinen „Dichtungen" (Innsbr. 1843), die er unter dem Namen Berengarius Ivo herausgab, erfreut uns zunächst die begeisterte Liebe zur Heimat, die er in mehreren Gedichten, am Würdigsten und Tiefsten in dem hymnenartigen Gedicht „Mein Vaterland" ausspricht. Die „Reiselieder", die uns von Mailand durch die Schweiz, den Rhein hinab und über Frankfurt nach Berlin geleiten, sind sehr verschieden an Werth, bald gedankenreich, bald ohne tieferen Gehalt. Von den übrigen Liedern scheinen uns die im scherzhaften Ton am Wenigsten gelungen; viel erfreulicher sind die ernsthaften, in denen sich ein tiefes Gefühl abspiegelt („Der blühende Cactus", „Sterbelieder"). Die kleinen epischen Dichtungen, deren Stoff ihm die Geschichte und Sage Tirols lieferte, sind einfach und klar erzählt;

m Myſterium „Himmel und Erde“ hat
ichter den Gedanken, daß Liebe die Erde
em Himmel verbindet, nicht unglücklich
eführt. Streiter hat ſich auch im Drama
ht. „Die Lebensquelle“ (Innsbr. 1839)
mit Geſchick dramatiſiertes orientaliſches
en; „Der Aſſeſſor. Luſtſpiel in 4 Auf-
“ (Berl. 1850) iſt in der Manier Iff-
geſchrieben, „Heinrich IV., ein Trauer-
(Stuttg. 1846) iſt dagegen eine Nach-
ng Shakſpeare'ſcher Geſchichts-Dramen.
„Studien eines Tirolers“ (Magdeburg
), welche ſich mit der neuern Geſchichte
s beſchäftigen, ſind zum Theil biſſige
hlete, die nicht allein die Ultramontanen
t. — Der Benedictiner Pius Zin-
, geb. am 17. März 1801 zu Meran,
Direktor des Gymnaſiums ſeiner Vater-
ſeit einigen Jahren als Conſultor der
egation für orientaliſche Kirchenangelegen-
, Profeſſor der arabiſchen und ſyriſchen
he an der Sapienza, Scriptor an der
ma zu Rom, hat ſich durch ſeine Leiſtun-
m Gebiete der orientaliſchen Sprachen
wohlverdienten Ruf erworben. Seine
chen Ueberſetzungen aus dem Syriſchen
hon oben erwähnt worden (S. 11); ſeine
n „Gedichte“ (Innsbr. 1843) bewegen
religiöſer Sentimentalität, ohne beſon-
poetiſchen Werth zu haben. — Der Welt-
he Alois Flir, geb. zu Landeck am
t. 1805, Profeſſor der Aeſthetik und klaſ-
Literatur in Innsbruck, hat ſich durch
Vorträge über Aeſthetik um Verbreitung
edleren Geſchmacks verdient gemacht, deſ-
influß ſchon bei neuen Kirchenbauten that-
h hervortritt; von ſeinem ſcharfen und
ch begeiſterten Urtheil zeugen ſeine „Briefe
Shakeſpeare's Hamlet“ (Innsbr. 1865),
hon im Jahrgang 1852 der Zeitſchrift
ix“ erſchienen waren, eben ſo die „Briefe
om“ (2. Aufl. Ebd. 1864) und die „Briefe
nnsbruck, Frankfurt und Wien. Geſchrie-
n den Jahren 1825 bis 1853“ (Ebd.
), die namentlich auch über die Vorgänge
ankfurter Parlament, deſſen Mitglied er
intereſſante Aufſchlüſſe geben. Wir ken-
on ihm Gedichte, welche „Bilder aus den
zeiten Tirols“ (Innsbr. 1846) enthal-
s ſind Erzählungen aus dem großartigen
f der Tiroler gegen die Franzoſen und
n, welche den Schlachten- und Todesmuth
fache Natürlichkeit deſto wirkſamer ſchil-
„Die Mannharter“ (Innsbr. 1852) er-
die Geſchichte einer religiöſen Sekte im
nnthal mit edler Wärme. Weil der Dich-
es Phantaſtiſche, Ueberſchwängliche ver-
hat er jene mächtigen Heldengeſtalten im
nkittel mit der lebensvollſten Wahrheit
net. Im J. 1845 vollendete Flir eine
die in 5 Aufzügen, die wie die „Briefe“
ach ſeinem Tode herausgegeben wurde,
iar Lodbrog oder der Untergang des nor-
Heidenthums“ (Innsbr. 1865). Flir
am 7. März 1859 zu Rom als auditore
sacra ruota. — Ignaz Vincenz Zin-
, der Neffe des obenerwähnten Pius, geb.
eran am 6. Juni 1825, wollte ſich an-
h dem Kloſter widmen, fand aber in den
Zellen von Marienberg keine Befriedigung, und trat ins Leben zurück. Im J. 1848 wurde er Profeſſor am Gymnaſium zu Innsbruck, dann Bibliothekar und endlich Profeſſor der deutſchen Literatur an der dortigen Univerſität. Ign. V. Zingerle iſt durch ſeine Forſchungen und Arbeiten im Gebiete der deutſchen Sprache, Literatur und Sage rühmlich bekannt, von denen wir nur „Tirols Antheil an der deutſchen Nationalliteratur im Mittelalter“ (Innsbr. 1851), „Sagen aus Tirol“ (Ebd. 1850), „Tirols Volksdichtungen und Volksgebräuche“ (mit ſeinem Bruder Joſeph; 2 Bde. Innsbr. 1852 und Regensb. 1854) erwähnen. Seine „Gedichte“ (Ebd. 1853) ſind weder in Gedanken noch in der Darſtellung neu, aber ſie erheben ſich doch über die alltägliche Mittelmäßigkeit. Die Balladen und Legenden ſind im Ganzen gut erzählt; die Lieder zeugen zum Theil von warmem Gefühl, die epigrammatiſchen Gaben gehören zum Beſten der Sammlung, ſo wie die „Lieder aus dem Märchen Schneewittchen“. V. Zingerle, der mit Vincenz von Ehrhart (geb. zu Innsbruck am 13. Sept. 1824, jetzt Beamter in Wien) die kleine Sammlung „Von den Alpen. Zwei Liederſträuße“ (Innsbr. 1850) herausgab, hat ſeinen Antheil in den oben erwähnten „Gedichten“ wieder abdrucken laſſen; die Beiträge Ehrharts zeugen von Talent für poetiſche Form und von warmer Liebe für Deutſchland. — „Die Alpenzither. Gedichte und Erinnerungsblätter aus den J. 1848 bis 1850“ (Innsbr. 1850) von Johann Malſchedl Ritter von Alpenburg hat keinen reinen Klang, oder vielmehr es iſt keine Alpenzither, ſondern eine ohrenzerreißende Maultrommel, durch welche der kraſſeſte Servilismus verherrlicht werden ſoll. — Chriſtian Schneller, geb. am 5. Nov. 1831 zu Holzgau im Lechthale, machte ſeine Gymnaſialſtudien zu Hall und Innsbruck, wo Adolf Pichlers Leitung höchſt günſtig auf ſeine poetiſche Entwickelung wirkte. Er gieng 1855 nach Wien, um Medizin zu ſtudieren, gab aber dieſen Vorſatz bald wieder auf, bereitete ſich zum Lehramte vor und wurde 1856 in Roveredo angeſtellt, wo er ſich jetzt noch befindet. Er trat zuerſt mit der Sammlung „Aus den Bergen“ (Nürnb. 1857) in die Oeffentlichkeit; ſie gewann durch den Glanz der Darſtellung und die Lebendigkeit der Naturſchilderung vielfachen Beifall, nur nicht in ſeiner Heimat, ob ſie gleich ihrer Verherrlichung gewidmet iſt. Seine Liebe zum großen deutſchen Vaterlande ſpricht er in „Jenſeits des Brenners. Gedichte“ (Innsbr. 1864) in formell ſchönen Liedern aus. Erfreulich iſt es, daß er die Deutſchen an den Raub des Elſaſſes erinnert, den ſie ſich ſo ſchmählich gefallen ließen und gefallen laſſen; eben ſo erfreulich iſt, daß er in den „Sonetten aus Wälſchtirol“ und in einem anderen Sonettencyklus „Der Bote aus Caprera“ die Zumuthung kräftig zurückwies, das ſüdliche Tirol aufzugeben; aber wir müſſen bedauern, daß er das Recht Italiens, italieniſch zu ſein, nicht anerkennt. Ein treffliches Gedicht iſt „Im Gebirge“, in welchem der Dichter beklagt, daß die Bewohner des ſüdlichen Tirols, „die Augen blau und blond das Haar“, ihre deutſche Mutterſprache aufgegeben haben, welche nur von den Alten verſtanden wird, und wir theilen den Schmerz,

den er in tiefgefühlten Worten ausspricht. Noch bedeutender ist die Dichtung „Am Alpsee" (Innsbr. 1860), worin er eine einfache, aber höchst liebliche Sage in fließenden Versen mit reichen, wohllautenden Reimen erzählt. Der Rahmen, in den er die Dichtung einkleidet, ist eine schöne Verherrlichung des zu früh verstorbenen Königs Maximilian von Bayern; aber so gern wir in das Lob einstimmen, das er ihm zollt, glauben wir doch, daß die Dichtung dadurch wesentlich an ihrer Einheit verliert. — Der Weltgeistliche F. G. Vonbank, geb. zu Graz am 5. Sept. 1824, 1850 Gymnasialprofessor, zuerst zu Zara, dann in Innsbruck, jetzt pensionirt, sagt im Vorwort zu seinen „Sonetten" (Innsbr. 1862), daß sich „das Sonett für eine gewisse Spezies kontemplativer Lyrik vorzugsweise zu eignen und von selbst darzubieten scheine." Die seinigen bestätigen diese Ansicht aufs Schönste, denn sie sind, manchen prosaischen Ausdruck und manche unbeholfene Wendung abgerechnet, im Ganzen wohlgebildet und es schmiegt sich die Form dem Gedanken glücklich an. Eben so müssen wir ihm unbedingt Recht geben, wenn er im „Gebet" ausruft: „Endlich siegen die Wahrheit muß, die Lüge unterliegen", nur halten wir den Jesuitismus und dessen Lockungen nicht für Wahrheit. Uebrigens müssen wir gestehen, daß der Dichter seine Ansichten mit Kraft und Geschick dargestellt hat. — Patrizius Anzoletti, geb. am 12. Mai 1810 zu Bozen, wo er jetzt als Professor wirkt, verdient schon deswegen Erwähnung, weil er, so viel wir wissen, der einzige Franziskanermönch ist, der dichterische Versuche herausgegeben hat. „Die Jahres-Zeiten. Ein Cyclus lyrischer Gedichte" (Regensb. 1862) zeugen freilich mehr von gutem Willen als von poetischer Begabung, auch ist ihre Sprache weder reich noch durchweg gebildet, aber die Gedichte erwecken schon dadurch ein günstiges Vorurtheil für ihren Verfasser, weil sich in ihnen ein menschenfreundliches Herz kund gibt, das gern an den Leiden des Volkes Theil nimmt. — Noch müssen wir zweier Sammlungen gedenken, welche Poesien verschiedener Dichter enthalten. In der ersten „Frühlieder aus Tirol. Gesammelt und herausgegeben von Adolf Pichler" (Wien 1846) finden sich Gedichte von Vincenz von Ehrhart, Hermann von Gilm, dem früh verstorbenen Adolf Purtscher, Sigm. Schlumpf und Andern, die zum Theil recht hübsch sind; die zweite „Frühblumen aus Tirol" (Innsbr. 1863) bringt anmuthige Frühlings- und Liebeslieder von Ludwig von Hörmann (geb. zu Innsbruck 1835), von Hans von Vintler (geb. zu Brunecken 1837, jetzt Professor in Venetien), dessen Name an den Tiroler Dichter der „Blume der Tugend" erinnert, von welchem er abstammt, und von Peter Moser (unter dem Namen J. E. Waldfreund), der auch kräftige Epigramme geliefert und „Torquato Tasso's letzte Stunden" von Giovanni Prati recht glücklich übersetzt hat (Innsbr. 1860).

Die Steirer Dichter A. von Prokesch-Osten und C. G. Ritter von Leitner sind an späteren Stellen zu besprechen, eben so die Kärnthner Ritter von Tschabuschnigg, Friedrich Marx und Fercher von Steinwand, wogegen zwei andere Dichter hier zu erwähnen sind. Ludwig Ißleib ist zwar von Geburt kein Kärnthner; da er aber seit Jahren in Kärnthen lebt und seine Thätigkeit vorwiegend den Interessen dieses Landes widmet, so haben wir ihn billig den Kärthner Dichtern beigezählt. Er wurde am 8. Febr. 1827 zu Wolfsberg in Thüringen geboren, und widmete sich nach vollendeten Schulstudien der Pharmacie, verließ jedoch diesen Beruf nach einigen Jahren und studierte in Jena Philosophie und Geschichte, namentlich Kunst- und Literaturgeschichte. Im J. 1856 gieng er nach Krain, wo er die Redaktion der „Laibacher Zeitung" und der belletristischen Wochenschrift „Blätter aus Krain" übernahm. Er gerieth in Folge dieser Thätigkeit mit der slavischen Partei in Zerwürfniß, da er ihre Angriffe gegen das Deutschthum mit Energie bekämpfte. Weil er aber bei den Deutschen nicht die gehörige Unterstützung fand, übersiedelte er im J. 1865 nach Klagenfurt in Kärnthen, wo er die Redaktion der „Klagenfurter Zeitung" und im folgenden Jahre auch die Leitung der Monatsschrift „Carinthia" übernahm, die seitdem einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. In Anerkennung seiner Bestrebungen für die deutsche Sache verlieh ihm die Gemeinde Feld in Ober-Kärnthen das Ehrenbürgerrecht. Ißleibs „Gedichte" (Laibach 1858) bewegen sich in einem ziemlich engen Kreise; der Frühling, der Herbst und Winter sind nebst der Liebe die Stoffe, die er vorzugsweise behandelt, aber er entfaltet in seinen Liedern eine große Fülle von Gedanken und poetischen Anschauungen, die um so erfreulicher ist, wenn wir uns an die Eintönigkeit des Minnegesangs erinnern, dem er an Schönheit und Mannigfaltigkeit zwar weit nachsteht, den er aber in der Bedeutsamkeit des Gehalts eben so weit übertrifft. Als wesentlicher Charakterzug seiner Dichtungen erscheint die glückliche Verschmelzung der nordischen Reflexion mit der südlichen Unmittelbarkeit, der Neigung zum scharfpointirten Witz des Nordens mit dem gemüthlichen Humor des Südens. In vielen Liebesliedern erkennt man Heine's Einfluß, man wird oft an bekannte Töne und Gedankenblitze desselben erinnert, aber er unterscheidet sich wiederum wesentlich von jenem dadurch, daß es ihm mit seinen Empfindungen heiliger Ernst ist; nur hie und da begegnet man einem Versuch, das Gefühl in Heine'scher Weise zu verspotten. Eine recht erfreuliche Zugabe sind die gelungenen Nachbildungen aus fremden Sprachen. Noch während seines Aufenthalts in Deutschland hatte Ißleib ein episches Gedicht „Hermannfried" (Jena 1854) herausgegeben, aber der schöne und fruchtbare Stoff war an der unkünstlerischen Behandlung gescheitert. Die Auflösung in einzelne Romanzen oder Balladen, was freilich zur Modesache geworden war, seit Anastasius Grüns „Letzter Ritter" so großen Beifall gefunden hatte, zerstört alle Einheit, wozu auch der Wechsel der metrischen Form das Seinige beiträgt. Die einzelnen Abschnitte sind freilich, jeder für sich betrachtet, recht gut, aber das kann nicht für die mangelhafte Kunstgestaltung entschuldigen. — Ernst Rauscher, geb. zu Klagenfurt am 3. Sept. 1834, besuchte das dor-

tige Gymnasium, studierte dann in Wien. Seit 1859 hat er seinen bleibenden Wohnsitz in seiner Vaterstadt genommen, wo er sich in glücklichen Verhältnissen einer schönen Unabhängigkeit erfreut, die ihm vergönnt, sich literarischer und besonders poetischer Thätigkeit zu widmen, deren erste Frucht er in den „Gedichten" (Klagenf. 1861) veröffentlichte. Liebe, Freundschaft und Natur bilden die Stoffe derselben, die er in einfachen, aber doch mannigfaltigen und dem Inhalt glücklich angepaßten Formen besingt. Man erkennt den Gebirgssohn bald an der Vorliebe, mit welcher er die Alpenwelt zum Gegenstand seiner Dichtungen wählt, aber auch an der Art und Weise, wie er sie auffaßt. Sie sind nicht der Ausdruck begeisterten Erstaunens über die Wunder derselben — er ist ja mitten unter ihnen aufgewachsen —, sondern sie sind der Ausdruck der innigsten Liebe und treuesten Anhänglichkeit. Sie ergehen sich daher nicht in glänzenden Bildern und schwunghaften Reden, sondern bewegen sich in schlichtem, aber nichts desto weniger tiefgefühltem Ausdruck. Eine zweite Sammlung „Gedichte" (Wien 1864) ist vorzüglich dem Preis des Liebesglückes gewidmet; denn wenn auch die ersten Abschnitte als Frühlings-, Sommer-, Herst- und Winterlieder bezeichnet sind, so bezwecken sie in der That doch nichts Anderes, als die folgende „Liebesglück" bezeichnete Reihe. Der Dichter schildert darin das Glück der ersten Liebe, des Brautstandes, der Ehe und des Familienlebens in zarten und gefühlvollen Tönen, deren edle und sittlichschöne Haltung mit Wohlgefallen erfüllt. Der melancholische Zug, der in der ersten Sammlung vorherrscht, verschwindet ganz in der zweiten, die auch in formeller Hinsicht von Fortschritt des Dichters zeugt, dagegen hat er die allzu subjektive Auffassung seiner Stoffe noch nicht überwunden. Unter den „Vermischten Gedichten" sind die lieblichen „Blumenlegenden" auszuzeichnen. Bei dem im Ganzen engen Umfang der Stoffe entwickelt der Dichter einen großen Reichthum an Gedanken und Anschauungen, die zwar nicht immer neu, aber immer selbstständig durchgeführt sind. Die Sprache ist im Ganzen rein und gewandt, nur bricht hier und da der Einfluß der Mundart auf den Reim durch. In den „Elegien" (Ebd. 1866) machen wir vor Allem auf diejenigen aufmerksam, in welchen der Dichter trotz des zerrissenen Bandes sein treues Festhalten an Deutschland ausspricht.

Aus dem von einer nur schwachen deutschen Bevölkerung bewohnten Krain kennen wir einen einzigen, freilich bedeutenden Dichter, Constantin Wurzbach, der zwar auch einzelne gelungene lyrische Gedichte verfaßt hat, aber vorzüglich durch seine epischen Dichtungen bekannt geworden ist, weshalb wir ihn erst später zu besprechen haben.

Wie schon im vorigen Zeitraum, so ist auch in der neueren Zeit Oesterreich reich an Dichtern, und es ist überhaupt die geistige Bewegung so mächtig, daß man sich der Hoffnung überlassen darf, es werden die neuesten Ereignisse das schöne Land mit seinem tüchtigen Volk nicht für immer von Deutschland getrennt haben. Folgende Dichter werden wir theils ausführlicher, theils in übersichtlicher Darstellung an späteren Orten besprechen: Bauernfeld, Sebastian Brunner, Duller, L. Eckardt, Erstenberg, Feuchtersleben, Gartner, Elisabeth Glück, Hamerling, Kaiser, Kaltenbrunner, Klesheim, Raulf, Rollet, Saar, Sealsfield, Steinebach und Stelzhamer; hier sind die nachfolgenden zu erwähnen: Hermann von Hermannsthal, dessen Lebensverhältnisse uns unbekannt sind, schrieb „Gedichte" (Wien 1830) und „Mein Lebenslauf in der Fremde" (Freib. 1837). Beide Sammlungen zeugen von schönem Talent; die Liebeslieder sind zart empfunden, die Heimatslieder drücken die Sehnsucht nach dem Vaterlande mit tiefem Gefühl aus. — Joh. Karl Braun von Braunthal, mit dem Dichternamen Jean Charles, geb. zu Eger im J. 1802, lebte seit 1830 in Wien, zuerst ohne Anstellung, später bei der Bibliothek der Polizei-Hofstelle verwendet. Er starb am 6. Jan. 1867. Wir werden bei der Romanendichtung auf ihn zurückkommen; als Lyriker ist er wegen verschiedener Sammlungen zu erwähnen. In den „Phantasie- und Thierstücken" (Wien 1836) finden sich Lieder, Fabeln und Märchen, die alle höchst originell und voll des heitersten Humors sind, auch treffende Satyren auf die Zeitverhältnisse enthalten. Die „Gedichte" (Nbg. 1839) bieten gute Sonette und heitere Trinklieder; die Balladen und Romanzen beweisen des Dichters Talent für epische Gestaltung, wie die „Lieder eines Eremiten" (Stuttg. 1840). Klagen eines vom Schicksal hart verfolgten Gemüths, von tiefer Empfindung und Gewandtheit der Darstellung zeugen, die ebenfalls in „Morgen, Tag und Nacht aus dem Leben eines Dichters. Gedichte" (Dresden 1843) unverkennbar ist, wenn auch Sprache und Form öfters wegen ihrer nachlässigen Behandlung getadelt werden muß. — Die „Gedichte" (Lpz. 1840) von Johann Langer lassen durch ihre harmlose Gemüthlichkeit, ihren heiteren Humor den Oesterreicher leicht erkennen, freilich den Oesterreicher der alten Zeit, dem nebst dem Liebchen der „angebetete Kaiser" und der Prater das Höchste war, was das Leben darbieten kann. — Heinrich Ritter von Levitschnigg, geb. am 25. Sept. 1810 zu Wien, studierte Philosophie, die Rechte, dann Medizin, gab aber auch diese wieder auf, wurde 1830 Soldat, 1832 Lieutenant, nahm aber schon 1834 seinen Abschied und gieng nach Wien, wo er von der Schriftstellerei lange Zeit ziemlich kümmerlich lebte. Er starb daselbst am 25. Jan. 1862. Levitschnigg war nicht ohne Talent, aber, wie so vielen Andern, erlaubte ihm die Nothwendigkeit, für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten, nicht, auf seine Erzeugnisse die gehörige Zeit zu verwenden. In den „Gedichten" (Wien 1842) ist manches Schöne, selbst Geniale, das von einer gewandten und wohllautenden Sprache noch gehoben wird; aber das Meiste ist zu flüchtig hingeworfen und oft verflüchtigt der Gedanke in Geschwätzigkeit. Die folgenden Sammlungen „West-Oestlich. Gedichte" (Wien 1846) und „Brennende Liebe. Zwei Sträuße" (Ebd. 1852) sind gehaltreicher, aber das Gute geht nicht selten in Schwulst und Uebertreibung unter. Früher erschien „Rustan,

romantisches Gedicht in vier Gesängen" (Stuttg. 1841), das eine in europäischen Märchen öfters vorkommende Geschichte nach Indien verlegt, ohne daß es dem Dichter gelänge, das indische Leben zu vergegenwärtigen. Auch hier fehlt es nicht an Schwulst und unwahren Bildern, aber auch nicht an genialen Stellen. „Ein Märchen" (Pesth 1847) ist weder in Anlage noch in Ausführung gelungen. Unter Levitschniggs Romanen, die zu ihrer Zeit Beifall fanden und allerdings nicht ohne Talent geschrieben sind, erwähnen wir als die gelungensten: „Die Geheimnisse von Pesth" (4 Bde. Pesth 1842; 2. Aufl. 1853) und den „Diebsfänger" (2 Bde. Wien 1860). — Karl Ziegler, geb. am 12. April 1812 zu St. Martin in Oberösterreich, studierte in Wien, trat 1838 in den Staatsdienst, den er 1858 wieder verließ. Er lebt seitdem in Wien. Es wird ziemlich allgemein den österreichischen Dichtern vorgeworfen, daß ihre Darstellung allzu farbenreich und daß sie allzusehr durch glänzende Bilder zu wirken suchen; dieser Vorwurf trifft die „Gedichte" (Lpz. 1843) nicht, die Ziegler unter dem Namen Carlopago herausgab, und eben so wenig eine zweite Sammlung: „Himmel und Erde. Gedichte" (Wien 1856); vielmehr ist seine Darstellung sehr einfach und selten mit Bildern geschmückt. Nichts desto weniger weiß er zu fesseln, sowohl durch die Wahrheit der Empfindung als durch die Originalität der Darstellung, durch die Mannigfaltigkeit und Neuheit der Stoffe. Man begegnet wenigen Liebesliedern; häufiger besingt er die Natur, die er in ihrem Zusammenhang mit Menschen und Gott betrachtet, wie denn ein tief religiöses Gefühl seine Dichtung beherrscht. Er ist reich an originellen Gedanken („Des Sängers Herz"), die freilich oft auch seltsam sind („Die Pyramiden"). So verweilt er auch gern bei den Gräbern und er liebt überhaupt das Düstere, Unheimliche, das er oft bis zum Grausenhaften steigert („Geisterstunde"). Häufig kleidet er seine Gedanken in das Gewand der Allegorie, die er sinnig behandelt. — Johann Ludwig Deinhardstein, dem wir im vorigen Bande wegen seiner dramatischen Leistungen besprochen haben, gab auch „Gedichte" (Berlin 1844) heraus, die zwar nicht so bedeutend sind als seine Dramen, aber des Schönen doch nicht wenig enthalten. Sehr viele sind Gelegenheitsgedichte, die er mit Geist behandelt. Die Liebeslieder sind zum Theil recht anmuthig. Neue Gedanken und großartige Anschauungen wird man freilich nicht finden, dagegen nur zu viel Gewöhnliches und Unbedeutendes. — Ludwig Foglár, von dessen Lebensverhältnissen uns Nichts bekannt geworden ist, und den man wegen seines Namens für einen Ungar halten möchte, wenn er sich nicht ausdrücklich als einen Wiener, und Ungarn als seine zweite Heimat bezeichnete („Abschieds-Gesang" und „Pannonia"), trat zuerst mit einer Sammlung unter dem Titel „Cypressen. Dichtungen" (Wien 1841) hervor, die bei allem Ueberwuchern der Sentimentalität doch von Talent zeugten und für die Zukunft Besseres erwarten ließen. Und die Erwartung wurde nicht getäuscht. Schon die folgende Sammlung „Strahlen und Schatten. Gedichte" (Lpz. 1846) zeigte bedeutende Fortschritte in Gehalt und Form. Wie in den „Cypressen", so ist auch in diesen Gedichten Schwermuth der Grundton; aber er beruht auf größerer Wahrheit, weil es die Lebens- und Zeitverhältnisse sind, welche diese Stimmung hervorbringen, die sich hie und da zur Bitterkeit steigert. Eine dritte Sammlung, „Ein Stück Leben" (Pesth 1847), bietet Liebeslieder voll leidenschaftlicher Glut; ein Anhang enthält Klagen über die jämmerliche Zeit, die keine Hoffnung aufkommen läßt, während der Dichter in „Still und bewegt. Neuere Gedichte" (Prag 1859) auf echt deutsche Weise sich schwärmerischen Hoffnungen auf die Zukunft hingibt. Seine letzte Dichtung „Minnehof. Roman in Liedern" (Wien 1864) ist uns nicht bekannt geworden. — Die „Gedichte" (Wien 1844) von Otto Prechtler, dem wir im Drama wieder begegnen werden, verbinden Wärme des Gefühls mit Klarheit der Darstellung und Gewandtheit der Form. Seine Gedanken sind nicht immer besonders tief, aber doch immer gehaltreich. „Ein Echo in Liedern. Zeitstimmen aus dem J. 1848" (Wien 1849) charakterisiert jene merkwürdige Zeit auf das Beste, indem die Lieder mit dem Ausdruck schwärmerischer Begeisterung und hoffnungsvoller Erwartung beginnen, dann allmählich matter werden und in vollständiger Schwäche abschließen. In den „Zeitlosen" (Ebd. 1855) schlägt der Dichter wiederum kräftigere Töne an; und da die Furcht vor dem Belagerungszustand ihn nicht mehr lähmt, wagt er es wieder, den großen Aufschwung von 1848 zu verherrlichen. Auch in den übrigen Gedichten ist Kraft und Reichthum der Gedanken zu rühmen. — Johannes Nordmann, geb. auf dem Freihof Landersdorf bei Krems in Niederösterreich am 13. März 1820, studierte in Wien Philosophie und Literatur, machte später große Reisen durch Italien, die Schweiz, Deutschland und einen Theil von Frankreich, besuchte hierauf die nordischen Königreiche und lebte nach der Rückkehr eine Zeit lang in Dresden und Leipzig. Beim Ausbruche der Revolution von 1848 war er in Wien Mitglied der Akademischen Legion, und wirkte durch mehrere Schriften („Trutznachtigall", „Die Liguorianer"). Im J. 1849 redigierte er das Journal „Die Zeit", welches bald verboten wurde; hierauf redigierte er 1853 und 1854 die Wochenschrift „Der Salon". Nachdem er 1858 Belgien und Frankreich bereist und sich eine Zeit lang in Würtemberg aufgehalten hatte, kehrte er nach Wien zurück, wo er an der Redaktion des oppositionellen Journals „Der Wanderer" Theil nahm, dessen oberste Leitung er seit 1862 übernommen hat. Ein Prozeß, in den er wegen Beleidigung des Königs von Preußen verwickelt wurde, erregte in den weitesten Kreisen großes Aufsehen. Seine „Gedichte" (Lpz. 1847) wurden bei ihrem Erscheinen in Oesterreich verboten; es wäre freilich ein Wunder, wenn die Censur sie unbeachtet gelassen hätte, denn sie sind von einem kräftigen Geiste der Freiheit durchdrungen, der die soziale und politische Jämmerlichkeit mit Muthesmuth geißelt und kühn zum Kampfe gegen den schmachvollen Druck auffordert. In zahlreichen Variationen, in denen der Gedanke jedoch immer neugestaltet

erscheint, schleudert er seine Blitze, die um so gewisser zünden mußten, als sie ein bestimmtes Ziel hatten. Dieses Ziel verfolgt er auch in den unter dem Titel: „Ein Jugendleben" vereinigten und in schönen Terzinen abgefaßten Erzählungen, unter denen wir „Firdusis Ruhm und Tod" und die „Vertauschten Kinder" hervorheben, eine glückliche Nachbildung der alten Erzählung „Der König im Bade". Die düstere Stimmung, die den Dichter bei der Betrachtung des Menschenelends erfassen mußte, tönt auch in den Liebesliedern nach. Ganz anders in „Zwei Frauen" (Wien 1850), in welchen der Dichter die sinnliche Liebe in den glühendsten Farben malt, oder vielmehr die Erinnerung an das höchste Liebesglück, denn er trauert über den Gräbern Magdelenas und Lauras. Ueber Nordmanns Romane werden wir später berichten. — Alexander Patuzzi hat schwungvolle Lieder gedichtet, doch ist er in der epischen Dichtung bedeutender, weshalb wir ihn bei dieser besprechen werden. — Emil Kuh ist uns nur aus seinen „Gedichten" (Braunschw. 1858) bekannt, aus denen ein hübsches Talent hervorleuchtet; nur ist er nicht immer seines Stoffes Herr, und oft läßt er sich allzusehr von seiner Phantasie bemeistern, so daß er von Gedanken zu Gedanken springt, ohne sie recht zur Anschauung zu bringen. Die Form ist lobenswerth, die Sprache gebildet. — Es freut uns, schließlich auf einen Dichter aufmerksam machen zu können, der trotz seines tüchtigen Strebens und seiner hübschen Leistungen wenig bekannt geworden zu sein scheint. Ludwig Bowitsch, geb. am 24. Aug. 1818 zu Döbling bei Wien, seit 1851 Registrator bei der Gensd'armerie-General-Inspektion, verdient als Lyriker und epischer Dichter Anerkennung. Seinen „Poetischen Versuchen" (Wien 1839), die unter dem Titel „Gedichte" (Ebd. 1846) neu aufgelegt wurden, folgten „Volkslieder" (Ebd. 1861) und das „Liederbuch" (Ebd. 1866). Der Dichter hat sich offenbar Unrecht gethan, daß er die Eine dieser Sammlungen „Volkslieder" nannte, weil es in der That keine sind. Er hat zwar Motive aus dem Volksleben behandelt, aber zum größten Theil nicht in volksmäßigem naiven Tone durchgeführt; sie verlieren aber dadurch keineswegs an ihrem Werth, der in der glücklichen Auffassung und lebendigen Darstellung der Gefühls- und Gedankenwelt des Volkes besteht, was ja nicht nothwendig mit volksthümlicher Haltung verbunden sein muß. Das „Liederbuch" bietet eine nicht kleine Reihe von gelungenen Dichtungen, die den poetischen Gedanken durchweg mit großer Klarheit darstellen; die Liebes- wie die Naturlieder zeugen von wahrer Empfindung. Recht sinnreich sind die fabelartigen Gedichte, wie denn überhaupt Bowitsch schönes Talent für die epische Poesie hat. Seine „Romantischen Dichtungen" (Wien 1854) beweisen, daß er sich verständig beschränken kann; so hätte er in „Fernando und Auly" Veranlassung zu breiterer Ausführung und zu Detailmalerei gehabt, die er aber mit künstlerischem Sinn vermieden hat. In den „Epheuranken" (Ebd. 1854) bietet uns der Dichter einen Cyklus von Balladen, Romanzen und Sagen, deren knappe Haltung den Stoff kräftig hervortreten läßt. „Sindibad" (Ebd. 1860) ist der Titel einer Sammlung, in welcher Stoffe aus Sage, Geschichte und Leben des Orients recht glücklich erzählt sind, während in den „Heroiden. Ein Romanzenbuch" (Ebd. 1864) vorzugsweise Stoffe aus dem Alterthum und dem europäischen Norden behandelt werden. Wie in allen seinen Dichtungen, spricht sich auch hier ein lebendiges Gefühl für Wahrheit und echte Menschlichkeit aus; und so erfreuen auch die „Legenden" (2. Aufl. 1866), in denen Christus den Mittelpunkt bildet, durch den milden und wahrhaft christlichen Sinn, der sie beseelt, so daß wir ihnen in Oesterreich viele Leser und fruchtbaren Boden wünschten. Auch als Verfasser von guten Novellen ist Bowitsch zu erwähnen.

Nicht weniger reich an bedeutenden Talenten ist Böhmen, wo wir außer Frankl, Mor. Hartmann, Herloßsohn, Hilscher, Meißner, Stifter und Weil, die an andern Orten zu erwähnen sind, folgende zu nennen haben: Uffo Horn, geb. zu Trautenau am 18. Mai 1817, studierte in Prag und Wien die Rechte, wo ihm sein Talent glänzende Aufnahme verschaffte. 1840 begab er sich nach Hamburg, wo er mit Gutzkow in Verbindung trat; 1843 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, reiste 1845 nach Oberitalien und in die Schweiz, 1846 nach Norddeutschland, brachte den größten Theil des J. 1847 in Dresden zu, eilte im Mai 1848 nach Prag, wo er sich an der Bewegung zuerst im czechischen Sinne betheiligte, jedoch bald mit der Partei in Zwiespalt gerieth und sich ganz vom politischen Schauplatz zurückzog. Ende 1849 ging er nach Schleswig und machte den Feldzug mit, nach dessen schmählicher Beendigung er nach Trautenau zurückkehrte. Im J. 1857 hatte er einen Schlaganfall, der sich in den folgenden Jahren öfters wiederholte. Er starb am 23. Mai 1860. Uffo Horns „Gedichte" (Lpz. 1847) gehören zum bessern Mittelgut; sie sind in fließender und wohllautender Sprache geschrieben, behandeln mannigfaltige Stoffe zum Theil mit Glück; es fehlt ihnen aber an tiefer Auffassung. Er glänzt vorzüglich in Gelegenheitsgedichten, aber diese sind auch nur auf den augenblicklichen Effekt berechnet. Besser als seine lyrischen Gedichte sind seine Balladen. Er hat sich auch im Drama nicht ohne Glück versucht. „Die Vormundschaft", die er mit Gerle gemeinschaftlich bearbeitete (Stuttg. 1846) ist ein heiteres Lustspiel voll komischer Wirkung; „Camoens im Exil. Dramatisches Gedicht in 1 Akt" (Wien 1839) ist reich an poetischen Stellen, und das Trauerspiel „König Ottokar" (Prag 1846; 4. Aufl. 1859) wurde wegen seiner patriotischen Tendenz in Böhmen mit außerordentlichem Beifall aufgenommen. Als Romanendichter wird er von Vielen zu hoch geschätzt. Seine „Böhmischen Dörfer. Novellen" (2 Bde. Lpz. 1847) sind alltägliche Geschichten. Besser sind die historisch-politischen Novellen „Aus drei Jahrhunderten. 1690. 1756. 1844" (Lpz. 1851), weil sie die socialen und politischen Verhältnisse in Betrachtung ziehen, was jene ersten ganz außer Betrachtung lassen, obgleich der Stoff zur Darlegung derselben hätte drängen sollen. Die „Bunten Kiesel. Erzählungen" (Prag 1859)

sind sehr ungleich an Werth, doch ist ein Fortschreiten in der Anordnung des Stoffes, so wie in der Charakteristik der Personen sichtbar, so daß man vermuthen darf, Uffo Horn wäre bei längerem Leben zu größerer Vollendung gelangt. — Friedrich Bach, geb. zu Königgrätz im J. 1817, studierte in Prag Medizin und lebt jetzt als Arzt in Raschitza im Banate. Er gab seine ersten Versuche unter dem Titel „Sensitiven" (Lpz. 1839) heraus. Es haben dieselben im Ganzen wenig Gehalt und die meisten Gedichte sind, um uns eines trivialen, aber sehr passenden Ausdrucks zu bedienen, über einen Leisten geschlagen, der „Liebesfrühling" wie die „Wanderlieder", „Natur und Gemüth" wie die „Lieder vom Sterben". Ueberall begegnet man den gewöhnlichsten Gedanken, die der Dichter durch dichterische Auffassung und Darstellung nicht zu heben versteht. Er hätte daher füglich unterlassen können, sie in den „Gedichten" (Lpz. 1847) wieder abdrucken zu lassen, die des Unbedeutenden noch genug enthalten, wenn auch im Ganzen Fortschritte nicht geläugnet werden können.

Aus Mähren ist uns neben Messenhauser, der bei der Prosadichtung zu behandeln ist, nur Johann Rudolf Hirsch bekannt geworden. Derselbe wurde am 1. Febr. 1816 zu Napegodl geboren, einem czechischen Orte, so daß er mit sechs Jahren noch kein Wort Deutsch verstand. Er studierte seit 1834 in Wien die Rechte, gieng nach Vollendung der akademischen Curse nach Leipzig, wo er den „Kometen" redigierte, kehrte nach einigen Jahren in die Heimat zurück, machte ein glänzendes Staatsexamen, worauf er in Staatsdienste trat, in denen er rasch befördert und 1852 zum Hofconcipisten bei der obersten Polizeibehörde in Wien ernannt wurde. Hirsch ist ein sehr fruchtbarer Dichter, dem es nicht an reicher Phantasie und Gestaltungsgabe mangelt, der aber bei der Leichtigkeit, mit welcher er Verse bildet, sich verleiten läßt, Alles, was er reimt, für Poesie zu halten, und daher nicht selten zur gewöhnlichsten Prosa herabsinkt. Er gab schon in seinem 20. Jahre Gedichte unter dem Titel „Frühlingsalbum" (Lpz. 1837) heraus, denen das „Buch der Sonette" (Ebd. 1841) folgte. Nach längerer Unterbrechung seiner poetischen Thätigkeit erschien der „Irrgarten der Liebe" (Lpz. 1846; 6. Aufl. 1857), eine Sammlung erotischer Gedichte, die von großer Formenschönheit und seltenem musikalischen Wohllaut sind, aber den Beifall doch nicht verdienen, den sie erhalten haben, weil die Gedanken nicht Ergüsse wahrer Empfindung, sondern oft gesucht und seltsam sind. Der „Soldatenspiegel" (1848) erzählt die Thaten der Oesterreicher in Italien einfach, aber ohne poetische Belebung. Die Sammlung „Reiser und Reisig" (Wien 1850) trägt ihren Namen mit Recht, denn man findet darin weder Blüthe noch Frucht. In den „Liedern ohne Weltschmerz" (Ebd. 1853) bilden die „Fresko-Sonette" den größten und gelungensten Theil; sie zeichnen sich durch kecken Humor und scharfe Auffassung des Lebens aus. Weniger genügt „Eulenspiegels Tagebuch" (Pesth 1856), dessen Witz unerquicklich und trivial ist. Am Glücklichsten ist er in den „Balladen" (Lpz. 1841), „Balladen und Romanzen. Neue Folge" (Wien 1845; 2. Aufl. 2 Thle. Ebd. 1858), die zum Theil glückliche und interessante Stoffe („Freimannssage", „Im Spielberg", „Bild aus der Wüste") mit Geschick behandeln, unter welchen aber auch sich viele ohne poetische Auffassung finden.

Die deutsche Poesie fand aber nicht bloß in beinahe allen zum ehemaligen deutschen Bund gehörigen Ländern umfassende Pflege, sondern auch in den zu fremden Staaten gehörigen Provinzen, in welchen die deutsche Sprache mehr oder weniger vorherrscht. Aus den russischen Ostseeländern stammt der bekannte Romanendichter von Sternberg, der später zu besprechen ist; neben ihm sind noch Mehrere zu nennen. August Heinrich von Weyrauch, geb. zu Riga am 30. April (12. Mai) 1788, gest. 1852 in Dresden, wo er sich seit 1827 aufhielt, schrieb originelle Gedichte (darunter „Die Gazelle"), die bis jetzt noch nicht gesammelt sind. — Roman Freiherr Budberg-Benninghausen, studierte zu Dorpat um 1838, lebte längere Zeit in Berlin, und nahm später seinen bleibenden Wohnsitz in Reval, wo er Notar der esthländischen Ritterschaft ist. Seine „Ersten Lieder" (Dorpat 1833) blieben unbeachtet, die späteren „Gedichte" (Berl. 1842) fanden vielen, wohlverdienten Beifall, denn sie sind gedanken- und sinnreich und bewegen sich in schön gebildeten und wohllautenden Versen. — Andreas Wilhelm von Wittorff, geb. zu Reval am 25. Nov. 1813, studierte seit 1832 in Dorpat Medizin und später Philologie, widmete sich der Erziehung und lebte als öffentlicher und Privatlehrer meist in Livland, dann auch in Petersburg und in Südrußland. Seine „Gedichte" (Lpz. 1844) und eine spätere Sammlung „Federnelken" (Ebd. 1851) sind nicht so originell, als die des vorgenannten Dichters, doch lebt in ihnen die Kraft der wahren Empfindung. — Carl Stern, geb. in der Nähe von Reval, studierte in Dorpat National-Oekonomie und erhielt nach abgelegter Prüfung eine Stelle beim Katasster, die ihn zu wiederholter Veränderung seines Aufenthalts veranlaßt. Seine „Gedichte" (Dorpat 1844) erfreuen nicht nur durch die schöne und gewandte Form, sondern auch durch die glückliche Behandlung der heiteren wie der ernsten Stoffe. — Nicolai Graf Rehbinder, geb. am 9. (21.) Dec. 1823 zu Reval, trat im 17. Jahre in den russischen Flottendienst, nahm aber schon nach fünf Jahren seinen Abschied; seitdem lebte er an verschiedenen Orten. Er gab Gedichte unter dem Titel „Blätter" (Reval 1846) heraus und dichtete mehrere Dramen, unter welchen „Rizzio. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Dorpat 1849) namhaft gemacht zu werden verdient. — Th. Robert Grafewsky, geb. den 1. (13.) Mai 1823 in Kurland, studierte in Dorpat und Jena, und lebt auf seinem Gute Lambertshof. Reiche Phantasie, glückliche Gestaltungsgabe, tiefe Auffassung des Lebens und Verständniß des menschlichen Herzens offenbart sich sowohl in den „Liedern aus der Einsamkeit" (Reval 1849) als den sechs Liedern „Ein Liebesroman" (Ebd. 1850). — Der begabteste unter diesen nordischen Dichtern ist

Jegór von Sivers. Auf dem Gute Heimthal bei Dorpat am 1. (13.) Nov. 1823 geboren, studierte er in Dorpat Naturwissenschaften und Nationalökonomie, begab sich 1850 auf Reisen, und ließ sich nach dreijährigem Aufenthalte in Central-Amerika, auf den Antillen, in England, Frankreich und Deutschland, auf dem Gute Planhof bei Wolmar in Livland nieder. Die Titel der beiden von ihm veröffentlichten Sammlungen: „Palmen und Birken. Dichtungen" (Lpz. 1852; 2. verm. Aufl. 1853) und „Aus beiden Welten. Dichtungen" (Lpz. 1863) deuten schon deren Inhalt an; es sind vorzugsweise Bilder aus dem amerikanischen und nordischen Leben. Das einleitende Gedicht „Des Deutschen Heimatland" ist warm empfunden und wahr; aber eben deshalb erregt es die schmerzlichsten Gefühle. Das deutsche Vaterland ist in Schutt und Moder zerfallen, heißt es in demselben; die Deutschen sind, wie die Juden, verflucht, in allen Zonen zu wohnen. Es kann nur wenig Trost gewähren, wenn der Dichter hinzufügt: „Ihr seid der Dung dem Acker, Das Völkersalz der Welt", und wenn er in der Schlußstrophe sagt: „Und was am eignen Herde Der Deutsche nimmer fand, Beut nun die ganze Erde: Ein deutsches Heimatland", so findet er doch selbst in diesem Gedanken keine Beruhigung, denn trotz aller Herrlichkeiten, die ihm die Tropenwelt darbietet, kann er die Sehnsucht nach der Heimat doch nicht bewältigen. Die Gestaltungsgabe des Dichters wird recht ersichtlich, wenn man die Bilder der südlichen und nordischen Natur einander gegenüberstellt; es ist ihm in hohem Maße gelungen, die verschiedenartige Großartigkeit der beiden Welten in ihrer vollsten Eigenthümlichkeit darzustellen und mit dem Menschenleben in Beziehung zu bringen. Ausgezeichnet schön sind namentlich die Nachbildungen esthnischer Volkslieder, deren düsteren, oft sogar unheimlichen Charakter er mit großem Glücke wiedergibt. Die sämmtlichen Gedichte sind von einem wohlthuenden gläubigen Sinn durchdrungen, der sich schön mit der Liebe zur Freiheit verbindet, weil er alle Pietisterei von sich abweist. — Alexis Heinrich Karl Adolphi, geb. den 13. (25.) Aug. 1815 auf dem Gute Tignitz bei Pernau in Livland, zeigte schon im Kindesalter dichterische Begabung. Er studierte Medizin in Dorpat, bereiste 1841 und 42 die Schweiz und Oberitalien, hielt sich dann zur Vervollständigung seiner Studien an verschiedenen deutschen Universitäten auf und lebt jetzt mit dem Range eines Hofraths als Stadtarzt in Wenden. Es klingt in seinen „Gedichten" (Riga 1863) durch, daß sie erlebt und nicht gemacht sind, so wie er es selbst ausspricht, daß er in seiner Poesie sein Leben verklären will, und daß Wahrheit die Grundlage jeder Dichtung sein müsse. Daneben ist es sein Lieblingsbestreben, seine Heimat Livland zur poetischen Anschauung zu bringen.

Obgleich seit langer Zeit vom deutschen Mutterlande abgetrennt, und trotz des täglich schärfer hervortretenden Strebens der französischen Regierung, deutsche Sprache und deutsche Sitte zu verdrängen, hat sich im Elsaß ein tüchtiges Element deutscher Gesinnung erhalten, das den Kampf gegen das eindringende Franzosenthum um so glücklicher aufnimmt, als es sich auf deutsche Bildung, Kunst und Wissenschaft stützt. Doch dürfen wir uns nicht verbergen, daß dieser Kampf immer schwieriger wird und daß er endlich zum Nachtheil des deutschen Elements ausfallen muß, wenn nicht Verhältnisse eintreten, die das schöne Land wieder enger an Deutschland knüpfen. Schon sind die höhern Stände zum großen Theil französisirt und ihre Kinder lernen eher französisch sprechen als deutsch; schon dringt die französische Sprache in das Bürgerthum und selbst in die Landgemeinden, und wenn Bürger und Bauer auch zäher an ihrer Nationalität halten, so zeigt die Erfahrung der letzten zwanzig oder dreißig Jahre, daß das Franzosenthum unaufhaltsam weiter dringt und täglich mehr Boden gewinnt. Ehre daher den Männern, welche ihr Leben der Erhaltung des deutschen Nationalbewußtseins gewidmet haben. Am Glücklichsten wirken in dieser Beziehung die Dichter, unter welchen die beiden Brüder August und Adolf Stöber eine hervorragende Stelle einnehmen und die wir daher ausführlicher besprechen. Hirtz und Weyermüller sind an andern Stellen zu erwähnen; hier nennen wir noch folgende drei: Theodor Klein, geb. am 20. März 1820 zu Straßburg, wo er früher Notar war und jetzt Vorsteher einer Assekuranzgesellschaft ist, gab „Frühlingsblüthen" (Straßburg 1840), „Lieder" (Mühlhausen 1846) und „Gedichte" (St. Gallen 1857) heraus, die weder in Gedanken noch in Form neu sind, aber die gewöhnlichen Stoffe Natur, Liebe, Heimat, besonders aber diese, mit warmem Gefühl und Innigkeit besingen, und deren echt bürgerliche Gesinnung mit ihrer Gemüthlichkeit und ihrer edlen Sittlichkeit den Dichter liebgewinnen lassen. — Johann Georg Zetter, geb. zu Mühlhausen am 4. Mai 1819, wurde für den Kaufmannsstand bestimmt, scheint jedoch denselben nicht ergriffen zu haben. Er machte sich vielfach verdient durch die mit August Stöber gemeinschaftlich besorgte Herausgabe der „Elsässischen Neujahrsblätter" (Mühlh. 1843—1848), so wie des republikanischen Blattes „Der Freiheitsbaum" (Ebd. 1848—1849). Gegenwärtig redigirt er das „Elsässische Sonntagsblatt", das einzige deutsche literarische Organ im Elsaß, in welchem er für Aufrechthaltung der deutschen Sprache und Sinnesart, und gegen das Vorschreiten des Franzosenthums beharrlich kämpft. Als Dichter machte er sich zuerst durch seine unter dem Namen Friedrich Otte herausgegebenen „Schweizersagen in Balladen, Romanzen und Legenden" (Straßb. 1840) und „Schweizersagen u. s. w. Neue Sammlung" (Basel 1842) bekannt. So gut und charakteristisch dieselben sind, so haben doch seine lyrischen Poesien: „Gedichte" (Basel 1842) und deren zweite veränderte Auflage unter dem Titel: „Aus dem Elsasse. Gedichte" (St. Gallen 1862) entschieden größeren Werth. Da ist Alles gesund und wahr, und wenn auch die dunkeln Seiten des Lebens dem Dichter nicht verborgen geblieben sind, und er für dieselben ein tiefes Gefühl hat („Das stille Haus"), so verirrt er sich doch nie in jammernden Weltschmerz. Bisweilen tönen uns Uhlandische Weisen entgegen („Zwingli's Haus"), doch ist

er auch da keineswegs bloßer Nachahmer; es hängen diese Weisen eben eng mit dem Stoff zusammen. Recht glücklich ist er besonders, wenn er die Natur, den Frühling, den Wald besingt, oder heitere Wander- und Trinklieder anstimmt. — Karl Candidus, geb. am 14. April 1817 zu Bischweiler, jetzt evangelischer Pfarrer in Nancy, hat „Gedichte eines Elsässers" (Straßb. 1846) herausgegeben, die den volksmäßigen Ton glücklich treffen. Besonders anziehend sind die humoristisch gehaltenen Erzählungen und Balladen.

In der Schweiz, welche schon im vorigen Zeitraum eine bedeutendere Theilnahme an der Literatur bewiesen hatte, wird dieselbe in dem vorliegenden immer größer, was zum Theil dem Einfluß der deutschen Einwanderung, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, zuzuschreiben ist. Unter dieser Einwanderung verstehen wir übrigens nicht die zahlreichen Flüchtlinge, welche seit den dreißiger Jahren Schutz und zum Theil eine zweite Heimat in den meisten Kantonen der Eidgenossenschaft gefunden haben, weil diese oft durch eigene Schuld ohne Einfluß geblieben sind, ja sogar einen lange andauernden Fremdenhaß bei der schweizerischen Bevölkerung hervorgerufen haben, — sondern diejenigen Männer, welche seit der nämlichen Zeit an die drei Hochschulen (Basel, Zürich und Bern) oder an die höheren Lehranstalten berufen wurden und in erfolgreicher Weise für Verbreitung deutscher Wissenschaft und Literatur wirkten. Daß unter den beinahe zahllosen Dichtern, welche die Schweiz jetzt aufzuweisen hat, sehr viele diesen Namen nur in sehr beschränktem Maße verdienen, ist eine Erscheinung, welche sich überall wiederholt, aber sie ist hier bedeutsamer, weil sie beweist, daß die Bestrebungen, sich wenigstens in literarischer Beziehung enger an Deutschland anzuschließen — denn eine andere Verbindung werden die Schweizer mit Recht noch lange zurückweisen —, von Tag zu Tag an Umfang gewinnen. Wenn man aber auch die untergeordneten Talente unberücksichtigt läßt, so ist die Menge derjenigen, welche auf mehr oder weniger ausführliche Erwähnung Anspruch machen können, im Verhältniß zur Bevölkerung der deutschen Schweiz noch immer groß genug. Einige von ihnen haben auch außerhalb ihres Vaterlandes verdiente Anerkennung gefunden, Andere sind weniger bekannt geworden, als man billiger Weise erwarten durfte; wir werden diese: Ed. Dorer-Egloff, Rud. Hagenbach und Gottfr. Keller, Gall-Morel, so wie die eingebürgerten W. Wackernagel und L. Ettmüller und die Dichterin Meta Häusser-Schweizer später ausführlicher besprechen. Unter den übrigen sind Reithard, Tobler, Au der Linth, Reber, Kübler, Corrodi und der Dichter der „Klänge von der Thur" bei der epischen Poesie zu erwähnen, da sie sich vorzüglich durch ihre epischen Dichtungen ausgezeichnet haben; Meyer-Merian, Rob. Stutz, Schild und Mähly sind bei den Dichtern in Mundarten, Oser, Konrad Meier und Rietmann bei dem religiösen Liede, Luise Egloff und Nina Camenisch bei den Dichterinnen zu erwähnen. Haben wir mit den eben Genannten zugleich Diejenigen bezeichnet, welche unter den schweizerischen Dichtern hervorragen, so müssen doch noch einige erwähnt werden, welche jenen zum Theil ebenbürtig sind. Vor Allen nennen wir drei Brüder, welche in hohem Grade unsere Aufmerksamkeit verdienen. Johann Josef Müller, geb. am 19. März 1815, gestorben nach langen Leiden am 11. Nov. 1861, ausgezeichnet als Staatsmann, gab „Jugendklänge. Dichterische Versuche" (St. Gallen 1838) heraus, welche zwar noch sehr jugendlich klingen, aber ein nicht gewöhnliches Talent verrathen, das er später nicht weiter ausbildete. Von größerer Begabung ist sein Bruder Johann Georg Müller, geb. am 15. Sept. 1822 in Mosnang, gest. in Wien am 2. Mai 1849, im 27. Jahre seines Alters, einer der genialsten Architekten der neueren Zeit. Er hinterließ nur wenige Dichtungen, von denen auch nur ein Theil in seiner von Ernst Förster verfaßten Biographie (St. Gallen 1854) veröffentlicht wurde, aber auch diese wenigen zeugen von seltenem Talent; sie verbinden Reichthum an originellen Gedanken mit einer kräftigen und klaren Sprache. Besonders glücklich sind diejenigen, in denen er seine Ideen über Kunst und Kunstwerke darstellt. Der dritte Bruder, Johann Baptist Müller, gest. 1864 in Wyl (Kanton St. Gallen), wo er eine bedeutende Fabrik leitete, gab wenige Jahre vor seinem Tode eine Sammlung Gedichte „In freien Stunden" (St. Gallen 1861) heraus, die zwar formell Manches zu wünschen übrig lassen, die aber durch den sittlichen Ernst, die innig fromme Gesinnung und die liebenswürdige Bescheidenheit des Dichters Jeden ansprechen müssen, dessen Herz für wahre Gemüthlichkeit empfänglich ist. Seine Gedichte, insbesondere die „Biblischen Sonette", zeichnen ihn als einen gläubigen Katholiken, dem die Heuchelei und die Unduldsamkeit ein Gräuel ist. — Vor ihnen hätte der Appenzeller J. C. Nänny erwähnt werden sollen, der Gymnasiallehrer in Kreuznach war. Seine „Gedichte" (Frankf. 1833) sind meist kurz, aber gehaltreich, und oft von dem schalkhaften Witz belebt, der den Appenzellern eigenthümlich ist. — Friedrich Franz Xaver Wagner von Laufenburg, jetzt Rathschreiber des Kantons Aargau, hat mehr Begabung für die kleineren epischen Formen, doch sind auch seine lyrischen Poesien nicht ohne Werth. Er hat seine Gedichte noch nicht gesammelt. — Die „Gedichte" (Bern 1851) von Eduard Döffekel (geb. im J. 1810 im Dorfe Seen, Kanton Aargau, seit 1841 Oberrichter) haben einen ziemlich engen Gesichtskreis, er leistet in demselben jedoch recht Gutes, nur sollte er der Form mehr Aufmerksamkeit widmen. — Johann Jakob Honegger, geb. am 13. Juli 1825 zu Dürnten im Kanton Zürich, war eine Zeit lang Lehrer an verschiedenen Anstalten und lebt jetzt ohne öffentliches Amt in Zürich, mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Seine ersten dichterischen Versuche „Herbstblüthen" (2 Bdchn. Zür. 1851—52; 2. Aufl. Ebd. 1859) ließen, obgleich sie manches Verfehlte, manche Unselbstständigkeit darboten, für die Zukunft Gediegeneres erwarten; er zog aber vor, auf anderem Gebiete sich auszuzeichnen. Seine literarischen Schriften: „Victor Hugo, Lamartine und die französische

des 19. Jahrh." (Ebd. 1856) und noch erem Grade die „Literatur und Kultur 9. Jahrh." (Lpz. 1865) sind geistvolle dlungen des interessanten Stoffs, dem ie und fruchtbare Seiten abzugewinnen — Karl Morel aus Wyl im Kanton allen, wo er im J. 1823 geboren wurde, ich dem Kaufmannsstande widmen, wurde als er die Schule verließ, von schwerer angwieriger Krankheit befallen, beschäf- ich auf dem Krankenlager mit Literatur Sprachen, und vertiefte sich so sehr in en, daß er nach wiedererlangter Gesundheit tschloß, obgleich schon weit über das ge- che Alter hinaus, in Heidelberg Philo- und Geschichte zu studieren. Er beklei- ach seiner Rückkehr in die Heimat ver- ie Stellen, zuletzt war er Dozent der izergeschichte an der Hochschule und dem chnikum in Zürich, wo er am 19. April starb. Karl Morel war eine durchaus würdige Natur, noch in seinen letzten voll jugendlicher Begeisterung für Wis- ft, Kunst und Vaterland, bei jährlich kehrenden Anfällen schmerzhafter Krank- mer heiter und ruhig. Seine „Gedichte" Hallen 1852) sind der vollkommenste uck seines eben so liebenswürdigen als en Charakters. Er ist einer der begab- schweizerischen Dichter, reich an echt poe- Gedanken und Anschauungen; die Sprache Gedichte, bald zierlich und zart, bald und erhaben, ist immer schön und ge- voll, ihr Inhalt von großer Mannig- it; neben reizenden und innigen Liebes- („An die Nacht") finden sich heitere ieder („Der Kelch in der Runde"), le- e und treue Naturschilderungen („In rge") und treffliche politische Gedichte mmerschlacht"). Was aber der Samm- einen seltenen Werth verleiht, das ist, h nichts Unbedeutendes oder auch nur mäßiges in derselben findet. Sein dra- er Versuch „Struensee. Trauerspiel in zügen" (St. Gallen 1860) hat einige ıde Stellen, ist im Ganzen jedoch ver- Bedeutender sind seine historischen Schrif- ıter welchen wir „Karl Viktor von Bon- " (Winterthur 1861) und vor Allem helvetische Gesellschaft" (Ebd. 1863) er- ı, welche lebhaft bedauern läßt, daß es icht vergönnt war, ein größeres Werk: ichte des Untergangs der alten Eidgenos- ft" zu vollenden. — Einer der talent- schweizerischen Dichter ist Balthasar ld. Er wurde am 24. April 1828 zu nen im Kanton Glarus geboren, kam als Viehhüter zu einem Bauern im au, wurde später Hausierer und durchzog cher bis zu seinem 17. J. fast sämmt- kantone der deutschen Schweiz. Im 46 erlernte er das Weberhandwerk und nebenbei Gehülfe des Schulmeisters in Heimatgemeinde mit einem Gehalt von ılden. Diese Stelle versah er 2 Jahre während deren ihn ein Jugendfreund im sischen unterrichtete, was ihm die Mög- verschaffte, später nach Innsbruck zu und zuerst das Gymnasium, hierauf die sität zu besuchen, indem er sich durch Ertheilung von Privatstunden nothdürftigen Lebensunterhalt verschaffte. Jetzt ist er Scriptor im National-Museum in Innsbruck. Hunolds Gedichte, die er unter dem Titel „Wache Träume" (4. verm. Aufl. Innsbruck 1864) herausgab, tragen den Stempel eines ernsten, durch das Leben gereiften Charakters, der auch in der Monarchie das Bewußtsein seiner republikanischen Abstammung nicht verloren hat, dabei mit warmer Liebe dem Lande zugethan ist, das ihm eine ehrenvolle Stellung gewährt. Mit großer Tiefe der Empfindung verbindet er eine große Klarheit, die sich nie in schwärmerische Ueberschwänglichkeit verliert, selbst nicht in den „Liedern der Liebe", die oft durch Neuheit der Gedanken überraschen. Seine Sprache ist einfach und doch gewählt, kräftig und doch, wo der Stoff es verlangt, auch zart, gedrängt und doch klar, weshalb er auch die Sonettenform, die er mit Vorliebe wählt, mit großem Glück behandelt. — Julius Caduff, ein Graubündner, besingt in seinen Gedichten „Aus der Schweiz" (Chur 1859) die Schönheiten seines schönen und großartigen Vaterlandes, die ihn stets auch daran erinnern, für dessen Freiheit kampfgerüstet zu sein. — Ein anderer Graubündner, Placid Plattner, ließ Gedichte unter dem Titel „Aus den rhätischen Alpen" (Einsiedeln 1859) erscheinen, zu denen ihm nicht die ganze Schweiz, wie dem oben genannten Caduff, sondern nur das rhätische Bünden Stoffe gibt; auch besingt er weniger dessen Natur als die Sagenwelt und die großartigen Erinnerungen des freiheitsmuthigen Völkleins, und dieß zwar mit warmer Vaterlandsliebe, aber in meist ungelenker Sprache und oft mit unpoetischem Ausdruck. Es fehlt ihm jedoch nicht an guten Gedanken, die er nur nicht zur vollen Klarheit gestalten kann („Der Ozean und die Alpen"). Den Gedichten ist ein Schauspiel, „Johann Calder", beigefügt, welches die Gründung des Grauen Bundes behandelt. Auch wenn der Stoff nicht an Schillers „Wilhelm Tell" erinnerte, würde man sich davon wenig erbaut finden, da Anlage wie Ausführung den vollständigsten Mangel an dramatischem Talent verräth und zudem die Sprache wässerig und trivial ist. — Von einem uns unbekannten Sängerpaar C. Pausch und J. J. Brugger wurde „Ein Liederstrauß" (St. Gallen 1858) herausgegeben, der einige hübsche Blüthen enthält. — Wir schließen diese Uebersicht mit den Gedichten eines deutschen Walliſers Leo Lucian von Roten, den „Wiederklängen aus dem Rhone-Thal" (Augsburg 1862). Sie beginnen mit begeisterten Vaterlandsgesängen, die wohl auch das Beste der ganzen Sammlung sind; die Liebeslieder sind wohl Ergüsse lebendigen Gefühls, doch findet der Dichter selten den angemessenen Ausdruck, was wir auch an dem sonst schön gedachten Liedercyklus „Mutterfreuden" bedauern müssen. Was wir oben von dem immer stärker erwachenden Bewußtsein des Zusammenhanges der Schweiz mit Deutschland gesagt, findet sich in Rotens Gedichten um so entschiedener bestätigt („An Deutschland", „Des Rheines Wache"), als Wallis wie geographisch so auch in Bezug auf Bildung Deutschland am Entferntesten abliegt. Unangenehm berührt es,

daß der Dichter, der für die Freiheit so begeistert ist, Italiens Bestrebungen so wenig zu würdigen weiß, und sogar auf Neapels König, der wahrlich nicht „königlich fiel", ein Loblied anstimmt.

Aus Ungarn stammen Karl Beck und die Dramatiker J. L. Klein und Alex. Wilhelmi (Zechmeister), auf die wir später zurückkommen. Neben ihnen ist nur noch Julius Schröer (geb. im J. 1825 zu Preßburg, wo er als Professor lebt) zu erwähnen. Er schrieb „Gedichte" (Wien 1856), die nicht ohne Werth sind. — Der Siebenbürger Käßner ist erst später zu erwähnen, eben so Stephan von Millenkowics aus Orsowa in der Banatischen Militärgrenze.

In den polnischen Ländern treffen wir mehrere deutsche Dichter, deren Familien wohl meist aus Oesterreich und Preußen dahin gekommen sind oder germanisirten Geschlechtern angehören. Von der Frau von Danckelmann, von Dräxler-Manfred, Bogumil Goltz, Kossarski, Kurnik, Rappaport, Roquette und Stier werden wir an andern Stellen sprechen. Hier sind nur folgende zu erwähnen: A. K. de Wilson, von dem wir weiter Nichts wissen, als daß er sich selbst einen Slaven nennt, sagt in seinen „Gedichten" (Posen 1862): „Ein Dichter bin ich nicht, wills auch nicht werden"; es hat ihn dieß nicht abgehalten, über fünfzig Jahre lang (von 1806—1860) zu reimen, aber es hätte ihn abhalten sollen, seine Reimereien drucken zu lassen, die mit wenigen Ausnahmen sehr trivial sind. Doch am Ende findet auch das Triviale sein Publikum, und besonders werden diesem einige komische Gedichte ganz wohl behagen. Uebrigens ist der freie Sinn anzuerkennen, der sich hie und da nicht ohne Lebhaftigkeit ausspricht. — Den Freiherrn Eligius Franz Joseph von Münch-Bellinghausen, der seine Dichtungen unter dem Namen Friedrich Halm herausgab, werden wir bei den Dramatikern ausführlicher besprechen. Als Lyriker nimmt er keinen sehr hohen Rang ein, doch gehört er auch keineswegs zu den gewöhnlichen Mittelmäßigkeiten, daher sich die entgegengesetzten Urtheile erklären lassen, die über ihn gefällt wurden, was übrigens auch darin seinen Grund hat, daß seine lyrischen Poesien sehr ungleich an Werth sind und Unbedeutendes neben Bedeutendem zu finden ist. Seine „Gedichte" (Stuttg. 1850; 2. Aufl. Wien 1856) und „Neue Gedichte" (Wien 1865) gefallen zunächst durch ihre gewandte und klare Form, die Mannigfaltigkeit ihres Strophenbaues und ihre fließende Sprache, in der jedoch falsche Reime nicht fehlen, so wie durch die Abwesenheit alles Auffallenden, was freilich von der guten wie von der schlimmen Seite zu verstehen ist. Zur schlimmen Seite gehört, daß er sich öfters bestrebt, in Heine'scher Manier zu dichten, worin er jedoch nicht glücklich ist, da ihm der lebendige Witz jenes Dichters abgeht. Daher gelingt ihm selten, durch überraschenden Schluß oder kräftige Contraste zu wirken. Im Ganzen spricht er weniger die Sprache der Empfindung als der Reflexion, aber in dieser ist er glücklich und er entfaltet oft eine große rhetorische Kraft, wie z. B. in dem Gedicht „Italien", dessen Prophezeiung: „Immer zersplittert, nie einig, Nie Ein Athem, Ein Pulsschlag, Ein Leben, Nie Ein Volk, Ein Italien!" durch die neuesten Ereignisse Lügen gestraft worden ist.

Wie schon in dem vorigen Zeitraum betheiligten sich auch in diesem Ausländer an der deutschen Poesie; wir haben namentlich einen Schweden, Friedrich von Schober, einen Engländer, Friedrich Marc, und einen Italiener, Cajetan Cerri, anzuführen, denen wir später eine ausführlichere Besprechung widmen.

Endlich fügen wir noch einige Dichter bei, deren Herkunft und Leben uns unbekannt geblieben ist. Georg Lotz weiß in seinen „Gedichten" (Hamb. 1836) schon dadurch zu rühren, daß er Natur, Menschen und Leben mit steter Beziehung auf seine Blindheit betrachtet. — Den „Gedichten" (Lpz. 1840) von H. Lotze mangelt es zum großen Theil an Klarheit, was um so mehr zu bedauern ist, als er alle Eigenschaften besitzt, die man von einem Lyriker erwartet. Eine nicht kleine Anzahl seiner Lieder gehört durch Gehalt und Auffassung, so wie durch die echt poetische Darstellung zu den bessern Erscheinungen der neuern Zeit. — Albert Türcke, dem wir bei den dramatischen Dichtern wieder begegnen werden, ist in seinen „Gedichten" (Berl. 1846) nicht immer glücklich; er hat zu viel Bedeutungsloses aufgenommen und es sind besonders die Lieder mißlungen, in denen er einen humoristischen Ton anschlagen will, während das Ernste seinem Wesen mehr entspricht, wie unter Anderm „Das Heiligenbild" beweist. — Otto Jacobi eröffnet seine „Gedichte" (Berl. 1853) mit einem poetischen Vorwort, in welchem er die wunderbare Macht der Dichtung auf das menschliche Gemüth besingt; leider zeigt sich diese Macht in seinen eigenen Gedichten nicht, deren frömmelnder und reaktionärer Charakter jeder poetischen Gestaltung widerstrebt. Größere Begabung zeigt er in seinen Dramen, die er zum Theil unter dem Namen Otto vom Ravensberg herausgab; doch fehlt es den dreien, die wir kennen: „Buondelmonte. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Ratibor 1833), „König Hiarne. Trauerspiel in 5 Acten" (Berl. 1835) und „Der böhmische Krieg. Trauerspiel in 5 Acten" (Ebd. 1836) an Kunst der Composition; die einzelnen Scenen sind ganz gut, aber sie sind so lose an einander gereiht, daß sie den Eindruck von abgerissenen Bruchstücken machen, wodurch die Handlung alle Wirkung verliert. — In den „Gedichten" (2. verm. Ausg. 2 Bde. Berl. 1858) von F. A. Maercker, deren dritter Band unter dem Titel „Erinnerungen" (Ebd. 1862) erschien, nehmen die Gelegenheitsgedichte einen großen Raum ein, der füglich hätte erspart werden können, da es eben nur Gelegenheitsgedichte im engsten Sinne des Wortes sind. Die Liebeslieder sind sehr gewöhnlicher Art und zudem ist ihre Sprache, wie auch die der andern Gedichte, nicht selten unbeholfen; auch weiß er den guten Gedanken nicht auch gut durchzuführen („Röschen"). Unter den Vaterlandsliedern klingt „Ein deutscher Gesang" wie Hohn, wenn es heißt, daß in Deutschland Verdienst allein den Adel leihe,

der Glaube nicht Zwang und Tyrannei
aß der Gedanke nur ſeine eignen Schran-
nne; allein es iſt dem Dichter vollkommen
damit. Am Beſten ſind die Elegieen,
nen man guten Gedanken begegnet. —
größere Begabung verräth Ludwig Ver-
in ſeinem „Tannengrün. Dankes-,
und Liebesbüchlein“ (Frankf. 1846;
m. Aufl. 1856), nur iſt er in der Aus-
ung ſeiner Gedichte nicht ſorgfältig genug.
ſcheiden nennt Felix Laymburg ſeine
ngen „Weizen und Unkraut“ (Lpz. 1852);
ſich auch, beſonders in den „Jungen Lie-
und im Abſchnitt „Liebe und Laune“
d da ein Lied eingedrängt hat, das nicht
ers werthvoll iſt, ſo wüßten wir doch
zu nennen, das mit Recht als Unkraut
met werden könnte. Unter den „Natur-
n“ befinden ſich manche liebliche Schil-
gen, in den „Bunten Weiſen“ neben hei-
Anekdoten auch tiefgefühlte Lieder, die
n beſten der Sammlung gehören („Die
e“). — Lehmann, wahrſcheinlich ein
in Preußen, veröffentlichte „Strand-
Aus den Papieren eines am Strande
rnden Schulmeiſters, ausgewählt und
sgegeben von Oskar Romaikarg Jo-
es“ (2. Aufl. Marienwerder 1855). Ne-
en Schilderungen des Meeres, die durch
ebendige Anſchaulichkeit anſprechen, ſind
igen Gedichte bemerkenswerth, in denen
s Leben und die Leiden des von Noth
kten Schulmannes darſtellt. — Unter
Liedern und Gedichten“ (Hamb. 1861)
Karl Lemcke ſind diejenigen auszuzeich-
welche volksthümliche Töne anſchlagen. —
Namen des Dichters erſchien „Wald-
mkeit. Eine Dichtung“ (Berl. 1860).
at dieſelbe zwar ein epiſches Gewand,
es iſt eben nur ein Gewand, das eine
von lyriſchen Ergüſſen verbinden ſoll,
dieſe Einkleidung ſelbſt iſt in durchweg
jem Tone gehalten. Ein Sänger flüchtet
es Lebens Sorgen in die Waldeinſamkeit;
erwacht aber in ihm die Sehnſucht nach
fühl; er kehrt in die Welt zurück, ein
Mädchen erfüllt ihn mit der heißeſten
reinſten Liebe. Sein Glück ſollte aber
lange währen: ein früher Tod entriß ihm
eliebte; an ihrem Grabe entſagte er der
und widmete ſich mit Wort und That
Dienſte Gottes. Dieſe einfache Geſchichte
wohllautenden Verſen erzählt; den Kern
Dichtung bilden aber die Lieder, welche die
iedenen Stimmungen des Sängers, na-
ich das Glück und den Schmerz der Liebe
iefem und wahrem Gefühl darſtellen.
Zahl der politiſchen Dichter iſt ſehr
und es finden ſich die bedeutendſten Na-
unter denſelben, auf welche wir ſpäter
hrlicher zurückkommen, nämlich Bauern-
Karl Beck, Creizenach, Dingel-
, Annette von Droſte-Hülshoff,
er, Freiligrath, Gaudy, Geibel,
Groſſe, Hammer, Mor. Hartmann,
el, Herwegh, Kinkel, Löwe, Moſen,
dorf, Guſtav Pfizer, Prutz, Ro-
erg, Sallet, Simrock, Strachwitz,
ernagel und Zeiſe. Andere haben wir
ſchon erwähnt, theils werden ſie in den
folgenden Ueberſichten noch genannt werden, ſo Endrulat, K. Förſter, Wilhelm Genth, Gruppe, Theob. Kerner, Guſt. Kühne, Herm. Marggraff, Mäurer, Mecklenburg, Meerheimb, Moris, Müller von der Werra, Oelckers, Ortlepp, Prechtler, Joh. Scherr, Scriba, Strodtmann und W. Zimmermann. Die meiſten dieſer Dichter, ſo wie derjenigen, welche wir ſogleich berühren werden, haben dem Fortſchritt in politiſcher, wie in religiöſer Beziehung gehuldigt; viele ſind dabei in Uebertreibungen verfallen, und haben dadurch das Ziel verrückt, das man einzig und allein im Auge behalten ſollte; ſie haben namentlich dadurch geſchadet, daß in Folge ihrer Uebertreibungen die Partei des Fortſchritts zerfiel, und daß ſelbſt ſolche ſich von ihr abwandten, die ihr mit Herz und Seele ergeben waren. Je kecker die politiſchen Sänger auftraten, deſto allgemeiner wurde das Zittern und Tadeln. So rief Smets aus: „Ich auch will von Freiheit ſingen, Aber kein empörend Lied“ (An die unzufriedenen politiſchen Dichter), und Simrock ſtellte in dem Gedicht „Freiheit und Geſetz“ der „Frau Zügellos“ die „Muhme Geſetz“ entgegen. In ähnlichem Sinne ſprachen Geibel („An Herwegh“), Annette von Droſte-Hülshoff („Warnnng an die Weltverbeſſerer“) und ſelbſt der „politiſche Nachtwächter“ Dingelſtedt machte eine Schwenkung nach der ſogenannten conſervativen Seite.

Paul Achatius Pfizer, Bruder des als Dichter bekannteren Guſtav, geb. am 12. Sept. 1801 zu Stuttgart, ſtudierte in Tübingen Philoſophie und die Rechte, trat hierauf in Staatsdienſte, wurde 1827 Oberjuſtizaſſeſſor in Tübingen, gab 1831 ſeine Entlaſſung, wurde noch in demſelben Jahre zum Abgeordneten gewählt, als welcher er 7 Jahre lang in der Kammer eine hervorragende Stelle einnahm; doch verzichtete er 1838 wegen Fruchtloſigkeit ſeiner Bemühungen auf eine Wiederwahl. Im J. 1848 wurde er zum Miniſter des Cultus ernannt und in das Parlament gewählt, mußte aber beide Stellen wegen körperlicher Leiden noch in dem nämlichen Jahre niederlegen. Seit 1851 iſt er Oberjuſtizrath in Tübingen. P. Pfizer erregte durch ſeinen „Briefwechſel zweier Deutſchen“ (Stuttg. 1831; 2. Aufl. 1832) allgemeines Aufſehen, welches nicht bloß durch die Tiefe der Gedanken und die vortreffliche Sprache, ſondern ganz vorzüglich durch die tüchtige Geſinnung hervorgerufen wurde. Dem Buche waren politiſche Gedichte beigegeben, in denen er ſeiner Begeiſterung für Freiheit und Vaterland kräftigen Ausdruck gab. — Freimund, eigentlich Friedrich Wilhelm Victor Pfeiffer, aus Eutin (geb. am 5. Mai 1810, geſt. den 28. Dec. 1841) theilte in ſeinen „Jugendklängen“ (Göttingen 1835), die überhaupt viele hübſche Gedanken enthalten, recht gute politiſche Lieder mit. Die „Göttinger Burſchenlieder“ (Bremen 1843) ſind der Ausdruck des heiteren, nur der Gegenwart hingegebenen Lebensmuthes des deutſchen Studenten. Nicht ganz unwichtig ſind ſeine kleinen Schriften „Göthe's Friderike“ (Lpz. 1841) und „Göthe und Klopſtock“ (Ebd. 1842). — Die „Lieder vom Bodenſee“ (Bamb. 1843)

von C. K. Emmishofen zeugen eben so sehr von reichem Talent als von glühender Freiheits- und Vaterlandsliebe, die sich nur zu schroff und mit zu großer Bitterkeit gegen die entgegengesetzte Richtung ausspricht. — Carl August Fetzer, geb. zu Stuttgart am 5. Aug. 1809, studierte in Tübingen und Heidelberg die Rechte und lebt seit 1835 als Advokat in seiner Vaterstadt. Im J. 1845 wurde er zum Mitglied der würtembergischen Ständeversammlung gewählt, in welcher Eigenschaft er noch jetzt wirkt. Im J. 1848 zum Mitglied des deutschen Parlaments ernannt, war er bis zu dessen gewaltsamer Auflösung Schriftführer. Fetzer gab unter dem Namen Berthold Staufer „Gedichte" (Stuttg. 1840) heraus, die neben vielem Unbedeutenden auch viel Schönes enthalten. Sie haben beinahe sämmtlich die Liebe zum Gegenstand, von ihrem ersten Erwachen durch die mannigfaltigsten Situationen bis zur Erfüllung der höchsten Wünsche. Besonders schön ist die zweite Abtheilung „Liebesgewähr und Liebesfreude", deren schlichte und einfache Lieder innig gefühlt sind. Eine zweite Sammlung „Gedichte" (Stuttg. 1861) sind beinahe ausschließlich politischen Inhalts. Sie besingen die Freiheit und das Vaterland mit der nämlichen Innigkeit und Wärme, die wir in seinen Liebesliedern gefunden haben, übertreffen diese aber durch die vollendetere Form. Ueberall tritt uns ernste Männlichkeit entgegen, die sich auch in den bitteren Klagen nicht verläugnet, die ihm die Thatlosigkeit seines Volkes auspreßt. Rührend sind die Gedichte, in denen er seinem tiefen Mitgefühl für die Niedrigen und Unterdrückten Ausdruck gibt. — J. G. Deeg, aus dem Voigtland, geb. 1814, gest. 1846 in Heidelberg, kämpfte in seinen „Gedichten" (Stuttg. 1843) für die freie Entwickelung in politischer und geistiger Hinsicht. Die Darstellung ist bei aller Kraft von schöner Mäßigung im Ausdruck, wie er denn überhaupt Sprache und Form mit großer Gewandtheit beherrscht; leider verfällt er oft in phrasenhafte Schwärmerei. — Ludwig Seeger, geb. in Wildbad im Schwarzwalde am 30. Okt. 1810, studierte in Tübingen Philologie und Theologie, war längere Zeit Lehrer in Bern, später kehrte er nach Würtemberg zurück, wo er als Mitglied der zweiten Kammer eine nicht unbedeutende Stellung einnahm. Er starb am 22. März 1864. Er war ein Mann von kräftigem Charakter und entschiedener Gesinnung, die er nicht bloß in poetischem Gewande darlegte, sondern auch in seiner öffentlichen Wirksamkeit bethätigte. Ob er gleich in dem „Sohn der Zeit. Freie Dichtung" (Zür. 1843; 2. verm. Aufl. Lpz. 1847) noch jugendlich schwärmt, so ist er sich doch seines Strebens und Zieles weit sicherer bewußt als Herwegh und andere politische Dichter. Er bewegt sich nicht in bloßen Phrasen, sondern er bekämpft die Lüge und Heuchelei, den sclavischen Sinn und die Gleichgültigkeit gegen die Rechte und die Freiheit des Volkes, für welche er muthig eintritt. Er hat auch Lieder der Liebe und Freundschaft gedichtet, die in einer leichten und natürlichen Sprache gehalten sind; seine Balladen sind ebenfalls nicht ohne Werth. — August Peters ist mehr durch seine Romane und Novellen, von denen später die Rede sein wird, als durch seine „Gedichte" (Chemnitz 1844) bekannt geworden. Dieselben sind vorzugsweise politischen Inhalts; sie bieten nichts Außergewöhnliches, sind aber von warmer Begeisterung für Freiheit und Vaterland durchdrungen. Die Liebesgedichte athmen innige Empfindung, sind aber nicht immer sorgfältig durchgearbeitet. — Ernst Dronke hat in seinen „Armensünder-Stimmen. Zwölf Lieder" (Altenb. 1845) das Elend des Proletariats, der Armen und Bedrängten in grellen Farben dargestellt, die allerdings eine große, aber eben keine poetische Wirkung hervorbringen. — Weit gelungener sind die „Socialen Gedichte" (Belle-Vue 1845) von Hermann Püttmann, welche die jammervollen Zustände der Proletarier ohne Phrasenmacherei, aber mit nachhaltiger Wirkung schildern. — Von dem bekannten Agitator Karl Heinzen (geb. zu Grevenbroich in Rheinpreußen, jetzt in Nordamerika) erschienen „Gedichte" (Köln 1841), die nur zum Theil hieher gehören, aber unter diesen zeichnen sich mehrere durch Tiefe des Gefühls und Kraft des Ausdrucks aus („Der Pole", „An die Deutschen"). — Ludwig Köhler, geb. in Meiningen am 6. März 1819, studierte in Jena, Leipzig und München, lebte dann in seiner Vaterstadt, zuletzt in Hildburghausen, wo er am 4. Aug. 1862 starb. Außer mehrern Romanen, die wir später berühren werden, dichtete er „Freie Lieder" (Jena 1846; 2. Aufl. 1849), die manchen guten Gedanken enthalten, z. B. wenn er den Censoren zuruft, daß die von ihnen gemordeten Gedanken sie einst beim Weltgericht umringen und ihr Leben wieder von ihnen fordern würden. Im Ganzen sind die Lieder aber sentimental schwärmerisch und bewegen sich in allgemeinen Phrasen voll unbegründeter Hoffnungsseligkeit. — Adolf Schirmer aus Hamburg schlug in seinen „Gedichten" (Frankfurt 1846) und „Dichtungen" (Wien 1856) kräftige Töne an, die sich auch wohl zur Ironie und selbst zur Bitterkeit steigern. Von größerem Werth sind die nicht-politischen Gedichte, die höchst zart und anmuthig, dabei von großer Klarheit und seltenem Wohllaut sind. Auch hat er in plattdeutscher Sprache gedichtet: „Dütt und Dat. Riemels" (Hamb. 1861). — Die „Zeitgedichte" (Leipzig 1846) von Richard Morning sind keck, scharf herausfordernd, und entfalten oft einen treffenden Witz oder auch bittere Ironie. In entgegengesetztem Sinn sind die „Radikalen Lieder" (Lpz. 1847) des pseudonymen Gollenperger gedichtet, die alle radikalen und revolutionären Bestrebungen im Staats- und Kirchenleben, so wie in der Wissenschaft bekämpfen, oft freilich das Edle und Wahre dieser Bestrebungen verkennen, oft aber auch ihre Irrthümer und Ausschweifungen mit Schärfe aufdecken. „Der Lichtfreund, ein romantisches Epos in 12 Gesängen. Der Radikalen Lieder zweite Sammlung" (Lpz. 1848) ist schon deswegen ohne künstlerischen Werth, weil der Dichter sich von seinem Unmuth über den Aberwitz derjenigen hinreißen läßt, welche Alles umstürzen wollen und dabei vor den ärgsten Gräueln nicht zurückschaudern, abgesehen davon, daß er die besonnenen Männer des Fortschritts, die Freunde wahrer Freiheit

lichen Verdammungsurtheil unterwirft. „Gedichte" (Lpz. 1847) von Eduard er sind mehr wegen ihrer warmen dischen Gesinnung, als wegen ihres n Werthes zu erwähnen. — Wilhelm cher ist in seinen „Liedern deutscher " (Erf. 1850) eben so ohne Zukunft, sogenannte Gothaische Partei, der er ch streut. Seine früher erschienenen n der Liebe" (Prenzlau 1843) sind bedeutungslos. — Die „Lieder aus der irt" (Stettin 1850) von Franz Jahn in alles poetischen Hauchs; der Partei- dem sie entsprossen sind, kann die Be- g nicht ersetzen, um so weniger, da er, n die Besiegten gerichtet, unedel er- — Karl von Thaler, wenn wir ren, ein österreichischer Sänger, gab vögel. Ein Sonettenkranz" (Mannh. eraus, worin er mit warmer Begeiste- d in schöner, streng gehaltener Form nsucht des gesammten deutschen Volkes heit kräftigen Ausdruck gibt, und das- hnt, Alles aufzubieten, um den Wunsch klichkeit werden zu lassen. — Georg l Schuler, geb. am 14. Mai 1833 zburg, studierte daselbst Philosophie ologie, und ist seit 1856 Kaplan in bei Bamberg. Wenn die Begeiste- eine heilige Sache und die Uebung, Wort einen mehr oder weniger guten finden, zum Dichter stempelte, so chuler ohne Zweifel auf den Namen chen Anspruch machen können. Be- gehört aber noch Etwas mehr dazu es Etwas findet sich im „Deutschen m-Büchlein" (Augsb. 1862) nicht vor, geht aus diesem hervor, daß der Ver- bst poetisch fruchtbare Gedanken, wie opa's Herz", nicht lebendig gestalten Das Hohe Lied. Ein Singspiel. Me- rsetzt und erläutert" (Würzb. 1858), liche Nachbildung der hebräischen Dich- lte den Verfasser auf sein eigentliches aufmerksam machen. — Die „Zeit- Gedichte aus den J. 1845—1860" 1860) von Friedrich Beck erfreuen iger durch ihre Wärme als durch ihre Form; es ist ein fruchtbarer Gedanke, igsten Begebenheiten der letzten Jahre gezeichneten Bildern vorüberzuführen urch auf die Irrthümer und Fehler am zu machen, welche zu immer trau- Resultaten führen mußten; dagegen dem Dichter an Klarheit des politischen Weit weniger genügen seine „Gedichte" 1844), die weder durch Neuheit der , noch durch Schönheit der Form be- , wenn auch Gemüthlichkeit ihm nicht hen ist. — Georg Ludwig Hese- später als fruchtbarer Romanenschrift- nennen ist, hat „Neue Preußenlieder Dänenkriege" (Berl. 1864) heraus- die im beschränkt preußischen Sinne sind und wenig Freimuth beweisen. ter war die Sammlung „Der große Kleine Lieder" (Berl. 1851), weil ußenthum darin nicht im Gegensatz ammten Deutschland erscheint, sondern in diesem seine wahre Grundlage er- kennt. Die „Fünf Bücher deutscher Gedichte" (Berl. 1862) können nur die näheren Bekann- ten des Dichters interessiren. In eine frühere und schönere Zeit, wo Deutsche mit Deutschen gegen den Bedränger des Vaterlandes fochten, führen uns die „Veteranen-Lieder. Ein Tage- buch aus den Befreiungskriegen" (Lpz. 1865) von Franz von Elsholtz, den wir schon als begabten Dramendichter kennen gelernt haben. Das Büchlein gibt uns eine Reihe von ernsten und heitern Bildern aus jener großen Zeit, die zwar nicht großen poetischen Werth haben, aber das wechselvolle Leben des Kriegers im Lager, auf dem Marsch, in der Schlacht oder im Quartier nicht ohne Anschaulichkeit dar- stellen.

Die bisher angeführten Dichtungen haben zunächst die allgemeinen politischen und socia- len Verhältnisse im Auge gehabt; wir haben aber noch eine Reihe von solchen anzuführen, welche durch besondere Verhältnisse hervorgeru- fen wurden. Als im J. 1840 von Frankreich her der Ruf nach der Rheingrenze erscholl, da erwachte im deutschen Volke nach langer Zeit wieder das Nationalbewußtsein mit ungeahnter Kraft. Der allgemeinen Stimmung gab zuerst ein bis dahin unbekannter Dichter, Nicolaus Becker (geb. zu Geilenkirchen in Rheinpreußen am 15. Jan. 1810, gest. als Beamter in Köln am 28. Aug. 1845) in einem an Alphons de Lamartine gerichteten Liede: „Der deutsche Rhein", begeisterten Ausdruck. Durch den Ju- bel veranlaßt, den dieses Lied erregt hatte*), gab Becker bald nach Veröffentlichung desselben eine Sammlung seiner „Gedichte" (Köln 1841) her- aus; allein so groß die Erwartung war, die man allerseits hegte, so fand man sich sehr getäuscht, da man darin nur schwächliche Wiederholun- gen bekannter Gedanken, aber keine Poesie fand. Freilich hatte man Unrecht, große Erwartungen zu hegen, denn das Lied, auf welches man sie gründete, war keineswegs geeignet, sie hervor- zurufen. Es ist, wenn auch fließend und voll- tönend, doch ohne poetische Tiefe. Es erregte nur deshalb so allgemeine Begeisterung, weil es mit Energie das aussprach, was damals im Herzen aller Deutschen von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee lebte, keinen Fuß breit von dem Vaterlande losreißen zu lassen und den Eroberungsgelüsten Frankreichs muthigen Wi- derstand zu leisten. Eben weil es die Stim- mung des ganzen Volkes aussprach, war es werth, zum Volkslied zu werden, wie es denn bald nach seinem Erscheinen von mehr als 150 Komponisten in Musik gesetzt wurde. Aus demselben Grunde gebührt ihm auch eine Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur **),

*) Es erwarb ihm nicht blos den allgemeinen Beifall, sondern auch thatsächliche Anerkennung. Der König von Preußen gab ihm die Mittel, seine Studien fortzusetzen, und Ludwig I. von Bayern beschenkte ihn mit einem goldenen Pokal mit der Inschrift: „Dem Sänger des Rheinlieds der Pfalzgraf des Rheins."

) **Der deutsche Rhein.

An Alphonse de Lamartine.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien, deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrein.

auch schon deshalb, weil es eine Flut von „Rheinliedern" hervorrief, unter welchen „Der Rhein" von Prutz wohl den ersten Rang einnimmt, der freilich die Frage anders auffaßte, und freie Bewegung verlangte, weil nur ein freies Volk dem Feinde mit Siegeszuversicht entgegentreten könne. Wir können alle die befugten und unbefugten Sänger nicht anführen, welche mehr oder weniger in Beckers Sinne sangen; sie sind übrigens gesammelt in den „Klängen aus der Zeit. Hervorgerufen durch die neuesten politischen Ereignisse und zunächst durch das Beckersche Rheinlied. Gesammelt und herausgeg. von Z. Funck (Erl. 1840; 2. Aufl. 1841). Von allgemeinem Inhalt, aber ebenfalls durch die damaligen Verhältnisse veranlaßt, sind die „Kriegslieder für das deutsche Volk. Herausg. von Ed. v. Bülow" (Lpz. 1841), und „Deutsche Kriegslieder. Gesammelt von Adolf Böttger" (Ebd. 1841). An dieselben schlossen sich später „Politische Gedichte aus Deutschlands Neuzeit von Klopstock an bis auf die Gegenwart. Herausg. von Herm. Marggraff" (Ebd. 1843) und „Politische Gedichte aus der deutschen Vorzeit. Von Hoffmann von Fallersleben (Ebd. 1843).

Die Unterdrückung der Herzogthümer Schleswig-Holstein, ihre Erhebung und Kämpfe riefen ebenfalls eine große Anzahl von Dichtungen hervor, unter welchen Eines, welches K. Fr. H. Straß zum Verfasser hat und von M. F. Chemnitz umgedichtet wurde, bald zum allgemeinen Volkslied wurde, denn das ganze deutsche Volk nahm den lebendigsten Antheil an dem Schicksale der nordischen Brüder. Dieses Lied ist aber noch bedeutungsloser als das Beckersche „Rheinlied", in welchem doch männliche Kraft lebte, während uns hier schwächliche, ja beinahe weinerliche Sentimentalität entgegentritt, und wir haben uns immer wundern müssen, daß dieses Lied nicht alle Thatkraft unterwühlt hat. Doch theilen wir es ebenfalls mit, schon deswegen, weil es ein bedeutendes Licht auf die schwärmerisch-sentimentale Richtung des Volkes wirft, die einige Jahre später so großes Unheil verursachte*). Wir können die einzelnen Lieder nicht erwähnen, welche Schleswig-Holstein zum Gegenstande haben; dagegen sind einige Dichter anzuführen, welche ihm eine größere Reihe von Gedichten gewidmet haben. Die hieher gehörigen Gedichte von Strodtmann haben wir bereits erwähnt. Hermann Püttmann besang in den Dithmarschen „Liedern" (Lpz. 1844) den siegreichen Kampf des Heldenvölkleins gegen König Johann im J. 1500 unter Benutzung alter Chroniken und Lieder in kräftig einfacher Sprache. — Von großer Formschönheit sind die kräftigen Sonette „Für Schleswig-Holstein" (2 Hefte. Hamb. 1850—51) von Julius Rodenberg, und die „Kampf- und Schwertlieder" (Altona 1848) von Heinrich Zeise. — Geibel erhob in den „Zwölf Sonetten" (Lübeck 1846) seine Stimme gegen die dänische Gewaltherrschaft, und mahnte die sämmtlichen deutschen Stämme, den bedrückten Brüdern zu Hülfe zu eilen. — Victor Precht, Director der Handelsschule in Bremen, dichtete „Lieder, Schleswig-Holstein geweiht" (Bremen 1850) und „Patriotische Gedichte. Zweite Sammlung" (Ebd. 1853), in denen er die Ausdauer der Länder rühmt und die Thatlosigkeit der deutschen Bruderstämme beklagt. Die historischen Lieder sind

*) **Das Lied von Schleswig-Holstein.**

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht!
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schönrer Morgen tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Ob auch wild die Brandung tose,
Flut auf Flut von Bai zu Bai,
O, laß blühn in deinem Schooße
Deutsche Tugend, deutsche Treu!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Doch, wenn innre Stürme wüthen,
Drohend sich der Nord erhebt,
Schütze Gott die holden Blüthen,
Die ein mildrer Süd belebt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland!

Gott ist stark auch in den Schwachen,
Wenn sie gläubig ihm vertraun;
Zage nimmer und dein Rachen
Wird trotz Sturm den Hafen schaun!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Harre aus mein Vaterland!

Von der Woge, die sich bäumet
Längs dem Belt am Ostseestrand,
Bis zur Flut, die rublos schäumet
An der Düne flüchtigem Sand:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Stehe fest, mein Vaterland!

Und wo an des Landes Marken,
Sinnend blinkt die Königsau,
Und wo rauschend stolze Barken
Elbwärts ziehn zum Holstengau:
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Bleibe treu, mein Vaterland!

Theures Land, du Doppel-Eiche
Unter Einer Krone Dach,
Stehe fest und nimmer weiche,
Wie der Feind auch dräuen mag!
Schleswig-Holstein, stammverwandt
Wanke nicht, mein Vaterland!

So lang er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien, deutschen Rhein,
So lang sich Herzen laben
An seinem Feuerwein;

So lang in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
So lang sich hohe Dome
In seinem Spiegel sehn!

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien, deutschen Rhein,
So lang dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frein;

So lang die Flosse bebet
Ein Fisch in seinem Grund,
So lang ein Lied noch lebet
In seiner Sänger Mund.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien, deutschen Rhein,
Bis seine Flut begraben
Des letzten Manns Gebein!

R. E. Helbig

Geschichte

der

deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

von

Heinrich Kurz.

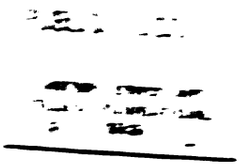
Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt.

Vierter Band.

Von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit.

Zweite Lieferung.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1868.



zu breit. — Männlichen Geist athmet „Schleswig-Holstein. Sechsundvierzig Lieder wider die Dänen“ (Erl. 1863) von einem Dichter, dessen Namen wir nicht veröffentlichen dürfen, und dem wir im Drama und Roman unter den Namen Gottfried Flamberg und Sigmund Sturm wieder begegnen werden. Von seinen Liedern sind mehrere in volksthümlichem Tone gehalten. — In seiner bekannten Weise, die den tiefsten Ernst mit dem heitersten Humor verbindet, dichtete Hoffmann von Fallersleben „Schleswig-Holstein. Zehn Lieder“ (Neueste Aufl. Cassel 1861), von denen einige aus dem J. 1845 stammen; daß sie alle zum Singen sich eignen, dafür bürgt der Name des Dichters, wir möchten aber bezweifeln, daß sie viel gesungen werden, denn außer der vaterländischen und kräftigen Gesinnung ist wenig an ihnen zu loben. — „Ein Dutzend Kampflieder für Schleswig-Holstein von F—r“ (Lpz. 1864) ist gut gemeint, aber ohne allen poetischen Werth.

Die Erhebung des Jahres 1848 rief zwar viele Gedichte hervor, doch sind wenige darunter, die lebensfähig sind; wie die allgemeine Stimmung schwärmerisch, die Meinungen zerspalten und unklar waren, so auch die meisten Lieder aus jener Zeit, mochten sie den deutschen Kaiser, die Einheit des Gesammtvaterlands, die zahme oder die rothe Republik besingen. Wir erwähnen nur die talentlosen Gedichte, in welchen Ed. von Schönau unter dem Titel „Der Freiheit eine Gasse“ (Königsb. 1848) für die Republik, „Deutschlands Auferstehung. Freiheitslieder“ (Gotha 1849) von Karl Philipp Welcker, der darin für Kaiser und Reich schwärmte. Von demselben erschienen früher „Thüringer Lieder“ (Gotha 1831) und „Die tönenden Bilder. Eine Reihe von 43 Holzschnitten“ (Gotha 1834), eine geistreiche Erklärung von Holzschnitten alter Meister. — Die „Mahnrufe an das deutsche Volk“ (Wien 1866) von Friedrich Wilhelm Halle, die in den Jahren 1857—1866 gedichtet wurden, geben ein freilich trauriges, aber anschauliches Bild der politischen Verhältnisse der Zeit. — Der Krieg Oesterreichs mit Italien und Frankreich veranlaßte die „Geharnischten Sonette“ (Neisse 1859) von Hermann Neumann, in denen er in scharfen Worten die Sünden der österreichischen Regierung aufdeckt, Nichts desto weniger zum Kriege gegen Frankreich auffordert, weil er hofft, daß unter Preußens Führung Deutschlands Einheit errungen werden könne.

Theils die wirkliche Theilnahme an dem Unglück anderer Völker, theils die Absicht, dem Unmuth über die eigenen Zustände scharfen Ausdruck zu leihen, öfters aber auch die Gleichgültigkeit gegen die Freiheitsbestrebungen im Vaterland und die deutsche Vorliebe, sich mit der Fremde zu beschäftigen, regte eine Anzahl Dichter an, die Kämpfe und Leiden fremder Nationen zu besingen. So dichtete Gustav Pfizer „Der Griechen Gruß an den neuen König“, und den „Tod Ferdinands VII.“ Die Helden der Reaktion in Spanien fanden in Freiligrath („Aus Spanien“) und in Schleifer („Zumalacarequy“) begeisterte Lobredner. Am Häufigsten sind die Polenlieder, deren Reihe Platen eröffnet hatte. Allgemein bekannt ist Mosens Lied „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“; auch G. Pfizer, Herloßsohn, Ortlepp, Zimmermann, Biernatzki, Moritz Hartmann, Rogge, Ruperti widmeten ihnen einzelne zum Theil treffliche Gedichte. Die „Siebenzehn Polenlieder“ (Lpz. 1843) von Otto von Wenckestern werden von Reinhold Jochmanns „Polenliedern“ (Lpz. 1846) übertroffen, in welchen das vom Völkermord empörte Gemüth kräftigen Ausdruck findet. — Noch viel werthvoller sind die „Polen- und Magyarenlieder“ (Königsb. 1849) von Ferdinand Gregorovius, die von warmem Gefühl für die Freiheit der Völker eingegeben, bei vortrefflicher Darstellung eine Fülle von schönen und bedeutenden Gedanken enthalten, denen er stets poetischen Ausdruck zu geben weiß. Wahres Talent gibt sich auch darin kund, daß er die nationalen Eigenthümlichkeiten mit großer Sicherheit zur lebendigsten Anschaulichkeit bringt, was den „Magyarenliedern“ (Berl. 1849) von Ed. von Schönau in hohem Grade abgeht. — Endlich sind auch die Kämpfe der Tscherkessen für ihre nationale Unabhängigkeit besungen worden, so von Hermann Püttmann („Tscherkessenlieder“. Hamb. 1841), der seinen Stoff mit Talent und Wärme behandelte, aber zu wenig in die Anschauungsweise des Heldenvolkes eingieng, und von Carl Gaillard („Bilder aus Tscherkessien. Dichtungen“. Leipzig 1845), die gut gemeint, aber ohne poetischen Schwung sind.

Die demokratische Richtung der Literatur und vorab der Poesie gibt sich namentlich darin kund, daß alle Stände und Klassen, von den Fürsten an bis zu den Handwerkern und selbst den Bauern, an der geistigen Bewegung Theil nehmen. Während in den früheren Zeiten seit der Reformation die höhern Stände sich von der Theilnahme an der Literatur fern hielten, ja lange Zeit es mit ihrer bevorrechteten Stellung unvereinbar hielten, sich mit der Poesie zu beschäftigen, während sogar in der letzten Hälfte des achtzehnten und am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts adelige Dichter zu den bewunderten Ausnahmen gehörten, hat seit den dreißiger Jahren die Theilnahme selbst des höchsten Adels täglich zugenommen. König Ludwig I. von Bayern, den wir schon im vorigen Bande erwähnt haben, hat durch sein Beispiel ohne Zweifel viel dazu beigetragen, daß auch andere Fürsten und Mitglieder des hohen Adels es nicht mehr unter ihrer Würde gehalten haben, sich mit Poesie zu beschäftigen, sondern es für eine persönliche, nicht vom Zufall der Geburt abhängige Ehre ansehen, wenn ihr Name neben dem der zeitgenössischen Dichter genannt wird. Ludwigs Sohn und Nachfolger, König Maximilian II., hat zwar keine Sammlung herausgegeben, aber manches Gedicht in verschiedenen Musenalmanachen veröffentlicht. Der regierende König Johann von Sachsen ist früher schon als geistreicher Uebersetzer erwähnt worden; die Prinzessin Amalia von Sachsen ist später zu besprechen, eben so der Graf Alexander von Württemberg und der Graf von Strachwitz, so wie die Gräfinnen von Egloffstein, Hahn-Hahn, Franziska und Agnes von Schwerin,

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1913 L

von der Schulenburg und Luise zu Stolberg. Die Freiherren von Badenfeld, von Feuchtersleben, Gaudy, von Heyden, von Münch-Bellinghausen, von Oer, Gust. zu Putlitz, von Sternberg und Gisbert Vincke, die Freiinnen Annette von Droste-Hülshoff, von Reinsberg-Düringsfeld u. von Suckow sind theils schon besprochen, theils werden sie später erwähnt. Und so bleiben uns hier nur noch die drei Folgenden zu berühren: Otto Fürst zu Lynar, geb. am 21. Febr. 1793, gestorben am 2. Nov. 1860, veröffentlichte „Gedichte" (Lpz. 1843), die der Erguß eines schönen und vielseitigen Talents sind, welches die verschiedenartigsten Stoffe und Stimmungen mit gleichem Glücke zu behandeln versteht. Die Liebeslieder sind höchst anmuthig und von warmem Gefühl eingegeben; in den Elegien, die hie und da Schillers und Goethes Einfluß verrathen, erscheint der Gedanke stets poetisch gehoben („Die Nachtwanderung"); den Balladen und Romanzen liegen sehr glückliche Stoffe zum Grunde, die er zu großer Anschaulichkeit gestaltet; sie sind dramatisch lebendig erzählt und ergehen sich gern in ausführlichen Schilderungen. Auch als dramatischer Dichter verdient der Fürst von Lynar ehrenvolle Auszeichnung. „Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in 4 Acten" (Lpz. 1842) führt eine großartige Idee: den durch das Wesen des Christenthums bedingten Sieg desselben, mit ruhiger Sicherheit durch. Die Charaktere sind mit der größten Naturwahrheit gezeichnet, die Sprache ist edel, rein und gewandt. Auch hier ist das Studium unserer zwei größten Dichter unverkennbar. Von größerer theatralischer Wirkung sind „Die Mediceer. Drama in 5 Acten" (Lpz. 1842), deren Anlage und Durchführung gleich gelungen sind. — Des Fürsten Fr. von Schwarzenberg „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechtes" (4 Bde. Wien 1844—45), nebst dem Supplement: „Aus den hinterlassenen Papieren eines verabschiedeten Lanzknechtes" (Ebd. 1848) kennen wir nicht. — Moritz, Reichsgraf zu Bentheim-Tecklenburg-Rheda, geb. am 16. Jan. 1798 zu Rheda in Westfalen, wurde bei den Herrnhutern zu Neuwied erzogen, wo er bis Ende 1813 verblieb. Er wollte den Feldzug gegen Frankreich mitmachen, trat auch als Freiwilliger in das Heer, erkrankte jedoch bald, so daß er zurückbleiben mußte. Nach längerem Aufenthalte im elterlichen Hause trat er 1819 in kurhessische Militärdienste, verließ dieselben 1828, da ihn der Kurfürst zum Kammerherrn ernannte. Der Hofdienst sagte ihm wenig zu, da er sich mit der am Hofe herrschenden Falschheit nicht versöhnen konnte; er gab 1836 seine Entlassung und lebte seitdem an verschiedenen Orten, in Frankfurt, Paris, im südlichen Frankreich, in Würzburg und auf seinem Gute Wasserlos bei Aschaffenburg, überall wohlthätige Anstalten gründend oder fördernd und Nothleidende mit Rath und That unterstützend. Wie sein Leben, so ist auch seine Dichtung rein und sittlich schön und auch diese veröffentlicht er, um deren Erlös wohlthätigen oder vaterländischen Zwecken zuzuwenden; so die „Sandsteine" (Frankf. 1843) zum Besten des Cölner Dombaues, in welchem er ein Sinnbild deutscher Einheit erblickte. Die „Sagen und Bilder" (Darmst. 1847) nahm er in den gesammelten „Dichtungen" (Würzb. 1866) wieder auf, deren vier Abschnitte er „Lieder und Stimmungen", „Bilder des Lebens", „Zeit- und Gelegenheitsgedichte", „Sagen, Geschichten und Romanzen" betitelte. Alle diese Dichtungen sind in streng religiösem, an das Pietistische streifendem Sinne abgefaßt, wie er denn auch in politischer Beziehung zu den Conservativen gehört, ohne jedoch ein Feind des Fortschritts zu sein. Die „Bilder aus dem Leben" berühren gewöhnliche, ja beinahe alltägliche Verhältnisse, die er mit reinem und warmem Gemüth auffaßt, ohne sie jedoch poetisch zu beleben. In den erzählenden Dichtungen behandelt er meist interessante Stoffe. In einer Reihe von 16 Sonetten erzählt er die wichtigsten Begebenheiten seines Lebens, nicht gerade in sehr poetischer Weise, aber doch immerhin sehr anziehend. — Franz Graf Pocci, geb. am 7. März 1807 zu München, studierte in Landshut und München die Rechte, wurde wegen seiner künstlerischen Bildung 1830 zum Ceremonienmeister ernannt und ist seit 1847 Hofmusikintendant. Sein Talent für die Zeichenkunst und Musik entwickelte sich schon frühzeitig; eine schöne Frucht desselben sind die Illustrationen zu verschiedenen poetischen Sammlungen, unter denen wir die mit Güll herausgegebene „Kinderheimat in Bildern und Liedern", so wie mehrere ähnliche Schriften wegen ihrer glücklichen Auffassung des kindlichen Geistes und Gemüthes hervorheben. Seine „Dichtungen" (Schaffh. 1843) bieten zwar weder viele neue Gedanken, noch neue Stoffe, auch erhebt sich die poetische Behandlung nicht über das mittlere Maß, aber sie erfreuen doch durch ihren sittlich schönen Sinn, ihre echt kindliche Gemüthlichkeit und die schlichte Einfalt der Darstellung, mag er die Liebe und die Lebenslust besingen, oder sich in die Waldeinsamkeit vertiefen, oder Legenden erzählen, deren Stoffe immer glücklich gewählt sind. In den „Todtentänzen" (Stuttg. 1857) hat Pocci die bekannten bildlichen Darstellungen des späteren Mittelalters mit eben so viel Tiefe als Humor poetisch verarbeitet; „Der Landsknecht" (München 1861) führt uns das Leben und Treiben dieser mittelalterlichen Söldner in frische, lebensvollen Gemälden vor.

„Die Kunst steht auf der Menschheit Höhen", und so dürfen wir wohl auf die Großen der Erde die Künstler folgen lassen, unter welchen sich vorzüglich Maler dichterisch bethätigt haben. So groß der Umfang der bildenden Kunst ist, so hat sie doch ihre Schranken, es läßt sich nicht Alles plastisch darstellen, was den Künstler bewegt. „Was ich nicht malen kann, Das mag im Liede blühn", sagt Johann Peter Lyser (geb. zu Flensburg 1803) in den „Liedern eines wandernden Malers" (Lpz. 1834), welche sich durch Lebendigkeit, Frische und Wärme auszeichnen. — Wilhelm August Corrodi, geb. am 27. Jan. 1826 zu Zürich, bezog, da ihn die Theologie, zu der er bestimmt war, nicht fesseln konnte, im Jahre 1847 die Akademie zu München, und lebt jetzt als Lehrer des Zeichnens an den höhern Stadt-

in Winterthur. Seine „Lieder" (Kassel
zeugen von tiefem Gefühl für die Schön-
der Natur, die er mit künstlerischem
fafst. In den Liebesliedern spukt hie
Heinescher Einfluß, doch ist sein Humor
l. Seine Sprache ist von großem Wohl-
Noch bedeutender sind seine epischen Dich-
die später zu besprechen sind. — Emanuel
hauser, mit seinem Dichternamen Em.
geb. zu Wien am 15. Sept. 1817, stu-
Wien, widmete sich aber später der Kunst,
usübung er jedoch aus Gesundheitsrück-
ntsagen mußte. Er lebte längere Zeit in
mit literarischen Arbeiten beschäftigt, und
elbst im J. 1860. Unter seinen Gedichten:
und Marmor" (Lpz. 1854) nehmen die
eder die erste, überhaupt eine ausgezeich-
elle ein; die Erscheinungen der Natur
hm eine reiche Fülle von Bildern, die
neu als treffend und poetisch sind. Auch
heraus „Aus der Mappe eines Kos-
en. Erzählungen, Novellen, Genrebilder
moresken" (Lpz. 1857), die von reicher
ngs- und Gestaltungsgabe zeugen. —
edichte" (Lpz. 1854) von Ernst För-
essen bei der Kunstgeschichte weitere Er-
g geschehen wird, sind in gewandter
und mit sicherem Geschmack abgefaßt,
einem Künstler zu erwarten ist. Sie
n großer Mannigfaltigkeit des Inhalts
r Form, behandeln die Kunst und die
führen uns nach Italien und von da
ünchen, verspotten die Anhänger des
and bekämpfen zugleich auch das Neue,
r Dichter seiner Natur nach dem Fort-
huldigt, aber den Mächtigen gar Man-
verdanken hat. Von drei andern Ma-
opisch, Reinick und Keller, wird
die Rede sein, so wie von den Archi-
Kugler und Hessemer; J. G. Müll-
schon früher besprochen. Der Kupfer-
Karl Barth, geb. in Eisfeld im Okt.
gest. in Hildburghausen, hat, so viel
sen, seine in verschiedenen Musenalma-
und Zeitschriften erschienenen Gedichte
sammelt. — Von den Componisten
hard Wagner bei dem Drama zu be-
. Julius Becker, geb. am 5. Febr.
zu Freiberg, zeigte schon früh großes
isches Talent, das er seit 1835 in
ausbildete. Seit 1846 lebte er in
zurückgezogenheit in Hoflößnitz bei Dres-
er am 26. Febr. 1859 starb. Seine
te" (Lpz. 1862), die erst nach seinem
rschienen, verrathen den Tonkünstler
hren Wohllaut und ihre Sangbarkeit.
d meist sehr kurz, aber bei all ihrer
lassen sie den Gedanken doch lebendig
nschaulich hervortreten. Die lieblichen
der jungen Müllerin" erinnern durch
fe Gemüthlichkeit an Eichendorff; an-
nd von einem liebenswürdigen Humor
mehrere haben den volksthümlichen Ton
getroffen. Seine Romane „Der Neu-
iker. Musikalischer Roman" (2 Bde.
840) und „Kleebein & Comp. Freie
ichnung in Hogarths Manier" (Lpz.
sind künstlerisch mißlungen, es fehlt oft
otivirung der bedeutendsten Thatsachen,
rache ist ungebildet, oft studentenmäßig,
aber es ist Talent der Schilderung und Cha-
rakteristik unverkennbar.

Die Schauspieler Benedix, Holtei, Löwe und Wilhelmi (Zechmeister) sind spä-
ter ausführlicher zu besprechen. Jul. Bercht, Hofschauspieler in Braunschweig, verläßt in sei-
nen Naturliedern, die er unter dem Titel „Der goldene Mai. Eine Frühlingsphantasie. Frag-
ment der vier Jahreszeiten" (Braunschw. 1861) herausgab, die gewöhnlichen Gleise. Er gibt
nicht bloß Gemälde der äußern Erscheinungen, sondern er dringt mit sicherer Beobachtung in
das Wesen derselben und verleiht ihnen dadurch Bedeutung und Leben, daß er sie mit den Men-
schen in Beziehung bringt. — Die „Lieder und Gedichte" (Lpz. 1851) von Carl Schul-
tes, ebenfalls Hofschauspieler in Braunschweig, ermangeln nicht der Frische und jugendlichen
Lebendigkeit. — Den Schauspielern sind füglich diejenigen Improvisatoren anzureihen,
welche ihre Dichtungen herausgegeben haben. Der Erste, der in Deutschland als Improvi-
sator auftrat, ist Oskar Ludwig Bernhard Wolff, der, wenn wir nicht falsch berichtet
sind, israelitischer Herkunft war. Am 26. Juli 1799 zu Altona geboren, studierte er zwei
Jahre lang die Medicin in Berlin und Kiel, entsagte aber dann derselben, um sich ganz der
schönen Literatur zu widmen. Nach Vollendung seiner Studien gab er an zwei Erziehungs-
instituten in Hamburg Unterricht, erregte durch einige glückliche Improvisationen Aufsehen, be-
gab sich deshalb auf Reisen, wo ihm ungetheil-
ter Beifall zu Theil wurde. Im J. 1826
wurde er Professor der neuern Sprachen in
Weimar, 1830 außerordentlicher Professor und
1838 ordentlicher Honorarprofessor zu Jena,
wo er am 16. Sept. 1851 starb. Wolff hatte
ein reiches und vielseitiges Talent, mannigfal-
tige Kenntnisse, aber seine Schriften sind meist
zu leicht hingeworfen, so schon seine „Gedichte
und poetischen Uebersetzungen" (Lpz. 1834).
„Abälard und Heloise. Ein Cyklus epischer
Dichtungen" (Bielef. 1838) ist in der Anlage
verfehlt, weil der Stoff durchaus lyrisch ist;
auch ist die Ausführung oft matt und prosaisch.
Er schrieb auch zahlreiche Romane, Novellen
und Erzählungen („Schriften". 14 Bde. Jena
1841—43), darunter „Mirabeau und Sophie"
nach den Briefen des berühmten Mannes.
Seine zahlreichen literarhistorischen Schriften:
„Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes"
(21. Aufl. Lpz. 1863), „Encyclopädie der
deutschen Nationalliteratur" (7 Bde. Fol. Lpz.
1834—47) sind nur mit großer Vorsicht zu
gebrauchen. Besser, doch lange nicht erschöpfend
ist seine „Geschichte des Romans" (Lpz. 1851).
— Die Frau Caroline Leonhardt-Lyser
werden wir später erwähnen. — Maximilian
Langenschwarz, ebenfalls israelitischer Her-
kunft, geb. 1806 in Rödelheim bei Frankfurt,
war zuerst Kaufmann, reiste seit 1830 als Improvi-
sator durch Deutschland, England und Frank-
reich, lebte später in Paris, war 1848 in Leip-
zig, wurde aber bald wieder ausgewiesen. Seine
Improvisationen fanden Beifall, und allerdings
überraschte er oft durch sehr glückliche, in ge-
wandter Form ausgesprochene Gedanken. Unter
seinen gedruckten Schriften erwähnen wir „Das
todte Parlament. Gedicht in 130 Canzonen

von N. Z. Charleswang" (Darmst. 1835), worin er die wichtigsten Begebenheiten und Charaktere der englischen Geschichte nicht ohne Schwung vorträgt. Das Drama „Typhonia von Jakob Zwangsohn" war eine etwas starke Verhöhnung des Publikums, welchem es als ein Werk des Jahres 1648 vorgeführt wurde. — Die „Fidibus. Schelmenlieder" (Danzig 1843) von Lasker sind ohne Witz und Talent. — Ob die andern Improvisatoren Ed. Beermann, Böhringer, Hermann und K. Richter auch Dichtungen haben drucken lassen, ist uns unbekannt.

Hermann Jäger und Wilh. Legeler, die später besprochen werden, machen als Kunstgärtner den Uebergang zu den Industriellen, unter welchen die Buchhändler wiederum der Literatur am Nächsten stehen. So viel wir uns erinnern, hat seit Fr. Nicolai kein Buchhändler an der geistigen Bewegung direct Theil genommen; in der neuesten Zeit sind ziemlich viele als Schriftsteller aufgetreten und mehrere haben sich als Dichter versucht. Freilich hat keiner die Bedeutung des vielverkannten Nicolai errungen, keiner hat einen so mächtigen Einfluß auf den Gang und die Entwickelung der Literatur geübt, wie jener, allein es finden sich darunter doch auch sehr beachtenswerthe Talente. Julius Alexander Baumgärtner, geb. zu Leipzig am 15. Aug. 1797, besuchte die Thomasschule seiner Vaterstadt, lernte dann die Handlung in einem Materialgeschäft zu Schneeberg, worauf er den berühmten Physiker Gilbert auf einer Reise nach Frankreich und England begleitete. Nach seiner Rückkehr trat er in die Buchhandlung seines Vaters ein, deren Leitung er nach dessen Tode im J. 1843 übernahm. Er starb nach längeren Leiden am 9. Sept. 1855. Er gab unter dem Titel: „Minnesang von Alexander Erbach" (Lpz. 1852; 2. Aufl. 1855) eine Sammlung Gedichte heraus, die allerdings, wie es in dem ihnen vorgesetzten Motto heißt, „aus dem Leben geschrieben", aber nicht immer in poetischer Stimmung entstanden sind. Die meisten sind bloße Gelegenheits- oder vielmehr Stegreifgedichte, aber als solche recht hübsch. — Ueber Karl Emil Scriba ist schon oben berichtet worden. — Von Justus Albert Wohlgemuth, Verlagsbuchhändler in Berlin, besitzen wir unter dem Titel „Leben, Lied und Liebe" (Berl. 1855) Gedichte, deren Form und Sprache viel zu wünschen übrig läßt; achtungswerth ist der vaterländische und fromme Sinn, der sich in ihnen ausspricht. — Von großer poetischer Begabung ist Hugo Oelbermann aus Königsberg, jetzt, so viel uns bekannt ist, Buchhändler in Bonn. Er hat in den „Gedichten" (Hamb. 1856) und im „Herzbilderbuch. Dichtungen" (Lpz. 1859) alle Fragen, welche die Zeit bewegen, die philosophischen und religiösen wie die politischen, mit Geist und Kühnheit erfaßt, ist ihrer aber nicht immer Herr geworden, so daß seine Gedanken oft in Unklarheit verschwimmen, was er durch das Excentrische des Ausdruckes nicht zu verdecken vermag. Wenn er rein menschliche Verhältnisse, die sanften oder leidenschaftlichen Regungen des Herzens besingt, ist er vortrefflich; er kennt dessen tiefste Geheimnisse und weiß sie mit Schöpfungskraft dichterisch zu gestalten. Dann ist seine Sprache, wenn auch oft leidenschaftlich, doch immer schön und klar, der Vers von ergreifendem Wohllaut („O laß sie blühn", „Wenn ich geglaubt"). „Rosalinde. Eine Herzensgeschichte in Versen" (Königsb. 1854) ist nach einer italienischen Novelle gedichtet, deren überschwänglichen Styl er nur zu treu bewahrt hat. — Wilhelm Langewiesche, geboren zu Möllenkotten bei Schwelm in Westfalen am 4. Dez. 1807, erlernte den Buchhandel in Essen, war 1829 bis 1830 Gehülfe in einer Buchhandlung in Berlin, wo er mit Franz Horn und Rosenkranz nähere Bekanntschaft schloß. Im Jahre 1830 gründete er ein Buchhändlergeschäft in Iserlohn, das er 1837 nach Barmen verlegte, wo Freiligrath mehrere Jahre lang sein Haus- und Tischgenosse war. Langewiesche ist außerordentlich produktiv, doch sind seine Schriften von sehr verschiedenem Werth. Am Bedeutendsten sind die „Vorhof-Klänge von einem Wahrheitsucher" (Barmen 1856; 2. verb. u. verm. Aufl. 1858), welche vom Standpunkte des Zweifelns und Forschens die religiösen und philosophischen Hauptfragen in poetischer Form behandeln. Wo er philosophiert, ist die Darstellung allerdings wenig poetisch, wo er sich hingegen in das Reich der Empfindungen und Gefühle versenkt, überrascht er oft durch neue Behandlung bekannter Stoffe („Ahasverus"), durch wahrhaft poetische Gedanken und glückliche Ausführung („Des Menschen Geburt", „Königs Ohnmacht"). Wir erfreuen uns überall des tiefen Ernstes, so wie der rein sittlichen Gesinnung des Dichters, dessen Zweifel aus dem lebendigsten Drange nach Wahrheit entspringen. Langewiesche's erste poetische Arbeit war ein Drama „Der ewige Jude. Didaktische Tragödie" (Iserlohn 1831), das er unter dem Namen W. Jemand herausgab. Obgleich noch sehr unreif, ist poetisches Talent doch sichtbar. Unter demselben Namen veröffentlichte er „Diabolische Dichtungen" (Ebd. 1833), poetische Bearbeitungen von Teufelssagen; unter dem Namen L. Wiese „Westfälische Volkssagen in Liedern" (Barm. 1841) und „Sagen- und Märchenwald im Blüthenschmuck" (2 Bde. Ebd. 1841—42), deren Volksmärchen und historische Sagen nicht ohne Geschick in gebundener Rede bearbeitet sind. Einige derselben hat er später in die „Vorhof-Klänge" wieder aufgenommen. — „Ein Lied zur That. An die deutsche Nation. Zum Jahresgedächtniß der Schiller-Feier" (Neuwied 1860) von J. van der Beeck, Hofbuchhändler in Neuwied, hat beachtenswerthen Gehalt. — Oscar Roloff, geb. am 26. Jan. 1840 zu Berlin, früher Geschäftsführer der Wohlgemuth'schen Buchhandlung, jetzt Besitzer eines eigenen Geschäftes daselbst, zeigt in der Sammlung „Ein Feenkuß. Poesie und Prosa" (Berlin 1863; 2. Aufl. o. J.) eine hübsche Anlage, die für die Zukunft Erfreuliches verspricht. Er lehnt die Gedanken oft an äußere Bilder, die er nicht ohne Geschick mit denselben in Verbindung bringt, aber es ermüdet dieß zuletzt, weil die nämliche Einkleidung immer wiederkehrt. Die Erzählung „Mistewoi. Aus der Wendenzeit" (Berl. 1861) hat einen guten

Kern, nur ist die Darstellung noch zu jugendlich überwallend. — Emil Schneider, geb. am 29. Jan. 1839 in Mühlberg an der Elbe, erlernte den Buchhandel in Leipzig, bereiste 1858 Rußland, später Frankreich, England und die Schweiz, trat 1862 als Freiwilliger in das Gardeschützenbataillon, war 1864 mit in Schleswig und errichtete 1864 eine Buchhandlung in Torgau. Seine Gedichte „Aus dem Tornister eines Preußischen Freiwilligen" (Mühlberg a. d. Elbe 1864) bieten lebendige Gemälde aus dem Dänenkriege und Bilder aus den verschiedenen von ihm durchwanderten Ländern. Verdienstlich ist seine Bearbeitung von Emersons „Führung des Lebens" (Lpz. 1862).

Noch zahlreicher sind die Kaufleute im engern Sinne vertreten, und unter ihnen finden sich manche, die zu den bedeutendsten Erscheinungen gehören, so namentlich Brachvogel, Glaßbrenner, Hackländer, Robert Waldmüller (Duboc), die Wupperthaler Dichter Rittershaus, Röber, Adolf Schults, Siebel und Stelter, die ausführlicher zu besprechen sind; dann der Elsässer Dichter Weyermüller und der Tyroler Martin Meyer, denen wir bei der Betrachtung des religiösen Liedes und des Dramas wieder begegnen werden. Wilhelm Gerhard, geb. am 29. Nov. 1780 zu Weimar, seit 1806 Besitzer eines Handelsgeschäfts in Leipzig, gest. auf der Rückkehr von einer Schweizerreise zu Heidelberg am 2. Okt. 1858, gehört nach seiner Hauptthätigkeit zwar noch in den vorigen Zeitraum, wo er auch besprochen wurde, doch ist dort seine Bedeutsamkeit nicht genug hervorgehoben worden, weshalb wir ihm nachträglich noch einige Zeilen widmen müssen. In seinen „Gedichten" (4 Bde. Lpz. 1826) schlägt er nämlich oft den Ton des echten Volksliedes mit so viel Glück an, daß mehrere derselben eine weite Verbreitung gewannen und noch jetzt gesungen werden („Auf, Matrosen, die Anker gelichtet", „Es blies ein Jäger wohl in sein Horn", „Bin der kleine Tambour Veit", „Die Mädchen in Deutschland sind blühend und schön" u. a. m.). Verdienstlich sind „Anakreon und Sappho, freie Nachbildung für den deutschen Gesang" (Lpz. 1818) und die Bearbeitung der serbischen Volks- und Heldenlieder, welche unter dem Titel „Wila" den 3. und 4. Band der Gedichte bilden. Bei Besprechung derselben nennt ihn Goethe, mit dem er in Briefwechsel stand und persönlich bekannt war, „ein leicht auffassendes und glücklich wiedergebendes Talent" (Werke 46, 324 ff.). — Johann Georg Christoph Conrad Hick, geb. in Köln am 14. Juli 1829, besuchte das dortige Gymnasium, trat 1847 als Lehrling in ein Handelshaus, fand aber an dem kaufmännischen Beruf so wenig Befriedigung, daß er nach Ablauf seiner Lehrzeit gern die Gelegenheit ergriff, in die Expedition der Kölnischen Zeitung einzutreten, deren Mitarbeiter und Berichterstatter er später wurde. Schon frühe poetische Versuche wagend, hat Hick sein Talent durch rastloses Studium der besten Dichter zu schöner Blüthe ausgebildet; das praktische Leben, in das er seit seinen Jünglingsjahren eingetreten, hat ihn vor der Schwärmerei und Unklarheit bewahrt, denen andere nur in den Büchern lebende Dichter so leicht anheimfallen, ohne daß er jedoch die ideale Anschauung des Lebens verloren hätte. In seinen „Accorden der Seele" (Köln 1863) entfaltet er ein durchaus liebenswürdiges und poetisch bewegtes Gemüth. Die Liebeslieder sind innig und wahr, reich an neuen Anschauungen und glücklichen Situationen und auch die alten im Stoff liegenden Gedanken sind selbstständig erfaßt und durchgeführt („Ein Schutzengel"). Von eben so tiefer als schöner Empfindung zeugen die Gedichte „An meine Mutter", von wahrer Frömmigkeit die „Geistlichen Lieder" („Das Vater unser"). Die „Balladen" behandeln fruchtbare Stoffe mit entschiedenem Glück, in den „Trinkliedern" weht ein liebenswürdiger Humor. Die Sprache ist gebildet und fließend, nur werden manche schöne Gedichte durch offenbare Flickreime verunstaltet. Hick versuchte sich auch im Drama. Als Manuscript gedruckt erschien „Shakespeare und Southampton, oder die letzten Jahre der großen Königin. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen", welches in Bezug auf Sprache und Gedanken ein liebevolles Studium des großen Britten erkennen läßt, nicht aber rücksichtlich der künstlerischen Gestaltung. Es ist zu wenig Handlung in dem Drama, und diese entwickelt sich nicht klar genug; es ist Vieles allzu fragmentarisch, bedeutende Thatsachen sind nicht hinlänglich motivirt, so die Freundschaft zwischen Shakespeare und Southampton. Der Gedanke, die Enthüllung des Verbrechens Lord Nottinghams und seiner Gemahlin durch die Aufführung Macbeths herbeizuführen, ist recht gut, aber dadurch wurde die ganze Episode mit dem Secretär des Lords vollkommen überflüssig und dadurch auch störend. — Georg Schultz, geb. am 13. Dez. 1809 in Dannenberg (Hannover), widmete sich dem Handel und erwarb sich 1833 in Lintow ein Weingeschäft, das ihm zu einem blühenden Wohlstand verhalf. Zugleich studierte er mit solchem Eifer und Erfolg die Naturwissenschaften und die Astronomie, daß ihn der bekannte Astronom Mädler im J. 1860 aufforderte, die Sonnenfinsterniß in Vittoria zu beobachten. Nach Hannover zurückgekehrt, wo er seit 1855 lebt, machte er sich durch Gründung eines zoologischen Gartens auf Aktien und einer Sternwarte auf eigene Rechnung um Wohnort und Vaterland verdient. Seine „Gedichte" (Hann. 1861; 2. Aufl. Lpz. 1864) sind sehr ungleich. Man kann ihm einen gewissen Reichthum an poetischen Gedanken nicht absprechen, aber es gelingt ihm sehr häufig nicht, sie auch in ein poetisches Gewand zu kleiden, vielmehr verschwinden sie unter der prosaischen Darstellung. Einen solchen Eindruck machen namentlich die Liebesgedichte. Ungleich erfreulicher sind die Naturlieder, in denen man den Freund und Beobachter der Natur leicht wieder erkennt; auch in den Sonetten weht ein tieferer Sinn, besonders wenn sie die Länder, welche der Dichter durchwanderte, zum Gegenstande haben. Von warmer Vaterlandsliebe und bewußtem Freiheitssinn sind die patriotischen Lieder eingegeben, welche er unter dem Titel „Deutschlands Kampf und Klage" (Hann. 1863) herausgab und später in die zweite Auflage seiner „Gedichte" aufnahm. Sie geben ein richtig

aufgefaßtes, wenn auch poetisch nicht immer genügendes Bild der Zustände Deutschlands von 1813—1863.

Von den Fabrikanten ist J. B. Müller schon erwähnt; Zeise wird später besprochen. Philipp Engelhard (von) Nathusius, Sohn des bekannten Guts- und Fabrikbesitzers Gottlob und Gatte der Schriftstellerin Maria Nathusius, wurde am 25. Nov. 1825 zu Althaldensleben bei Magdeburg geboren. Im väterlichen Hause unterrichtet, trat er schon mit 16 Jahren in die Geschäfte seines Vaters ein, führte dieselben bei dessen Tod, obgleich erst 19 Jahre alt, selbstständig fort, studierte einen Winter (1836 auf 1837) in Berlin, machte 1838 und 1839 eine Reise nach Italien, Griechenland und Konstantinopel, gab 1849 das praktische Leben auf und übernahm die Leitung des bekannten, in streng conservativem und pietistischen Sinn gehaltenen „Volksblattes für Stadt und Land". Im J. 1850 ließ er sich in Steinstadt am Harze nieder und gründete dort ein Knabenrettungs- und Bruderhaus; 1861 wurde er in den Adelstand erhoben. Nathusius hat, wenn auch kein umfangreiches, doch ein in seinen Grenzen bedeutendes und echtes Talent. Seine „Fünfzig Gedichte" (Braunschw. 1839) und „Noch fünfzig Gedichte" (Magdeb. 1841), die zum Theil auf seiner großen Reise entstanden sind, lassen bedauern, daß er ihnen nicht noch mehrere Sammlungen nachfolgen ließ. Sie sind der reine und unmittelbare Ausdruck des poetisch erregten Gefühls, in anspruchslosen, einfachen, aber höchst wirkungsvollen Weisen, die sich oft dem Volkston nähern, dessen scheinbare Gleichgültigkeit gegen Reim und Versmaß sich auch bei ihm findet. Die Liebeslieder sind sinnig und reizend; die Natur erinnert ihn in allen ihren Erscheinungen an die Geliebte, denn „Lieb' ist überall"; ist ja der Frühling selbst die verkörperte Liebe („Liebe als Freier"). „Preußens erster Reichstag" (Berlin 1847) ist in streng conservativem Sinne gehalten. Als meisterhafter Nachbilder fremder Dichtung hat sich Nathusius in den „Hundert und drei Liedern des Pariser Chansonnier P. J. de Béranger" (Braunschw. 1839) bewährt. — Hermann Lembcke, geb. im J. 1827 zu Greifswald, Besitzer einer Buchdruckerei in Küstrin, hat in dem „Liebesfrühling. Gedichte" (Berl. 1859) jugendlich frische Lieder veröffentlicht, die von selbstständiger Auffassung zeugen. — Hieher ziehen wir noch den Apotheker Joseph Fasching aus Ansbach, jetzt in Ulm, dessen „Blüthen des Lenzes" (Ulm 1861) einige hübsche Naturbilder und Liebeslieder bieten, denen jedoch tiefere Auffassung abgeht.

Als Uebergang zu den Handwerkern erwähnen wir den Thüringer Friedrich Beyer, Wirth auf der Rothenburg in der goldenen Aue, der in den „Gedichten des Rothenburger Einsiedlers" (Lpz. 1860) eben so tief gemüthlich als originell ist. Ohne eigentlich im Volkston gedichtet zu sein, haben seine Lieder doch ganz die Kernhaftigkeit und Unmittelbarkeit des Volksliedes. — Gustav Jahn ist bei dem religiösen Liede zu besprechen; der tiroler Bauer Hans Obrist wird weiter unten erwähnt werden. — Georg Daniel Hirtz, geb. am 2. Febr. 1804 zu Straßburg, wo er als Drechslermeister lebt, gab „Gedichte. Mit ein. Vorwort v. E. Reuß" (Straßb. 1838; 2. Aufl. 1846) heraus, in denen er sein ganzes Leben abspiegelt, von der Kindheit an, denn er dichtete schon im 12. Jahre, durch die Lehrlingszeit, seine Gesellen- und Wanderjahre bis zu seiner Niederlassung als Meister und zu seinem Familienleben. Nicht mit Unrecht nennt ihn der Herausgeber einen „Meistersänger von altem Schrot und Korn"; Alles ist herzlich, wahr und von deutscher Gemüthlichkeit, wie er denn gern von der Wiedervereinigung seines schönen Elsasses mit dem deutschen Muterlande träumt („In der Münsterkrone"). — Der Buchdrucker Niklas Müller, geb. zu Langenau bei Ulm im J. 1809, dichtete, ohne Schulbildung zu besitzen, weil er schon früh in das praktische Leben treten mußte, „Lieder. Eingeleitet von G. Schwab" (Stuttg. 1838), aus denen echter und ungetrübter Naturklang heraustönt; denn wenn er auch manche Dichter las und studierte, insbesondere die ihm zunächst liegenden Sänger seines Schwabenlandes, so war seine Eigenthümlichkeit doch zu kräftig, der Einfluß seiner Welt- und Menschenbeobachtung auf seiner langen Wanderschaft zu bedeutend, als daß er aus jenen Dichtern mehr als die Behandlung der Sprache und Form sich hätte aneignen sollen. Von den vier Abschnitten der Sammlung „Natur, Liebe, Leben und höheres Leben" sind die Lieder der beiden ersten am Reichsten und Glücklichsten; sie sind unmittelbare Ergüsse der Empfindung und Anschauung, die nirgends durch Reflexionen getrübt werden, oft von malerischer Schönheit sind („Scheiden", „Vaterlandstöne", „Die stumme Liebessprache"). Für die Ballade hat er weniger Talent. — Ein anderer Buchdrucker, Karl Fröhlich, Sohn eines armen Schuhmachers, offenbart in den „Blumen am Wege" (Kassel 1852) ein echtes Volksgemüth, das in frommem Gottvertrauen und in heiterer Thätigkeit sein Glück findet. Er bleibt in seinen Gedichten innerhalb der Grenzen, die ihm seine Verhältnisse ziehen, aber in diesen bewegt er sich mit großer Freiheit; die Schilderungen der ihm zunächst liegenden Zustände sind frisch und warm. Er gab mit zwei andern Mitgliedern des Berliner Gesellenvereins, dem Buchbinder Gustav Thölde und dem Töpfer Fritz Bethke, eine Sammlung Gedichte unter dem Titel „Schneeglöckchen" (Berl 1846) heraus, die auch von den Andern manches Hübsche enthalten. — Der Winzer und Rothgerber Friedrich Hermann aus Mühlheim an der Mosel ist in seinen Gedichten „Aus Feld und Werkstätte" (Trier 1860) der Sprache nicht Herr, aber trotz der Ungeschicklichkeit, mit der er sie handhabt, machen seine Lieder einen angenehmen Eindruck, weil ihnen ein gesunder und oft tiefer Sinn innewohnt. — Mit bemerkenswerther Leichtigkeit behandelt dagegen der Drechslermeister Karl Weise aus dem Preußischen Sprache, Reim und Versmaß, wie er überhaupt eine für seinen Stand ungewöhliche geistige (nicht gelehrte) Bildung entfaltet, die um so wohlthuender wirkt, als er sie immer nur auf diejenigen Lebensverhältnisse bezieht, die ihm das Schicksal angewiesen. Sein „Familienleben" (Berl. 1861), in welches er früher

schon herausgegebene Dichtungen aufnahm, ist eine wahrhaft köstliche Gabe, die uns einen tiefen und erfreulichen Blick in das Leben des Volks eröffnet. Es tritt uns das rein Menschliche in unverhüllter Wahrheit entgegen, und wir bewundern die Tiefe und Feinheit des Gefühls, die streng sittliche Gesinnung, die glaubenswarme Frömmigkeit, die Kraft, mit welcher die schweren Lebenssorgen ertragen und bekämpft werden, das tröstende Bewußtsein der Pflichterfüllung, — denn alles dieß und zugleich die innigste Eltern- und Kindesliebe führt uns der bescheidene Dichter in lebenswarmen Bildern vor. Wie schön und anschaulich ist gleich in den zwei ersten Gedichten das Walten der Braut, in dem folgenden das der sorgsamen Hausfrau geschildert. Es ist sein eigenes Weib, das er uns mit warmer Gattenliebe schildert, aber es wird bald klar, daß er in ihr überhaupt ein „Weib aus dem Volke" mit ihrer treuen Liebe und aufopfernden Hingebung darstellen wollte. Wunderschön ist der Liedercyklus „Das Zaubertöpfchen", in welchem der Dichter seine Wanderschaft und die Geschichte seiner Liebe erzählt; es ist ein kleiner Roman, der durch seine Wahrheit und Innigkeit viele bändereiche Romane aufwiegt. Die Mutter- und Kindesliebe, die ehrenfeste Gesinnung des Wandergesellen, die leidenschaftliche und doch so zarte Liebe der Jungfrau, die ihr Gefühl sorgsam verbirgt, weil sie glaubt, daß der Geliebte schon früher gewählt habe, alles dieß ist in höchster Wahrheit und mit wahrem poetischen Talent geschildert. Noch könnten wir manches treffliche, von warmer Empfindung und dichterischer Kraft zeugende Gedicht anführen („Am Krankenbette", „Der Greis"), doch müssen wir uns des Raumes wegen auf die bisherigen Bemerkungen beschränken, denen wir nur den Wunsch beifügen, daß der treffliche Drechslermeister viele Leser auch unter den gebildeten Ständen finden möchte.

Die Vertheidiger des Vaterlandes werden es nicht als Mißachtung deuten, wenn wir sie den ehrsamen Handwerkern und Bauern nachfolgen lassen; dem Nährstand gebührt unstreitig der Vorrang vor dem Wehrstand. Von den dichtenden Soldaten sind der Graf zu Bentheim-Tecklenburg, der Freiherr Gaudy, B. v. Lepel, Herm. Neumann, v. Saar, v. Sallet, Joh. Senn, der Graf Alexander von Würtemberg und Constantin v. Wurzbach theils schon erwähnt, theils werden sie weiter unten noch besprochen werden; neben ihnen sind noch folgende anzuführen: Joseph Emanuel Hilscher, geb. am 22. Jan. 1806 zu Leitmeritz in Böhmen, wo das Regiment, bei welchem sein Vater Profoß war, in Garnison lag, trat daselbst 1812 in ein Regimentserziehungshaus, kam 1818 nach Laibach, wo er an einem gemeinen Soldaten, der sich Heinr. Dahl nannte, aber ohne Zweifel von guter Herkunft war, einen kenntniß- und geistreichen Lehrer fand, von dem er unter Anderm die englische Sprache lernte. Im Jahre 1822 wurde er ausgemustert und als Gemeiner „assentiert". Trotz seiner Talente und Kenntnisse brachte er es nie zum Offizier, er starb als Fourier in Mailand am 12. Mai 1837; er starb, erdrückt von geisttödtenden Arbeiten, umgeben von Menschen, die für sein inneres Leben kein Verständniß hatten, verbittert über die Welt, die nur äußere Güter achtet, geistig und körperlich gebrochen. Seine „Dichtungen. Originale und Uebersetzungen. Herausgeg. mit einem biographischen Vorwort v. L. Aug. Frankl" (Pesth 1840; 2. verm. Aufl. 1863), die er meistens in der Kaserne, umgeben von einer lärmenden Soldatenmenge, verfaßte, ergehen sich in tiefgefühlten Klagen über das menschliche Elend und die Ungleichheit in der Vertheilung der irdischen Güter; seine trostlose Lage entreißt ihm die rührendsten Schmerzenslaute („Den Fröhlichen", „Bestimmung") und nur die Hoffnung auf spätere Anerkennung seines poetischen Talents erheiterte zuweilen sein düsteres Gemüth. Den größten Theil der Sammlung nehmen vortreffliche Uebersetzungen einer Reihe Dichtungen von Byron und von Ugo Foscolo ein, deren Wesen dem seinigen so sehr entsprach. — Anton Ritter von Prokesch-Osten, geb. zu Graz am 10. Dez. 1795, studierte daselbst die Rechte, trat 1813 als Fähndrich in das Heer, zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten durch Muth und Einsicht aus, wurde 1823 Hauptmann, 1827 Chef des Generalstabs der k. k. Escadron, kam dann, diplomatisch verwendet, nach Griechenland, Aegypten, Italien, wurde 1835 Oberst, später Feldmarschalllieutenant und Geheimer Rath, 1849 Gesandter in Berlin, 1853 Bundespräsidialgesandter, 1855 Gesandter in Constantinopel und Freiherr. Seine „Gedichte" (Stuttg. 1844) enthalten anschauliche Bilder aus seinen Reisen und wohlgebaute Sonette. — Von Joseph Weilen, dessen bei der dramatischen Poesie nochmals Erwähnung geschehen wird, besitzen wir „Phantasien und Lieder" (Wien 1853), die von lebendiger, oft nicht genug gemäßigter Phantasie zeugen, in schöner Sprache und gewandter Form kräftige und klare Gedanken darstellen. — Zwei bayerische Offiziere, Carl Woldemar von Neumann und Heinrich Reder, veröffentlichten gemeinschaftlich „Soldatenlieder" (Frankf. 1854), die weitaus zu den besten Erzeugnissen der Gattung gehören. C. W. v. Neumann, geb. am 9. Sept. 1830 zu Landau, erhielt seine Erziehung im Kadettencorps zu München, war Mitglied des ehemaligen Vereins für deutsche Dichtkunst, und später des „Krokodils", garnisonierte an verschiedenen Orten und ist jetzt Hauptmann und Adjutant bei der Stadt-Commandantschaft in Regensburg. Von ihm ist die erste und dritte Abtheilung der Sammlung; die erste schildert in humoristischen Liedern das Leben des Soldaten in der Garnison und auf dem Marsche. Da ist Nichts von weichlicher Sentimentalität, die man nur zu oft in den deutschen Soldaten- und Kriegsliedern antrifft; heiterer Leichtsinn ist der Grundton dieser Lieder, die sich mit Glück in volksmäßigen Weisen bewegen, doch fehlt es auch nicht an gelungenem Ausdruck tieferer Empfindung. Auch die dritte Abtheilung: „Vermischte Gedichte" enthält manch schönes Lied, aus dem man die Ueberzeugung gewinnt, daß der Dichter auch andere Stoffe poetisch gestalten kann. Aus der zweiten Abtheilung („Im Feld", „Am Wachtfeuer", „Lieder der Landsknechte") sind die Lieder als

die gelungensten zu bezeichnen, welche das Soldatenleben in epischen Bildern schildern. Von dem Verfasser, H. Reder, ist uns Nichts bekannt. — Richard Albert von Meerheimb, geb. am 14. Jan. 1825 zu Großenhain in Sachsen, erhielt im Kadettenhause zu Dresden seine militärische Vorbildung, wurde 1844 Lieutenant, kämpfte 1849 gegen die „Rebellen" in Dresden, wohin er, obgleich blatternkrank, geeilt war. Reisen nach Italien und Ungarn, ein längeres Cantonnement in der Wendei und die freilich getäuschte Hoffnung auf Theilnahme an einem Kriege gegen Dänemark regten ihn zur Erlernung der italienischen, ungarischen, slavischen und dänischen Sprache an. Er wurde später Hauptmann und machte den letzten Krieg mit, in welchem er am 29. Juni 1866 im Treffen bei Gitschin schwer verwundet wurde. Meerheimb, der einige Schriften unter dem Namen Hugo vom Meer herausgab, ist eine streng aristokratische Natur, und er theilt alle Vorzüge, aber auch alle Nachtheile, welche die aristokratische Geburt verleiht. Seine Begeisterung für das Princip der Legitimität trübt seinen politischen Blick, macht ihn sogar ungerecht gegen großartige Erscheinungen wie Garibaldi, und verleitet ihn, unbedeutende Persönlichkeiten hochzustellen, weil sie auf dem Throne geboren sind. Wo ihn seine Vorurtheile nicht beherrschen, erscheint er durchaus edel und trotz einer gewissen Schroffheit liebenswürdig, so in der „Poeten-Welt" (Dresd. 1859), in der er sich offen und klar darlegt. Gott, König (nebenbei auch das Vaterland) und Minne bilden vorzugsweise den Stoff der beiden ersten Abtheilungen „Poet und Welt", „Poet und Liebes-Leid und Lust"; am Liebsten hört man ihn, wenn er die Frauen, ihre Schönheit und Zucht besingt oder gegen deren Verunglimpfer zürnt. Anmuthig sind die „Liebes-Hymnen" mit ihren reichen und volltönenden Reimen. Den grellsten Gegensatz dazu bildet der dritte Abschnitt „Poet und Dämon", worin sich wilde Leidenschaftlichkeit und der Seelenkampf des Dichters ausspricht, dessen Idealismus mit der Welt in Kampf gerathen ist, aus dem er durch klares Anschauen des Lebens beruhigt hervorgeht, was den Inhalt des letzten Abschnittes „Poet und Gott" bildet. Wir werden dem kräftigen Dichter bei der epischen Poesie wieder begegnen. — Friedrich Marx, geb. im J. 1830 zu Steinfeld in Kärnthen, besuchte das Gymnasium zu Laibach, trat, von Radetzkys Ruhm begeistert, im J. 1849 in das österreichische Heer und marschierte sogleich nach Italien, wo er indeß, statt der geträumten Schlachten und Siege, die engen Fesseln des Garnisons- und Kasernenlebens fand, rückte jedoch schon nach wenigen Monaten zum Offizier vor und wurde im J. 1861 Hauptmann. Der häufige Wechsel der Garnisonen (er war unter Anderm in Mailand, in Wien, im Bade Ischl) gab ihm Gelegenheit, seinen Blick für Land und Leute zu schärfen, so wie er auch mannigfache poetische Anregung fand. Seit 1861 lebt er, für eine Zeit lang aus dem aktiven Dienst scheidend, in Graz, mit dichterischen Arbeiten beschäftigt. Seine lyrischen Dichtungen „Gemüth und Welt" (Graz 1862) offenbaren eine schöne poetische Begabung von nicht geringem Umfang. Dem Dichter gelingt es in hohem Grade, seine subjektive Welt zum Allgemeinen zu erheben und abgerundete objektive Lebensbilder zu gestalten. Die Natur, die er mit offenem und liebevollem Sinn erfaßt, gibt ihm eine reiche Fülle von trefflichen Bildern, in deren Verwendung er jedoch sehr mäßig ist. Wenn er auch der Liebe und dem heitern Lebensgenuß manch schönes Lied weiht, so bewegt er sich doch mit Vorliebe in höheren Anschauungen, in denen sich wahre Frömmigkeit, liebenswürdige Menschenliebe und überhaupt eine edle Gesinnung abspiegeln. Marx hat sich auch im Drama versucht; seine beiden Dichtungen „Olympias. Geschichtliches Trauerspiel" (Wien 1863) und „Jakobäa von Bayern. Schauspiel in 5 Aufzügen" (in der „Deutschen Schaubühne" von 1866) lassen zwar in der Anlage Manches zu wünschen übrig, auch hat die Entwickelung nicht immer die wünschenswerthe Klarheit, aber die Kraft und Wahrheit, mit welcher die Charaktere geschildert sind, und die Geschicklichkeit, mit der der oft spröde Stoff bewältigt worden ist, lassen mit Sicherheit erwarten, daß dem Dichter eine schöne Zukunft bevorsteht. — Stephan von Millenkovics, geb. am 9. März 1836 in Orsowa an der walachisch-serbischen Grenze, trat im 14. Jahre in eine militärische Erziehungsanstalt zu Olmütz, wurde 1852 zu einem in Wien garnisonierenden Infanterieregiment „ausgemustert", bald darauf zum Offizier befördert, 1854 dem militärisch-geographischen Institut zugetheilt, bei welchem er noch jetzt als Hauptmann und Adjutant bethätigt ist. Obgleich er weder im elterlichen Hause noch in seiner späteren Umgebung Anregung zu poetischem Schaffen fand, erwachte der Trieb, seine Empfindungen dichterisch auszudrücken, doch schon in seinen Knabenjahren; aber erst als seine Stellung ruhiger und selbstständiger wurde, konnte sich sein Talent frischer entwickeln, wie er auch erst dann sich allgemeinere wissenschaftliche und künstliche Bildung aneignen konnte. Seine „Gedichte. Eingeführt und mit einer Vorrede versehen von K. Alex. Freih. v. Reichlin-Meldegg" (Heidelb., Weiß 1865; 2. Ausg. 1867), die er unter dem Namen Stephan Milow herausgab, sind zum großen Theil der Liebe gewidmet, die bei ihm nicht als überwallende Leidenschaft erscheint, aber nicht weniger innig und warm ist; sie brachte ihm den Frieden „Bis in der Seele Grund". Zwar ist auch ihm der Liebe Schmerz nicht vorübergegangen, doch ist er in dessen Schilderung maßvoll. Die Naturlieder sind schon deswegen wirkungsreich, weil der Dichter die Beschreibungen nicht bloß an einander reiht, sondern sie erzählend mit einander verknüpft und seinen Empfindungen gleichsam ein episches Gewand gibt („Im Gebirge"). Eine Ode in altklassischer Strophenform („Die Seefahrt") beurkundet des Dichters Compositionskunst; die Schlußstrophe ist äußerst zart und doch von großer Wirkung. Die Sonette, Epigramme und Elegien sind wohl gebaut und reich an guten Gedanken. Die melancholische, oft düstere Stimmung des Dichters läßt sich aus den Zeitverhältnissen erklären, die ihn freilich oft ungerecht gegen manche Bestrebungen zu machen scheinen. Eine schöne Bereicherung

der zweiten Ausgabe ist der Abschnitt „Mit Weib und Kind", in welchem der Dichter die Poesie des Familienlebens mit gemüthlicher Tiefe erfaßt. Auch seine Erzählung „Verlorenes Glück" (Heidelberg 1866) bietet viel Schönes, namentlich in der Charakteristik der Personen.

Eine sehr merkwürdige Erscheinung ist die rege Theilnahme der Juden an der geistigen Bewegung und insbesondere an der Poesie. Das Abschließen des Judenthums von seinen christlichen Landsleuten beruht nämlich in der That weniger auf religiösen als auf nationalen Gründen. So lange die Juden als ein fremdes Volk angesehen wurden und sie sich selbst als ein solches betrachteten, war an ein engeres Anschließen nicht zu denken; was man für gegenseitigen Religionshaß hielt, war in der That zum großen Theil Nationalhaß. Nur der demokratischen Richtung der Zeit gelang es, diesen zu besiegen. Die Ueberzeugung, daß allen Ständen und Klassen der bürgerlichen Gesellschaft gleiche Rechte gebührten, mußte auch auf die Verhältnisse der Juden Einfluß gewinnen. Man gewöhnte sich allmählich daran, sie als Deutsche zu betrachten, und dieß hatte die Wirkung, daß man in Bezug auf ihren Glauben duldsamer wurde, und daß die Juden ihrerseits anfiengen, ihre Abgeschlossenheit aufzugeben, sobald sie glauben konnten, daß man ihre vollständige Einbürgerung ernstlich nahm. Sie mußten sich aber bald überzeugen, daß dieß nur gelingen könne, wenn sie sich auf die Höhe der geistigen Bildung des christlichen Volkes stellten, hinter welcher sie bis dahin so sehr zurückgeblieben waren. Seit dem Ende der zwanziger Jahre entwickelte sich unter ihnen eine großartige Regsamkeit, in deren Folge eine bedeutende Zahl von Talenten auftauchte, von denen einige sogar an die Spitze der geistigen Bewegung traten. Da der Demokratismus allein dieß möglich gemacht hatte, so ist es begreiflich und natürlich, daß die Juden die Idee desselben mit aller Begeisterung erfaßten und für deren Verbreitung wirkten.

Es bedarf der Erinnerung nicht, daß Heine und Börne zuerst die Juden mit glänzendem Erfolg in die Literatur einführten — daß sie und Andere zum Christenthum übergiengen, kann nicht in Betracht kommen. Von nicht geringer Bedeutung sind außer ihnen noch Auerbach, K. Beck, Creizenach, Feldmann, L. Aug. Frankl, Kompert, Ludw. Kossarski, ferner Formstecher, die beiden Kalisch, Jul. Kossarsky, Langenschwarz, Lederer, Fanny Lewald, L. Philippson und O. L. B. Wolff, die wir entweder schon erwähnt haben oder die wir noch zum Theil ausführlicher besprechen werden. Als Lyriker sind außerdem noch folgende zu nennen:

Eduard Maria Oettinger, geb. am 19. November 1808 zu Breslau, besuchte das dortige Gymnasium, konnte wegen Mangels an Mitteln seine Studien nicht fortsetzen, gieng deshalb nach Wien, wo er seine journalistische Thätigkeit begann und, wenn wir recht berichtet sind, katholisch wurde. Preßbeschränkungen veranlaßten ihn, nach München zu ziehen, wo er aber ausgewiesen wurde, was ihm auch in andern Städten widerfuhr, so daß er selten lange an Einem und demselben Orte verweilen konnte. Jetzt lebt er in Dresden. Daß er reimfertig ist und ein niedliches Liedchen drechseln kann, bewies er in den drei Sammlungen „Buch der Liebe" (Berl. 1833), „Neues Buch der Liebe" (Dresd. 1852) und „Blutende Lieder" (Lpz. 1854). Die erste ist noch die beste, obwohl auch viel Mattes und Spielendes mit unterläuft; in den folgenden wird er oft gemein und selbst roh. Wenn der Dichter im Vorwort zu den „Blutenden Liedern" sagt, daß „alle Phasen der Liebe und Treue, alle Uebergänge und Dissonanzen der Falschheit und des Verraths darin ihr Echo und ihr Spiegelbild finden", so mag dieß manchen Leser anlocken, aber wahr ist es nicht, da alle Lieder in dem nämlichen Tone gehalten sind. Die Verschiedenheit beruht nur darin, daß er Eine und dieselbe Geschichte in alle möglichen Länder Europas, Asiens und Afrikas verlegt. Größeren Ruf erwarb sich Oettinger durch die von ihm herausgegebenen humoristischen Witzblätter („Eulenspiegel", „Der Postillon", „Die Staffette", „Der Figaro", „Der Charivari", „Narrenalmanach"), die mit Witz und Geist geschrieben sind, so wie durch seine Romane, die später besprochen werden. — Ludwig Wihl, geb. am 24. Okt. 1807 zu Wegelinghofen bei Aachen, besuchte das protestantische Gymnasium in Köln, wo sich der Erzbischof Graf Spiegel seiner annahm, mit dessen Unterstützung er in Bonn und dann in München klassische Philologie und orientalische Sprachen studierte. Seine Hoffnung, eine Anstellung zu erhalten, gieng nicht in Erfüllung, da der damalige König keine Juden zu Professuren zulassen und Wihl nicht abschwören wollte. Er gieng nach Frankfurt, wo er mit Gutzkow bekannt wurde, der ihn zum Mitarbeiter am „Phönix" annahm, worauf er nach London und Paris reiste, dann nach Hamburg gieng, wo Gutzkow den „Telegraphen" redigierte. Doch war mit diesem nicht lange auszukommen; er wendete sich wieder nach Frankfurt, wo ihm ein christlicher Banquier die Mittel gab, ein Erziehungsinstitut zu gründen, das jedoch bald wieder eingieng, da er keine christlichen Zöglinge aufnehmen durfte. Nach einem längeren Aufenthalt in Amsterdam und Utrecht gieng er 1848 nach Paderborn, um an einer politischen Zeitung Theil zu nehmen. Wegen eines Artikels wurde er zu einem Jahre Festungsstrafe verurtheilt, der er sich durch die Flucht entzog. Er lebt seitdem in Frankreich, wo er als Professor Anstellung gefunden hat. Wihl ist ein bedeutendes lyrisches Talent; schon seine „Gedichte" (Mainz 1836) zeugen dafür, ob er sich gleich darin noch in Heine'scher Nachahmung bewegt. Von großer Selbstständigkeit und hohem Werth sind dagegen seine „Westöstlichen Schwalben" (Mannh. 1847). Er schildert darin einen Juden, der, zuerst im Kampf mit Verfolgung und Zweifel, aus demselben mit den Nationen versöhnt und in seinem Glauben befestigt hervorgeht. Die Poesie, heißt es in dem Gedicht „Mein Beruf", soll die Juden emanzipieren und nicht das Schwert; so enthalten die „Schwalben" auch nur Friedensworte. Der Dichter spricht zwar seinen Schmerz über die Zustände seiner Glaubensgenossen aus, aber ohne die geringste Spur von Bitterkeit. Seine

Sehnsucht nach dem heiligen Lande hat durchaus nur religiöse und poetische, keine nationalen Motive; vielmehr will er ein Deutscher sein, aber als solcher verlangt er auch seine unveräußerlichen Rechte. Rührend sind seine Klagen über die Juden in Europa. Die Einen, sagt er, beten das goldene Kalb an und fürchten, daß der Dichter ihnen mit seinen Klagen bei den Gewaltigen schaden möge; Andere haben abgeschworen, den Juden in der Babylonischen Gefangenschaft unähnlich, welche trotz des Druckes ihrem Glauben treu blieben; wieder Andere haben sich den Wissenschaften gewidmet, sind aber dem Geist des Irrthums verfallen, wie jener kabbalistische Rabbiner, der bei einer Brunst den Feuergeist statt des Wassergeistes citierte. Aus Griechenland, heißt es an einem andern Orte, stammt das Schöne, aus Judäa das Wahre; jüdische Moral und Weisheit ist allgemein geworden („Judäa und Hellas"). Im „Ahasver" eröffnet der Dichter seine Ansicht von der Entwickelung und der Bedeutsamkeit des Judenthums. Ahasver, der Jude des Mittelalters, bleibt, durch seine endlosen Wanderungen gebrochen, vor der Versammlung der Völker stehen; der Grundsatz der Brüderlichkeit wird ausgerufen, das Morgenroth eines neuen Tages bricht an, aber der Jude hat keine Lebenskraft mehr, um diesem Siege beizuwohnen. Er stirbt, aber um in neuer Gestalt wieder zu erstehen; es ist der Mensch der neuen Zeit, er nimmt an der Civilisation Antheil, er bringt die Duldung, die er gelernt hat, indem er selbst für seinen Glauben litt; die Duldung ist Eines der Elemente der socialen Wiedergeburt, welche die jüdische Literatur in die Welt gebracht hat. — Sämmtliche Dichtungen sind von tief religiösem Gefühl eingegeben. Der Dichter ist von der Größe der biblischen Bücher durchdrungen, deren Geist und Darstellung er sich in trefflicher Weise aneignet. — K. Georg Reginald Herloßsohn (eigentlich Herloß), geb. am 1. Sept. 1804 zu Prag, studierte daselbst und in Wien, widmete sich der Literatur und hatte beinahe sein ganzes Leben hindurch mit Noth und Mühseligkeiten jeglicher Art zu kämpfen. Seit 1830 in Leipzig, starb er daselbst am 10. Dez. 1849. Außer seinen zahlreichen Romanen, von denen in unserm dritten Bande schon die Rede war, gab er zwei Sammlungen lyrischer Gedichte heraus: „Scherben" (Lpz. 1838) und „Buch der Liebe. Nebst einem Anhange" (Ebd. 1842), in denen er ein weiches Gefühl und reichen Humor entfaltet, diesen besonders in den Trinkliedern. Die Zeitgedichte sind freimüthig, oft bitter, wenn er gegen Pfaffenthum und Despotismus ankämpft. — Michel Berend, geb. 1834 in Hannover, gest. am 5. Sept. 1866 zu Brüssel, wo er sich nach längerem Umherschweifen niedergelassen hatte, gab „Gedichte" (Brüssel 1854; 2. Aufl. 1856) heraus, die sich durch Tiefe und Innigkeit der Empfindung auszeichnen und von denen man mit vollem Rechte sagen kann, sie seien Fleisch von seinem Fleische und Blut von seinem Blute. — Moritz Fränckel gab mit M. Ring, auf den wir später zurückkommen, „Gedichte" heraus, die in orientalischer Farbenglut anschauliche Bilder biblischer Personen enthalten. — Die „Lebenssymptome" (Berl. 1842) von A. Horwitz bieten in den „Lyrischen Nachklängen" anmuthige Liebeslieder mit glücklich gewählten Bildern. Gute, doch selten poetisch gehobene Gedanken finden sich in den „Friedensmomenten". — „Davids Harfe" (Saalfeld 1844) ist eine gelungene Nachdichtung der Psalmen und die „Judenlieder" (Oldenb. 1846) von A. Janssen sind in Inhalt und Form gleich schön. — „Hier und dort. Lieder eines Erdenpilgers" (Berl. 1855) von Ludwig Kossarski ist in düsterer Stimmung abgefaßt. — Heinrich Zirndorf, ein vielseitiger Gelehrter, in Thüringen geboren und in Nürnberg erzogen, entwickelte sein poetisches Talent schon in frühester Jugend an den Büchern des Alten Testaments („An dem göttlichen Wort reifte mein eigenes Lied") und bildete es durch das Studium der griechischen und römischen, so wie der orientalischen und modernen, insbesondere der deutschen Meisterwerke aus, wie seine „Gedichte" (Lpz. 1860) vielfach bezeugen. Er fühlt und dichtet mit orientalischer Glut, doch weiß er sich auch zu mäßigen, so daß er nie, weder in den Gedanken, noch in den Bildern, in Uebertreibung verfällt. Von großer Schönheit sind die Liebesgedichte, die auch formell wenig zu wünschen übrig lassen. Rührend sind die Klagen über die Zustände der Juden, an welche sich jedoch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft knüpft, eine Hoffnung, die sich auf die Ueberzeugung von der Wahrheit seiner Religion gründet („Ich preise mein Schicksal, daß ich als ein Jude geboren, Daß an der Amme Brust Wahrheit Gevatter mir stand"). Aber wenn er auch von „Israels pilgerndem Stamm" als „seinem Volke" spricht, so bezieht er dieß nicht auf die Nationalität, sondern auf die Religion, denn er will, wie Ludwig Wihl, vor Allem ein Deutscher sein, und wenn er von der Sehnsucht nach dem heiligen Lande singt, so geschieht es in demselben Sinne, wie auch christliche Dichter es thun. — Daß Moritz Rappaport, dessen wir später nochmals gedenken werden, poetische Begabung hat, beweisen seine „Hebräischen Gesänge. Metrisch nachgebildet" (Lpz. 1860). Sie sind voll Schwung und bewahren die orientalische Färbung; doch wird ihre Wirkung an nicht wenigen Stellen wesentlich durch mangelhafte Form geschwächt, vor Allem dadurch, daß der Reim oft verloren geht, weil unmittelbar vor demselben eine längere Pause eintritt und daher eine solche nach dem Reimwort unmöglich wird. Am Gelungensten ist die Nachdichtung des „Hohen Lieds", dessen dramatische Composition vortrefflich zur Anschaulichkeit gebracht wird.

Wie im vorigen Zeitraum, so haben auch in der neuesten Zeit die Frauen einen nicht unbedeutenden Antheil an der Literatur genommen; es ist kein Zweig derselben, welcher nicht von Frauen, zum Theil mit ausgezeichnetem Glück behandelt worden wäre. Am häufigsten haben sie sich neben dem Romane, wie es sich beinahe von selbst versteht, an den Bestrebungen in der Lyrik betheiligt, und einige gehören zu den glänzendsten Erscheinungen in diesem Gebiete, weshalb wir sie später ausführlich besprechen werden. Es sind dieß Bettina von

Annette von Droste-Hülshoff, u von des Bordes, Ida von Dü- ld, Elisabeth Glück (Betty Paoli), fin Hahn-Hahn, Meta Häusser- zer und Luise von Plönnies. Die von denen mehrere ein nicht gewöhn- lent besitzen, können wir nur in kürzerer t erwähnen; einige werden füglich nur olgenden Uebersichten zu besprechen sein. Theil noch in die Zeit von 1830 ge- haben wir drei Dichterinnen zu nennen, oesien erst in späterer Zeit und zwar m Tode veröffentlicht wurden. Rosa Antoinette Varnhagen, verehe- sing, geb. zu Düsseldorf am 28. Mai est. in Hamburg den 22. Jan. 1840, ihrem Bruder, dem großen Biographen, dessen Freunden Chamisso, Neumann ner, mit denen sie lebhaften Verkehr t, von Zeit zu Zeit einzelne Gedichte chriften und Musenalmanachen unter ten Rosa Maria erscheinen; sie wur- ihrem Tode unter dem Titel „Rosa poetischer Nachlaß" (Altona 1841) n Gatten, dem auch als lyrischen Dich- nten Arzte D. A. Assing (1787— erausgegeben. Ihre lyrischen Gedichte einfach natürliche Ausdruck wahrer ung, und überraschen durch oft neue Gedanken („Die Aloe", „Frieden"). — de Septimia von Nostitz und dorf, Tochter des als Dichter unter nen Arthur von Nordstern bekannten f. Ernst von Nostitz und Jänckendorf, 27. Jan. 1801 zu Bautzen, gest. im , schrieb Gedichte, in denen sich eine römmigkeit, lebendiges Gottvertrauen me Menschenliebe in gewandter und Darstellung ausspricht. Sie wurden n Bruder unter dem Titel: „Aus dem gen Nachlaß meiner Schwester K. N. Lpz. 1853) herausgegeben. — Gräfin von und zu Egloffstein, aus ukischer Familie entsprossen, wurde am 1796 in Weimar geboren. Schon in hen Jugend in Folge eines zu kleinen, r mehr verengenden Herzens leidend, Leben eine unabsehliche Reihe der un- Schmerzen, die sie mit wunderbarer rtrug. In einzelnen Augenblicken der ung schrieb sie ihre Gedanken, die in den der schmerzlichsten Prüfung durch le zogen, mit dem Stifte nieder, da ache Hand die Feder nicht zu führen . Diese Aufzeichnungen wurden auf sung ihrer sie überlebenden Mutter geben: „Aus einem Tagebuche. Ge- n Aug. Gräfin von und zu Egloffstein" 1864). Sie starb am 1. Nov. 1862 de nach ihrem Wunsche an ihrem Ge- , den 5. Nov. beerdigt. Das chrono- ordnete Tagebuch der edlen Dulderin er rührendsten Erscheinungen unserer Literatur; wenn auch jedes Gedicht Schmerzen ausgepreßt ist, welche ihr rbitterten, so begegnen wir doch kaum ifen Klagelaut; sie sucht und findet in was sie umgibt, Trost und Ermuthi- re Leiden zu tragen. Der Frühling r Pracht erfüllt auch sie mit Hoffnung und Vertrauen („Morgenspaziergang"); der Winter ist ihr eine Mahnung, den Freuden der Welt zu entsagen („Winterabend"); die ganze Natur ruft ihr zu, auf Gott zu vertrauen, an seiner Vaterliebe nicht zu zweifeln („Offen- barung"). So oft sich auch die Sehnsucht nach dem Tode in ihrem kranken Herzen regt, so ist diese doch weniger von dem Wunsch eingegeben, von ihren Leiden befreit, als von der Hoffnung, mit Gott vereinigt zu werden. Wenn auch alle Gedichte die nämliche Quelle haben, den näm- lichen Hauptgedanken aussprechen, so herrscht in ihnen doch eine große Mannigfaltigkeit der Anschauung, die einen reichen und kräftigen Geist beurkundet, und da auch Sprache und Form von großer Gewandtheit zeugen, der Ausdruck bei aller Einfachheit stets edel, wür- dig und wahrhaft poetisch ist, so dürfen wir die Gedichte der Gräfin als eine der bedeutend- sten Erscheinungen bezeichnen. — Caroline Leonhardt, geb. zu Dresden im J. 1807, vermählte sich mit dem als Maler und Schrift- steller bekannten J. P. Lyser, und nach ihrer Trennung von demselben mit dem englischen Mu- siker Pearson. Sie trat eine Zeit lang als Improvisatrice auf und erntete als solche nicht geringen Beifall durch die Leichtigkeit in Be- handlung der Sprache und des Reims, so wie durch die Gewandtheit, den Stoffen eine sinn- reiche oder poetische Seite abzugewinnen, was auch ihren gedruckten Gedichten („Liederkranz". Dresd. 1834) nachgerühmt werden kann. Ihre „Zehn Novellen" (Meißen 1842) und „No- vellen" (Lpz. 1842) zeugen von nicht gewöhn- licher Erfindungsgabe. — Adelheid von Stol- terfoth, vermählte Baronesse von Zwier- lein, hat ihr Talent vorzugsweise der epischen Dichtung zugewendet, weshalb sie auch später zu besprechen ist. Ihre lyrischen Dichtungen, welche in ihren „Rheinischen Liedern und Sa- gen" (Frankf. 1839; 4. Aufl. 1859) gesam- melt erschienen, lehnen sich beinahe ausschließ- lich an äußere Erscheinungen, besonders an den Rhein, seine schöne Natur, seine Geschichte und an das Leben seiner Bewohner; sie er- halten dadurch allerdings eine gewisse Gleich- förmigkeit, doch wirkt diese keineswegs unan- genehm, da sich überall eine edle und freie Gesinnung, warme Vaterlandsliebe und ein schönes weibliches Gemüth ausspricht. Ihre Sprache ist fließend, die Versification gewandt, die Darstellung einfach. — Minna Fischer, von deren Lebensumständen uns Nichts bekannt geworden ist, besingt die Natur nach den ver- schiedenen Jahreszeiten („Frühlingskranz", „Sommerblüthe", „Herbstblätter", „Winter- grün") in zarten und gemüthlich frommen Bildern. — Einen eben so lebendigen Sinn für die Natur athmen die „Gedichte" (Berl. 1839) und die „Sommer- und Wintersaat in Gedichten" (2. Aufl. Dresd. 1861) von Ju- lie von Großmann; sie verbinden weiches Gefühl mit ansprechender Darstellung. — Von den zwei Schwestern Katharina Diez und Elisabeth Grube, geb. Diez, ist die erstere mehr durch ihre epischen Dichtungen bekannt geworden, als durch ihre lyrischen Poesien; doch sind auch manche derselben gelungen („Blümchen Augentrost", „Die Locke", „Am frühen Mor- gen"). In den „Biblischen Frauen" (Berlin

1864) ist die von ihr gewählte Sonettenform zu knapp, als daß die Charaktere mit hinlänglicher Schärfe gezeichnet sein könnten; doch sind einige sinnig und anziehend. — Elisabeth Grube, geb. zu Natyhon bei Siegen, seit 1845 als Wittwe in Düsseldorf lebend, gab mit ihrer älteren Schwester Katharina „Liederkranz" (Düsseld. 1842) und „Wiesenblumen von der Sieg und Feldblumen vom Rheine" (2 Thle. Düsseld. 1847), und allein „Gedichte und Erzählungen" (Ebend. 1840) heraus. Ihre fließend gereimten Lieder sind Ergüsse eines echt weiblichen Gemüths, das für Liebe, Freundschaft, Natur und Kunst gleich empfänglich ist. — Caroline von Danckelmann, Adoptivtochter der Gräfin von Danckelmann, geb. am 2. Mai 1806 zu Kalisch, vermählte sich 1822 mit dem Major Freiherrn von Danckelmann, und nach dessen Tode mit dem Lieutenant, späteren Oberstlieutenant von Danckelmann (1829), und lebt, seit 1855 verwittwet, in Potsdam. Ihre Dichtungen „Ernste Stunden. Andachtsbuch für Frauen von einer Frau" (Berl. 1846; 5. Aufl. 1857) und „Den Frauen" (Ebd. 1848) behandeln die Leiden und Freuden des Weibes, die Pflichten der Tochter, der Mutter und Gattin, das häusliche Leben in seinen verschiedenartigen Beziehungen mit klarem Gefühl und in einer einfachen, aber ansprechenden Darstellung. Ihre Naturbilder sind voll Frische und Lebendigkeit. — Roswitha Kind, Tochter des bekannten Schriftstellers Joh. Fr. Kind, geb. zu Dresden am 7. Aug. 1814, heirathete 1841 ihren Vetter, den Advokaten A. Kind in Leipzig, und starb am 4. Nov. 1843 an den Folgen ihres ersten Wochenbettes. Von ihren nach ihrem Tode gesammelten „Gedichten" (Lpz. 1843) sind diejenigen auszuzeichnen, in denen das ihr natürliche naive Element vorwaltet; auch ihre Balladen verdienen Anerkennung („Schloßwächters Kind"). — Die Gräfin Luise zu Stolberg-Stolberg, geb. am 13. Juni 1799, vermählt 1819 mit ihrem väterlichen Oheim, dem Grafen J. C. E. L. zu Stolberg-Stolberg, seit 1839 verwittwet, gab bei Gelegenheit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen „Königslieder" (Stolb. 1841) heraus, welche die Liebe und die Hingebung für den König und dessen Haus als den einzig wahren Patriotismus in ziemlich prosaischer Weise besingen. — Wenn dagegen Elfriede von Mühlenfels aus Wismar in ihren „Gedichten. Mit einem Vorworte von E. F. Göschel" (Berl. 1845) das preußische Königshaus besingt, so erkennen wir bald, daß sie nicht von einseitiger Parteiauffassung geleitet wird, wie die Gräfin Stolberg, sondern daß sie von wirklichem Patriotismus begeistert ist, der übrigens in den Gedichten, welche sie dem Andenken Scharnhorsts und Fichtes widmet, einen höhern Schwung nimmt, da er nicht bloß auf dunklem Gefühl beruht. Von Einsicht und tiefer Empfindung zeugen die Gedichte, in welchen sie große Dichter und Künstler verherrlicht; von ernstem Studium zeugen ihre in antiken Versmaßen gedichteten Oden. — Luise Egloff, geb. am 14. Febr. 1802 zu Baden im Kanton Aargau, erblindete früh, und starb daselbst am 3. Jan. 1834. Durch ihre Erblindung von der äußeren Welt getrennt, entfaltete sich ihr edles Gemüth in der schönsten Fülle; voll Tiefe und Zartheit der Empfindung, suchte und fand sie Trost in der Religion und der Menschenliebe und sprach ihn in einfachen, aber meist melodischen Versen aus („Pfingstlied", „Am Allerseelenfest"). Niemand wird die Lieder ohne Rührung lesen, in denen sie von der Herrlichkeit des Lichts und ihre Sehnsucht nach demselben ausspricht („Die Sonne", „Sehnsucht nach Licht"). — Einen traurigerern Eindruck machen die „Gedichte einer früh Verklärten" (Trier 1844) von Maria Clementine François, welche 1844 im 21. Jahre ihres Lebens an gebrochenem Herzen über die Untreue des Geliebten starb. Tiefer, trostloser Schmerz, der sich oft bis zum Hadern mit Gottes Vorsehung steigert, bilden den Grundzug ihrer Gedichte. — Einen grellen Gegensatz gegen diese rein weiblichen Naturen bilden die drei Dichterinnen, welche welche wir zunächst zu besprechen haben. Luise Aston, die Tochter eines Geistlichen in der Gegend von Halberstadt, geb. 1820, vermählte sich noch sehr jung mit einem reichen Fabrikanten englischer Abkunft in Magdeburg, mit dessen Ansichten die ihrigen jedoch so wenig übereinstimmten, daß bald eine Scheidung nothwendig wurde. Sie wendete sich 1846 nach Berlin, wo sie ihre Emanzipationsideen auch praktisch durchzuführen begann; sie legte Mannskleider an, rauchte auf offener Straße und erregte überhaupt durch ihr auffallendes Benehmen solches Aufsehen, daß sie polizeilich aus Berlin verwiesen wurde. Das Jahr 1848 führte sie wieder in die Hauptstadt, wo sie einen Kreis von meist jungen und überspannten Männern um sich versammelte. Als der Krieg mit Dänemark ausbrach, begab sie sich nach Holstein, wo sie in den Spitälern die Kranken und Verwundeten mit der größten Sorgfalt und Hingebung pflegte. Im J. 1851 verheirathete sie sich mit dem Arzte Meier in Bremen, mit welchem sie im J. 1855 nach Rußland gieng. Ihre poetischen Leistungen „Wilde Rosen. Zwölf Gedichte" (Berl. 1846) und „Freischärler-Reminiscenzen. Zwölf Gedichte" (Lpz. 1850) sind weniger wegen ihres dichterischen Werthes, als wegen der darin ausgesprochenen Gedanken merkwürdig. In den „Wilden Rosen" ist die Liebe in allen Beziehungen und Verhältnissen des Lebens, mit allen ihren Folgen ihr Gegenstand, den sie mit großer Gewandtheit und in leicht fließender Sprache behandelt. Die Emanzipation der Frauen, die hier schon angedeutet ist, wird in der zweiten Sammlung mit großer Kühnheit und in einer glühenden Darstellung verfochten, ja es ließe sich aus manchen Aeußerungen mehr herauslesen, als die Verfasserin selbst hineinlegte, wie man sich aus dem „Aspasia" unterzeichneten Vorwort zu der Schrift „Meine Emanzipation, Verweisung und Rechtfertigung" (Brüssel 1846) überzeugen kann, worin sie das Recht der freien Entwickelung und der vollen Menschenwürde für die Frauen verlangt. Einen tieferen Blick in ihr Leben und ihre Anschauungen gewinnt man durch ihren Roman „Aus dem Leben einer Frau" (Hamb. 1847) und „Lydia" (Magdeb. 1848). — Weniger excen-

gleich mit eben so großer Energie trat ise Otto-Peters für die Rechte des in die Schranken. Dieselbe wurde am z 1819 zu Meißen geboren und wuchs glücklichsten Familienverhältnissen auf. irevolution von 1830 begeisterte sie zu ersten Gedicht, worin sie den Anbruch n Zeit pries. Als ihre Eltern 1836 einem Vierteljahre gestorben waren, mit ihren zwei älteren Schwestern r Tante in der größten Zurückgezogen- t J. 1840 verlobte sie sich, aber ihr am, der ihre Entwickelung mit feinem rderte, starb schon im folgenden Jahre, widmete sich von nun an ausschließlich npfe für das Vaterland und die Mensch- erst unter dem Namen Otto Stern, ls sie für die Rechte der Frauen im n die Schranken trat, unter dem ihrigen. 848 nahm sie den lebhaftesten Antheil olitischen Bewegungen, trat mit August in Briefwechsel, kam 1849 mit ihm h zusammen, blieb, als er im Gefäng- achtete, sein Schutzgeist, verlobte sich im Zellengefängniß zu Bruchsal, und hete sich 1858 mit ihm, nachdem er hre vorher entlassen worden war. Im gründete Peters die „Mitteldeutsche tung" in Leipzig, an welcher sie das n übernahm, dessen Leitung sie auch n Tode ihres Gatten im J. 1864 e. — Luise Otto hat ihre Ideen in en Schriften niedergelegt und mit eben Talent als Begeisterung verfochten. ieder eines deutschen Mädchens" (Lpz. und „Westwärts. Lieder" (Meißen thmen die glühendste Liebe für Frei- Unabhängigkeit der Völker, daher sie utschen Verhältnissen auch die Kämpfe en der Polen, der Tscherkessen u. s. w. doch gelingt ihr auch die Darstellung Empfindungen. Ihre zahlreichen haben eine zu ausgesprochene Ten- daß sie den Anforderungen der Kunst könnten. In „Ludwig der Kellner" Lpz. 1843) und dessen Fortsetzung ka" (2 Bde. Ebd. 1844) bekämpft sie desvorurtheile; „Die Freunde" (3 Bde. 45) erzählen eine Herrnhuter- und schaftsgeschichte. „Schloß und Fabrik" Ebd. 1846), ein socialistischer Roman, it Beschlag belegt und erst nach Um- iger Bogen freigegeben; „Römisch und (4 Bde. Ebd. 1847) ist im Interesse sch-katholischen Bewegung geschrieben, cilie Tolville" (Ebd. 1854) gegen Je- nd Pietisten gerichtet. Am Bedeutend- „Nürnberg" (3 Bde. Prag 1860), ein treues Bild des deutschen Lebens Jahrhundert in bürgerlicher und poli- ieziehung entwirft und durch glückliche risierung der großen Männer jener Zeit Nax, A. Dürer, Peter Vischer u. a. m.) eichnet. — Von 1849—51 redigierte Frauenzeitung für die höheren weib- nteressen", auch hat sie sich durch ihre und Kunstkritiken in der „Mittel- Volkszeitung" Beifall und Verdienst . — Kathinka Zitz, geb. Hallein, 4. Nov. 1802 in Mainz, machte sich zuerst durch die „Herbstrosen in Poesie und Prosa" (Mainz 1846) bekannt, in denen sich ein nicht unbedeutendes Talent zu erkennen gibt. Am Glücklichsten ist sie, wenn sie sich in ernste Reflexionen vertieft, in denen sich freilich die Wehmuth oft bis zum Düsteren steigert. Auch die poetische Darstellung von Seelenzuständen und Stimmungen gelingt ihr; die Liebeslieder sind innig und warm. Im „Weltpantheon. Eine Festgabe" (Mainz 1856) gibt sie eine Reihe von scharf aufgefaßten Charakteristiken berühmter Männer und Frauen, deren Eindruck leider durch das übelgewählte Versmaß beeinträchtigt wird. Die „Dur- und Molltöne. Neuere Gedichte" (Mainz 1859) behandeln die politischen und kirchlichen Verhältnisse mit entschiedener freisinniger Anschauung, aber ohne sie poetisch zu beleben. — Minna von Mädler, geb. Wilke, Gattin des bekannten Astronomen, entwickelt in ihren „Gedichten" (Mitau 1848) einen großen Gedankenreichthum, den sie durch ihre ausgebreitete Literatur- und Sprachkenntniß erworben. Sie gibt Uebersetzungen aus dem Italienischen, Altfranzösischen, Altdeutschen, Dänischen und Englischen, und ist in Darstellung ernster und heiterer Stoffe gleich glücklich („Die Tannen", „Der Sturm vom 18. Juli 1841"). — Helene Rödlich, verm. Branco, geb. am 13. Okt. 1816 zu Düsseldorf, gab unter dem Namen Dilda Helena „Lieder. Mit einem Vorwort von L. Tieck" (Berl. 1848; 2. Aufl. 1852) und „Neuere Lieder" (Ebd. 1849) heraus, die von Tieck zwar überschätzt wurden, die aber jedenfalls des Guten und Schönen viel enthalten. Sie besingt den Frühling und die Blumenwelt, die Gatten- und Kinderliebe mit warmem Gefühl, stört aber den günstigen Eindruck nur zu oft durch haschen nach gelehrten Ausdrücken und inhaltlose Phrasen. Wegen ihres Wohllauts sind mehrere componirt worden. — Jeanne Marie Goyette, geb. am 11. Okt. 1819 zu Colberg, die ihre „Gedichte" (Lpz. 1850) unter dem Namen Jeanne Marie herausgab, verliert sich allzu sehr in prosaische Reflexionen. — Elise Ludwig, die in ihrem neunzehnten Jahre starb, entfaltete in ihren nach ihrem Tode veröffentlichten „Gedichten" (Augsb. 1850) einen ihr Geschlecht und ihr Alter weit überragenden Geist. Von dem reinsten Patriotismus beseelt, beklagte sie in kräftigen Tönen die Entmuthigung und Schwäche, die sich des deutschen Volkes im J. 1849 bemächtigt hatte. Ihre epischen Dichtungen („Kaiser Heinrich IV. in Kanossa", „Schlacht von Gilboa") zeugen von gestaltendem Talent und großartiger Auffassung der Geschichte. — Maria Anna Löhn, geb. zu Naundorf bei Freiberg (Sachsen) am 30. Nov. 1830, entwickelte schon früh eine lebhafte Phantasie und vielseitiges Talent, wurde von ihrem Vater mit den klassischen Sprachen und Kants Philosophie bekannt gemacht, dichtete schon im 15. Jahre ein dramatisches Gedicht „Odysseus auf Ogygia" in den Versmaßen des „Agamemnon" von Aeschylus, bald darauf ein großes Trauerspiel und ein Lustspiel, die sie verbrannte. Sie wurde Schauspielerin, um die Anforderungen der Bühne gründlich kennen zu lernen, und machte größere Reisen, z. B. nach

Italien, um ihre Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern. In ihren „Gedichten“ (Dresd. 1850; 2. verm. Aufl. 1856), so wie in dem episch-lyrischen Gedicht „Giovanna“ (Ebd. 1853) finden sich die schwungvollsten Stellen, die trefflichsten Schilderungen leidenschaftlicher Seelenzustände neben den mattesten und schleppendsten Reflexionen. Außer dem „Odysseus“ schrieb sie das dramatische Gedicht „Iduna“ (beide in der zweiten Auflage der „Gedichte“ gedruckt) und zwei Lustspiele: „Der Philosoph“ und „Gefahr über Gefahr“, welche öfters aufgeführt wurden; die Tragödie „Luisa Strozzi“ erschien in der „Schaubühne“ von F. Wehl. Auch schrieb sie mancherlei Beschreibungen und Novellen für verschiedene Zeitschriften, die in fünf Bänden gesammelt erschienen, und übersetzte „Alfieri's Leben“ aus dem Italienischen. — Sophie Georges, geb. Paalzow, lebte nach dem Tode ihres Gatten in Minden, wo sie im Juni 1850 starb. Ihre Gedichte „Geist und Herz. Herausgeg. von Elise von Hohenhausen“ (Bremen 1852) sind mehr Ergebnisse tief religiösen Sinnes als poetischer Begeisterung. Merkwürdig sind die 173 Sonette „Der Zuschauer im Laufe der Jahre 1847—1850“ dadurch, daß sie darin die Idee ausspricht, es müsse Deutschlands Einheit von Preußens König ausgehen. — Cäcilie Zeller aus Quedlinburg, geb. von Elsner, heirathete den Geschäftsträger von Maiern und nach dessen Tode den Pfarrer Zeller in Stäfa bei Zürich, den sie ebenfalls durch den Tod verlor. Sie lebt gegenwärtig in Halle. Sie hat unter dem Titel „Aus den Papieren einer Verborgenen“ (2 Thle. Lpz. 1848; 2. Aufl. 1852—56) eine Sammlung von prosaischen Aufsätzen, Briefen, Auszügen aus ihren Tagebüchern und Dichtungen herausgegeben, in denen sich reiches und tiefreligiöses Gemüth offenbart. Wenn auch der prosaische Theil den poetischen an Tiefe und Fülle der Gedanken weit überragt, so sind doch auch ihre Lieder beachtenswerth; sie sind von einer wahren Empfindung eingegeben, deren Ausdruck stets einfach und würdig, oft von großer Zartheit ist („Gib du mir den sel'gen Sinn“, „Die reifende Aehre“). — Das „Alphabet des Lebens“ (Berl. 1854) der Gräfin Franziska von Schwerin enthält Betrachtungen und moralische Mahnungen in einzelnen, von einander unabhängigen Gedichten, deren Grundgedanken in alphabetisch geordneten Wörtern bezeichnet werden. Die einfache Darstellung läßt die Klarheit und Wärme der Empfindung lebendig hervortreten, was auch von den frommen Betrachtungen über die sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln zu rühmen ist, die sie in den „Sonntagsblättern“ (Bresl. 1857) gesammelt herausgegeben hat. Ihre „Jungfrau Viola. Ein Frühlingstraum am Ostseestrande“ (Berl. 1855) zeugt von Talent, aber entbehrt in den Personifikationen der Natur aller Klarheit. Ein zweites episches Gedicht „Der Stunden Gottesgruß. Eine Apotheose des Lebens. Den deutschen Müttern geweiht“ (Lpz. 1859) erzählt in zwölf Abschnitten die Geschichte eines Mannes von seiner Geburt bis zu seinem Tode, der, in bedeutenden Verhältnissen lebend, durch Irrthümer zur Wahrheit gelangt. Es hat die Dichterin in diesem Gedichte eine große Beobachtungsgabe und tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens an den Tag gelegt. — Emilie Emma von Hallberg, geb. am 18. Okt. 1826 zu Cöln, ist eine in ihrer Art merkwürdige Erscheinung. Man kann nicht sagen, daß sie „unweiblich“ sei, sie hat höchstens vorübergehend Emanzipationsgelüste, und sie will die Schranken des Geschlechtes nicht überschreiten; aber doch fehlt ihr wieder Vieles, was wir bei dem Weibe suchen und lieben. Schon in ihren ersten Dichtungen, die auch die besten sind, „Waldmärchen und Balladen“ (2 Thle. Trier 1854—55), tritt ihre excentrische Natur hervor, und offenbaren sich die merkwürdigsten Gegensätze, die oft ohne allen Uebergang auf einander folgen. In einem und demselben Gedichte findet sich die schönste poetische Auffassung neben der trockensten Prosa; an die wildesten Ausbrüche des Schmerzes reihen sich Lieder voll der zartesten Wehmuth; aber auch Gesänge voll Trotz und Hohn. Den ernstesten Klängen folgen Lieder, die von dem heitersten Humor eingegeben sind; aber der neckische Muthwille artet nicht selten in Ausgelassenheit aus. Bald ist die Sprache gewandt, fließend, melodisch, von poetischem Hauch durchweht, und bald verfällt sie in die trivialsten Ausdrücke. Den originellsten, oft nur zu kecken Bildern stehen nicht selten die mattesten zur Seite. Nach Heine gebildet, den sie sich zum Muster genommen, hat sie doch eine gewisse Selbstständigkeit bewahrt, so daß man zwar überall dessen Einfluß, aber eine eigentliche Nachahmung selten wahrnimmt. Am Auffallendsten ist ihr Bestreben, sich seine leichte Strophen- und Versbildung anzueignen, worin sie oft sehr glücklich ist. In ihren Liedern, welche meist den Schmerz über betrogene Liebe, seltener das Liebesglück besingen, treten die erwähnten Contraste am Schärfsten hervor; weniger in den Dichtungen, die sie „Waldmärchen“ nennt, die aber oft in das Gebiet der Fabel hinüberstreifen. Es sind diese überhaupt das Gelungenste, was sie gedichtet. Sie belebt und personificiert die Natur in ganz eigenthümlicher Weise, und wenn sie auch dabei manchmal gar zu kühn verfährt, weiß sie doch immer für ihre Gestaltungen zu interessieren, namentlich wenn sie den Humor vorwalten läßt („Der unglückliche Finke“, „Goldkäfers Brautfahrt“). Ihre Schilderungen der Zustände und Begebenheiten sind von der größten Lebendigkeit und machen oft durch Zusammenstellung der verschiedenartigsten Lebensverhältnisse und Seelenstimmungen die schönste Wirkung („Der Rosenstrauch“, „Bilder aus dem Siebengebirge“). Manche Waldmärchen oder Fabeln sind ohne Zweifel Satyren auf bestimmte Persönlichkeiten, doch gewinnen sie auch, ohne daß man die näheren Beziehungen kennt, durch die drollige Darstellung allgemeines Interesse („Die Elster und der Gimpel“, „Landjunker Heuschreck und Lieutenant Schmetterling“). Emma von Hallberg ist reich an Erfindung und glücklich in der Ausführung, so auch in den Romanzen, in denen sie die Heine'sche Weise am Auffallendsten nachbildet („Des Henkers Tochter“). — „Die Najade“ (Trier 1857), in welcher die Dichterin ihre Liebes- und Herzens-

in einem gut erfundenen und im Gan-
ücklich ausgeführten Märchen veranschau-
würde gewinnen, wenn sie nicht durch
e Zwischenspiele unterbrochen würde. Die
Schriften der Dichterin, welche sie übri-
hne Namen herausgab: „Heinrich Heine's
elfahrt. Eine Geisterstimme" (Trier 1857)
Die deutsche Nationalliteratur, kritisch,
istisch, satyrisch. Nebst einer Vorrede
inen Injurienprozeß" (2 Hefte. Trier
— 58) sind das vollgültigste Zeugniß
xcentrischen Wesens. Die erste ist eine
h grobe Abwehr gegen „Heine's Höllen-
, die sie ihrem Landsmann Wolfgang
r zuschreibt; die zweite enthält Charak-
en von siebenzehn Dichtern, die oft tref-
ft auch leidenschaftlich parteiisch sind. —
ine Schanz ist im Epischen bedeuten-
ls im Lyrischen, doch hat sie auch einige
ute Lieder gedichtet. — Maria Cannot,
1 Königsberg am 26. Jan. 1831, gest.
euznach am 9. Juli 1854, schrieb „Ge-
" (Brandenburg 1854), die zwar kein
eres Talent verkündigen, aber durch den
, jungfräulichen Sinn wohlthätig be-
t. — Von Auguste Rosenberg, ver-
te Kurs, geb. zu Berlin am 26. Nov.
, sind zwei Sammlungen Gedichte er-
n: „Epheublätter" (Berl. 1845; 3. Aufl.
) und „Gemüth und Leben" (Ebd. 1855),
) nicht über die Mittelmäßigkeit erheben,
egen ihres gesunden Sinnes, ihres sitt-
Gehalts und ihrer echt weiblichen Em-
ng verdienten Beifall gefunden haben.
r epischen Dichtung „Nora" (Ebd. 1856)
Grundgedanke, daß die Liebe allein des
s Glück begründe, in angemessener Form
urchgeführt. „Am Fenster. Ein No-
yklus" (Pasewalk 1854) bietet gute Er-
gen in lebenswarmer Darstellung, und
eisebilder „Aus dem Sommer" (Ebd.
) sind bei ihrer einfachen und natürlichen
llung guter Beobachtungen höchst an-
nd. — Maria Laura Förster, Toch-
s Professors Karl Förster, geb. zu Dres-
m 9. März 1817, zeigte schon in den
Kinderjahren eine lebhafte Phantasie;
nte früh lesen und schreiben und begann
im siebenten Jahre ihre Gedanken in
zu bringen, und im eilften Jahre hatte
on viele Lieder, Sprüche und Erzählun-
a sogar Dramen gedichtet. Mit dem ern-
Fleiß sammelte sie reiche Kenntnisse in
hen (englisch, französisch nnd italienisch)
en allgemeinen Wissenschaften; ihr em-
icher Geist fand später durch größere
t im südlichen Deutschland, Rußland
)—51) und Italien (1853) reiche Nah-
Sie starb in ihrer Vaterstadt am 28.
1856. Ihre „Gedichte" (Lpz. 1857)
eblich und gehaltvoll. Ergüsse eines echt
chen, von inniger Liebe zu Gott und zur
heit erfüllten Gemüths, das auch in der
ahnung sein Vertrauen und seine Kraft
rt („Sterben möcht' ich, wenn der Mai").
Naturlieder sind warm empfunden, die
lieder von großer Zartheit („O wie selig,
n Herzen", „Du weißt es nicht, wie Du
ohlgethan!"). — Maria Clausnitzer-
es, von deren Lebensumständen uns
Nichts bekannt ist, als daß sie im J. 1864 zu Wiesbaden starb, ist in ihren „Gedichten" (Lpz. 1858) weder neu, noch tief, aber sie weiß die Empfindungen des weiblichen Herzens mit vieler Anmuth darzustellen. — Julie Pfannenschmidt, die später ausführlicher gewürdigt wird, gab „Gedichte" (Prag 1858) heraus, die vorzugsweise die Liebe, das häusliche Leben und die Familienverhältnisse in zart weiblichem Sinne besingen. — Minna Hensel, Schwester der Luise Hensel, die schon im dritten Bande unseres Werkes besprochen wurde, geb. zu Berlin den 13. Sept. 1802, lebt als Vorsteherin der Elisabethstiftung zu Pankow bei Berlin. Ihre „Gedichte", welche Kletke mit denen ihrer Schwester herausgab (Berl. 1859), sind eben so tief religiös, aber frischer und heiterer als die ihrer Schwester. — Die, so viel wir wissen, noch nicht gesammelten „Gedichte" der Baronin von Suckow, geb. Gräfin von Pappenheim, die sie unter dem Namen Emma Niendorf bekannt machte, sind anmuthig und sinnreich. — Von Nina Katharina Camenisch, geb. den 26. April 1826 im Dorfe Sarn, Kanton Graubünden, Tochter ehrsamer Landleute, bei welchen sie noch lebt, besitzen wir „Gedichte eines bündnerischen Landmädchens" (Lpz. u. Chur, 2. verm. Aufl. 1860), die mit liebenswürdiger Natürlichkeit eine große Tiefe des Gemüths verbinden, und die Natur, die Geschichte, die Lebensverhältnisse ihrer großartigen Heimat besingen. — Die „Plattdeutschen Gedichte" der Maria Mindermann werden später erwähnt. — Johanna Holthausen, bekannt unter dem Dichternamen Agnes le Grave, aus dem Städtchen Cleve (der Name ihrer Eltern, so wie ihr Geburtsjahr ist uns unbekannt), verlor ihre Mutter schon im zweiten Jahre ihres Lebens. Von ihrer Stiefmutter ausschließlich zu Haushaltungsgeschäften verwendet, benutzte sie die Nacht zu ihrer geistigen Bildung; sie las viel, lernte ohne Anleitung die französische Sprache und Klavierspielen, wozu sie so große Begabung hatte, daß sie auch schon früh komponierte. Ihr Loos gestaltete sich freundlicher, als sie heirathete, doch wurde ihr Glück durch den Tod ihres jüngsten Kindes, ihres einzigen Knaben, schmerzlich getrübt. Dieser Verlust ergriff sie so gewaltig, daß sie sechs Wochen lang in stummer Trostlosigkeit hinbrütete. Da erblickte sie eines Abends zufällig die Schiefertafel ihres Kindes; wie durch eine plötzliche Eingebung ergriff sie dieselbe und schrieb ein Gedicht nieder, das erste in ihrem Leben. Seitdem dichtete sie täglich und gewann in dieser Beschäftigung Trost und neuen Lebensmuth. Einige Versuche in antiken Formen, die sie dem berühmten Philologen Aug. Böckh zusandte, erhielten dessen Beifall in solchem Grade, daß er die Dichterin in der antiken Metrik unterrichtete. Ihre „Dichtungen" (Berl. 1859) und „Dichtungen. Zweite Sammlung" (Potsd. 1864) zeichnen sich durch große Vollendung der Form aus, sowohl in den gereimten als in den antiken Strophengebäuden, die sie mit großer Sicherheit und Korrektheit behandelt; in allen erkennt man den ausgebildeten Sinn der Dichterin für musikalischen Wohllaut. Ihre Oden und Lieder, ihre Elegien und Episteln haben aber auch

einen bedeutenden Gedankeninhalt, der zwar nicht von sehr großem Umfang, aber von desto größerer Tiefe und Innigkeit ist („Ave Maria", „Frühling", „Herbst", „Niobe"). — Julie Karoline Henriette Gerhardt, geb. zu Boitzenburg in der Uckermark am 5. Mai 1813, verheirathete sich im J. 1856 mit dem Prediger Köhler in Wurtz bei Zeitz, wo sie seit dem Tode desselben als Wittwe lebte. Ihre Poesien: „Gedichte von Henriette Gerhardt und von ihrem Vater J. G. A. Gerhardt, Prediger zu Boitzenburg, gest. den 23. Mai 1839" (Berl. 1862) lassen in der Form viel zu wünschen übrig. „Ich singe", sagt sie in dem einleitenden Gedicht, „wie der Vogel singt, dem's Gott nur hat gelehrt", und allerdings ist von Kunst wenig wahrzunehmen; dagegen kann ihr Tiefe der Empfindung und gläubiges Gefühl nicht abgesprochen werden. Sie verdient aber auch schon deshalb genannt zu werden, weil sie die Dichterin des in der neuesten Zeit so bedeutend gewordenen Liedes geworden ist: „Ich bin ein Preuße, kennst du meine Farben?" Die wenig zahlreichen Gedichte ihres Vaters sind der Erguß eines liebenswürdigen Gemüths. — In den „Gedichten" von Luise Büchner („Frauenherz", Berl. 1861) stimmt die ungelenke Form mit dem Gehalt nicht überein; besser gehalten sind ihre Novellen „Aus dem Leben. Erzählungen aus Heimat und Fremde" (Lpz. 1861), die jedoch nicht alle von gleichem Werth sind. — Die „Gedichte" der pseudonymen Monica (Halle 1864) sind nur dann von größerem Werth, wenn sie den Schmerz über den Tod ihrer sämmtlichen Kinder oder ähnliche Herzensleiden ihrer Freundinnen besingt und ihrem Gottvertrauen lebendigen Ausdruck gibt. — Weniger gelungen, aber gut gemeint sind die Ergüsse des religiösen Gefühls in „Nach Gottes Rath. Gedichte" (Berl. 1863) von Angelika von Michalowska, geb. in Königsberg den 25. Juli 1830, deren Erzählungen „Schwarz und Weiß. Bilder aus dem Leben" (Berlin 1860) sich nur hie und da über die Mittelmäßigkeit erheben. — Mathilde Raven, auf die wir später zurückkommen werden, gab „Aus vergangener Zeit. Gedichte" (Celle 1863) heraus, die von nicht gewöhnlichem Talent zeugen. Sie hat Phantasie, Gestaltungsgabe und Gedankenreichthum, Eigenschaften, die jedoch weniger in ihren erotischen Gedichten hervortreten, obgleich auch diese beachtenswerth sind, als in den erzählenden und beschreibenden Dichtungen. Auch entfaltet sie öfters einen glücklichen Humor, der an Hebel erinnert, wenn ihr auch dessen liebenswürdige Naivetät abgeht. — Die Gedichte, welche die Tirolerin Emilie Geiger, verehelichte von Hörmann, unter dem Namen Angelica in den „Frühblumen aus Tirol" (Innsbruck 1863) veröffentlichte, würden beinahe einen männlichen Dichter vermuthen lassen, so kräftig sind sie gehalten, so vortrefflich schildern sie das Leben der Wanderburschen; doch kann sie auch zarte Töne anschlagen, wie ihre Liebeslieder beweisen. — Bertha von Rothwell, geb. Hillebrand, mit der wir unsere Uebersicht schließen, stammt aus Freiburg im Breisgau, wo sie am 7. Aug. 1837 geboren wurde. Sie brachte ihre Kinheit meist in Einsamkeit zu, vertiefte sich schon früh in die Lektüre poetischer Werke und begann im 12. Jahre ihre Gedanken in Verse zu bringen, was sie jedoch selbst ihrer nächsten Umgebung verheimlichte. Von 1856 an brachte sie fünf Jahre lang am Ufer des adriatischen Meeres in der Nähe von Venedig zu, wo der Umgang mit ausgezeichneter Gesellschaft, tiefere Studien der deutschen, italienischen und englischen Literatur und die herrliche Umgebung den bildendsten Einfluß auf ihr poetisches Talent hatte. Im J. 1861 vermählte sie sich mit Rich. Pennefather von Rothwell, einem gebornen Canadier, mit welchem sie Rom und das südliche Italien, die Schweiz, Frankreich, einen Theil von Deutschland und England besuchte, von wo sie im J. 1864 nach Canada reisten. Sie gab ihre Dichtungen erst während ihres Aufenthaltes in Deutschland heraus. Der Titel, den sie ihnen gab: „Stimmen aus der Heimath" (Lpz. 1864), ist nicht ganz passend, da die Gedichte zum Theil vielmehr die Sehnsucht nach der Heimat schildern, oder, wenn dieß nicht der Fall ist, diese Sehnsucht ihnen den wehmüthigen Charakter gibt, der beinahe alle durchdringt. Denn der Liebesschmerz, der vielen zu Grunde liegt, gewinnt ganz besonders dadurch Schärfe, daß sich mit ihm die Sehnsucht nach der Heimat auch dann verbindet, wenn die Dichterin es nicht ausdrücklich bemerkt. Die andern Lieder erhalten durch diese bleibende Stimmung ebenfalls eine düstere Färbung, ja selbst diejenigen, die der Lebenslust gewidmet sind, erscheinen als ein Versuch, den Seelenschmerz zu übertäuben, der daher nur um so gewaltiger hervortritt („Zum Feste").

Es ist beinahe keine Mundart, in der nicht dichterische Versuche gemacht worden wären*); wir heben aus der großen Anzahl die bedeutendsten aus:

In holsteinischer Mundart haben Klaus Groth, den wir später besprechen werden, und Johann Meyer gedichtet, dessen „Ditmarscher Gedichte" (2 Bde. Hamb. 1858—59) wegen ihrer glücklichen Erfassung des Volkslebens mit großem Beifall aufgenommen wurden. Er kennt das Volk in allen seinen Eigenthümlichkeiten, er begleitet es in allen Situationen und Stimmungen, den tief ernsten, wie den humoristisch heitern, und immer mit Glück. Dagegen müssen wir seinen „Plattdeutschen Hebel" (Hamb. 1859) für ein verfehltes Unternehmen erklären; was bei den Dialektsdichtungen das größte Wohlgefallen erregt: die Uebereinstimmung der Gedanken- und Empfindungswelt mit der Sprache, muß bei einer solchen Uebertragung aus einer Mundart in die andere nothwendig verloren gehen. — Franz Bockel, von dem erst bei der Prosa die Rede sein kann, schrieb im Hamburger Dialekt. — Die mecklenburger Mundart ist vorzüglich durch den genialen Reuter repräsentirt, von dem später ausführlicher berichtet wird; ihm strebt Wilhelm Heyse mit Glück nach, wenn er

*) Man vergleiche die vortreffliche Sammlung von Firmenich: „Germaniens Völkerstimmen" (3 Bde. Berl. 1846—1854), bei der nur zu bedauern ist, daß zu wenig Nachweisungen und die wenigen nicht genau genug gegeben sind.

uch nicht erreicht. Er hat schnell nach der die Sammlungen herausgegeben: rschendörp. Plattdütsche Läuschens, Dich- un Rimels in meklenbörger Mundort" brandenburg 1861), „De Meklenbörger hochtid un Rosmarin un Ringelbloamen" . 1862), „Frische Kamiten ut Krischaon lten sin Mus'kist" (Ebd. 1862), in denen ders die Schwänke und humoristischen Er- ngen von Talent zeugen. — Die „Platt- hen Gedichte in Bremischer Mundart, einer Sammlung Sprichwörter und Rede- n" (Brem. 1860) von Maria Minder- n beginnen mit Jugenderinnerungen aus ier Jahreszeiten, und diese Gedichte sind die besten; die Sagen sind wegen der e werthvoll, die Sprichwörter sind eine e Zugabe. — In altmärkischer Mund- ind die „Pladdüdschen Gedichte" (Berl. ; 2. Ausgabe 1861) von Friedrich st; sie gehören durch die echt volksmäßige ffung und Darstellung zu den bessern einungen der Dialektpoesie; sie sind, um eines vielgebrauchten, aber hier sehr pas- n Ausdrucks zu bedienen, aus dem voll- Leben und der Gemüthsstimmung des gegriffen, und es gilt dieß sowohl von rischen Gedichten („Dat Danzen", „Häxe- „Up Wannerschaft"), als von den erzäh- n („De Weege", „De Doarn"). — Die tischen Versuche in plattdeutscher Mund- (Münster 1840; 6. Aufl. 1857) und „Neuen poetischen Versuche, nebst einem nge, enthaltend Lieder mit Melodien" in ilischer Mundart, von F. Zumbrook, im Dialekte des Münsterlandes ge- ben. Der Verfasser ist ein Mann des s im wahren Sinne des Wortes; er es, und weil er es liebt, dringt er in verborgenste Eigenthümlichkeiten und ert es nach allen Seiten seines Charakters Gemüths. Er hebt dessen Vorzüge her- ohne seine Schwächen zu verheimlichen; igt es in seinen Sitten und Gebräuchen, ders glücklich in der Darstellung seines ors und Witzes („De angoahende Krie- . — F. W. Lyra gab „Plattdeutsche e, Erzählungen, Gedichte u. s. w." (Osna- 1845) in der osnabrückischen Mund- eraus. Die Gedichte, die übrigens nur Theil von ihm sind, haben im Ganzen er Werth als die Briefe, die voll komischer sind. Unter den Gedichten befindet sich , das wahrscheinlich nach mündlicher Ueber- ung mitgetheilt ist („Fruwwe, ji schollen unse kuomen") und das wir deshalb er- en, weil es auch in Schwaben und zwar ner viel lebendigeren Fassung gesungen — „Döntjes un Vertellses in Brookmer- r Taal, de verbreedste ostfreeske Mund- (Berl. 1857) von Fooke Hoissen Mül- ennen wir leider nicht; nach verschiedenen hten sollen sie in den lyrischen wie in den en Theilen gleich vortrefflich sein. — Die ichte und Prosa in der aachener Mund- (Aachen 1853) von Jos. Müller sind enswerth, werden aber von den „Gedich- in trierscher Mundart" (Trier 1850) Ph. Loven weit übertroffen; zwar ver- et dieser oft die Mundart auf Stoffe, für die sich das Hochdeutsche besser eignen würde, aber sehr viele sind auch echt volksmäßig gehalten und erfreuen besonders durch ihre ungesuchte Naivetät. — Von den mitteldeutschen Mund- arten ist die schlesische von v. Holtei, auf den wir zurückkommen, behandelt worden. — Die „Volksklänge in altenburger Mundart (Zwickau 1838) von Fr. Ullrich enthalten manches Gute und sind überhaupt mit Sinn für das Volksthümliche abgefaßt. — Die „Ge- dichte in hennebergischer Mundart. Mit einer Einleitung von L. Storch (Gotha 1844) von Kaspar Neumann behandeln einfache Stoffe mit vieler Gemüthlichkeit. — Fr. Stoltze, der Redakteur der im frankfurter Dialekt geschriebenen „Krobelzeitung" entwickelt in seinen Gedichten einen immer regen volks- thümlichen Witz. — Die pfälzische Mundart wurde von Friedrich Lennig aus Mainz (1797—1838) mit ausgezeichnetem Glück be- handelt. „Etwas zum Lachen" (Mainz 1824; 4. verm. Aufl. Ebd. 1846), so wie „Die Weinproben. Komische Mainzer Localscenen" (Ebd. 1836) sind echt volksthümlich gehalten und von großer Frische; die Lieder sind nicht weniger ausgezeichnet als die humoristischen Erzählungen. Er ist Meister in der niedern Komik, die er dem Volke glücklich abgelauscht hat, das er mit psychologischer Schärfe schildert („Die Kinderzucht"). — Großes Talent für die Darstellung des Volksthümlichen entwickelt Karl Gottfried Nadler in „Fröhlich Palz, Gott erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart" (Frankf. 1847; 4. Aufl. 1864). Während Lennig mehr das Leben der Bauern schildert, hat Nadler vorzugsweise, wenn auch nicht aus- schließlich, die Städter zum Gegenstand seiner Darstellungen gewählt, die er mit eben so viel Wahrheit darstellt als der Nürnberger Grübel, von dem er einige Gedichte in seine Mundart überträgt. Mit schneidendem und treffendem Witz hat er in „Herr Christoph Heckstrumpf" die Zeit der politischen Aufregung in den vier- ziger Jahren geschildert, dieselbe aber in ihrer höhern Bedeutsamkeit nicht verstanden; auch macht es einen widrigen Eindruck, daß er die Unglücklichen verspottet, die ihre Betheiligung an den politischen Wirren mit dem Tode oder dem Zuchthaus büßen mußten. Er hätte sich begnügen sollen, die lächerlichen Momente in das Bereich der Satire zu ziehen. — Ein drit- ter Dichter in pfälzischem Dialekt ist Ludwig Schandein, dessen „Gedichte in Westricher Mundart" (Stuttg. u. Augsb. 1854) die Sit- ten und Gebräuche des Volkes mit großer An- schaulichkeit schildern. Er ist zwar auch nicht ohne Humor, doch tritt bei ihm mehr das weh- müthige Element des Volksgemüths hervor, besonders wenn er „Die Auswanderer" oder die Zeit nach der Unterdrückung des pfälzer Aufstandes zum Gegenstand seiner Darstellung wählt. — Auf von Kobell, der ebenfalls in pfälzischer Mundart gedichtet, werden wir aus- führlicher zurückkommen. — Die allemanni- sche Mundart ist unter allen wohl am Meisten dichterisch behandelt worden, namentlich ist beinahe kein Kanton der Schweiz, der nicht einen oder mehrere Dialektdichter aufzu- weisen hätte. K. Steinmann, der in der Lahrer Mundart gedichtet, wird bei der epischen

Poesie zu erwähnen sein, eben so die Zürcher Corrodi und Jac. Stutz. — Die „Musespenden in hochdeutscher und allemannischer Sprache“ (Heidelb. 1843) von Alfred Walchner sind zu wenig selbstständig; aus den hochdeutschen Gedichten tönen Hölty und Matthisson, aus den allemannischen Hebel zu sehr hervor. — Theodor Meyer-Merian, geb. zu Basel am 14. Jan. 1818, seit 1851 Director des Bürgerspitales daselbst, gab „Wintermaieli. Gedichte in allemannischer Mundart“ (Basel 1857) und „Us der Heimet oder zweites Buscheli Wintermaieli“ (Ebd. 1860) heraus, in denen künstlerische Bildung und volksthümliche Naivetät harmonisch verbunden sind; gesunder Humor und herzliche Gemüthlichkeit sind der Charakterzug dieser Dichtungen, die durch ihre lebensvolle Frische ansprechen, so wie durch die wohllautende Sprache, die Neuheit und Zweckmäßigkeit der Bilder und die Fülle der überraschenden Züge („Jung Blut“, „Zunderlen“). In hochdeutscher Sprache geschrieben sind „Die Nachbarn. Ein städtisches Sittenbild aus der Gegenwart“ (Bas. 1864), das in einer einfachen, aber höchst glücklich ausgeführten Erzählung die alte Zeit mit ihrem kernhaften und gemüthlichen Wesen der neuen mit ihrer rastlosen Thätigkeit entgegenstellt, was der Dichter durch die vortreffliche Zeichnung der wenigen Personen der Idylle zur lebendigsten Anschaulichkeit bringt. Eben so gelungen sind die Erzählungen „Der verlorne Sohn. Eine Handwerkergeschichte“ (Berl. 1851), „Kienseppli, oder Almosen und Wohlthaten“, „Mareili oder das Bettelmädchen“ (Lpz. 1860), „Dienen und Verdienen“ (Ebd. 1865), die sämmtlich die socialen Verhältnisse der Gegenwart in einem echt christlichen, die frömmelnde Heuchelei bekämpfenden Sinne abgefaßt sind, während er in der Thierkomödie „Die Lichtfreunde“ (Berl. 1856) die Uebertreibungen der neuen Reformatoren nicht ohne treffenden Witz persiflirt. Seine Dramen „Adalbert Meyer“ (Basel 1846) und „Arnold von Winkelried“ (Winterth. 1861) lassen zwar in der dramatischen Gestaltung zu wünschen übrig, dagegen bieten sie viele schöne Einzelnheiten und erfreuen durch die tüchtige Gesinnung, die sich in ihnen ausspricht. — Ein anderer Basler, Jacob Mähly, geb. am 25. Dez. 1828, Professor der Philologie an dem Pädagogium und der Universität seiner Vaterstadt, bietet im „Rhigmurmel. Gedichte in Basler Mundart“ (Bas. 1856; 2. Ausg. 1862) eine Reihe von vortrefflichen Genrebildern aus dem Leben der Basler Bürgerwelt, in welcher trotz Dampfmaschinen und Eisenbahnen noch ein reiches Element von reichsstädtischem Wesen mit allen seinen guten und Schattenseiten zu finden ist; es gelingt ihm die Darstellung des Heiteren eben so gut, als des Ernsten und Wehmüthigen („Der Schuelmeister“, „Uf em Märt“, „'s frank Brüederli“), und in allen weht uns ein gesunder, kräftiger Sinn entgegen. Wenn hie und da Ausdrücke und Wendungen vorkommen, die über den Gesichtskreis des Bürgers hinauszugehen scheinen, so muß man nicht vergessen, daß der Dichter sein Basel im Auge hat, wo gar mancher Handwerker geschichtliche und Sprachkenntnisse, überhaupt eine geistige Bildung besitzt, die man selbst in größeren Städten vergeblich suche würde. In hochdeutscher Sprache sind die unter dem Titel „Lied und Leid“ (Bern 1865) erschienenen Gedichte, welche ein bedeutendes lyrisches Talent offenbaren, namentlich wenn er den Schmerz des Lebens poetisch gestaltet. Die „Trauerlieder auf den Tod meiner Frau“, die als Manuscript gedruckt erschienen sind, kennen wir nicht; sie sollen zu seinen besten Erzeugnissen gehören. Unter seinen epischen Dichtungen ist „Das Erdbeben zu Basel“ (Bas. 1856; 2. Ausg. 1862) die unbedeutendste. In „Mathilde“ (Bas. 1854; 2. Ausg. 1862) erzählt der Dichter in gut gebildeten Stanzen eine Geschichte aus den Zeiten der französischen Revolution, in welcher jedoch die großartigen Erscheinungen derselben kaum angedeutet werden. Das Gedicht bewegt sich daher mehr im Gebiet einer Familiengeschichte, und ist als solche durchaus erfreulich. Am Gelungensten ist „Frieden. Idyll aus der Schweiz in 6 Gesängen“ (Bas. 1862), das durch Composition, Ausführung und Form (es ist in Hexametern geschrieben) nicht weniger anzieht als durch die tüchtige Gesinnung und durch den gebildeten Geist, der, wie alle seine Dichtungen, so namentlich auch diese beseelt. „Die Sängerfahrt. Novelle“ (St. Gallen 1857) gibt ein gelungenes Bild schweizerischen Lebens. — Franz Joseph Schild, geb. 1821 zu Grenchen im Kanton Solothurn, wo er seit 1853 als Arzt lebt, veröffentlichte „Juraklänge in Solothurner Mundart“ (Zür. 1853), den „Großätti aus dem Leberberg“ (Soloth. 1863) und „Aus dem Leberberg. Gedichte, Sagen und Erzählungen in Solothurner Mundart“ (Grenchen 1866), welche weniger wegen ihres poetischen Werthes, als wegen der naturgetreuen Schilderung der Sitten und Anschauungen der Bewohner des kleinen Gebiets, dem der Dichter seine Aufmerksamkeit widmete, bemerkenswerth sind. — Johann Georg Scheifele, vulgo Jörg von Spitzispuni, schrieb „Gedichte in schwäbischer Mundart“ (Heidelberg 1850; 4. Aufl. 1863) mit dem passenden Motto aus Theokrit: „Wird doch die dorische Sprache dem Dorier, denk' ich, erlaubt sein“. Er gebraucht aber nicht bloß die schwäbische Sprache, er führt uns auch das schwäbische Leben in Stadt und Land in allen seinen Einzelnheiten vor und es bekommen seine Gemälde dadurch lebendige Anschaulichkeit, daß er ihnen bestimmte Zeitverhältnisse zum Grunde legt. Vortrefflich ist seine Charakteristik der Bauern, die sich aus Pfiffigkeit dumm stellen („Der Rekrut“), höchst ergötzlich die Schnurren aus dem Alten Testament, ein Stoff, der von jeher bei den schwäbischen Volksdichtern katholischer Confession beliebt war; denn daß Scheifele dieser angehört, ist wohl kein Zweifel, da nur ein Katholik die „Betschwester“ so scharf und richtig zeichnen konnte. Die meisten Gedichte sind in Gesprächsform, wodurch die Lebensbilder große Anschaulichkeit erhalten. — Friedrich Richter hat in der „Liedergabe in schwäbischer Mundart für jedermann“ (Nördl. 1822) Vieles mitgetheilt, das sich seinem Stoffe gemäß besser in hochdeutscher Sprache ausnehmen würde; heiter und ergötzlich sind die Gedichte, in denen das

ümliche Denken und Treiben geschildert — „Der Wäldler. Gedichte in der ırt des bayerischen Waldes" (Würzb. von Jos. Schurgraf bieten in einem und rauhen Dialekte manches Liebliche rte. Besonderes Interesse gewähren die ıngen und Sagen, in denen sich das :ben charakterisiert. — In bayerischer ırt dichtete außer Kobell, den wir aus- ɔer besprechen, Joseph Anselm Pang- aus Riedenburg an der Altmühl (1804 der sich auch durch die Begründung der :ift „Deutschlands Mundarten" ein nicht s Verdienst erwarb. Seine „Gedichte ayerischer Mundart" (2 Bde. München , und derselben „Neue Folge" (Nürnb. kommen zwar denen Kobells nicht gleich, ıd sie zur Kenntniß des Volkshumors hne Werth. — Karl von Lutterotti : sich in den „Gedichten im Tiroler " (Innsbr. 1854) sehr gut in den Geist ılkes; sein „Auszug der Milizcompagnie ɔt. Nicolaus 1809", eine dramatische voll frischer und scharfer Charakteristik, ıufig deklamiert. — Der Bauer Hans t, geb. 1805 zu Stans bei Schwatz und irtner daselbst, gab heraus „Zither und Zeitbilder des Jahres 1848" (Inns- 850), worin sich der derbe und kräftige des tiroler Volkes glücklich abspiegelt. :n Liedern, die zum Theil im unterinn- Dialekt gedichtet, sind manche in den des Volkes übergegangen, was bei ihrem atischen Gehalt die Polizei in nicht ge- Schrecken versetzte. Die hochdeutschen :e sind dagegen meist bedeutungslose Rei- ı*). — In oberösterreichischer Mund- hteten Kaltenbrunner und Stelz- , von denen später die Rede sein wird; ihnen auch Anton Gartner in den ɔten in oberösterreichischer Volksmundart, itet von Adalbert Stifter" (Pesth 1848; ſl. 1856); seine „Schnaderhüpfl" be- , daß er sich ganz in das Leben und in nkweise des Volkes versenkt hat, dessen : Humor sich in ihnen wie auch in den Gedichten abspiegelt („Der Keschbám"). ıton Freiherr von Klesheim in dichtete mit ausgezeichnetem Glück in sterreichischer Mundart. „'s Schwarz- aus'n Weanerwald" (3 Bde. 1843— . Aufl. 1852) und „Das Mailüfterl. ɪe in der Wiener Mundart" (Dresden enthalten eine große Zahl von Liedern, ɪ herumziehenden Zitherspielern in der t und in der Fremde unter stets erneuter : ihrer Zuhörer gesungen werden. — Schluß erwähnen wir noch die „Gedichte ebenbürgisch-sächsischer Mundart, freier metrischer Uebersetzung ins Hoch- e" (Hermannstadt 1862) von Victor er (1826—51); es sind höchst anschau- Gemälde aus dem Leben der siebenbür- Sachsen, deren Naivetät und tiefe Ge- chkeit der Dichter mit großem Glück auffaßt.

Das religiöse Lied fand ziemlich viele Be- r, aber nur wenige Dichter haben kirch- liche Zwecke im Auge gehabt. Wenn schon im vorhergehenden Zeitraume die rein subjektive Auffassung des geistlichen Liedes vorherrschte, selbst auch dann, wenn es mit Absicht auf den Gebrauch in der Kirche abgefaßt war, so ist es in dem vorliegenden noch weit mehr der Fall, so daß nur sehr wenige den Charakter des allgemeinen Kirchenliedes darbieten, was freilich bei katholischen Dichtern nicht auffallen kann, da die katholische Kirche den Gemeindegesang nicht kennt. Bei den protestantischen hat die subjektive Auffassung durch den überhandnehmenden Pietismus überaus reiche Behandlung gefunden; oft artet sie in sentimentale Schwärmerei und selbst in Spielerei aus, die nicht selten widrig wird, wenn das religiöse Gefühl sich in geschmacklose Formeln auflöst. Die Bewegungen des kirchlichen Lebens, die wir eben angedeutet haben, fanden auch im religiösen Lied ihren Wiederhall; wir haben daher in der folgenden Uebersicht auf dieselben Rücksicht zu nehmen.

Die religiösen Lieder der katholischen Dichter haben zum großen Theil ultramontane Färbung, doch sind ihrer auch manche, die den lauteren Christusglauben verkündigen. Die Freifrau Annette von Droste-Hülshoff und den Pater Gall-Morell werden wir weiter unten ausführlicher besprechen, den liebenswürdigen Hick haben wir schon früher erwähnt, und so haben wir nur noch folgende zu erwähnen: Melchior Freiherr von Diepenbrock, geb. am 6. Jan. 1798 zu Bocholt in Westfalen, wohnte den sogenannten Freiheitskriegen als Lieutenant bei, wurde durch den ehrwürdigen Bischof Sailer zu Regensburg für die Theologie gewonnen, erhielt im J. 1823 die Priesterweihe, wurde 1845 zum Fürstbischof von Breslau gewählt, und 1850 zum Cardinal erhoben. Er starb am 20. Januar 1853. Er erwarb sich durch die schöne Sammlung „Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichtergärten" (Sulzb. 1829; 2. Aufl. 1852) ein unbestreitbares Verdienst um die ältere christliche Dichtung; seine eigenen Poesien, die er theils in der genannten Sammlung, theils in der von Ed. v. Schenck herausgegebenen „Charitas" veröffentlichte, sind von echt christlichem Geiste durchdrungen. — Franz Ferdinand Effenberger gab „Erbauung in sittlich-religiösen Dichtungen" (Prag 1836) heraus, deren sittlich schöne, warm empfundene Gedanken in wohlklingender Sprache dargestellt sind. — Guido Görres, geb. im J. 1805 zu Koblenz, studierte in Bonn, begleitete seinen Vater, den durch sein Talent und seine Kenntnisse, wie durch seine politischen und religiösen Wandlungen berühmt gewordenen Joseph Görres, als derselbe sich gezwungen sah, Deutschland zu verlassen, nach Straßburg, in die Schweiz und zuletzt nach München, wo er am 14. Juli 1852 starb. Ganz in die ultramontane Richtung seines Vaters eingehend, widmete er sein ganzes Leben der Verbreitung ultramontaner Grundsätze mit eben so viel Talent als Ausdauer, aber auch mit einer an Fanatismus grenzenden Entschiedenheit, und davon zeugen nicht bloß die „Historisch-politischen Blätter", nicht bloß seine interessante Schrift „Die Jungfrau von Orleans nach den Prozeß-

h sein Neffe, Georg Obrist, hat ein schönes Ta- ne noch nicht gesammelten Gedichte lassen für die recht Erfreuliches hoffen.

akten und Chroniken" (Regensburg 1834), sondern auch seine „Marienlieder zur Feier der Maiandacht" (Münch. 1843), seine „Gedichte" (Ebd. 1844) und seine „Geistlichen Lieder" (Ebd. 1845), die bei aller mystischen Schwärmerei doch kalt lassen. — Jean Baptiste Berger, von dessen Lebensumständen uns Nichts bekannt geworden ist*), als daß er als Pfarrer in Boppard am Rhein lebt, leitet seine „Gedichte" (Schaffh. 1857), die er, wie alle seine übrigen Schriften, unter dem Namen Gedeon von der Heide herausgab, mit einer Art Vorwort „Mein Lied" ein, in welchem er in herausforderndem, ja selbst übermüthigem und nicht eben sehr anständigem Tone alle die für Spürhunde, langweilige Patrone und Gimpel erklärt, denen seine Dichtungen nicht gefallen sollten; wir bedauern dieses Gebahren um so mehr, als er bei seinem Talent gegen absprechende Urtheile ganz gleichgültig hätte sein können; er hätte sein Selbstbewußtsein auf edlere Weise aussprechen sollen. Die Sammlung besteht aus drei Abschnitten: „Religiöse Lieder", „Marienlieder" und „Die todte Harfe", in denen der Dichter eine reiche Phantasie, eine große Gedankenfülle und eine erfreuliche Gewandtheit in der Behandlung der Sprache offenbart, weshalb getadelt werden muß, daß er derselben häufig nicht die gehörige Aufmerksamkeit widmet. Es ist dieß, scheint es uns, aus einer gewissen unruhigen Hast zu erklären, die er nicht immer bewältigen kann und die sich auch oft im Gedankengange seiner Lieder kund gibt. Die religiösen Gedichte gehören im Ganzen zu den bessern Erscheinungen; wir sagen im Ganzen, denn es finden sich auch nicht wenige darunter, die den bessern Geschmack beleidigen; die meisten dagegen erfreuen durch wahrhaft frommen Sinn und begeistertes Gottvertrauen, durch die Mannigfaltigkeit der Gesichtspunkte, die sich ihm darbieten und die er oft poetisch durchdringt; nur ist die Darstellung nicht immer würdig genug. Daß der Dichter den römisch-katholischen Standpunkt festhält, gereicht seinen Liedern zum Vortheil, da sie dadurch eine kräftige Grundlage erhalten; aber ist denn dieser Standpunkt mit dem Haß gegen Andersgläubige und mit der Verdammungswuth nothwendig verknüpft? Dieser Haß hat sich aber schon selbst dadurch gerichtet, daß die Gedichte dieser Gattung zu den verfehltesten gehören. Daß die „Marienlieder" oft in das Mystische verfallen, war eine kaum zu vermeidende Folge des Stoffes. Der dritte Abschnitt, der selbst wieder in drei Abtheilungen zerfällt: „Sängerleben", „Bilder" und „Zeitlieder", bietet die Blüthe der Sammlung; der Dichter fühlt sich von jeder äußern Fessel befreit — denn auch das Dogma ist vom poetischen Standpunkt eine solche — und waltet daher schöpferischer und gestaltender mit seinen Stoffen, unter welchen seine schöne Heimat und die Liebe ihn zu tiefgefühlten Gesängen begeistern. In eigenthümlicher, cancionenartiger Form ist ein Theil der „Bilder" gedichtet, die, aus 16 Zeilen bestehend, sonettenartig beginnen, mit dem fünften Vers in eine andere Form übergehen und meist mit der Wiederholung der vier ersten Verse schließen. Der Dichter behandelt diese Form mit großem Geschick, die für den ernsten, oft melancholischen Inhalt recht geeignet scheint; sie behandeln des Dichters Schmerz um die todte Geliebte mit großer Wärme und Innigkeit, und wir bewundern den Gedankenreichthum des Dichters, der den Stoff in den 71 Bildern immer wieder anziehend darzustellen weiß. — Ein kleines Gedicht: „Der Sieg der Wahrheit" (Koblenz 1853) ist der „katholischen Fraction der zweiten Kammer" in Berlin gewidmet, woraus schon seine Tendenz ersichtlich ist. Seltsam ist der Gedanke, welcher der „Reise mit einer Seele" (Schaffh. 1854) zum Grunde liegt. Des Dichters Seele ist mit dessen Herzen unzufrieden, trennt sich von diesem und schwingt sich in unbekannte Sterne, wo sie einer andern Seele begegnet, die ihr Gott zu ihrer Belehrung und Bekehrung schickt. Sie führt des Dichters Seele in verschiedene Sterne, in denen die Abgeschiedenen für ihre verschiedenen Sünden büßen. Es ist also das Gedicht eine kleine Nachahmung von Dante's genialer Hölle, und ist natürlich ganz in katholisch mystischem Sinne durchgeführt. Noch entschiedener tritt diese Tendenz in der Dichtung „Gnaden" (Schaffh. 1856) hervor, worin der Dichter Wundergeschichten in der Weise der Legendenpoesie des Mittelalters mit einer mittelalterlichen Gläubigkeit erzählt, die den Dichtungen poetischen Werth verleiht. — Ludovica Freifrau von Des Bordes, geb. Brentano, Schwester des Romantikers Clemens Brentano, geb. am 10. Jan. 1787 zu Frankfurt a. M., gestorben auf ihrem Schlosse Wasserlos bei Würzburg am 19. März 1854, nimmt durch ihre „Geistlichen Lieder" (Regensb. 1854) eine hervorragende Stelle unter den katholischen Dichtern religiöser Lieder ein; sie sind gläubige Ergüsse einer schönen weiblichen Seele. — Adolf Wildgruber, geb. zu Innsbruck am 26. Aug. 1820, seit 1844 Priester, war 1848 Feldprediger der Leutascher Schützen, gest. als Professor am Gymnasium in Feldkirch im J. 1854, schrieb „Heilige Dichtungen", die in leichter und gewandter Form tief religiöse Empfindungen aussprechen. — Von Wilhelm Stempfle, dessen Lebensverhältnisse uns unbekannt sind, erschienen „Knospen und Blüthen in Gedichten" (Nördl. 1857), die zum weitaus größten Theile religiösen Inhalts sind. Er besingt die Heilige Jungfrau (und dieß ermächtigt uns, ihn für einen Katholiken zu halten), jedoch nicht in dem jesuitischen Sinne; er besingt den Heiland, diesen aber als den Ausfluß der Liebe Gottes zum Menschengeschlecht, oft übrigens in einer Weise, die an den protestantischen Pietismus erinnert. Die weltlichen Gedichte sind lieblich und zart, an die romantische Weise oder noch näher an die Weise Eichendorffs anklingend. — In der neuesten Zeit hat sich A. Hungari, Pfarrer zu Rödelheim bei Frankfurt a. M., durch seine „Religiösen Gedichte" (Frankfurt, 2. Aufl. 1863) vielseitigen Beifall erworben. Er besitzt nicht die lebendige Phantasie Gedeons von der Heide, dagegen ist er ruhiger, klarer, im Ganzen auch tiefer. Auch tritt bei ihm das confessionelle

*) Das „Illustrirte Sonntagsblatt für katholische Familien" von Henze, dessen Jahrgang 1856 eine Biographie Bergers enthält, ist aus dem Buchhandel verschwunden.

nt weit weniger hervor; einige Marien- und Gedichte an den Schutzengel aus- men, erinnert Nichts an das katholische ıtniß des Dichters, der ein von allem tischen Ballast freies Christenthum dem mit Herzlichkeit vorträgt.

Sinne der Deutschkatholiken dichtete Heribert Rau, den wir schon bespro- aben, H. Loose „Christlich deutsche Lie- Karlsr. 1843). — Von weitaus größerer tung ist Friedrich Maximilian Hes- . Derselbe wurde am 24. Febr. 1800 rmstadt geboren, besuchte das dortige asium, mußte aber wegen ungünstiger ltnisse Soldat werden. Er trat in die e Artillerie, erhielt später Urlaub, um niversität Gießen zu besuchen, wo er astlosem Eifer Naturwissenschaften und ophie studierte. Nach Darmstadt zurück- , widmete er sich unter Leitung seines s Moller der Baukunst, und machte in . 1827—30 zu seiner weitern Ausbil- Reisen nach Italien, Griechenland und ten. Noch vor seiner Rückkehr erhielt er uf als Professor der Baukunst am Stä- n Kunstinstitut in Frankfurt a. M., wo 1. Dez. 1860 starb. Der künstlerische der ihm einen hohen Rang unter den nstlern erwarb, verläugnet sich auch in Dichtungen nicht, und insbesondere ist unstvolle architektonische Bau derselben ehrwürdig, was besonders an seinen ch-christlichen Sonetten" (Frankf. 1845) mmen ist, deren würdige und bei aller doch kräftige Haltung Zeugniß von sei- archdachten Ueberzeugung ablegt. Noch Verbreitung haben die „Lieder der un- ten Gemeinde" (Lpz. 1854) gefunden, en vortreffliche Betrachtungen über Gott ssen Verhältniß zur Welt und zu den en mit anschaulichen und poetisch schö- aturbildern verbunden sind.

den protestantischen Dichtern haben pitta, V. von Strauß, Frau von nies, Hagenbach, Böhmer, Lange- e, die Gräfin Franziska v. Schwe- Osterwald und Gerok theils schon t und theils werden wir sie später aus- er besprechen. Außerdem haben wir noch e zu nennen: Johann Christoph atzki, geb. am 17. Okt. 1795 zu Elms- n Holstein, studierte in Jena, Halle und wurde dann Prediger auf der Hallig, nselgruppe auf der Westseite der däni- üste, und später in Friedrichsstadt, wo 11. Mai 1840 starb. Unter seinen hen Schriften (8 Bde. Altona 1844), oßen Theil Erzählungen und Novellen, ie Hallig oder die Schiffbrüchigen auf ilande in der Nordsee" (Ebd. 1836) ervorragendste. Seine „Gedichte" (2. lufl. 1852), die zum Theil religiösen s sind, verrathen kein großartiges Talent, denn selbst bescheiden von seiner dichte- Begabung spricht („Von ferne sah ich ie Musen nahn"); sie berühren aber ätig durch ihre einfache, biblische Sprache, omme Gläubigkeit und edle Gesinnung. eltlichen Lieder bieten manchen guten ken, doch ist wenig poetische Kraft sichtbar; einzelne erinnern an den bekannten Schmidt von Werneuchen. — Weitaus bedeutender ist Friedrich Julius Krais. Geboren zu Beil- stein im Würtembergischen am 29. Nov. 1807, studierte er in Tübingen Theologie, wo Uhlands Vorlesungen großen Einfluß auf ihn ausübten. Im J. 1833 wurde er Pfarrer zu Thalheim bei Heilbronn und 1847 Stadtpfarrer in Güg- lingen. Schon seine ersten „Gedichte" (Heilbr. 1839; 2. Aufl. 1842) behandeln in dem Ab- schnitt „Bilder aus dem Heiligthum" religiöse Stoffe, manche mit ausgezeichnetem Glück, z. B. „Das Land der Verheißung", „Das lebendige Wasser", und in einem dritten, „Stimmen der Weltgeschichte", besingt er unter Anderm in kräftigen Tönen die Vorkämpfer politischer und religiöser Freiheit. Später erschienen „Ge- sänge unter den Palmen" (Heidelb. 1847) und „Christliche Gedichte" (Reutl. 1859), in denen sich manche gute Legenden, aber auch solche be- finden, welche der poetischen Behandlung wider- streben. Die Erzählungen aus den verschiede- nen Missionen unter den Heiden bieten zum Theil großes Interesse und sind mit Liebe be- handelt. Die Erzählungen für Kinder sind einfach und gut dargestellt. Unter den Liedern, welche meist Betrachtungen bei besonderen An- lässen enthalten, bewegen sich viele in den alten Gedanken, bei andern begegnet man über- raschend neuer Auffassung. — Der „Christ- liche Meerestempel" (Bremen 1841) von Eduard Bohn enthält Gebete und Betrach- tungen für Auswanderer während ihrer Meer- fahrt; sie sind zum Theil allgemeinen Inhalts, andere sind mit Rücksicht auf die besonderen Ver- hältnisse abgefaßt, die sich bei einer langen See- reise zu ereignen pflegen. — Christian Ru- dolph Heinrich Puchta, geb. am 19. Aug. 1808 zu Cadolzburg, studierte Theologie und Philosophie, zuerst in Erlangen, wo Schelling und Kraft den größten Einfluß auf ihn aus- übten, dann in Berlin, wurde 1832 Stadt- vikar in München, 1837 theologischer Repetent in Erlangen, 1839 Professor der Philosophie und Religion am Lyceum zu Speier und 1842 Pfarrer in Eyb bei Ansbach; er starb im J. 1857 als Stadtpfarrer in Augsburg. Puchta gab unter dem Titel „Der Hausaltar. Mor- gengruß und Feierabend in christlichen Fami- lien" (Frankf. u. Erlangen 1843; 2. sehr verm. Aufl. 1857) eine Sammlung von reli- giösen Gedichten heraus, die „der häuslichen Andacht, dem Gottesdienst im Kreis der Fa- milie, aber auch den Stunden einsamen Ge- bets gewidmet" sind. Form und Einrichtung hat „Der Hausaltar" mit den zu ihrer Zeit vielverbreiteten „Morgen- und Abendopfern" von Witschel gemein; während aber in diesen Gesängen Natur und Schöpfung, Vorsehung und Allmacht, Tugend und Unsterblichkeit die leitenden Gedanken und der vorherrschende Grundton waren, sind es bei Puchta Offen- barung und Gnade, Sünde und Buße, Wie- dergeburt und Erlösung; der mehr rationali- stischen Richtung Witschels hat er die streng dogmatische entgegengesetzt. Zugleich bestrebte er sich, die religiösen Wahrheiten, wie sie von der heiligen Schrift überliefert sind, in modernes Gewand zu kleiden und die „reinsten Formen der neuern Sangeskunst mit dem echten biblischen

Gehalt zu einer lebendigen Einheit zu verschmelzen". Und dieß ist ihm in hohem Grade gelungen. Der Dichter hat sich am Studium des alten Kirchenliedes herangebildet, dessen tiefe Innigkeit er sich zu eigen gemacht hat; seine Sprache und Versbildung ist von großer Reinheit und von erfreulichem Wohllaut. Viele Lieder sind sangbar, und wenn auch der Verfasser seine Gedichte in Bescheidenheit nur der häuslichen Andacht gewidmet hat, so finden sich doch gar manche darunter, welche sich zum allgemeinen Kirchengesang eignen. Die Reimgebäude sind von großer Mannigfaltigkeit, alle aber, dem Zwecke der Sammlung entsprechend, einfach und dem Inhalt angemessen, wie er denn diejenigen Gedichte, die mehr betrachtend als lyrisch sind, nicht in Strophenformen, sondern in freien Reimverschlingungen abgefaßt hat. Seine Meisterschaft in Behandlung der Sprache hatte Puchta schon früher in einem epischen Gedichte „Zeiten und Dinge" (Erl. 1835) bewiesen, von welchem jedoch nur der erste (Gesang „Aurora" erschienen ist. Es ist in schöngebildeten Stanzen von seltenem Wohllaut und großer Reinheit des Reims abgefaßt, aber leider von so großer Unklarheit, daß es nicht möglich wäre, sich ein Bild von dem zu machen, was der Dichter eigentlich damit bezweckt, wenn wir nicht sonst wüßten, daß er darin die Ideen poetisch darstellen wollte, welche Schelling in seiner „Philosophie der Offenbarung" vorgetragen hatte. — Die „Gedichte" (Stuttg. 1843; 3. Aufl. 1860) von Eduard Eyth (geb. zu Heilbronn 1809, Professor am Seminar in Schönthal) sind in sofern religiösen Inhalts, als sie Hegels und Feuerbachs Ansichten bekämpfen und ihnen das christliche Princip mit großer Ueberzeugungskraft entgegenstellen. Sie machen um so wohlthätigern Eindruck, als sie von jeglicher pietistischer Färbung frei sind. Früher gab er heraus „Harfenklänge aus dem alten Bunde" (Basel 1838), unter welchen die poetischen Bearbeitungen der Psalmen auszuzeichnen sind, und die „Gottesharfe" (Stuttg. 1850). — Die „Neue Poesie aus dem Alten Testament" (Hamb. u. Gotha 1847) des bekannten Theologen und Sprachkundigen Friedrich Wilhelm Karl Umbreit bietet treffliche Nachbildungen der schönsten poetischen Stellen des Alten Testaments, insbesondere der Psalmen und des Hohen Lieds. — Wilhelm Kiltzer, geb. zu Worms im J. 1795, gestorben als Lehrer an der Musterschule zu Frankfurt a. M. am 9. April 1864, erhielt von Rückert, Uhland und Kerner, mit denen er befreundet war, vielfache Anregung, die er glücklich zu benutzen verstand. Seine ersten dichterischen Versuche gab er unter dem Titel „Palmzweige" (Frankf. 1827) heraus, denen eine zweite Sammlung „Feierklänge" (Siegen u. Wiesb. 1844) folgte. Diese brachte nebst vielen neuen Liedern auch einige aus den „Palmzweigen" in verbesserter Gestalt, woraus sich das ernste Streben des Dichters erkennen läßt. In fünf Abschnitten (Gott, Christus, Leben, Natur, Unsterblichkeit) behandelt er die wichtigsten religiösen Fragen mit liebenswürdig frommem Sinn, manchmal auch mit erfreulicher Wärme und tiefer Empfindung („Gott ist uns nahe!"), öfters in einfacher biblischer Sprache („Sündenschuld"), hie und da aber auch in matter, prosaischer Darstellung. — Konrad Meier aus dem Dorfe Winkel im Kanton Zürich, geb. den 3. Sept. 1824, seit 1862 in Zürich angestellt, entfaltete in seinen „Geistlichen Liedern" (Zürich 1847) ein tief religiöses Gemüth, das auch seine „Jubellieder" (Ebd. 1848) und die schönen „Lieder der Armuth" (Ebd. 1856) belebt. Nicht weniger herzlich sind seine „Gedichte in schweizerischer Mundart" (Ebd. 1848; 2. Aufl. Bas. 1860). Bemerkenswerth endlich ist sein Epos „Die Jungfrau von Orleans. Romantisches Heldenlied" (Zür. 1854), in welchem er die großartige Erscheinung dichterisch verklärte, indem er zugleich der geschichtlichen Ueberlieferung treu blieb. — Karl August Georgi, geb. am 1. April 1802 zu Naumburg, studierte 182[illegible] in Leipzig, erwarb sich seit 1832 als Direktor der Blindenanstalt in Dresden große Verdienste. Seine „Religiösen Lieder" (Lpz. 1847) sind zum Theil schon in die Gesangbücher übergegangen. Außerdem schrieb er „Das Gebet Jesu in 15 Gesängen" (Ebd. 1849). — Von Friedrich Samuel Dreger (geb. in Berlin 1798, seit 1821 Schullehrer daselbst, gestorben den 14. Aug. 1859) besitzen wir „Geistliche Lieder und Gedichte bei Gelegenheiten" (2 Bändchen. Berl. 1850—56), welche wegen ihres schlichten und dabei herzlichen Tones viele Freunde gewonnen haben („Mein Schifflein"). — Friedrich August Köthe, geboren am 30. Juli 1781 zu Lübben in der Niederlausitz, studierte 1800 in Leipzig, wurde 1810 außerordentlicher und 1817 ordentlicher Professor der Theologie in Jena, gab aber schon 1819 wegen Kränklichkeit diese Stellung wieder auf und wurde Superintendent in Allstedt, als welcher er am 23. Okt. 1850 starb. Seine zahlreichen Lieder wurden erst nach seinem Tode in zwei Sammlungen von C. B. Meißner herausgegeben: „Geistliche Lieder. Nebst einer Biographie Köthe's" (Lpz. 1851) und „Lieder und Sprüche eines Kranken für Kranke und Gesunde" (Lpz. 1851), deren Herausgabe er selbst vorbereitet hatte und die während einer schmerzhaften Krankheit im J. 1849 entstanden waren und ihm die trübsten Stunden erheitert hatten. Sie sind der Ausdruck des innigsten Vertrauens auf Gottes Güte, des lebendigsten Glaubens an Christus, aber fern von aller krankhaften Schwärmerei. Können wir auch seine politischen Ansichten nicht theilen („An mein Volk"), so müssen wir die mit Milde gepaarte Ueberzeugung doch ehren. Rührend ist das Gedicht, in welchem er von seiner Gemeinde Abschied nimmt („Mein Testament an meine Gemeinde Allstedt"). Obgleich die Lieder das poetische Tagebuch seiner Krankheit sind und sie sich beinahe ohne Ausnahme auf dieselbe beziehen, so sind sie doch keineswegs eintönig; vielmehr überraschen sie durch den großen Gedankenreichthum, so wie sie durch ihre tiefe Innigkeit die wohlthätigste Wirkung hervorbringen. Auch die „Sprüche" sind ein schönes Zeugniß seiner wahrhaft christlichen Gesinnung, die nicht verdammt, sondern auf der Liebe beruht, daher er sagt: „Die Aergsten der Despoten sind wahrlich die Zeloten". Noch während seines Lebens erschienen „Die

n in Kirchenmelodien übergetragen" (Lpz.
es sind dieselben treu und mit poetischem
wiedergegeben. Auch die zwei Novellen
Wiederkehr" (3 Thle. Ebd. 1847) und
Woche. Idyll-Novelle" (2 Thle. Ebd.
verdienen wegen ihres tiefen Gehalts
achtung. — Johann Jakob Riet-
aus St. Gallen, als Pfarrer in Lichten-
67 gest., leitet seine „Predigten in Lie-
St. Gallen 1851) mit einem dichterischen
te „Zur Sühne, für die Kritik" ein, in
er beklagt, daß er kein Dichter sei;
:n durch dieses Vorwort beweist er, daß
escheiden von sich urtheilt und ein wirk-
alent besitzt. Allerdings kommt es in den
zten" nicht zur freien Entfaltung, aber
ließ nicht Schuld des mangelnden Ta-
ondern Folge des Stoffs oder vielmehr
i ihm gewählten Form, in welche er
toffe nicht einkleidet, sondern einzwängt.
die Predigten ein Ganzes bilden, so
die einzelnen Theile auch in einem
h gegliederten Zusammenhange stehen;
aber keineswegs der Fall, vielmehr
ie keine Beziehung zu einander. Für
rachtet, sind die einzelnen Abschnitte
cht gelungen; in einigen tritt nur der
rton zu stark hervor. Der Dichter ist
lot und nicht konfessionell beschränkt;
ist ein entschiedener Protestant, d. h. er
ert „gegen jedes Unrecht von oben oder
gegen jeden Zwang an Geist und Leben,
:de Lüge, geweiht oder ungeweiht". —
omas, von dessen Lebensverhältnissen
ichts bekannt ist, gab eine Sammlung
end religiöser Dichtungen unter dem Ti-
ih und Fern. Eine Herbstlese" (Frankf.
1856) heraus, welche in fünf Abschnit-
ühling, Sommer, Herbst, Winter, Das
theils an die biblische Geschichte oder
lische Dichtungen, z. B. an das Hohe
heils an die Jahreszeiten sich anlehnend,
des menschlichen Lebens in seinen man-
gen Beziehungen und Erscheinungen mit
inweisung auf Gott und den Zusammen-
:s Menschlichen mit dem Göttlichen ent-
Einige dieser Dichtungen erinnern in
Anlage und Ausführung an Schillers
:" („Die Rechte des Herrn"), von der
ch darin verschieden sind, daß sämmtliche
:e einen religiösen Hintergrund haben.
ulicher Weise behandelt der Dichter die
chichte, deren Hauptmomente er uns vor-
irt, wobei er namentlich die Geschichte des
n Volks ausführlich betrachtet („Blicke
r Vergangenheit"). Bei der neuern Ge-
seit dem Sturze des Römerreichs hebt
tens die kirchlichen Verhältnisse hervor,
i protestantischem Sinne darstellt („Wan-
der Zeiten Spur"). Der Dichter ent-
:in der großen Aufgabe, die er sich ge-
ntsprechendes Talent, nur ist die Form
mer glücklich; auch verliert er sich zu-
in unfruchtbare Reflexionen. — Georg
ian Dieffenbach, geb. am 4. Dez.
zu Schlitz im Hessischen, erhielt seine
ung von seinem Vater und mütterlichen
ter, dem als pädagogischer Schriftsteller
gewordenen Joh. Fr. Schlez, besuchte
das Gymnasium und die Universität zu
Gießen und das Prediger-Seminar zu Friedberg. Seit 1855 ist er zweiter Stadtpfarrer in seiner Vaterstadt. Seine „Gedichte" (Berl. 1857) enthalten eine große Anzahl Lieder, die nur in sofern zu den religiösen gerechnet werden können, als sie von überzeugungsvoller Gläubigkeit durchdrungen sind. Sie sind weder biblisch noch dogmatisch, auch sind sie nicht zum Behufe religiöser Andacht geschrieben; sie betrachten Natur und Menschenleben vom Standpunkt des gläubigen Christen und erfreuen daher durch Reichthum der Stoffe wie der Gedanken. Des Dichters frommer Sinn artet nirgends in Polemik, niemals in Ueberschwänglichkeit oder phantastische Schwärmerei aus, aber sie sind tief gefühlt und zuweilen sogar von feuriger Phantasie eingegeben. Auch in den andern Gedichten, namentlich in den Natur- und Liebesliedern, spricht sich ein durchaus liebenswürdiger und sittlich schöner Geist aus. Vor den „Gedichten" gab er „Kinderlieder" (Mainz 1854) heraus, die bei ihrer Einfachheit und Natürlichkeit ihrer Absicht auf das Vollkommenste entsprechen. — Ferdinand Valentin Arndt, geb. am 3. April 1808 zu Berlin, studierte daselbst Philologie und Theologie unter besonderem Einflusse Neanders und des Oberhofpredigers Strauß. Seit 1840 ist er Pastor zu Sieversdorf bei Heiterhausen. Seine „Blüthen aus dem Pfarrgarten, gesammelt in Herz und Haus und Amt" (Neu-Ruppin 1861) zerfallen, wie der Titel schon besagt, in drei Abschnitte, von denen die beiden letzten meist Gelegenheitsgedichte sind, darunter einige recht liebliche und tiefgefühlte („Kindleins Lächeln", „Der Lebensabend"). Der Kern der Sammlung findet sich jedoch im ersten Abschnitt, dessen Lieder von wahrhaft frommer Begeisterung und lebendigem Glauben eingegeben sind, dem der Dichter oft echt poetischen Ausdruck zu geben weiß („Am Ostermorgen"). Arndt bewegt sich nicht in den althergebrachten Formeln, auch ist er von der nur allzu oft geheuchelten Zerknirschung pietistischer Dichter weit entfernt, vielmehr ist er von heiterer Lebensfreudigkeit erfüllt, die in seinem Glauben ihre Quelle hat, weshalb seine Gedichte den wohlthätigsten Eindruck auf das Gemüth hervorbringen. Die „Glockenklänge" sind nicht ohne Talent, aber sie müssen nothwendig verlieren, weil sie fortwährend an Schillers großartige Dichtung erinnern und zur Vergleichung auffordern. — Christian Friedrich Heinrich Sachse, geb. den 2. Juli 1785 in Eisenberg, studierte 1804 in Jena Theologie, bekleidete seit 1812 verschiedene geistliche Aemter, wurde 1823 Hofprediger und 1831 Consistorialrath zu Altenburg, wo er am 9. Okt. 1860 starb. Die geistlichen Lieder, die er in verschiedenen Zeitschriften und Sammlungen veröffentlicht hatte, wurden erst nach seinem Tode nebst andern noch ungedruckten und denen seines 1855 im 27. Jahre als Lehrer an der Bürgerschule in Leipzig verstorbenen Sohnes Rudolph Sachse gesammelt (Altenb. 1861). Mit wenigen Ausnahmen sind die Lieder des Vaters bei besonderen Veranlassungen gedichtet, und es sind darunter namentlich die Reformations- und Begräbnißlieder auszuzeichnen. Auch die übrigen sind meist Gelegenheitsgedichte, für welche

Gattung er überhaupt ein seltenes Talent besaß. Besonders sind die heitern Gedichte dieser Art wegen ihrer glücklichen Anlage und ihrer jovialen Durchführung zu erwähnen. Die Lieder des Sohnes sind warm und tief empfunden und der Ausdruck eines liebenswürdigen Gemüths. — Eine sehr erfreuliche Erscheinung sind die geistlichen Gesänge und Lieder, welche H. Sengelmann, von dessen Leben wir leider Nichts berichten können, unter dem Titel „Soli Deo Gloria" (Hamb. 1861) herausgegeben hat. Er besingt beinahe ausschließlich den Christ und dessen Erlösungswerk, aber „Es tönet frisch und fröhlich Das Lied von meinem Herrn", ruft er denen zu, die in den heiligen Worten nur trüben und düsteren Sinn erblicken, die unter dem Schein, die Welt zu verachten, doch durch ihr Thun die Aufmerksamkeit derselben auf sich ziehen wollen. Die Nachbildungen alter Gesänge sind verdankenswerth; einige Lieder in plattdeutscher Mundart erfreuen durch ihre schlichte Einfalt und ihre Innigkeit. — Martin Hugo Lange, geb. den 11. Nov. 1818 zu Schulpforte, wo er seine Schulbildung erhielt, gieng 1837 nach Leipzig und später nach Berlin, um die Rechte zu studieren. Schon bereitete er sich zum dritten Staatsexamen vor, als er sich 1845 entschloß, Theologie zu studieren und deshalb die Universität Halle bezog. Im J. 1849 wurde er zum Diakonus zu Weissensee in Thüringen gewählt und 1853 als Domprediger nach Halberstadt berufen, wo er, obgleich an der rechten Hand gelähmt und an der linken dem Schreibekrampf unterworfen, noch als geachteter Kanzelredner wirkt. Seine Gedichte „Unter den Sternen. Lieder aus dem Tagebuch von Martin" (Halle 1863) hätten eben so gut bei den weltlichen Liedern besprochen werden können, da ein nicht kleiner Theil zu dieser Gattung gehört; doch findet sich auch in den meisten derselben eine religiöse Beziehung, die übrigens beinahe ohne Ausnahme ungesucht, ja oft als nothwendig erscheint. Diese Behandlungsweise, die dem Dichter meist ausgezeichnet gelingt, trägt wesentlich zur glücklichen Wirkung dieser Lieder bei, die sich zudem in einfacher Weise und edler Sprache bewegen. Wir geben ihnen auch den Vorzug vor den eigentlichen geistlichen Liedern, obgleich auch diese wegen ihrer im Ganzen milden Gesinnung und ihrer herzlichen Wärme alle Anerkennung verdienen.

Unter den Dichtern, welche im Sinne der Altlutheraner geschrieben haben, ist uns nur ein einziger bekannt geworden, der nähere Erwähnung verdient. Friedrich Weyermüller, geb. den 21. Sept. 1810 zu Niederbronn, einem Badeorte im untern Elsaß, der Sohn eines kleinen Krämers, folgte seinem Vater in dessen Geschäft, sobald er den ersten Unterricht erhalten hatte. Von heißem Wissensdrang erfüllt, benutzte er die Nächte, um sich weiter auszubilden, wobei er besonders die deutschen Dichter studierte. Schon frühe versuchte er sich in eigenen Dichtungen, die mit der Zeit immer entschiedener eine religiöse Färbung annahmen. An dem Kampfe, der sich in der lutherischen Kirche des Elsasses entspann, nahm er gegen den „seichten Rationalismus und den ungesunden Pietismus" lebhaften Antheil, und es entstanden die „Lutherischen Lieder" (Halle 1854), denen „Der 115. Psalm in sieben deutschen Liedern nachgesungen" (Dresden u. Lpz. 1862) und „Weihnachtstimmen" (Par. u. Straßb. 1864) folgten. Weyermüller hat vorzüglich darnach gerungen, im Sinne des alten Kirchenlieds zu dichten, und es ist ihm so weit gelungen, als es in unserer Zeit überhaupt möglich ist. Er hat namentlich den kirchlichen Volkston glücklich getroffen, was schon daraus erhellt, daß manche seiner Lieder im Elsaß vom Volke gesungen werden. Wenn wir auch mit seiner Ansicht, daß die altlutherische Kirche die einzig wahre ist („Lied eines Lutheraners") nicht übereinstimmen können, vielmehr der Ueberzeugung sind, daß sie eben so gut der Fortbildung und weiteren Entwickelung bedarf, als jede andere, daß ein starres Festhalten an der alten Form dem Wesen des Protestantismus widerspricht, der auf der freien Forschung beruht, so müssen wir doch anerkennen, daß sich in den „Lutherischen Liedern" ein kräftiger und wahrhaft frommer Sinn ausspricht, der immer und selbst dann wohlthätig berührt, wenn er in seinen Anschauungen irrt.

Von den protestantischen Dichtern geistlicher Lieder mit vorwiegend pietistischer Richtung werden wir die Frau Meta Heußer-Schweitzer später ausführlicher besprechen; unter der großen Zahl der übrigen heben wir folgende hervor: Rudolf Ewald Stier, geb. zu Fraustadt in Posen am 17. März 1800, studierte von 1815 an in Berlin und Halle zuerst die Rechte, hierauf Theologie, bekleidete verschiedene geistliche Aemter, wurde 1850 Superintendent zu Schkeuditz, 1859 Obersuperintendent und Oberprediger zu Eisleben, wo er am 16. Dez. 1862 starb. Wir besitzen von ihm „Christliche Gedichte" (Basel 1825), die in zweiter Auflage als „Gedichte, christliche und biblische. Neue Sammlung und Bearbeitung" (Barmen 1845) verbessert und vermehrt erschienen. Sie sind in schöner Sprache abgefaßt und bewegen sich in pietistischen und oft dunklen mystischen Anschauungen. — Johann Peter Lange, geb. am 10. April 1802 auf der Ries bei Elberfeld, der Sohn eines braven Bauern und Landfuhrmanns, studierte von 1822—25 Theologie in Bonn, war seit 1826 Pfarrer an verschiedenen Orten, wurde 1841 zum Professor der Kirchengeschichte und Dogmatik nach Zürich, 1855 in gleicher Eigenschaft nach Bonn berufen und 1860 zum Consistorialrath ernannt. Lange ist einer der ausgezeichnetsten Theologen, der sich als Lehrer und Schriftsteller mannigfach verdient gemacht hat. Außer dem „Leben Jesu" (5 Thle. Heidelb. 1844—47), der „Christlichen Dogmatik" (3 Bde. Ebd. 1849—52) und der „Geschichte der Kirche" (2 Bde. Braunschw. 1853—54) sind vorzüglich sein „Deutsches Kirchenliederbuch" (Zür. 1843) und die „Kirchliche Hymnologie" (Ebd. 1843) zu erwähnen, durch welche Schriften er die Entwickelung des Kirchengesangs förderte. Er war zu diesem Unternehmen um so mehr berufen, als er selbst schon seit Jahren das religiöse Gedicht mit Glück gepflegt hatte. Zuerst erschienen „Biblische Dichtungen" (2 Bdchn. Elberf. 1832—34), deren biblische Sprache und innige Gläubigkeit

Herz spricht, die aber von der pietisti-
lichtung seiner Heimat nur zu oft und
! gefärbt sind. Die „Gedichte und Sprüche
m Gebiete christlicher Naturbetrachtung"
. 1835) wurzeln ebenfalls auf streng-
em Standpunkte, müssen aber auch durch
stvolle Behandlung diejenigen befriedigen,
entgegengesetzter Richtung sind; ja, es
diese selbst anerkennen müssen, daß die
den Rationalismus gerichteten „Kleinen
schen Gedichte" (Ebd. 1835) manche sinn-
und treffende Epigramme enthalten. Von
chters Gedankenfülle und reicher Phan-
ugen besonders die didaktischen Gesänge
Welt des Herrn" (Essen 1835) und „Die
terung der Welt" (Berl. 1838), von sei-
ebenswürdigen Gemüthlichkeit die „Ge-
(Essen 1843). Noch bedeutender viel-
ind die religiösen Dichtungen, welche er
dem Titel „Vom Oelberge" (Frankfurt
verm. Ausg. 1858) veröffentlichte. Es
rin besonders die Lieder auszuzeichnen,
en der Dichter sein lebendiges Gottver-
in begeisterten Worten ausspricht („Die
hrt"), so wie diejenigen, in denen er mit
cher Behandlung seine Gedanken in Form
rabel einkleidet („Die Pappel", „Die
"). — Von Gustav Friedrich Lud-
nack, geb. 1806 zu Berlin, seit 1850
an der Bethlehemskirche daselbst, er-
eine Sammlung religiöser Gedichte un-
r Titel „Simon Johanna, hast du mich
die er später als „Zionsharfe. Geist-
eder und Sonette" (Berl. 1840; 3. Aufl.
herausgab. Sie sind eben so tief em-
n als glücklich dargestellt, doch nicht ohne
chen Anflug. — Peter Löser, geb. am
il 1822 zu Wildschütz in Sachsen, stu-
von 1840—43 in Halle unter Tholuck
gie und starb im J. 1847 viel zu früh,
ß seine vielseitigen Talente hätten zur
jedeihen können. Nach seinem Tode er-
„Werthvolles aus dem Nachlasse des jun-
eologen Peter Löser. Mit ein. Vorworte
. Tholuck, herausgeg. und geordnet von
n der Osten-Sacken und Herm. Oden-
(2 Bde. 2. neu umgearb. verm. Aufl.
1853), welches in der That manches
volle enthält, besonders in den „Freund-
chen Briefen", aus denen ein gediegener,
Charakter spricht. Die Poesien, welche
heil aus des Dichters Schul- und Uni-
sjahren stammen, sind deswegen schon
tteresse, weil sie die allmähliche Entwicke-
es Jünglings und heranreifenden Man-
kräftigen Zügen vorführen. In den
n spricht sich ein lebendiger, oft kecker
eine reiche, glühende Phantasie, eine hei-
zuweilen selbst übermüthige Lebenslust
ie jedoch nie in Frivolität ausartet, ja
ar tief gläubigen Sinn nicht ausschließt;
spätern, die beinahe sämmtlich religiösen
s sind, erkennt man den Einfluß der
chen Schule Tholucks, der durch die
ichkeit des Dichters mächtig unterstützt
— Friedrich Galle, von dem uns
kannt geworden ist, daß er als Pastor
sigk bei Rabegast starb, veröffentlichte
hte" (Halle 1847), die in ihrer ersten
ung die Absicht haben, „das Lob Gottes
zu mehren und sein Reich auf Erden fördern
zu helfen, wenn auch oft mehr nur mittelbar
durch Hindeutungen auf die Oede und Unwahr-
heit, welche außerhalb des Reiches Gottes an-
zutreffen sind". Ließe sich die Oede durch Oede
vertreiben, so würde der Dichter seinen Zweck
vollkommen erreichen; da dieß aber nicht wahr-
scheinlich ist, so zweifeln wir, daß er irgend
einen Erfolg gehabt hat. Alles ist so prosaisch,
daß selbst gute Gedanken, die er Andern ent-
lehnt, unter seinen Händen trivial werden.
Von der zweiten Abtheilung, „Gedichte und
Lieder für Kinder", rühmt der Verfasser, daß
sie bei Kindern, die er unterrichtete, sichtbaren
Anklang gefunden hätten. Täuscht er sich nicht,
so hat er diesen Erfolg gewiß seiner Persön-
lichkeit zu verdanken gehabt, nicht aber den
Gedichten, von denen kein einziges dem kind-
lichen Alter entspricht. Wenn es wahr ist,
daß „für Kinder das Beste gerade gut genug
ist", so wird man sich hüten, ihnen diese vor-
zulegen, in denen der Gehalt der unbeholfenen
Form entspricht. Einem einzigen Gedicht liegt
ein fruchtbarer Gedanke zum Grunde („Fort-
schritte"), aber der Verfasser scheint dieß nicht
einmal gewußt zu haben. — Gustav Jahn,
geb. am 23. Febr. 1818 zu Sandersleben in
Anhalt-Dessau, wurde zum Nachfolger im Ge-
schäfte seines Vaters, eines Weißgerbers, be-
stimmt, brachte es auch bis zum zünftigen Mei-
ster, verließ jedoch diesen Beruf, um sich dem
Landbau zu widmen, wozu ihn namentlich auch
die Aussicht bestimmte, sich im Winter litera-
risch beschäftigen zu können. Im J. 1852
wurde er zum Bürgermeister seiner Vaterstadt
ernannt; 1858 übernahm er die Vorsteherschaft
der Pommerschen Brüderanstalt und des Kna-
benrettungshauses in Züllchow bei Stettin, wo
er eine fruchtreiche Thätigkeit entwickelte. Gust.
Jahn hat sich durch seine Volksschriften einen
ehrenvollen Namen erworben; aber auch seine
„Gedichte" (Lpz. 1845), die er unter dem Na-
men Gustav Frisch herausgab, verdienen Be-
achtung. Größeres Aufsehen erregte „Das
Hohelied in Liedern" (4. Aufl. Halle 1860),
in welchem er beinahe jeden einzelnen Vers des
hebräischen Gedichts zu einem ganzen Lied er-
weiterte. Es ist freilich gewagt, in unsern
Tagen nicht nur die mystische Auslegung des
Hohenlieds und die Beziehung des Bräutigams
auf Christus, der Braut auf die gläubige Seele
durchzuführen, sondern auch im Einzelnen die
sinnlichsten Bezeichnungen beizubehalten, was
oft einen unangenehmen Eindruck hervorbringt;
aber kann man sich in die Anschauungsweise
des Dichters versetzen, so muß man gestehen,
daß ihm seine Bearbeitung in überraschender
Weise gelungen ist. Die Sprache hat die orien-
talische Glut des Originals bewahrt, der Vers
ist rein und wohllautend, und manches Gedicht
muß nicht bloß den pietistischen Gesinnungs-
genossen, sondern jedem empfänglichen Herzen
wohlgefallen, wenn man sich dasselbe ohne
jene mystische Beziehung denkt. — Die „Zeug-
nisse aus dem verborgenen Leben" (2 Hefte)
des Organisten Peter Friedrich Engstfeld
in Duisburg (gestorben am 4. Okt. 1848)
sind zwar formell zum Theil unbeholfen,
aber man übersieht dieses leicht bei der Wahr-
heit der Empfindung, die alle meist unter

Sorgen und Schmerz entstandenen Gedichte beseelt. — C. J. St. Czilsky, geb. am 17. April 1820 zu Lychen in der Uckermark, besuchte die Schule, dann die Universität in Halle, später die in Berlin, um Theologie zu studieren, worauf er an verschiedenen Orten als Hülfsprediger, später im Dienste der sogenannten innern Mission thätig war. Seit 1860 ist er als Prediger in Bernstein angestellt. In „Kreuz und Krone. Eine Festgabe" (Berl. 1852; 2. Aufl. 1856) hat er versucht, Lieder zu dichten, die zugleich kirchlich und poetisch seien. Wie der Titel schon besagt, hat er sie dem Preise des Heilands gewidmet; sie sind nicht ohne pietistischen Anflug und vermeiden nicht immer die herrnhutische Süßlichkeit, obgleich er diese im Vorwort als Ausflüsse „eines sentimentalen und geschmacklosen Zeitgeschmacks" charakterisiert. Eine zweite Sammlung „Haus und Herz. Einfache Dichtungen verschiedenen Inhalts" (Berlin 1857) erfreuen durch ihre liebenswürdige Kindlichkeit. Czilsky verfaßte auch einen „Faust. Dramatisches Gedicht" (Halle 1843), welches wir nicht kennen. — Friedrich Heinrich Ofer, geb. den 29. Febr. 1820 in Basel, studierte nach gehöriger Vorbildung Theologie auf der Universität seiner Vaterstadt und später in Berlin, wurde 1845 Pfarrer zu Waldenburg im Kanton Baselland und 1866 Prediger an der Strafanstalt in Basel. Seine „Kreuz- und Trostlieder. Mit ein. Anhange von Liedern auf des Kindes Tod" (Basel 1856; 2. verm. Aufl. Wiesb. 1866) haben durch die häufigen Compositionen, die sie gefunden, ziemlich große Verbreitung erhalten, und in der That eignen sie sich durch ihre musikalische Behandlung ganz vorzüglich zum Gesang. Ihr Gehalt ist dagegen sehr unbedeutend. Sie sind ein fortgesetztes Gewimmer ohne Realität; der geistliche Religionsschmerz ist eben gerade so krankhaft als der profane Weltschmerz. Uebrigens kehren die nämlichen Gedanken immer wieder, die zudem ohne logischen Zusammenhang durch einander gewürfelt sind. Besser sind die Lieder des Anhangs „Auf des Kindes Tod", weil sie sich an gegebene Verhältnisse anschließen und sich nicht bloß wie die „Kreuz- und Trostlieder" in althergebrachten Gemeinplätzen bewegen. Von wirklichem Talent zeugen Ofers weltliche Gedichte, die, so viel wir wissen, noch nicht gesammelt sind; sie sind der Erguß wahrer und nicht bloß gemachter und gesuchter Empfindungen, welche seine religiösen Lieder so sehr verunstalten. — In streng gläubigem Sinne dichtete Carl Scheele „Nach Hause" (Halle 1861). Schon das Motto, das er dem ersten Abschnitt „Jugendfahrt" vorsetzt: „Ehe ich gedemüthigt wurde, irrte ich", bezeichnet den Geist dieser Dichtungen, noch mehr die Lieder der ersten Abtheilung selbst, in denen sich kaum ein leiser Zweifel zu erheben wagt; in ihnen weht noch nicht der unklare Hauch, der den Abschnitt „Deutsche Mystik" durchzieht, noch tönt in ihm das Gewimmer der Zerknirschung, das der Dichter im Abschnitt „Unter dem Kreuz" erhebt. — Als Dichter religiöser Lieder im Geiste der „Freien Gemeinden" ist uns nur Baltzer bekannt geworden, von dem später die Rede sein wird.

Karl Ferdinand Dräxler-Manfred.

Dräxler-Manfred

Wie mehrere andere Dichter hat Dräxler-Manfred seine ersten Werke zwar schon vor Beginn des Zeitabschnittes veröffentlicht, welchen wir zu besprechen haben, weshalb er auch schon im dritten Band unseres Werkes vorübergehend erwähnt wurde; da er aber später größere Bedeutung erlangte, so müssen wir ihm eine eingehendere Besprechung widmen.

Karl Ferdinand Dräxler wurde am 17. Juni 1806 zu Lemberg, der Hauptstadt von Galizien, geboren. Obgleich seine Eltern Deutsche waren, so war seine Erziehung und sein Unterricht doch vorwiegend polnisch, so daß er, als er später mit seinem Vater nach Prag zog, der deutschen Sprache kaum mächtig war, und er auch in der neuen Heimat unter den Einfluß des Slaventhums gerieth. Doch befreite er sich allmählich von demselben, als er in häufigeren Umgang mit Deutschen kam und die deutsche Literatur kennen lernte. Bald wurden Rückert, Platen und Heine seine Lieblingsdichter, und von ihnen angeregt, machte er selbst poetische Versuche, die ihm nach seiner Ansicht so wohlgeriethen, daß er schon im 17. Jahre eine Sammlung derselben herausgeben wollte, was er aber auf den Rath eines

inenden älteren Freundes unterließ; doch ie Poesie seine Lieblingsbeschäftigung. e das Glück, mit bedeutenden Männern bekannt zu werden, die wohlthätigen auf seine dichterische Entwickelung aus- so mit Gerle, Marsano, Egon Ebert, und Anderen. Nachdem er ein Jahr Wien die Rechte studiert hatte, gieng Leipzig, wo er im Verkehr mit dem ker Amadeus Wendt und dem Dichter ohn tiefere Einsicht in das Wesen der gewann und sein Talent immer glück- ntwickelte. Im J. 1826 veröffentlichte omanzen, Lieder und Sonette", denen 28 ein zweites Bändchen ließ. Beide lungen gab er unter dem Namen Man- eraus, den er später, weil er unter dem- bekannt geworden war, dem seinigen bei-

Er verbarg sich unter diesem Namen, wie er selbst sagt, aus Tiecks „Phan- entnommen hatte, theils aus Rücksicht die Seinen, die mit seiner „Dichterei" eben waren, theils weil er als Oester- selbst im Auslande Nichts durfte drucken ohne es der österreichischen Censur zu erfen. Von 1829 lebte er sieben Jahre Wien, wo er sich beinahe ausschließlich rnalistischen Arbeiten beschäftigte. So m und belebend ihm einerseits der Um- it Anastasius Grün, Nicolaus Lenau, feld, Seidl u. A. war, so waren da- eine äußern Verhältnisse von der Art, die rechte Stimmung zu selbstständigeren n nicht finden konnte, da beinahe seine Zeit von seiner journalistischen Thätig- Anspruch genommen wurde. Auch trägt was er damals veröffentlichte (es sind rzählungen), das Zeichen der Hast und ickenden Einflüsse. Es gelang ihm end- ch von denselben zu befreien. Nachdem trotz seiner trefflichen Concurse vergeb- eine Professur gemeldet hatte, begab er J. 1857 auf Reisen, zunächst in das liche Deutschland, dann durch Belgien, d, Frankreich und das nördliche Deutsch- ach London, was seinen Gesichtskreis nd erweiterte und seinem poetischen Ta- ne festere Richtung gab. Nach Deutsch- rückgekehrt, lebte er zuerst in Mann- dann längere Zeit in Frankfurt a. M., in Meiningen und Cöln und zuletzt in adt, wo er die officielle „Darmstädter " redigierte und das „Rheinische Taschen- erausgab. Im J. 1852 wurde er von aktionären Ministerium von der Redak- r „Darmstädter Zeitung" entfernt und tan in Existenzverlegenheit gesetzt. Doch e er alsbald „Die Muse. Blätter für und heitere Unterhaltung", die er fünf hindurch mit Erfolg herausgab. Im 4 wurde er zum Dramaturgen des Hof- ernannt, welche Stelle er noch bekleidet. schon hatte ihm der Herzog von Mei- in Anerkennung seiner dichterischen Lei- den Titel Hofrath verliehen; auch hatte demselben Grunde den luxemburger der Eisenkrone und die württembergische Medaille für Kunst und Wissenschaft t, und auch später wurden ihm ähnliche hnungen zu Theil.

Die ersten Gedichte, die Dräxler-Manfred veröffentlichte, trugen zwar das Gepräge der Jugendlichkeit (er war damals erst 23 J. alt), und es war namentlich an ihnen sichtbar, daß er noch nicht zur Selbstständigkeit herangereift war, da die Nachahmung anderer Dichter nicht verkannt werden konnte; zudem beherrschte er weder die Sprache noch die Form, denen es an Reinheit und Glätte fehlte; aber dennoch bewiesen diese Versuche, daß er ein echtes Talent besaß. Mit den reiferen Jahren wurde er sich seiner Mängel bewußt, und die zweite Sammlung seiner Gedichte, die über zehn Jahre später erschien als die erste (Frankf. 1838; 4. Aufl. 1861), bewies auf das Unzweifelhafteste, daß er mit Hingebung und Liebe nach größerer Vollendung gestrebt habe. Zwar waren auch in diesen äußere Einflüsse noch sichtbar, aber während er früher von solchen mehr oder weniger beherrscht wurde, waren sie später nur vorübergehend und zeigten sich nur in einzelnen Erscheinungen. Die Dichter, welche nach und nach bestimmend auf ihn einwirkten, lassen sich in seinen Dichtungen leicht erkennen. Zuerst waren es die Romantiker und insbesondere Tieck, in dessen Sinne er übrigens einige schöne Lieder dichtete; später übte Heine einen allgewaltigen, aber eben nicht glücklichen Einfluß aus; denn wie alle Nachahmer dieses Dichters ließ er sich von dessen Eigenthümlichkeit so ganz fesseln, daß er eigentlich nur Variationen von dem gab, was man in den Gedichten seines Vorbildes lesen konnte, wie man sich an dem Gedicht „Erinnerung" leicht überzeugen kann, das in Gedankengang, Haltung und Form ganz den Charakter der Heineschen Dichtung hat. Eben so unverkennbar ist die Nachahmung Freiligraths in der „Scene auf Java", in welcher er sogar wie jener nach fremdartigen Reimklängen hascht, und so ist auch die oberflächlichste Betrachtung hinlänglich, um in dem „Erwachen der Liebe" eine Anlehnung an Uhland, in dem Gedicht „Sempach" eine Nachwirkung von Anastasius Grüns „Letztem Ritter" zu erkennen. Aber, wie schon erwähnt, sind diese Einflüsse nur vorübergehend und der Dichter befreit sich je länger je mehr von denselben, wie er denn immer mehr zum Bewußtsein seiner eigenen Kraft gelangte und er einsah, daß es ihm „wenig fromme, sich den Andern stets anzupassen" („Eigne Weise"). Nur Ein Dichter leitete ihn auch später, Rückert, an dem, wie er in dem ihm gewidmeten Gedichte sagt, sein „Herz in seiner glühenden Begierde nie ermattete". „Begeistert", fügt er hinzu,

„Begeistert denk' ich sein aus Jünglingstagen,
Zu dem begeistert ich als Mann mich kehre.
Sie werden noch in späten Zeiten sagen
Von seiner Kraft und deutschen Dichterehre:
Vielleicht von Einem auch, der ihm sich neigte,
Und vor der Welt die Liebe ihm bezeigte.

Aber man würde unsern Dichter ganz falsch beurtheilen, wenn man ihn als Nachahmer Rückerts bezeichnen wollte; der Einfluß, den dieser auf ihn ausübte, war viel edlerer Natur. Er wurde von ihm angeregt, durch Rückerts Reichthum ist er auf seinen eigenen aufmerksam gemacht worden, und höchstens kann man sagen, daß seine Gedichte, insbesondere

seine Liebeslieder, von Rückertschem Hauch beseelt sind.

Dräxler-Manfred hat zwar kein bahnbrechendes Talent, aber er besitzt alle Eigenschaften, die einen echten Dichter beurkunden; er hat eine lebendige Phantasie, ein tiefes, warmes Gefühl, eine unerschütterliche Liebe zur Wahrheit und einen hohen Adel der Gesinnung; er ist für alles Schöne und Große von wahrhafter Begeisterung durchdrungen, ohne jegliche Beimischung von krankhafter Schwärmerei oder schwächlicher Sentimentalität. Daher ist er von tiefem Widerwillen gegen alles Schlechte und Unwürdige erfüllt, der sich öfter sogar in scharfen Worten ausspricht. Die Poesie ist der Stern, der sein ganzes Leben und Weben leitet; sie ist ihm ein Heiligthum, ihr verdankt er sein höchstes Glück („Lohn des Liedes"), sie hat ihm Segen gebracht und seine Schmerzen geheilt; sie ist es, die sein Herz mit der Liebe zu Gott und zu den Menschen erfüllt, die ihm das Verständniß der Natur eröffnet, ihn die Liebe gelehrt, die ihm gleichgestimmte Seelen zugeführt und ihn über das Gemeine erhoben. Ob er sich gleich der Kunst ganz hingegeben, so hat sie ihn doch keineswegs gegen die großen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, gleichgültig gemacht, vielmehr hat er sie in den Kreis seiner dichterischen Behandlung gezogen, sie aber stets, wenn auch mit der Kraft der Ueberzeugung, doch mit erfreulicher Mäßigung behandelt, wie überhaupt edle Haltung und weises Maß ein hervorragender Charakterzug seiner Dichtungen ist. Nirgends verfällt er in Uebertreibung, weder wenn er zürnt oder seinen Schmerz ausspricht, noch wenn er sich in heiterem Humor ergeht. Oft ist sein Lied der tiefgefühlte Ausdruck des Schmerzes, der Unzufriedenheit mit der Welt und mit sich selbst („Die Thräne"), aber es ist ein Schmerz, wie ihn jeder edle Charakter einmal empfindet, er ist nicht gemacht und unwahr, wie in jenen Liedern des Weltschmerzes, die sich eine Zeit lang in jeder neuen Gedichtsammlung breit machten. Neben der Liebe und Begeisterung für die Poesie ist es sein frommer Sinn, der ihn über das Gemeine und Unwahre erhebt; einige seiner schönsten Gedichte beruhen auf religiösen Gedanken, deren biblische Grundlage er, wie in dem trefflichen Liede „Der Mann" (2), poetisch veranschaulicht.

Natur, Liebe, Leben und Kunst sind die Stoffe, die er mit Vorliebe und beinahe ausschließlich behandelt und die seiner Eigenthümlichkeit auch am Meisten entsprechen. Er hat einen offenen Sinn für die Natur, diesen „ew'gen Liebesbronnen", wie es in dem Sonett „Natur" heißt. Glücklich ist er insbesondere in den dem Frühling gewidmeten Liedern, den er z. B. im „Lenzbrief" (1) auf die anmuthigste und glücklichste Weise personificiert. Die einzelnen Erscheinungen sind ihm Sinnbilder menschlicher Gedanken und Gefühle („Der Baum"), aber er weiß die Erscheinung so plastisch und wahr darzustellen, daß die allegorische Beziehung sich nicht hervordrängt; oder wenn dies auch der Fall ist, erscheint die geschilderte Naturerscheinung als glückliches Bild irgend eines Seelenzustandes, wie im „Trost" (3). Eben so glücklich sind die Reiselieder, welche theils die ju Reiselust in vollen Tönen darstellen aber auch durch ernste Rückblicke auf fernten Geliebten oder auf die Verga Bedeutung gewinnen. Nicht weniger e sind die Lieder, welche reinmenschliche B gen zum Gegenstand haben, auf welche ihm angeführte Motto aus Günther: „ Wort' und gut Gemüth Ist das echte Lied" gar gut paßt. Wie vortrefflich bei seiner schlichten, beinahe unsch Darstellung tiefergreifende Lied „Der (4), das die Vater- und Kindesliebe reinsten Unmittelbarkeit ausspricht, d mehr episch sich bewegende Gedicht „ sagende" würdig zur Seite steht.

Wie die Naturlieder sind auch die gedichte voll Wahrheit; sie stellen das Gefühl mit der liebenswürdigsten Anm und sind gleich gelungen, ob sie der Lie oder der Liebe Schmerz aussprechen. allein ist es, die selig macht, heißt es schönen Gedicht „Erwachen" (5), sie ist des Menschen Herz für alles Hohe und eröffnen und empfänglich machen; oh bleibt ihm selbst der Frühling mit seine ber unverstanden, die Liebe macht se Winter zum Frühling; die Liebe eröff die tiefsten Geheimnisse, durch sie lern Bedeutung der Natur erkennen, ja si vermag die Natur zu beleben und ihr zu ertheilen; selbst das Wehen der vor den Fenstern der Geliebten (6) wi Liebesgruß des Getreuen.

Selten verlieren sich Dräxlers Lieder zugroße Breite, eine Klippe, an welcher Dichter stranden; er weiß auch hierin halten und den poetischen Gedanken im der größten Klarheit doch in gedräng sung darzustellen; deshalb sind auc Sonette musterhaft, in denen er o im „Verbot" (7) und im „Dichterlo den schönen Gedanken durch ein glück wähltes Bild lebendig veranschaulicht. hat er die Gasele nicht ohne Glück b („Das Rosenblatt"), eben so die „Das Grab in Gutenstein", wo der Raimund ruht, ist eine treffliche Aner des unglücklichen Dichters.

Die Gedichte in den „Fahrten" (Erl deuteten auf einen Rückschritt, da sie w Inhalt noch in der Form genügen, un denen „Meine Reisegeschichte" ganz ver eine eintönige Schilderung einer Reis Deutschland, die nur hie und da durch Bemerkungen über politische und lit Zustände einiges Interesse erhält. zeigt eine spätere Sammlung „Fre Leid. Lieder und Bilder" (Hannover auf das Erfreulichste, daß der Dichter n so kräftig und jugendlich fühlt, wie in frühern, zum Theil dreißig Jahre vo schienenen Gedichten, ob sich gleich a Ernst des Alters kund gibt, namentlic er, wie in den vier „Parabasen", ge falschen Richtungen der neuen Zeit an Eben so tritt in diesen Dichtungen das lässige Streben Dräxlers nach größtmö Formvollendung glänzend hervor, ein das sich schon in seinen ersten Versuch

t, wenn er auch in denſelben noch oft mit Sprache zu kämpfen hat. Im Ganzen iſt ne Darſtellung friſch, lebendig und ungeungen; die Strophenformen ſind äußerſt nnigfaltig und dem Inhalt angemeſſen, der im ungeſucht und meiſt rein; die Sprache anmuthig und wohllautend.

1. Lenzbrief.

Dieſes ſchrieb mit Abendgolde
Lenz ins blaue Firmament
An die liebereiche, holde,
Mutter, die ſich Erde nennt:

„Sei gegrüßt zu tauſendmalen!
Meinen vollen Liebesgruß
Send' ich dir in tauſend Strahlen
Und in Düften meinen Kuß.
Seit ich bin von dir geſchieden,
Vielgeliebte Mutter mein,
Iſt kein Frieden mehr hienieden
Und für mich kein Fröhlichſein.
Ach, und deine Klagen tragen
Auch die Lüfte zu mir her,
Die mir ſagen, daß ertragen
Du die Trennung kannſt nicht mehr.
Darum will ich wiederkehren,
Komme bald zu dir zurück,
Deine Zähren ſollen klären
Sich in meinem Sonnenblick.
Scheiden ſollen deine Leiden,
Uebertönt durch meine Luſt,
Und an Freuden möge weiden
Sich beſeligt deine Bruſt.
Ueberſchneit ſind deine Hügel,
Deine Blumen abgedorrt,
Uebereiſ't dein Wellenſpiegel,
Deine frohen Sänger fort.
Alle ſollen wiederkommen,
Lerche, Nachtigall und Fink,
Bis in Wonne ſie vernommen
Meinen erſten Liederwink.
Aber vorbereitet halten
Magſt indeß du Hof und Haus;
All die alten Froſtgeſtalten
Treibe ſorglich mir hinaus.
Sende Sonnenſtrahl entgegen
Mir als Boten für mein Glück;
Feuchten Regen, der als Segen
Perlt im holden Mutterblick.
Daß ja keine Blume ſäume
Anzuziehn ihr grünes Kleid:
An die Keime ſende Träume
Von der Auferſtehungszeit.
Bäume ſollen ſich bemoosen
Und bereit die Roſen ſtehn;
Denn mit Roſen will ich koſen
Und auf Roſen ſchlafen gehn.
Mahnung ſchicke deiner Quelle,
Daß ich ſteigen will ins Bad:
Ihre helle Silberwelle
Gaukle, wenn der Frühling naht.
Und vor Allem laſſe ahnen
Deine Menſchen Frühlingslicht:
Doch Profanen gilt dieß Mahnen
Und der ganze Himmel nicht.
Haſt du Liebe, Treugeſinnte,
Vollen Herzens, gut und ſtill,
Denen künde, leis und linde,
Daß ich ſie beſuchen will.
Tröſte Liebende mit Güte,
Ihre Leiden ziehn vorbei:
Denn Gemüthe, wie die Blüthe,
Lebet wieder auf im Mai.
Bringen will ich manche Gaben,
Manch ein neues buntes Kleid,
Will begaben und will laben,
Spenden will ich Seligkeit.
Allen ſend' ich ſtillen Frieden,
Sende buntes Glück herab.
Und den Müden, die geſchieden,
Pflanz' ich Blumen auf das Grab.
Und ſo mögen Seligkeiten,
Fröhlichkeiten aller Art
Durch die Weiten ſich verbreiten,
Rings um meinen Thron geſchaart.
Aber du, o Mutter, ſchaue
Auf mit heitrem Angeſicht,
Bis die laue Luft, die blaue,
Dir verkündiget mein Licht;
Bis dir naht das Wonnetreiben
Meines frohen Elements,
Bis dahin will ich verbleiben
Liebevoll dein treuer Lenz."

— Als ſie dieſen Brief bedachte,
War das Abenddunkel nah;
Und als Morgens ſie erwachte
War der ſchöne Schreiber da.

2. Der Mann.

Es war einmal ein blaſſer Mann,
Der ging hinaus ins Feld
Und ſah die bleichen Sterne an,
Die über ihn geſtellt.

„Und ſeid ihr blaß, und ſeid ihr bleich,
Seid ihr's doch ohne Grund,
Denn eure Welt iſt überreich
An Freuden jederſtund.

Und ſeid ihr bleich, und ſeid ihr blaß,
Seid ihr doch froh dabei;
Denn wo nicht Lieb und wo nicht Haß,
Da iſt die Seele frei." —

Und wie er ſo geſprochen trüb,
Da ging er wieder heim
Und rafft' ein Buch, das ihm gar lieb
Durch manchen alten Reim.

Saß nieder ernſt, und ſann und las,
Las wieder dann und ſann,
Das dunkle Auge wurde naß
Und fröhlicher der Mann.

Die Blicke ſahen himmelwärts,
Die Lippen ſprachen: Ja,
Und plötzlich ſchien erweicht das Herz,
Dem niemals wohlgeſchah.

Im Buch aber geſchrieben ſtund:
„Vergib den Feinden dein,
Und wer dich haßt im Erdenrund,
Dem ſollſt du gram nicht ſein;

Und was dir lieb im Erdenrund,
Lern' es entbehren gern;
Denn wer zu Klagen nie den Mund
Aufthut, gefällt dem Herrn!"

3. Troſt.

Sturmgetrieben, ohne Maſt,
Fern dem Ziel erſehnter Landung,
Treibt ein Schiff in Todeshaſt
Durch der Klippen wilde Brandung.

Bei des Wetters Ungeſtüm,
Sieh, am Takelwerk und Segel
Suchen Rettung doch bei ihm
Sturmverſchlagne Wandervögel.

Ohne Compaß, ohne Maſt
Durch das Weltmeer, das erboſte,
Wankt dein Herz, und ſieh, es paßt
Andern immer noch zum Troſte.

4. Der Kranke.

Noch nicht Jüngling, nicht mehr Knabe,
Sieh, da hielt mich ſchwer und bang
Siechthum an dem Rand zum Grabe
Und ich war recht tödtlich krank.

Stumm und keines Sinnes Meiſter,
Lag ich hin in böſer Ruh,
Und dem Heimathland der Geiſter
Strebte ſchon die Seele zu.

Da, ich denk' es noch mit Freude,
Schlief auch tiefumwölkt mein Sinn,
Bog der Vater ſich im Leide,
Ueber mich im Bette hin.

Und er ſah mich an ſo lange,
Seufzte tiefbewegt und bang,
Bis auf meine kalte Wange
Seine heiße Thräne ſank.

Dieſe Thräne, welche Schauer
Flammte ſie durch mein Gebein!
Wie wenn Gott der Wintertrauer
Schickt den Frühlingsſonnenſchein.

Bald war jene Nacht gewichen,
Alle Sinne thauten auf,
Und ein Siecher, halbverblichen,
Stand zum neuen Leben auf.

Und die Alle dem Verlornen
Ihren vollen Schmerz geweiht,
Schenkten jetzt dem Neugebornen
Tauſendfache Zärtlichkeit.

Doch wie ſie's auch um mich trieben,
So an Huld und Güte reich,
Kam doch Nichts von all dem Lieben
Jener heilgen Thräne gleich.

Jahre kamen und entflohen,
All das Liebe ſchwand gemach,
Und der Kummer ſchlich dem frohen
Jünglingsalter neidiſch nach.

Wie auch jetzt der Abgrund winket
Und Gefahren trüb und ſchwer,
Auf die blaſſe Wange ſinket
Keine ſolche Thräne mehr!

5. Erwachen.

Es war der Frühling längſt herangekommen,
Ich aber lag im Winterſchlafe tief,
Und hatte nicht den Jubelruf vernommen,
Der Jeden auferweckte, der da ſchlief.

Auf ſchlugen Blumen ihre Farbenaugen,
Die Wieſen thaten ſich gar prächtig an,
Und neue Frühlingsſtrahlen einzuſaugen
War jedes Herz und Auge aufgethan.

Die Fluten rauſchten liſpelnd in die Lüfte,
Die Vöglein ſchlugen hell im Blätterhaus,
Der Himmel ſandte ſeine milden Düfte
Und Nachts die ſtille Silberheerde aus.

Da freuten rings ſich Alle, die da wallten,
Ein Jeder jauchzte, jubelte und ſang:
Es war, als ob ein Blühen und Entfalten
Aus Menſchenherzen wie aus Knoſpen drang.

Doch all die holden Zauber, ach, ſie trafen
Mich nicht, und ich verſtand ihr Weſen kaum,
Mußt' ich doch ſtets im Winterſchlummer ſchlafen,
Und ſah das Schöne alles nur im Traum.

Der Frühling zog als milder Segenüber,
Der ſüßen Blüthenbalſam niedergießt,
An meinem inneren Geſicht vorüber
Und hat mich nur im holden Traum begrüßt.

Ich aber ſchlief; er ging und kehrte wieder
Und neu begann des Spieles heitre Pracht,
Und ſank als ſchönes Traumbild auf mich nieder,
Doch riß mich's nicht aus meiner Winternacht.

Da kam die Liebe mit den Himmelsklängen,
Worin ein Meer von ſtiller Wonne fließt,
Und hat mit paradieſiſchen Geſängen
Mich aus den tiefen Träumen aufgeküßt.

Sie hat den Schlaf vom Auge mir geſungen,
Sie hat den Schmerz vom Herzen mir gekoſt,
Sie hat mit Seligkeiten mich durchdrungen,
Mit Hoffnung und mit wunderbarem Troſt.

Sie hat mich Alles, Alles kennen lehren,
Den Himmel, der ein Abbild iſt von ihr,
Die tiefe Harmonie dort in den Sphären,
Die ſchöne Wirklichkeit im Lenze hier.

In ihrem Auge, wie in einem Spiegel,
Da ſah ich Alles wundervoll und rein,
Die Seele mit dem mächtgen Himmelsflügel,
Die Welt, das Leben, Schaffen und Gedeihn.

Eh ich noch durch der Liebe Ruf erwachte,
Da war mein Leben nur ein ewger Gram,
Weil ich's im trüben Winterſchlaf verbrachte,
Selbſt wenn der Frühling in die Fluren kam.

Nun ſich die Liebe meiner angenommen,
Iſt aufgegangen mir ein Stern der Luſt:
Der Frühling mag nun gehen oder kommen,
Für ewig iſt es Lenz in meiner Bruſt.

6. Die Pappeln.

Vor dem Fenſter meiner Lieben
Stehen Pappeln wunderſchön,
Die mit ihren hohen Trieben
In die weite Ferne ſehn.

Abends rauſchen ſie ſo milde
Mit verſtändlichem Getön,
Scheinen ihrem lieben Bilde
Traute Grüße zuzuwehn.

Oftmals ſtand ich voller Wonnen
Unterm Blätterlabyrinth,

In Gedanken eingesponnen
Und in süßes Traumgewind.

Die Gedanken, sie versanken,
Wie verweht vom Abendwind; —
Wohin alle die Gedanken
Damals wohl gekommen sind?

In die Pappeln aufgestiegen
Sind sie alle ganz gewiß,
In den Blättern sich zu wiegen,
Bis mein Lieb sich sehen ließ.

Darum rauschen Abends Töne
In den Pappeln mild und süß:
Deines Treuen, holde Schöne,
Leiser Liebesgruß ist dieß.

7. Verbot.

Du hast verboten mir, von deinen Küssen
Etwas der Welt im Liede mehr zu sagen,
Du hast mir als Geheimniß aufgetragen
Die Liebesluft, von der wir Beide wissen.

Und Alles, Alles, was mit deinen süßen,
Geliebten Lippen du in schönen Tagen
Mir in das Herz als Segen eingetragen,
Tief in der Seele soll es bleiben müssen.

Doch wie, wenn nun der Lenz bescheint die Hügel,
Ein Körnlein, das ich still ins Erdreich senke,
Bald aufgesprossen ist zur vollen Blume;

So löset, Liebste, wenn ich dein gedenke,
Mein Glücksgeheimniß seine schönen Flügel,
Und wird ein lautes Lied zu deinem Ruhme.

8. Dichterlohn.

Wenn Lieder oft den Dichter reichlich schmücken,
Und ihn gleich einem Baldachin umgeben,
Wenn sie zur schönen Zierde sich verweben,
Um auf sein Haupt als Kränze sich zu drücken:

O glaubt es nicht, daß sie ihn je beglücken,
Daß sie als milde Engel ihn umschweben,
Ihm für sein banges vielbewegtes Leben
Die Blume stiller Seligkeit zu pflücken.

Er ist dem armen Taucher zu vergleichen,
Der in die Flut des Meeres sich muß senken,
Dem reichen Kaufherrn Perlen zu erjagen:

So zieht das Dichterherz nach allen Reichen,
Um dich, o Welt, mit Schätzen zu beschenken
Und einen armen Lohn davon zu tragen.

Karl von Holtei.

Schon im vorigen Zeitraum auftretend, gelangte Karl von Holtei doch erst im Laufe der dreißiger Jahre zu allgemeiner Anerkennung, die er sich bis heute zu erhalten wußte. Am 24. Jan. 1797 zu Breslau geboren, besuchte er die dortigen Schulen, zuletzt das Magdaleneum unter Manso, trat im J. 1815 als Freiwilliger in das Heer, verließ aber bei Abschluß des Friedens die militärische Laufbahn und begann in seiner Vaterstadt juristische Studien, die er 1819 aufgab, um sich dem

Theater zu widmen, zu welchem er eine leidenschaftliche Neigung trotz aller Abmahnungen der Seinigen nicht überwinden konnte. Doch war sein Auftreten in Dresden so wenig glücklich, daß er bald darauf der Bühne wieder entsagte und eine Reihe von Jahren als Theaterdichter zuerst in Breslau, dann in Berlin, vorübergehend auch in Darmstadt wirkte, auch durch öffentliche Vorlesungen dramatischer Meisterwerke großen Beifall einerntete. Im Jahre 1833 betrat er neuerdings die Bühne, machte verschiedene Kunstreisen, übernahm 1837 die Direction eines der Berliner Theater, später die der Breslauer Bühne, bis sich auch dieses löste, worauf er sich wieder auf Reisen begab und theils als Schauspieler auftrat, theils Vorlesungen dramatischer Werke hielt, worin er ein seltenes Talent bewies, während er auf der Bühne meist nur in seinen eigenen Dramen gefiel. In der letzten Zeit hielt er sich, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, an verschiedenen Orten, meist aber in Graz auf.

Holtei besitzt ein großes gesellschaftliches Talent, er hat alle Eigenschaften, welche dem Manne im gesellschaftlichen Kreise Anerkennung erwerben, er weiß geistreich zu unterhalten, durch lebendiges Erzählen die Aufmerksamkeit zu fesseln und durch liebenswürdigen Humor die Zuneigung seiner Umgebung zu gewinnen. Diese Eigenschaften spiegeln sich auch im vollsten Maße in seinen schriftstellerischen Erzeugnissen, in seinen lyrischen Gedichten, in seinen Dramen, in seinen Romanen, in seiner Selbstbiographie. Es haben sich daher seine

Dichtungen eines nicht geringen Beifalls zu erfreuen gehabt; viele seiner Lieder wurden lange Zeit allgemein gesungen und sind auch jetzt noch nicht vergessen.

Diesen Beifall haben sie freilich zunächst und zum größten Theil dem Umstand zu verdanken, daß sie meist leicht sangbar sind, wie er denn selbst fühlte, daß seine Lieder gesungen werden müßten, wenn sie Wirkung haben sollten. Mein Lied, sagt er in der hübschen Allegorie „Gefunden", ist ein Knabe, der sich gern in die Lüfte erheben möchte, aber sich aus eigner Kraft nicht zu erheben vermag; da kommt ihm auf halbem Wege ein geflügeltes Mädchen entgegen, die Melodie, die ihn mit ihren Tönen umarmt und ihn mit sich emporhebt. Den nämlichen Gedanken wiederholt er in verschiedener, aber nicht weniger hübscher Einkleidung in dem Gedichte: „Worte hat der Mensch allein" (1). Holtei ist kein wahrhaft dichterisches Talent, es fehlt ihm die poetische Schöpfungskraft und jener poetische Hauch, der auch im einfachsten Goetheschen Liede so zauberhaft wirkt. Wenn er auch hie und da einen echt poetischen Gedanken hat, so weiß er ihn selten auch poetisch durchzuführen, wie man sich z. B. aus den „Blumenaugen" (im österreichischen Dichterbuch) überzeugen kann. Sein Talent ist, wie schon angedeutet, wesentlich gesellschaftlicher Natur, daher seine besten Gedichte beinahe ohne Ausnahme Gelegenheitsgedichte sind, wozu wir auch ganz füglich diejenigen rechnen, die er in seinen Dramen eingeflochten hat, so ganz insbesondere die Lieder „Denkst du daran?" und „Fordre Niemand mein Schicksal zu hören" aus dem Singspiel: „Der alte Feldherr". Es läßt sich diese Richtung aus den Titeln erkennen, die er den verschiedenen Abschnitten seiner „Gedichte" (Berlin 1826; 5. verm. Aufl. Berl. 1861) gegeben hat: „Gelegenheitsgedichte", „Prologe. Epiloge. Theaterreden", „Stammbuchblätter. Inschriften. Unterschriften. Theatralische Korallenschnur", „Friedhof"; aber auch die zwei andern Abschnitte: „Lyrische, betrachtende, erzählende Gedichte" und „Lieder nach bestimmten Weisen zu singen", die kaum den dritten Theil der ganzen Sammlung ausmachen, gehören ihrer Mehrzahl nach zu den Gelegenheitsgedichten. Diese hat er freilich nicht zu dem gemacht, was Goethe verlangt, aber man muß anerkennen, daß er, wenn auch manches Matte und Triviale mit unterläuft, seine Stoffe meist geistreich und anziehend behandelt, und ihnen durch heitern Humor eine gewisse Frische zu ertheilen weiß.

Bedeutender als seine hochdeutschen Dichtungen sind seine „Schlesischen Gedichte", die sich zwar nur spät, aber desto glänzendere Anerkennung erwarben (Berl. 1830; 2. Aufl. Bresl. 1850; 8. Aufl. Ebd. 1863). Er wurde zu denselben durch Hebel angeregt. „A Häbel bist de gewesen," ruft er ihm in dem einleitendem Gedichte zu, „Für die Liederle hie! Denn nimmermeh hätt' ihch gesungen In der schläsischen Weise, hätt's nich aleman'sche getichtet". Erreicht Holtei auch sein Vorbild in der echt poetischen Auffassung nicht, so strebt er ihm doch in der Wahrheit der Darstellung glücklich nach. Er kennt das schlesische Volk und seine Stimmungen, die er in glücklichen Bildern zur Anschauung bringt. Er trifft den naiven Volkston mit großem Glück. Wie seine Sprache nicht die einer besondern Gegend ist, sondern vielmehr eine glückliche, gleichsam zur allgemeinen Sprache erhobene Mischung der verschiedenen Dialekte, so hat er auch die verschiedenen Klassen und Stände des schlesischen Volks in das Bereich seiner Dichtung gezogen und uns bald das Leben und Treiben der Landleute, bald das der Städter vor Augen geführt, wo er denn oft merkwürdig mit dem Nürnberger Grübel zusammentrifft, dem er freilich an Bildung weit überlegen ist. Welchen Stoff er aber auch behandeln mag, überall tritt uns der gutmüthige, behagliche und frohsinnige Charakter des Schlesiers entgegen, so daß Weinhold mit Recht sagen konnte: „Wer Schlesien und die Schlesier kennen lernen will, greife zu Holtei's Gedichten."

1. Worte hat der Mensch allein.

Ach wenn die Blumen singen könnten
Mit ihrem kleinen Rosenmund,
Sie thäten allen Elementen
Des Frühlings Wonnen singend kund:
Durch Hain' und Fluren würd' erglühen
Ein Feuermeer der Melodie! —
Doch Blumen können Nichts als blühen,
Und singen muß der Mensch für sie.

So sing', o Mensch! Denn horch, es singen
Die lieben Vöglein lieb und laut!
Der Erde soll's zum Herzen dringen,
Sie sei des blauen Himmels Braut.
Im grünen Kleide prangt die Schöne,
Gesang mag ihr Entzücken weihn —
Doch Vögel haben Nichts als Töne,
Und Worte hat der Mensch allein.

Wenn Wort' und Töne froh sich finden,
Wie Eines mit dem Andern zieht,
Da werden sie sich gern verbinden,
Da bilden sie vereint das Lied.
Der Vogel preis't in Schall und Klange
Den Lenz, die Blum' in Duftes Luft,
Der Mensch begrüß' ihn im Gesange
Des Wortes aus der Menschenbrust.

Die Blume bleibt am Boden hangen,
Der Vogel schwingt sich flatternd auf,
Und Beide streben und verlangen
Mild ahnend nach dem Licht hinauf.
Der arme Mensch steht zwischen Beiden,
Wie Licht ihn lockt, wie Erd' ihn hält,
Doch Menschenfreuden, Menschenleiden
Verkündet er im Wort der Welt.

2. A Guschel.

1. Ver war'n schund iwivel Tag' im Heu!
Nu is irscht 's letzte Fuder —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel.
Willst de, hä? —
Nu is irscht 's letzte Fuder rei!

2. Fruh Murgens eh-b-de Sunne schien,
Do mußt'ber uf de Wiese —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Do mußt' ber uf de Wiese giehn.

3. Ich kloppte vur der Liesel Haus,
Und nahm se vulgens mite —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Und nahm se vulgens mite naus.

4. Und draußen schrie-g-n de Vägel: gieb!
Und flattern thot der Mulke —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Und flattern thot der Mulkedieb.

5. De Bliemel warn meest klatschenaß;
Im tifften Thaue mähr' ber'sch —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Im tifften Thaue mähr' ber'sch Gras.

6. De Sunne sengte rasnich stehr;
Do trunk ber manches Schlückel —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Do trunk ber manches Schlückel Bier.

7. Viel besser, denn das beste Bier,
Schmackt mer a Guschel wul vo —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Schmackt mer a Guschel wul vo-n-ihr!

8. Zum Fruhstuck, Mittag, Väsperbrut,
Und kiß ich se, do wird se —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Und kiß ich se, do wird se ruth.

9. Und wenn ich einmal sterben muhß,
Do sag ich irschte: noch an'n —
Liesel kumm' und gimmer a Guschel,
Willst de, hä? —
Do sag' ich irschte: noch an'n Kuhß!

3. Bas an der Welt Ende!

1. Spricht der Hanns zu der Greete:
„Hä, wie gutt bist de mir?"
Spricht de Greete zum Hannse:
„Ich luß ni nich vohn Dir!
Magst de giehn, wu de willt,
Durch a Puhsch, übersch Feld,
Und ich loose Dir nach
Bas ans Ende der Welt."

2. Spricht der Hanns zu der Greete:
„Nu, versuch Du's amol,
Loof zengsrúm úm de Erde,
Mir is Alles eingol;
In de Uber spring' nei,
Fleug ins himmelsche Zelt,
Und ich loofe Dir nach
Bas ans Ende der Welt."

Karl Adam Kaltenbrunner.

Aus einer der ältesten Sensenschmiedsfamilien z obern Kremsthales stammend, wurde Karl ɔam Kaltenbrunner zu Enns in Obererreich am 30. Dez. 1804 geboren. Nach llendeten Studien in Admont und Linz trat 1823 in den Staatsdienst, wurde 1842 rektions-Adjunkt der K. K. Hof- und Staatsdruckerei in Wien, 1859 Vicedirektor und seit 1864 provisorischer Vorstand derselben.

Kaltenbrunner veröffentlichte zuerst hochdeutsche Poesieen unter dem Titel „Vaterländische Dichtungen" (Linz 1835), in denen er die Schönheiten und die historischen Erinnerungen seines Heimathlandes mit begeisterter Liebe feierte; ihnen folgten später „Lyrische und epische Dichtungen" (Wien 1838). Auch verfaßte er mehrere Dramen: „Constantin XI." (Linz 1836), eine Tragödie in fünf Akten, das Volksdrama „Die drei Tannen", das im J. 1862 unter großem Beifall aufgeführt wurde, so wie eine Reihe Erzählungen, die unter dem Titel „Aus dem Traungau. Oberösterreichische Dorf- und Volksgeschichten" (Wien 1863), welche sich durch treue Auffassung und poetische Behandlung des Volkslebens vortheilhaft auszeichnen. Am Höchsten steht er jedoch in seinen Dialektsdichtungen „Obderennsische Lieder" (Linz 1845), „Alm und Zither" (Wien 1846) und „Oesterreichische Feldlerchen. Dichtungen und Gesänge in obderennsischer Mundart. Mit Glossar" (2 Bde. Nbg. 1857). Kaltenbrunner kennt und liebt das Volk, aus dem er entsprossen ist; man fühlt es jeder Zeile seiner Gedichte an, daß sie der reinste Ausdruck der Gefühle und Anschauungen des oberösterreichischen Volkes sind, die er mit poetischem Sinne bald in lyrischer, bald in epischer Form darstellt. Unerschöpflich im Lobe seiner schönen Heimat, giebt er uns treffliche Schilderungen derselben oder führt uns Gestalten aus dem Volke vor, oder macht uns mit den Sitten und Gebräuchen derselben bekannt. Wenn auch hie und da die höhere Bildung des Dichters mit Form und Inhalt der Gedichte in Widerspruch steht, so sind dies nur einzelne Ausnahmen, die man leicht übersehen kann; im Ganzen sind seine Lieder durchaus volksmäßig, von ungesuchter Naivetät und dem schalkhaften, oft derben, aber immer liebenswürdigen und gemüthlichen Humor, der das österreichische Volk charakterisiert. Neben den heitern Liedern mit ihren köstlichen und echt volksthümlichen Einfällen finden sich auch manche Gesänge, die von tiefer Empfindung zeugen, aber auch diese tragen ganz den Charakter der naiven Unmittelbarkeit und der gemüthlichen Weltanschauung, die seinen Dichtungen einen so großen und bleibenden Reiz geben.

1. Beim Sternenschein.

Oft will 's má' nót z'sammgen,
Denn All's get má schel —
Bi bɔtufft und bɔtrübt
In der tiafestɔn Sel.

Da han i' á Mitt'l,
Was koan'n Kreuzɔr nót kost't,
Und was hulf' áh, wann es da fált,
Zum Badɔr á Post?

Tuet 's már einwendi' we,
Schau i' auf d' Höh,
Und wid oft bei dɔr Nácht
Hat 's mi' z'recht widɔr bracht!

Die ɔ haben einen dumpfen, am Meisten dem á ähnelnden Laut, und werden ungefähr so ausgesprochen wie in dem Französischen je, me, te u. s. w.

I' ſchau' — und da ſtößt 's má
An'n Juhetzer aus:
Den i' ſuach — Er iſt auf — —
I' ſtách Liachtər in 'n Haus!

2. D'r v'rſötzte Bám.

A͡ Tannabamərl ſtach i'
Bei'n G'ſchloß in 'n Gart'n ſten;
I' wir allmal ſchier trauri'
Und denk: „So get's úns zwen!

Biſt auf dem Platz nót g'wachſ'n —
Ausg'riſſ'n hamt ſ' di' wo,
Und eing'ſötzt da in 'n Gartən,
Ja, d' Stadtleut ſán ſchon ſo!

Du ſteſt da mitt'n drinnet,
Biſt fremd dá, g'hérſt nót he,
Und wann dein March dein Herz iſt,
So tuət's dá g'wiß drin we."

Danſchichti' is dós Bámərl,
Sein Hoamət weit hi͡ dan;
I' woáß wol, was dər a͡get, —
I' kenn's 'm Bámərl an.

Du biſt von Berigng abá,
Magſt in d'r Öb'n nót ſten,
A͡ Stoánwánd iſt dá' liəbər,
Denn auf dá͡ He is 's ſchen.

Dort get allweil a͡ Lúft'l,
Schen friſch und g'ſund ás wiə!
Dá' ſchwárə Dunſt wiə badá,
Der druckt a͡n Waldbám niə.

Und wenn á' 's Lúft'l grob wird,
Und oft dá' Wind recht hauſt, —
A͡ Biſſ'l ſchúbəln ſchadt nót!
Er hat 'n oft ſchon zauſt.

Hau, wann dá' Wind nót wáhət,
So kunnt' ſi' koánər rúrn;
Dós Rug'ln gibt a͡ Friſch'n,
Má ſiəcht, wiə d' Bám dós g'ſpúrn.

Só treib'nt in d' He 'n Wipf'l,
Und wer'n dábei ſtoánalt,
Und é' koán Langweil plagt nót
A͡n Bám in 'n Tannáwald.

Wiə g'freut 's 'n, wann á͡ Vog'l
Auf ſeine Aſt'l kúmmt,
Voll Luſtbarkeit ſein G'ſáng'l,
Wann d' Sunn' aufget, anſtimmt!

Schwarzplátt'ln, Fink'n, Dróſchərln,
Hs gibt nót oáns á͡n Frid;
Dá' Gugər ſchreit, dá' Hádr,
Und d' Alſtern krágətzt mit.

Án iədər gibt ſein G'ſang'l!
Aſo is 's recht und guət;
Schau nár ámal in 'n Wald'l,
Wiə ſtát als 's loſ'n tuət.

Wiə luſti' ſpringən d' Re um!
'N Bámərn, alt und jung,
Hs g'fallt eán, weil ſo ſtengan,
Von 'n Tier'n an iədər Sprung.

In 'n Wald is All's lebendi'!
A' 's Waſſər tuət ſi' meld'n:
Dort fallt wo oáns von 'n Fölſ'n,
Da plodərt wo á͡ Quell'n.

Bei deine Kamerad'n
Is Kurzweil allərhand;
Só ród'n dávon, und rauſch'n
Mit 'n Öſt'n z'ſamm allſand.

Und dort'n biſt du g'wachſ'n,
Dort is dein Hoámətbod'n!
Haſt deine Leut beinandər,
Und d' Bəbern, Gód und God'n.

Dort méchſt halt ſein, mein Bámərl!
Dorthi͡ is dein Begern;
I' glaub' dá 's! Was má' g'wönt is,
Dós hat und tuət má gern.

Du kannſt nót wóg — biſt eing'ſötzt, —
Dərbarmt ſi' Neəm'd mit dir!
Só geb'n nix um dein Heámwe, —
Schau, 's get dá' halt — wiə mir!

3. 'S kloán Wölkərl.

Du Wölkərl, ſo weiß,
Wier á Blátt'l Papier!
I' mécht was drauf ſchreib'n —
An mei͡n Schatz was vo͡ mir.

I' kan nót zu ihr,
Weil i' weit von ihr bi͡;
Avá du obmát, Wölkərl,
Du kimmſt heunt no' hi͡!

Laß dá ſchlau'n — und wannſt hi͡ kimmſt
So grúßə má' ſ' recht ſchen!
Ja, kunnt' i' 'ſtatts deiner
So botənweis gen!

Du haſt es wol leichter,
Du braugſt nix zu'n Zöhr'n,
Haſt ſchen Zeit zu dein'n Roáſ'n,
Und 's kán da' 's Neəmd wöhr'n!

4. Nöſt und Weibərl.

Der Fink hat ſein Nöſtərl
Auf's Náſt'l hi͡baut,
Und er hat ſi' á glei'
Um a͡ Weibərl umg'ſchaut.

Wiá leicht hat 's a͡ Vögərl!
An iədər kriəgt oán's;
Und i' wár' do' á͡ Vog'l,
Hau bennáſt no' koáns.

Hiəzt trag i' má' z'ſamm
Vo͡ dá' Strá, was i' kriəg',
Daß i' nachá' mit Danər
Im's Nöſt eini fliəg.

Franz Theodor Kugler.

So verlockend für einen Künſtler der Bodmer und Breitinger einſt aufgeſtellte, Leſſing glücklich bekämpfte Satz iſt, daß Poeſie nichts Anderes ſei als die Malerei haben ſich die zahlreichen Künſtler, welche

ieuern Zeit auch der Poesie gewidmet
on diesem Irrthum frei und fern ge-
s hat vielmehr die Beschäftigung mit
nden Kunst einen glücklichen Einfluß
Dichtungen gehabt, die sich durch An-
eit und Objektivität vor den sentimen-
jektiven Poesien so vieler andern Dich-
rem Vortheil unterscheiden.

z Theodor Kugler, geb. am 19. Ja-
08 zu Stettin, zeigte schon in früher
Neigung und Talent zur Musik, Ma-
Poesie, und als er nach Vollendung
ymnasialstudien in seiner Vaterstadt
826 die Universität Berlin bezog, um
ie zu studieren, setzte er seine Beschäf-
it der Kunst fort. Im Sommer 1827,
n Heidelberg zubrachte, widmete er sich
weise dem Studium der mittelalter-
unst, und als er nach Berlin zurück-
at er in die Bauakademie, ohne jedoch
niversitätsstudien zu vernachlässigen.
aber entschied er sich für das Fach der
chichte, welche durch seine zahlreichen
esentlich gefördert wurde. Im J. 1833
r Professor an der Akademie der Künste
ent an der Universität, machte 1835
se nach Italien, um seine kunsthisto-
Studien zu vervollständigen, wurde 1842
tglied des Senats der Akademie, 1843
Fach der Kunstangelegenheiten als Geh.
ngs- und vortragender Rath in das
inisterium berufen und zugleich mit
unstreise durch Deutschland, Belgien
nkreich beauftragt. Obgleich seine tief-
n und zum Theil genialen Pläne nicht
ffte Unterstützung fanden, blieb seine
Thätigkeit doch nicht ohne gute Früchte.
reilte ihn der Tod schon am 18. März

rs Gedichte*) verrathen schon dadurch
übenden Künstler, daß er meist an
se oder Naturgegenstände anknüpft; die
it, Reiseerinnerungen, Naturscenen
ie Grundlage seiner lyrischen Poesieen,
gewandter Form und wohllautender
die Empfindungen darstellen, welche
ne Gegenstände in ihm geweckt werden.
da thut der Maler allerdings dem
Eintrag, und manches Gedicht erscheint
e Beschreibung eines vorhandenen Ge-
indem er einfach die Gestalten vorführt,
s auch deren inneres Leben zu enthül-
as dem Künstler durch die Zeichnung
vermag der Dichter nicht auch auf dem-
Wege zu erreichen. Oefters auch hält
on dem Einfluß der herrschenden Rich-
cht frei, wenn er von unbefriedigter
ht und bedrückendem Schmerz spricht,
z er uns offenbart, worin diese Sehn-
er dieser Schmerz besteht. Aber im
weht uns eine gesunde Natur aus
Gedichten entgegen. Liebe, Natur und
Heiterkeit bilden den Stoff dieser meist
nd eben desto wirksameren Dichtungen,
dann unangenehm berühren, wenn er
escher Weise den Abschluß nur ahnen
läßt, was übrigens nicht häufig der Fall ist. Manchmal streifen die Gedichte an den naiven Ton des Volksliedes, beinahe alle aber bieten sich dem Gesang dar, wie er denn mehrere derselben selbst componirte.

Neben den lyrischen Gedichten finden sich auch Balladen, Sagen und Legenden, die schon in der glücklichen Wahl der Stoffe den echten Dichtersinn erweisen, und deren Anlage und Ausführung vollkommen befriedigt, indem sie bei strenger Begrenzung die anschaulichste Klarheit entfalten.

1. Im Frühling.

Frühling, Frühling! wie so hastig
Drängst du dich hervor ans Licht!
Welch ein überquellend Leben,
Das aus allen Zweigen bricht!

Dieser warmen Lüfte Wehen,
Dieser Knospen junges Grün,
Dürft' ich's fassen, dürft' ich's halten,
Eh zu schnell die Stunden fliehn!

Aber wenn in ihren Armen
Meiner Tage Lenz erwacht,
Schüttle dann auf uns hernieder
Deiner Blüthen vollste Pracht!

2. Liebesruhe.

Was heißest du mich Lieder dichten,
Wie ich vor Zeiten sang vor dir?
Auf Nichts mehr hab ich zu verzichten,
Und alle Wünsche schweigen hier.
Wer möchte, wenn in Frühlings Räumen
Der Blüthen Pracht ihn hold begrüßt,
Hinaus sich in die Ferne träumen,
Wo keine Blüthe sich erschließt!

Ach, ungerufen kommt die Stunde,
Und immer einst zu früh heran,
Da ich, getrennt von deinem Munde,
Der Lieder Tröstung brauchen kann.
Verstingen will ich dann die Schmerzen,
Rücktäumen mich in diese Zeit:
Die Sehnsucht nur wohnt in dem Herzen,
Darin der Lieder Saat gedeiht.

Jetzt aber will ich nicht ins Weite,
Nicht schweifen über Berg' und Au'n;
Jetzt laß mich ruhn an deiner Seite,
Und laß mich dir ins Auge schau'n.
O küsse mich und küsse wieder,
O sinne nicht und grüble nicht:
Was wollen dort die armen Lieder?
Uns ward das Leben zum Gedicht.

3. Jungfrau Florenz.

Tangermündesche Sage.

„Guten Morgen, du Sonntagsglocken-Schall!
Guten Morgen, ihr meine Blümlein all!
Wie tragt ihr so blitzender Perlen Zier,
Wie neigt ihr euch grüßend herüber zu mir!

Ich will mir winden einen schönen Kranz, —
Nicht für mein Haupt und nicht für den Tanz:
Für das arme leidende Gottesbild,
Dem das Blut hervor aus den Dornen quillt.

*) zenbuch. Berl. 1830. — Liederbuch für deutsche mit Rob. Reinick). Berl. 1833. — Gedichte. Tüb. 1840. — Liederhefte. Stuttg. 1852—18 3. Belletristische Schriften. Ebd. 1851—1852. 8 Bde.

Doch die Blumen im Garten sind viel zu bunt,
Die Christusstirne, die ist ja wund;
Ich will hinab auf die Wiese gehn,
Wo stillere, kühlere Blümlein stehn.

Und drüben, da zieht sich der duftige Wald, —
Wie der Amsel Flöten so lockend erschallt!
Waldblumen, sie tragen, seltsamlich,
Gar heilende, lindernde Kraft in sich.

Wie ist es im Walde so heimlich still!
Horch, horch, was der Specht nur, der klopfende, will?
Eichkätzlein, ei, wie hüpft ihr so flink?
Was schaust mich an, du listiger Fink?" —

So wandelt das Mägdlein durch den Wald
Und pflückt sich Blumen mannigfalt:
Doch als der Kranz nun fertig ist,
Da hat sie des Weges Zeichen vermißt.

„Ach Thörin ich! und sollt' ich zu spät
Zur Kirche nun kommen und zum Gebet?"
Zur Linken eilt sie, zur Rechten bald,
Doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es schwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
Es zieht der Mittag drückend herauf;
Verstummt ist der Vöglein muntres Spiel,
Und unter den Kiefern da weht es so schwül.

„Ach, Vater, und rufst du dein Töchterlein?
Ich werde zu Tische nicht bei dir sein!
Ach, Mutter, und sendest du Boten hinaus?
Sie werden mich finden in keinem Haus!"

Sie läßt sich nieder zur kurzen Rast,
Sie springt empor in erneuter Hast,
Sie eilet zur Linken, zur Rechten bald,
Doch dichter und dichter nur wird der Wald.

Es schwinden die Stunden in flüchtigem Lauf,
Es zieht der Abend, die Nacht herauf,
Dem Schrei der Eulen lauschet ihr Ohr,
Irrlichtlein tanzen über dem Moor.

Da versagt ihr der Athem, da wankt ihr Knie,
Da sinkt ohnmächtig zu Boden sie:
„Und muß es hier gestorben sein,
Herr Jesu Christ, erbarm dich mein!"

Doch wie die Sinnen ihr vergehn,
Ist weiter ihr kein Leid geschehn;
Ich glaub, es hat die ganze Nacht
Ein Engel über ihr gewacht. —

Es kam geflogen der Morgenwind:
Ihr Schläfer alle, wacht auf geschwind!
Da schüttelten sich Baum und Aest',
Da schwangen die Vögel sich aus dem Nest.

Und als das Mägdlein mit erwacht,
Was ist's, daß sie so fröhlich lacht?
Ein Hirschlein, sieh! das unerschreckt
Liebkosend ihr die Hände leckt.

Und seine Füße beugt es dann
Und blickt sie klugen Auges an:
„O sprich, wer dich gesendet hat!
O sprich, und führst du mich zur Stadt?"

Sie schwingt sich frischen Muths hinauf,
Das Hirschlein schickt sich an zum Lauf,
Und noch war's eine Stunde nicht,
Da ward der finstre Wald so licht.

Und nun lag frei die Stadt davor,
Nun ritt sie ein durchs alte Thor,
Nun gings, die Gassen ab und auf,
Zur Kirche noch in schnellem Lauf.

Da schwingt sie nieder sich zur Stund,
Lobpreisend Gott mit Herz und Mund;
Und mit den Blumen, die sie gepflückt,
Hat sie des Heilands Bild geschmückt.

Friedrich August von Heyden.

Friedrich August von Heyden, geb. am 3. Sept. 1789 zu Nerfken in Ostpreußen auf dem Landgute seines Vaters, erhielt seinen ersten Unterricht im elterlichen Hause durch einen ausgezeichneten Lehrer, der des Knaben früh erwachte Neigung zur Poesie verständig zu leiten verstand. In reiferem Alter besuchte er das Gymnasium zu Königsberg und nach vollendeten Schulstudien die dortige Universität, um die Rechte zu studieren, wobei er sich mit Eifer und Erfolg mit Geschichte, Literatur und Kunst beschäftigte. Zur Zeit seines Universitätslebens hatte König Friedrich Wilhelm III. seine Residenz nach Königsberg verlegt, Heyden wurde mit andern Jünglingen ausersehen, an einigen Unterrichtsstunden des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV., Theil zu nehmen. Später bezog Heyden nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin, wo er die Vorträge F. A. Wolfs und Niebuhrs besuchte, die Universität Göttingen, wo er das Glück hatte, in das Haus der gelehrten und geistreichen Frau Dorothea von Rodda, der Tochter des berühmten L. A. v. Schlözer, eingeführt zu werden, was auf die Entwickelung seines Charakters und seines Talents von dem belebendsten Einflusse war. Dort lernte er mehrere bedeutende Männer, namentlich den durch seinen Versuch über die Reformation bekannt gewordenen geistreichen Franzosen Villers und den berühmten Benjamin Constant kennen. Während der Kriegsjahre trat er unter die Fahnen, nahm jedoch nach dem Frieden seine Entlassung und bestand das Staatsexamen, in Folge dessen er Referendarius bei der Regierung in Oppeln wurde. Dort lernte er die Tochter des Regierungspräsidenten von Hippel (eines Neffen des berühmten Humoristen gleichen Namens) kennen, die er im J. 1826 heirathete, als er zum Regierungsrath in Breslau ernannt worden war. Bei seiner ausgezeichneten Geschäftsgewandtheit, welcher er später die Ernennung zum Oberregierungsrath verdankte, hätte er eine noch glänzendere Laufbahn machen können, wenn er nicht einen beschränkteren Wirkungskreis vorgezogen hätte, der ihm Freiheit und Muße für seine poetische Thätigkeit gewährte; auch verdarb er es mit der herrschenden Gewalt, als er sich im J. 1843 auf das Entschiedenste weigerte, das Censoramt zu übernehmen, und als man ihn doch dazu zwingen wollte, die Erklärung abgab, daß er nie Etwas streichen würde, auch verlauten ließ, er wolle seinen Kindern einen unbefleckten Namen hinterlassen.*) So entschieden seine politischen

*) Ein Gedicht, „Censur" betitelt, das er bei dieser Gelegenheit verfaßte, schließt mit folgender Strophe:

„Ob nahe mir, ob fern mein Ziel gestellt —
Doch wenn man mich zur Gruft wird künftig tragen,

n waren, ſo erkannte doch ſein praktiſcher
Haltloſigkeit der Revolution des Jahres
veshalb er ſich auch von den Bewegun-
ı hielt. Im J. 1850 wurde er von
hen Krankheitserſcheinungen befallen,
h den Gebrauch eines ſchleſiſchen Bades
ſteigert wurden. Ein Aufenthalt in
d während des Frühjahres 1851 ſchien
lichſte Wirkung zu haben; aber als er,
r gekräftigt, im Sommer nach Breslau
hrte, erſchienen die früheren Leiden mit
er Heftigkeit; er erlag ihnen am 5. Nov.

Aug. v. Heydens poetiſche Thätigkeit
einen Zeitraum von mehr als dreißig
und es iſt begreiflich, daß zwiſchen
rüheſten Verſuchen und ſeinen ſpäteren
gen ein großer Unterſchied ſein muß.
dieſer Unterſchied mehr formeller Na-
berührt das Weſentliche wenig oder
Zwar haben Anfangs die Romantiker
rfehlt, ihren damals beinahe allmäch-
influß auch auf ihn auszuüben, allein
ſchon in ſeinen Jünglingsjahren ſo klar
bſtſtändig, daß er der myſtiſchen Zer-
it der Schule nicht anheimfiel; und
päter in ſeinen Dichtungen das Reale
h zu geſtalten ſuchte, wußte er es auf
e Weiſe mit dem romantiſchen Element
inden. So liebt er es, die Natur-
ungen als verkörperte Ideen anzu-
es werden die Schilderungen der Na-
Allegorieen, aber es ſind die Ideen der
elche er auf dieſe Weiſe veranſchaulicht;
es, die Poeſie ſelbſt zum Gegenſtand
ıtung zu machen, aber er ſtellt ſie in
influß auf die Veredlung des menſch-
erzens und Geiſtes dar. Eben ſo wenig
den ſeine politiſchen Anſichten geändert,
uch ſeine ſpäteren Dichtungen zu den
ı in grellem Widerſpruch zu ſtehen ſchei-
: er in dieſen die freieſten Ideen ver-
. während er in den ſpätern die Frei-
rebungen bitter tadelt. Allein er hat
ır in ihrer Ausartung getadelt, die er
mit Unrecht dem Volke zuſchreibt, wäh-
: allein dem unpraktiſchen Sinne oder
rrath ſeiner Führer zugeſchrieben wer-
ß.

Heydens Dichtungen wiegt zwar zum
Theil die Reflexion vor, doch iſt ſie
ie Innigkeit und die gemüthliche Stim-
gemildert, die ein Charakterzug des
ſt iſt, und die ſich namentlich darin
ebt, daß ſich über die meiſten Dichtungen
giöſer Hauch verbreitet, der um ſo wohl-
r wirkt, als er weder ſentimental noch
h iſt.

Sprache Heydens iſt blühend ohne Ueber-
lichkeit, klar, ohne ins Platte zu ver-
die Form beherrſcht er mit ſicherer
theit und beſonders behandelt er das
und die Terzine mit Meiſterſchaft.

—

m nicht um All.s in der Welt
mir erröthend meine Kinder ſagen,
die Forderung meiner Zeit verkannt,
Werkzeug war, den Völkergeiſt zu knechten.
en Den, ſo Vater ſie genannt,
dem Stolze zählen zu den Echten."

1. Im Walde.

Im Walde ſtilles Wandeln
Iſt ewiges Verhandeln
Mit einem großen Geiſt,
Der mich in allen Dingen
Die Tiefe zu durchdringen,
Den Sinn zu löſen heißt.

Doch ach! wie muß mein Denken
Des Staubes Druck beſchränken.
Ich wall' im wachen Traum,
Bald in Geſängen klagend,
Bald Berg und Hain befragend,
Um was? — Ich weiß es kaum.

Der Bäume Wurzeln winden
Gleich Schlangen ſich, und binden
Zuſammen Holz und Stein.
Sie ranken fort in Klüften,
Sie trinken in den Grüften
Den Saft des Lebens ein.

Und ſind ſie Boten, welche
Zum tiefſten Lebenskelche
Das Reich des Lichtes ſchickt,
Wer möchte nicht erkunden,
Was ſie tief unten funden,
Wohin kein Auge blickt.

Es brauſt herab von Gipfeln,
In grünen Eichenwipfeln
Weht ein gewaltig Wort.
Der Wurzeln ſtumm Erkenntniß
Hallt oben als Bekenntniß
In heitern Lüften fort.

Ich lieg am Fuß der Eichen,
Der Kunde ſondergleichen
Lauſch ich inbrünſtiglich.
Doch was iſt feſtzuhalten?
Den Inhalt zu geſtalten
Umſonſt beſtreb ich mich.

Nun lockt des Baches Rauſchen,
Den Sinn ihm abzulauſchen,
Weil er ſo tröſtlich klingt.
Auch dieſe Müh vergebens;
Nur daß den Drang des Strebens
Der Ton in Schlummer ſingt.

Da girrt im grünen Laube
Der Täuber zu der Taube.
Der Vögel Liederſchall
Wird laut im Abendſtrahle.
Aus quellenreichem Thale
Schlägt ſüß die Nachtigall.

Nun bin ich bald beſchwichtigt.
Den Forſchungstrieb berichtigt
Ein Wort von hehrem Schwung.
Der Wald erklingt von Liebe.
Der Sinn von Allem — Liebe! —
Licht, — Wonne, — Heiligung!!

2. Die Stille.

Wie der Mond im Silberſchimmer
Feiernd durch die Lüfte ſchwebt!
Wie die Flut im Glanzgeflimmer
Leis und leiſe abwärts bebt!

Stille herrscht in Waldesträumen,
Stille durch das holde Thal,
Und die Seele fühlt einmal
Labung in den wachen Träumen.

Ist das Paradies versunken,
Wo das erste Menschenpaar
Liebe-, wonn- und andachtstrunken
In der Stille glücklich war,
So gewährt des Höchsten Wille
Vom entflohnen Unschuldsglück
Einen Nachhall noch zurück
In der feierlichen Stille.

Da sind Gottes Athemzüge;
Sie beschwichtigen das Herz.
Ahnung lenkt des Geistes Flüge,
Wonnethräne löst den Schmerz.
Leuchtendes vergangner Zeiten
Baut sich auf im Nebelduft.
Stimmen flüstern durch die Luft
Von dem Künftigen, dem Weiten.

Heilge Stille, kühle Quelle,
Wo nach müherollem Tag,
Lechzend, in so linder Welle
Müde Seele baden mag.
Nimm sie hin, sie will versinken;
Decke sie mit Abendroth.
Süße Stille sei der Tod,
Und Ermattung will ihn trinken.

3. Armes Herz.

Wann, armes Herz, wirst du die Ruh,
Den ungestörten Frieden finden?
Denn ach, hochaufgeregt bist du,
So wie die Meeresflut von Winden.
Der Drang nach Liebe stürmt in dir,
Und kann die Welt dir Liebe geben?
Die Selbstsucht nur ist ihr Panier;
Nach Eitelkeiten geht ihr Streben.

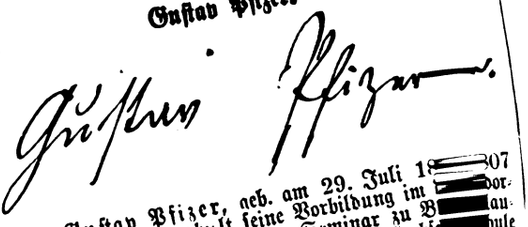
Du mühst dich, armes Herz, im Drang,
Das Menschenwohl zu fördern, — siehe,
Die kalte Welt geht ihren Gang
Und ohne Lohn ist deine Mühe.
Was du zum treusten Wohl gemeint,
Wird stets am Meisten mißverstanden;
Was Pflicht, was Tugend dir erscheint,
Kam längst der kalten Welt abhanden.

Verschmäht, getäuschet, armes Herz,
Zerfleischet dich der Spott der Thoren.
Du hast im namenlosen Schmerz
Der Hoffnung letzten Halt verloren.
Wer rettet, armes Herz, dich nun
Vor der Verzweiflung wildem Grimme?
Ein Jeder hat mit sich zu thun,
Das Mitgefühl hat keine Stimme.

Schließ, armes Herz, dein Heiligthum,
Belehrt nunmehr, den Ungeweihten.
Gönn ihnen nicht den frechen Ruhm,
Dein reines Wollen zu bestreiten.
Doch Hege treu den schönen Trieb
In gottgeweihter Tempelstille.
Was dir an Sinn und Kraft verblieb,
Bethätige dein frommer Wille.

Dein Schatz der Liebe wachse da
Für Gegenliebe, die von oben.
Der Menschennoth sei helfend nah,
Damit dich dort die Engel loben.
Den Spott der Thoren achte nicht,
Denn ihre Macht ist nur hienieden;
Dir strömet aus Verheißungslicht
Dann ungetrübter Gottesfrieden.

Gustav Pfizer.



Gustav Pfizer, geb. am 29. Juli 18[illegible]07 zu Stuttgart, erhielt seine Vorbildung im [illegible]vor-tigen Gymnasium und im Seminar zu B[illegible]au-beuren, worauf er im J. 1825 die Hochsc[illegible]hule Tübingen bezog, wo er sich der Theologie [illegible]vid-mete, aber sich zugleich eifrig mit der Ph[illegible]ilo-logie und Philosophie beschäftigte. Sp[illegible]äter war er eine Zeit lang als Repetent das[illegible]elbst bethätigt. Nachdem er im J. 1834 It[illegible]lien bereist hatte, wählte er seine Vaterstadt zum bleibenden Aufenthalte; er beschäftigte sich mit mannigfachen literarischen Arbeiten, übern[illegible]ahm 1836 die Redaktion der als Beiblatt zum „Ausland“ erscheinenden „Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes“ und 1838 als Gust. Schwab Stuttgart verließ, die Redaktion des poetischen Theiles des „Morgenblatts“. Im J. 1846 wurde er zum Professor am Obergymnasium in Stuttgart ernannt, welche Stelle er noch jetzt bekleidet.

Vielseitig und gründlich gebildet, hat sich Gust. Pfizer als Historiker und Kritiker einen geachteten Namen erworben; es haben auch seine dichterischen Leistungen im Gebiete der Lyrik und Epik vielfache Anerkennung gefun-den, wenn sich auch bedeutende Stimmen, in besondere Goethe (Brief an Zelter vom 4. D[illegible] 1831), ungünstig über ihn geäußert hab[illegible]. In der That gehört er zu denjenigen D[illegible]tern, die bei reichem Talent doch keine poet[illegible] Schöpfungskraft haben, die daher durch äu[illegible] oft glänzende Mittel zu wirken suchen. selbst fühlt und spricht es mit liebenswü[illegible] Bescheidenheit aus*). In diesem Gefühl[illegible] er zunächst einen Halt darin, daß er Schiller, hie und da auch an Uhland a[illegible] und von jenem zumeist die philosoph[illegible] und rhetorische Richtung annahm, die lich nicht wie sein großes Vorbild [illegible] Hauch der Poesie zu beleben verstan[illegible] seiner Dichtungen würde man ihrem G[illegible]

*) Wenn ich oft in Liedern schon
Ausgeströmt die Seele,
Fühlt' ich, daß der vollste Ton
Meinem Spiel noch fehle,
Der gewaltig den Tribut
Aller Herzen fodre,
Drin die ewge Flammenglut
Des Prometheus lodre,
Der ein neu Mysterium
Aus vor Allen spreche,
Vom verbotnen Heiligthum
Los die Siegel breche.
(Das letzte Lied. Gedichte. Neue S[illegible]

inhalte und ihrem Ausdruck nach für Erzeugnisse Schillers halten, wenn ihnen nicht jener Zauber abgienge, der uns in allen, auch den kleinsten Dichtungen des großen Meisters fesselt. Viele erinnern geradezu an einzelne Schillersche Poesieen, so „Die Jungfrau" an „Die Glocke", „Der Dichter" an „Die vier Weltalter". Ganz Schillerisch ist „Des Räthsels Deutung". In andern begegnen wir Schillerschen Gedanken, so in „Antwort" (3), dessen Schluß an eine bei Schiller öfters vorkommende Anschauung erinnert, so in den „Akrobaten", in welchem wir einem bekannten Spruch Tells begegnen*).

Schiller hat viele Nachahmer gefunden, aber die meisten waren es in der Weise, daß man die bekannte Rede des Jägers in „Wallensteins Lager" auf sie anwenden konnte, Wenige nur haben das Wesentliche seines hohen Geistes lebendig erfaßt und unter diesen Wenigen ist Gust. Pfizer Einer der Hervorragendsten. Wenn wir durch seine Dichtungen auch nicht poetisch ergriffen werden, erfreut uns sein Gedankenreichthum, seine kräftige, freimüthige Gesinnung, die durchweg sittliche Schönheit seiner idealen Lebensansicht, seine oft allerdings etwas schwerfällige, aber immer edle und würdige Sprache, der oft glückliche Gebrauch gut gewählter Bilder. Die vorwiegend ernste Stimmung des Dichters läßt sich vielleicht aus dem bedeutsamen Gedicht „Zwillingsloos" (1) erklären, nicht weniger hat aber vielleicht auch die krankhafte Richtung der Poesie in den dreißiger Jahren Einfluß auf ihn gehabt, wenn er auch dieser Richtung mannhaft widerstand. Die Todesahnung, die er öfters ausspricht („Schöner Tag"), hat schon den Charakter des Weltschmerzes und erscheint gesucht und gemacht. Im „Soldaten vor der Schlacht" macht die Todesahnung, welche den Mittelpunkt des Gedichts bildet, eine unangenehme Wirkung, weil sie dem Wesen des Kriegslieds geradezu widerspricht. Mit solchen Liedern gewinnt man keine Schlachten; aber leider findet sich diese unpassende Zuthat in den meisten deutschen Soldatenliedern. Ueberhaupt gibt sich Pfizer oft einer gewissen Sentimentalität hin, die sich im Ausmalen von trüben Bildern gefällt („Des Lebens Unruhe"); ja es erscheinen ihm selbst die Naturgegenstände als von Angst und Noth gedrückt („Der Phönix"). Berechtigter, weil begründet, ist seine Unzufriedenheit mit der bloß nach Genuß strebenden Zeit („Feste").

G. Pfizer gelangt nur dann zu größerer Bedeutung, wenn er höhere Ideen zum Gegenstande seiner Dichtung wählt; in der Darstellung von Empfindungen ist er dagegen nicht glücklich. Seine Liebesgedichte lassen kalt; sie strömen nicht aus dem laut pochenden Herzen, sondern sind meist nur Eingebungen des nüchternen Verstandes; sie können gefallen, wenn sie, wie die „Seelenwanderung" (2), einen Gedanken geistreich behandeln, aber sie werden niemals ein lebendiges Gefühl erwecken. Aehnlich verhält es sich mit den der Natur gewidmeten Gedichten; sie verfallen ins Triviale, wenn der Dichter die Gefühle darstellt, die von den Naturerscheinungen in ihm geweckt werden („Erinnerung an Neapel"); sie gewinnen nur dann höheres Leben, wenn die Naturerscheinungen Gedanken der Lebensweisheit hervorrufen („Der Wintermorgen"), wie er denn das Talent besitzt, in Herders Weise an der äußern Erscheinung deren tiefere geistige Bedeutung zu sinniger Allegorie zu erheben.

Seine Neigung zur Reflexion gibt sich besonders auch in einer Reihe von Elegieen kund, in denen er uns Bilder aus dem griechischen Leben vorführt, und die sich zum Theil an Schiller anlehnen. Eine der schönsten ist „Der verschüttete Bergknappe", nach Hebels schöner Erzählung. Wenige seiner Dichtungen haben die klare, gesunde, von aller krankhaften Sentimentalität freie Objektivität, wie diese Elegieen. Von sehr verschiedenem Werth sind seine politischen Gedichte, wenn auch alle von seiner Vaterlands- und Freiheitsliebe zeugen. So sind „Die Bürger" (1830) breit und das Gedicht „An den deutschen Adel" ist ohne Schwung. Gelungener ist das „Den Landständen von 1833" gewidmete Lied, in welchem er seine Landsleute mahnt, im Kampfe auszuharren und auf eine bessere Zukunft zu hoffen, eine Mahnung, welche übrigens ziemlich überflüssig erscheint, da die Deutschen nur zu geneigt sind, von der Zukunft zu erwarten, was sie durch mehr Thatkraft selbst erringen könnten.

Die vaterländische Gesinnung des Dichters macht ihn keineswegs einseitig; er tritt für die Freiheit überall in die Schranken, wo irgend ein Volk für dieselbe kämpft. Unter seinen Griechenliedern ist namentlich „Der Griechen Gruß an den neuen König 1830" wegen seines prophetischen Inhalts merkwürdig. Er ruft ihm zu:

„Eine Warnung, König! Schlage
Nicht zu hart mit Deinem Stab
An den Fels! Es geht die Sage,
Drin bereitet sei ein Grab!"

Voll Mitgefühl und kräftiger Empfindung sind seine Polenlieder; vortrefflich ist namentlich der „Siegesgruß", ein begeisterter Gesang über einen Sieg der Polen, der deren Befreiung hoffen ließ.

So ernst und oft beinahe düster und schwermüthig Pfizers Dichtungen im Ganzen sind, so finden sich doch auch einzelne heitere Lieder, die um so erfreulicher sind, als sich in ihnen ein gesunder Humor kund gibt („Dolce far niente"), freilich fehlt auch diesen Liedern der poetische Hauch, wie in dem Trinklied „Die Tafelrunde", in welchem ein guter Gedanke glücklich durchgeführt ist.

Die Gewandtheit, mit welcher Pfizer die Sprache und den Reim behandelt, veranlaßte ihn, sich auch in künstlicheren Formen zu bewegen. Unter den zwölf Sonetten „An die Frauen" sind einige trefflich, andere ermangeln der Klarheit; unter den übrigen zeichnen sich mehrere durch Schönheit der Gedanken und geistreiche Wendungen aus, wie „Die Wünsche" und „Diamanten und Splitter" (4), worin der Dichter seinen Schmerz über die Zerrissenheit und Thatlosigkeit des Vaterlandes in

*) „Den Mann beglückt, den wagenden, das Heute!
Hoch schlägt das muth'ge Herz, wenn jeden Tag
Er neu gewinnt des Daseins süße Beute."

tiefgefühlten Worten ausspricht. Auch die italienische Stanze beherrscht er mit Sicherheit („Verwandlungen"); noch glücklicher aber ist er in der Gasele, einer Form, die seiner Eigenthümlichkeit deshalb zusagt, weil die geistreiche Behandlung den Mangel an poetischer Tiefe leicht übersehen läßt, was der Dichter selbst fühlt und im „Gasel" (5) deutlich genug ausspricht.

Pfizers Balladen und größere poetische Erzählungen behandeln meist interessante Stoffe, und viele sind auch in der Ausführung als gelungen zu bezeichnen („El Sospiro del Moro", „Cornelia", „Almansor", „Ovidos letzte Tage", „Gerontes", dessen allmählige Umwandlung zum Unglauben, so wie sein innerer Kampf, als er heucheln sollte, vortrefflich geschildert sind. In den „Salomonischen Nächten" ist die Beschreibung des Zaubergartens äußerst glücklich und von hoher Anschaulichkeit, dagegen sind die Unterredungen, die er mit der Königin von Saba führt, nicht dem Charakter angemessen, wie er von der Bibel überliefert worden ist. Die größeren Erzählungen „Ezzelin, Tyrann von Padua" und „Die Tartarenschlacht" beweisen, daß Pfizer mehr Talent für das Epische hat als für das Lyrische und daß er insbesondere die geschichtlichen Ueberlieferungen poetisch zu gestalten versteht.

Wenn wir die bisherige Darstellung kurz zusammenfassen, zu der wir nur noch hinzufügen, daß Pfizer auch Byrons „Dichtungen" (Stuttg. 1835—39. 4 Sammlungen) nicht ohne Glück übersetzte, so wird sich als Ergebniß herausstellen, daß er zwar keine hervorragende poetische Begabung hat, daß seine Dichtungen aber durch ihren würdigen, sittlich schönen Inhalt, durch ihre vaterländische und freie Gesinnung, so wie endlich durch ihre gewandte Darstellung und schöne Form unbedingte Anerkennung verdienen.

1. Zwillingsloos.

Nicht einsam trat ich ein in diese Welt;
Ein Schwesterchen lag freundlich mir gesellt
In Einer Wiege, und ein Mutterherz
Sah doppelt sich vergütet seinen Schmerz.
Zwei Engel stiegen aus dem stillen Reich,
Wo man der Menschheit Loose wägt, zugleich,
Doch Einem ward die Vollmacht nur gegeben,
Sein Kind zu lenken durch das wirre Leben.

Warum sie so und anders nicht getheilt?
Wer kann's errathen! Rasch davongeeilt
War meine Schwester; nenn ich es ein Glück,
Daß in der Wieg allein ich blieb zurück?
Daß nicht der Tod, der mir so nahe kam,
Auch mich als leichte Beute mit sich nahm?
Doch wenn ich auch dem frühen Grab entfloh,
Ich werde kaum des bittern Vorzugs froh;
Denn, lag ich auch bewußtlos träumend da:
Wem einmal kam die kalte Hand so nah,
Daß sie berührte sein verschwistert Wesen,
Der kann zu echter Freude nie genesen.
Mir raunts ins Ohr bei Jubel und Genuß:
„Du stehst im Schattenreich mit Einem Fuß!
Warum ward Dir verlängert noch die Frist,
Da doch dein Fleisch und Blut gestorben ist?"
Und drum, so weit mir das Gedächtniß reicht,
War mir das Leben nie wie Andern leicht;
Schwer, wie den Schläfer drückt des Alpes Last,
Trüb, wie des Abschieds Stunde wird dem Gast;
Mir bleibt das Herz erkältet und erschreckt,
Mein Mark vom Hauch des Todes angesteckt.
Und du, o Genius, der du bei mir bliebst,
Und dich mit mir durchs irre Leben triebst,
Das, wenns auch den Planeten nicht bewegt,
Doch tausend Sorgen, Stürme, Flammen hegt,
Sprich: ward dir niemals deine Sendung leid?
Gedachtest du des Bruders nie mit Neid,
Der von dem zarten Schützling ungekränkt,
Der Heimat gleich sich wieder zugelenkt,
Und von der Mutter Brust in raschem Flug
Die unbefleckte junge Seele trug?

2. Seelenwanderung.

Ich weiß nicht, ob auf langem Wanderzug
Schon andre Hüllen meine Seele trug?
Ob als Kalif ich auf dem Throne saß?
Ob harmlos ich einmal gelenkt den Pflug?
Ob ich in wilder Schlacht ein Heer geführt
Und wund gedrückt des mächtgen Rosses Bug?
Ob mich vielleicht ein dankbar Volk beweint,
Mich beigesetzt im goldnen Aschenkrug?
Ob ich vielleicht am Galgen einmal starb,
Für Räubereien büßend und Betrug?
Von allem diesem fehlt Erinnrung mir;
Ich bin nicht wie Pythagoras so klug.
Doch weiß ich Eins: daß selig so wie jetzt
Mir niemals noch das Herz im Busen schlug.
An deiner Brust, mein Mädchen, ist mir wohl!
Hier schlösse sich die Wanderung mit Fug.
Ich fühle mich von allen Schlacken rein,
Zur dauernden Vollendung reif genug;
Und meine stille Seele bebt zurück
In ihrer Rast vor einem fernern Flug.

3. Antwort.

So sinnend schritt ich an den Rosengängen,
Wo süße Wohlgerüche mich berauschten,
Viel bunte Vögel Kuß und Liebe tauschten,
Der Lenz sich hob mit Blüthen und Gesängen.

Und tausend Rosen sah ich wohl sich drängen
Von denen schon halb welk die Blätter rauschten,
Und tausend, die aus zarten Knospen lauschten,
Verheißend, bald die grüne Haft zu sprengen.

Doch eine Rose, die in reifer Milde
Gleich fern von Kindheit wie von Alter blühte —
Im ganzen Garten sucht' ich sie vergebens;

Aus Blumen las ich das Gesetz des Lebens:
Das Schönste lebet nie; nur im Gemüthe
Begegnen dir vollendete Gebilde.

4. Diamanten und Splitter.

Den Diamanten, die das Aug ergötzen
Mit ihren bunten, wunderbaren Strahlen,
Vervielfacht sich der Werth zu tausendmalen
Nach stürmisch aufwärts eilenden Gesetzen.

Wohl mags des eitlen Thoren Herz verletzen,
Der liebt mit seines Goldes Macht zu prahlen,
Wenn vom Regent er hört, den zu bezahlen
Man nicht vermöchte mit des Nabobs Schätzen.

ſt du, o Deutſchland, ſchmählich nicht zerſchlagen:
er größten Diamanten wärſt du Einer,
nd Niemand dürft' um dich zu markten wagen!

liegſt du werthlos faſt in dreißig Splittern;
u hegſt ein köſtlich Waſſer, wie ſonſt keiner,
nd mußt vor Juden doch und Chriſten zittern!

5. Das Gaſel.

s wandte meine Kunſt ſich zum Gaſele,
Damit ſie alle Formen ſich vermähle.
rgötzlich iſt ſolch bunte Reimerei,
Ob auch des Lebens markger Kern ihr fehle;
Die Wandrung ſelbſt bereichert ſchon den Geiſt,
Ob er auch nirgends plündre oder ſtehle.
ier lernt, wie tönender Muſik zulieb
Die Sprache ſich in mancher Krümmung quäle,
nd von des Gleichklangs ſtrenger Pflicht beherrſcht,
Seltſame Bilder halb gezwungen wähle.
Des Künſtlers Kunſt und Faſſung leihet oft
Den Werth dem minder koſtbaren Juwele.
uch fleh ich an, o Richter! richtet mild,
Weil ich ja ſelbſt die Schwächen nicht verhehle,
nd unter dieſes bunten Turbans Schmuck
Verkennet nicht die echte Chriſtenſeele.

6. El Sospiro del Moro.

Edle Reiter kommen gezogen
Aufwärts den Berg in buntem Zug;
Und Kameele, von Laſten gebogen,
Starke Roſſe mit triefendem Bug.

Aber ſie ziehen ſo öd und ſtille,
Ohne der hellen Trommeten Tuſch,
Nicht von des Turbans farbiger Fülle
Wehet der freudige Reiherbuſch.

Tief in den Boden die Roſſe hauen,
Nach dem Gipfel gerichtet den Blick,
Aber die Männer und die Frauen
Sehen voll Gram ins Thal zurück.

Unter der Laſt verhaltner Klagen
Quält ſich des vorderſten Reiters Herz;
Kann das mächtige Roß ertragen
König Boabdil und ſeinen Schmerz?

Ach! die ſüße Heimat verloren!
Wo der Himmel ſo mild und klar!
Aus dem Lande, das ſie geboren,
Scheidet der trüben Verbannten Schaar.

Allah ſegnet des Feindes Fahnen;
Segnende Blitze ſind ſein Geſchoß,
Und des verhaßten Kreuzes Fahnen
Wehen von des Alhambra Schloß.

Angelangt auf dem Gipfel, wenden
Alle zum Thale den finſtern Blick;
Und die Fraun mit gekreuzten Händen
Klagen um das verlorene Glück.

Jeder gedenkt, was er beſeſſen
In des fröhlichen Fenils Au'n;
Was er geliebt, er ſoll es vergeſſen
Und eine neue Heimat erbaun.

Aber Boabdil, in Gram verloren,
Denket an Krone und Macht und Reich;
Ach! im Purpur war er geboren;
Sterben wird er dem Bettler gleich.

Wandeln ſoll er auf dornigem Pfade,
Der geruht im ſeidenen Zelt;
Miſſen das ſchönſte Recht der Gnade,
Welches üben die Herrſcher der Welt.

Daß er noch Einmal ſein Herz erquicke,
Schaue noch Einmal der Väter Haus,
Sendet er dürſtend heiße Blicke
Ueber die ſonnige Landſchaft aus.

Aber er ſättiget ſeine Seele
Mit dem ſchmerzlichen Abſchied nicht;
Daß er die fließende Thräne verhehle,
Hüllt im Gewand er ſein Angeſicht.

Und die Ritter und die Frauen
Denken nicht mehr der eigenen Wehn,
Wenn ſie den klagenden Fürſten ſchauen
An ſeines Reiches Marken ſtehn.

Granada lag in goldenem Schimmer
Und der Alhambra in ſonnigem Braud —
Da entfloh der König, und nimmer
Sah er ſein ſchönes Vaterland.

Flüchtig verhallt der Sterblichen Klage,
Wie der Wind geht über die Flur;
Und das malmende Rad der Tage
Löſchet ehnend des Kummers Spur.

Doch nicht vergaß das ſeltene Trauren
Eines Königs der heilige Ort;
Und der letzte Seufzer des Mauren
Tönt auf dem Berge noch immer fort.

7. Almanſor.

Almanſor klagt in der Wüſte, verirrt;
Kein Vogel die brennenden Lüfte durchſchwirrt;
Im Sande verloren iſt jegliche Spur,
Der einzige Quell iſt der Thränenbach nur,
Der heiß von den Wangen ihm fluthet.

Da nahet dem Betenden eine Geſtalt,
Von weißem, glänzendem Mantel umwallt,
Verheißenden, milden, tröſtlichen Blicks
Und glückliche Wendung des drohnden Geſchicks
Im Auge, dem ſeligen, tragend.

Dem Hoffenden reicht ſie mit gütiger Hand
Durchwirket mit ſeltſamen Zeichen ein Band:
„Ein herrliches Wunder gönnt Allah dir;
Verbürget iſt mit dem Pfande hier
Dir des liebſten Gebetes Erhörung!“

Almanſor beugte ſich tief in den Staub;
Doch achtet es ſeine Seele für Raub,
Jetzt gleich zu verſchwenden des Himmels Huld;
Es wuchs ihm die Kraft und die ehrne Geduld;
Er entkam dem Grab in der Wüſte.

Nach Jahren wurde das Feld ihm verheert
Und das Haus und die Habe vom Feuer verzehrt;
Doch focht es den Mann, den verarmten, nicht an,
Ihm blieben die Kräfte ja unterthan,
Die er anzurufen noch zögert.

Dann ſtarb ihm die blühende Gattin dahin;
Er ſah auch die Leiche mit heiterem Sinn:
„Ich kann ja noch immer zu neuem Glück
Aus dem Grabe die Todte rufen zurück!
Mein biſt du, ſobald ich gebiete!“

Die lieblichen Kinder auch pflückte der Tod;
„Es führt sammt der Mutter sie mein Gebot
Dem Leben, dem goldenen, wieder zu!“
Er lächelte sanft und schaute mit Ruh
Die Särge versenken im Grabe.

Und Monde und Jahre noch zögert der Greis
Und sparet das mächtige Zaubergeheiß;
Er darf nur wünschen, so kehret das Glück,
Das Leben dem einsamen Hause zurück;
Oft labt sich sein Geist an dem Bilde!

Die tödtliche Krankheit nagt ihm das Mark,
Doch ist noch immer der Talisman stark;
Bald will er beleben nun Kinder und Weib,
Sich selber verjüngen den welkenden Leib;
Die Hoffnung verscheucht ihm die Schmerzen.

An einem Morgen, da müd er erwacht,
Beschließet er fest: heut sei es vollbracht!
Er schlummerte ein und schlummerte fort,
Der Tod, der eilende, nahm ihm das Wort
Von der bleichen, lächelnden Lippe.

Die Nachbarn fanden den Alten todt,
Der immer so froh war in Armuth und Noth;
Sie schmückten den Sarg mit dem seltsamen Band,
Und keiner von allen Weisen im Land
Vermochte die Zeichen zu deuten.

Eduard von Bauernfeld.

Eduard von Bauernfeld, geb. zu Wien am 13. Jan. 1802, wuchs, früh verwaist, in dürftigen Verhältnissen auf, so daß er sich schon in frühen Jahren durch Ertheilung von Privatunterricht erhalten mußte. Es gelang ihm bei seinem festen Willen, trotz seiner Mittellosigkeit, die Rechte zu studieren und im Jahre 1826 eine Anstellung als Konzeptspraktikant bei der niederösterreichischen Regierung zu erhalten. Ein Jahr später wurde er an das Kreisamt im Wiener Wald versetzt, 1830 bei der Hofkammer und 1843 als Konzipist bei der Lotteriedirektion angestellt. Wie die jüngere Generation, mit dem Metternichschen System unzufrieden und für freiere Entwickelung begeistert, gab er im J. 1842 in Leipzig „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers“ heraus, worin er namentlich die Abschaffung der drückenden Censur verlangte. Er wagte sogar öffentlich, sich in diesem Sinne auszusprechen. Bei einem Festessen zu Ehren Friedrich Lists im J. 1844 trug er ein Gedicht „Zollverein“ vor, in welchem die Verse vorkommen:

„Und wenn die Gedanken erst zollfrei sind,
Dann wollen wir weiter sprechen.“

Sein Vorgesetzter zog ihn deshalb zur Rechenschaft und versicherte, daß er sich durch solche Aeußerungen seine Zukunft verderbe, und daß sie mit seinem Eid als Beamter in Widerspruch stünden, worauf Bauernfeld erwiederte, das, was er erreicht habe (die Konzipistenstelle mit 800 Gulden Besoldung) sei so gering, daß er vermuthlich gar keine Zukunft habe; übrigens sei er jeden Augenblick bereit, den Beamten dem Schriftsteller zum Opfer zu bringen. Der Freimuth des Dichters imponierte dem Präsidenten, der ihn unangefochten ließ. Im Frühjahr 1845 machte Bauernfeld einen kurzen Ausflug nach Paris und London, bei welcher Gelegenheit er auch das südwestliche Deutschland besuchte. Das freiere Staatsleben, das er auf dieser Reise kennen gelernt hatte, ließ ihn die traurigen Zustände Oesterreichs erst recht gründlich erkennen und sein Schmerz erreichte einen solchen Grad, daß er sich Anfangs 1848 zum Minister des Innern begab und ihm eröffnete, daß er sich entschlossen habe, seine Anstellung aufzugeben und Oesterreich zu verlassen. Der Minister rieth ihm ab, trug ihm dagegen einen längeren Urlaub nach Deutschland mit der Bemerkung an, „daß die Reformen in Oesterreich vor der Thür stünden“. Freilich bedurfte es dazu einer Revolution. Im März 1848 erhob sich Wien mit einer ungeahnten Kraft. Als die Aufregung den höchsten Punkt erreicht hatte, begab sich Bauernfeld mit seinem Freund Anastasius Grün zum Erzherzog-Palatin, um ihm auseinanderzusetzen, daß die allgemeine Aufregung sich nur durch bestimmte Zusage einer Konstitution beschwichtigen lasse; seine Audienz beim Erzherzog Franz Karl in der gleichen Absicht hatte entschiedenen Erfolg. Die Anstrengung in diesen Tagen — er hatte fünf Tage und Nächte kein Auge geschlossen — und die damit verbundene Aufregung zog ihm eine gefährliche Gehirnentzündung zu. Im April war er so weit hergestellt, daß er in die Steyermark reisen konnte, um in der Gebirgsluft neue Kräfte zu schöpfen; doch mußte er die Wahl in das Frankfurter Parlament ablehnen, weil er sich noch zu schwach fühlte, um

„Der Fremde, den wir ewig hassen,
Du kannsts in der Geschichte lesen,
Der sä'te Zwietracht in unsre Massen." —
Ei, warum seid ihr dumm gewesen,
Und habt euch stets entzweien lassen?

„Jetzt sind wir frei." —
Ei, das ist prächtig!
Es bleibt doch Alles Lumperei,
Seid ihr nicht mächtig!

Deutsche Bewegung — es ist zum Lachen!
Wie Alle sich auf die Beine machen!

Das Franzenvolk ist doch
Eine rechte Bagage!
Sie haben immer noch
Geld und Courage.

Sie lernen Nichts, vergessen Nichts —
Zu ihrem Tadel Jeder sprichts;
Ihr Andern aber unterdessen
Habt eben auch das Lernen vergessen.

Ob je ein einiges Deutschland wird,
Wer kanns im Voraus wissen?
Seit tausend Jahren wards aber nicht —
Draus mögt ihr weiter schließen.

Adolf Bube.

Adolf Bube.

Adolf Bube, geb. den 23. Sept. 1802 in Gotha, zog im neunten Jahre mit seinen Eltern in das nahe Molsdorf, wo der Umgang mit der Natur die ersten dichterischen Regungen in ihm weckte, während ihn die historischen Gemälde des Schlosses und die mythologischen Bildsäulen des Gartens zu wissenschaftlichen Forschungen anregten, die er, von der reichen Schloßbibliothek unterstützt, mit Eifer begann und fortsetzte. Unter den Stürmen des Kriegs, die einen mächtigen Eindruck auf ihn machten, von einem Privatlehrer vorbereitet, bezog er das Gymnasium zu Gotha, das damals in seiner höchsten Blüthe stand. Er gründete mit einigen seiner Mitschüler einen Verein, der wechselseitige Fortbildung zum Zweck hatte. Namentlich feuerte ihn der Umgang mit H. Stieglitz und Gust. von Heeringen zu dichterischen Bestrebungen an. Im Herbst 1821 bezog er die Universität Jena, um Theologie zu studieren, fand aber so wenig Geschmack an derselben, daß er sich bald nur philosophischen, philologischen und belletristischen Studien hingab. Er war dort ein thätiges Mitglied der von Ferd. Hand gegründeten ästhetischen Gesellschaft. Seine Neigung zur Poesie vermittelte die Bekanntschaft mit Knebel, durch den er Goethe, Einsiedel und Böttiger kennen lernte; außerdem gehörten Eckermann, Mosen und H. Döring zum Kreise seiner damaligen Freunde. Nach Beendigung seiner Studien im Herbste 1824 wurde er Erzieher in der Familie des Freih. von Lindemann in Koburg, im J. 1829 Vorleser der verwittweten Herzogin Auguste von Koburg, auf deren Empfehlung er als Erzieher in das Haus ihrer Tochter, Gemahlin des Grafen Mensdorff, Vizegouverneurs von Mainz, kam, wo er auch später als Sekretair der Prinzessin blieb. Auf e[illegible] Reise im J. 1832 lernte er auf dem Dan[illegible] schiff den großen Walter Scott kennen. Herbst 1834 kehrte er in die Heimat zu [illegible] erhielt die Stelle eines Archivsekretairs [illegible] Gotha, wurde 1838 zum Oberconsistorial[illegible] tair befördert, 1842 zum Direktor des he[illegible] lichen Kunstkabinets und 1853 mit dem [illegible] eines herzogl. Archivraths zum Direkto[illegible] chinesischen Sammlung ernannt. Seit [illegible] leitet er auch den Kunstverein zu Gotha.

Adolf Bube ließ schon im J. 1825 [illegible] Sammlung Gedichte erscheinen (Gotha), [illegible] J. 1836 eine zweite Auflage erlebte; doch [illegible] auch darin ein schönes Talent sichtbar war, gelangte dieses doch erst später zu größerer B[illegible] deutung. Den größten Theil jener ersten G[illegible] dichte bildeten Balladen und Romanzen, in de[illegible] nen der Einfluß Schillers nicht zu verkennen is[illegible] besonders in den Stücken, in denen er griechi[illegible] sche Mythen behandelt. Eine zweite und drit[illegible] Sammlung, „Thüringische Volkssagen" (Got[illegible] 1837) und „Deutsche Sagen" (Ebd. 183[illegible] 4. Aufl. Jena 1842), zeigten merklichen Fo[illegible] schritt in der Behandlung; in den „Neu[illegible] Gedichten" (Jena 1840) entwickelte er ei[illegible] größere Mannigfaltigkeit der poetischen A[illegible] schauungen. Seinen Ruf begründeten ab[illegible] hauptsächlich die „Naturbilder" (Gotha 184[illegible] 4. Aufl. 1859) und die „Romanzen und Ba[illegible] laden" (Gotha 1850; 3. Aufl. 1866).

Schon in den „Neuen Gedichten" erschein[illegible] Freiligraths Einfluß, aber nur in so fern e[illegible] ihn anregte, ähnliche Stoffe zu bearbeiten; in Auffassung und Behandlung der Stoffe hat aber Bube die größte Selbstständigkeit bewahrt. Es zeigt sich diese schon darin, daß er nicht nach

Effekten haſcht, ſondern ſich der Einbefleißigt, in ſo weit die Stoffe eine clauben. Seine Sprache iſt dabei ſorgewandt und wohllautend, die metriſche mannigfaltig, der Reim reich und rein. gleich die Gegenden nicht aus perſönnſchauung kennt, die er uns in ſeinen bildern" und auch in den „Balladen manzen" ſchildert, denn er hat außer deutſchen Ländern nur noch Belgien ſo faßt er ſie doch mit aller Schärfe hrheit auf und er trifft oft in wenigen en Zügen den Charakter der entlegenfremdartigſten Landſchaften. So führt an das Eismeer, nach Nord- und Südin die ägyptiſche Wüſte und in die he Haide; aber auch die Heimat begeizu manchem Liede, und wir möchten en Vorzug geben, weil ſie eigene An und Empfindung geben. Mit ſicherem id echtem poetiſchen Gefühl vermeidet e Landſchaften zu ſchildern, wo durch ng von Einzelnheiten die Einheit und t verloren geht; er zeichnet nur eincenen, einzelne Erſcheinungen, aber endig und klar, und er erhöht den der Schilderung dadurch, daß er die nknüpft, die das Anſchauen der Naturng in ihm erweckte, Ideen, die nicht eu und tief ſind, aber durch Adel und Würde erfreuen.

ſo hat der Dichter auch in den Bald Romanzen das ethiſche Bildungshervortreten laſſen, ſo wie er ſich ſtets den einfachen Erzählungston zu treffen ythmus und Reim dem jedesmaligen mäß zu halten. Auch in dieſen Dichführt er uns in die verſchiedenſten ZeiVölker; Alterthum, Mittelalter, neue rden und Süden ſind repräſentirt, und ritt uns der eigenthümliche Charakter er und Zeiten lebendig und anſchauegen. So iſt in denjenigen, welche he Stoffe behandeln, die wilde Glut ſchen Poeſie glücklich getroffen, ſo in :", deſſen rhythmiſcher Gang ein glänzeugniß von des Dichters Meiſterſchaft ıdlung der metriſchen Form und des t, ſo auch in „Rolfs Fahne", „Hako", in der „Guahibomutter" das rein he den ergreifendſten Ausdruck geat.

. In einer Sternennacht.

Während rechts im fernen Dunkel
Goldne Sterne niederſinken,
Steigen Sterne mit Gefunkel
Hinter Bergen auf zur Linken.

Was ſich läßt am Himmel ſehen,
Zeigt ſich unten auch im Leben:
Sterne müſſen untergehen,
Sollen Sterne ſich erheben.

2. Das Schneegeſtöber.

Wie die kleinen Flöckchen
Bei des Windes Wehn
Hell im weißen Röckchen
Durcheinander drehn!

Wechſeltänze ſchlingen
Sie auf luftgem Plan;
In verwornen Ringen
Krümmt ſich ihre Bahn.

Haſt vergebens Mühen.
Raſches Flöckchen dort;
Spottend dein im Fliehen
Schwebt das Liebchen fort.

Andre, die erſiegen
Sich die holde Braut,
An einander ſchmiegen
Sie ſich ſanft und traut.

Aber alle kommen
Endlich hin zur Ruh;
Wann die Sonn erglommen,
Deckt Ein Grab ſie zu. —

Wahres Bild des Lebens!
Der erringt ſich Luſt,
Jener haſcht vergebens,
Bis ihm bricht die Bruſt.

Doch in Einen Hafen
Laufen Alle ein;
In der Erde ſchlafen
Sie im engen Schrein.

3. Die Guahibomutter.

Sieh dort im Kahn gebunden
Das Guahiboweib!
Es bluten Geißelwunden
An ihrem braunen Leib.

Sie denkt an ihre Kleinen,
Die nun im bangen Lauf
Fern am Ucayal weinen,
Und ſtöhnt zum Himmel auf.

So liegt ſie voller Kummer
Schlaflos in tiefer Nacht,
Und, übermannt vom Schlummer,
Nicht weit von ihr die Wacht.

Da greift mit Mannesſtärke,
Die Mutterlieb ihr gab,
Sie ungeſäumt zum Werke
Und reißt die Feſſeln ab.

Sie ſpringt vom Bord des Nachen
Hinaus ins Flutgebiet,
Das mit bezahntem Rachen
Das Krokodil durchzieht.

Sie ſchwimmt zum fernen Strande,
Wo, dicht verdeckt von Rohr,
Der Jaguar im Sande
Sein Lager ſich erkor.

Sie bricht im Wald ſich Pfade,
Wo noch kein Fuß gerauſcht,
Wo in der Sümpfe Bade
Die Rieſenſchlange lauſcht.

Vom Stachel der Lianen
Wird ihr die Haut zerſchlitzt,
Auf ſcharfgezackten Bahnen
Die Sohle wund geritzt.

Oft glaubt sie zu erliegen
Dem Durst, der Hungersqual;
Ameisen nur und Fliegen
Fängt ihre Hand zum Mahl.

Was in den schwersten Stunden
Wohl kaum ein Mann ertrug,
Von ihr wirds überwunden
Im pfeilgeschwinden Flug.

Und als zum vierten Male
Das Morgenroth erwacht,
Eilt sie dahin im Thale,
Wo ihr die Heimat lacht.

Sie öffnet rasch die Hütte,
Wo mit der Freude Laut
Sie auf der Lagerschütte
Drei theure Kindlein schaut.

Schnell endet sich ihr Weinen,
Sie jubeln auf in Lust,
Es stürzen sich die Kleinen
Der Mutter an die Brust.

Sie aber spricht: „Die Weißen,
Die mich hinweggeführt,
Sind hart, wie Fels und Eisen,
Die keine Klage rührt.

Naht wieder, uns zu scheiden,
Ein fremdes Männerboot,
So wählt, statt Trennungsleiden,
Mit mir den Flutentod!"

Kaum ist das Wort verklungen,
Da sieht sie schon den Kahn,
Aus dem sie kühn entsprungen,
Aufs Neu dem Ufer nahn.

Sie faßt und zieht geschwinder
Als auf der bangen Flucht
All die geliebten Kinder
Sich nach zur Felsenbucht.

Dort stürzt sie sich vom Strande
Ins Flutgebraus hinab
Und reißt vom Klippenrande
Die Kindlein mit ins Grab.

Die Weißen, deren Hiebe
Ihr ferner schon gedroht,
Erkennen: Mutterliebe
Ist stärker als der Tod.

4. Yngwar.

Der Fürst Yngwar
Im Schwedenland,
Mit weißem Haar,
Doch starker Hand,
Führt seine Schaar
Zum Meeresstrand,
Wo in Gefahr
Die Flotte stand.

Wie leis und sacht
Sich Räuber nahn,
Zog Esthlands Macht
Zum Uferplan.
Nun stürzt zur Schlacht
Der Held voran,
Sie tobt und kracht
Auf blutger Bahn.

Er steht und ficht,
Furchtbar bedroht;
Doch zagt er nicht
In tiefster Noth.
Sein Muth verspricht
Ihm Siegesroth,
Da plötzlich bricht
Sein Aug im Tod.

Floß auch sein Blut
Durch Feindesspeer,
Nicht wankt der Muth
Im Schwedenheer.
Es schwingt voll Wuth
Die Eisenwehr,
Stürzt Esthlands Brut
Hinab ins Meer.

Die Nacht bricht ein
Mit schwarzem Haar.
Bei Fackelschein
Senkt Schwedens Schaar
Ins Grab hinein
Den todten Aar,
Und bringt ihm Wein
Und Waffen dar.

Es deckt als Mal
Des Grabes Schooß
Ein Felsen, kahl
Und riesengroß,
Umkreist von Wal
Und Albatroß,
Wenn Wetterstrahl
Und Sturm bricht los.

Die Woge prallt
Am Uferhang;
Sie schäumt und wallt
Die Gruft entlang.
Dem Helden schallt
Ihr Grabgesang,
Wie Schlachtlied hallt
Und Siegesklang.

Karl Johann Philipp Spitta.

Je seltener wir Dichtern geistlicher Lieder begegnen, welche wirklich poetisches Talent haben, um so höher müssen wir diejenigen schätzen, welche sich über gewöhnliche, prosaische Reimerei erheben und dem religiösen Stoff auch ein künstlerisch schönes Gewand zu geben verstehen, die ihre frommen Empfindungen in einer wohllautenden und edlen Sprache darzustellen vermögen. Unter diesen Dichtern nimmt Karl Johann Philipp Spitta eine hervorragende Stelle ein. Am 1. Aug. 1801 zu Burgdorf bei Hannover geboren, verlor er seinen Vater schon im 4. Jahre. Seine Mutter ließ ihn unter großen Opfern die Schulen besuchen; aber nachdem er im Gymnasium bis zur Tertia gekommen war, wurde er gefährlich krank und seine Mutter that ihn, als er sich wieder erholt hatte, zu einem Uhrmacher in die Lehre. Allein der Beruf sagte ihm nicht zu; er wollte studieren. Im Herbste 1818 gab seine Mutter seinen Bitten nach; sie ließ ihm Privatunterricht ertheilen, dem er mit solchem Eifer und Erfolg oblag, daß er schon nach einem halben Jahre in die Prima des Gymnasiums aufge-

ommen werden konnte. Im J. 1821 bezog die Universität Göttingen, wo er nebst Theologie auch andere Disziplinen studierte und als Mitglied der Burschenschaft an dem regen Studentenleben Theil nahm. Nach vollendeten Studien wurde er seit 1824 einige Jahre lang Hauslehrer und Pfarrgehülfe. Im J. 1830 erhielt er die Stelle eines Garnisonspfarrers und Seelsorgers an der Strafanstalt zu Hameln, 1837 wurde er zum Pfarrer in Wechold bei Hoya, 1847 zum Superintendenten zu Wittingen im Lüneburgischen und 1853 zum Superintendenten in Peine im Fürstenthum Hildesheim ernannt. Er starb in seinem Geburtsort am 26. Sept. 1859, wohin er wenige Jahre vor seinem Tode als Superintendent berufen worden war.

Spitta hat nach langer Zeit durch seinen Vorgang gezeigt, daß die religiöse Betrachtung keineswegs der poetischen Auffassung und Darstellung widerstrebe, daß sie durch die dichterische Einkleidung nur um so mehr an Wirkung gewinne. Wahre Frömmigkeit wird durch die poetische Fassung nicht zurückgedrängt, vielmehr nimmt sich die Wärme des Gefühls, die Innigkeit der Empfindung nur um so lebendiger und wirkungsvoller aussprechen. Bei seiner poetischen Begabung konnte sich Spitta nicht in die dürre Dogmatik verlieren, die man so oft und mit so vielem Unrecht biblische Sprache nennt, aber sie hielt ihn auch von der sentimentalen und gesuchten Richtung fern, in der das edelste Gefühl zur Spielerei wird. Nur einige seiner Lieder*) sind für den kirchlichen Gesang, die meisten für die häusliche Andacht bestimmt; aber diesen Zweck erreichen sie auch in das Vollkommenste. Denn wenn wir auch einen bemerkten, daß er sich nicht in dogmatischen Phrasen bewege, so lebt dagegen eine wahrhaft christliche Gesinnung in seinen Liedern, der Geist der Liebe („Das Lied der Liebe") und des unerschütterlichen Vertrauens zu Gott („Sehet die Lilien auf dem Felde"), der sich dem Menschen tagtäglich in seinen Werken offenbart („Freude an der Schöpfung", „Im Frühling").

1. Das Lied der Lieder.

Es giebt ein Lied der Lieder,
Das singst du immer wieder,
Wenn du es Einmal singen lernst;
Kein Mensch hat je versonnen
Das Lied, so reich an Wonnen
Und doch so lehrreich, tief und ernst.

Es singt von einer Liebe,
Vor der des Lebens Trübe
Wie Nebel vor der Sonne flieht.
Wie weichen alle Schmerzen,
Wenn man so recht von Herzen
Anstimmen kann das schöne Lied!

2. Freude an der Schöpfung.

O du schönes Weltgebäude,
Das der Herr mit Glanz und Pracht
Uns zum Segen und zur Freude
Wunderherrlich hat gemacht!
O wie wird in allen Stücken
Da die Liebe offenbar,
Die den Menschen zu beglücken
So erfindrisch sorgsam war!

Ja, man kann an allen Werken,
Klein'n und großen, nah und fern,
Die verborgne Weisheit merken
Des Allgütgen, unsers Herrn!
Allen ist das Königssiegel
Ihres Schöpfers aufgedrückt,
Erd und Himmel sind ein Spiegel,
Drin man seine Huld erblickt.

In der Nähe, in der Ferne
Man viel tausend Zeugen trifft,
Wie die Blumen, so die Sterne
Sind ja eine heilge Schrift,
Die, dem Kindessinn verständlich,
Wonnevolle Kunde giebt
Von dem Gott, der uns unendlich
Segnet, labet, tröstet, liebt.

O wie ist es schön, zu lesen
In dem aufgeschlagnen Buch
Der Natur von jenem Wesen,
Das man niemals hoch genug
Kann erheben, preisen, loben,
Das uns liebevoll umschlingt,
Dem der Chor der Engel droben
Laut das Dreimalheilig singt.

Ja, dich kenn ich, Offenbarung
Meines Herrn in der Natur,
Seit aus eigener Erfahrung
Ich nicht bloß der Liebe Spur
Angedeutet, aufgeschrieben
In den Werken seiner Hand,
Nein, ihn selbst und all sein Lieben
Wesentlich in Christo fand.

3. Sehet die Lilien auf dem Felde.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt,
Wer dich so schön gemacht?

Wie trägst du so ein weißes Kleid,
Mit goldnem Staub besät,
Daß Salomonis Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht!

Gott hob dich aus der Erde Grund,
Hat liebend auf dich Acht.
Er sendet dir in stiller Stund
Ein Englein bei der Nacht.

Das wäscht dein Kleid mit Thau so rein
Und trocknets in dem Wind,
Und bleicht es in dem Sonnenschein,
Und schmückt sein Blumenkind.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
In aller deiner Pracht
Bist du zum Vorbild mir gestellt,
Zum Lehrer mir gemacht.

Du schöne Lilie auf dem Feld,
Du kennst den rechten Brauch,
Du denkst: der hohe Herr der Welt
Versorgt sein Blümchen auch.

*) Psalter und Harfe (herausg. v. Adolf Peters). Leipzig 1853; 24. Aufl. 1861. — Zweite Sammlung (Ebd. 1842; 2. Aufl. 1860. — Nachgelassene geistliche Lieder (herausg. v. Adolf Peters), Ebd. 1861.

4. Im Frühling.

Kindlein singen auf den Gassen
Und das Vöglein auf dem Dach,
Denn der Sturm hat uns verlassen
Und der schöne Lenz folgt nach.

Wies' und Felder, die noch neulich
Trauerten im Winterkleid,
Grünen wieder so erfreulich
In der warmen Frühlingszeit.

Und der Himmel glänzt mir heller,
Alle Bäume schlagen aus,
Und die Sehnsucht treibt mich schneller
Aus dem alten dumpfen Haus.

Wer verschlöffe sich und bliebe
Trüb daheim im Stubenlicht?
Ist es nicht auch Gottes Liebe,
Die das Eis des Herzens bricht?

Gustav Pfarrius.

Gustav Pfarrius, geb. am 31. Dez. 1800 im Dorfe Heddesheim bei Kreuznach, erhielt seinen ersten Unterricht von seinem Vater, dem dortigen reformierten Pfarrer, studierte nach vollendeter Gymnasialbildung Theologie und Philologie in Halle und Bonn, wurde dann Lehrer am Gymnasium zu Saarbrücken, 1834 Oberlehrer und später Professor am Friedrich Wilhelms-Gymnasium zu Köln. Er legte 1863 sein Amt nieder, nachdem er vorher zum Ritter des rothen Adlerordens ernannt worden war.

Pfarrius machte sich zuerst durch das „Nahethal in Liedern" (Aachen 1833; 2. Auflage 1845) bekannt, eine poetische Reise durch das Thal der Nahe bis zu ihrem Einfluß in den Rhein, in welcher der Dichter nicht nur die Naturschönheiten schildert, sondern auch die Sagen, Legenden u. s. w., die von den verschiedenen Oertlichkeiten berichtet werden, in ansprechender Weise erzählt. Der Beifall, den diese kleinen epischen Gedichte fanden, aus denen wir nur „Die Gründung Kreuznachs", „Den Trunk aus dem Stiefel", „Michel Mort" erwähnen, veranlaßte den Dichter, sich in einem größern zu versuchen; allein wenn der „Karlmann" (Bonn 1841) auch manche schöne Einzelnheit bietet, besonders in den Schilderungen glücklich ist, so fehlt dem Ganzen doch die epische Gestaltung. Pfarrius kehrte glücklicher Weise zu den seinem schönen Talent angemessenen Stoffen zurück; er dichtete die „Waldlieder" (Köln 1850; 2. Aufl. 1853), die seinen lebendigen Sinn für das Naturleben in einfachen, aber ausdrucksvollen Rhythmen aussprechen. Bald betrachtet er den Wald und das mannigfaltige Leben in demselben mit kindlich naivem Sinne; bald sucht er dessen tiefere Bedeutung zu ergründen; dann läßt er seine Waldluft in einem jugendlich heiteren Liede ertönen, oder er kleidet seine Anschauungen in das Gewand der Fabel und Parabel ein, wobei er oft einen liebenswürdigen Humor entfaltet. Wie der Wald, so haben ihm in den „Gedichten. Neue Sammlung" (Köln 1860) der Sternenhimmel und die Nordsee fruchtbaren Stoff zu poetischen Bildern gegeben, die er mit Liebe und Geschick ausführt. Die beigefügten dramatischen Kleinigkeiten: „Velleda" und „Die Schiffbrüchigen" sind nicht ohne Interesse, ganz trefflich aber sind die kleinen didaktischen Gedichte, die eine tiefe Menschenkenntniß und Menschenliebe verrathen und auch des Dichters Freiheits- und Vaterlandsliebe beurkunden, die sich übrigens auch in vielen andern Dichtungen in tiefgefühlten Worten, aber immer mit großer Klarheit und Ruhe ausspricht. Auch als Erzähler hat sich Pfarrius bewährt in „Zwischen Soonwald und Westrich. Drei Erzählungen" (Kreuznach 1861) und in „Schein und Sein. Erzählung aus dem 16. Jahrhundert" (Braunschw. 1861).

1. Wie es den Sorgen ergieng.

Einst wollt ich hinaus in den grünen Wald,
Da zogen die Sorgen mit;
Vergebens gebot ich wohl zehnmal Halt,
Sie folgten mir Schritt für Schritt.

Doch als wir kamen wohl in den Busch,
Begann ein Geflüster sogleich;
Die Vöglein riefen: Ihr Sorgen, husch,
Hinaus aus dem grünen Bereich!

Das Gras erhob sich und hielt sie auf,
Ein Windstoß hauchte sie fort,
Die Bäume rauschten und schlugen drauf,
Sie flohen von Ort zu Ort.

Und rannten und stießen die Köpfe sich ein
Am Felsen riesig und rauh,
Verschmolzen im lachenden Sonnenschein,
Ertranken im duftigen Thau.

Da habt ihrs! rief ich, von ihrer Noth
Befreit, in die Lüfte hinaus;
Da seht ihr, was euch im Walde droht:
Ein ander Mal bleibt ihr zu Haus!

2. Der deutsche Wald, das deutsche Herz.

Der deutsche Wald, das deutsche Herz,
Sie sind einander eng verwandt.
Wie Ahnungsschauer, Sehnsuchtsschmerz,
Wie Blätterfüll und Blumentand.

In Baumgestalten mannigfalt,
In Staud und Stengel, Busch und Strauch
Ergrünt der tiefe deutsche Wald, —
Nur selten kommts zu Früchten auch;

Ideengebilde, reich und kühn,
Der Freiheit Heimweh, Weisheit Rath,
Im tiefen deutschen Herzen blühn, —
Nur selten werden sie zur That.

Und wie am schattenreichsten Baum
Ihr keinen Erntesegen schaut,
So wird aus Sehnsucht und aus Traum
Kein wetterfestes Reich gebaut.

O deutscher Wald, o deutsches Herz,
Ihr seid einander eng verwandt,
Wie Ahnungsschauer, Sehnsuchtsschmerz,
Wie Blätterfüll und Blumentand.

Geschichte

der

deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

von

Heinrich Kurz.

Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt.

Vierter Band.

Von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit.

Dritte Lieferung.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1868.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1913 L

3. Erdendunkel.

Ich ging einmal am Wanderſtab
Durch ſonnig Feld mit leichtem Sinn,
Da ſenkte ſich der Tag und gab
Die Erde tiefem Dunkel hin.

Ich irrte pfadlos; doch je mehr
Hier Nacht umgab der Wege Spur,
Je ſtrahlender zog dort das Heer
Der Sterne durch die Himmelsflur.

Am Steine ſtieß ich mir den Fuß,
Ein ſcharfer Dorn mein Kleid zerriß,
Doch ſandt hinauf ich Gruß um Gruß,
Und pries der Erde Finſterniß.

Kein Stern ja ſtrahlt, wenn Sonnenſchein
Die Pfade durchs Gefild umlacht:
Es muß auf Erden dunkel ſein,
Willſt ſchauen du des Himmels Pracht.

4. Ziel und Ende.

Vom Strande ſchaut' ich hinaus ins Meer,
Da ſchien mir die Welt ſo öd und leer,
Die Wellen kamen, die Wellen flohn,
So trieben ſie's ſeit Jahrtauſenden ſchon,
Ich ſah nicht Ziel noch Ende.

Und wieder ſchaut' ich zum Himmel empor,
Da zogen die Wolken nach wie vor,
Die Sonne, die tief im Weſten hieng,
So heute wie geſtern untergieng,
Ich ſah nicht Ziel und Ende.

Und wieder ſchaut' ich entlang den Strand,
Da ſpielte der Wind mit dem Dünenſand,
Hier ließ er ihn ſinken, dort hob er ihn auf
In ewig erneuertem Wechſellauf,
Ich ſah nicht Ziel noch Ende.

Doch wie ich da ſtand in Gedanken tief,
Ein Stimmchen meinen Namen rief, —
Sie wars! Vom raſenumgrünten Rand
Der Düne winkte ſie mit der Hand:
Da ſah ich Ziel und Ende.

5. Einheit und Freiheit.

Als einen wunderſamen Fund
Verkündet's weit, verkündet's laut,
Wenn ihr die Einheit je im Bund
Mit ihrer Schweſter Freiheit ſchaut.

Denn aus einander ſtieben ſie
Beim erſten Schritt mit leichtem Schwung,
Die Einheit fort zur Despotie,
Die Freiheit zur Zerſplitterung.

Und fragt ihr, welch ein Talisman
Mit diamantnem Zauberband
Die Flüchtigen verknüpfen kann? - -
Die Liebe iſt's zum Vaterland.

Eduard Schulz-Ferrand.

Es iſt uns nicht gelungen, genauere Nachrichten von den Lebensverhältniſſen des Dichters zu erhalten, mit dem wir uns jetzt zu beſchäftigen haben. Wir wiſſen bloß, daß er am 13. Januar 1813 zu Landsberg an der Warthe geboren wurde, in Berlin ſtudierte und daſelbſt erſt 29 Jahre alt am 23. Okt. 1842 ſtarb.

Eduard Schulz, der ſeine Dichtungen (Gedichte. Berlin 1834. Neue Sammlung. Ebd. 1835. Lyriſches. Ebd. 1839) unter dem Namen Eduard Ferrand veröffentlichte, war eine echt poetiſche Natur, aber ſein Talent hatte keinen großen Umfang. Man kann ihn nicht beſſer charakteriſieren, als es Chamiſſo in einigen Worten that. „Ferrand", ſagte er von ihm, „ſpielt nur auf Einer Saite, aber auf dieſer wie Paganini." In der That ſind ſeine zahlreichen lyriſchen Dichtungen meiſt Variationen eines und deſſelben Themas, aber er weiß demſelben ſtets neue Seiten abzugewinnen oder ihm eine andere Einkleidung zu geben. Liebesglück, vorzüglich aber Liebesſchmerz bildet den Grundton der meiſt kleinen Lieder, die weder in Gedanken noch in der Darſtellung neu, keine großen Ideen entfalten, durch keine überraſchenden Wendungen, aber durch ihre Wahrheit der Empfindung und die melodiſche Fülle der Sprache erfreuen. Man fühlt es jedem Liede an, daß es auf irgend einem Erlebniſſe beruht; jedes iſt ein kleines Lebensbild, zu dem ihm die Natur, für die er einen offenen Sinn hat, oder das Leben den Stoff gibt, denn Alles, was er anſchaut oder erlebt, und mag es noch ſo geringfügig ſein, geſtaltet ſich ihm zum Liede. Der Regenbogen, der Schmetterling, die Blumen des Gartens, der Nebel, mit Einem Worte Alles erinnert ihn an die Geliebte oder an die verſchwundene Jugendzeit, und er weiß immer eine ſchöne Beziehung zu finden. Einige Male wird er von Reminiscenzen an Schiller überraſcht, „Das Lied" z. B. erinnert lebhaft an die „Macht des Geſanges", „Die Höhen" an die „Sehnſucht" und den „Pilgrim"; meiſt aber iſt Heine ſein Vorbild, den er zwar nicht erreicht, den er aber an Adel der Geſinnung weit übertrifft. In der zweiten Sammlung ſeiner Gedichte läßt er ſich freilich oft verleiten, auch deſſen frivole Anſchauung nachzuahmen und den ernſten Gedanken mit einem witzigen oder ironiſchen Einfall abzuſchließen, aber man merkt es gleich, daß dies nicht in ſeiner Natur liegt und nicht zu ſeiner vorwiegend elegiſch-ſentimentalen Stimmung paßt. Ferrand hat meiſt in einfachen Formen gedichtet, doch hat er ſich auch hie und da in ſchwierigeren verſucht; er hat Triolette, Gloſſen und Ritornelle gedichtet, die eigentliche Form der letzteren jedoch nicht erfaßt. Seine Balladen ſind nicht ohne Geſchick entworfen und ausgeführt, manche ſind von bleibender Wirkung, alle haben aber einen düſtern Charakter, der hie und da ins Grauſenhafte übergeht.

1. Abend.

Seit frühem Morgen trug ich ſchon
Des Tages Hitz und Laſt,
Nun ſehnt der müde Wandrer ſich
Nach abendlicher Raſt.

Ein nettes, ſchmuckes Häuschen winkt
Mir dort aus grünem Thal,
Auf ſeinen hellen Fenſtern blinkt
Der Abendſonne Strahl.

Des Weines grüne Ranke schlingt
Sich auf an weißer Wand,
Und bunte Tauben sonnen sich
Auf seines Daches Rand.

Herüber aus dem Gärtchen weht
Der Blüthen süßer Duft,
Und säuselnd spielt im Wallnußbaum
Die goldne Abendluft.

Und Alles grüßt mich wunderbar,
So heimatlich und traut,
Manch wonnig blühnder Kindertraum
Wird mir im Herzen laut.

O dürft ich ruhn in jenem Thal,
Im eng begrenzten Raum!
O flösse dort mein Leben hin,
Ein langer, süßer Traum! —

Die Sonne sinkt, der Nebel steigt
Im Thale auf und hüllt
In stille, tiefe Dämmerung
Das holde Friedensbild.

Ich aber wandre schweigend fort
Und merk es selber kaum,
Denn mächtig regt im Busen sich
Manch selig süßer Traum.

Ich sehe noch das stille Thal,
Das Haus, den dunklen Baum,
Und in dem Häuschen mich und sie —
O wundersüßer Traum! —

2. Die Knospe.

Mein Herz ist eine Knospe,
Die still verborgen keimt,
Und in dem Sturm des Winters
Von schönren Lenzen träumt.

Mein Herz ist eine Knospe,
Durchwallt von süßem Duft:
Sie kann ja nicht erblühen
In eisig kalter Luft.

Mein Herz ist eine Knospe,
Und wenn es liebend bricht,
Entfaltet sich die Blüthe
Dem ewgen Sonnenlicht.

3. Leben.

Ich möchte sterben, jener Wolke gleich,
Die leuchtend durch des Himmels Fernen zieht,
Ein muntrer Wandrer in dem luft'gen Reich,
Der stolz herab auf diese Erde sieht.
Da naht der Abend — träumerisch verblüht
Des Himmels Rosenflur in dunkler Pracht —
Und über ihr, die jugendwarm geglüht,
Zusammenschlägt das dunkle Meer der Nacht.

Ich möchte sterben, wie die Blume stirbt,
Die lächelnd keimt im lauen Frühlingswehn,
Die sehnend um den Kuß der Sonne wirbt,
Wärs auch, in diesem Kusse zu vergehn.
Dann hebt durch ihren Duftkelch süßes Weh,
Die zarten Blätter sinken flammenwarm —
Vergehend schauert sie wie Semele,
Das Kind der Erde, in des Gottes Arm.

Ich möchte sterben, wie der Schmetterling,
Den in der Puppe weckt der Sonne Strahl —
Er sprengt die Hülle, die ihn bang umfieng,
Er gaukelt fröhlich durch das Blüthenthal;
Und jede Blüth' in selgem Liebesrausch
Umfächelt er mit farbger Schwinge Wehn,
Um süß nach flüchtgem Kuß- und Wonnetausch
Im letzten Blüthenkusse zu vergehn.

Du heller Traum des Himmels, Wolke, du!
Du Blüthenkind der frühlingswarmen Welt,
Du heitrer, bunter Gaukler ohne Ruh —
Von Trübsinn ist, von Neid mein Herz geschwell
Mir spinnt sich langsam, trüb und trüber stets,
Einförmig still dieß wirre Leben ab;
Nach flüchtig kurzem Glück — wie schnell verwe
Nach dunkel ödem Weg in ödes Grab.

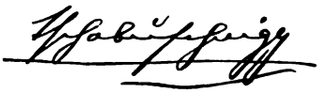
— Ich gieng so müde durch das Leben hin —
Ich weiß nicht, wie mir jetzt auf Einmal ward;
Es blitzt so hell durch den umwölkten Sinn:
Wirf an den Busen dich der Gegenwart!
Anklammre sie in hastigem Genuß —
Hinweg mit Zukunft und Vergangenheit!
Berausche froh dich in des Lebens Kuß —
Zu trägem Ruhen ist im Grabe Zeit!

Der Frühlingshauch weht kosend durch mein Haa
Die schöne Erde lächelt hell mir zu —
Den vollen Becher heb ich, goldenklar!
Umschlinge heißer mich, Geliebte du!
Mag rasch verglühn nun meines Lebens Docht,
Mag brechen dieses Auge, lusterhellt —
Ich lebte! Jetzt — zu fühlen mein ichs — pocht
In einer Menschenbrust der Puls der Welt.

Adolf Ignaz Ritter von Tschabuschi

Wenn von österreichischen Dichtern die
ist, so denkt man gewöhnlich nur an das
herzogthum Oesterreich; es stammt allerd
eine große Anzahl aus dieser Provinz,
haben wir in der einleitenden Uebersicht
sehen, daß auch die andern einen nicht u
deutenden Antheil an der geistigen Bewe
genommen haben, die sich seit dem Ende
zwanziger Jahre in den deutschen Ländern
Monarchie kund gegeben hat. Kärnten ist
Zahl nach mit am Schwächsten vertreten,
nicht dem Werthe nach, wie wir sogleich s
werden.

Adolf Ignaz Ritter v. Tschabuschn
geb. am 20. Juli 1809 zu Klagenfurt,
suchte das Gymnasium seiner Vaterstadt
studierte die Rechte in Wien, worauf er 1
als Auskultant zu Klagenfurt in Staatsdi
trat. Im J. 1836 wurde er nach Triest
und 1844 wieder nach Klagenfurt versetzt,
er im J. 1850 zum Oberlandesgerichtsrath
nannt wurde, als welcher er die ersten Schw
gerichtssitzungen in Kärnten eröffnete.
J. 1854 wurde er in der nämlichen Eigens
nach Graz versetzt und im Mai 1859
Hofrath beim obersten Gerichtshofe in W
ernannt, welche Stelle er noch heute bekle
Sein längerer Aufenthalt in Triest, wo er
mehreren ausgezeichneten Männern in gen
Verbindung stand, hatte auf seine Entwick
den entscheidendsten Einfluß; er studierte
Ernst und Erfolg Geschichte, Philosophie



, und erlernte die vorzüglichsten neueren
hen. In den Jahren 1837—51 bereiste
ch und nach die Schweiz, Deutschland,
reich, Belgien, die britischen Inseln und
n, was seinen Gesichtskreis und seine
nisse erweiterte, vorzüglich aber seiner
nschauung eine zugleich praktische und
che Richtung gab. Die politische Bewe-
im J. 1848 fand an ihm einen ent-
enen Vorkämpfer; der ständische Ausschuß
tens, dessen Mitglied er war, sandte ihn
Wien, um an den Berathungen über die
eichische Reichsverfassung Theil zu nehmen.
ntwickelte im Kärntner Landtag eine eben
oße als erfolgreiche Thätigkeit, so auch seit
als Mitglied des österreichischen Reichs-
s, wo er bis zu dessen Auflösung eine her-
gende Stelle einnahm und stets für die
rung freier Zustände, so wie für die Re-
g der Finanzverhältnisse einstand.

chabuschniggs bedeutendste Leistungen sind
Romane, welche wir später besprechen
n, doch verdient er auch als Lyriker Be-
ng. Er gab zuerst „Gedichte“ (Dresden
3) heraus, denen er später „Aus dem
erwalde. Romanzenbuch“ (Berl. 1856)
a ließ. Beide Sammlungen vereinigte er
n „Gedichten“ (3. Aufl. Lpz. 1864). In
n ersten Versuchen ist der Einfluß Heine's
kennbar („Vor einer Gesellschaft“, „In
ieben Gasse“); in der Folge überwand er
lben, er gewann eine erfreuliche Selbst-
igkeit, aber er hatte von seinem Vorbild
nt, durch die einfachsten Mittel zu wirken.
r trifft ihn der Vorwurf nicht, den man
den österreichischen Dichtern zu machen pflegt,
daß sie allzu sehr nach Bildern jagen und über-
haupt durch den Glanz der Darstellung zu wir-
ken suchen; seine Sprache ist vielmehr sehr ein-
fach, ja sie sinkt sogar hie und da zur Prosa
herab; auch fehlt es ihr öfters an Geschmeidig-
keit, dem Reime an Reinheit. Viele Gedichte
sind aus Erlebnissen hervorgegangen; es sind
diese zum Theil die schwächsten der reichen
Sammlung; der Dichter hat diese Erlebnisse
noch nicht überwunden gehabt und konnte sie
deshalb nicht frei genug anschauen. Wenn er
aber den ersten Sturm der Leidenschaft besiegt
und er sich zur Entsagung erhebt, da gelingt
ihm manches vortreffliche Lied, dessen äußere
Ruhe die Macht des Gefühls nur desto leben-
diger hervortreten läßt („Vergiß!“). Ueber-
haupt ist er am Glücklichsten, wenn er seinen
Stoffen mit klarer Ruhe entgegentritt, wie in
der „Waldeinsamkeit“ (1), in welcher er, wie
auch im „Wiederhall“, die Natur glücklich zu
beleben weiß und eine große Meisterschaft der
Schilderung entfaltet, oder in „Ajax Oileus“
(2), worin der Dichter seine eigene männlich-
kräftige Gesinnung in einem großartigen Bilde
darstellt, das von antikem Geiste beseelt ist,
dessen Wesen er in der Elegie „Antike und
moderne Kunst“ (3) dem Modernen auf das
Anschaulichste entgegenstellt. Wir begegnen in
der Sammlung manchem heiteren Liede, doch
überwiegt das Ernste, und die Balladen, die er
mit Glück behandelt, sind meist düster und
selbst schaurig gehalten („Die sieben Grafen
von Kuenring“). Er ist sehr glücklich in der
Wahl seiner Stoffe, die er zum Theil der deut-
schen Heldensage entnimmt; mit Vorliebe be-
handelt er diejenigen, in welchen sich eine höhere
Idee zur Anschauung bringen läßt („Van Green“,
„Eine Zaubermäre“), aber auch solche, in wel-
chen sich die schaffende Phantasie heiter und
spielend ergehen kann („Elfenmärchen“). Eigen-
thümlich ist es, daß der Dichter seine epischen
Stoffe in einer Reihe von Bildern darstellt,
die er in Sonettenform einkleidet („Eine Klo-
steridylle“). Nur selten betritt er das Gebiet
der Politik („Das neue Märlein vom deutschen
Kaiser“, „Freiheit“), aber seine freie Gesinnung
in Staat und Kirche tritt öfters unverhüllt
hervor: „Des Herzogs Radbot Taufe“ (4),
„Vox populi, vox dei“ (5), „Winkelried“,
„Béranger“ u. a. m.

1. Waldeinsamkeit.

Schwüler, glühender Mittag zittert
Ueber die Flur, die Pflugschar ruht verlassen;
Unter dem Lindenbaum, mancher Jahrhunderte
Harmlos sinnnigem Zeugen,
Liegt die müde Schaar der Mäher,
Froh des kreisenden Henkelkrugs;
Selbst die Axt im Walde verstummt,
Durch welke Wipfel dringen
Goldene Sonnenstrahlen, entsandt wie
Feurige Pfeile.

Aber tief in des Waldes innerstem Schattenkreis,
Wo uralte Bäume, dorischen Säulen gleich,
Ueberwölbt zum Tempel von Laubdach stehn,
Wo den cyklopischen Felsen
Des Epheus Ranke umflattert
Und der blauen Glocken schwankender Blumenstrauß,

652:42

Sitzt der große Pan
In beſchaulicher Heimlichkeit.
Zerſtört ſind ſeine Altäre längſt,
Und nicht mehr raucht ihm
Auf goldner Schale köſtliches Opferblut;
Doch in Waldeinſamkeit ſchleicht er ſich oft noch,
Und erfreut ſich wie einſt der ſüßen Kühle
Auf weich ſchwellendem Moos des Waldes.

Abſeits rauſcht eine Quelle, die Najade
Lagert ſich traut zu ihm und mahnt ihn
Froh geſchwätzig an Götterfabeln
Schönen, uralt fröhlichen Inhalts;
Scheuen Gangs darauf aus des Waldes Dickicht
Naht die Schaar der Nymphen,
Furchtſam zagenden Blickes um ſich ſpähend,
Nach des kryſtallnen Waſſers
Kühlendem Bade ſehnſuchtsvoll.

Silbern zuerſt umſpielt den Fuß die Welle,
Die holde Einſamkeit erweckt
Bald Vertraun und ſchalkhaftes Wohlbehagen;
Glänzende Schleier ſinken, und es feiert der Wald
Enthüllter Schönheit heilige Gegenwart.
Ueber den Uferplan ſchäkert harmloſe Luſt,
Jetzt ins Gebüſch entſpringend, dann gehaſcht
Und beſtraft mit Küſſen;
Andre plätſchern in heller Flut,
Schaukeln, wiegen ſich drauf und tauchen unter,
Und die Wellen drängen einander lüſtern,
Neidvoll um der tadelloſen Glieder
Holde Berührung.

Horch, da tönt das Horn der Jagd,
Nur ein Triller, und ſchon zerſtäubt das
Unvergleichliche Götterbild;
Wie der Sprung des Rehbocks
Bricht's ins Dickicht,
Und über des Ufers Blumen flattern
Glänzende, zarte Libellen hin.

2. Ajax Oileus.

Recht ſo, Ajax, die Arme geſchürzt
Wie zum Kampf, und den Nacken ſteif,
Und in den Augen dieſen nie bezwungenen Blick!
Laß ihn immerhin den eindringenden Poſeidon;
Die Fluten branden, es wankt der Fels, — immerzu!
Und den mächtigen Dreizack ſchwingt der erzürnte Gott;
Fernab treibt das gebrochne Schiff,
Und in die Flammen ſtößt wie in Segel der Sturm.
Wohl! es mag ſtürzen der Fels, ſinken der Held,
Unterſinken ins feindliche Reich,
Kein Ajax mehr ſein, —
Aber den Sieg erringe der Gott nicht!

Unbezwingbar iſt der Menſch, frei wie ein Gott,
Die Freude theilt er mit den Unſterblichen nicht,
Die leichte, ambroſiſche,
Mühſam ringt er Früchte der Erde ab,
Seine Saaten kann ihm ein Gott zertreten,
Seine Blumen — aus Scherz und Laune;
Aber ſein Wille iſt feſt, unbeugſam,
Und dämoniſch wie Götterwille.

Du biſt mein Held, Ajax!
Breche der Fels, ſtröme drüber die Brandung hin,
Als ob Ajax
Nie Götter und Schickſal gehöhnt;
Aber dieſen erhabenen Blick
Wirf dem ſtürmenden Gott zu im Sinken,
Und beſiegt, Ajax, haſt du geſiegt!

3. Antike und moderne Kunſt.

Ja, hier lebt der Olymp, durch Lorbeer rauſcht Hippokrene,
Denn wo die Götter ſind, ſteigt der theſſaliſche Berg.
Der iſt Zeus, wer verkennt die Kraft und die Ruhe des Löwen, —
Kaum erſt dem Kampfe entrückt, ſtellt ſich Herakles zum Kampf;
Auch Antinous kommt und vom Belvedere Apollon,
Hebe bietet den Krug, und Ganymed wird entführt.
Doch zu verwirren den Blick ſtehn dort zwei herrliche Weiber,
Beide vollkommner Geſtalt, reich an entzückendem Reiz,
Aphrodite iſt hier, und dort iſt auch Aphrodite,
Wie ſie dem Griechen gelebt, — wie ſie Canova erſchuf.
Aber der Knoten entſchürzt ſich: göttlich dem Meere entſteigt die
Eine, während verliebt dieſe dem Bade entſchlüpft.

4. Des Herzogs Radbot Taufe.

Im Kloſterhofe zu Langen iſt heut viel Klerifei,
Es wird ein Feſt begangen, gar eine ſeltne Weih,
Herr Radbot wird getaufet, der Fürſt des Frieſenflamms,
Gereinigt von dem Makel unſeligen Heidenſchlamms.

Sanct-Wolfram harrt im Dome in ſeiner beſten Tracht,
Mit dem goldenen Biſchofsmantel, am Haupt der Inful Pracht:
Jetzt tritt ins Thor der Frieſe, das Kleid von lichtem Stahl.
Er ſchreitet ſtolz und langſam, ſie warten allzumal.

Daneben ſteht in der Tiefe voll Schnörkel ſeltner Art
Das Marmorbecken, Engel und Teufel drauf gepaart;
Sanct-Wolfram grüßt den Radbot: „Zum Taufquell ſteig getroſt.“ —
Herr Radbot folgt nicht gerne, er ſcheut ſich vor dem Roſt.

„Mein Sohn, jetzt kniee nieder!“ Herr Radbot zögert damit,
Sein Vater trug eine Krone, und er iſt noch nie gekniet.
„Leg ab den Helm vom Haupte!“ — „Er will die Locken licht
Wohl gar von der Stirne mir ſcheeren, als ſtänd ich am Hochgericht?“ —

Und dennoch folgt er und kniet nun faſt bis zum Gürtel im Born,
Er neigt das Haupt, man weiß nicht, vor Andacht oder vor Zorn;
Sanct-Wolfram begießt ihn mit Waſſer; er ſchüttelt die Locken; wärs Wein,
Er ſchlürfte in durſtigen Zügen die reichen Fluten ein.

„Du biſt erwählt und berufen und glücklich zu preiſen gewiß,
In der Hölle ſind all deine Ahnen, dein wartet das Paradies.“
Da ſpringt aus dem Becken der Frieſe: „Sind in der Hölle die Väter mein,
So mag auch ich nicht den Himmel, ich will bei ihnen ſein!“

5. Vox populi, vox dei.

Volkes Stimme — Gottes Stimme!
Wahr iſt Eines: tauben Ohren
Gehen beide meiſt verloren,
Donnern ſie nicht wild im Grimme.

Ida Baronin von Reinsberg-Düringsfeld.

Ida von Düringsfeld, geb. am 12. Nov. 1815 zu Militſch in Schleſien, genoß nur eines ſehr fragmentariſchen Unterrichts, da ſie ihren Aufenthalt oft wechſeln mußte, aber ſie

Ida von Düringsfeld.

jenselben durch eifriges Studium. Schon
m fünften Jahre begann sie Verse zu
ehe sie noch schreiben konnte. Mit
ren schickte sie einige Gedichte an die
eitung", welche den Beifall des Heraus-
heod. Hell erhielten, was sie ermuthigte,
335 eine Sammlung unter dem Namen
herauszugeben. In Breslau, wo sie
Winter zubrachte, lernte sie Französisch
lienisch und erhielt Unterricht im Kla-
ch einflußreicher war es, daß ihre Mut-
J. 1835 mit ihr nach Dresden zog,
Unterricht im Gesang und in den
n ertheilen zu lassen. Sie lernte dort
und Retzsch kennen, die bildend auf sie
en. Als sie nach Schlesien zurückgekehrt
derte die Einsamkeit ihres Aufenhaltes
rarische Thätigkeit, die auch nicht unter-
wurde, als sie sich im Oktober 1845
n Freiherrn Otto von Reinsberg ver-
te. Vielmehr wurde dieselbe durch ihre
ünstigt, da sie mit ihrem Manne grö-
isen machte, die sie zum Studium der
n, Geschichte und Sitten der Völker
mit denen sie in Berührung kam. So
sie in Venedig die Geschichte der merk-
n Dogenstadt, in Prag die czechische
, im Waadland die dortigen Dialekte,
matien die südslavischen Sprachen, in
das Vlämische. Seit 1859 lebt sie
em Manne theils in Prag, theils in
mit der Ausarbeitung wissenschaftlicher
beschäftigt.

Ida von Düringsfeld ist vorzüglich durch ihre Romane berühmt geworden, die später zu besprechen sind. Hier haben wir uns zunächst mit ihren lyrischen und epischen Dichtungen zu beschäftigen. Ihr poetisches Talent, das sich in den „Gedichten von Thekla" (Dresd. 1835) schon in überraschender Reife zeigte, erscheint in einer spätern Sammlung „Für Dich" (Bresl. 1850; 2. Aufl. Lpz. 1865) in seiner vollsten Ausbildung; es hat zwar nicht an Umfang, aber wesentlich an Tiefe zugenommen; dagegen vermißt man in den spätern Gedichten hie und da die jugendliche Frische, die reizende Unmittelbarkeit der Empfindung, die in den frühe ren unwiderstehlich anzieht. Thekla's Lieder sind Ergüsse einer jungfräulichen Seele, die auch bei der größten Energie des Gefühls und des Willens doch immer mädchenhaft bleibt. In den Gedichten der Baronin von Düringsfeld erkennen wir das hochgebildete Weib, das über eine Welt von Erfahrungen gebietet und im Bewußtsein ihrer geistigen Kraft diese gern hervortreten läßt, sich aber auch in Sprache und Darstellung manche Freiheiten erlaubt, die der künstlerischen Wirkung Eintrag thun. In allen ihren Dichtungen herrscht eine große Klarheit des Gedankens, den sie immer poetisch zu gestalten weiß; sie ist reich an neuen Stoffen oder gewinnt den alten neue, oft sehr glückliche Seiten ab. Bei der Klarheit ihres Denkens und der Kraft ihres Geistes verfällt sie niemals in schwärmerische Sentimentaliät, auch dann nicht, wenn sie die Liebesahnung oder den Liebesschmerz besingt.

Der Beifall, den Thekla's Gedichte gefunden hatten, ermunterte die junge Dichterin, sich auch im Epischen zu versuchen. „Der Stern von Andalusien. Ein Cyklus von Romanzenkränzen" (Lpz. 1836), obgleich auf Studium des spanisch-arabischen Mittelalters beruhend, entsprach den Erwartungen nicht; die Dichtungen hatten zu wenig episches Leben. Einen bedeutenden Fortschritt zeigte dagegen „Amimone. Ein Alpenmärchen vom Genfersee" (Berl. 1852), in welchem das Phantastische mit dem wirklichen Leben in glückliche Verbindung gebracht wird. Die Erfindung ist zwar nicht neu, aber sie ist mit Talent und Selbstständigkeit ausgeführt, und besonders sind die mannigfaltigen Charaktere mit Glück gezeichnet. Verdienstlich sind ihre Uebersetzungen czechischer und italienischer Volkslieder („Böhmische Rosen". Bresl. 1851, und „Lieder aus Toskana". Dresd. 1854; 2. Aufl. Prag 1859).

1. Die erste Thräne.

Du hast gesiegt, du hast das Herz erschüttert,
Das keine Macht noch brach;
Die erste Thräne, die im Auge zittert,
Spricht furchtbar deine Scheideworte nach.

Ich habe viel geduldet und ertragen,
Was Mancher nicht ertrug;
Mein Stolz erhob mich über das Verzagen,
Wenn mich des Schicksals ehrne Ruthe schlug.

Ich sah mein Vaterland in schnöden Ketten,
Und feige Sclaverei sein Loos;
Ich fühlte meine Kraft und konnt's nicht retten —
Doch für die Thränen war der Schmerz zu groß.

Ich war zu kühn, bald haßten mich die Großen,
Und zum Verbrechen ward mir meine Pflicht;
Ich wurde aus der Heimat fortgestoßen,
Und gieng und schwieg und weinte nicht.

Die Mutter starb, die letzte meiner Lieben,
Der letzte Freund verrieth mein Herz;
Ich weinte nicht, ich war mir selbst geblieben,
Und dieß Bewußtsein trieb mich himmelwärts.

Da sah ich dich. — O nimmer kann ichs sagen,
Wie Alles, was in meiner Seele schlief,
Und jedes Bild aus meinen bessern Tagen
Dein süßer Blick ins volle Leben rief.

Des Herzens unstät schweifende Gefühle
Verschmolzen in ein einziges Gefühl;
Mein ganzes Wesen rang nach Einem Ziele
Allmächtig hin, und du warst dieses Ziel.

Mein Traum war kurz — zwei himmelvolle Stunden,
Dann riß die Wahrheit schrecklich mich empor;
Und ich, den kein Geschick noch überwunden,
Ich weinte, als ich dich verlor.

Mein Dasein ist vollendet und die Scene
Des Lebens ist nun leer;
Leb wohl! Ich weinte dir die letzte Thräne —
Jetzt hat die Erde keine Qualen mehr.

2. Schweige.

Den Finger leg ich auf die Lippen
Und sage: schweige, schweige, schweige;
Was sind dir denn die fremden Menschen,
Daß ihnen sich dein Innres zeige?

Was fühlen sie von deinen Schmerzen?
Was wissen sie von deiner Wonne?
Dem Himmel magst du dich vertrauen,
Dem Mond, den Sternen und der Sonne.

Und auch den Wolken und den Wellen,
Und jeder Blume, jedem Zweige;
Doch trittst du wieder unter Menschen,
Dann denk an mich und schweige, schweige!

3. Weil ich nicht vergessen kann.

Wenn ein Blick sich von uns wendet,
Welcher einst von Liebe sprach,
Und der süße Traum geendet,
Und der Hoffnung Anker brach,
Alle Blüthen sich entfärben —
Ach, was bleibt dem Armen dann,
Als vergessen, oder sterben,
Wenn er nicht vergessen kann.

Du auch hast mir einst gesendet
Deiner Blicke süßen Glanz,
Und dich von mir dann gewendet
Und zerrissen meinen Kranz,
Hold gelockt mich ins Verderben,
Treulos mich verlassen dann,
Und ich sehne mich zu sterben,
Weil ich nicht vergessen kann.

Was dein Mitleid mir auch spendet,
Was dein Blick mir auch verspricht —
Zwischen uns ists nun geendet,
Deine Freundschaft will ich nicht. —
Eins nur wollt ich mir erwerben,
Doch ich konnt es nicht — wohlan,
Laß es sein denn und mich sterben,
Da ich nicht vergessen kann.

4. An Georges Sand.

Du bist erhöht und in den Staub getreten,
Gekrönt mit Ruhm, gezeichnet mit Verhöhnung,
Für Tausende und dich ist nie Versöhnung,
Und dir zu nahen, würden sie erröthen.

Ich nahe dir — ich biete dir die Rechte,
Ich liebe dich und will es frei bekennen.
Nimm meine Hand zum Bund — nicht soll uns tr
Was ich an dir verlöscht, vergessen möchte.

Wenn du nicht bist wie wir, und nicht ertragen
Und lächeln willst, es ist nicht dein Verschulden;
Du kannst es nicht. Drum kämpfst du, wo wir dul
Und sprengst die Fesseln, die wir still ertragen.

Wohl hast du viel gefehlt in irrem Streben,
Hast manche Schranke frevelnd überschritten,
Die heilig ist; allein auch viel gelitten,
Und deinem Schmerze kann ich viel vergeben.

Doch Jene, die dich richten und verdammen,
Was wissen sie von dir und deinem Geiste?
Schlug in ihr Herz, das öde, das vereiste,
Ein Funken je von deines Herzens Flammen?

Durchreißt ihr Blick die Sonne, die sie blendet?
Verstehen sie, der Armuth bleiche Hüter,
Den Reichen wohl, der, stolz auf seine Güter,
In kühnem Uebermuth sie frei verschwendet?

Und hat ihr Herz aus Wunden je geblutet,
Wie tückisch sie verhüllte Feinde schlagen?
Und ist ihr Herz in todesdunkeln Tagen
Von namenlosen Thränen überflutet?

Gewiß, sie müssen, fest, in Einem Bunde,
Abwehren dich von ihrem kalten Leben,
Denn ihre Seele könnte ja erbeben
Von einem Liebeshauch aus deinem Munde.

Ida Gräfin von Hahn-Hahn.

Ida Marie Luise Sophie Friede
Gustave Gräfin von Hahn-Hahn,
Gräfin von Hahn, erblickte das Licht der
am 22. Juni 1805 zu Tressow in Mec
burg-Schwerin. Da ihr Vater den Feldz
von 1813—15 beiwohnte und später als
rektor wandernder Schauspielertruppen se
Aufenthalt stets wechselte, war sie ganz
Leitung ihrer Mutter anvertraut, die nur
ßerlich auf ihre Bildung gewirkt zu h
scheint. Die zerrütteten Vermögensumst
des Vaters blieben nicht ohne nachtheil
Einfluß auf das junge Mädchen, das
frühe große Eitelkeit und Glanzsucht an
Tag legte und sich daher glücklich schätzte,
ihr der reiche Graf Adolf von Hahn-
seine Hand anbot. Die Ehe war jedoch
glücklich, sie wurde schon nach drei Je

829) gelöst. Die Gräfin benutzte die ihr
wordene Unabhängigkeit zu größeren Reisen;
besuchte die Schweiz, Italien, Spanien,
ankreich, Schweden und endlich auch den
rient. In der Zwischenzeit hielt sie sich in
ien, Berlin und Dresden auf. Sie hatte
se Reisen nicht so sehr in Folge des Wunsches
ternommen, die Länder und Völker kennen
Lernen, als vielmehr von einer beständigen
truhe getrieben, die theils Wirkung ihrer
rvösen Reizbarkeit, theils Folge ihrer häus-
en Mißverhältnisse war. Diese Reizbarkeit
eichte den höchsten Grad, als sie ein Auge
clor, ein Unglück, das sie sich übrigens selbst
zezogen hatte, weil sie sich den Anordnungen
s sie behandelnden Arztes, des berühmten
effenbach, nicht gefügt hatte. Die Revo-
tionsjahre mußten auf die aristokratisch ge-
nnte Gräfin einen niederdrückenden Eindruck
chen, und leicht gelang es dem Herrn von
tteler, nachmaligem Bischof von Mainz, der
mals katholischer Pfarrer in Berlin war,
d durch seine berühmt gewordenen Predigten
Die großen socialen Fragen der Gegenwart"
chtiges Aufsehen erregt hatte, die Gräfin
m Uebertritt zur katholischen Kirche zu be-
gen (1850), in deren Interesse sie nun eine
uhe von Schriften herausgab, die, wie dieß
wöhnlich bei Convertiten der Fall ist, den
indesten Fanatismus zur Schau tragen („Von
abylon nach Jerusalem". Mainz 1851. „Aus
erusalem". Ebd. 1851) und deren Nichtigkeit
beken eben so geistreich als mild und scharf
ugleich nachgewiesen hat („Babylon und Jeru-
alem. Ein Sendschreiben mit einer Nachschrift
n Ida Gräfin Hahn-Hahn". Berlin 1851).
m J. 1852 trat die Gräfin zu Angers als
ovize in ein Kloster; verließ es aber wieder
nd gründete ein Kloster in Mainz.

Ihre Romane, die ihren Ruf begründeten,
erden später besprochen werden. Das Gebiet
er Lyrik betrat sie zuerst in den „Gedichten"
pz. 1835). Es sind dieselben sehr verschie-
en an Werth; wenige erreichen eine wahrhaft
oetische Höhe, manche sind durchaus bedeu-
ungslos, vielen fehlt die Einheit der Haltung,
dem sie poetisch beginnen und prosaisch aus-
ingen oder umgekehrt; die meisten sind Mit-
elgut. Man begegnet manchen Nachklängen
ekannter Gedichte („Nachtlied", „Liedchen"
u. a. m.), oder Wiederholungen bekannter ly-
rischer Entwickelungen („Liebeswünsche"). Der
Grundzug der Gedichte ist Unzufriedenheit mit
dem Leben und dem Schicksal, die sich trotz des
hie und da hervortretenden Gottvertrauens oft
in schneidenden Worten ausspricht („Prome-
theus", „Schicksalslied"). Daher begegnet
man wenigen Liedern, die das Liebesglück,
desto mehr solchen, die den Liebesschmerz be-
singen, worunter manche von wahrem Gefühl
zeugen. Die „Gedichte" sind für die Charak-
teristik der Gräfin deshalb von Bedeutung,
weil sie in denselben einen ganz andern Stand-
punkt einnimmt als in ihren später erschienenen
Romanen und in ihren katholisierenden Schrif-
ten. Sie hat das Weibliche noch nicht ver-
ugnet, sie hat die ausschließlich aristokratische
Richtung noch nicht eingeschlagen, vielmehr hat
ie ein tiefes Gefühl für das Vaterland („Am
Rhein") und die Freiheit, wie sie denn den
großen Märtyrern derselben: „Cato", „Rous-
seau" und „Hutten" begeisterte Worte widmet,
und Thränen für die Leiden der Völker hat
(„Wiegenlied einer polnischen Mutter", „Der
polnische Auswanderer"). Die „Neuen Ge-
dichte" (Lpz. 1836) bieten zuerst Reiseerinne-
rungen, aus denen wir „Andreas Hofer" und
„Tell" hervorheben. Der große Liederkranz
„Kampf auf der Wartburg" ist deshalb ganz
verfehlt, weil er die bekannte Sage in mo-
dernem Geiste darstellt. In den „Venezia-
nischen Nächten" (Lpz. 1836) schildert sie ihren
eigenen Liebesschmerz in drei leidenschaftlich
ausgeführten Erzählungen, von denen die bei-
den ersten von den Dogen Marino Falieri und
Pietro Gradenigo auf historischer Grundlage,
die dritte und beste auf eigener Erfindung be-
ruhen. Die „Lieder und Gedichte" (Berl. 1837)
bewegen sich in der nämlichen Weise wie die
früheren Sammlungen, nur tritt schon der
Geist ihrer zweiten aristokratischen und eman-
zipationssüchtigen Periode schärfer hervor, wäh-
rend in „Unserer lieben Frau" (Mainz 1851)
der Mariencultus nach seinen mannigfaltigsten
Formen nach Anleitung der Litanei besungen
wird.

1. „Wenn du wärst mein eigen".

Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb solltst du mir sein,
Wie wollt ich tief im Herzen
Nur hegen dich allein,
Und alle Wonn und alles Glück
Mir schöpfen nur aus deinem Blick.

Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie wär die Welt dann schön,
Es bliebe Nichts zu wünschen,
Als stets dich anzusehn;
Und ganz versunken in mein Glück,
Erhielt die Welt nicht Einen Blick.

Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie würd ich dann so gut;
Auf deine Hoheit stützte
Ich meinen schwachen Muth.
Mein höchster Lohn, mein höchstes Glück
Erglänzte mir in deinem Blick.

Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie schien mir hold der Tod,
Er träfe uns zusammen; — —
Und, gleich dem Abendroth,
Wär er der Schluß des Tags voll Glück,
Verzehrend süß, ein Liebesblick.

Ach, wenn du wärst mein eigen,
Bis einst mein Auge bricht,
So würd ich droben sagen:
„Ich laß ihn ewig nicht!
Im Himmel selbst ohn ihn kein Glück!"
Das ist mein Trost, mein Hoffnungsblick.

2. Prometheus.

Auf dem rauhen Felsenbette
Schmachtet der Titanensohn,
Und der Geier und die Kette
Ward dem Mächtigen zum Lohn,

Der mit kecken, starken Händen
Sich den Göttern gleichgestellt,
Himmelsfeuer wollt entwenden,
Selbst zu schaffen eine Welt.

Und der alte Titan lieget
Jetzt auf seinem harten Pfühl,
Und der Gott, der ihn besieget,
Treibt mit ihm ein grausam Spiel.
Also ists: Wer Großes wollte,
Groß zu leiden sei bereit;
Denn der neidsche Gott, er grollte
Nimmer mit der Niedrigkeit.

Aber warum ohn Erbarmen
Kehret er auf mich den Groll? —
Warum gießt er mir, dem Armen,
Leidensbecher übervoll? —
Warum kann ich mich nicht retten
Von der dornenreichen Bahn? —
Warum schmiedet er in Ketten
Mich dem Felsen Schicksal an?

Ach, um so viel Schmerz zu tragen,
Bin ich kräftig nicht genug,
Sich auf Himmelspfad zu wagen,
Zittert meines Genius Flug.
Wo die Götter Schätze hüten,
Blieb dem Sinne unbekannt,
Denn es fielen Wunderblüthen
Mühlos nur in meine Hand.

Nicht zum Kämpfen, noch zum Ringen
Ist gemacht der schwache Arm,
Und der Geist kann nicht bezwingen
Jedes Leid und jeden Harm.
Heimisch nur in Lied und Liebe,
Bin ich furchtsam wie ein Kind,
Fliehe aus dem Weltgetriebe,
Zage dort, wo Stürme sind.

Dennoch ward des Schmerzes Siegel
Auf die Stirne mir gedrückt,
Er umweht mit Rabenflügel
Dieses Haupt, zur Erd gebückt.
Weil zwei Blumen ich gebrochen,
Die auf meinem Weg erblüht,
Ist der Fluch mir ausgesprochen,
Vor dem jede Wonne flieht.

Zu gebeugt, um ihn zu wenden,
Kann ich Nichts, gar Nichts mehr thun
Als nur flehn, er möge enden,
Ich auf so viel Schmerzen ruhn.
Nage denn, du grimmer Geier,
Nage, bis das Herz mir bricht.
Süße Liebe, traute Leier,
Ach, warum schützt ihr mich nicht!

Friedrich von Sallet.

Friedrich von Sallet, geb. am 20. April 1812 zu Neisse, verlor seinen Vater im zweiten Jahre. Als seine Mutter sich 1816 mit dem damaligen Assessor Jungwitz in Breslau verheirathete, kam er mit in diese Stadt, wo er bis zum zwölften Jahre blieb. Er zeigte früh ein lebhaft aufgeregtes Gemüth und machte schon auf der Schule verschiedene poetische Versuche. Merkwürdig und die künftige Richtung

Friedrich Sallet.

des gereiften Mannes bezeichnend ist, nur mit Widerwillen zur Confirmatic auch später nie wieder zum Abendmah Im J. 1824 trat er in das Cadetten zu Potsdam, zwei Jahre später in Berlin, wo er bis 1829 blieb. An Orten machte er sich mit den vaterlä Dichtern, besonders mit Schiller bekann ihn zu eigenen Arbeiten anregte. G Lustspiele und prosaische Aufsätze dräng ander. Nach bestandenem Offizier-Exan er im J. 1829 als Seconde-Lieutenant 36. Infanterie-Regiment, das damals in lag. Er hatte nun Gelegenheit, das Le nen zu lernen, aber sowohl das nur nach Schein trachtende Treiben seiner Stande sen, als das leere und affektierte We vornehmen Welt erfüllte ihn bald mi behagen und Widerwillen, so daß er f von jeder Gesellschaft zurückzog und n einigen gleichgesinnten Freunden Umgang Seine Muße widmete er dem Studi Dichter, namentlich der deutschen, unt chen er Goethe wegen der objektiven A und der künstlerischen Form seiner Dic am Höchsten schätzte, wogegen er die von Schicksalstragödien und die übers lichen Romantiker gründlich haßte, wi denn in einigen dramatischen Scenen bereitung des Klingemannschen Faust „Fragment aus: Blutigste Schuld u tigste Rache" mit treffendem Witz gei Ueberhaupte neigte er sich in seinen p Versuchen immer entschiedener zur Sat

*) Beide Stücke sind erst nach seinem Tode i und Wirken Friedrich von Sallets" (Bresl. 1844) worden.

er denn auch sich selbst nicht schonte. Dieser Hang sollte nicht ohne nachtheilige Folgen für ihn bleiben. Eine Satyre über den Militärstand erregte so großes Aufsehen, daß er in Untersuchung gezogen und vom Kriegsgericht zur Cassation und zehn Jahren Festungsstrafe verurtheilt wurde, die jedoch vom König auf zwei Monate Festungsarrest gemildert wurde. Er brachte diese Zeit in Jülich zu, wo er eine außerordentliche poetische Thätigkeit entwickelte. Bedeutend wurde sein Arrest für ihn dadurch, daß er den festen Entschluß faßte, ernste militärische Studien zu machen. Er blieb diesem Entschluß auch getreu, als er von Jülich nach Trier kam, wohin er versetzt worden war; aber wenn diese Studien auch einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen, so behielt er noch genug für Kunst und Poesie, so wie für das Studium der neuen Sprachen und des Lateinischen. Von großem Einfluß auf seine ganze Entwickelung war der vertraute Umgang mit Duller, der damals in Trier lebte. Ende des Jahres 1834 reiste Sallet nach Berlin, um die Kriegsschule zu besuchen. Außer den militärischen Wissenschaften studierte er mit stets wachsendem Eifer Geschichte, Nationalökonomie und Sprachen, und nicht zufrieden, sich die Schriftsprache der Franzosen, Engländer, Italiener und Spanier angeeignet zu haben, suchte er sich sogar mit den Dialekten bekannt zu machen. Mit dem ihm eigenthümlichen Feuer wendete er sich auch während seines Aufenthaltes in Berlin dem Studium der Hegelschen Philosophie zu, die ihm Anfangs widerstrebte, so daß er sich sogar in einer kleinen Novelle über deren Terminologie lustig gemacht hatte. Diese verschiedenartige Thätigkeit zog ihn immer mehr von der Poesie ab, und weil er weder Zeit noch Stimmung zu dichterischen Arbeiten fand, bildete sich in ihm der Glaube aus, als ob er überhaupt kein Talent zur Poesie habe. Der dadurch entstandene Zwiespalt in seinem Innern wurde nicht wenig dadurch gefördert, als er im Sommer 1837 nach Trier zu seinem Regimente zurückkehren mußte, weil die Nachlässigkeit im Besuch der Vorlesungen das Mißfallen seiner Vorgesetzten erregt hatte. Die Abhängigkeit, in die er sich wieder versetzt sah, drückte ihn aber so sehr, daß er sich schon nach einem Jahre entschloß, seinen Abschied zu nehmen. Er begab sich nach Breslau, das er seitdem nicht wieder verließ. Dort waren Anfangs seine Familie und einige Freunde sein einziger Umgang; seine Zeit widmete er theils der Fortsetzung seiner Studien, namentlich dem der Hegelschen Philosophie, theils schriftstellerischer Thätigkeit, durch welche er sich zum Theil seinen Lebensunterhalt erwerben mußte. Die Sehnsucht nach persönlicher Freiheit hatte auch die nach politischer hervorgerufen; was die Julirevolution trotz der allgemeinen Begeisterung nicht hatte bewirken können, das bewirkten die fehlgeschlagenen Hoffnungen bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. Ueberhaupt wurde er immer praktischer, und in der letzten Zeit seines Lebens beschäftigte er sich vorzüglich mit politischer Schriftstellerei. Im Jahre 1841 heirathete er, aber das Glück, das er in seinem Familienkreise fand, war von kurzer Dauer: er starb in Folge eines Luftröhren- und Lungenleidens am 21. Febr. 1843.

Wenn wir Sallet auch als Dichter zu schätzen haben, so wird er uns doch noch mehr durch seine Gesinnung lieb und verehrungswürdig. Er war ein edler Charakter von der reinsten Sittlichkeit; er war für alles Große und Schöne begeistert und der rückhaltlosesten Aufopferung für das, was er als gut erkannt hatte, fähig. Noch ehe er sich dessen bewußt wurde, schlug sein männlich starkes Herz für die Freiheit in Staat und Kirche, deren Verherrlichung ihm je länger je mehr zur Lebensaufgabe wurde; allein er unterschied sich wesentlich von andern politischen Dichtern darin, daß er den Sieg der Freiheit nicht sowohl von revolutionären Bewegungen, als von der zunehmenden Bildung der Völker erwartete. So sagt er in einem Epigramme: „Wollt ihr Einen sehen, der mit stillem Geist Und voll herzinniger Milde Eine ganze Welt zusammenschweißt, Schaut auf zu Christi Bilde". In wahrhaft christlichem Sinne wollte er die Menschenwürde zur Anerkennung bringen und durch eine veredelte Moral auf die Umgestaltung der Staatsverhältnisse hinwirken. Dabei war er von der reinsten Liebe zu seinem Volke erfüllt, und es zeigt sich diese am Entschiedensten, wenn er die Mängel des deutschen Charakters rügt, dessen übergeduldige Gutmüthigkeit, Bedientendemuth, Unselbstständigkeit und nebelhafte Schwärmerei schildert, wie im „Aechten Deutschthum", einem Gedichte, das man tagtäglich wieder lesen sollte und das wir nur wegen seines zu großen Umfanges nicht haben mittheilen können. Er hat darin Aehnlichkeit mit dem oft mißkannten und verlästerten Börne, dem er auch einen tiefgefühlten Nachruf widmete.

Sallets „Gedichte" (Berl. 1835; 3. Aufl. Hamburg 1852) geben uns ein übersichtliches Bild seines Entwickelungsganges. In der ersten, „Naturleben und junge Liebe" überschriebenen Abtheilung ist der Dichter noch nicht zum Bewußtsein seines eigenthümlichen Talents gelangt; er lehnt sich darin noch an die Romantiker und später an Anastasius Grün. Die Sprache ist noch sehr ungleich, so daß die schönsten Gedanken oft durch die trivialsten Ausdrücke verunstaltet werden, so z. B. in der „Sühne". Doch sind auch manche Gedichte durchaus vortrefflich, wie das schöne Trinklied „Rhein und Reben" (1). Der Rhein braust von alten Helden, von Minnegesang und Loreleis Zauber; die Reben lauschen, und was sie gehört, bewahren sie treu, bis sie es im Weine ausströmen, so daß der Trinkende von Heldenkraft, Dichtergeist und Liebesgluth erfüllt wird. — Der zweite Abschnitt „Zerrissenheit" ist aus religiösen Zweifeln und aus dem Gefühl entsprungen, daß es dem Strebenden unmöglich ist, sich mit der wirklichen Welt zu befreunden, denn das Leben steht mit dem Ideal in Widerspruch und es ist das Loos der Begeisterung, von der Welt stets verspottet zu werden, was der Dichter mit geistreicher Behandlung im „Don Quixote" (2) zur Anschauung bringt. Im dritten Abschnitt „Epigrammatisches und Lehrhaftes" begegnen wir einer Fülle von eben so schönen als originellen Gedanken, wie sich denn Sallet überhaupt durch großen Gedanken-

reichthum auszeichnet. Die „Romanzen, Balladen und Legenden", welche den vierten Abschnitt bilden, sind vielleicht, vom poetischen Standpunkt betrachtet, das Beste, weil er darin den Gedanken meist zu plastischer Anschaulichkeit gestaltet hat („Die Elfenwirthschaft", „Der starke Hakon"). „Hornissenkönigs Noth" ist in Strophenbau, Versmaß, Sprache und Anschauungsweise eine glückliche Parodie der „Nibelungennoth" und voll heitern Humors. Von großer Schönheit ist auch das „Volkslied" (3), das eine glückliche Charakteristik des Volksliedes enthält; ein eben so inniges Verständniß des Volkslebens gibt sich im heiteren „Wanderlied" kund. Einzelne Parabeln sind glücklich erdacht und eben so glücklich durchgeführt („Baum und Bach"). Im fünften Abschnitt „Pantheismus" hat der Dichter seine Zweifel überwunden; er ist mit Gott versöhnt, den er als das in jeder Erscheinung sich offenbarende schöpferische Wesen erkennt. In den Gedichten dieses Abschnittes erkennen wir eine Verwandtschaft mit Angelus Silesius, von dessen weichlicher Sentimentalität er jedoch sehr entfernt war. Der sechste Abschnitt endlich behandelt die Zeitfragen in dem entschiedensten demokratischen Sinne. Er will die Freiheit, weil sie allein die Wahrheit ist; er bekämpft die Knechtschaft, weil er in ihr die Quelle der Lüge erkennt. Viele dieser Gedichte beziehen sich auf die preußischen Verhältnisse, die er mit Offenheit und Muth in ihrer Haltlosigkeit darstellt und die leicht zu erkennen sind, wenn er sie auch in Parabeln und Räthsel einkleidet. Ihm, dem thatkräftigen Manne, war Nichts widerlicher als die Thatlosigkeit der Deutschen, die er in den „Zwei tragisch-komischen Geschichten" mit prophetischem Geiste schildert. Einst, heißt es darin, war das dumme Volk zu Verstand gekommen, so daß alle Throne zitterten; aber es war nur ein vorübergehendes Aufflackern, bald verfiel es wieder in seinen alten Stumpfsinn und ließ sich nach wie vor mißhandeln.

Aus der früheren Zeit stammen die „Sonette an Mathilde", welche voll tiefer und wahrer Empfindung bei vollkommener Beherrschung der Form einen reichen Gedankeninhalt haben; der Dichter stellt in ihnen die Gefangenschaft auf der Festung und die der Liebe auf geistvolle Weise zusammen.

Je mehr sich Sallet mit Philosophie beschäftigte, je tiefer er in die kirchlichen und Staatsverhältnisse eindrang, je mehr er zur Ueberzeugung gelangte, daß unsere Zustände nach jeglicher Seite auf Unwahrheit und Heuchelei beruhen, desto entschiedener machte er es sich zur Aufgabe, dieselben zu bekämpfen. In diesem Sinne entstand das „Laienevangelium" (Berl. 1842), in welchem er die Summe seiner philosophischen und religiösen Lebensansicht niederlegte. Es ist dieß eine freie Erläuterung des Neuen Testaments, durch welche er eine veredelte, auf den ewigen Grundsätzen des Christenthums beruhende Moral den oft engherzigen dogmatischen Anschauungen entgegensetzen wollte. Der Mensch, dieß war seine Grundansicht, soll der Erde angehören, für die er geboren ist, er soll sich ihr mit allen seinen Kräften, Gedanken, Gefühlen und Handlungen widmen, und sich nicht durch selbstsüchtige Rücksichten auf ein künftiges Leben fesseln und leiten lasse
wie Seume es schon ausgesprochen h
Himmel hat uns die Erde verdorben
Christenthum ist umfassender Entwickelu
es soll daher die Aufgabe der neuen Z
die in demselben liegenden Grundideer
auszubilden. Da es gerade die Theolo
insbesondere die Pietisten sind, welch
Fortentwickelung widerstreben, so ist das
evangelium" in einzelnen Abschnitten g
selben gerichtet, so in dem Abschnitt „D
Gottes ist inwendig in euch" (4), im
des Herrn"; auch die Jesuiten werden
rend in ihrer Heuchelei geschildert („
schen Propheten") und nicht weniger
gegen die „gedankenmordenden Regenten
Kindermord"), die ja ihre festeste Stütz
religiösen Heuchelei finden. Ohne in
sichten eines Strauß und Anderer ein
ist ihm doch in Christi Leben und Lehr
nur Bild und Sage, so z. B. „Die Versu
Nicht der Teufel hat Christus versuch
neben Gott ist kein ihm widerstrebender
Macht gleichstehender Teufel denkbar; (
hat sich selbst überwunden, er hat die L
ihren Lockungen verschmäht, um das R
Wahrheit und des Geistes für die M
zu gewinnen. — Obgleich die Absicht
in dem „Laienevangelium" durchaus
lehrung gerichtet war, so war doch sein
mung bei der Bearbeitung der erhabe
dankenwelt so gehoben, daß er diese
metrischer Form entsprechend behandeln
aber da diese nur Mittel war, so legte
Werth auf die künstlerische Ausführung
ist diese daher sehr ungleich; bald ist
tische Gewand vortrefflich, oft ist aber
Sprache und Darstellung hart und schw

In demselben Sinne wie das „Lai
gelium" ist auch die Schrift „Die
und Gottlosen unserer Zeit" (Lpz. 18
gefaßt. Sie ist im Sinn und Geist de
schen Philosophie gegen die sogenannte
bigen gerichtet, welche im alleinigen B
wahren Glaubens zu sein vorgeben,
für ein Jammerthal ansehen und die
heit als von Natur sündhaft verachten.
Gott, sagt er, ist überall, die Erde mit
was sich auf und in ihr befindet,
Schöpfung; wer das läugnet, der läugn
Daran knüpft er seine politischen A
welche darauf hinausgehen, daß Volks
netät die einzige vernünftige Grundl
Staatslebens ist.

In eine frühere Zeit gehören die
„Der Johanniswürmerprinz" und „Schö
Das erste ist recht gut erzählt, die Re
makamenartig in gereimter Prosa.
Befriedigung gewährt die Ausführung;
lich hat das Betragen des Knaben geg
Pflegeältern etwas Verletzendes; denn
auch seine höhere Natur nicht erkann
hatten sie ihm doch Liebe und Aufopfer
wiesen, die er nicht mit Undank hätte b
dürfen. „Schön Jola" hat bei trefflich
len voll poetischer Erhabenheit viel roma
Nebel; das Epische wird von der lyrisch
tung zu sehr verdrängt.

Sallets „sämmtliche Schriften" er
in Berlin 1845 in 5 Bänden.

I. Aus den „Gedichten".

1. Der Rhein und die Reben.

Hohe, liebe Burgen blinken
Golden in der Sonne Schein,
Steil hinab die Wände ſinken
Von zerborſtenem Geſtein.
Doch darunter und daneben
Lachen üppig grüne Reben.

Tief hinab ins Thal ſie blicken,
Spiegelnd ſich im grünen Rhein,
Beide trinken mit Entzücken
Ja denſelben Sonnenſchein.
Rebenbüſte wallen nieder,
Rauſchen tönt als Antwort wieder.

Was die frohen Kinder ſenden,
Das erfreut den alten Herrn,
Dafür will er Märchen ſpenden,
Denn die Reben hörens gern.
Er erzählts mit leiſem Rauſchen
Und die Reben ſtehn und lauſchen.

Wie vor vielen hundert Jahren
Einſt Held Siegfried, liebentbrannt,
Zu der Hofburg kam gefahren
Und ſein ſüßes Liebchen fand.
Er erzählts mit leiſem Rauſchen
Und die Reben ſtehn und lauſchen.

Wie die ſtarken Helden zogen
Fort zum Rachekampf mit Schall.
Schwerter klangen, Speere flogen —
Fern der Heimat ſtarben All'.
Er erzählts mit vollem Rauſchen,
Bebend leis die Reben lauſchen.

Wie die Saiten rauſchend klangen
Zu dem ſüßen Minneſang,
Kündend heißes Liebesbangen
Oder heißen Liebesdank.
Er erzählt's mit leiſem Rauſchen
Und die Reben ſtehn und lauſchen.

Wie ſchön Lurlei mit Geſängen
Lockend ruft vom ſchwarzen Riff;
Schiffer horcht den Zauberklängen —
Da verſinken Mann und Schiff.
Alte Zauberklänge rauſchen,
Und die Reben ſtehn und lauſchen.

Alles, was ſie ſtill belauſchen,
Wahren ſie in treuer Bruſt,
Bis ſie ſelbſt als Wellen rauſchen,
Golden hell, des Zechers Luſt;
Aber zaubriſch feſtgebunden
Sind im Wein die alten Kunden.

Daß der Zauber denn ſich löſe,
Klingt die vollen Römer an!
Welch harmoniſches Getöſe!
Ha! gelöſt vom Zauberbann,
Strömen Liebe, Kampf und Lieder,
Wie ihr trinkt, durch Bruſt und Glieder.

Was der alte Rhein verkündet,
Fühlt ihrs in der Rebe Blut?
Uns durchpulſet und entzündet
Heldenkraft und Liebesglut.
Keiner ſitze ſtill, zu lauſchen!
Laßt die lauten Lieder rauſchen!

2. Don Quixote.

1.

Don Quixote, edlen Dranges,
Steigt auf ſeine edle Mähre,
Und ſein Angeſicht, ſein langes,
Glänzt vom Strahl der Heldenehre.

Fänd er beſſer Roß und Waffen,
Feind ihm gleich an Seelenadel —
Wahrlich wär er nicht geſchaffen
Für Geſpött und frechen Tadel.

Denn die Welt will er beſchützen,
Will Gewalt und Unrecht ſtrafen;
Doch die Welt will ſtille ſitzen,
Will geknechtet ſein und ſchlafen.

Und für Ritter, Eiſenfreſſer
Fand er Nichts als Eſeltreiber,
Für Prinzeſſinnen und Schlöſſer
Kneipen und gemeine Weiber.

Weil er ſchön die Welt ſich dachte
Und ſie fand ſo gar erbärmlich,
Iſt er nun der Ausgelachte,
Als verrückt und geiſtesärmlich,

Daß der Burſch ſelbſt, hohl und nüchtern,
Sancho Panſa, ſeiner ſpottet,
Ob er gleich, gezähmt und ſchüchtern,
Knechtiſch hinterher ihm trottet.

2.

Und der edle Ritter reitet
Fort und fort durch manch Jahrhundert,
Stets zu hoher That bereitet,
Stets als toller Narr bewundert.

Und Begeiſtrung iſt ſein Name.
Stets getäuſcht in Götterwerken,
Muß er endlich ſelbſt mit Grame
Seines Thuns Verrücktheit merken.

Denn gar elend ſind die Zeiten,
Und die Thatkraft iſt vertaget,
Darum ſcheint verrückt den Leuten,
Was die Zeiten überraget.

Murrend folgt dem edlen Ritter
Der Verſtand mit Krämerſinne,
Hofft, ob er auch tadelt bitter,
Daß er durch den Herrn gewinne. —

Reite, Ritter, trotz dem Schelten,
Fort bis in den Tod vergebens!
Droben leuchten andre Welten,
Würdig deines Heldenſtrebens.

3. Das Volkslied.

1.

Ein wandernder Geſelle
Zieht munter durch den Wald;
Vorüber rauſcht die Quelle,
Das Lied der Vögel ſchallt.

Und was ihn da durchdrungen,
Als er ans Lieb gedacht,
Das hat er friſch geſungen,
Nicht lange nachgedacht:

„Wenn Röslein aufblüht frisch und schön,
Die Nachtigall muß schlagen;
Als ich ihre rothen Wangen gesehn,
Da mußte mein Herze schlagen.

Der Bach, der rauscht gar süßen Klang,
Das Waldlaub muß erzittern;
Und als die Liebste sprach und sang,
Fühlt' ich mein Herze zittern.

Erdbeeren roth erglühn im Grund,
Der Wind bringt mir die Düfte;
Gern küßt' ich ihren rothen Mund,
Gern flög ich durch die Lüfte.

Die Wolken ziehn von Ort zu Ort,
Wohin nur mögen sie eilen?
Ihr meine Gedanken, was fliegt ihr fort,
Mögt hier im Wald nicht weilen?

In Blümlein leuchten Tropfen klar,
Wenn Abends die Sonn muß scheiden;
Das Weinen mir sehr nahe war,
Da ich sie mußte meiden.

Und Nachts da blinken weit und breit
Am Himmel tausend Sterne;
Mein Liebchen, ach! das ist gar weit,
Mein Liebchen ist gar ferne!"

So sang der gute Geselle
Und weilet nicht am Ort.
Dem Liede horcht die Welle
Und trägt es murmelnd fort,

Bis wo im Schatten ruhte
Der müde Jägersmann,
Der hub mit frohem Muthe
Es nachzusingen an.

Das Waldlaub hat gelauschet
Und singet mit im Chor;
Das säuselt und das rauschet
Der frischen Dirn ins Ohr,

Die Walderdbeeren pflückte
Und Waldesblumen brach;
Die sang, so gut ihrs glückte,
Sogleich das Liedchen nach.

Echo nimmt ihr vom Munde
Und führt dahin den Klang,
Daß es vernimmt zur Stunde
Der Hirt am Bergeshang.

Der singt es nach gar helle;
Hernieder wehts der Wind,
Wo mancher gute Geselle
Des Weges zog geschwind.

Und Manchem hats gefallen,
Und er behielts im Sinn,
Und wo er mochte wallen,
Da sang ers vor sich hin.

Und wie sich Vöglein bringen
Ein Lied von Wald zu Wald,
So hörte mans singen und klingen
Von Land zu Lande bald.

2.

Da kam einmal des Wegs gegangen
Ein feines Herrlein mit magern Wangen,
Von Staub beschmuzt den feinen Rock,
Und hinkend sehr am zierlichen Stock.
Das Ränzel schief auf dem Rücken saß,
Und eine Brill auf der krummen Nas.
Als der nun matt des Weges zieht,
Hört er auf Einmal jenes Lied
Von einem wandernden Burschen singen.
Das thät ihn in Verwundrung bringen.
Er eilt ihm nach und zieht den Hut
Und hastig er ihn fragen thut:
„Mein Lieber! sagen Sie, wenns gefällt:
Wer machte dies Lied in aller Welt?" —
Der Bursche sieht ihn an und lacht:
„Das ist curios! Wer es gemacht?
Mein Treu, es fiel mir noch niemals ein,
Daß so Etwas gemacht kann sein." —
„Sie scherzen, Lieber! Viel liegt mir dran.
Wer es gedichtet, sagen Sie an!" —
„Ei! meint der Herr, ich sei so weit
Umhergewandert in dieser Zeit,
Daß Jeder mir bekannt soll sein,
Der weiß zu singen ein Liedel fein?" —
„So sagen Sie nur, wo Sie es gelesen?" –
„Daß ich ein rechter Narr gewesen!
Ich bin Gesell, Herr, arbeit und wandre;
In Büchern studieren laß ich Andre.
Ich hört' es wo, und weil mirs gefiel,
Hab ichs gesungen oft und viel." —
„So sein Sie so gütig, mirs zu dictieren,
Daß ichs in der Brieftasche mag notieren."
„Mein'twegen, Herr. Doch scheint es mir,
Es sei für die Kehle, nicht fürs Papier." –
Drauf singts der Bursch, der Andre schreibt
Der Bursch denkt: „Was der für Narrheit

Mocht kaum ein Monat verstrichen sein,
Da wars gedruckt zu sehn gar fein,
Und sehr gelahrt war zu lesen am Schluß,
Der Autor sei ein Anonymus.

II. Aus dem „Laienevangelium."

4. Das Reich Gottes ist inwe in euch.

Die Pharisäer fragten, Thoren gleich,
Den Herrn, wann das Reich Gottes kommen werd
Er sprach: „Was denkt ihr doch von Gottes Reich
Nicht kommen wirds mit äußerer Geberde

Man wird nicht sagen: hier ists oder dort,
Noch auch: jetzt oder dann wird es beginnen.
Es ist und war, doch nicht in Zeit und Ort,
Es ist in euch allein, im Geist tief innen." —

So sprach der Herr. Ich aber hör auch noch
Tief seufzend faseln nur vom Jammerthale,
Nach Freiheit schmachten aus des Lebens Joch,
Aus Erdendunkel nach des Himmels Strahle.

Thoren! mit solchem Muth, so träg und klein,
Fühlt ihr euch irgendwo in Gottes Reiche.
Die Nacht, die Knechtschaft ist in euch allein,
Bis sie durch euch dem Licht, der Freiheit weiche.

Seid ihr doch, wie ein Kind, unwissend, wild,
Frohlockend ob des Zauberspiegels Welten,
Bis es im Wahn, dahinter sei das Bild,
Hineinschlug toll, daß Glas und Bild zerschellten

Kleinmüthig seufzt ihr: „Besser wird es dort!"
Den Blick, bethränt, zum blauen Nichts erhoben

Die Erde aber dreht ſich fort und fort,
Im Weltall giebt's kein Unten und kein Oben.

Die Sterne, die des Nachts herniederſahn,
Rollen am Tag tief unter euren Füßen.
Verſucht's! durchſchifft des Raumes Ozean,
Wo Welten ſich, vorüberſegelnd, grüßen.

Ihr ſchwebt und ſchwankt, umſpähend weit und breit,
Kein Feſtland rings, kein Port dem Kahn, dem matten.
Rings in der Wüſte der Unendlichkeit
Keiner Oaſe Quell und Palmenſchatten.

Kein Paradieſeseiland voll Muſik,
Wo Gott der Herr iſt Wirth und Feſtbereiter,
Preisgebend eurem neugierfrohen Blick
Ein Menſchenangeſicht, ehrwürdig heiter.

Und zögt ihr ſuchend auch von Stern zu Stern:
Nur wunderlich und fremd wird's euch gemahnen.
Gott und ſein Reich ſind überall euch fern,
Wo ihr ſie mitbringt nicht auf euren Bahnen.

Wagt's! und ſeid innerlich von Gott erhellt! —
Auffauchzt's, wie Lerchen bei des Morgens Hauchen.
Da muß ſich rings die dämmergraue Welt
In des Gedankens Roſenſchimmer tauchen.

Was ihr ſo fern geſucht, es iſt ſo nah!
Jahrtauſende und Meilenmillionen
Schwinden in Nichts dahin, denn Gott iſt da.
Er ſitzt im Geiſt auf unſichtbaren Thronen.

Gott war dir fern. Du ſahſt im Weltenall
Nur todten Stoffs maſchinenhafte Regung.
Gott lebt in dir. In Schwung und Glanz und Schall
Siehſt du des Geiſtes ew'ge Fortbewegung.

Und lägſt du tief in dumpfſter Kerkernacht:
Im Kerker kannſt du Gottes Reich erbauen.
Auf ihn! er fährt in deines Herzens Schacht,
Vergöttlichend dein Wollen, Sinnen, Schauen.

Was zeigſt du trüb jenſeits des Grabes hin?
Nicht Klage, rüſtig Wirken ſei dein Hoffen.
Du biſt in Gott, du warſt's von Anbeginn,
Und hier wie dort ſteht dir der Himmel offen.

5. Das Senfkorn.

Das Himmelreich iſt einem Senfkorn gleich,
Der Samen kleinſtem; doch in ſpröder Hülle
Verſchließt es Kraft, die, unvertilgbar reich,
Sich aufthun muß zu ew'ger Segensfülle.

Und Gott ergriff's und ſät' es in ſein Feld.
Begraben, doch nicht todt, im dunkeln Raume
Lag's, bis es ſchoß, von Werdekraft geſchwellt,
Zur Staud' empor, die Staud' empor zum Baume.

Die Tief' umklammert ſeiner Wurzel Macht,
Des Stammes Schaft ſteigt auf aus grünen Matten,
Weithin ins Blau ſtreckt er der Zweige Pracht,
Weithin aufs Grüne wirft er friſche Schatten.

Die wonn'ge Laubeskrone bebt und brauſt,
Denn Gottes Hauch durchweht die grüne Halle.
Des Himmels Vögel, ſo zerſtreut gehauſt,
Sie nahen ſchaarenweiſ' und jauchzend alle.

Wie ſie ſich droben wiegen mit Geſang.
Springt unten, hellen Blickes, auf die Quelle. —
Die ihr gewallt, geſtrebt ſo lang und bang,
Nun naht euch all der heilgen Ruheſtelle!

Schau! hier und dort und aller Orten her
Der Menſchen Volk, bald einzeln, bald in Zügen,
Wie ſie ſich wimmelnd drängen mehr und mehr
Zur Quelle hin mit ihren leeren Krügen!

Den dürſtet nimmermehr, der Einmal trank,
Denn ewges Leben rauſcht durch ſeine Glieder.
Nun lagert euch auf durſtge Raſenbank!
Horcht auf! Geſäuſel weht herab und Lieder.

Wie froh erſchreckt blitzt euer Blick empor!
Denn Jeder hört erklärt geheimſtes Ahnen.
Ob ſich dein Stamm in Eiſesnacht verlor,
Ob, glutgeſengt, durchlechzt der Wüſte Bahnen.

Wie nah, wie dämmernd fern dein Vaterland, —
Hier horchſt du deiner eignen Sprache Tönen.
Was Dichter, Denker je geahnt, erkannt,
Das muß ſich hier erfüllen und verſchönen.

Der Weiße drückt dem Schwarzen warm die Hand,
Weil, Brüder, ſie ſich raſch verſtehn und lieben,
Und Aller Blick iſt ſuchend hingewandt
Nach denen, die der Ruh noch fern geblieben.

O naht euch Alle doch! Nicht fehlts an Raum.
Je mehr ihr ſeid, je breiter wächſt die Krone.
Lockt euch nicht Säuſeln und Geſang zum Baum
Vom letzten End der Welt mit leiſem Tone?

Ihr Wüſtenwandrer! bitter täuſcht' euch oft
Ein ſchwindend Bild, wenn ihr, verſchmachtend, leuchtet;
Doch nicht umſonſt habt ihr das Ziel erhofft —
Hier iſts die Wahrheit ſelbſt, die grünt und leuchtet.

Die ihr euch ſchleicht durch feuchte Waldesnacht,
Wo ſchauerlich die ſchweren Zweige rauſchen,
Kein Himmelsblick euch Troſt ins Herze lacht.
Und blutge Räuber in den Schluchten lauſchen —

Eilt her, wo frei, mit Licht und Ton, der Geiſt
Das All durchdringt, ja ſelbſt der Gottheit Tiefen!
Auch ſie bringt mit, die lauernd euch umkreiſt,
In deren Bruſt die milden Stimmen ſchliefen.

Hier werfen ſie, die niedre Gier verlockt,
Erſtaunt ſich findend, blutgen Stahl zur Erde.
Kein Herz, das ſolchem Segen ſich verſtockt,
Es wird Ein Hirte ſein und Eine Heerde. —

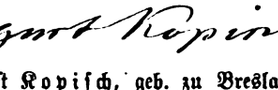
Und ihr, die, ängſtlich ſuchend, ihr gebückt
Das Gras durchwühlt mit peinlichem Beginnen,
Welch kümmerlicher Wahn hat euch berückt,
Daß der Erfüllung ihr nicht werdet innen?

Zu euch hernieder ſchlich von Mund zu Mund
Vom Senfkorn eine dumpf verſchollne Sage,
Und im Gebet, das Antlitz feſt am Grund,
Lagt ihr und ſaht die Sonne nicht am Tage.

Auffahrend, werdet ihr mit Schreck gewahr,
Das Senfkorn ſei verloren, ſei zertreten.
Ihr ſcheltet wohl die frohen Völker gar,
Weil ſie nicht todte Worte mit euch beten.

Was ſucht ihr noch das todte Senfkorn bang?
Es iſt ſchon längſt lebendger Baum geworden.
Hört ihr Geſäuſel nicht und Liebesklang?
Kommt, lagert euch und ſeid von unſrem Orden!

August Kopisch.



August Kopisch, geb. zu Breslau am 16. Mai 1799, besuchte nach gehöriger Vorbereitung das Gymnasium seiner Vaterstadt, auf welchem er schon mancherlei dichterische Versuche machte. Ob er gleich so große Fortschritte an den Tag legte und so bedeutendes Talent entwickelte, daß ihn sein Lehrer Manso für einen gelehrten Beruf zu gewinnen suchte, hatte ihn die Liebe zur Kunst so mächtig ergriffen, daß er sich entschloß, sich derselben zu widmen, und deshalb im J. 1815 die Akademie zu Prag und später die zu Wien bezog. Doch wurde er den Wissenschaften und der Poesie nicht untreu, vielmehr gab er sich ihnen mit um so größerem Eifer hin, als er ihnen nur einen Theil seiner Zeit widmen durfte. Von großer Bedeutsamkeit für die eigenthümliche Entwickelung seines poetischen Talents war der Umgang mit Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, durch den er mit den serbischen Volksliedern bekannt wurde. Ein unglücklicher Sturz auf dem Eise gab seinem Leben eine entschiedene Wendung, da seine Hand in Folge desselben untauglich geworden war, den Pinsel zu führen. Zwar hoffte er immer Heilung, und er reiste deshalb, nachdem er im J. 1819 Breslau besucht und sich drei Jahre in Dresden aufgehalten hatte, nach Italien; aber als er zur Ueberzeugung gekommen war, daß das Uebel nicht geheilt werden könne, verließ er Rom, wo er eine Zeit lang gelebt hatte und gieng nach Neapel, wo er im vertrautesten Umgang mit Platen sich ganz dem Studium des Volkslebens und der Volkspoesie hingab, worin er die beste Anleitung in dem Lustspieldichter Camarino fand, der ihn als Don Augusto Prussiano auf das Theater brachte; denn Kopisch war wegen seiner heitern Gesellschaftlichkeit bei den höhern wie den niedern Ständen Neapels beliebt, und er war sogar durch die Entdeckung der sogenannten blauen Grotte unter dem Felsen von Capri, von der er später eine sehr schöne Schilderung gab, eine populäre Persönlichkeit geworden. Nach fünfjährigem Aufenthalte in Neapel und andern Ortschaften des südlichen Italiens kehrte er 1828 nach Deutschland zurück, hielt sich ein Jahr lang in Schlesien auf, und zog dann nach Berlin, wo er einen Jahresgehalt und den Titel Professor erhielt. Die vier letzten Jahre seines Lebens wohnte er in Potsdam, wo er im Auftrage Friedrich Wilhelms IV. mit einer Geschichte der königlichen Schlösser und Gärten um Potsdam beschäftigt war. Er starb ganz unerwartet auf einem Besuch bei seinen Verwandten in Berlin am 6. Febr. 1853.

In Kopisch ist dreierlei charakteristisch, der Humor, die Anschaulichkeit und die schöne Form seiner Darstellung. Der erste lag in seinem heitern Wesen, die beiden andern Seiten waren zunächst die Wirkung seiner künstlerischen Bildung und der Umgang mit Platen. Sein heiterer Sinn zieht sich durch seine sämmtlichen Dichtungen und ist selbst in den ernstesten nicht zu verkennen. Die Ausübung der Kunst drängte ihn auch in der Poesie zur plastischen Gestaltung und zur Detailmalerei, worin er meist außerordentlich glücklich ist; ihr hatte er nicht weniger das Streben nach schöner Form zu verdanken, worin er durch den Umgang mit Platen wesentlich bestärkt und gefördert worden. Wenn Minckwitz in seinem „Neuhochdeutschen Parnaß“ behauptet, daß er in der äußern Form durchweg nachlässig und des Sprachmaterials durchaus nicht Herr sei, so hat er ihn offenbar verkannt; er hat dieses Urtheil nur deshalb fassen können, weil er dabei lediglich seine Oden in antiken Versmaßen vor Augen hatte und diese mit denen des großen Verskünstlers Platen verglich. Bei allem Reichthum der Phantasie, der Gedanken war Kopisch doch zum höhern lyrischen Schwung nicht befähigt, und er verkannte sich und sein Talent, wenn er in Nacheiferung seines Freundes Oden und Dithyramben schrieb; man sieht ihnen allen den Zwang an, den er sich dabei anthat. Sie sind steif, gesucht, ohne Sinn für den Rhythmus und beinahe inhaltsleer. Ueberhaupt war sein Wesen so ganz auf das Heitere des Lebens gerichtet, daß er die ernsteren Seiten desselben gleichsam von sich abwies, und es ist auch nur so zu erklären, warum er, der vertraute Freund Platens, für die Idee der Freiheit gleichgültig war, ja sich sogar feindlich gegen sie verhielt, wie er sie denn gelegentlich auf nicht eben geistreiche Weise persiflirte*).

Diese Abneigung hatte freilich auch in seinem persönlichen Verhältniß zu Friedrich Wilhelm IV. ihren Grund, den er als geistreichen Kenner und Beschützer der Kunst verehrte, als Staatsmann und Regenten weit überschätzte. Wenn aber den Oden die Schönheit der Form und die Beherrschung der Sprache vollständig abgeht, so treten diese beiden Seiten in seinen lyrischen und epischen Gedichten in großer Meisterschaft hervor. Es sind auch nur diese, welche ihm einen Platz in der Geschichte der Literatur sichern.

Unter seinen lyrischen Dichtungen stehen die zahlreichen Gelegenheitsgedichte weitaus am Tiefsten, und sie hätten von dem Herausgeber seiner „Gesammelten Werke“ (5 Bde. Berlin 1856) nicht aufgenommen werden sollen, da sie eben nur Gelegenheitsgedichte, d. h. für den Augenblick geschaffen waren. Da Kopisch eine große Leichtigkeit im Reimen hatte, wurde er bei jeder Gelegenheit aufgefordert, ein Gedicht zu machen, und da er zur Unterhaltung und Fröhlichkeit der Gesellschaft gern das Seinige beitrug, so entsprach er immer den Aufforderungen seiner Freunde, selbst dann, wenn sein Stimmung zur dichterischen Produktion nicht geeignet war. Nur hie und da sind in diesen Gedichten Geistesfunken bemerkbar, z. B. in einem „Künstlervereinslied“, in welchem er den Bildhauer zuruft: „Sculptor, dein Bild, es steckt Längst schon im Marmelstein, Hau nur, was drum ist weg, Fertig wirds sein!“ Wenn ihn aber seine Stimmung zur Produktion drängte, dann schuf er Lieder, welche zu den

*) „Franzosen, schickt uns Weine De première qualité, Und laßt uns ungeschoren Mit eurer liberté.“

besten in dieser Gattung gehören. Da sprudelt es von Witz, Humor und geistreichen Einfällen; wir bewundern die treuherzige Schalkheit, die sich in der Einkleidung, in der rhythmischen Bewegung, in der naiven Sprache kund giebt. Er weiß seinen Stoffen meist eine neue originelle Seite abzugewinnen und ihnen durch Gemüthlichkeit der Darstellung und geschickte Behandlung der äußern Form ein echt poetisches Leben einzuhauchen. Daher sind mehrere derselben weit verbreitet und zu wahren Volksliedern geworden, wie die treffliche „Historia von Noah" (1), die wir unten mittheilen, und außerdem die dramatisch-lebendige „Historia, wie der Thurmbau zu Babel unserm Herrn Gott übel gefiel, und was darnach geschah"; „Satan und der schlesische Zecher", „Das war ein guter Zug", die ebenso ergötzlich in ihrem Inhalt als gelungen in der Form sind. Ueberhaupt gilt das von allen den Gedichten, die in den Werken unter den Ueberschriften „Weinlieder" und „Weinhumor" zusammengestellt sind. Von weit geringerer Bedeutung sind die lyrischen Gedichte ernsten Inhalts, und namentlich die Liebeslieder, welche nur selten neue Gedanken oder eine eigenthümliche Behandlung darbieten. Eines der besten, „Das Meereslenchten", haben wir unten mitgetheilt (2). Noch weniger genügen seine ueberländischen Lieder, die weder in Gedanken noch in Darstellung neu sind.

Am Glänzendsten tritt das Talent des Dichters in seinen lyrisch-epischen Poesien hervor; in der naiv humoristischen Darstellung der Sagenwelt und in volksthümlichen Schwänken ist er ebenso eigenthümlich als glücklich. In diesen entwickelt er eine große Virtuosität in Sprache, Versbau und Reim. Wir erstaunen oft über den Reichthum des Ausdrucks, am Meisten aber über die treffliche Nachahmung der Naturlaute, durch welche seine Darstellung die lebendigste Wirkung hervorbringt. Die metrische Form dieser Dichtungen ist von großer Mannigfaltigkeit und immer mit Glück behandelt; der Reim ist oft von großer Keckheit, aber auch immer von großer Wirkung. Doch dürfen wir nicht verhehlen, daß er, seiner Herrschaft und Kunst sich bewußt, sich öfters gehen läßt und z. B. die malenden Wörter so übermäßig häuft, daß er dadurch matt und langweilig wird. Mit Vorliebe behandelt er die Sagen von den kleinen Geistern, die den Menschen hülfreiche Hand darbieten, ihnen öfters unschuldige Neckereien zufügen, ihre Neugierde oder Bosheit aber damit bestrafen, daß sie dieselben verlassen. Er greift diese Sagen mit naiv kindlichem Gemüth auf, und er weiß insbesondere die humoristischen Elemente derselben mit Glück zur Anschauung zu bringen. Die meisten dieser Dichtungen, die er unter dem Titel „Allerlei Geister" (Berl. 1848) herausgab, sind höchst ergötzlich, wenige lassen zu wünschen übrig. Das gelungenste von Allen sind „Die Heinzelmännchen" (3), die auch das sicherste Bild von der Eigenthümlichkeit und der Meisterschaft des Dichters in Behandlung der Sprache und des Strophenbaues geben. „Die Zwerge auf dem Baume", „Der Klopfer", „Die Donnerbänkissen" sind als nicht weniger gelungene Variationen der „Heinzelmännchen" zu erwähnen.

Die volksthümliche Natur des Dichters tritt ebenso lebendig in den Schwänken hervor, in welchen er Volkswitze dichterisch verarbeitet. In mehreren, z. B. im „Kräher", im „Starken Toback", im „Gestrichenen Scheffel" u. a. m. erzählt er auf ergötzliche Weise, wie der Teufel betrogen wurde; zu Andern gaben ihm Lalenburger Streiche den Stoff, die er mit unnachahmlichem komischen Ernste darstellt, so in dem Schwank „Das grüne Thier und der Naturkenner", oder in den „Histörchen", in denen er eine ganze Reihe von Lalenburger Streichen erzählt, und in denen schon die Einkleidung ergötzlich ist, weil sich die Dummen gegenseitig verspotten.

Zwar sind die ernsten Balladen den komischen Dichtungen nicht gleich zu setzen, ja es finden sich darunter nicht wenige, in denen die Wahl oder die Bearbeitung des Stoffes ungenügend ist, besonders wenn er sich an die Darstellung des Heldenzeitalters wagt. Wenn er sich dagegen in den Schranken des bürgerlichen Lebens hält, wie in „Old Mütterchen", oder allgemein menschliche Leidenschaften zur Anschauung bringt, wie in „Psaumis und Puras", gelingt es ihm den wahren Ton zu treffen, und namentlich ist „Old Mütterchen" (4) eine durch Einfachheit und tiefe Gemüthlichkeit der Darstellung musterhafte Erzählung. Durch Einfachheit und Ruhe des Tones bringt der Dichter auch in „Psaumis und Puras" die größte Wirkung hervor. Diese, zwei mainottische Häuptlinge, entzweien sich wegen eines erbeuteten Schiffs, auf welches Beide alleinigen Anspruch erheben. Beide schwören, sich zu rächen, und Beide verfallen auf dasselbe Mittel: Jeder raubt die Gattin des Andern und verkauft sie als Sclavin. Von dem Markte zurückkehrend begegnen sie einander, „Gedenkend Beide, Wie sie sich vordem nur Holdes thaten, Wie sie jetzt das Bitterste gethan sich, Starren lange sie — bis Beider Augen Sich mit Thränen füllen, bis sie weinen, Bis sie fallen Herz an Herz!" — Und nun raffen sie sich auf, besteigen ihr Schiff, jagen dem Sclavenfahrzeug nach und befreien nach muthigem und siegreichem Kampfe ihre geliebten Gattinnen.

Kopisch versuchte sich auch im größeren Epos, doch fühlte er selbst, daß er einem solchen Unternehmen nicht gewachsen sei, und sowohl der „Longobardenzug" als „Banso der Samaïte" blieben Fragmente. Von größerem Werth sind dagegen seine Uebersetzungen: „Agrumi. Volksthümliche Poesien aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln" (Berl. 1818) und „Dante's göttliche Komödie" (Ebd. 1848), die er mit schätzbaren Erläuterungen und Abhandlungen begleitete.

1. Historie von Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar,
Der roch des Noa Opfer fein
Und sprach: „Ich will dir gnädig sein,
Und weil du ein so frommes Haus,
So bitt dir selbst die Gnaden aus."

Fromm Noah sprach: „Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr,

Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.
Drum möcht ich armer alter Mann
Ein anderweit Getränke han." —

Da griff der Herr ins Paradies
Und gab ihm einen Weinstock süß,
Und sprach: „Den sollt du pflegen sehr!"
Und gab ihm guten Rath und Lehr,
Und wies ihm Alles so und so.
Der Noah ward ohn Maßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Darzu sein ganzes Hausgesind,
Pflanzt' Weinberg' rings um sich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut' Keller dann, und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach Ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus, zu Gottes Ehr:
Das macht' ihm eben kein Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündflut war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus ersieht,
Daß Weins Genuß ihm schadet nicht;
Und item daß ein guter Christ
In Wein niemalen Wasser gießt,
Dieweil darin ersäufet sind
All sündhaft Vieh und Menschenkind.

2. Das Meeresleuchten.

(Barcarole.)

O komm in mein Schiffchen,
Geliebte, daher!
Die Nacht ist so still und
Es leuchtet das Meer.

Und wo ich hin rudre,
Entbrennet die Flut,
Es schaukelt mein Nachen
In wallender Glut. —

Die Glut ist die Liebe,
Der Nachen bin ich:
Ich sink in den Flammen,
O rette du mich!

3. Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Cölln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul, ... man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Ehe mans gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten,
Und rupften
Und zupften,
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten ....
Und eh ein Faulpelz noch erwacht, ...
War all sein Tagewerk .... bereits gemacht!

Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän und reckten sich.
Indessen kam die Geisterschaar
Und sah, was da zu zimmern war.
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg in Eil;
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Berappten
Und kappten,
Visirten wie Falken
Und setzten die Balken ....
Eh sichs der Zimmermann versah ....
Klapp! stand das ganze Haus .... schon fertig da!

Beim Bäckermeister war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brot.
Die faulen Burschen legten sich,
Die Heinzelmännchen regten sich —
Und ächzten daher
Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig,
Und hoben
Und schoben,
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burschen schnarchten noch im Chor:
Da rückte schon das Brot .... das neue, vor!

Beim Fleischer gieng es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh.
Indessen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.
Das ging so geschwind
Wie die Mühl im Wind!
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten,
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
That der Gesell die Augen auf ....
Wapp! hing die Wurst schon da im Ausverkauf!

Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer, bis er niedersank;
Am hohlen Fasse schlief er ein.
Die Männlein sorgten um den Wein,
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein,
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten
Und senkten,
Und gossen und pauschten
Und mengten und manschten.
Und eh der Küfer noch erwacht,
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

Einst hatt ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie frisch
In den Schneidertisch,
Und schnitten und rückten
Und nähten und stickten,
Und faßten
Und paßten,
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten.

Und eh mein Schneiderlein erwacht:
War Bürgermeiſters Rock .... bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht ſich dieſen Zeitvertreib:
Streut Erbſen hin die andre Nacht;
Die Heinzelmännchen kommen ſacht:
Eins fähret nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und ſchreien,
Und vermaledeien!
Sie ſpringt hinunter auf den Schall
Mit Licht: huſch huſch huſch huſch! — verſchwinden All'.

O weh! nun ſind ſie Alle fort
Und keines iſt mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie ſonſten ruhn,
Man muß nun Alles ſelber thun.
Ein Jeder muß ſein
Selbſt fleißig ſein,
Und kratzen und ſchaben
Und rennen und traben,
Und ſchniegeln
Und biegeln,
Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.
Ach, daß es noch wie damals wär!
Doch kommt die ſchöne Zeit nicht wieder her!

4. Old Mütterchen.

O ſchöner Winterſonnenſchein,
Du lockſt ins Freie Groß und Klein!
Old Mütterchen läßt man im Haus allein! —
Old Mütterchen zählt an hundert Jahr,
Doch war in die Ferne ihr Blick noch klar.
Ihr Ruhebett war ſo geſtellt,
Daß ſchauen ſie konnt in Gottes Welt:
Und — wie ſie ſo durchs Fenſter ſah
In die Huſumer Bucht, was ſah ſie da?
Die Ufer waren von Schnee ſo weiß,
Die See ſtand feſt als blankes Eis,
Und über das weit gefrorne Meer
Jagt' Alles auf Schlittſchuhn hin und her;
Ein Jeder ſchwingt ſich auf ſeine Weiſe,
Die ganze Stadt ſchien auf dem Eiſe.
Es war ein Gewimmel und ein Gelauf,
Man ſtellte Zelt' und Buden auf;
Auch fuhren auf Schlitten die Knaben die Frauen,
Die waren geputzt wie zum Feſte zu ſchauen.
Das muntere Volk im jubelnden Reigen
Bedünkt Old Mütterchen gar eigen:
Wo neulich noch ſchlugen und tobten die Wogen,
Ward wie mit Flügeln auf Spiegeln geflogen;
Wo ſonſt nur ſchwammen Schiff und Fiſche,
Stellte man heut Bänke und Tiſche,
Man ſchmauſte und trank und ſang und ſprang,
Es wurde Keinem die Weile lang.
Da dacht in ihrer Einſamkeit
Old Mütterchen längſtvergangner Zeit,
Wo ſie die gleiche Luſt erfahren,
Eh ſie gelangt zu zitternden Jahren,
Wie mancher junge ſchmucke Geſell
Sie einſt gefahren im Schlitten ſchnell.
Sie dacht auch des Gatten und ihrer Knaben,
Die ungeſtümes Meer begraben,
Wie heimgegangen all ihr Lieben
Und ſie zuletzt ſo einſam blieben.
Da ſeufzte ſie: Gott vergiſſet mein
Und läßt mich hier ganz ſeelenallein,
Ich muß hier als ganz unnütz ſein;
Den Fremden ſchaff ich nur Beſchwerden,
Was ſoll ich noch fürder auf dieſer Erden?
Doch wie Old Mütterchen das ſpricht,
Straft ſie ihr Herz: O ſündge nicht:
Der Rathſchluß Gottes iſt verborgen,
Laßt ihn allein beſtimmen und ſorgen.
In ſolchen und anderen Gedanken
Blickt weiter ſie auf das Schwingen und Schwanken,
Und ſpricht zu ſich ſelber: Thun doch heute
Als wär Meer Land die tollen Leute;
Iſt wohl ſo geſichert die breite Fläche,
Daß hie und da das Eis nicht breche?
Und wie ſie dem nachſinnt, nicht lange,
Pocht ihr das Herz in der Bruſt ſo bange,
Als könne ſolch ein Unglück geſchehn,
Als ſollte ſie bald Entſetzliches ſehn.
Da erblickt ſie über dem bunten Gewimmel
In fernſter Ferne ein Wölkchen am Himmel,
Ein weißes, und ſpricht: Das deutet Sturm,
Und Niemand läutet doch heut vom Thurm.
Kommt Sturm mit der ſpringenden Flut im Bunde,
Zerbricht er das ganze Eis in der Runde,
Und alle die fröhlichen ſeligen Leute
Verſinken in Schollen und Schäumen heute.
Ich will doch rufen, daß Einer warnet,
Eh Alle des Todes Netz umgarnet.
Sie ruft: „Iſt Keiner, der hören will?"
Sie ruft, doch Alles iſt todtenſtill.
Es iſt wohl Niemand, Niemand im Haus.
Da müht ſie ſich aus dem Bett heraus
Und kriecht zum Fenſter auf Händen und Füßen,
Da muß der Froſt es feſt verſchließen.
Das Volk darf auf dem Eiſe nicht bleiben!
Sie hat keine Raſt, ſie zerſchlägt die Scheiben,
Sie ruft hinaus — ſie winkt — ſie ſchreit —
Zu ſchwach, zu matt! ach, Alle ſind weit!
„Herr Gott, was fang vor Leid ich an,
Wenn ich das Volk nicht warnen kann?
Die Wolke wird größer, o bange Pein!
Sie werden Alle verloren ſein;
Ich kenne das Sturmgewölk genau
Als leiderfahrne Schifferesfrau.
Allmächtiger Gott! o Herre mein!
Laß hören doch mein ſchwaches Schrein.
Denn zögert das Warnen noch wenig Minuten,
Verſenkt ſie Alle das Rollen der Fluten."
Da hört ſie ein Knabe; doch lacht er und läuft,
Weil, was ſie ruft, er nicht begreift.
„Ach, Alle, Alle eilen nur zur Freude,
Und wiſſen nicht, wie bald zum Leide!
Wie rett ich, wie helf ich, Gott, gieb Licht!
Ich bin zu ſchwach, ich treffe das nicht."
Da zuckt ein Gedanke ihr durch den Sinn,
Sie müht ſich kriechend zum Herde hin,
Und faßt einen Brand und entzündet das Stroh
Im Bett: das brennet lichterloh.
Sie rief: „So ſchaff ich ein Feuerzeichen,
Bald wird der Brand das Dach erreichen."
Indem der Qualm das Zimmer füllt,
Ergreift ſie den Mantel und flieht verhüllt;
Doch kann ſie vor Alter nicht ſchnell von der Stelle,
Nur langſam erreicht ſie der Thüre Schwelle.
Da ſchlägt die Lohe zum Dach hinaus.

„Leb wohl, geliebtes Vaterhaus.
Und kann ich nur das Volk erretten,
Mag Gott mich selbst im Himmel betten."
Doch giebt der Herr, der Alles schafft,
Den schwachen Gliedern fürder Kraft,
Sie erreicht die Straße und ruht am Stein.
Da gewahren von Weitem die Leute den Schein
Und sagen: „Dort muß ein Feuer sein!"
Und rennen herzu. — Old Mütterchen schreit:
„Laßt das! Mit dem Feuer hats gute Zeit.
Ich lockt' euch mit dem Feuer herbei,
Daß ihr vernähmet, was ich schrei.
Laßt brennen mein Haus und eilt zum Thurm,
Seht dort die Wolke, und läutet Sturm,
Daß alles Volk zum Lande kehr,
Eh Sturm erregt das wilde Meer!"
Da schauen die Leute die Wolke erschreckt
Und sagen: „Die Frau hat Gott geweckt!
Und rennen in Eile hin zum Thurm
Und läuten aus Leibeskräften Sturm.
Der Qualm, das Läuten ruft Alle herbei,
Man eilt zum Strande mit bangem Geschrei,
Und Alles ruft: „Geschwind, geschwind!"
Da floh das Husumer Volk vor dem Wind.
Sie gaben die Zelte, die Buden Preis,
Denn fernher kam das Meer schon weiß,
Hoch über dem jagenden flüchtenden Volke
Verbreitet sich fliegend des Sturmes Wolke.
Die Husumer zeigten jenen Tag,
Wie man auf Schlittschuhn fliegen mag:
Der ganze Schwarm wie weggeblasen,
Dicht, dicht dahinter des Sturmes Rasen.
Hei! wie es die leichten Buden, die Zelte
Hinwarf und zerschellt in die Welt hinschnellte.
Sturmvögel kamen mit Schreien geflogen,
Der ganze Himmel schwarz umzogen,
Darunter im Sturm der Springflut Wogen.
Man hörte sie schon bis her zum Strande,
Und als der letzte Mann am Lande,
Hob, wie aufathmend, das Meer in der Bucht
Weithin mit Gedonner des Eises Wucht.
Wie von springenden Rossen ein wildes Heer,
Sprang Brandung, Sturm auf Sturm daher,
Und wogte zu Trümmern den Spiegel, der eben
Noch trug des Volkes fröhliches Schweben,
Zerbrach ihn und thürmte und rollte im Lauf
Ein Gebirg von Schollen am Ufer herauf.
Und wieder stürzt' es zurück ins Gebraus,
Und wieder warf es das Meer heraus.
So tobte der Sturm die ganze Nacht
Und schwieg erst, als Gott Tag gemacht;
Und als die Sonne stieg empor,
Da sammelte sich das Volk zum Chor,
Und sangen Lieder und priesen Gott,
Der sie errettet aus solcher Noth.

Old Mütterchens Haus war niedergebrannt,
Doch als ihre That ward stadtbekannt,
Da sah man das ganze Volk hinkommen,
Wo gute Leute sie aufgenommen.
Der Bettler, der Bürgermeister nicht minder,
Sie nannten sich Alle Old Mütterchens Kinder.
War ohne sie doch Alles verloren,
Sie hatte sie Alle neu geboren,
Drum wollt ihr Jeder ins Auge blicken,
Sie laben und herzen und süß erquicken,
Und brachten ihr für ihre Habe
Viel tausend neue schöne Gabe.
Old Mütterchen aber in Freudenthränen
Sprach: „Niemand soll aus der Welt sich sehnen,
Und sei er noch so hoch betagt
Und siech und matt! Wer weiß, wer
Wozu Der droben
Ihn aufgehoben.
Laßt uns den Herrn des Himmels lobe

Julius Mosen.

Julius M

Vorzüglich durch seine epischen
schen Werke, dann auch durch s
tungen berühmt geworden, hat
sen auch als Lyriker einen solch
ben, daß wir ihm auch in di
unsere Aufmerksamkeit schenken
8. Juli 1803 zu Marienen, ei
sächsischen Voigtlands, geboren,
Schullehrer war, erhielt er von
sten vorbereitenden Unterricht,
Gymnasium zu Plauen besuchte u
die Universität Jena bezog, wo
studierte. Obgleich ihn der Tod
im J. 1824 in drückende Verleg
gelang es ihm doch, einen lang ge
in Erfüllung zu bringen; er re
Freunde nach Italien, wo er bis
verblieb. Nach seiner Rückkehr
seine juristischen Studien in L
zuerst Advokat und 1831 Aktu
monialgericht Kohren bei Leipzig
1834 an den Staat übergieng,
Dresden als Advokat nieder, wo

Dramen die Aufmerksamkeit auf sich zog, so daß er im J. 1844 mit dem Titel eines Hofraths als Dramaturg nach Oldenburg berufen wurde, in welcher Stellung er sich unbestreitbare Verdienste um die Hebung des deutschen Theaters erwarb. Leider wurde er schon bald darauf von einer Krankheit überfallen, die trotz aller Mittel immer mehr Fortschritte machte, ihn des Gebrauchs seiner Glieder beraubte und ihm sogar das Sprechen erschwerte. Seit Jahren konnte er das Bett nicht verlassen, aber trotz seiner Leiden und der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes blieb sein Geist frei und ungebeugt und er nahm fortwährend ungeschwächten Antheil an Allem, was das Vaterland berührte; ja er fand noch die Kraft, in tiefgefühlten Gedichten die Ehrentage Schillers und Fichtes zu feiern, den Tod Arndts und Uhlands zu beklagen. Er starb am 10. October 1867.

Das traurige Geschick des edlen Dichters hatte die allgemeinste Theilnahme erregt, die sich auf eine zarte und ehrenvolle Weise dadurch kund gab, daß die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke ermöglicht wurde (Oldenburg 1863. 8 Bde.), deren erster Theil die lyrischen Gedichte enthält, die in Leipzig im J. 1836 in erster, im J. 1844 in zweiter vermehrter Auflage erschienen waren. Wir können freilich im Ganzen mit den Lobsprüchen nicht übereinstimmen, die ihm namentlich in der neuern Zeit von der Kritik ertheilt wurden, und unsere abweichende Ansicht findet darin schon eine Stütze, daß Mosen vom Publikum so ziemlich vergessen war, bis in neuerer Zeit sein Unglück die Aufmerksamkeit wieder auf ihn wendete. Seine Lobredner geben selbst zu, daß er keine neuen Bahnen gebrochen, keine neue Epoche begründet hat; dieß würde jedoch unser Urtheil noch nicht bestimmen, denn auch ein Dichter zweiten und dritten Ranges kann Bedeutendes und Bleibendes leisten und die vorgezeichnete Bahn mit Selbstständigkeit betreten. Das ist aber bei Mosen im Ganzen nicht der Fall; vielmehr hat er sich von seinen Vorbildern, den Romantikern und später der Heine'schen Richtung nie ganz befreien können, ja selbst andere Einflüsse machen sich hie und da fühlbar, wie in den „Frühlingsliedern", die nur zu sehr an Wilh. Müller erinnern. Am Unangenehmsten berührt die ewig wiederkehrende Klage, die keinen bestimmten Gegenstand hat, weshalb seine Lieder meist in blasse Ahnung verschwimmen, so, um nur einige Beispiele anzuführen, in den Gedichten „Die Nixe", „Der träumende See", „Hänflingsnest". Sehr oft sind die einzelnen Strophen eines Liedes nur Variationen eines und desselben Gedankens, so daß es an Bewegung und Fortschreiten mangelt wie in „Botschaft", „Aus der Fremde"; auch die „Sehnsucht" gehört hieher, die noch dazu durch Seltsamkeit des Gedankens auffällt, ohne daß dieser durch poetische Auffassung und Darstellung gehoben würde. Aus eben diesem Grunde können wir dem „Treuen Boten", von dem man rühmte, daß er zart und tief empfunden sei, keine Neigung abgewinnen. Der Dichter oder sonst irgend Jemand hat seit seiner Jugend einem Storchen alle Jahre einen Brief an sein „Traumbild" im fernen Morgenland mitgegeben, und auf jeden durch den nämlichen Boten eine Antwort in unerklärlicher, sonderbarer Schrift erhalten; und eben jetzt wartet der Storch wieder auf einen Brief. Nur selten tritt überhaupt der poetische Gedanke klar und anschaulich hervor, das „Bekenntniß" (2) steht in dieser Beziehung beinahe ganz allein da, und bildet durch die Tiefe und Wahrheit des Gefühls den überraschendsten Gegensatz gegen die übrigen in unklarer Ahnungsseligkeit verschwimmenden Lieder. Am Nächsten steht ihm die „Rosenblüthe". Ebenso erfreulich sind die Weinlieder, die im Sinn und Charakter verschiedener Menschen gedichtet sind. Der Mystiker trinkt und trinkt, weil im Wein ein tiefes Geheimniß ruht; der Revolutionär spottet alles Zwangs, nach Zecherrecht will er sich von dem Joche der Frauen, des geldfordernden Wirths und selbst des Rausches befreien, und ihm jubelt der Chor mit dem Rufe „Rebellion" zu (3).

Den Charakter der Unklarheit tragen auch die lyrisch-epischen Gedichte, die Balladen, von denen nur wenige ein bestimmtes, anschauliches Bild gewähren oder einen befriedigenden Abschluß bieten.

Am Höchsten steht Mosen in seinen politischen Liedern, aber auch da ist er sehr ungleich, denn neben kräftigem Ausdruck des vaterländischen Gefühls findet sich auch nebelhafte romantische Schwärmerei, neben dem festen Vertrauen auf den deutschen Geist („Zu Gutenbergs Album") begegnet man auch dem Schmerz über getäuschte Hoffnung („Die Völkerschlacht bei Leipzig"). Und selbst manche unter den besseren (z. B. der „Zuruf") hinterlassen keinen ganz günstigen Eindruck, weil sie auf allgemeine Phrasen hinauslaufen, weil sie ohne eigentlichen Gegenstand sind, vom Feinde und Kampf die Rede ist, ohne daß der Dichter es wagt, diesen Feind auch nur zu nennen. Oder ist dieß etwas Anderes als eine Phrase, wenn es in „Frisch, mein Lied" heißt, sein Lied solle in die Kerker dringen und mit der Macht seines Wortes die Ketten der unschuldigen Gefangenen brechen? Nur dann ist Mosen ganz glücklich, wenn er seinen Liedern bestimmte Verhältnisse unterlegt, wie in „Andreas Hofer" (4) und noch mehr in den „Letzten Zehn vom vierten Regiment" (5), die wegen ihrer Unmittelbarkeit zu Volksliedern geworden sind, wie denn Mosens Ruf als Lyriker sich vorzüglich auf diese Gedichte gründet.

1. Sehnsucht.

Wär ich der Regen,
Ich wollte mich legen
Der Erde ans Herz;
Wie sollte sie blühen
Und jauchzen und glühen!

Wär ich die Sonne,
Ich sög mich vor Wonne
Ins dampfende Meer;
Wie sollt es da rauschen,
Um Küsse zu tauschen!

Könnt ich verwehen,
Zu Nebel vergehen,
Zerfließen in Luft;
Ich hielt' voll Erbarmen
Die Welt in den Armen.

So mit dem Herzen
Voll Lieder und Schmerzen
Verglüh ich allein
Und finke in Flammen
Und Asche zusammen.

2. Bekenntniß.

So bist du mein, ich halte dich umschlungen
In meiner tiefsten Seele mit Gewalt,
In dir hab ich mein eignes Selbst errungen,
Es ward mein Traum zu freundlicher Gestalt;
Und als ich mich in dich erst ganz verloren,
War ich mir selbst gewonnen und geboren.

Es rauschten wohl, eh ich dich sah, die Bäume,
Und Sturm und Wolke zogen drüber hin,
Vorbei die Menschen und die bunten Träume,
Verschlossen und gefesselt war mein Sinn,
Bis deine Arme plötzlich mich umwanden,
Da hatt ich mich und alle Welt verstanden.

Es war mein Blick, eh ich dich sah, verhüllet,
Und in mir eine Steppe öd und leer;
Nun ist das ganze All von dir erfüllet,
Ich sehe Nichts, was nicht durch dich erst wär;
Und so muß ich mit innigem Entzücken
An meine Brust in dir mein Leben drücken.

3. Der Zecher als Revolutionär.

Zecher.

Greift, wackre Brüder, zu dem Kruge,
Erwäget wohl die große Zeit,
Wie sie sich jetzt von altem Truge,
Vom schweren Joche rings befreit!
Und wir nur sollten nicht es wagen,
Nach unserm Zecherrecht zu fragen?
Was saget ihr dazu? davon?

Chor.

Rebellion! Rebellion!

Zecher.

Es scheint, als wenn die zarten Schönen
Mit sammt dem edlen Rebensaft
Das edle Zechervolk verhöhnen,
Das große Volk in seiner Kraft?
Decretum stat: die Schönen sollen
Von nun an uns nur lieben wollen!
Was saget ihr dazu? davon?

Chor.

Rebellion! Rebellion!

Zecher.

Und auch der Wirth will oft nicht borgen,
Der Zecher aber braucht den Wein!
Beim Trinken giebt es keine Sorgen,
Der Wirth, der aber schenke ein! —
Er mag sich an der Stirne reiben
Und ruhig, sittsam weiter schreiben! —
Was saget ihr dazu? davon?

Chor.

Rebellion! Rebellion!

Zecher.

Sonst saß man ernsthaft in der Runde
Und schlich sich zweifelnd bald nach Haus;
Doch jetzt, jetzt erst zur Morgenstunde
Laviren wir so so! nach Haus;
Die Leute aber sollen sagen:
„Der brave Mann kann was vertragen!"
Was saget ihr dazu? davon?

Chor.

Rebellion! Rebellion!

Zecher.

Auf tausend Tafeln sei geschrieben
Dieß große Wort mit süßem Naß,
Mit goldnem Wein, der übrig blieben
Vom allerbesten alten Faß:
Weinkönig soll Der sein vor Allen,
Der nie berauscht vom Stuhl gefallen!
Was saget ihr dazu? davon?

Chor.

Rebellion! Rebellion!

4. Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schaar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz!
Mit ihm das Land Tirol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering;
Der Tod, den er so manches Mal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heilgen Land Tirol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrathnen deutschen Reich,
Und mit dem Land Tirol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlägel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor; —
Andreas noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

Dort soll er niederknieen,
Er sprach: „Das thu ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt.
So wie ich steh auf dieser Schanz;
Es leb mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tirol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal;
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal,
Dann ruft er: „Nun so trefft mich recht!
Gebt Feuer! Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!"

Die letzten Zehn vom vierten Regiment.

arschau schwuren tausend auf den Knieen:
Schuß im heilgen Kampfe sei gethan!
our schlag an! Zum Blachfeld laß uns ziehen!
reifen nur mit Bajonetten an!
wig kennt das Vaterland und nennt
illem Schmerz sein viertes Regiment!

ls wir dort bei Praga blutig rangen,
Kamerad hat einen Schuß gethan,
ls wir dort den argen Todfeind zwangen,
Bajonetten gieng es drauf und dran!
Praga, das die treuen Polen kennt!
waren dort das vierte Regiment!

g auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Ostrolenka grimmig auf uns an;
wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
Bajonetten brachen wir die Bahn!
Ostrolenka, das uns blutend nennt!
waren dort das vierte Regiment!

b viel wackre Männerherzen brachen,
griffen wir mit Bajonetten an;
b wir auch dem Schicksal unterlagen,
hatte Keiner einen Schuß gethan!
lutigroth zum Meer die Weichsel rennt,
blutete das vierte Regiment!

h! das heilge Vaterland verloren!
fraget nicht, wer uns dieß Leid gethan.
Allen, die im Polenland geboren!
Bunden fangen frisch zu bluten an. —
fragt ihr, wo die tiefste Wunde brennt?
Polen kennt sein viertes Regiment!

ihr Brüder, die zu Tod getroffen
ifrer Seite dort wir stürzen sahn!
leben noch, die Wunden stehen offen,
im die Heimat ewig ists gethan;
Gott im Himmel! schenk ein gnädig End
letzten noch vom vierten Regiment!" —

Polen her im Nebelgrauen rücken
Grenadiere in das Preußenland,
üstrem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Wer da!" schallt; sie stehen festgebannt,
Einer spricht: „Vom Vaterland getrennt,
tzten Zehn vom vierten Regiment!"

---

nz Bernhard Heinrich Wilhelm Freiherr von Gaudy.

z Freiherr Gaudy, wie er sich be-in seinen Schriften nannte*), geb. am ril 1800 zu Frankfurt a. d. O., war hn eines preußischen Generals. Er hon früh einen lebhaften Geist, dessen ung sich sein wissenschaftlich gebildeter ltkundiger Vater angelegen sein ließ. tte Deutsch und Französisch zugleich

elleicht", wie er selbst in dem von dem liebens-. Humor eingegebenen Aufsatz „Besuch bei einem sagt, „weil er sich Nichts aus den drei ominösen (von) machte, und den Leuten bloß zeigen ß er ein freier Herr sei und sich um Niemanden

sprechen und machte überhaupt überraschende Fortschritte, zugleich entwickelte er aber auch eine solche Unbändigkeit des Charakters, daß man sich endlich gezwungen sah, ihn außer dem Hause erziehen zu lassen, was jedoch eben so wenig von Erfolg war. Als sein Vater zum Gouverneur des Kronprinzen von Preußen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV., ernannt worden war (1810), wurde er mit diesem bekannt, theilte mit ihm gymnastische Uebungen und war auch sonst öfters in seiner Gesellschaft. Zugleich besuchte er das Collége français in Berlin, das er im J. 1815 mit Schulpforte vertauschte, wo er drei Jahre verblieb, worauf er in das erste Garderegiment zu Potsdam eintrat. Im J. 1819 wurde er Offizier, wurde aber zwei Jahre darauf nach Breslau versetzt, wo er sich an Holtei, Schall und Fr. Barth anschloß, die sein dichterisches Talent erkannten und ihn zur Veröffentlichung seiner Versuche veranlaßten. Nachdem er an mehreren Orten in Garnison gestanden, auch wegen Zweikampfs eine Zeit lang auf der Festung gewesen, verließ er 1833 den Kriegsdienst und ließ sich in Berlin nieder, wo er in näherem Umgang mit Chamisso, Kopisch, Häring u. A. m. glückliche und literarisch fruchtbare Jahre verlebte. In den J. 1836 und 1838 bereiste er Italien. Er starb schon bald darauf in Folge eines Schlagflusses am 5. Februar 1840. An seinem Todestage schrieb er noch folgende Verse nieder, welche den Schluß eines noch lange nicht vollendeten Gedichtes bilden sollten:

„Da trat mit fälligem Wechsel in der Hand
Ein harter Gläubger plötzlich an sein Bett,
Der Spediteur der Welt, Hans Mors genannt."

Gaudy hatte kein schöpferisches Talent, d. h. er schlug in seinen Dichtungen keinen eigenen Weg ein; aber er war auch nicht bloßer Nachahmer. Wenn sich auch der Einfluß der bedeutendsten Dichter seiner Zeit auf seine eigenen Produktionen nicht verkennen läßt, wenn auch seine Gedichte und Novellen bald an Heine, Chamisso, Béranger und selbst an Goethe, bald an Eichendorff, Hoffmann und Jean Paul erinnern, so beweist er doch überall eine unverkennbare Selbstständigkeit; er hat diese Dichter nicht eigentlich nachgeahmt, sondern ihre Eigenthümlichkeit in sich aufgenommen und mit der seinigen harmonisch verbunden. Unter seinen zahlreichen Dichtungen*) nehmen wohl die leichten Lieder, namentlich die mit heiterem satyrischen Ton den ersten Rang ein, besonders diejenigen, in denen Béraugers Einfluß sich kund giebt, dessen französische Auffassungsweise er jedoch mit Glück in eine deutsche umzugestalten versteht. Sein Humor giebt sich nicht bloß dann kund, wenn er Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens darstellt, wie in „Des Hagestolzen Geburtstag" (1) und zahlreichen andern Dichtungen dieser Art, sondern auch, wenn er die traurigen Zustände des Vaterlandes in ihrer Erbärmlichkeit zeichnet. Gerade weil er dann nicht, so sehr er auch von Unmuth und Zorn erfüllt sein mag, diesen zurückdrängt und ihn in Humor auflöst, macht er um so größere Wirkung, wie im „Berliner Mai" (2) und im Lied „Wer weiß, wozu das gut ist" (3), wo er die Gefahr, die dem Vaterlande von Rußland her droht, durch die scheinbare Gleichgültigkeit, die er dagegen an den Tag legt, um so lebendiger und ergreifender hervortreten läßt. Die Sprache in allen diesen ist anmuthig, leicht, fließend, der Ausdruck stets angemessen, der Refrain glücklich behandelt.

Daß Gaudy auch ernste Töne anzuschlagen weiß, hat er, ohne von seinen Elegieen, die eine Goethesche Haltung haben, oder von einigen tief gefühlten Liebesliedern zu sprechen, vorzüglich in seinen „Kaiserliedern" (Leipzig 1835) bewiesen, welche den größten Helden des Jahrhunderts von seinem ersten Auftreten in Brienne bis zu seinem Tode auf St. Helena mit echt poetischer Begeisterung und in würdiger Sprache besingen. Man hat dem Dichter vielseitig den Vorwurf gemacht, daß er den Unterdrücker des Vaterlandes zum Gegenstand dieser Dichtungen gemacht; es zeugt dieß aber nicht sowohl von Patriotismus, als vielmehr von Beschränktheit, da Napoleon von dem Dichter nicht in seiner besonderen Beziehung zu Deutschland aufgefaßt worden ist, sondern in seiner allgemeinen Erscheinung, wozu er das vollkommenste Recht hatte; und wer mag läugnen, daß er ein großer, der dichterischen Verherrlichung würdiger Charakter war? Die „Kaiserlieder" bilden eine Art Romanzenkranz, ähnlich dem „Letzten Ritter" von Anastasius Grün, der dem Dichter ohne Zweifel vorschwebte; die einzelnen Theile sind selbstständig und haben nur den a Zusammenhang, daß sie sämmtlich Züge aus dem Leben des Helden Echt tragisch schließt der Dichter mit Epilog „Lätitia" (4), in welchem Heldensohn überlebende Mutter in il artigen Schmerze darstellt.

Daß aber das Heiterlaunige das Gebiet des Dichters ist, bezeugen sein zen und Balladen, in denen er si muthwilligen Humor ergeht; sie sind sten vorzuziehen, obgleich auch un manche wohlgelungene Gedichte sich Die größeren Erzählungen, die er in rallen" (Glog. 1834) veröffentlichte, und „Pauline" erfreuen durch Lebhaf Glanz der Darstellung, so wie durch heit der Charaktere und Scenen.

*) Sämmtliche Werke. Herausg. von A. Müller. Berlin 1841. 24 Bdchn.

1. Des Hagestolzen Gebur

Ein Brief? Von wem? Von meinem Nef
'Ne theure Sippschaft! Was wirds sein
Die unfrankierten Schreiben treffen
Posttag für Posttag wieder ein.
Der kurze Sinn der langen Klagen
Ist doch das leidge: Schicke Geld!
Ich werde 'mal Susannen fragen,
Was sie von dem Geschreibsel hält?

Was tausend! Verse! — Das gesteh ich —
Wird der Patron noch gar Poet?
Hm! Kurz und lang gereimt — Was seh
„Geburtstag — Lenze — Kränze — si
Glück — Augenblick — in fernsten Tagen
Wo hat der Jung in aller Welt —
Da will ich doch Susannen fragen,
Was die von dem Gedichte hält?

'S ist richtig. Zweiundsechzig Jahre
Sinds heut — — ich dachte nicht dara
Doch still davon. Kein Mensch erfahre
Ein Wort. Noch sieht man mirs nich
Fest ist mein Schlaf, gesund mein Magen,
Wenn auch das Haar ins Graue fällt —
Ich will doch gleich Susannen fragen:
Wie alt mich wohl die Alte hält?

Dem Neffen aber zwölf Dukaten —
Weiß Gott, der Schlingel hat Talent,
Dem Sohn der Schwester, meinem Pathe
Muß ich doch manchmal ein Präsent —
Selbst will zur Post den Brief ich tragen,
So kräht kein Hahn nach jenem Geld —
Doch will ich erst Susannen fragen:
Ob sies nicht für Verschwendung hält?

Susanne ist ja sonst verständig —
Nur das Gebrumme meidet man
Wo möglich. Sagt sie nein, so wend ich
Ein neu Merinokleid daran.
Kein Mensch darf mich zu meistern wagen
Frei bin ich, kein Pantoffelheld —
Susannen will ich auch nur fragen
Pro forma, was sie davon hält?

Mein Gimpel pfeift mit leisem Tone:
„God save the king", als wünscht' e
Das alte treue Thier, ich lohne
Ihm mit dem größten Zuckerstück,

Und Nachmittags nehm ich 'nen Wagen
Vors Thor — ja — nach dem Türkſchen Zelt —
Nur will ich erſt Suſannen fragen,
Ob heute ſich das Wetter hält?

2. Berliner Mai.

Die Nachtigall und der Zeiſig,
Die leiden am Schnupfen beid,
Verkriechen ſich ſtumm in Reiſig
Und ſträuben ihr Federkleid.

Blaßgrüne Eichenblätter,
Sie zittern nackt und bloß;
Gern kröchen ſie bei dem Wetter
Zurück in den Knoſpenſchooß.

Es fror von der Kaſtanie
Die Blüthe ſtarr und ſteif,
Denn als ſatyriſche Frange
Umſpinnt ſie Schnee und Reif.

Doch wenn auch die Vögel verſtummen,
Rollt auch der Froſt das Blatt —
Maikäfer ſummen und brummen
Dienſteifrig vor der Stadt.

Maikäfer, drei ganze Dutzend
Ließ ſchwärmen die Polizei,
Sonſt wähnten Berliner ſtutzend,
Verboten wäre der Mai.

3. Wer weiß, wozu das gut iſt.

Freund, was machen ihre Muſen? —
„Ruhen. Ich ſtudiere Sprachen.“ — Wie? —
„Ja, der Kamtſchadalen und Tungusen.“ —
Gott! weshalb juſt grade die? —
„Ei, wer kann es mir verkünden,
Was im Schooß der Zukunft ruht?
Ob nicht einſt für unſre Sünden —
Kurz, wer weiß, wozu das gut?“ —

Thorheit! Doch zu andern Dingen.
Auf Sie rechn ich bei der Jagd. —
„Nichts. Ich lerne, wie man Schlingen
Zu dem Fang der Zobel macht.“ —
Zobelfang in unſern Kiefern? —
„Möglich, daß ich als Tribut
Einſt noch muß manch Dutzend liefern —
Kurz, wer weiß, wozu das gut?“ —

Aber, Freundchen, welche Schrullen!
Eingeſchenkt, ein einzig Glas. —
„Trinken Sie, ſo viel Sie wollen.
Mein Getränk iſt Schnaps und Quas.
Spritzen übe man bei Zeiten,
Eh den Giebel packt die Glut.
Vorher muß man ſich bereiten —
Kurz, wer weiß, wozu das gut?“

4. Lätitia.

An des Kapitoles Schwelle ragt vereinzelt in die Luft
Eine Marmorſäule, träumend ſchweigſam auf der Trümmergruft.
Staub beſtreut die andern alle; ſie allein erhebt, umlaubt
Von des Epheus Witwenſchleier, ihr vom Blitz verſchontes Haupt.

An des Kapitoles Schwelle ſteht ein hoher Lorbeerbaum:
In dem höchſten Wipfel regt ſich zögernd noch ein Lebenstraum;
An der Felſen Rippen klammert ſich der Wurzeln zähe Kraft,
Doch die welken Arme ſtarren weithin, leblos, geiſterhaft.

Stolzer ſtrebte keine Krone zu des Himmels Dom empor:
Ueberſchattend ſieben Reiche, glich ihr keine je zuvor;
Keine haben die Orkane, Blatt für Blatt, gleich ihr entlaubt,
Haben keiner, langſam mordend, Sproß für Sproß gleich ihr geraubt.

Auf des Kapitoles Schwelle thront ein Weib, das Haar gebleicht,
Deren Größe, deren Leiden noch kein andres Weib erreicht,
Deren Wonne, deren Jammer keiner Mutter Buſen kennt,
Deren Hoheit, deren Elend keines Volkes Sage nennt.

Ragend ſo vor allen Frauen, wie vor Männern ragt' ihr Sohn,
Thronet ſie, der Mütter erſte, Mutter von Napoleon,
Sie, der jeden Kelch zu leeren ward das unerhörte Loos,
Sie, die lebende Ruine, auf Ruinen hehr und groß.

Alle Kränze, die das Fatum eines Weibes Scheitel weiht,
Jugend, holde Liebesſchöne, Kinder, Macht und Herrlichkeit,
Alle waren ihr verliehen, alle nahm ihr das Geſchick:
Nur grauſamer Spott des Namens blieb ihr, und die Thrän im Blick.

Eines halben Welttheils Throne nahmen ihre Kinder ein;
Leuchten ſah von Jedes Stirne ſie des Diademes Schein,
Sah, wie gleich des Traums Gebilden, jedes Goldreifs Glanz erblich, —
Tiefer ſenkte ihre Krone nur, die Märtyrkrone, ſich.

Alle: Vater, Mutter, Gatten, riß der Tod von ihrer Bruſt,
Knickte Knoſpen, die des Schwellens, des Entfaltens kaum bewußt,
Ließ den Rieſenſohn verſchmachten auf dem meerumrollten Stein,
Mordete den Sohn des Sohnes, — ſie verſchmäht er, ſie allein.

Neiden darfſt du das Gewebe, ja nur du, Lätitia,
Das die finſtern Schickſalsſchweſtern flochten einſt für Hekuba;
Aller Kinder Leichen thürmten ſich zum Hügel um ſie her,
Und dann öffnete die Arme der Verzweifelnden das Meer.

Früher trockneten die Thränen, welche Niobe vergeß,
Als die blühnden Sproſſen grauſam traf des Götterpaars Geſchoß.
Auf die Todten fiel ein todtes Auge, früh zu Stein erſtarrt,
Während deins noch auf den zähnenſtillnden Todesſchleier harrt.

Fallen ſoll des Weltendramas Vorhang: Omnes exeunt!
Spricht des großen Trauerſpieles Schöpfer jetzt mit ernſtem Mund.
Dem Verhängniß hingeopfert, ſanken Fürſten, ſank der Chor, —
Und nun trete du, die Letzte, als der Epilog hervor.

Frage, Bild der ewgen Roma, von der Rieſin Gruft herab,
Frage, ob es einen Helden, deinem Sohne gleichen, gab?
Frage jede deiner Schweſtern, ob ſie mehr als du beweint?
Deine Frage wird von Jeder mit verhülltem Haupt verneint.

Robert Reinick.

In der Geschichte der deutschen Literatur begegnen wir mehrmals Künstlern, namentlich Malern, welche zugleich einen hohen Ruf als Dichter erwarben; wir erinnern nur an Salomon Geßner und an den Maler Müller. Doch war bei diesen, so bedeutend ihr dichterisches Talent auch war, die Poesie der Kunst untergeordnet; jene erhielt ihre Richtung durch diese, und ihre Dichtungen werden eigentlich erst recht verständlich, wenn man sich mit ihren Leistungen als Künstler bekannt macht. Auch in der neueren Zeit haben sich, wie wir wissen, mehrere Maler als Dichter einen Namen gemacht; aber es tritt bei ihnen meist das umgekehrte Verhältniß hervor: bei ihnen überwiegt die Poesie und drängt die künstlerische Beschäftigung mehr oder weniger zurück, obgleich dieselbe immerhin noch bemerkbaren Einfluß auf ihre dichterischen Erzeugnisse ausübt. Neben den schon erwähnten Kugler und Kopisch ist es hauptsächlich der Dichter, mit dem wir uns jetzt zu beschäftigen haben, der die eben gemachte Bemerkung hervorruft.

Robert Reinick, der Sohn eines Kaufmanns, wurde am 22. Febr. 1805 zu Danzig geboren. Seine schwächliche Gesundheit hielt ihn als Kind von dem Umgange mit Altersgenossen und von der Theilnahme an den gewöhnlichen Kinderspielen ab, weckte aber eben deshalb in ihm den Sinn für die Natur und für ernstere Beschäftigung. Als er das gehörige Alter erreicht hatte, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo ihn die Lektüre Homers und Theokrits zu dichterischen Versuchen anregte, zugleich aber auch eine so entschiedene Neigung zur Kunst in ihm weckte, daß er sich nach abgelegter Maturitätsprüfung entschloß, sich der Malerei zu widmen. Er gieng deshalb im J. 1825 nach Berlin, wo er unter Begas bald ausgezeichnete Fortschritte machte. Dort wurde er mit Hitzig, Eichendorff, Chamisso und andern hervorragenden Männern bekannt, schloß sich aber vorzüglich an Kugler an, der ihn zu fortgesetzter Beschäftigung mit der Poesie anregte. Später gieng Reinick nach Düsseldorf, dessen Malerschule unter Schadow sich des größten Rufes erfreute. Dort verlegte er sich auf die Kupferstecherkunst, in welcher er bald Ausgezeichnetes leistete; allein es wurde ein Augenübel, das ihn wiederholt befiel, durch das Aetzen der Kupferplatten so bösartig, daß er sich gezwungen sah, nicht nur diese Beschäftigung aufzugeben, sondern überhaupt Düsseldorf zu verlassen, so glücklich er sich dort auch im Umgang mit Immermann, Schnaase, Uechtritz und den dort vereinigten Künstlern fühlte. Da die Aerzte ihm riethen, sich in ein milderes Klima zu begeben, reiste er im Herbst 1838 nach Rom, wo er drei glückliche und für seine geistige und künstlerische Entwickelung einflußreiche Jahre verlebte. Aber auch dort befiel ihn sein Uebel von Neuem und er kehrte deshalb 1841 nach Deutschland zurück, um in Gräfenberg durch den Gebrauch der Wasserkur Heilung zu suchen, die er aber erst fand, nachdem er noch zwei Jahre lang in seiner Vaterstadt die Seebäder gebraucht hatte. An Körper und Gemüth gestärkt, ließ er sich im J. 1838 in Dresden nieder, das ihn durch seine reichen Kunstschätze und seine lieblichen Umgebungen unter allen deutschen Städten am Meisten anzog. Dort verlebte er, zugleich mit der Poesie und der Kunst sich beschäftigend, glückliche Jahre, als er, noch nicht volle 47 Jahre alt, von Allen, die ihm näher standen und von seinen zahlreichen Verehrern tief betrauert, am 7. Februar 1852 plötzlich starb.

So Treffliches Reinick als Maler leistete, so ist er doch vorzüglich durch seine dichterische Thätigkeit bekannt geworden. Zwar läßt sich nicht läugnen, daß er eine Zeit lang überschätzt wurde, was wohl zunächst in der regen Theilnahme seiner Freunde und anderer Künstler seinen Grund hatte; allein wenn man seine Dichtungen auch nicht so hoch stellen kann, als es von mehrern Seiten geschehen ist, so verdienen sie doch nach ihrem Inhalt und ihrer Form volle Anerkennung. Reinicks Talent ist beschränkt, aber es ist an ihm zu rühmen, daß er dessen Grenze nie überschritten, dagegen innerhalb derselben recht Glückliches geliefert hat. Natur, Liebe, gesellige Lust sind die Stoffe, in denen er sich bewegt und die er mit Glück behandelt. Seine Lieder sind unmittelbare Ergießungen seines Gemüths, und wie dieses rein, kindlich, heiter ist, so sind es auch seine Dichtungen, die, fern von aller Uebertreibung und jedem falschen Prunk, in einfacher, aber immer ansprechender Darstellung, den Gedanken in der anmuthigsten Klarheit erscheinen lassen. So beschränkt seine Stoffe sind, so weiß er ihnen doch immer neue Seiten abzugewinnen, und er überrascht oft durch die originellen Wendungen, die ihm sein heiterer Humor eingibt, ob er den Frühling oder die Liebe besingt (4. 5). Liebenswürdige Schalkhaftigkeit bildet einen Grundzug seiner Dichtungen, doch kann er zu Zeiten auch ernst sein, und die Lieder dieser Gattung gehören zu seinen gelungensten (3). In seinen Naturliedern ertönt der fröhliche Jubel eines kindlichen Gemüths, doch artet dieselbe öfters in Spielerei aus, die sich besonders in der Nachahmung von Naturlauten kund gibt. Am Erfreulichsten sind diejenigen, in denen er die Erscheinungen der Natur mit der Liebe in ungezwungene Verbindung bringt (1); doch auch seine übrigen Liebeslieder sind bei ihrer liebenswürdigen Naivetät oder ihrer tiefen und wahren Empfindung ansprechend; so die beiden schönen Gedichte „Trost im Scheiden" (2) und „Unter den dunkeln Linden" (6), in denen der glücklich angebrachte Refrain die beste Wirkung macht. Nicht weniger glücklich sind die Gedichte, in denen er sein tiefreligiöses Gefühl ausspricht (9), oder in denen er Scherz und Ernst mit echtem Humor glücklich verbindet (8). Seine Trinklieder sind von der heitersten Lebenslust eingegeben; manche reizen durch ihre köstlichen Einfälle, in denen sich der glückliche Humor des Dichters kund gibt (7).

Wenn schon seine „Lieder" (Berlin 1844; 3. Aufl. 1855) von seinem kindlichen Sinne zeugen, so hat er diesen noch entschiedener dadurch beurkundet, daß er in späteren Jahren seine dichterische Thätigkeit beinahe ausschließlich der Jugend widmete. So gab er nach und nach ein „Illustrirtes ABC-Buch für große und kleine Kinder" (Lpz. 1845) heraus, ein

irchen „Die Wurzelprinzeſſin“ (Ebd. 1848) „Lieder und Fabeln für die Jugend“ bd. 1849), und zuletzt den „Illuſtrirten gendkalender“ (4 Jahrgg. Ebd. 1849—52), er bis zu ſeinem Tode fortſetzte. Der nlichen kindlichnaiven Richtung ſeines Ge- ths haben wir die hochdeutſche Ueberſetzung „Hebels Allemanniſchen Gedichten“ (Ebd. 51) zu verdanken, zu welcher L. Richter treffliche Zeichnungen lieferte.

formell ſind Reinicks Lieder durchaus un- elhaft; die Sprache iſt rein, der Vers wohl- tend, der Strophenbau glücklich und mannig- ig; ſie bieten ſich gleichſam von ſelbſt dem ang an, weshalb viele derſelben von den eutendſten Componiſten (Spohr, Marſchner, umann, Kücken, Lindpaitner u. A. m.) in ſik geſetzt wurden, wie andererſeits ihre ſtiſche Anſchaulichkeit die hervorragendſten nſtler (Schadow, Leſſing u. A.) anregte, bildlich darzuſtellen („Lieder eines Malers Randzeichnungen ſeiner Freunde“, Düſſel- f 1838).

1. Zwiegeſang.

Im Fliederbuſch ein Vöglein ſaß
In der ſtillen ſchönen Maiennacht,
Darunter ein Mägdlein im hohen Gras
In der ſtillen ſchönen Maiennacht.
Sang Mägdlein, hielt das Vöglein Ruh,
Sang Vöglein, hört' das Mägdlein zu,
Und weithin klang
Der Zwiegeſang
Das mondbeglänzte Thal entlang.

Was ſang das Vöglein im Gezweig
Durch die ſtille ſchöne Maiennacht?
Was ſang doch wohl das Mägdlein gleich
Durch die ſtille ſchöne Maiennacht?
Von Frühlingsſonne das Vögelein,
Von Liebeswonne das Mägdelein.
Wie der Geſang
Zum Herzen klang,
Vergeß ich nimmer mein Leben lang!

2. Troſt im Scheiden.

Du ziehſt dahin, der Trennung Schmerz,
Wie trüg ihn wohl das arme Herz,
Wenn nicht ein ſüßer Troſt ihm bliebe?
Wo du auch wandelſt, bin ich dein,
Wo du auch weilſt, du biſt ja mein,
Ich hab ja dich und meine Liebe!

Ich hab ja meine Lieb und dich!
Wer könnte nur beklagen ſich,
Dem ſolch ein Troſt noch übrig bliebe?
Kann wohl dein Herze was erfreun,
Daß ich nicht ſpräch: Es iſt auch mein?
Ich hab ja dich und meine Liebe!

Die Herrlichkeit der ſchönen Welt,
Die jetzt dein liebes Aug erhellt,
Glaub nicht, daß dir allein ſie bliebe.
Und faßt dich Schmerz, was Gott verhüt,
Ich trag ihn ſtill und freudig mit;
Ich hab ja dich und meine Liebe!

Die Lieb, die mir ins Herz gebannt,
Trägt mich zu dir durch Meer und Land;
Wer ſagt denn, daß ich einſam bliebe?
Ich jauchz und wein mit dir zugleich,
Bin auch nicht arm, bin ja ſo reich,
Ich hab ja dich und meine Liebe!

3. Sommernacht.

Der laute Tag iſt fortgezogen.
Es kommt die ſtille Nacht herauf,
Und an dem weiten Himmelsbogen
Da gehen tauſend Sterne auf,
Und wo ſich Erd und Himmel einen
In einem lichten Nebelband,
Beginnt der helle Mond zu ſcheinen
Mit mildem Glanz ins dunkle Land.

Da geht durch alle Welt ein Grüßen
Und ſchwebet hin von Land zu Land;
Da iſt ein leiſes Liebesküſſen,
Das Herz dem Herzen zugeſandt,
Das im Gebete aufwärts ſteiget,
Wie gute Engel, leicht beſchwingt,
Das ſich zum fernen Liebſten neiget
Und ſüße Schlummerlieder ſingt.

Und wie es durch die Lande dringet,
Da möchte Alles Bote ſein;
Ein Vogel es dem andern ſinget,
Und alle Bäume rauſchen drein;
Und durch den Himmel geht ein Winken
Und auf der Erde nah und fern,
Die Ströme heben an zu blinken,
Und Stern verkündet es dem Stern.

O Nacht, wo ſolche Geiſter wallen
Im Mondenſchein, auf lauer Luft!
O Nacht, wo ſolche Stimmen ſchallen
Durch lauter reinen Blüthenduft!
O Sommernacht, ſo reich an Frieden,
So reich an ſtiller Himmelsruh:
Wie weit zwei Herzen auch geſchieden,
Du führeſt ſie einander zu.

4. Kurioſe Geſchichte.

Ich bin einmal etwas hinausſpaziert,
Da iſt mir ein närriſch Ding paſſiert:
Ich ſah einen Jäger am Waldeshang,
Ritt auf und nieder den See entlang:
Viel Hirſche ſprangen am Wege dicht;
Was that der Jäger? — Er ſchoß ſie nicht,
Er blies ein Lied in den Wald hinein —
Nun ſagt mir, ihr Leut, was ſoll das ſein?

Und als ich weiter bin fortſpaziert,
Iſt wieder ein närriſch Ding mir paſſiert:
In kleinem Kahn eine Fiſcherin
Fuhr ſtets am Waldeshange dahin;
Rings ſprangen die Fiſchlein im Abendlicht;
Was that das Mädchen? — Sie fieng ſie nicht,
Sie ſang ein Lied in den Wald hinein —
Nun ſagt mir, ihr Leut, was ſoll das ſein?

Und als ich wieder zurückſpaziert,
Da iſt mir das närriſchſte Ding paſſiert:
Ein leeres Pferd mir entgegen kam,
Im See ein leerer Nachen ſchwamm;
Und als ich gieng an den Erlen vorbei,
Was hört' ich drinnen? — Da flüſterten Zwei,
Und 's war ſchon ſpät und Mondenſchein —
Nun ſagt mir, ihr Leut, was ſoll das ſein?

5. Des Mädchens Geständniß.

Der Abend war so wunderschön,
Da giengen beide wir durchs Feld;
Die Sonne wollte untergehn,
Und schien noch freundlich in die Welt;
Die Vögel sangen im Gesträuch,
Im Korn und in der blauen Luft;
Die Blumen blühten voll und reich,
Und um uns her war lauter Duft.

Mir war gar feierlich zu Muth
Und doch dabei ohnmaßen froh;
Ich war der ganzen Welt so gut,
Gott weiß, mir war noch niemals so.
Da sprachen wir denn allerlei,
Wovon, das weiß ich selbst nicht mehr,
Und er auch war so gut dabei
Und gieng so stille nebenher.

Doch als ich einmal mich gewandt,
Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grund,
Da drückt' er plötzlich meine Hand,
Und küßt' mich leise auf den Mund;
Und ich, ich konnt nicht widerstehn,
Ich habe wieder ihn geküßt,
Und kann noch immer nicht verstehn,
Wie's mir nur eingefallen ist.

Doch bin ich wirklich mir bewußt,
Daß dieser Kuß nichts Böses war;
Wars doch nachher in meiner Brust
So rein, wie es gewesen war.
Ich hätts auch Jedem gern gethan,
Der irgend mir begegnet wär;
Und doch! — wär es ein andrer Mann, —
Je nun, — das fragt sich doch noch sehr!

6. Unter den dunkeln Linden.

Zurückgekehrt zum Heimatsort,
Seh endlich ich im Thale dort
Die alten dunkeln Linden!
Dort hat sie mich zuletzt geküßt,
Hat mir noch lange nachgegrüßt!
Bald werd ich sie nun finden.

Und doch ist mir das Herz so schwer.
Welch tiefe Stille rings umher!
Es rauschen nur die Linden;
Und aus dem süßen Blüthenduft
Ein kleiner Vogel lockt und ruft,
Als müßt ich dort sie finden.

Das war des Liebchens liebster Schall,
Der Sang der lieben Nachtigall
In einer dunkeln Linden;
Das war von je ihr liebster Baum,
Da träumten wir so schönen Traum,
Da war sie stets zu finden! —

Und als ich kam dem Orte nah,
Manch schwarzes Kreuz erblickt' ich da,
Umrauscht von dunkeln Linden;
Dazu ein Grab, noch frisch umblüht,
Da sang die Nachtigall ihr Lied, —
Da war mein Lieb zu finden!

7. Blauer Montag.

S ist doch närrisch, wenn wir eben nur vom Wein einmal genippt,
Daß der Hut so wunderbarlich gleich nach einer Seite kippt!
Doch das macht uns erst Courage; denn die Mädel, seht doch an,
Lachen, wo sie uns nur schauen, haben ihre Lust daran.

Ach, du allerschönstes Mädel mit den blauen Augen dort,
Blauer Montag ist ja heute, warum läufst du uns denn fort?
Blauer Montag, blauer Himmel, blaue Augen — liebster Schatz!
Was nur blau und lustig, hat ja heut in unserm Herzen Platz.

Zwar wir wackeln allzusammen, unser Liedel so wie wir.
Doch da können schlechte Schuster und Poeten nur dafür.
Denn wir gehen ganz gerade, nur die Stiefel gehen krumm,
Und wir singen wie die Lerchen, doch was ist das Liedel dumm!

Liedeldumm, Liedeldumm, Liedeldumm — — —!

8. Des alten Wanderers Rath.

Junge, wanderst du durchs Land,
Mach es nicht wie die Philister,
Die mit Trödel allerhand
Sich beschweren den Tornister.
Was doch nützen dir die Lumpen! —
Weite Stiefel, einen Humpen,
Frisches Herz und frische Kehle,
Die vergiß nicht, liebe Seele!

Sind die Stiefel fest und weit,
Wirst du gehen und nicht sinken;
Ist der Humpen gut und breit,
Kann man schon sein Pensum trinken;
Durch die reine frische Kehle
Strömt das Lied aus voller Seele;
Doch das Alles ist entbehrlich,
Bleibt dein Herz nur frisch und ehrlich.

Bricht der Humpen: ei was schadts?
Auch aus einem Stiefel trinkt sichs,
Sucht der Fuß durchs Leder Platz:
Auch mit offnem Stiefel singt sichs,
Ward die Kehl ein wenig rostig:
Nur das Lied klingt etwas frostig;
Aber — ist das Herz gesprungen,
Gute Nacht, ihr armen Jungen!

Trinken? — O das Herz auch trinkt
Freud und Lust in vollen Zügen.
Gehn? — Und wenn der Fuß auch hinkt,
Kann das Herz noch immer fliegen.
Singen? — Trotz den Nachtigallen
Kann ein fröhlich Herz erschallen;
Drum bewahrt,s zu allen Zeiten.
Junge, mag dich Gott geleiten!

9. Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind!

Vor Menschen sei ein Mann, vor Gott ein Kind!
Vor Menschen zeige deiner Menschheit Größe,
In kräftger That bewähre sich dein Wille;
Vor Gott erkenne deine Schwäch und Blöße,
Nur Bitten gilt vor ihm aus Herzensfülle.
Vor Menschen mußt du stets nach Siegen streben,
Zumeist im Kampf mit eignem bösen Triebe;
Gott kannst du gänzlich dich zu eigen geben.
Denn er ist ja die ewge Vaterliebe.
Und fühlst du dich allein auf weiter Erden:
Sei nur ein Kind, Gott will dein Vater werden.

Im Denken sei ein Mann, fühl als ein Kind! —
Dein Geist durchdringe ohne Rast das Leben,
Nur dazu wurden ihm die regen Triebe;
Dem Wohl der Brüder gelt all dein Bestreben,
Se kräftigest du dich zu höhrer Liebe.
Doch diese Liebe, die du sollst erringen.
Im Kindesherzen ist ihr Keim gelegen.
Drum tödte nicht mit selbstisch eitlen Dingen
Der Paradiesesblume zarten Segen.
In reinem Herzen sollst du ihrer warten
Zu schönerem Erblühn im Himmelsgarten.

Sei Mann im Leben, Kind in der Natur! —
Flieh nicht des Lebens Wirrsal und Beschwerde,
Doch laß nicht Sorge gänzlich dich umspinnen!
Der ewgen Jugend dieser schönen Erde
Erhalte rein und lauter deine Sinnen.
Wenn du in späten Jahren dann dich sehnest
Zum Vaterhaus, zu deiner Kindheit Räumen,
Nicht sind entschwunden sie, wie oft du wähnest:
Tritt nur hinaus zu Blum und Blüthenbäumen,
Sie schmücket nach wie vor des Vaters Segen,
Geh als ein fröhlich Kind ihm nur entgegen!

Christian Friedrich Alexander Graf von Würtemberg.

Christian Friedrich Alexander Graf von Würtemberg wurde am 5. Nov. 1801 zu Kopenhagen geboren, wo sein Vater, Herzog Wilhelm von Würtemberg, in dänischen Diensten stand. Er war noch ein Kind, als sein Vater in die schwäbische Heimat zurückkehrte; dort und in der Schweiz erhielt er seine erste Bildung. Früh trat er in würtembergische Militärdienste; doch da ihm bei seinem Thatendurst das Soldatenleben im Frieden immer mehr verhaßt wurde, gab er endlich seine Entlassung, die ihm mit dem Titel eines Obersten ertheilt wurde. Seitdem lebte er an verschiedenen Orten, längere Zeit in Wien, überall von seinen Umgebungen geliebt und geachtet und glücklich im Schooße seiner Familie. Er hatte im J. 1832 geheirathet und seine Ehe war mit vier Kindern gesegnet worden. Doch schon wenige Jahre darauf brachen schwere Prüfungen über ihn herein, denen er zwar mit festem Muthe entgegentrat, die aber sein Gemüth so mächtig ergriffen, daß auch seine Gesundheit dadurch untergraben wurde. Im Winter 1843 suchte er unter dem milden Klima Italiens Erheiterung und Heilung, doch wurde seine Seele auch dort immer trüber, und es ergriff ihn mächtige Sehnsucht nach der geliebten Heimat; er wollte auf seinem schönen Landgute Sarach sein Leben beschließen. Auf den Rath seiner Aerzte gieng er in das Wildbad, doch nahm seine Krankheit dort schnell zu und er starb an einem Hirnschlag am 7. Juli 1844 *).

Der Graf von Würtemberg trat zuerst im „Morgenblatt" unter dem Namen Sandor v. S. als Dichter auf; später gab er unter seinem eigenen Namen Beiträge zu Chamissos und Schwabs „Deutschem Musenalmanach", welche er dann gesammelt und vermehrt herausgab („Gedichte". Stuttg. 1837). Ihnen folgten die „Lieder des Sturms" (Ebd. 1839), die „Gesammelten Gedichte" (Ebd. 1841) und zuletzt die Sonette „Gegen den Strom" (Ebd. 1843). Er hatte kein unbedeutendes dichterisches Talent, doch war er von Natur zu unruhig, als daß er zur vollen Entfaltung hätte gelangen können, wozu auch sein krankhafter Gemüthszustand wesentlich beitrug. Die dadurch in ihm sich bildende Unzufriedenheit mit der Welt wurde durch den Umgang mit Lenau, mit dem er vertraute Freundschaft geschlossen hatte, noch vermehrt, und so übte auch das größere Talent seines Freundes unverkennbaren Einfluß auf seine Dichtungen aus, die nicht selten den Weltschmerz zur Schau tragen, obgleich in besseren Augenblicken seine kräftige Natur denselben überwand, wie er denn selbst die Dichter mit ernst mahnenden Worten warnte, sich diesem nichtigen Gefühl hinzugeben (8). Ueberhaupt finden sich in ihm die größten Gegensätze vereinigt, die er nicht bewältigen konnte, die ihn nicht zur Klarheit gelangen ließen. So war er von der glühendsten Vaterlandsliebe erfüllt; aber sie bezog sich nur auf die äußeren Verhältnisse: sie sprach sich nur als Haß gegen Frankreich und gegen Rom aus. So haßte er die gelehrte Schulbildung, weil sie auf dem Lateinischen beruhe, das „den kräftigen Aufschwung der teutschen Erziehung entnerve und zurückhalte" („Der Römerfeind"), ja er sieht in den Schulen nur Gefängnisse, in denen die Jugend verkümmern müsse („An ein Schulhaus, das aus einer Ruine gebaut wurde"). Er will, was er namentlich in den Sonetten „Gegen den Strom" ausspricht, Verbesserung der deutschen Zustände, aber er kennt die wahre Quelle des Uebels nicht, als welche er mit unpoetischem Ingrimm das junge Deutschland, die Hegelianer und ganz vorzüglich die Juden bezeichnet. Seine besten Gedichte sind die „Lieder eines Soldaten im Frieden", die er seinen „Kameraden bei dem achten teutschen Armeekorps zugeeignet", in welchen sich ritterlicher Thatendurst und edle Gesinnung in kräftiger, meist wohllautender Darstellung ausspricht. Es sind männliche Klagen, die aus dem tiefsten Gefühl entsprungen sind. Ruhe ist ihm Krankheit, That Gesundheit; das höchste Glück ist der Tod fürs Vaterland (1). Beneidenswerth ist der alte Soldat, der in der Erinnerung an die großen vergangenen Tage den lästigen Frieden zu ertragen vermag (2). Die Tagwacht, der Zapfenstreich, Alles stimmt ihn zur Ungeduld, zur Sehnsucht nach der blutigen

*) Die Bewohner der Gegend erzählen, daß er, als er in Wildbad einen kostbaren Ring verloren, gesagt habe, die Nixe der Quelle habe ihn genommen, um ihn an sich zu binden, und daß er bald darauf gestorben sei.

Schlacht; und sollte einst beim Verlesen sein Name abgehen, so ist auf dem Felde der Ehre ein ritterlich Grab doch immer besser als Fliehen (3). Einen Ersatz für kriegerisches Treiben findet er in der Jagd und im nächtlichen Ritt auf wildem Roß (4), daher er einen Kameraden mahnt, ihn als Jagdgenossen zu begleiten, und ihn warnt, seine Kraft in unsittlichem Leben und Trunksucht zu vergeuden („An einen Trinker"). Zwar bin ich auch „kein Kostverächter", sagt er („Bekenntniß"),

„Doch hab ich wohl erkannt:
Das Höchste sind im Leben
Nicht Weiber, Wein und Spiel;
Es müssen Männer streben
Nach einem höhern Ziel."

Großartig gedacht und ausgeführt sind die „Lieder des Sturms", in welchen er den brausenden Orkan personificiert und redend einführt. Der Orkan hat ein Sklavenschiff untergehen lassen; vom Anblick eines vom König Philipp mit seiner Gegenwart beehrten Auto's da fé empört, hat er dessen Armada vernichtet, dagegen ein von mächtigen Eisblöcken gefesseltes Schiff befreit. Vom Nordpol eilt er die afrikanische Wüste, wirbelt den Sand auf, unter dem er eine Karawane vergräbt, nur der Scheik entgeht dem Verderben, dessen herrliches Roß den Sturmwind selbst an Schnelligkeit besiegt (6). Ein kleines Epos ist „Kornik", die Schilderung eines französischen Korsaren und seiner Thaten, der mit Heldenmuth sich der größten Uebermacht entgegenstellt, die mächtigsten Schiffe der Britten in den Grund bohrt und mit eben so großer Todesverachtung unzählige Menschenleben vom Wassertode rettet. Den Schluß dieser Lieder bildet das Gedicht: „Ahasver und Bonaparte", das die politischen Ansichten und Vorurtheile des Dichters in helles Licht setzt. Der Sturm ereilt ein mit Erzeugnissen Aegyptens beladenes Schiff; die ganze Mannschaft ist in Verzweiflung, nur ein Jüngling scheint von der Gefahr Nichts zu wissen; er träumt von Schlacht und Sieg. Da öffnet sich ein Sarkophag; Ahasver tritt heraus und verheißt dem Jüngling, daß er nicht verderben werde, denn er solle noch die Geschicke der Welt leiten, er solle ihm helfen, seinen Haß gegen das Kreuz zu kühlen. Diesem Machtwort muß sich der Sturm fügen; er schließt seinen Bericht:

„Dem Jüngling folgt' ich nach auf fernen Zügen,
Im Kaiserglanz, an manchem großen Tage
Sah ich um ihn den finstern Geist der Lügen
Und jenen Fremdling aus dem Sarkophage."

In den „Bildern vom Plattensee" schildert der Dichter mit lebendigen Farben das Räuber- und Zigeunerleben, dessen poetische Seiten er glücklich veranschaulichte. Doch spricht sich in ihnen schon die Düsterheit aus, die sein Gemüth immer mehr erfaßte; noch stärker tritt sie in den „Traumbildern" hervor, die oft an das Unheimliche grenzen, wie „Die Nonne", die als die Letzte in ihrem ausgestorbenen Kloster sich selbst die Todtenglocke läutet. In den „Bildern aus den Alpen" ist, wie schon in den „Bildern vom Plattensee", das epische Element von der lyrischen Stimmung zu sehr niedergedrückt. Dagegen sind in diesen wie in jenen die Naturerscheinungen mit lebendigem G erfaßt und poetisch verklärt. Seine Sch rungen gewinnen dadurch Leben, daß er Naturerscheinungen mit Glück personific so sind in den „Stimmen aus dem Ro die schwarzen Gewitterwolken wilde Rosse, vom Tschikasch (Pferdehirt) getrieben we dessen Peitsche der rollende Donner ist. niger wild sind die „Waldbilder", die von teren Gefühlen beseelt sind, so der „Nam zug" (5), der seine Liebe zur verstorb Mutter in wenigen, aber ergreifenden W besingt.

Seine Darstellung entspricht den Sto die er mit Vorliebe wählt; sie ist rasch von männlicher Kraft. Seine Bilder sind waltig und kühn, oft freilich auch das des Schönen überschreitend, was auch von Ausdrucke gilt; besonders verleitet ihn Franzosenhaß, wie in dem sonst schönen manzencyklus „Andreas Hofer", die Gre des Schicklichen und Schönen zu überschre Wie glücklich er dagegen das Bild mit dargestellten Gedanken zu verbinden, ihn dasselbe lebendig zu veranschaulichen weiß, weist das schöne Gedicht „Der scheidende S fer" (7).

1. Das höchste Glück.

Wenn heiß die Wunden brennen,
Die mir der Frieden schlug,
Dann laß waldein ich rennen
Mein Roß im wilden Flug.

Dann eil ich zu der Quelle
Gleich dem geschoßnen Wild,
Des Baches kühle Welle
Mir bald die Schmerzen stillt.

Von Außen Nichts als Frieden,
Doch im Gemüthe Krieg,
Den wildesten hienieden,
Und zweifelhaft der Sieg.

Wenn plötzlich nun ertönte
Der Schlachttrompete Ruf,
Das Blachfeld rings erdröhnte
Von schnellem Rosseshuf;

Und wenn die Völker schlügen
Nun eine große Schlacht,
Die Wahrheit alte Lügen
Besiegt' nach langer Nacht:

Dann hätt ich wohl gefunden
Für meine wunde Brust
Den Strom, um zu gesunden
In hoher Siegeslust.

Und wäre mir beschieden
Ein blutig Kriegerloos,
Ich sänke dann in Frieden
Dem Erdball in den Schoß.

Ich ließe meinen Erben
Den Ruhm statt Gold zurü
Fürs Vaterland zu sterben
Ist doch das höchste Glück.

2. Der alte Soldat.

Ich ſteh allein in dieſer Welt,
Als wie ein Fels im Meere;
Ich habe weder Gut noch Geld,
Hab Nichts als meine Ehre.

Sturmvögel wild im luftgen Kreis
Des Felſen Haupt umſchweben,
Und Sturmgedanken mich, den Greis,
Verfolgen durch das Leben.

Zum Angriff hört' in mancher Schlacht
Ich die Trompete ſchmettern,
Und war in dichter Pulvernacht
Umzuckt von tauſend Wettern.

Den Felſen trifft der Wetterſtrahl,
Der Fels bleibt unerſchüttert;
Mich traf die Kugel ohne Wahl,
Ich habe nicht gezittert.

Beſitze weder Weib noch Kind,
Die Kameraden ſtarben,
Und meine einzgen Freunde ſind
Mir meine tiefen Narben.

Verſcheucht den Schlaf um Mitternacht
Das Brennen tiefer Wunden,
Dann denk ich froh an manche Schlacht,
An hohe Siegesſtunden.

Und hätt ich die Erinnrung nicht
Von jenen großen Tagen,
So könnt ich auch den Frieden nicht,
Den läſtigen, ertragen.

3. Zapfenſtreich.

Es wirbeln die Trommeln den Zapfenſtreich,
Zur Nachtwache blaſen Trompeten,
Die Töne ergriffen mich tief ſogleich,
Die ferne herüber gewehten.

Am Waldhang ſaß ich und dachte der Zeit,
Wo Mancher, der heut beim Verleſen
Sein „Hier" im Uebermuthe noch ſchreit,
Auf dem Feld der Schlacht wird verweſen.

Da ladet der wilde Soldatentod
Wohl Manchen zum blutgen Reigen;
Vergebens tönt dann das Aufgebot,
Beim Verleſen wird Mancher wohl ſchweigen.

Noch tönet herüber durch dunkle Nacht
Der Zapfenſtreich aus der Kaſerne;
O! tönte er lieber nach blutger Schlacht
Aus feindlichem Land in die Ferne.

Und geht beim Verleſen mein Name einſt ab,
Und iſt mir vom Schickſal beſchieden
Auf dem Felde der Ehre ein ritterlich Grab,
Iſts immer noch beſſer als Frieden.

4. Spazierritt.

Wie herrlich iſts, auf wilden Roſſen
Zu jagen durch die grüne Nacht,
Wie kämpft ſich da ſo unverdroſſen
Die wechſelnde Gedankenſchlacht.

Da dringt empor zum Himmelsbogen
Die kräftge Männerrede frei,
Man iſt dem eitlen Trug entzogen,
Der Stadt und ihrem Einerlei.

Wir ſind nicht ganz von dieſer Erde,
Wenn wir im goldnen Abendſchein
Auf flugbegabtem treuen Pferde
Friſch jagen über Steck und Stein.

Es iſt, als ob herrüberwehten
Die Lüfte frei aus beßrer Welt,
Als eine Stärkung dem Planeten,
Der nur noch morſch zuſammenhält.

Die Straße wird zum luftgen Faden,
Das Roß gar flüchtig weiter ſpinnt,
Des Reiters Geiſt auf ſolchen Pfaden
Den meiſten Raum für ſich gewinnt.

5. Der Namenszug.

Ich ſtand auf meinem Lieblingsſtand
Im Wald von grünen Eichen;
Auf einem hohen Stamme fand
Von meiner Schrift ich Zeichen.

Der todten Mutter Namenszug
Hatt ich hineingeſchnitten;
Gar eine tiefe Wunde ſchlug
Ich in des Baumes Mitten. —

Vergeſſen war der Eiche Schmerz,
Vernarbet ihre Wunden;
Doch nach der Mutter klagt mein Herz
Und kann nicht mehr geſunden.

6. Sahara.

Des Nordpols rauher Froſt
Hat mir das Mark durchzogen,
Ich bin in einem Nu
Nach Afrika geflogen.

Die Brandung höher ſchlug
Ich auf an Nubiens Küſte,
Und hob mein Wolkenhaupt
Ueber der großen Wüſte.

Die alte Sahara ſchlief.
Es zogen Karawanen
Zu des Propheten Grab
Die trügeriſchen Bahnen.

Sie eilten ernſt dahin
In dicht gedrängten Schaaren,
Auf friedlichem Kameel,
Auf wilden Dromedaren.

Voran ein tapfrer Scheik,
Auf hohem Berberroſſe,
Gebietet ernſten Blicks
Dem buntgemiſchten Troſſe.

Fürwahr, ein edel Roß,
Wohl werth, daß wir begännen
Auf Leben oder Tod
Ein vielgewagtes Rennen.

Ich ſchüttelte mein Haupt,
Die Pilger aufzuſchrecken,
Und aus dem langen Traum
Die Wüſte zu erwecken.

Am fernen Himmelsrand
Mit Quell und frischem Grase
Gleich einem Hafen winkt
Die rettende Oase.

Seht dorten euer Ziel,
Dahin mögt ihr euch retten,
Sonst hält euch Sahara fest
Mit glühend heißen Ketten.

Im Flug begann ich nun
Den allertollsten Reigen
Und ließ den heißen Sand
Zu hohen Wirbeln steigen.

Bald war der lange Zug
Verhüllt in dichtem Staube,
Die Karawane fiel
Der Wüste Brand zum Raube.

Der Scheik allein entflieht
Auf einem flüchtgen Pferde,
Ein herrlich Thier, zu gut
Für diese schlechte Erde.

Der Renner wäre wohl
Für meine Wolkenrosse
Auf fernem Himmelszug
Ein würdiger Genosse.

Durch weite Nüstern jagt
Still, gleich des Vogels Fluge,
Des Athems heißer Dampf
In lang gehaltnem Zuge.

In seinen Adern rinnt
Geschmolzner Stahl in Gluthen,
Und tausend Leben ihm
Das wilde Herz durchfluthen.

Der Wiederrist so scharf
Wie eines Schwertes Kanten,
Der Hufe reines Horn
So hart wie Diamanten.

Der Muskeln schönes Spiel
Wetteifert mit dem Willen,
Des Reiters wilde Hast
Durch schnellen Lauf zu stillen.

Die seidnen Mähnen ihm
Das leichte Haupt umwallen;
So fand ich nie zuvor
An einem Roß Gefallen!

In rasend schneller Flucht
Jagt' ich den edeln Schimmel,
Ich jagte schneller nie
Kometen durch den Himmel.

Es glüht sein Augenstern,
Und wie bei dem Kometen
Fern hin im Silberglanz
Des Schweifes Haare wehten.

Ein Tiger rauscht vorbei
Nach flüchtiger Gazelle,
Ich deckte beide zu
Mit heißer Sandeswelle.

Der Scheik auf seinem Roß
Ist mir davongeflogen,
In der Oase Grün
Ist singend er gezogen.

Ich aber stürmte fort,
Fort durch die heiße Wüste,
Mit lautem Donnerwort
Den kecken Reiter grüßte.

7. Der scheidende Schiffer.

Die Segel auf! Fort aus dem Land,
Das Treue mir gelogen!
Zerrissen sei der Liebe Band,
Die so mich hat betrogen!

Mein einzig Liebchen sei fortan
Die schlanke Brigantine,
Die auf des Sturmes finstrer Bahn
Bewahrt die heitre Miene.

Schön war der Falschen Angesicht,
Schön ihres Busens Schwellen;
Hebt tausend schönre Busen nicht
Die See in hohen Wellen?

Einst liebt' ich wohl, die dunkle Gluth
In ihrem Aug zu schauen;
Ist schöner nicht die tiefe Fluth
Der See, der dunkelblauen?

Und soll ich Einmal untergehn,
Soll mich der Tod umstricken,
Seis lieber in des Sturmes Wehn
Als in des Weibes Blicken.

8. An verschiedene Poeten.

Habt ihr den Schmerz des Lebens denn begriffen
Daß ihr es wagt, zu unmannhaften Klagen
Die Saiten, die verstimmten, anzuschlagen
Zum trüben Lied aus geistger Knechtschaft Tiefe

Der wahre Schmerz ist still. Wie über Riffen
Der Adler kreist nach Beute, sturmgetragen,
So kreist um das Gemüth, das er will jagen,
Der Schmerz mit blutgem Dolche, wohlgeschlif

Nicht darf zur Krankheit des Gemüthes sinken
Die Poesie. Sie soll das Herz euch heben,
Entreißen euch dem trägen Erdenzuge.

Ein stark Gemüth scheut nicht des Stahles Bli
Frei wird es aufwärts mit dem Adler schweben,
Die Klage folgt nicht seinem mächtgen Fluge.

Karl Ludwig Pfau.

Karl Ludwig Pfau, der Sohn
Gärtners, wurde zu Heilbronn am 25
1821 geboren. Er besuchte das Gym
seiner Vaterstadt, gieng statt auf die U
sität, wie sein Vater wünschte, nach Pa
er eine Zeit lang als Gärtner arbeitet
sich dann mit dem Studium der franzö
Sprache und Literatur, mit Zeichnen un
len beschäftigte. In die Heimat zurück
besuchte er die Universität Tübingen, g
1848 das Witzblatt „Eulenspiegel", na
den nationalen Bewegungen lebhaften A
wurde Mitglied des Landesausschusses
mußte, in den Hochverrathsprozeß ver
in die Schweiz flüchten. Im J. 1852
er wieder nach Paris, beschäftigte sich m
Studium der schönen Künste und ga

anz mächtig, ein französisch geschrie-
) über die Kunst heraus. Nachdem
is aus nach Brüssel, Antwerpen und
gangen und sich in diesen Städten
it aufgehalten hatte, kehrte er nach
Entfernung in die Heimat zurück,
uerst den Stuttgarter „Beobachter"
für die „Allgemeine Zeitung" eine
Aufsätzen über Kunst, welche ihm
nnende Zuschrift der Münchner Aka-
rb, und die er bald darauf in er-
form unter dem Titel „Freie Stu-
ttg. 1865) als selbstständiges Werk

us „Gedichten" (Frankfurt 1847;
858) erkennen wir bald den Sohn
der in und mit der Natur aufge-
, bald den gemüthlichen Schwaben,
fen Ernstes wie des heiteren Humors
ist; bald auch den durch gründliche
nd Lebenserfahrung hochgebildeten
sich der Aufgabe des Menschen und
wußt ist. Aber wenn in den ein-
ern bald dieser, bald jener Zug vor-
lassen sie die andern, wenn auch
durchblicken, doch wenigstens immer
d in manchen erscheinen sie harmo-
Einheit verbunden. Einfachheit und
ist der hervorstechende Charakterzug
htung, ob er gewöhnliche Lebens-
en poetisch erfaßt oder in die Tiefe
s dringt, ob er mit liebenswürdiger
as Volksleben in seinen mannig-
ßerungen darstellt, oder die Natur
nschaut, die ihm die schönsten Bilder
ob er die Gedankenwelt in das Ge-
oesie zieht. Man kann nicht von
daß er sich am Volkslied herange-
, vielmehr liegt die volksmäßige Auf-
seinem eigenen Wesen, daher er uns
n, Empfinden des Volks in seiner
nmittelbarkeit darstellt („Burschen-
, Mädchenlieder", „Volksweisen").
nd ein Einfluß bemerkbar ist, der
n geltend machte, so ist es der des
nzösischen Liederdichters Béranger,
er manchmal so meisterhaft trifft,
dieses oder jenes Gedicht für eine
g halten möchte. Mit jenem Dich-
auch die wärmste Vaterlandsliebe
e ihn zu manchem schönen Liede be-
, Der Auswanderer", „Heimkehr"),
uch Veranlassung gab, die deutschen
theils mit heiterem Spott („Die
en"), theils mit bitterer Ironie in
igkeit darzustellen. In den „Stim-
it" (Heilbr. 1848) hat sich der Dich-
sehr von seiner Entrüstung hinreißen
e „Deutschen Sonette auf das Jahr
ürich 1849) kennen wir nicht. In
ft mit Moritz Hartmann hat Pfau
he Volkslieder" (Köln 1859) in
g herausgegeben, die eine schöne
ig der Volksliederliteratur sind.

1. Unwandelbar.

rchte nicht, wenn dir das Alter
Haupte Blüth um Blüthe bricht,
dann ein Blick, ein trüber, kalter,
auf dein bleiches Angesicht.

Wohl bläßer wird der äußre Schimmer,
Doch heller wird der innre Schein;
Drum lieber nur und tiefer immer
Schau ich ins Auge dir hinein.

Da seh ich all die Liebesfülle,
Die reicher ward von Jahr zu Jahr;
Es dringet durch des Alters Hülle
Der Seele Schönheit hell und klar.

Da seh ich nicht die müden Wangen,
Der Jahre Furchen seh ich nicht —
Es ist mir strahlend aufgegangen
Dein innres Engelsangesicht.

2. Liebesboten.

Wer treulich liebt, ist nicht verlassen,
Sei er auch einsam und allein;
Es will ihn Alles lind umfassen,
Es will ihm Alles Bote sein.

Die Thäler blühn, die Wipfel klingen,
Die Auen grüßen, wo er zieht;
Und manche trauten Orte singen
Von Liebe ihm ein heimlich Lied.

Und wo er wandelt auf den Wegen,
Lauscht seinem Wunsch das stille Land,
Und bringet Blumen ihm entgegen
Zu einem süßen Liebespfand.

Und Vögel tragen seine Lieder
Auf ihren muntern Schwingen fort,
Und seine Grüße hallen wieder
Zum fernen Lieb von Ort zu Ort.

Und Windes Wehn und Waldes Rauschen,
Die bringen tausend Küsse mit;
So kann er Liebeskunde tauschen
In weiter Welt auf jedem Schritt.

Und selbst des Himmels goldne Sterne
Sind seiner Liebe zugethan,
Und ziehen in die dunkle Ferne
Von Herz zum Herzen lichte Bahn.

Und Alles will ihn lind umfassen,
Und Alles will ihm Bote sein, —
Wer treulich liebt, ist nicht verlassen,
Sei er auch einsam und allein.

3. Volksweise.

Es steht eine Lind im tiefen Thal,
Darunter bin so manches Mal,
So manches Mal
Mit meinem Lieb gesessen.
Jetzt steht der Baum so dürr und kahl;
Mein Schatz ist über Berg und Thal,
Ja, Berg und Thal,
Der hat mich wohl vergessen!

Und auf dem Berg, da steht ein Haus,
Da gieng mein Lieb wohl ein und aus,
Wohl ein und aus,
Und sah ins Thal hernieder;
Jetzt tobet dort der Stürme Graus,
Mein Schatz, der zog ins Land hinaus,
Ins Land hinaus,
Und kehret nimmer wieder!

Und ob dem Haus, da steht ein Stern,
Der sieht mein Lieb wohl in der Fern,
Wohl in der Fern
Fortwandeln durch die Gassen;
Ich hatte meinen Schatz so gern,
Geklaget sei es Gott dem Herrn,
Ja, Gott dem Herrn,
Daß er mich hat verlassen.

4. Schillerlied.

(Zum Pariser Schillerfest gedichtet.)

Wohl bist du uns geboren,
Gestorben bist du nicht:
Du lebst so unverloren,
Wo deutsche Zunge spricht.
Du gibst uns, großer Meister,
Ein einig Vaterland —
Die Brüderschaft der Geister,
Das ist der Einheit Band.

Dein Wort hat uns gestählet,
Dein Lied uns Trost gebracht;
Dein Hauch hat uns beseelet
Am großen Tag der Schlacht.
Mit Tells Geschoß, ein Rächer,
Stehst du in neuer Zeit —
Der ist der Kettenbrecher,
Der uns den Geist befreit.

Du hast in ewge Töne
Das flüchtge Wort gebannt,
An höchste Menschenschöne
Die höchste Kraft gewandt.
Hell brennt in deutschen Busen
Dein heilig Feuer noch —
Die liebste deiner Musen,
Das war die Freiheit doch.

Nie hat der Dichtung Flamme
Ein edler Haupt geschmückt;
Du hast dem ganzen Stamme
Dein Siegel aufgedrückt.
Wenn des Gedankens Größe
Den Stamm in Splitter schlug —
So ist für Deutschlands Blöße
Dein Purpur groß genug.

Das Reich, es liegt in Scherben,
Doch stehn wir ungebeugt:
Das Volk kann nicht verderben,
Das solche Männer zeugt.
Den du gestreut, der Same,
Er schießt in Aehren schon —
Gesegnet sei dein Name,
O Deutschlands liebster Sohn!

Ihr Völker, nah und ferne,
Jauchzt unterm Himmelszelt:
Die Denker und die Sterne,
Sie leuchten aller Welt.
Sprich, Genius, dein Werde!
Bis jede Schranke fiel —
Die Menschheit und die Erde:
Ein Volk, Ein Land, Ein Ziel.

Karl Isidor Beck.

Karl Isidor Beck, geb. zu Baja
garn am 1. Mai 1801, ist der Sol
jüdischen Kaufmanns; er selbst ist jed
testant; ob er schon als Kind in der r
ten Religion erzogen wurde oder spät
selben übergieng, ist uns unbekannt. E
erst im 9. Jahre Deutsch, dieses wi
was auf der Schule gelehrt wurde, n
raschender Schnelligkeit, wie er sich de
seinen strebsamen Fleiß, aber auch du
Unbändigkeit auszeichnete. Im 12. Je
faßte er sein erstes Gedicht über den
lateinischer Sprache, wofür ihn der E
von Kalocsa mit einem goldenen K
schenkte. Die ersten deutschen Bücher,
las, waren die Romane von Lafontai
mer, Spieß und Andern dieses Gelichter
seinen romanhaften Sinn noch bestärk
sich schon darin kund gab, daß er am
mit Zigeunern verkehrte und sogar m
wilden, aber schönen Zigeunermädchen
besbündniß schloß. Er war untröstlich
sich von demselben trennen mußte, als
ter seinen Wohnsitz nach Pesth verlegt
besuchte er das Gymnasium, wo er sei
dien mit solchem Erfolg betrieb, daß
im 16. Jahre die Universität Wien
konnte, um Medizin zu studieren. E
das Glück, in Jacob Kaufmann einen
zu finden, der durch seinen gebildeten E

und seine verständige Kritik einen heilsamen Einfluß auf seine geistige Entwickelung hatte. Beck veröffentlichte schon damals einzelne poetische Versuche, welche Aufmerksamkeit erregten. Im zweiten Jahre seines Aufenthalts in Wien wurde er von einem heftigen Nervenfieber befallen, das ihn so schwächte, daß die Aerzte ihm riethen, einen andern Beruf zu erwählen. Er gieng deshalb nach Pesth, um sich dem Handel zu widmen; doch beschäftigte er sich in seinen Mußestunden eifrig mit dem Studium der schönen Literatur; er las die bessern deutschen, englischen und italienischen Dichter. Je tiefer er in deren Geist eindrang, desto verhaßter wurde ihm sein neuer Beruf; noch vor Ablauf eines Jahres gieng er nach Leipzig, wo er zwar ein wildes Studentenleben führte, aber zugleich edleren Umgang aufsuchte und sich vorzüglich an Kühne anschloß. Daß er der Poesie treu blieb, bewiesen seine „Nächte. Gepanzerte Lieder", die er damals herausgab.

In Leipzig lernte er Ottilie von Goethe kennen, die ihn zu einem Besuch nach Weimar einlud, wo er im Umgang mit ihr und ihren Söhnen Wolfgang und Walther glückliche Tage verlebte. Dort entstand „Der fahrende Poet" (Ebd. 1838). Zwei Jahre darauf erschienen die „Stillen Lieder" (Ebd. 1840); aber seine rastlosen Arbeiten hatten ihn so erschöpft, daß er der Ruhe und Stärkung bedurfte; er reiste nach Helgoland, um die Seebäder zu gebrauchen. In Hamburg lernte er Gutzkow und Wienbarg kennen. Als er mit gekräftigtem Körper nach Leipzig zurückgekehrt war, studierte er eifrig die Naturwissenschaften und Geschichte, dichtete das Trauerspiel „Saul" (Ebd. 1841) und „Jankó, der ungarische Roßhirt. Roman in Versen" (Ebd. 1841), diesen in vier Wochen. Die poetische Schilderung der heimatlichen Verhältnisse erweckte in ihm ein so mächtiges Heimweh, daß er bald darauf nach Pesth reiste, wo er sich an der Zeitschrift „Der Ungar" betheiligte, aber viele Widerwärtigkeiten erfuhr, da man ihn trotz seiner Verherrlichung der Heimat anfeindete, weil er in deutscher Sprache schrieb. Den schönsten Trost fand er im Umgang mit der geistreichen und liebenswürdigen Edelfrau Ernestine von Farkaß. Im Jahre 1843 gieng er nach Wien, wo er in innigen Verkehr mit Nic. Lenau trat, und im folgenden Jahre nach Berlin, wo er seine gesammelten „Gedichte" (Berl. 1844. 2. Aufl. 1846) herausgab. Dieselben wurden bei ihrem Erscheinen confiscirt, doch bald darauf auf Befehl des Königs wieder freigegeben. Von Alex. v. Humboldt, Schelling, Boeckh und Varnhagen von Ense ausgezeichnet, verlebte er in Berlin glückliche Tage; besonders günstig für ihn war der Umgang mit dem Dichter Titus Ulrich, der ihm mit liebevollem Ernst die Mängel seiner Dichtungen nachwies. Später reiste er in die Schweiz, wo er mit Freiligrath und Herwegh zusammentraf. Eine Frucht seines dortigen Aufenthalts waren die „Lieder vom armen Mann" (Berl. 1846. 4. Aufl. 1861), von denen in wenigen Wochen zwei starke Auflagen vergriffen wurden. Nach kurzem Aufenhalt in Pesth gieng er wieder nach Berlin, wo er die „Monatrosen" (Berl. 1848) herausgab, die aber in Folge der Märzereignisse schon nach dem zweiten Heft eingiengen. Im folgenden Jahre kehrte er nach Wien zurück und heirathete im September die 18jährige Julie Mühlemann, die er in Berlin als 13jähriges Mädchen hatte kennen lernen und deren Erziehung er zum Theil geleitet hatte. Sie wurde ihm schon nach einem halben Jahre durch die Cholera entrissen, welcher Verlust ihn fast erdrückte. Drei Jahre lang durchzog er Deutschland von der Ostsee bis zu den Alpen. Seit 1852 scheint er abwechselnd in Pesth und in Wien zu leben. Von ihm erschienen seitdem „Gesänge aus der Heimat" (Dresd. 1852. 4. Aufl. 1862), den Roman „Mater Dolorosa" (Berl. 1853. 2. Aufl. 1854) und die versificierte Erzählung „Jadwiga" (Lpz. 1863).

Karl Beck ist eines der bedeutendsten Talente der Gegenwart, eine echte Dichternatur, die sich selbst in den Irrthümern und Mängeln kund gibt, wie sie besonders in seinen ersten Dichtungen erscheinen. Er ist empfänglich für alles Schöne und wahrhaft Poetische, in welcher Gestalt es auch erscheinen mag, und er versteht es bei seiner lebendigen und reichen Phantasie nach seiner eigenthümlichen Erscheinung zu gestalten; er ist eben so glücklich in der Auffassung des einfachsten Naturlebens als in der Schilderung des Völkerkampfs, eben so glücklich in der Darstellung heiterer und lichtlicher als großartiger und schauriger Verhältnisse, wenn ihn seine Natur auch vorzugsweise zur Behandlung der letzteren drängt. Sein echtes Dichtertalent offenbart sich schon darin, daß bei ihm Alles auf Wahrheit der Empfindung beruht, daß ihm Alles aus der innersten Seele quillt, daß nichts Gemachtes zu finden ist, indem selbst da, wo er sich von seiner glühenden Phantasie zur Ueberschreitung des Maßes verleiten läßt, immer ein echter und wahrer Kern verborgen liegt. Diese Maßlosigkeit des Ausdrucks, nicht der Gedanken, erscheint besonders in seinen ersten Versuchen, in denen der Geist des jungen Dichters noch in voller Gährung war. Die „Nächte. Gepanzerte Lieder" fallen durch ihre Ueberfülle der Bilder auf, unter denen sich manche schöne und bei ihrer Kühnheit doch angemessene, aber auch sehr viele gesuchte, geschmacklose, ja selbst widerliche finden. Der Stoff dieser Lieder ist die Freiheit, aber wenn diese auch nur in ihrer Allgemeinheit aufgefaßt wird und der Dichter keine Beziehungen auf besondere Staatsverhältnisse eintreten läßt, so faßt er sie doch wieder nicht so unbestimmt und wesenlos auf, als z. B. später Herwegh. Er weiß dabei, was er will; es ist vor Allem die geistige Freiheit, für die er kämpft, die politische ist ihm nur eine Grundbedingung zur Erreichung derselben. Freilich tritt dieses Bewußtsein nicht überall klar hervor, und der Dichter hat daher später alle mehr ins Nebelhafte sich verlierenden Stücke aus der Sammlung ausgeschlossen und mit wenigen Ausnahmen nur die beibehalten, in denen er einen bestimmten Gegenstand behandelte, z. B. den effectreichen „Gang um Leipzig" und „Schillers Haus in Gohlis". Noch bedeutender ist „Die Eisenbahn" (1), in welcher er mit wahrhaft prophetischem Ton die Aufgabe des Dampfes und der Eisenschienen besingt. Das tiefste Gefühl für das Elend und die geistige Herabwürdigung der Juden spricht sich in den fünf Gedichten aus (2), die er unter dem Titel „Das

junge Palästina" zusammenfaßte, wie er auch in seinen spätern Dichtungen den Armen und Unterdrückten sein Talent widmete.

„Der fahrende Poet", welcher bald nach den „Nächten" erschien, beurkundet schon einen wesentlichen Fortschritt des Dichters. Zwar treten auch hier noch die oben gerügten Mängel hervor, auch hier findet sich manche Uebertreibung und Geschmacklosigkeit, namentlich in den immer noch überwuchernden Bildern, wenn er z. B. die Bäume Ausrufungszeichen in der Schöpfung Gottes nennt; aber zugleich offenbart der Dichter in höchst erfreulicher Weise sein gestaltendes Talent. Indem er uns nach einander nach Ungarn, nach Wien, nach Weimar und auf die Wartburg führt, zeichnet er uns mit großem Glück und hinreißender Lebendigkeit die verschiedenen Nationalitäten, denen er auf seinen Wanderungen begegnete. Allerdings bleibt er hinter seinem Vorbild, Byrons „Childe Harold", weit zurück, aber er wird auch bei strenger Vergleichung doch von diesem nicht herabgedrückt. Unter den schönen Einzelnheiten heben wir nur die Schilderung des Zigeunerlagers hervor (3), deren glühende Farben doch nie ins Grelle ausarten. In dem Abschnitt „Weimar" ist die Schilderung Schillers ganz vortrefflich, wie er denn diesem seiner Natur nach weit näher stand als dem künstlerisch gebildeten Goethe.

Wer an Becks dichterischem Talente zweifelte und in seinen „Nächten" wie in dem „Fahrenden Poeten" nur jugendlich überwallendes Blut, sturmhaftes Haschen nach Effekt erblickte, mußte durch die „Stillen Lieder" zu einem günstigeren Urtheil gedrängt werden. In diesen hat er die Maßlosigkeit seiner Darstellung überwunden; die Bilder überwuchern nicht mehr, und wo sie erscheinen, sind sie, wenn auch oft glänzend und kühn, doch angemessen und geschmackvoll. Die „Stillen Lieder" sind der schöne und tiefe Ausdruck seines innern Lebens, der Liebe und der Häuslichkeit. Sie verbinden die erfreulichste Wärme mit Wahrheit und Natürlichkeit, und der Schmerz, der sich in ihnen ausspricht, hat Nichts von der Zerrissenheit des Weltschmerzes, ob sie gleich in der Zeit entstanden sind, in welcher dieser in der deutschen Dichtung wucherte. Außer dem durch seine Einfachheit ergreifenden „Heimweh" (4) könnten wir noch manches Gedicht anführen, das durch lebhaftes Gefühl, kräftigen Inhalt und Frische der Empfindung wohlthätig berührt; wir nennen nur die schönen Lieder „Still für sich", „Regen", „Ich liebe dich" u. s. w.

Obgleich im hymnenartigen Schwung sich bewegend, ist die „Auferstehung" doch nicht weniger maßvoll in der Darstellung. Dieses Gedicht, in welchem der Verfasser sein tiefes Mitgefühl für die Leiden der Menschheit mit poetischer Wärme ausspricht, führt uns zwar die einzelnen Verhältnisse nicht vor, wie die späteren „Lieder vom armen Mann", aber es macht einen weit wohlthätigeren Eindruck als diese, die das Elend oft zu genau zergliedern. Die „Gesänge aus der Heimat" schildern uns Scenen aus dem ungarischen Freiheitskrieg oft mit hinreißender Anschaulichkeit, oft aber auch ohne poetischen Schwung.

Daß Beck übrigens auch als epischer Dichter Bedeutendes geleistet hat, werden wir später sehen.

1. Die Eisenbahn.

Gleich ists den Philistern allen,
Was zu Markt die Zeiten bringen,
An die Ohren muß es schallen,
In die Augen muß es springen.
Ihres Mundes Thor ist offen,
Dort in bangen Mutterwehen
Schleicht die Neugier, schleicht das Hoffen,
Rings umher auf tausend Zehen.

Wie sie rechnen, wie sie sinnen:
Unsre Gelder — in Papieren —,
Freunde, werden wir gewinnen?
Freunde, werden wir verlieren?
Fluch den Neuerungen! eifert
Jener mit erhitzter Wange,
Grade meine Flur bezeichnet,
Meine Saat, die Eisenschlange.

Tobt ihr nun im tollen Fieber?
Möcht es euch darnieder raffen!
Kleine Münzen sind euch lieber
Als des Geistes höchstes Schaffen.
Regen ist euch eben Regen,
Kiese sind euch eben Kiese;
Doch im Regen träumt der Segen
Und im Kies des Feuers Riese.

Nur der Dichter steht im Bunde
Mit den Geistern, kann sie hören,
Kann, ein Faust, aus jedem Hunde
Einen Geist heraufbeschwören.
Und nach neuen Welten tastet
Er mit jedem Herzensschlage;
Baut, zerstört und baut — und rastet
Nicht wie Gott am letzten Tage.

Die Papiere — feilgeboten —
Steigen — fallen — o Gemeinheit!
Mir sind die Papiere Noten,
Ausgestellt auf Deutschlands Einheit,
Diese Schienen Hochzeitsbänder,
Trauungsringe blankgegossen;
Liebend tauschen sie die Länder
Und die Ehe wird geschlossen.

Eisen! du bist zahm geworden!
Sonst gewohnt, mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden,
Ließest endlich dich versöhnen!
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst, am Leben fest zu hangen,
Und auf deinen spröden Schienen
Wird ein Hochzeitsfest begangen.

Hört ihr brausen die Karossen?
Deutsche Länder sitzen drinnen,
Halten brünstig sich umschlossen.
Wie sie kosen! Wie sie minnen!
Und des Glöckleins helles Klingen
Sagt uns, daß die Paare kamen,
Und die Wolkenpfaffen singen
Drauf ein donnernd dumpfes Amen.

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend,
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.

Stemmen Steine ſich entgegen,
Reibt er ſie zu Sand zuſammen,
Seinen Fluch und ſeinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.

2. Das junge Paläſtina.

Land der Wunder! Land der Träume!
Dich begrüßet mein Geſang!
Deine Cedern ſtehn; noch immer
Brauſt dein Meer mit wildem Klang.
Aber deine Helden fielen,
Und verſtummt iſt dein Prophet,.
Und von deinen Saitenſpielen
Iſt das letzte Lied verweht.

Dort begrüßt der Rauch die Lüfte!
Steht der Prieſter am Altar?
Nein, o nein, die Opferdüfte
Bringt der Türke frevelnd dar.
Bläſt des Rauches Nebelſtreife
Hoch empor zum Himmelszelt,
Wirft die Aſche aus der Pfeife
Auf die Aſche — einer Welt.

Land! du heiligſtes von allen,
Du des Himmels holde Braut,
Du biſt in den Staub gefallen
Und dein Bürger jammert laut.
Seine Kleider ſind zerriſſen,
Staub und Aſche deckt ſein Haupt,
Und die Erde iſt ſein Kiſſen,
Und ſo weint er fort — und glaubt.

Wird der Retter ihm erſcheinen?
Bricht er dann das Joch entzwei?
Aber Millionen meinen,
Daß er längſt gekommen ſei.
Wenn er käme, wenn er bräche
Das verhaßte Kettenband;
Wenn er käme, wenn er ſpräche:
Ziehet ins gelobte Land.

Tempel will ich euch erbauen,
Prieſter geb ich euch hinzu,
Einen König, Aecker, Auen,
Lebt vereint und lebt in Ruh! —
Ach, nach Wundern fragt der Jude,
Sieht in Wolken ſeinen Hort;
Aber von der theuren Bude
Geht er nicht um Welten fort.

Jubelt, Könige der Erde!
Euch gelang der große Plan;
Rückzukehren zu dem Herde
Seiner Heimat, nennt er Wahn:
Denn ihr machtet ihn zum Sklaven;
Daß er nicht die Feſſel bricht,
Muß er tief im Drucke ſchlafen —
Schläft man tief, ſo träumt man nicht.

Grollt man, ſchwört er ſich zum Götzen
Einer dunkeln Unterwelt?
Hat man zu des Lichtes Schätzen
Ihm nicht jedes Thor verſtellt?
Sterne, Bänder am Gewande?
Nichts von dem, was glänzt und gleißt;
Aber ſtarke, ſchwere Bande
Legte man um ſeinen Geiſt.

Und er muß das Dunkel lieben,
Hebt das Antlitz ſcheu empor,
Denn es ſteht darauf geſchrieben:
Daß ein Gott ihn auserkor.
Und ſo gehts von Tag zu Tage,
Und er kauft und wägt und mißt;
Dann nur endet ſeine Plage,
Wenn ſein Markt zu Ende iſt.

3. Der Zigeunertanz.

Die Stube iſt mit Räucherwerk gewürzt,
Spiel auf, Zigeuner! Mädchen, her die Hand!
Den Schnurenrock, ich hieng ihn an die Wand,
Des Hemdes Aermel hab' ich aufgeſchürzt,
Die Arme in die Seite feſtgedrückt,
Die ſchwarze Trodelmütze ſchief gerückt.
Die Binde ſchlaff, die Sporen feſt geſchnallt;
Es ſtöhnt der Dudelſack, das Zymbal ſchallt.
So ſtehſt du mir genüber, reizend Weib,
Die Schleifen knüpfend um den ſchlanken Leib.
Dein Buſen quillt, der Seufzer fliegt zu mir,
Dein Herz erbebt, die Füße zittern dir.
An meiner Bruſt dein flammendes Geſicht,
Zum Teufel denn: Zigeuner, ſpielſt du nicht?

Ha, wie dein Fuß den Boden kaum berührt,
Ha, wie du hüpfſt, von meinem Arm geführt!
Wir ſchwingen, Bruſt an Bruſt, im Fieberdrange
Uns leicht beflügelt über Zeit und Raum;
Ja, des verlornen Edens ſüßer Traum
Ruht eingeſargt im Grübchen deiner Wange;
Um deiner Glieder ſchlankgeformten Baum
Rollt ſich in Ringen deine Lockenſchlange,
Berührt die Wange mir in ſcheuer Flucht —
Mir träumt, daß ich in Paradieſeslauben
An Evas Bruſt zu lehnen mich verſucht.
Die Schlange ſpricht zu mir: Du darfſt es glauben,
Auf ihren Lippen blüht die ſüße Frucht,
Und trägſt du kein Gelüſt, ſo ſchnell zu rauben?

O dieſer Mund, wo ſüßer Honig ſchäumt,
Iſt das gelobte Land, das mir geträumt!
Ich gleiche hier dem ſterbenden Propheten,
Ich darf es ſehen, aber nicht betreten. —
Da hallt und ſchallt das Zymbal wilder drein,
Du läßt mich los, du tanzeſt nun allein;
Mit offnen Armen winkſt und lockeſt du,
Und ſperrſt doch gleich die weißen Thore zu;
Dein Lockenhaupt, bald rechts, bald links gewiegt,
Dein Kleid, dein Haar und deine Seele fliegt!
Ich ſeh dich an, du wendeſt raſch dich um,
Du fliegſt, ein Vögelein, um mich herum,
Der Klang ermattet, grollt und ſchweigt im Schmerz,
Du ſtöhnſt und ſinkſt mir zahm ans wilde Herz.

Nun klingt das Zymbal wieder wild darein,
Ich laſſe dich, ich tanze nun allein:
Den Tänzer freut es, kühn empor zu ſpringen,
Mit ſeinen Sporen dröhnend anzuklingen;
Er ſchlägt mit einer Hand die andre wund,
Des Fußes Spitzen gräbt er in den Grund,
Er pocht mit ſeinen Ferſen dumpf und tief,
Als ob die Trommel zur Reveille rief,
Er würfelt dann die Füße rück und vor,
Dann ſpringt er wieder ſturmbewegt empor,
Er faßt die Braut, ſie drehen ſich und drehen,
Bis ihre Sinne ſchwindelnd übergehen;
Sie faſſen ſich, wie wir uns jetzt umfaſſen,
Und ſinkend — doch nicht von einander laſſen.

Sie faſſen ſich, wie wir uns jetzt umfaſſen,
Und ſinkend doch nicht von einander laſſen —
So ſtehſt du mir genüber, reizend Weib,
Die Schleifen knüpfend um den ſchlanken Leib. —
Er lebt und ſtirbt im Wald auf hartem Stein,
Und die Zigeunermutter ſcharrt ihn ein. —
Herr Wirth, und bringt die naſſen Flammen her.
Stoß an, das Herz iſt voll, das Glas iſt leer! —
Ha, wie die Bilder mir den Sinn verwirren,
Die Traumgeſtalten durch einander irren:
O tragt mich fort, o tragt den Sehnſuchtskranken,
Ihr meine ſchlummerloſen Nachtgedanken,
Zu meiner Donau muthigem Gebraus,
Zu meine Vaterſtadt, ins Vaterhaus!

4. Heimweh

I. Der heilige Abend

Allein, allein am Weihnachtsfeſt
Im großen deutſchen Land!
Und hätt ſo gern ans Herz gepreßt
Manch warme, liebe Hand.

Allein! Ich gieng betrübt hinaus
Durch Nebelnacht und Wind,
Und dachte an das Elternhaus,
Ein arm, verloren Kind.

Des Mondes Scheibe rollte leis,
Mein Auge rollte ſchnell;
Es hieng der Reif am kahlen Reis;
Die Fenſter brannten hell.

Dort ſah ein Kind im Hochgenuß
Die Weihnachtsbäume blühn,
Daran ſo manche Silbernuß
Und bunte Kerzen glühn.

Dann ſchlief es ein auf Pfühlen weich,
Nicht ahnend, was ich litt,
Es nahm die Nüſſe ſilberreich
In ſeine Träume mit.

Ich aber gieng verſtört nach Haus,
Und nahm den kahlen Baum,
Und nahm des Sturmes hohl Gebraus
Mit mir in meinen Traum.

II. Die Schwalbe.

O ſieh die Schwalbe, Knabe mein!
Sie ſitzt am Simſe, tief bekümmert,
Indeß dein ſchadenfroher Stein
Das Neſt, das traute, ihr zertrümmert.

Du wirfſt mit ungetrübter Luſt
Den Stein in die geweihten Hallen;
Sie ſchaut mit Gram in junger Bruſt
Die theuren, letzten Trümmer fallen.

Sie flattert fort, ſie fliegt umher
Vereinſamt auf den weiten Auen
Du weißt es nicht, es iſt ſo ſchwer
Die neue Heimat ſich zu bauen.

Du ruheſt längſt und ſchlummerſt feſt.
Wenn noch die Schwalbe ſchweift und irret
Ach, und um ihr zerſtörtes Neſt
Mit heimatloſem Flügel ſchwirret:

Wenn ich in düſtrer Mitternacht
Vereinſamt ſchweife vor den Thoren,
Und an das Vaterhaus gedacht,
Das ich verlaſſen und verloren.

Georg Friedrich Daume

G. Fr. Daumer

Wie ſeiner Zeit des Grafen Le
Stolberg, ſo erregte in unſeren Tagen
tritt Daumers zur katholiſchen Kon
größte Verwunderung; und doch
der That in dem Einen wie in dem a
nur Der wirklich überraſcht werden, de
wickelungsgang der beiden Männer
achtet hatte. Ob wir gleich hier auf
hältniß nicht näher einzugehen haben
die Richtigkeit unſerer Behauptung
aus den nachfolgenden kurzen Anden
geben, aus denen ſich übrigens der
rungsſatz wiederum beſtätigt, daß die
ſich oft berühren und eine Uebertreib
zur andern führt.

Georg Friedrich Daumer, geb.
berg am 5. März 1800, war als Kn
lich, daher er wenig Umgang mit Alte
hatte, ſich meiſtens mit Muſik u
beſchäftigte und namentlich viel in
las, ſo daß ihn ſeine Mutter zum
beſtimmte. Er beſuchte das Gymnaſ
Vaterſtadt, welches damals unter Hege
ſtand, der auf ſeine geiſtige Entwicke
benden Einfluß übte. Im J. 181
die Univerſität Erlangen, um ſich d
gie zu widmen. Die pietiſtiſche Ri
dort vorherrſchte und die in dem Na

und in dem Theologen Kanne ein- Stützen hatte, ergriff auch ihn um so da er schon auf der Schule Neigung ärmerischen Frömmelei hatte. Allein annen sich Zweifel in ihm zu regen, ihlich so mächtig wurden, daß er der e entsagte, und, nachdem er noch Schel- orlesungen besucht hatte, nach Leipzig m sich ausschließlich der Philologie zu

Nach Beendigung seiner Studien r 1822 Lehrer an der lateinischen nd 1827 Professor am Gymnasium aterstadt; doch gab er theils wegen keit, theils wegen seines unangenehmen isses zu dem Rektor, einem strengen en, schon 1833 seine Stelle auf und sich ausschließlich literarischen Arbeiten, unächst auf philosophisch-theologischem bewegten. Noch als Lehrer hatte er die chte des Menschengeistes" (Berl. 1827) n, welcher einige Jahre später die ungen eines Systems speculativer Phi- (Nürnb. 1831) folgten, in welchen speculativen Theismus zu begründen . Die Heuchelei, die er gerade bei den- bemerkte, welche äußerliche Frömmigkeit au trugen, entfremdete ihn je länger dem positiven Christenthum, das er Quelle jeder Heuchelei betrachtete, da he vor Allem Entsagung predigte, die eine sündhafte Entfernung von der en Bestimmung des Menschen erschien dieser Ansicht wurde er vornehmlich bestä- er den persischen Dichter Hafis ken- te, der Lebenslust, Wein und Liebe als re Aufgabe des menschlichen Daseins

Und doch ist es eben dieser Hafis, der er zu seiner ursprünglichen pietistischen g zurückführte, was aber erst nach Jah- rat. Denn anfänglich lockten ihn vor des persischen Dichters Sarkasmen Heuchelei und er stellte es sich zur Auf- ieselbe mit allen Waffen zu bekämpfen. t er in einigen Schriften („Philosophie, und Alterthum". Nürnb. 1833, u einer neuen Philosophie der Religion igionsgeschichte". Ebend. 1835) vorbe- Andeutungen gegeben, trat er in den „Der Feuer- und Molochdienst der He- Braunschw. 1842) und „Die Geheim- christlichen Alterthums" (2 Bde. Hamb. auf das Entschiedendste hervor. Das thum, entwickelte er darin, sei nicht rtbildung des Judenthums, sondern ein ehen in den alten mit Menschenopfern nschenfresserei verbundenen Molochdienst, Juden und den benachbarten Völkern sten Alterthum gemeinschaftlich gewesen. den hätten später bei zunehmender Ge- die Menschenopfer in Thieropfer um- lt, doch sei eine Secte dem alten Glau- geblieben, und aus dieser sei Jesus gangen, der ihr neuen Schwung gege- oraus sich der Abscheu erkläre, den die gegen das Christenthum gehegt. Aber r, ihm selbst unbewußt, der Umschwung vorbereitet. Hafis verherrlicht nämlich ib in seinen Dichtungen als die höchste des Geistig-Sinnlichen, als die vollen- rscheinung des Reinmenschlichen. Die- ser Anschauung schloß sich Daumer mit der ganzen Kraft seines poetischen Gemüths an, und er predigte sie in dem Werke „Religion des neuen Weltalters. Versuch einer combinatorisch-aphoristischen Grundlegung" (3 Bde. Hamb. 1850), worin er dem Christenthum, als der Religion der Barbarei, die Verehrung des Weibes als die Religion der Liebe entgegensetzte. Nun war der Schritt zum Bekenntniß des Katholizismus in der That nur noch ganz äußerer Natur; denn wo ist die Verehrung des Weibes mehr ausgeprägt, als in dem Mariencultus? Daumer war in der That schon katholisch, als er seine „Geheimnisse des christlichen Alterthums" schrieb, denn schon 6 Jahre vorher hatte er unter dem Namen Eusebius Emmeran die „Glorie der heil. Jungfrau Maria" (Nürnb. 1841), eine Sammlung von Marienlegenden, herausgegeben, die bei seinen bisherigen Freunden das höchste Erstaunen hervorbrachten und von Ludwig Feuerbach als „ein toller romantischer Raptus" bezeichnet wurde. Eine vermehrte Ausgabe erschien unter dem Titel: „Marianische Legenden und Gedichte, größtentheils nach alten lateinischen, italienischen, spanischen, französischen und deutschen Darstellungen und Originalpoesien." Münster 1839. So war denn der Uebertritt Daumers zum Katholizismus lang vorbereitet und eine nothwendige Folge seiner poetisch-philosophisch-religiösen Entwickelung, und tiefer prüfend, als Daumers deutsche Landsleute, sagte Saint-René-Taillandier schon bald nach dem Erscheinen der „Glorie" in der Revue des deux Mondes voraus, daß Daumer später „höhere Töne als die Hafisischen" anschlagen würde. Seit seinem öffentlichen Uebertritt, der im J. 1858 erfolgte, hat er ausschließlich im Interesse seines neuen Glaubens und gegen den Protestantismus geschrieben.

Dem voranstehenden Lebensabriß fügen wir nur noch hinzu, daß der mysteriöse Findling Kaspar Hauser bei ihm untergebracht und von ihm unterrichtet wurde, bis man ihn unter strengere Aufsicht brachte, als er von einem Unbekannten im Hause Daumers meuchelmörderisch überfallen worden war.

Daumer ist kein schöpferisches Talent, dagegen besitzt er wie Herder den offensten Sinn für alles Poetische, wo und in welchem Gewand es sich auch zeigen mag; daher ist er auch wie Herder in seinen Nachbildungen und Bearbeitungen fremder Poesien weitaus glücklicher als in seinen eigenen Dichtungen. Ob er gleich die größte Gewandtheit in der Behandlung der Sprache und der Form besitzt, so hat er — und auch darin, wie ferner in seiner Vorliebe für die Volkspoesie, ist er mit Herder verwandt — doch weniger sich bemüht, die fremde Form nachzubilden, als den Geist und Sinn der fremden Dichtungen in seiner vollsten Reinheit wieder zu geben. Den ersten Versuch, sich Fremdes anzueignen, machte er in „Bettina. Gedichte aus Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Nebst erläuternden und vergleichenden Anmerkungen" (Nürnb. 1837); doch ist ihm seine Absicht, die in prosaischer Sprache abgefaßte Poesie der merkwürdigen Frau in eine metrische umzugestalten, im Ganzen wenig gelungen und seine Gedichte sind meist weit prosaischer als Bettinas Prosa.

Weitaus glücklicher waren seine schon erwähnten Nachbildungen des großen persischen Dichters Mohammed Schemseddin, mit dem Beinamen Hafis, 2 Sammlungen, Hamburg 1846—1852 welche in Sprache und Form gleich meisterhaft sind und denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie mit der größten Liebe bearbeitet sind. Daumer hat die schönen Blüthen der persischen Poesie durch eben so feine als freie Behandlung zu seinem Eigenthum gemacht, um so mehr als die Verherrlichung des Weibes, der Preis naturgemäßen Lebens, die Verspottung der bürgerlichen und kirchlichen Heuchelei, welche die Elemente der Hafisischen Dichtung sind, auch der Ausdruck seiner eigenen Ansichten war.

Dem „Hafis" folgten „Mahomed und seine Werke. Eine Sammlung orientalischer Gedichte" (Hamb. 1848). Auch hier zeigt Daumer seine Meisterschaft in der Aneignung fremder Poesie; wenn auch der orientalische Geist in seiner lebendigsten Eigenthümlichkeit wiedergegeben ist, macht doch jedes einzelne Gedicht den Eindruck der vollsten Originalität. Daumer hatte aber bei dieser Sammlung nicht bloß den Zweck, die fremden Dichtungen in Deutschland einzubürgern, er wollte durch dieselben auch der christlichen Weltanschauung, wie er sie aufgefaßt hatte, feindlich entgegentreten. Daher vereinigte er hier Alles, was die Religion Mahomeds in glänzendem Lichte erscheinen ließ, wogegen er freilich alles dasjenige sorgfältig vermied, was mit einer höheren Lebensansicht unvereinbar ist.

Als selbstständiger Dichter trat Daumer nur in seinen „Frauenbildern und Huldigungen" (3. Bd. Lpz. 1853) auf; aber wie wir schon angedeutet haben, bleibt er in denselben weit hinter seinen Nachbildungen zurück. Abgesehen davon, daß die meisten Gedichte, welche diese Sammlung bilden, eigentlich nur Nachklänge des persischen Dichters sind und durch denselben hervorgerufen wurden, so sind sie in der That mehr Ergebnisse geistreicher Reflexion als der Ausdruck poetischer Anschauungen. Die einzelnen Bilder, die er nach und nach vorführt — es sind deren fünfzehn —, haben wenig Individualität, sie sehen sich alle einander gleich, und es ist dies leicht zu begreifen, weil er in diesen Bildern nicht sowohl Personen, als seine eigenen Gedanken darstellen wollte. In den meisten erhebt er sich mit Schärfe gegen die konventionellen Sittlichkeitsgesetze, als die Freiheit und das Glück der Menschen beschränkend (4). Wie einmal irgend ein Italiener oder Franzose sagt, die Schamhaftigkeit liege nicht im Hemde, so sagt Daumer (I, 212), die Sittsamkeit sei eine solche Schmach und Barbarei, wie die des Pabstes Paul, der den nackten Figuren Michel Angelos Hosen habe anklecksen lassen. Er gibt oft seinem gerechten Unwillen gegen die Heuchelei, die öffentlich fromm thue und heimlich sündige, scharfen Ausdruck, aber diese Heuchelei rechtfertigt die öffentliche Sünde nicht. „Diese Dichtungen", sagt Daumer in der Vorrede zu seiner „Polydora" (S. VII), „gehen darauf aus, die bei uns herrschende Trennung des sinnlichen Moments von Geist und Gemüth zu tilgen, und es mit diesen zusammen wieder in die schöne Totalität der reinen, unzerrissenen Menschennatur hineinzustellen, in so würdig und entzückend schön bei den menschlichen Alten zur Geltung gekom Allein wenn auch die Sinnlichkeit ihre hat, und es ist eine Empörung gegen ordnung der Natur, dies unterdrücken len, so ist die Schamhaftigkeit nicht wen naturgemäßes Gefühl, das, wie die Ge schön sagt, im Menschen erwachte, sobald dem Baume der Erkenntniß genossen hat Schamhaftigkeit ist kein Gegensatz der lichkeit, es kann sich diese mit dem reinste lichkeitsgefühl verbunden finden, wie wi den Griechen finden, weil bei ihnen die lichkeit als naiver Ausdruck des Natü erscheint; wo aber diese Naivetät fehlt, nackte Sinnlichkeit zur Schamlosigkeit, in vielen altdeutschen Erzählungen und französischen Romanen des 18. Jahrhu Diese Naivetät, die wir selbst in den italienischen Novellisten anerkennen müs aber mit unsern Bildungszuständen un bar, und sie ist eben so wenig wieder leben als der antike Götterdienst. Dal Daumer in seinen Frauenbildern in ein chen Irrthum verfallen, als Heinse in Ardinghello, ob wir gleich die beiden wegs zusammenstellen wollen, da Daum falschen philosophischen Anschauungen au Heinse dagegen von der unreinsten Sinn geleitet wurde.

Noch haben wir die schon angeführte dora. Ein weltpoetisches Liederbuch" (Frankf. 1855) zu erwähnen, worin eine eben so reiche als schöne Auswa volksthümlichen Poesien aller Zeiten un ker veröffentlichte, die er mit der ihm Meisterschaft wiedergab, unter welchen Allen die altgriechischen Dichtungen al züglich gelungen hervorheben.

Aus „Hafis".

1. Falsche Enthaltsamkeit.

Enthalte dich der Nüchternheit,
So bist du auf der rechten Bahn;
Denn daß der Rausch zur Seligkeit
Unnütze sei, das ist ein Wahn.

Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirst du nur im Rausch empfahn;
Denn daß der Unberauschte nicht
Ganz finster sei, das ist ein Wahn.

Sieh an den Mönch, den fluchenden,
Und nimm dir ein Exempel dran!
Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels sei, das ist ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und spat
Lies in der Schönheit Alkoran!
Denn daß ein ander heilig Buch
Authentisch sei, das ist ein Wahn.

Wie kniet Hafis vor seinem Stern!
Und o, wie ist es wohlgethan!
Denn daß dem Gott der Liebe fern
Die Liebe sei, das ist ein Wahn.

2 Die Frommen.

Ich ſehe keine Sonne mehr —
Wo iſt ſie hingekommen?
Ich ſpüre keine Wonne mehr —
Wer hat ſie weggenommen?

Von friſcher Oſte Moſchushauch
Blieb keine Spur zurücke;
Vergiftet iſt die Luft umher
Und jede Bruſt beklommen.

Verſchüchtert iſt die Nachtigall,
Entblättert iſt die Roſe;
Es iſt die Welt ſo liebeleer
Und nur von Haß entglommen.

Verwandelt in ein Leichenfeld
Iſt Gottes ſchöne Schöpfung;
Es ſchwirrt der Raben ſchwarzes Heer —
So wollten es die Frommen.

Aus den „Frauenbildern".

3. Roſa.

So, wie du biſt, ſo liebt man dich;
So, wie du biſt, entzückeſt du;
Drum meide jede Beſſerung
Und lebe fort in ſüßer Ruh!
Du ſollſt es ſein zu aller Friſt,
Und wärſt du nicht mehr, wie du biſt,
So wärſt du nicht mehr du.

4. Heliodora.

„Fiat justitia;
Pereat mundus!"
Eben ſo grauſam
Iſt die Moral auch,
Eben ſo ſinnlos
Redet auch ſie:
„Mögen zu Tauſenden
Herzen auf Herzen
Bluten und brechen,
Wanken nur meine
Satzungen nie."

5. Liane.

Warum ſo trüb, mein liebes Kind,
Dein Auge ſo geweint?
„Es ſchien mir Einer wohlgeſinnt,
Und hat es falſch gemeint."

Und hat es Einer falſch gemeint
Mit dir, lieb Engelein,
Das konnte nur der böſe Feind,
Kein Menſch geweſen ſein.

Aus „Polydora".

6. Liebespfeile.

Es raſtet' unſer Roſen,
In Schlaf geſunken, Eros;
Da nahet' eine muntre,
Muthwillige Märchengruppe,
Entwendete die Pfeile,
Die er im Köcher hegte,
Zerbrach ſie, daß es krachte,
Und warf ſie in den Sand.
Der kleine Gott erwachte
Und ſahe zu und lachte.

„Ihr denket euch," ſo ſprach er,
„Ich ſei nun ohne Wehre;
Ich aber, ich verſehre
Tief, wie kein andrer Schütze,
Auch ohne dieſen Tand.
In eurem Auge ſitz ich;
Mit eures Auges Strahlen
In alle Runde blitz ich;
Bewehrt mit dieſen lichten,
Lebendigen Geſchoſſen,
Steck ich ohn alle Mühe
Die ganze Welt in Brand."

7. Eros.

Du, liebe Schwalbe, pflegteſt,
Wenn laue Lüfte ſiegen,
Alljährlich herzufliegen
Und hier dein Neſt zu baun;
Doch wenn die Fröſte dräuen,
Dann gehſt du fort, dann ziehſt du
Den Nil hinauf, nach Memphis;
Dann eilſt du, dich zu betten
In wohnlichere Gaun.

Mir bauet unaufhörlich
Sein Neſt im Herzen Eros.
Der Kleinen iſt hier Einer,
Der flügge wird; ein andrer,
Der noch im Ei ſtecket,
Und wiederum ein andrer,
Der kaum dem Ei entſchlüpfte,
Und ewig iſt ein Flattern,
Und ewig iſt ein Piepen;
Die Alten ſind beſchäftigt,
Die junge Brut zu füttern;
Und nicht ſobald erwachſen
Iſt ſelbige, ſo zeigt ſich
Auch ſchon ein neuer Nachwuchs.
Was iſt zu thun? Es frommet
Da keine Gegenwehr.
Ich weiß ſie, dieſe kleinen
Und doch ſo loſen Gäſte,
Nicht aus der Bruſt zu treiben;
Was auch geſchieht, ſie bleiben
In dem gewohnten Neſte;
Denn allzu zahlreich iſt es
Und allzu übermächtig,
Ein ſolch Erotenheer.

8. Der Liebesbote.

Gehe nun, o Dorkas, geh und ſag es ihr!
Alles, Alles ſag ihr! Eile, fliege! — Halt!
Ich beſinne mich; noch Etwas haſt du ihr
Auszurichten — warte doch! Was eilſt du denn
So gewaltig? Höre mich geduldig an,
Und dir in die Seele präge feſtiglich,
Was du höreſt! Melde der Abſcheulichen
Zum Beſchluſſe noch — allein, verdient ſie denn,
Daß man noch mit ihr verkehre? — Beſſer iſt
Schweigen und ſich ſtumm und ſtolz zurückziehn.
Sage Nichts, nein, ſage von dem Allem ihr
Keine Sylbe! — Wehe mir! Ich faſele.
Ach, es iſt kein Wunder, wenn ich irre bin.
Gehe nur! Sie muß es hören ganz genau
Alles, Alles; keine Sylbe mangele
An der Botſchaft. — Doch wozu, wofern ich es
Recht bedenke, braucht es eine Botſchaft hier?
Bleibe, Dorkas, bleib! Ich gehe ſelber hin.

Franz Dingelstedt.

Franz Dingelstedt

Deutschland ist reich an Konvertiten; wie die Konfessionen, so hat auch die Politik viele und bedeutende aufzuweisen. Der Dichter, mit dem wir uns jetzt zu beschäftigen haben, gehört zu den letzteren, und es machte sein Uebertritt aus dem liberalen Lager in das konservative (um uns eines gewöhnlichen, obgleich ganz unpassenden Ausdrucks zu bedienen) nicht weniger Aufsehen, als der Konfessionswechsel Daumers.

Franz Dingelstedt, geb. am 30. Juni 1814 zu Halsdorf bei Marburg, besuchte von 1822 bis 1831 das Gymnasium zu Rinteln und darauf bis 1835 die Universität Marburg, wo er Theologie und Philologie, besonders neuere Sprachen studierte. Nach Vollendung seiner Studien trat er als Lehrer in das Erziehungsinstitut für junge Engländer zu Ricklingen bei Hannover, wurde aber schon 1836 an das dortige Lyceum Fridericianum berufen, von wo er nach 2 Jahren wegen Veröffentlichung einiger mißliebigen Gedichte an das Gymnasium in Fulda versetzt wurde, wo er die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" herausgab, die allerdings nicht geeignet waren, ihn bei der Regierung seines Vaterlands beliebt zu machen. Obgleich er von derselben nicht beunruhigt wurde, fühlte er sich unter dem Hassenpflugschen Regimente doch nicht behaglich, und da er sich zudem nach größeren Verhältnissen sehnte, nahm er im J. 1841 seine Entlassung. Er wendete sich zuerst nach Augsburg, wo er an der „Allgemeinen Zeitung" Besch fand; hierauf bereiste er, hauptsäch deren Korrespondent, Frankreich, Belgien und Holland. Von Wien, hierauf eine Zeitlang aufhielt, beabsi den Orient zu bereisen, gab jedoch die auf, als ihm im J. 1843 der K Würtemberg die Leitung seiner Bri thek übertrug und ihn zugleich zum ernannte. Drei Jahre später wurde e unter dem Titel eines Legationsr Dramaturgen des Hoftheaters erna Folge der glänzenden Aufnahme, w Trauerspiel, „Das Haus der Barne München gefunden hatte, wurde er im als Intendant des Hoftheaters dahi wo er sich durch verständige Leitung nicht geringe Verdienste erwarb, ins dadurch, daß er die namhaftesten Deutschlands zu Mustervorstellungen sterwerke Lessings, Schillers und Go einigte. Doch wurde er schon nach entlassen, weil er sich, wie es scheint reiche Männer zu Feinden gemacht h er fand noch in dem nämlichen Ja eine ähnliche Stellung in Weimar, als Generalintendant des Hoftheate Hofkapelle berufen wurde, wo er jet ter allgemeiner Anerkennung wirkt

Wie in politischen Anschauunge Dingelstedt auch als Dichter Umw erlebt; es soll dieß jedoch keineswe wurf sein, da diese Umwandlunge Fortschritte sind, und es ist zu beda seine vielfachen Beschäftigungen als intendant ihn allzusehr von der P fernten, so daß er offenbar die erreichte, die er bei seinem reichen warten ließ. Wir begegnen ihm z Heineschem Einfluß, auch ist er von schmerzlichen Seuche" nicht ganz ver blieben („Sylvesterspruch"); dann manche Freiligrathsche Anklänge, a bewahrt er eine gewisse Selbstständigk er in der That nur äußerlich und fo diesen Einflüssen mehr oder weniger wird, wie er denn in der „Zueignun seinen „Gedichten" (Stuttg. u. Aug 2. Aufl. 1858) vorsetzte**), mit voll sagt: „Und kühner als nach fremde Griff ich ins eigne Herz hinein". M und bescheidener Selbsterkenntniß fü zu, daß ihm der Guß nicht immer sei, wovon er auch den wahren G gibt. „Doch Eins wird sich in All Was dichtend ich ins Leben rief: E allzusehr, mein eigen, Gelehrte nen jektiv!" Seine Lieder sind daher, eb auf dem Leben fußen und aus ihm gangen sind, frisch und lebendig; a oft das Individuelle zu starr beibe zu wenig in das Allgemeine gehobe erscheinen manche Lieder als Gele dichte (z. B. „Beim Sekt"), die nu Augenblick geschaffen und als solche wohlgerathen sind, aber auf keine blei

*) Seitdem dieß geschrieben worden, ist D gleicher Eigenschaft nach Wien berufen worden.

**) Eine erste Sammlung war im J. 1838 Leipzig erschienen.

erkennung Anspruch machen können. Aber selbst die weniger gelungenen Lieder haben einen eigenthümlichen und oft unwiderstehlichen Reiz durch die Grazie ihrer Haltung und die meist vollendete Form der Darstellung. Dingelstedt behandelt die Sprache und den Vers mit seltener Eleganz, Leichtigkeit und Harmonie, zugleich mit einer, wir möchten sagen, gesellschaftlichen Klugheit und Zierlichkeit, durch welche selbst das Bedenkliche eine gewisse Würde gewinnt. Ueberhaupt ist die Mäßigung zu bewundern, die er nach jeder Seite hin und selbst in den leidenschaftlichsten Momenten zu bewahren weiß; so ist er im Gebrauch von Bildern eher karg als verschwenderisch, ob er gleich in der Wahl und Ausführung derselben sehr glücklich ist und namentlich schon bekannte Bilder in neuer, sinnreicher Weise auffaßt, so in der „Wasserfahrt" auf den Schiffen des Lebens: „Wiege, Ehebett und Sarg", in „Ebbe und Fluth" (1), wo er die Liebe mit dem Monde vergleicht, der jene Bewegungen des Meeres hervorbringt. So gelingt ihm auch die Allegorie, die er mit liebenswürdiger Zartheit behandelt, wie im „Rosenmärchen" (2) und im „Immergrün".

So reich Dingelstedts Sprache ist, so wenig Mannigfaltigkeit gewährt er in den poetischen Gedanken, wie sich insbesondere aus den Liebesliedern ergiebt, in denen er beinahe ohne Ausnahme, freilich immer anmuthig und zierlich, eine Naturerscheinung als Symbol des dargestellten Gedankens zum Grunde legt, oder bekannte lyrische Formen variirt, wie in der „Schildwache", in den „Frommen Wünschen" (3) und im „See-Stern" („Wär' ich der Wind, ich wollte pochen"). Das lyrische Epos „Ein Roman" scheint er in der Absicht verfaßt zu haben, um seine Virtuosität in der Darstellung der Liebe nach ihren verschiedensten Seiten und Verhältnissen leuchten zu lassen; tiefes und abgestumpftes Gefühl, leidenschaftliche Glut und gleichgültiger Rückblick auf genossenes Liebesglück; Zartheit der Empfindung und Frivolität sind in den glücklichsten Bildern veranschaulicht, aber es sind unzusammenhängende Bilder, deren Wechsel nirgends motivirt ist. Die höchste Tiefe und Reinheit der Empfindung begegnet uns aber in den schönen „Hausliedern", in denen er sein eheliches Glück — er hat sich 1844 mit der berühmten Wiener Sängerin Jenny Lutzer verheirathet — in bald zarten, bald glühenden Tönen besingt (4).

Auch als politischer Dichter nimmt Dingelstedt einen bedeutenden Rang ein. Vortrefflich ist das Gedicht „Sylvester Jordan", welches eine glückliche Charakteristik des edlen, schwergeprüften Mannes und seines Strebens gibt, und von tiefem Gefühl für dessen Unglück durchdrungen ist. Großes Aufsehen machten die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters" (Hamb. 1842), welche durch Hoffmanns „Unpolitische Lieder" hervorgerufen wurden, die sie an Kraft nicht erreichen, an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Form weit übertreffen, wie er denn München in Sonetten, Berlin in Ghaselen und die „Letzte Liebe", welche er als Anhang beifügt, in Canzonen besingt. Unerquicklich ist der beschränkte Judenhaß, den er in diesen Liedern zur Schau trägt; höchst erfreulich dagegen die Vertheidigung des edlen Anastasius Grün gegen die ihm gemachten unbilligen Vorwürfe (5). Weitaus besser und tiefer sind die „Lieder aus der Fremden-Legion", die er in seinen „Gedichten" veröffentlichte, in welchen sich sein Schmerz über die heillosen Zustände des Vaterlands, über dessen Schmach und Nichtigkeit ausspricht (6). Sehr begreiflich ist es, daß Dingelstedt mit dem Treiben des Frankfurter Parlaments nicht zufrieden war, aber der Spott, den er in den „Fresken aus der Paulskirche", („Nacht und Morgen. Neue Zeitgedichte", Stuttg. und Tüb. 1851) über dasselbe ausgoß, traf meist nicht sowohl die Verkehrtheit der deutschen Gelehrten und Philister, denen vor Allem das Mißlingen der Erhebung zuzuschreiben ist, als vielmehr die Ideen, welche durch das Parlament ihre Gestaltung hätten gewinnen sollen; weshalb diese „Fresken" (6) in der That unerquicklich sind und ihm den Vorwurf zuzogen, daß seine freien Gesinnungen von der Hofluft erstickt worden seien, so daß ihm Creizenach zurufen durfte: „Da du nur aus Knabenlaunen Dich dem Freiheitsgeist ergabst, Warum soll man heut erstaunen, Daß du dich an Hofgunst labst?" Weit erquicklicher sind die übrigen Theile der Sammlung, die „Prologe, Reden und andere Gelegenheitsgedichte", die seiner Stellung am Stuttgarter Hof ihren Ursprung verdanken.

1. Ebbe und Fluth.

Jungfräulein ging am Strand der See,
Ihr war so wohl ums Herz, so weh;
Sie sprach: „Du weites, wildes Meer,
Was treibt so unstät dich umher,
Daß bald in Ebbe, bald in Fluth
Dein Busen wogt und niemals ruht?"

Darauf die See zur Antwort singt:
„Das ist der Mond, der dies vollbringt;
Wann er mir naht auf lichter Bahn,
Dann stürm ich jauchzend himmelan,
Und flieht er, ziehn ihm allgemach
Die Wellen sehnend, seufzend nach!"

Jungfräulein flüstert still für sich:
„O Herz, mein Herz, nun kenn ich dich!
Auch dich bewegt ein hoher Stern,
Dir ewig nah, dir ewig fern.
Du strebst zu ihm empor voll Glück,
Und bebst doch bang vor ihm zurück!

Laß ebben, Herz, laß fluthen, See!
Uns Beiden ist so wohl, so weh!
Wenn Liebe nicht die Welt mehr treibt,
Was ist, das ihr noch übrig bleibt?
Kommt, herbe Lust und süße Pein,
Und wiegt mich weich und wechselnd ein."

2. Rosen-Märchen.

Lebte einst ein Schwesternpaar,
Das, vereint in treuer Liebe,
Auch mit gleichem Herzenstriebe
Einem Mann ergeben war;
Doch des Mannes Sinn erglühte,
Für die holder Aufgeblühte,
Und die Andre trug ihr Leid
Schweigend, ohne Haß und Neid.

Höchster Schmerz und höchste Lust
Hat die Schwestern nicht geschieden,
Ihrer Kindheit goldner Frieden
Herrschte fort in ihrer Brust;
Also hat an Einem Tage
Sie mit gleichem Flügelschlage
Plötzlich auch der Tod berührt
Und ins selbe Grab geführt.

Aus dem grünen Hügel war,
In einander fest verschlungen,
Nächstes Jahr emporgedrungen
Zweier Rosen Zwillingspaar:
Eine roth, in Farbe sprühend,
Wie beglückte Liebe glühend,
Weiß die andre, bleich und mild,
Schmerzlicher Entsagung Bild.

3. Fromme Wünsche.

Ich wollt, ich wär der Abendstern;
Dann schlich ich in dein Fensterlein,
Um mit den allerschönsten Strahlen
Dir einen goldnen Heilgenschein
Um das geliebte Haupt zu malen!

Ich wollt, ich wär die Rebe nur;
Dann schläng ich um des Fensters Rand
Mich auf zu einer grünen Laube
Und böte deiner weißen Hand
Freiwillig meine erste Traube!

Ich wollt, ich wär ein Schmetterling;
Dann schwärmt' ich gaukelnd um dein Licht,
Bis es die Flügel mir verbrannte,
Und wieder fliehen könnt ich nicht,
Wie sie mich auch verjagt' und bannte!

Ich wollt, ich wär die Nachtigall;
Dann ließ ich mich im Lindenbaum
An deinem Fenster häuslich nieder
Und sänge dich in frühen Traum
Mit einer ganzen Brust voll Lieder!

Am liebsten wär ich selbst der Traum;
O dann umschwebt' ich deine Ruh
Mit mannigfaltigsten Gestalten:
Die meine thät ich auch hinzu,
So lange, bis du sie behalten.

4. Ein Rückfall.

Hinweg die Bücher, das Papier,
Der welke Blätterhauf!
Im Sturmschritt, Weibchen, ans Klavier,
Reiß alle Deckel auf!
In meiner Brust Gewitter drohn,
Die alten Stürme schwellen;
Rasch träufle einen reinen Ton
Wie Oel in wilde Wellen!

O Stimme, süß und wunderbar,
Wie dringst du tief ins Herz,
So voll wie Gold, wie Silber klar,
Und mächtig wie das Erz!
Die viele Tausend einst entzückt
Zu lautem Jubelrausche,
Wie bin ich doch so hoch beglückt,
Wenn ich dir einsam lausche!

Zu deinen Füßen ausgestreckt,
Ein kranker Träumer liegt,
Von Sang und Klang gelind erweckt,
Gelinder eingewiegt;
Ins Fenster schielt der Mondenschein,
Und die Gardinen wallen,
Und eifersüchtig fallen ein
Im Busch die Nachtigallen.

Nur zu! schon löst in Harmonien
Sich jeder Mißklang auf;
Es schmilzt das Eis, die Schatten fliehn
Mit deiner Töne Lauf.
In meiner Brust den alten Schmerz
Besiegten deine Lieder:
Er kam als Dämon in das Herz,
Als Engel geht er wieder!

5. Für Anastasius Grün.

— Auf dem Kalenberge, Juli 1841. —

Wo Du einst, im Arm die Harfe, giengest Deine
pfade,
Durch die Kaiserstadt und längs der Donau luft
stade,
Bin ich jüngst Dir nachgeschritten, treulich und n
mem Fuß,
Dich im Munde, Dich im Herzen edler Anastasiu

War mir doch, als ob die Welle größer Deine
rauschte,
Ob Dein Auge groß und feurig, aus dem Grün
lauschte,
Um den Kalenberg ergoß sich und den Felsen Leo
Deiner Dichtung lichter Nimbus und der Abendso

Ja, es waren diese Bäume, die um Deine Stirn
Hier am Söller hat der Nachtwind Deine Lo
durchkräuselt,
Dort hast Du geruht im Grase, ewiger Gedanken
Als das hohe Lied vom Frühling glühend Dein
entquoll.

Aber Wunder! wo Du giengest, über Dornen und
Keimten unter Deinen Schritten Blumen aus de
Steine,
Und Dein Blut, die Spur des Weges, das auf leere Bl
Sieh, wie es in rothe Rosen überall befruchtend

Das ist wahrer Dichtersegen: auch den Schutt
verwandeln,
Brunnen zaubern aus dem Felsen, und wo Andr
handeln;
Ein Poet in Werk und Worten, thatest Du, wie Ke
Dafür reift auch rings im Lande tausendfältig De

Und daß unter Korn und Blumen auch die Schl
nicht fehle,
Zischt nun heimlich die Verleumdung um die offn
seele;
Der Verdacht, mit Lauerblicken schleicht er um D
Haus,
Und weil Du in Liebe schlummerst, schreit er Di
scheintodt aus.

Tritt ihn nieder, letzter Ritter, diesen schadenfrohen
Komm, daß wir die eitle Lüge durch ein Lied zu
machen,
Sag es, daß Du nimmer treulos uns und Dir ge
Daß Dein Dichterschild so rein noch, wie Dein
wappen ist!

O ſie will es nie begreifen, ihre Proſa und Gemeinheit,
Daß ein Geiſt wie Du, ein Name bürgt für der Geſinnung Reinheit,
Nur das Schlechte glaubt ſie willig, und wo wer zu wanken droht,
Zerrt ſie ihn mit frohem Jubel zu ſich nieder in den Koth.

Du erliege nicht und weiche ihren Stein- und Hagel-Würfen,
Wiſſe, daß Dir Alle trauen, die ſich ſelbſt noch trauen dürfen,
Aber weh, wenn erſt der Dichter an dem Dichter zweifeln muß — —
Ach, nur das nicht auf uns Alle, das nicht, Anaſtaſius!

Schön auf Deiner Väter Schloſſe mag ſichs raſten, träumen, lieben,
Doch wann ſind die Adler jemals lang auf ihrem Horſt geblieben?
Nicht der Muße kann gehören, wer der Muſe angehört,
Und ſchon Schweigen iſt Verbrechen, wenn zum Reden ſie beſchwört.

Steig herab von Deinen Alpen, laß die Almen und die Thale,
Statt auf Deine Hirtenflöte horch auf unſre Hornſignale,
Reiß Dich aus dem Schooß Armidas, ſäumender Rinaldo, los —
Glücklich kannſt Du nicht mehr werden, warum warſt Du einmal groß?

Aus den „Fresken in der Paulskirche".

6. Intra et extra muros.

Endlich ergründen ſie drin des Volks zu begründendes Grundrecht,
Draußen indeß grundſchlecht wird es dem Volke zu Muth.

7. Wirth.

Welch ſchöner Tod, den ihm ein Gott verlieh!
An ſeinem Grabe kann die Inſchrift ſtehen:
Er ſtarb wie Moſes auf dem Sinai,
Nachdem er Kanaan von vorn geſehen.

8. Weiter nichts?

Centralgewalt, Centralgewalt:
Wie mächtig das, wie prächtig ſchallt!
Zum Unglück aber fehlt ihr halt
Bis jetzt noch Centrum und Gewalt.

9. Berlin.

Frei nach Schiller.

Nur hat das kalte Fieber der Deutſchomanie euch verlaſſen,
Spricht in der Preußomanie gar noch ein hitziges aus.
Eure würdige Sache verfechtet ihr; nur mit Verſtande,
Bitt ich, daß ſie zum Spott und zum Gelächter nicht wird.

Zweites Lied aus der Fremdenlegion.

Helgoland, 1855.

Ihr ſeht für meinen Hochverrath
An Deutſchland ſcheel mich an;
Hat nicht dasſelbe, was ich that,
Manch großer Herr gethan?

Fragt meinen Alten: ſein Para,
Der gleichfalls Kriegsmann war,
Liegt drüben in Amerika
Wohl an die ſiebzig Jahr!

Wer weiß, wie viele Pfunde ſchwer
Georg Rex für ihn gab?
Wir hatten Nichts davon und er —
Ein frühes, fremdes Grab.

Gelt, was ein Landesvater thut
Für Sich, iſt Allen recht,
Doch für ein armes junges Blut,
Wie ich, da heißt es ſchlecht?

Ei, hab ich nicht die Kreuz und Quer
Geſucht ſeit Jahr und Tag
Im ganzen deutſchen Reich umher,
Wo man zwei Arme mag?

In Schleswig-Holſtein Anno Neun,
Da that ich tapfer mit;
Wie jagten wir den däniſchen Leun
Auf jeden Schritt und Tritt!

Das ganze Deutſchland ſang dazu
Sein meerumſchlungen Lied,
Bis Rußland rief: Den Hahn in Ruh,
Und England: Ruh im Glied.

Als drauf der Welſche, der Magyar,
In deutſche Lande fiel,
Da zog man unſren Erbfeind gar,
Den Ruſſen mit ins Spiel.

Was ſich begab, was ihr geſchah
Vom Herren wie vom Knecht,
Der alten Frau Germania
Schien Alles gleich und recht.

Am End ward mir das Ding zu toll
Ich habe fortgemußt:
Großvaters Kriegerader ſchwoll
Mir zornig in die Bruſt.

Ich gieng aufs Poſtamt hin und ſprach
Den Schreibern ins Geſicht:
Erträgt ein ganzes Land die Schmach,
Ein ganzer Kerl thuts nicht!

Annette Eliſabeth Freiin von Droſte-Hülshoff.

Wie wohlthuend, nicht bloß im Leben, ſondern auch in der Dichtung, wahre Frömmigkeit iſt, die aus dem Herzen quillt und auf unerſchütterlichem Glauben wurzelt, gegenüber der fanatiſchen und heuchleriſchen Frömmelei, wie ſie ſich bei katholiſchen und proteſtantiſchen, bei jüdiſchen und mohametaniſchen Zeloten offenbart, wird uns recht klar, wenn wir die Poeſien der ebengenannten Dichterin leſen, welche zudem zu den glänzendſten Erſcheinungen der dichtenden Frauenwelt gehört. Annette Eliſabeth, Freiin von Droſte-Hülshoff, geb. am 12. Jan. 1798 auf Hülshoff bei Münſter, verbrachte bei andauernder Kränklichkeit ihre Jugend in völliger Abgeſchiedenheit von der Welt; die treffliche Erziehung, die ſie erhielt und die bei ihren ausgezeichneten

Annette v. Droste-Hülshoff

Talenten die schönsten Früchte trug, verlieh ihr jedoch eine so große geistige Selbstständigkeit, daß sie sich mit vollster Sicherheit bewegte, als sie später (sie war schon 27 J. alt) in Köln, Bonn und Koblenz in größere Verhältnisse kam. Nach dem Tode ihres Vaters zog sie auf das Gut Rischhuns bei Münster, das ihrer Mutter zum Wittwensitz angewiesen war. In dieser Einsamkeit beschäftigte sie sich hauptsächlich mit der Poesie und den Wissenschaften und fand ihre angenehmste Erholung im Umgang mit der Natur, für deren Schönheiten sie einen tiefempfänglichen Sinn hatte. Ihre zunehmende Kränklichkeit veranlaßte sie, ein milderes Klima aufzusuchen; sie zog nach Mersburg am Bodensee zu ihrem Schwager, dem durch seine Kenntnisse und Sammlungen im Gebiete der älteren deutschen Literatur bekannten Freiherrn Jos. von Laßberg, wo sie am 24. Mai 1848 starb.

Annette von Droste ist eine der eigenthümlichsten Erscheinungen der neueren Zeit. Originell, ja selbst genial, gewährt sie eine merkwürdige Vereinigung widerstrebender und entgegengesetzter Elemente, die sie zur vollsten Harmonie zu verbinden weiß. Ohne je ihre Weiblichkeit zu verläugnen, die sie oft in der zartesten und liebenswürdigsten Weise ausspricht, streift sie durch die Tiefe ihrer Gedankenwelt, die Kraft und Kühnheit ihrer Sprache an das Männliche, wie sie denn selbst sagt: „Mir gab Natur ein kühnes Herz", aber sie ist weit entfernt, die Emanzipationsgelüste ihrer Zeit zu theilen. Durch Geburt und Erziehung an die Aristokratie gebunden, daher von der größten Vorliebe für die Vergangenheit verkennt sie die Vorzüge des modernen nicht und sie hat den lebendigsten S die bürgerlichen und häuslichen Tugend wenn sie auch das Bewußtsein ihres men Standes hat, so ist sie doch nicht ihren Adel, ebenso wenig als auf ihr lische Religion, der sie mit der lebe Begeisterung und dem innigsten Glau gethan ist. Ihre Sprache ist meist krä hart, doch auch oft weich und melodis Bilder sind neu, hie und da kühn, im deutend.

Selten ist die Liebe der Gegenstan Lieder*), aber sie entwickelt dann ei Kenntniß des weiblichen Herzens, wie lieblichen Gedichte „Junge Liebe", d Zartheit und Naivetät, und dessen Sch übertrefflich schön und wahr ist. Ein Mädchen, das sich zum Ersten Mal d bewußt wird, stellt sich die Frage, wohl thun würde, wenn sich ihre Mut ihr Geliebter zugleich in einem brer Hause befänden, worauf sie nach kurz denken ausruft: „Retten, retten w Mama, Und zum Karl in die Flamm gen!" Von der höchsten Wirkung ist dicht „Die junge Mutter" (4), in wel Dichterin die Mutterliebe in tief ergr Weise schildert. Rührend zeichnet sie d der Gattin in der „Beschränkten Frau" Beschränktheit eben in ihrer Liebe z Gatten und in ihrem Vertrauen auf steht. Haben wir in diesen und einig dern ähnlichen Liedern („Ein Brief Heimat", „Das vierzehnjährige Herz") d Gemüth der Dichterin kennen und lieb nen, so tritt uns dagegen der höchste Er die würdigste Lebens- und Weltanschau andern entgegen. Sie zürnt oft mit d genwart und den modernen Zuständen, sie eine edlere Vergangenheit entge „Vor Vierzig Jahren" ist eine treffliche derung der alten naiven Zeit im Gegen kalten, selbstsüchttigen Gegenwart. Ni Unrecht ruft sie die „Alte Kinderzuc zurück, wo der Vater noch der geliebt des Hauses war, dem die Kinder, im Ver auf seine Liebe und seine Erfahrung un ten Gehorsam leisteten, wogegen in der „ Kinderzucht" die Selbstüberhebung der wachsenden Jugend die Einigkeit und de den der Familie nur zu oft zerstört. gens läßt sich die Dichterin von ihrem gegen die moderne Erziehung überwältig daß dieses Gedicht dem ersten an po Haltung weit nachsteht.

„Mein Blick war klar und mein Er stark", sagt sie ein Mal; wie wahr dieses urtheil ist, giebt sich in ihren sämmtlichen tungen kund. Den „Schriftstellerinn Deutschland und Frankreich" ruft sie i tigen und edlen Tönen zu, zur Natu Wahrheit, zur Frömmigkeit und zum lichen Leben zurückzukehren, und sich i Dichtungen zu bescheiden; sie warnt die vor falscher Sentimentalität, die Ande

*) Gedichte. Münster 1838. Gedichte. Stuttg. 1844. Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter. Jena

frivolen Emanzipationsgelüsten. Diese Kraft der Gesinnung ist bei ihrer Kränklichkeit nur um so bewundernswürdiger; sie zeigt sich selbst dann, wo sie wie im „Sylvesterabend" in rührenden Worten ihre Ahnung eines baldigen Todes ausspricht; aber nicht die Nähe des Todes erfüllt sie mit Schmerz, sondern der Gedanke, daß ihre Mutter lange um sie weinen werde.

Ihr poetisches Talent tritt vielleicht in den „Haidebildern" am Klarsten vor; es sind wahre Meisterstücke landschaftlicher Schilderung, die um so mehr überraschen, als die Natur, die sie umgab und schilderte, wenig Poetisches zu haben scheint. Aber sie weiß selbst die einsamen und öden Flächen, die schwarzen Moorgründe mit poetischem Leben zu beseelen, weil sie die Allmacht der Natur auch in den kleinsten Erscheinungen zu entdecken versteht; und so zaubert sie uns gleichsam eine neue Welt, die voll Leben und Interesse ist. Das konnte sie durch eine Detailmalerei erreichen, die sich bis auf das Geringfügigste erstreckt, aber sie überragt die Naturschilderungen Matthissons und ähnlicher Dichter weit, weil sie die hundert Einzelnheiten zu einem Gesammtbild zu verknüpfen und die Naturerscheinungen mit seltenem Glücke zu personificieren weiß, so daß die öden Haiden sich unter ihrer Hand mit dem regsten Leben füllen. Wir haben aus diesen Gedichten nur Eines „Die Lerche" (2) aufnehmen können, aber es wird dieß hinreichen, die Meisterschaft der Dichterin zur Anschauung zu bringen.

Nicht weniger glücklich ist sie in der Ballade, in welcher sie mit Vorliebe schaurige oder düstere Stoffe behandelt. Ohne nach Effekt zu haschen, wird ihre Darstellung durch die glückliche Anordnung des Stoffes und den kräftigen, malerischen Ausdruck höchst wirkungsvoll. Beinahe alle zeichnen sich durch Neuheit der Erfindung und durch originelle Wendungen aus, so „Die Krähe", wo eine alte Krähe und ein alter Rabe dem jüngeren Geschlecht ihre Erlebnisse mittheilen; „Das Graue", eine vortrefflich erzählte Gespenstergeschichte, „Der spiritus familiaris" des Roßtäuschers, in welchem die Dichterin die alte Sage kunst- und geistvoll zu einem großartigen Bilde gestaltete. Fast episch ist „Der Knabe im Moor", wo sie die verschiedenen Sagen an den Gang des Knaben anknüpft und sie dadurch gleichsam aus der Vergangenheit in die Gegenwart versetzt. Im „Haidemann" (3), d. h. der Nebelschicht, die sich zur Herbst- und Frühlingszeit des Abends über die Haide legt, schildert sie die Erscheinung in ihrer allmählichen Entwickelung, welche durch die Anlehnung an die spielende Kinderwelt Leben und episches Fortschreiten gewinnt.

Ihre rein religiösen Dichtungen sind nach ihrem Tode unter dem Titel „Das geistliche Jahr. Nebst einem Anhange religiöser Gedichte" (Stuttg. u. Tüb. 1851) veröffentlicht worden. Gleich entfernt von Mysticismus und Allegorisirung sind sie der einfache Ausdruck des rein menschlichen Verhältnisses zu Gott, aber bei aller Einfachheit doch voll Andachtsglut. Obwohl streng katholisch und kirchlich, haben sie doch nicht den leisesten Anklang jener Verdammungssucht, die sich in neueren Zeiten so gern breit macht.

1. Alte Kinderzucht.

In seiner Buchenhalle saß ein Greis auf grüner Bank,
Vor ihm in grünlichem Pokal der Rebe Feuertrank;
Zur Seite seiner Jugend Sproß, sich lehnend an den Zweigen,
Ein ernster Vierziger, vernahm des Alten Wort in Schweigen.

„Sohn", sprach der Patriarch, es klang die Stimme schier bewegt;
„Das Kissen für mein Sterbebett, du hast es weich gelegt;
Ich weiß es, eine Thräne wird das Leichentuch mir netzen,
In meinen Sessel wird dereinst ein Ehrenmann sich setzen.

Zu Gottes Ehr und deiner Pflicht und nach der Vordern Art
Zog ich in aller Treue dich, als schon dein Kinn behaart.
Nicht will die neue Weise mir zum alten Haupte gehen,
Ein Sohn hat seinen Herrn, so lang zwei Augen offen stehen.

Mein Vater — tröst ihn Gott, er fiel in einem guten Straus! —
War Diener seinem Fürsten und ein König seinem Haus,
Sein treues Auge wußte wohl, der Kinder Heil zu wahren,
Den letzten Schlag von seiner Hand fühlt' ich mit zwanzig Jahren.

So macht' er mich zum Mann, wie du, mein Sohn, zum frohen Greis,
Zum Mann, der tragen kann und sich im Glück zu fassen weiß,
Wie mag, wer seiner Launen Knecht, ein Herrenamt bezwingen?
Wer seiner Knospe Kraft verpraßt, wie möcht er Früchte bringen?

Nur von der Pike dient sichs recht zum braven General.
Gesegnet sei die Hand, die mir erspart der Thorheit Wahl!
Mit tausend Thränen hab ich sie in unsre Gruft getragen,
Denn eines Vaters heilge Hand hat nie zu hart geschlagen.

Mein Haar ist grau, mein blödes Aug hat deinen Sproß gesehn;
Bald füllst du meinen Sitz, und er wird horchend vor dir stehn.
Gedenk der Rechenschaft, mein Sohn, lehr deinen Blick ihn lesen,
Gehorsam sei er dir, wie du gehorsam mir gewesen!"

So sprach der Patriarch, und schritt entlang die Buchenhall,
Ehrfürchtig folgte ihm der Sohn, wie Fürsten der Vasall,
Und seinen Knaben winkt' er sacht herbei vom Blüthenhagen,
Ließ küssen ihn des Alten Hand, und seinen Stab ihn tragen.

2. Die Lerche.

Hörst du der Nacht gespornten Wächter nicht?
Sein Schrei verzittert mit dem Dämmerlicht,
Und schlummertrunken hebt aus Purpurdecken
Ihr Haupt die Sonne; in das Aetherbecken
Taucht sie die Stirn, man sieht es nicht genau,
Ob Licht sie zünde, oder trinkt im Blau.
Glührothe Pfeile zucken auf und nieder,
Und wecken Thauesblitze, wenn im Flug
Sie streifen durch der Haide braunen Zug.

Da schüttelt auch die Lerche ihr Gefieder,
Des Tages Herold seine Liverei;
Ihr Köpfchen streckt sie aus dem Ginster scheu,
Blinzt nun mit diesem, nun mit jenem Aug;
Dann leise schwankt, es spaltet sich der Strauch,
Und wirbelnd des Mandates erste Note
Schießt in das feuchte Blau des Tages Bote.

„Auf! auf! die junge Fürstin ist erwacht!
Schlaftrunkne Kämmrer, habt des Amtes Acht;
Du, mit dem Saphirbecken, Genziane,
Zwergweide du mit deiner Seidenfahne,
Das Amt, das Amt, ihr Blumen allzumal,
Die Fürstin wacht, bald tritt sie in den Saal!"
Da regen tausend Wimpern sich zugleich,
Maslieb chen hält das klare Auge offen,
Die Wasserlilie sieht ein wenig bleich,
Erschrocken, daß im Bade sie betroffen;
Wie steht der Zitterhalm verschämt und zage!
Die kleine Weide pudert sich geschwind
Und reicht dem West ihr Seidentüchlein lind,
Daß zu der Hoheit Händen er es trage:
Ehrfürchtig beut den thauigen Pokal
Das Genzian, und nieder langt der Strahl;
Prinz von Geblüte, hat die erste Stätte
Er, immer dienend an der Fürstin Bette.

Der Purpur lischt gemach im Rosenlicht,
Am Horizont ein zuckend Leuchten bricht
Des Vorhangs Falten, und aufs Neue singt
Die Lerche, daß es durch den Aether klingt:

„Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Thor!
Frisch auf, ihr Musikanten in den Hallen,
Laßt euer zartes Saitenspiel erschallen,
Und, florbeflügelt Volk, heb an den Chor.
Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Thor!"

Da krimmelt, wimmelt es im Haidgezweige,
Die Grille dreht geschwind das Beinchen um,
Streicht an des Thaues Kolophonium,
Und spielt so schäferlich die Liebesgeige.
Ein tüchtiger Horniſt, der Käfer, schnurrt,
Die Mücke schleift behend die Silberschwingen,
Daß heller der Triangel möge klingen;
Diskant und auch Tenor die Fliege furrt;
Und, immer mehrend ihren werthen Gurt,
Die reiche Katze um des Leibes Mitten,
Ist als Baſſiſt die Biene eingeschritten:
Schwerfällig hockend in der Blüthe, rummeln
Das Contraviolon die trägen Hummeln.
So tausendarmig ward noch nie gebaut
Des Münsters Halle, wie im Haidekraut
Gewölbe an Gewölben sich erschließen,
Gleich Labyrinthen in einander schießen;
So tausendstimmig stieg noch nie ein Chor,
Wie's musiziert aus grünem Haid hervor.

Jetzt sitzt die Königin auf ihrem Throne,
Die Silberwolke Teppich ihrem Fuß,
Am Haupte flammt und quillt die Strahlenkrone,
Und lauter, lauter schallt des Herolds Gruß:

„Bergleute auf, herauf aus eurem Schacht,
Bringt eure Schätze, und du Fabrikant,
Breit' vor der Fürstin des Gewandes Pracht,
Kaufherrn, enthüllt den Saphir, den Demant!"

Schau, wie es wimmelt aus der Erde Schooß,
Wie sich die schwarzen Knappen drängen, streifen,
Und mühsam stemmend aus den Stollen schleifen
Gewaltge Stufen, wie der Träger groß;
Ameiſenvolk, du machst es dir zu schwer!
Dein roh Gestein lockt keiner Fürstin Gnaden.
Doch sieh die Spinne, rutschend hin und her,
Schon zieht sie des Gewebes letzten Faden,
Wie Perlen klar, ein duftig Elfenkleid;
Viel edle Funken sind darin entglommen;
Da kommt der Wind und häkelt es vom Haid,
Es steigt, es flattert, und es ist verschwommen. —

Die Wolke dehnte sich, scharf strich der Hauch,
Die Lerche schwieg, und sank zum Ginsterstrauch.

3. Der Haidemann.

„Geht, Kinder, nicht zu weit ins Bruch,
Die Sonne sinkt, schon surrt den Flug
Die Biene matter, schlafgehemmt,
Am Grunde schwimmt ein blasses Tuch,
Der Haidemann kömmt! —"

Die Knaben spielen fort am Raine,
Sie rupfen Gräser, schnellen Steine,
Sie plätschern in des Teiches Rinne,
Erhaschen die Phalän' am Ried,
Und freun sich, wenn die Waſſerſpinne
Langbeinig in die Binsen flieht.

„Ihr Kinder, legt euch nicht ins Gras, —
Seht, wo noch grad die Biene saß,
Wie weißer Rauch die Glocken füllt.
Scheu aus dem Busche glotzt der Haas,
Der Haidemann schwillt! —"

Kaum hebt ihr schweres Haupt die Schmehle
Noch aus dem Dunst, in seine Höhle
Schiebt sich der Käfer und am Halme
Die träge Motte höher kreucht,
Sich flüchtend vor dem feuchten Qualme,
Der unter ihre Flügel steigt.

„Ihr Kinder, haltet euch bei Haus,
Lauft ja nicht in das Bruch hinaus;
Seht, wie bereits der Dorn ergraut,
Die Droſſel ächzt zum Nest hinaus,
Der Haidemann braut! —"

Man sieht des Hirten Pfeife glimmen,
Und vor ihm her die Heerde schwimmen,
Wie Proteus seine Robbenschaaren
Heimschwemmt im grauen Ocean.
Am Dach die Schwalben zwitschernd fahren
Und melancholisch kräht der Hahn.

„Ihr Kinder, bleibt am Hofe dicht,
Seht, wie die feuchte Nebelschicht
Schon an des Pförtchens Klinke reicht;
Am Grunde schwimmt ein falsches Licht,
Der Haidemann steigt! —"

Nun strecken nur der Föhren Wipfel
Noch aus dem Dunste grüne Gipfel,
Wie übern Schnee Wachholderbüsche;
Ein leises Brodeln quillt im Moor,
Ein schwaches Schrillen, ein Gezische
Dringt aus der Niederung hervor.

„Ihr Kinder kommt, kommt schnell herein,
Das Irrlicht zündet seinen Schein,
Die Kröte schwillt, die Schlang im Ried;
Jetzt ists unheimlich draußen sein,
Der Haidemann zieht! —"

Nun ſinkt die letzte Nadel, rauchend
Zergeht die Fichte, langſam tauchend
Steigt Nebelſchemen aus dem Moore,
Mit Hünenſchritten gleitets fort;
Ein irres Leuchten zuckt im Rohre,
Der Krötenchor beginnt am Bord.

Und plötzlich ſcheint ein ſchwaches Glühen
Des Hünen Glieder zu durchziehen;
Es fiedet auf, es färbt die Wellen,
Der Nord, der Nord entzündet ſich —
Glutpfeile, Feuerſpeere ſchnellen,
Der Horizont ein Lavaſtrich!

„Gott gnad uns! wie es zuckt und bräut,
Wie's ſchwehlet an der Dünenſcheid! —
Ihr Kinder, faltet eure Händ,
Das bringt uns Peſt und theure Zeit —
Der Haidemann brennt! —"

4. Die junge Mutter.

Im grün verhangnen duftigen Gemach
Auf weißen Kiſſen liegt die junge Mutter;
Wie brennt die Stirn! ſie hebt das Auge ſchwach
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
Den nackten Jungen reicht: „Mein armes Thier",
So flüſtert ſie, „und biſt du auch gefangen
Gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
So haſt du deine Kleinen doch bei dir."

Den Vorhang hebt die graue Wärterin,
Und legt den Finger mahnend auf die Lippen;
Die Kranke dreht das ſchwere Auge hin,
Gefällig will ſie von dem Tranke nippen;
Er mundet ſchon, und ihre bleiche Hand
Faßt feſter den Kryſtall, — o milde Labe! —
„Eliſabeth, was macht mein kleiner Knabe?"
„Er ſchläft," verſetzt die Alte abgewandt.

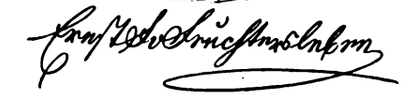
„Wie mag er zierlich liegen! — Kleines Ding!" —
Und ſelig lächelnd ſinkt ſie in die Kiſſen;
„Ob man den Schleier um die Wiege hing,
Den Schleier, der am Erndtefeſt zerriſſen."
Man ſieht es kaum, ſie flickte ihn ſo nett,
Daß alle Frauen höchlich es geprieſen,
Und eine Ranke ließ ſie drüber ſprießen.
„Was läutet man im Dom, Eliſabeth?"

„Madame, wir haben heut Mariatag!"
„So hoch im Mond?" ſie kann ſich nicht beſinnen. —
„Wie war es nur?" — doch ihr Gehirn iſt ſchwach,
Und leiſe ſuchend zieht ſie aus den Linnen
Ein Häubchen, in dem Strahle kümmerlich
Läßt ſie den Faden in die Nadel gleiten;
So ganz verborgen will ſie es bereiten,
Und leiſe, leiſe zieht ſie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend ſich die Kammerthür,
Vorſichtge Schritte übern Teppich ſchleichen.
„Ich ſchlafe nicht, Rainer, komm her, komm hier!
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?"
Der Gatte blickt verſtohlen himmelwärts,
Küßt wie ein Hauch die kleinen heißen Hände:
„Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!
Du biſt noch gar zu leidend, gutes Herz."

„Du duftеſt Weihrauch, Mann." — „Ich war im Dom;
Schlaf, Kind!" und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug von Auen, Blumen, Tannen. —
Ach, wenn du wieder ſiehſt die grüne Au,
Siehſt über einem kleinen Hügel ſchwanken
Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,
Dann tröſte Gott dich, arme junge Frau!

Ernſt Freiherr von Feuchtersleben.



Wie Annette von Droſte bei ihrer männlichen Kraft ein ganzes Weib im ſchönſten Sinne des Wortes, ſo iſt der Dichter, zu dem wir uns wenden, bei aller weiblichen Zartheit, die ihn charakteriſiert, ein ganzer Mann im vollſten und edelſten Sinn, ein Mann, der für alles Große und Edle begeiſtert war, der ſein reiches Talent und ſeine Thätigkeit der leidenden Menſchheit widmete, mochte das Leiden in individuellen Verhältniſſen oder in allgemeinen bürgerlichen und politiſchen Zuſtänden liegen, ein Mann, der für die freie Entwickelung ſchrieb und handelte, weil er dieſe als die Grundlage der Menſchen- und Weltverbeſſerung erkannte.

Ernſt Freiherr von Feuchtersleben, geb. am 29. April 1806 zu Wien, verbrachte ſeine Kinderjahre auf dem Land, was nicht nur auf ſeinen ſchwächlichen Körper, ſondern auch auf die Entwickelung ſeiner Seelen- und Geiſteskräfte den wohlthätigſten Einfluß ausübte. Im 6. Jahre trat er in die thereſianiſche Akademie, wo er bis zum 19. Jahre verblieb. Die erſten und lebhafteſten Regungen des geiſtigen Bedürfniſſes in ſeiner Entwickelung waren poetiſcher Natur; der Einfluß ſeines verehrten Lehrers Jacobi leitete ihn zum philoſophiſchen Denken, das von nun an ſein

Dichten beherrschte. Die Begünstigung der akademischen Zöglinge für zukünftige Anstellung nicht achtend, wählte er, von Neigung zu Unabhängigkeit, so wie zum Studium der Natur und der Menschen bestimmt, die Arzneiwissenschaft zu seinem Beruf. Während seiner Studienjahre auf der Universität schloß er sich an geistreiche Altersgenossen (L. A. Frankl, Schubert, Meyrhofer, Schober und Schwind) an, die, wie er selbst sagt, seine idealen Bestrebungen in ein geordnetes Bett leiteten und das fruchtlose Streben in ein fruchtbares Erkennen umwandelten. Im J. 1833 erwarb er sich die Würde eines Doktors der Medizin; aber als er eben im Begriff war, sich eine für seine geistige und materielle Existenz förderliche Bahn zu ebnen, stürzte ihn der plötzliche tragische Tod seines Vaters in Armuth; diese schwere Prüfung gab seinem „Charakter jene ernste Folie, die ihm von da an geblieben ist", aber sie hatte die glückliche Folge, daß er seine bisherige, bis ins Unendliche zersplitterte Richtung besiegte und sich nunmehr rastlos seiner Wissenschaft hingab, worin er durch eine glückliche Ehe, die ihm häusliche Ruhe und Stille bereitete, nicht wenig gefördert wurde. Im J. 1840 wurde er zum Sekretär der Gesellschaft der Wiener Aerzte ernannt, hielt im J. 1844 an der Hochschule freie Vorträge über ärztliche Seelenkunde, die zahlreich besucht wurden, und zu deren Behuf er das „Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde" herausgab, das wie in Deutschland, so auch in England die günstigste Aufnahme fand. Vorher hatte er schon die kleine Schrift „Zur Diätetik der Seele" (Wien 1838) herausgegeben, deren hohe Bedeutsamkeit schon daraus hervorgeht, daß sie bis jetzt 25 Auflagen erlebt hat. Im J. 1847 wurde er zum Vizedirektor der medizinisch-chirurgischen Studien ernannt. Als im J. 1848 das bisherige politische System gestürzt wurde, trug man ihm das Ministerium des öffentlichen Unterrichts an; da er aber überzeugt war, daß er in dieser vorzugsweise politischen Stellung keine erfolgreiche Thätigkeit würde entwickeln können, lehnte er sie beharrlich ab, nahm aber die Stelle eines Unterstaatssekretärs in diesem Ministerium an, wo er eine gänzliche Umgestaltung des Unterrichtswesens anbahnte, aber mit so vielen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen hatte, die er nicht besiegen konnte, daß er noch vor Ende des Jahres seine Entlassung nahm. Die übermäßige Anstrengung, die er sich zugemuthet hatte, noch mehr aber der tiefe Schmerz über die getäuschten Hoffnungen untergruben seine Gesundheit; er starb am 3. September 1849.

Feuchtersleben ist kein glänzendes Talent; oder vielmehr er hat die Gabe nicht besessen zu glänzen; er versteht es nicht, in großartig scheinenden Phrasen Nebelhaftes zu reimen, was so manchem neuern Dichter einen oft weit verbreiteten Ruf gewonnen hat. An den Alten und an Göthe herangebildet, verbindet er die größte Klarheit mit dem tiefsten Ernst, und obgleich er die Schwärmerei preist (5, 9), so war doch Niemand von dem, was man gewöhnlich unter diesem Worte versteht, weiter entfernt als er; denn er begriff darunter die ewig junge Begeisterung nach einem bestimmt gedachten Zweck. Daher war ihm auch das Nebel- und Phrasenhafte in der Literatur, da „Teuto-mystisch-Romantische" zuwider, wa man so gern mit dem Ausdrucke „Modern verhüllen will („Der moderne Kritikus an di Alten"), wogegen er die so oft verkannten un verlästerten älteren Dichter gegen die rohen An griffe in Schutz nimmt, die nur zu oft wiederhol werden (5, 4. 5). Seine Dichtungen*) gewinne daher weder durch Kühnheit des Ausdrucks, noc durch glänzende Pracht der Darstellung; ja e legt sogar allzu wenig Werth auf die Form, o er gleich selbst in den schwierigen eine große Ge wandtheit besaß. Dagegen erfreuen sie durc die tiefe Welt- und Lebensbetrachtung, die e in ihnen niederlegte, durch die edle, nac jeder Seite hin freie und reine Gesinnung die von aller Gemeinheit unberührt bleibt Er ist wie in seiner Diätetik der Seele auc in seinen Dichtungen ein ächter Seelenarzt, de den Menschen mahnt, mit Ruhe und Mut dem Lebenskampf entgegenzugehen, sich gege Alles zu verwahren, was die Kraft zu lähme vermöge, durch rastlose Thätigkeit den Leide und Schmerzen des Lebens zu begegnen (3. 4)

1. Nach altdeutscher Weise.

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man, was man am Liebsten hat,
Muß meiden;
Wiewohl Nichts in dem Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! so sauer fällt,
Als scheiden! ja scheiden!

So dir geschenkt ein Knösplein was,
So thu es in ein Wasserglas, —
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl noch die Nacht darauf;
Das wisse! ja wisse!

Und hat dir Gott ein Lieb bescheert,
Und hältst du sie recht innig werth,
Die Deine —
Es werden wohl acht Bretter sein,
Da legst du sie, wie bald! hinein;
Dann weine! ja weine!

Nur mußt du mich auch recht verstehn,
Ja, recht verstehn!
Wenn Menschen aus einander gehn,
So sagen sie: auf Wiedersehn!
Ja Wiedersehn!

2. Spruch.

Beachte sorgsam Alles,
Die Welt wie das Gedicht,
Den Weisen, wenn er schweigt, und
Den Thoren, wenn er spricht.
Des Menschen Aug verträgt nicht
Das ungetrübte Licht,
Und ohne Träumen hätte
Das Wachen kein Gewicht.
Erkenne, was dir wurde,
Woran es dir gebricht!

*) Gedichte. Stuttg. u. Tüb 1836. 4. Aufl. 1848. Sämmt liche Werke. Herausgegeben v. Fr. Hebbel. 7 Bde. Wie 1851—1853.

K. E. Helbig

Geschichte

der

deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

von

Heinrich Kurz.

Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt.

Vierter Band.

Von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit.

Vierte Lieferung.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1868.

PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1913 L

Was Welt und Stunde fordern,
Vollbrings und zaudre nicht!
Wer sinnt und sinnt und zögert,
Bleibt trotz dem Sinn ein Wicht —
Den nenn ich einen Helden,
Der, wenn er fällt, noch ficht.
Verschließ in Groll dein Herz nicht,
Es liebe, bis es bricht;
Erinnre dich und hoffe!
Vergiß und fürchte nicht!

3. Kophthisch.

Sei liebevoll-thätig und tugendhaft-klug,
So bist du dir selbst und den Brüdern genug;
Man schaffet in ur-vorgezeichneten Kreisen,
Bewußtlos die Thoren, halb-wissend die Weisen:
Den Kopf wie das Herz und die Hände dazu,
Erschafft man sich Freiheit, am Ende sich Ruh;
Und bist du nur redlich beim Wahren geblieben,
Entschlossen im Handeln, beständig im Lieben,
Im Denken stets klar, im Empfinden gesund,
Mit Schlechten im Kampf, mit den Guten im Bund, —
So lebst du in jedem Moment — unbeirrt
Von jenem, der war, und von jenem, der wird.

4. Der Thätige.

Ich setze meinen Wanderstab
Beharrlich auf die Erde,
Sie sei nun Wiege oder Grab, —
Im Stabe liegt das Werde.

Im Stabe, den des Mannes Kraft
Als ernste Waffe schwinget,
Mit dem er sich zur Klippe rafft,
Und in die Tiefe dringet;

Und senkt er ihn vertrauend ein,
So muß er grünend sprießen;
Und schlägt er gläubig auf den Stein,
So muß die Quelle fließen.

5. Gnomen.

1. Genieße deiner Kraft;
Man lebt nur, wenn man schafft.

2. Ein schönes Wort
Gilt hier und dort;
Ein gutes Wort
An jedem Ort;
Ein wahres Wort
Pflanzt sich allmählich fort und fort.

3. Mach dir klare Augen eigen,
Alles wird sich herrlich zeigen.

4. „Gleim, Hagedorn! Du gute Zeit!
Da sind wir jetzt ganz andre Leute!"
Ja leider! waren jene Armen
Gesund nur, fühlend und gescheidt.

5. Dich Wieland auch, den edel-frohen,
Den heiter-menschlichen, den hohen,
Verachten längst die Gründlich-Rohen.

6. Selbst dir — zu deiner Kämpfe Lohne —
Dir, Lessing! mäkeln sie an deiner Krone:
„Er hat wohl Manches eingelenkt,
Doch war er selbst noch zu beschränkt!"
Das heißt: vernünftig wars begonnen,
Und thöricht ward es fortgesponnen.

7. „Wir wandeln auf Vulkanen!"
Ich hab es auch gemerkt;
Doch auf den Schreckensbahnen
Fühl ich mich erst gestärkt;
Wo Lavaströme flossen,
Dort wächst der beste Wein —
Drum muthig, ihr Genossen!
Froh wird die Lese sein.

8. Mit „Frank und Froh" ist Nichts gethan;
Volksunterricht! da hebt es an.

9. Schwärmerei! man sagts und dünkt sich
So beruhigt-groß dabei;
Aber glaubt: Kein Adler schwingt sich
Lichtwärts ohne Schwärmerei.
Und kein Sprechen und kein Streben,
Nur ein schaurig Einerlei,
Keine Freude, ja kein Leben
Gäb es ohne Schwärmerei.

Franz Stelzhamer.

Franz Stelzhamer, geb. am 29. Jan. 1807 zu Piesenham in Oberösterreich, der Sohn einfacher Bauersleute, trat auf den Wunsch seiner Eltern, die in ihm gern einen „geistlichen Herrn" gesehen hätten, in das Seminar zu Linz, doch empfand er eine solche Abneigung gegen das geistliche Gewand, daß er heimlich entfloh, als die Zeit heranrückte, wo er die Weihe erhalten sollte. Auf sich hingewiesen und von unüberwindlicher Wander- und Sangeslust erfüllt, durchzog er die schönen Gauen seiner Heimat mit der Zither unter dem Arm, kehrte in jedem Dorf ein, wo er seine fröhlichen Lieder sang, die so ganz dem Sinn und dem Leben des Volks entsprachen, daß „der Franz von Piesenham" bald die größte Popularität gewann und jedes kurze volksthümliche Lied, wer es auch verfaßt haben mochte, ein „Stelzhamer" genannt wurde. Mit seinem wachsenden Ruhm zog er auch in entferntere Gegenden. In Wien fand er die freundlichste Aufnahme selbst bei der vornehmen Welt, denn in Oesterreich ist diese noch nicht so vom Volk abgetrennt als in Norddeutschland. Aehnliche Aufnahme fand er später in München und überhaupt in allen Gegenden Oesterreichs und Bayerns, die er mit seinem Gesang erfreute.

Stelzhamer ist ein Volksdichter im wahren Sinne des Worts; er hat nicht bloß, wie so viele Andere, die in irgend einem Dialekt gesungen haben, die äußere Form, die Mundart seiner Heimat wiedergegeben, seine Liedchen stellen uns das österreichische Volk in seiner ganzen Wahrheit dar, mit seiner treuherzigen Naivetät, seinem heitern Humor, seiner kräftigen, aber keineswegs rohen Natürlichkeit. Alles, was in den einfachen Dorfverhältnissen vorkommen mag, gibt ihm Stoff zu größeren oder kleineren Liedern, welche das innere und äußere Leben mit größter Wahrheit und Objektivität schildern. So beschränkt diese Verhältnisse sind, so berühren sie doch, was jede Menschenbrust bewegt, Liebe, Natur und Lebenslust. Die Liebe bildet vorzugsweise den Gegenstand dieser Dichtungen, in denen der Dichter eine

tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens verräth. Bald heiter, ja meiſt muthwillig, bald aber auch in ernſteren Tönen ſchildert er uns die verſchiedenen Abſtufungen dieſer Leidenſchaft, die den Menſchen um ſo mächtiger ergreift, je weniger er von konventioneller Bildung berührt iſt. Leider haben wir gerade die ſchönſten Lieder nicht mittheilen können, weil ſie — das Einzige, was man tadeln könnte — allzulang ausgeſponnen ſind. In einem größern Gedicht: „D'Ahnl" (Großmutter) hat Stelzhamer eine höchſt liebliche Dorfgeſchichte erzählt, in welcher der Dichter alle Faktoren des Bauernlebens auf das Kunſtvollſte und mit wahrhaft poetiſcher Haltung zu einem harmoniſchen Ganzen verbunden hat. So einfach die Geſchichte an ſich auch iſt, ſo gewährt ſie doch durch die glückliche Behandlung der leidenſchaftlichen und gemüthlichen Momente ſo wie durch die gelungene Schilderung der äußeren Verhältniſſe das lebhafteſte Intereſſe.

Stelzhamer hat ſich auch in hochdeutſchen Dichtungen verſucht; doch wenn auch in dieſen ſein poetiſches Talent ſich nicht verläugnet, ſo fühlt man doch bald, daß er ſich nicht in ſeinem Elemente bewegt*).

1. Dnettá.

So dnettá gehts zſamm,
Und ſo dnettá troiffts zue:
I bogégn dár áf d'Nacht
Und du mir in dá Frue.

Und ſo dnettá gehts zſamm
Und ſo dnettá troiffts zue;
Du volangſtá kain'n Fried,
Und i laß dá kai Rue.

Und ſo dnettá gehts zſamm,
Und ſo dnettá troiffts zue,
Daß du á Dirndl biſt
Und i á Bue.

Und wógn den — ſo dnettá
Da ſán má bonand,
Und á wógn den — ſo dnettá
Bringt ús nix vonand.

2. Dá ſchen Bue.

Und weil i ſchan worn bi
A Kerl ſoviel ſchen,
Na, ſo wieri ains thain
Und wir heiráthen gehn;
Und ſuech már dö Schenſte
Fünf Stund in án Krais·
I brauch nix als viel Glück
Und ſchöns Wöder auf d' Rais.

3. Bauernſtolz.

Schau, wie dá Herr Bauer
Und ſá Bäuring fürſauft —
Mit zwai Räppeln — juck, juck!
Daß 'n Teurel ſchier grauſt.

Wie ſö d' Knecht á meh báman
Und d' Dirna meh bláhn,
Zwanns halt numal dá Widhopf
Und d' Widhöpfin wá'n.

Wie ſchébert nöt 's Uhrgháng,
Wie klingán nöt d' Knöpf,
Und daß d' Düchl recht rauſchen,
Wie dráhn ſ' dá nöt d' Köpf.

Hau, wipft nöt á 's Stüettl
Und ſteigt nöt dá Hengſt,
Wannſt d' Schábrácken áf ſö thu
Und d' Schellnkránz umhángſt.

*) Lieder in obderens'ſcher Volksmundart. Wien 1837. 2. Bd. 1844. 3. Bd. Regensb. 1845. Gedichte. Stuttg. u. Tüb. 1855.

Ferdinand Freiligrath.

Wenn wir den Dichter, den wir j
ſprechen haben, in ſeiner eigenen We
teriſieren wollten, ſo würden wir ihr
einer Oaſe, bald mit einem Meteor v
mit einer Oaſe, weil er in einer Zei
wo die deutſche Lyrik ſich zum größ
in den Sand der Nachahmung Goeth
noch häufiger Heineſcher Lieder ode
Weiſen verloren hatte, und er mitten
Wüſte plötzlich mit ſeiner kräftigen E
lichkeit, mit der Farbenpracht ſeiner D
mit der überraſchenden Wahl ſeiner
ſchien; mit einem Meteor, weil der E
er um ſich verbreitete, beinahe eben ſ

verschwand, als er erschienen war. So kurz aber seine Blüthezeit auch war, so war dieselbe sowohl rücksichtlich seiner Leistungen als seines Einflusses auf seine Zeit von so großer Bedeutung, daß eine ausführlichere Besprechung seiner dichterischen Wirksamkeit gerechtfertigt erscheint.

Ferdinand Freiligrath, geb. am 17. Juni 1810 zu Detmold, besuchte bis 1825 das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo besonders der Unterricht des durch seine Werke über Stilistik und Rhetorik bekannten Falkmann fördernd auf die Entwickelung seiner Anlagen wirkte. Da sein Vater, welcher Lehrer an der Bürgerschule war, nicht die Mittel hatte, ihn seine Studien fortsetzen zu lassen, besonders aber weil die Familie auf das Erbe eines reichen Oheims in Edinburg hoffte, verließ er das Gymnasium, um sich, wie es scheint, gegen seine Neigung dem Kaufmannsstande zu widmen. Er trat bei einem andern Oheim in Soest in die Lehre, wo er bis 1831 blieb. Da ihm genügende Muße gewährt wurde, um sich weiter auszubilden, wendete er dieselbe vorzüglich dazu an, die neueren Sprachen gründlich zu erlernen. Aber wenn es auch zunächst die Rücksicht auf seinen Stand war, die ihn zu diesen Studien veranlaßte, so trat bei seinem geweckten Sinn für das Schöne die bloß praktische Behandlung bald zurück und er vertiefte sich je länger je mehr in das Studium der schönen Literatur. In Soest hatte er allerdings öfteren Umgang mit Grabbe, den er schon von der Schule her kannte, doch trat er zu ihm keineswegs in ein innigeres Verhältniß, wie oft behauptet wurde, was schon aus der Verschiedenheit des Alters und des Standes erklärlich ist. Als er seine Lehrzeit vollendet hatte, trat er in Amsterdam in ein bedeutendes Handelshaus, wo er bis 1836 verweilte. Von dort zurückgekehrt, lebte er ein Jahr lang ohne Anstellung in Soest, und hierauf bis 1839 als Commis in Barmen. Durch Chamisso und Schwab ermuthigt, zu deren Musenalmanach er schon in Amsterdam Beiträge geliefert hatte, entsagte er dem Kaufmannsstande, um sich ganz der Poesie zu widmen. Er zog nach Unkel am Rhein, wo er seine nachherige Gattin, Ida Melos aus Weimar, Erzieherin bei einer englischen Familie, kennen lernte. Im September machte er eine Reise nach Süddeutschland und wollte dann nach Thüringen, um die nöthigen Vorbereitungen zu seinem neuen Hausstand zu treffen. Den Winter verlebte er theils in Monre, bei der Familie seiner Braut, theils in Weimar, wo er in Eckermann, Bürck, dem Maler Schramm u. A. theure Freunde gewonnen. Nachdem er sich 1841 verheirathet hatte, wählte er Darmstadt zu seinem Aufenthalte. Daselbst wurde er 1842 durch Verleihung eines Jahrgehaltes von 300 Thalern überrascht, welche ihm der König Friedrich Wilhelm IV. aussetzte. Er ließ sich nun in St. Goar am Rhein nieder, wo er im Umgange mit mehreren bedeutenden Persönlichkeiten zwei glückliche Jahre verlebte. So besuchten ihn Emanuel Geibel, später Hoffmann von Fallersleben, der den folgenreichsten Einfluß auf seine Zukunft haben sollte. Durch ihn wurde nämlich Freiligrath, der bis dahin von den politischen Strömungen unberührt geblieben war, mit den Wünschen und Bestrebungen des Liberalismus in Deutschland bekannt gemacht, die er mit solchem Feuer ergriff, daß er Ende 1844 auf seinen Jahrgehalt verzichtete, um sich, durch keine Rücksichten gebunden, der neuen Richtung frei hingeben zu können. Im Bewußtsein, daß der verhängnißvolle Schritt, der den König allerdings beleidigen mußte, und daß zudem sein keckes Auftreten gegen die herrschende Gewalt, ihm Verfolgung zuziehen würde, verließ er Deutschland, gieng nach Belgien und bald darauf in die Schweiz, wo es ihm jedoch nicht gelang, eine gesicherte Stellung zu erwerben. Da die Schriftstellerei ihn und die Seinigen nicht vor Mangel schützen konnte, wendete er sich nach London, wo er als Correspondent eine genügende Anstellung im Banquierhaus F. Huth u. Co. fand. Schon wollte er der Einladung des amerikanischen Dichters Longfellow folgen, als die Erhebung des Jahres 1848 ihn nach Deutschland zurückrief. Er gieng nach Düsseldorf, wo er sich der demokratischen Partei anschloß und bald einer ihrer hervorragendsten Führer wurde. Wegen des Gedichts „Die Todten an die Lebenden" in Untersuchung gezogen und verhaftet, wurde er vom Geschwornengericht unter allgemeinem Jubel der Bevölkerung freigesprochen. Er gieng hierauf 1850 nach Köln, um an der „Neuen rheinischen Zeitung" Theil zu nehmen, allein schon bald wieder mit politischer Untersuchung bedroht, flüchtete er nach London, wo er seitdem, in einem Handlungshause beschäftigt, seine freilich sehr beschränkten Mußestunden literarischen Arbeiten, namentlich Uebersetzungen englischer Poesien widmete*).

Freiligrath ist ein großes poetisches Talent, so sehr dies auch von verschiedenen Seiten bestritten worden ist, die sich vermuthlich dadurch irre führen lassen, daß sich dieses Talent allerdings nur in einem beschränkten Kreis bewegt. Er besitzt eine reiche und lebendige Phantasie, die ihm die fremdesten Verhältnisse zur klarsten Anschauung bringt; er besitzt ein tiefes und warmes Gefühl, eine glückliche Empfänglichkeit, einen offenen Sinn für die Erscheinungen des Lebens und der Natur, in welcher Gestalt sie ihm auch entgegentreten. Ein wesentlicher Zug seines dichterischen Charakters ist die kühne Leidenschaftlichkeit, mit welcher er seine Gegenstände erfaßt, die Unruhe, die sein ganzes Wesen durchdringt, die sich in der Auffassung sowohl als in der Ausführung seiner Stoffe kund giebt, es mögen sich diese auf die nächstgelegenen oder auf die fremdartigsten Verhältnisse beziehen. Aus dieser glühenden Phantasie, dieser Leidenschaftlichkeit ist seine Vorliebe zum Außerordentlichen, zum Excentrischen zu erklären, die beinahe seine sämmtlichen Dichtungen charakterisiert; aus ihr seine Neigung, vorzugsweise das Thatkräftige zum Gegenstand seiner Poesien zu wählen, wobei er freilich auch oft Kraft mit Rohheit verwechselt, die Grenzen des Schönen überschreitet, und das Gräßliche in den Kreis seiner Darstellungen zieht.

*) Seitdem Obiges geschrieben worden, hat Freiligrath seine Stelle verloren, aber zugleich auch das in Deutschland seltene Glück erfahren, daß sein Talent und seine Gesinnung thatsächliche Anerkennung fand, indem ihm in Folge zahlreicher Betheiligung ein nicht unbedeutendes Kapital zur Verfügung gestellt wurde.

Doch wir können den Dichter nicht besser charakterisieren, als er es selbst thut. Schon in seinem ersten Gedicht, das er im sechszehnten Jahre verfaßte, „Moos-Thee", tritt er uns mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit entgegen und prophezeit seine künftige Entwickelung. Er ist krank und muß Thee von isländischem Moos trinken, das in jenem nordischen, von Eis umströmten, von unterirdischem Feuer durchwühlten Eiland gewachsen ist. Er fühlt sich durch den Genuß kühner und stärker, seine Pulse schlagen rascher, wild stürmt das Blut durch die Adern. Und so möchte er in seinem ganzen Leben der Insel gleichen, die ihm den Genesungstrank gewährt. „Feuer lodre, Feuer zucke Durch mich hin mit wildem Kochen, Selbst der Schnee, in dessen Schmucke Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen Von der Flamme, die von Innen Mich verzehrt; wie roth und heiß Hekla Steine von den Zinnen Wirft nach der Faaröer Eis: — So aus meinem Haupt, ihr Kerzen Wilder Lieder, sprühn und wallen Sollt ihr, und in fernen Herzen Siedend, zischend niederfallen." —

Nicht weniger bedeutend und charakteristisch ist ein anderes Gedicht „Der Reiter", in welchem er seine Ansicht von der Poesie ausspricht. Er findet sie vorzugsweise in Allem, was seltsam, abenteuerlich, ungeheuer ist; ja es wäre Poesie, sagt er, wenn ihn sein Dänenroß an ein Felsenstück schleuderte, daß „seiner Stirne dunkel Blut entquölle". Eben daraus läßt sich erklären, wenn er sich in demselben Gedicht mit Seneca, die Poesie mit Nero vergleicht, die ihm das Leben raubt; wenn er in einem anderen „Bei Grabbes Tod" in die Klage ausbricht: „Der Dichtung Flamm ist allezeit ein Fluch!" Sie war es allerdings für Grabbe, weil ihm alles Maß fehlte, sie mußte es auch für Freiligrath sein, weil die leidenschaftliche Glut seiner Phantasie ihn selbst körperlich aufreiben mußte, weil die Leidenschaft sich sogar zum aufzehrenden Fieber steigerte, wovon er sich selbst so bewußt war, daß er diesem krankhaften Zustand ein eigenes Gedicht widmete („Fieber"), das in Composition und Ausführung gleich vortrefflich, aber in seinem Eindruck höchst unerquicklich ist.

Diese eigenthümliche Natur seiner Dichtungen, denen bei allen Mängeln Großartigkeit der Gedanken nicht abgesprochen werden kann, mußte schon bald die Aufmerksamkeit erregen, und in der That, kaum hatte er eine nicht sehr große Reihe von Gedichten im „Morgenblatt" und in dem von Chamisso und G. Schwab herausgegebenen „Musenalchanach für 1835" bekannt gemacht, als er vielfach aufgefordert wurde, eine Sammlung derselben zu veranstalten, welche auch nicht lange darnach unter dem Titel „Gedichte" (Stuttg. 1838) erschien, und die so großen Beifall einerndtete, daß in 16 Jahren nicht weniger als vierzehn Auflagen erschienen.

Der Beifall, der dem jungen Dichter in so hohem Grade zu Theil wurde, gründete sich zunächst auf die eigenthümlichen Stoffe, die er behandelte, so wie auf die eben so eigenthümliche Form derselben. Wir müssen daher beide Seiten noch näher betrachten.

Hatten sich die Lyriker der Zeit vorzüglich mit der Welt der Empfindungen beschäftigt, die sie mehr oder weniger individuell auffaßten, mehr oder weniger in das Gebiet der Reflexion zogen, so wählte Freiligrath vorzugsweise äußere Erscheinungen zum Gegenstand seiner Dichtungen, und zwar beinahe ausschließlich solche, welche unsern gewohnten Anschauungen fern lagen. Er führte uns in das wunderbare Morgenland, in die eben so wunderbaren Gebiete des innern Afrikas oder Amerikas. Zwar war der Orient seit Goethes „Divan" schon vielfach poetisch behandelt worden; aber die Dichter hatten nur allgemein menschliche Stoffe gewählt, die sie mit orientalischer Färbung, in orientalischen Formen darstellten; sie besangen in solcher Weise die Liebe, den Wein oder die Lebensklugheit. Freiligrath gieng kühner zu Werke: er führte uns mitten in die Wüsten Afrikas oder in die amerikanischen Urwälder, er schilderte uns das Leben der wilden Negerstämme oder der gewaltigen Raubthiere in ihren blutigen Riesenkämpfen; das Meer mit seinen Wundern und Schrecknissen und das Leben auf demselben; er wählte mit einem Worte die Naturkraft zum Gegenstande seiner Dichtungen. Man hat ihm vorgeworfen, daß er solche Stoffe nur aus Neigung zum Seltsamen und Abenteuerlichen oder gar aus der gemeinen Sucht, originell sein zu wollen, gewählt habe; dieser Vorwurf beruht auf einer vollständigen Verkennung des Dichters und seiner Entwickelung. Wenn die Neigung zum Seltsamen und Abenteuerlichem nicht verneint werden kann, so war diese doch nicht gesucht und unwahr, sondern sie lag tief in seinem ganzen Wesen und die Vorliebe zu fremdartigen Stoffen war eine nothwendige Folge seiner geistigen Entwickelung und der äußern Verhältnisse, in denen er sich schon früh befand. Seine Schilderungen fremder Völker und Länder, seine glänzenden Bilder des Meeres sind nicht bloß Geschöpfe seiner Einbildungskraft, sie hängen mit seinem Leben und seinem Gemüthe zusammen. Das schöne Gedicht „Die Bilder-Bibel" (5) giebt uns darüber Auskunft, worin er den „Freund aus Kindertagen" besingt, „dessen Bildergaben den spielvergeßnen Knaben Nach Morgenland versetzten", durch den sein Aug eine fremde Welt begrüßte, „Palm, Kameel und Wüste, Und Hirt und Hirtenzelt sah." Die Liebe zum Morgenlande, die er als Knabe aus der Bilderbibel eingesogen hatte, erhielt neue Nahrung, als ihm später, da er in Soest die Kaufmannschaft erlernte, Reisebeschreibungen in die Hände fielen, die seine Lieblingslektüre wurden. Endlich trug sein längerer Aufenthalt in Amsterdam nicht wenig dazu bei, seine Sehnsucht nach fremden Welttheilen zu verstärken. Die Erzählungen der Reisenden, mit denen er zusammentraf, der Anblick des Meeres und von Schiffen der verschiedensten Nationen, von Fremden aus allen Welttheilen und mancher anderer fremdartiger Erscheinungen, so die eines schlittschuhlaufenden Negers nährte seine Vorliebe, die er in dem schönen Gedichte „Wär ich im Bann von Mekkas Thoren" (1) mit feurigen, hinreißenden Worten ausspricht. Dieses Gedicht begründet seine Sehnsucht nach der Fremde noch in anderer, charakteristischer Weise, indem er, wenn auch nicht ausdrücklich, doch

dlich genug, seine Unzufriedenheit mit utschen Zuständen ausspricht. In Ara- ruft er aus, würde das ganze Volk, es i Männer mit glühendem Herzen, wie er, Gefängen zuhorchen, was er vom kalten lugen Norden nicht zu erwarten habe. aupt war sein ganzes Sinnen so durchaus r Fremde verwachsen, daß Alles ihn an : erinnerte, und es wird nur dadurch das t, „Vier Roßschweife" erklärlich, das er 1832 im Eilwagen verfertigte, in welchem er Anblick der Schweife der Rappen, sem vorgespannt waren, in das Morgen- ersetzten; und so erinnert ihn der An- nes Feldherrngrabes im Kölner Dom an ab eines Mahrattenführers („Zwei Feld- räber").

der Dichter, wie wir gesehen, durch die tnisse, in denen er seine Jugend zu- , veranlaßt worden, das Leben in den n Welttheilen zum Gegenstand seiner ngen zu wählen, so trieb ihn dagegen genthümliche Natur zur Wahl der beson- Stoffe, die er bearbeitete. Heitere, an- e Verhältnisse, deren sich ihm eine Fülle, ten hätte, sagten seiner glühenden Phan- seiner Leidenschaftlichkeit nicht zu; ihm n nur solche Stoffe behagen, in denen e Naturkraft in ihrer ganzen Größe rte, sollte sie sich auch auf grelle und widerliche Weise aussprechen. So führt i im „Löwenritt" (6), einem seiner in sition und Ausführung gelungensten Ge- dem er auch zum großen Theil seinen n verdanken hat, die Bewohner der Wüste ndiger Schilderung vor, als deren Mittel- und Beherrscher der Löwe in seiner gan- aft und Majestät erscheint. Bewundern er die glückliche Auffassung des Natur- das bei aller seiner gewaltigen Größe s Gefühl der Erhabenheit erweckt, so hat dem Gedicht „Unter den Palmen", in n er sich selbst nachahmt, das Gewaltige Gräßlichen gestempelt. Ein Tiger hat Weißen erwürgt, ein Leopard will ihm ute entreißen, es entspinnt sich ein blu- ampf, der lang unentschieden bleibt, dem rch eine Riesenschlange ein Ende gemacht die den Weißen, den Tiger und den Leo- mit ihren mächtigen Windungen umstrickt rmalmt.

Vorliebe zum Gräßlichen und Ungeheu- it ihn oft solche Stoffe wählen, die bei Pracht der Darstellung einen widrigen ck machen. In der „Seidenen Schnur" t er uns einen Großwessir, an dessen eine üppige Circassierin ruht. Während em Anblick ihrer Schönheit schwelgt, er- plötzlich der Aga der Eunuchen, der ihm hängnißvolle seidene Schnur bringt. Er ie fort, schlingt sich der Geliebten langes m den Hals und stößt ihr den Dolch s Herz. „Sie zuckt empor; sie will ent- Die Haare, sie erdrosseln ihn! Um sei- und spielt gräßlich Lächeln, Dumpf durchs schallt Beider Röcheln". Die vortreff- childerung des Einzelnen kann mit dem en Schluß nicht versöhnen, der geradezu nd ist. Eben so wenig ist die „Afrika- huldigung" zu rechtfertigen, in welcher der Dichter nur zu lange und mit zu großem Wohlgefallen bei der Schilderung der blutigen Scenen verweilt. Auch das Gedicht „Anno Domini . . . . .?" bietet des Gräßlichen zu viel. Der Dichter schildert uns den Tod der Königin Brunhilde, die, an den Schweif eines wilden Hengstes gebunden, durch das Frankenlager ge- schleift wurde; er zeigt uns, wie jedes Glied, von den Hinterhufen des wilden Rosses zer- schlagen, in seinen Fugen verrenket wurde, wie ihr Blut das Feld bedeckte, ihre Augen aus den Höhlen traten, ihr Gehirn aus dem Schädel hervorspritzte. Erfüllt diese Schilderung schon an sich mit Widerwillen, ja beinahe mit Ekel, so wird dieses Gefühl noch dadurch gesteigert, daß wir keinen Grund haben, die ungeheuere Marter für gerechtfertigt zu halten, denn dieser gegenüber ist das einzige Wort „Sünderin", welches die Hinrichtung rechtfertigen soll, kein hinreichendes Motiv für dieselbe; es geht spur- los vorüber. Allerdings wird dieser Anfang des Gedichts einigermaßen dadurch gerechtfertigt, daß er als bildliche Vergleichung das Nachfol- gende einleiten soll, und daß wir allerdings durch dasselbe in die Stimmung versetzt werden, die der Dichter hervorrufen mußte, um uns für das Spätere empfänglich zu machen; aber es hätte der Dichter auch ohne diese widrigen Ma- lereien den Leser auf die Furcht und das Ent- setzen vorbereiten können, mit dem er ihn im Folgenden erfüllt. Einigermaßen tritt zwar das Gräßliche des Anfangs zurück, weil wir von der Schilderung des Weltuntergangs un- widerstehlich hingerissen werden und wir das Frühere darüber vergessen; doch ist es immer- hin zu bedauern, daß er sich in den Anfangs- strophen nicht hat mäßigen können, weil das Gedicht ohne diesen Mangel in jeder Beziehung vollkommen wäre.

Im „Scipio" erscheint das Gräßliche am Ende des Gedichts und macht dadurch einen doppelt widrigen, weil bleibenden Eindruck. Der Negersklave Scipio preist seinen Herrn wegen seines Reichthums glücklich; er habe aus- gedehnte Ländereien, zahlreiche Sklaven, Schiffe; zudem besitze er eine reizende Gattin, habe die besten Jagdhunde und die besten Gewehre, er könne der Ruhe und Kühle genießen, wenn aus Westen der schwüle Landwind wehe, die geschick- testen Köche wetteiferten, ihm die besten und schmackhaftesten Speisen zu bereiten; „Doch ein Gericht, o Herr, fehlt dir, dein Mahl zu krö- nen; Kein anders kommt ihm gleich an Wohl- geschmack; die Sehnen Stärkt es; o zürne nicht — ich meine Menschenfleisch!" Es scheint, als ob das ganze Gedicht nur wegen des über- raschenden, aber nicht erfreulichen Schlusses gemacht worden wäre, und dieß wiederholt sich noch in anderen Gedichten, die auf einen mehr oder weniger witzigen Einfall hinaus laufen, so im „Sheik am Sinai". Ein alter Sheik läßt sich vors Zelt hinaustragen, um die Neuig- keiten zu hören, welche die Karavanen aus Afrika gebracht. Er erfährt, daß die Franken in Algier eingezogen seien, auf dessen Thürmen die dreifarbige Fahne wehe. Die Erinnerung an die Großthaten der Franzosen und ihres Führers in Aegypten taucht mit aller Lebendigkeit in ihm auf, voll Begeisterung erkundigt er sich nach Napoleon; da zeigt ihm ein Mohr auf

einer Münze das Bild des Sultans, der gegenwärtig das Frankenreich beherrsche. „Der Emir nimmt das Gold und blickt auf das Gepräge, Ob dieß der Sultan sei, dem er die Wüstenwege Vor langen Jahren wies; allein er seufzt und spricht: Das ist sein Auge nicht, das ist nicht seine Stirne! Den Mann hier kenn' ich nicht! sein Haupt gleicht einer Birne! Der, den ich meine, ist es nicht!" Wer fühlt nicht, daß das in Anlage und Ausführung gleich vortreffliche Gedicht durch den Schluß gänzlich verunstaltet wird, das überdieß nur dem verständlich ist, der da weiß, daß der damalige König von Frankreich, Ludwig Philipp, am Anfang der dreißiger Jahre in den Pariser Witzblättern mit einer Birne verglichen wurde! Hier ist offenbar Heinescher Einfluß, der sich auch in anderen Dichtungen zeigt. Ganz in Heines Weise ist z. B. der pikante Schluß in dem Gedicht „Die Todten im Meere", welches an sich schon einen widrigen Gegenstand in widrig ausführlicher Entwickelung behandelt. Der Dichter schildert nämlich darin die Leichname und Gebeine der vom Meere verschlungenen Schiffahrer, wie sie von Polypen umsponnen, von der Tiefe buntem Geschmeiß gierig ausgesogen, von Fisch und Wurm benagt werden. So liegt, fährt er fort, mancher rüstige Gesell unter den grünen Meereswogen, keine Blume ziert sein Grab, keine Freundesthräne fiel auf sein Gesicht. Würde das Gedicht mit diesem rührenden Gedanken schließen, so würde es uns mit dem Vorhergehenden versöhnen, aber es wird die erwachende Rührung vollständig durch die letzte Strophe vernichtet. „Was thut's? — und daß sein Angesicht Kein Thränenregen schlug, Den Todten im Meere kümmert's nicht! Es ist ja naß genug!" Wie hier so löst sich auch das Ganze im „Vorgefühl" in einen frostigen Witz auf. Der Dichter sieht in die Zukunft, die ihm nur Trauriges verkündet; zuletzt sieht er sich selbst auf der Bahre, von Niemanden beklagt. „Mein Sterbehemd war rein und weiß; doch war Es nicht das Hemd der Waschfrau Chamissos."

In allen diesen Gedichten spricht sich seine Neigung zum Gräßlichen und Grausenhaften genugsam aus; ja er sucht es, wie einst E. T. Hoffmann, mit Begierde auf, mit dem er auch das gemein hat, daß das Entsetzen darüber, das er mit so glühenden Farben schildert, ihn selbst ergreift, er sich vor den grausenhaften Erscheinungen fürchtet, die er heraufbeschworen hat. „Weh", ruft er in der Geisterschau aus, „Weh, was hab ich euch gestört, Schlummrer auf dem Grund der Meere! Weh, wo ist des Griechen Schwert, Daß ich eurem Zürnen wehre!"

Haben wir in der bisherigen Darstellung die Mängel hervortreten lassen, die in Freiligraths Dichtungen verletzen, Mängel, die um so schroffer hervortreten, als sich in ihnen meist der gewaltige, geniale Geist des Dichters kund gibt, so liegt uns jetzt ob, auch seine großen Vorzüge zu besprechen, in so fern sie nicht schon berührt worden sind.

Zunächst haben wir die Selbstständigkeit hervorzuheben, die sich schon in seinen frühesten Erzeugnissen kund gab. Er schloß sich keiner Richtung oder Schule an, wenn auch, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, hier und da fremdartige Einflüsse nicht zu verkennen sind. So besingt er auch den Weltschmerz nicht, der in den ersten Jahren seines Auftretens in der höchsten Blüthe stand, ob er gleich von demselben nicht ganz unberührt blieb. Vor Allem aber ist seine Meisterschaft in der Schilderung zu bewundern, worin er von keinem Dichter übertroffen, von Wenigen erreicht wird. Er malt selbst die fremdesten Gegenstände mit so lebendiger Anschaulichkeit, mit solcher Glut und Pracht der Farben, daß selbst der kühlste Leser sich hingerissen fühlen muß, besonders wenn er uns in die Wunderwelt der fremden Welttheile führt. Und diese Schilderungen sind in ihrer Ausführung von der größten Mannigfaltigkeit; bald ergeht er sich in reichem Detail, das er stets charakteristisch auffaßt, bald weiß er uns in wenigen Zügen das anschaulichste und vollständigste Bild eines inhaltreichen Gemäldes zu geben, so in der Schilderung der abendlichen Stille im „Mohrenfürsten", ja oft bringt er durch eine eigenthümlich abgebrochene, einfache Erwähnung der Gegenstände die größte Wirkung hervor. Man würde jedoch seine dichterische Bedeutsamkeit verkennen, wenn man ihn als bloßen Maler bezeichnen wollte, wie es häufig geschehen ist; er steht unendlich hoch über Matthisson, mit welchem man ihn hat vergleichen wollen. Er lehnt nämlich die Beschreibung beinahe immer an eine Reihe von Vorgängen, so daß die Schilderung zu einem episch fortschreitenden Gemälde wird; so im „Löwenritt" (6), so in der „Mirage", wo er diese Naturerscheinung an die Geschicke eines in der Wüste verschmachtenden Emirs knüpft. Nur selten ermangeln seine Gedichte des Lebens und der Bewegung und sinken zu bloßen Beschreibungen herab, wie in dem „An das Meer", wo er den Reichthum desselben rühmt und die Schätze aufzählt, die es in seinem Innern birgt.

Die große Wirkung, welche seine Gedichte hervorbringen, liegt aber nicht bloß in der eigenthümlichen Wahl der Stoffe und in der eben so eigenthümlichen Auffassung und Behandlungsweise derselben, sondern auch in der dem Stoff und der Behandlung ganz angemessenen Sprache, die er überhaupt mit seltener Meisterschaft beherrscht. Er ist im einzelnen Ausdruck wie in den Wendungen stets kräftig und originell; seine Bilder sind neu, kühn, ja selbst gewaltig. Hierzu kommt noch seine eigenthümliche Behandlung des Reims (er hat nur ein einziges Gedicht „In Schillers Album" in antikem Versmaße geschrieben). Er liebt nämlich die Verbindung fremdartiger Klänge im Reime. Es ist dieß freilich im Allgemeinen zu tadeln, weil sie zwar das Ohr erfüllen, aber den Geist unbeschäftigt lassen; allein es sind solche Reimverbindungen berechtigt und sie werden selbst zu einer Schönheit, wenn sie dem Inhalt und dem Charakter des Gedichts entsprechen, was bei den von Freiligrath gewählten Stoffen und in ihrer Ausführung der Fall ist, so in der „Piratenromanze", welche uns alle Töne vorführt, die der alle Meere durchziehende Schiffer [illegible] gehört haben mag. Freilich läßt sich Freiligrath, wie der größere Reimkünstler Rückert, bei dem Bewußtsein seiner Herrschaft über den

ıft hingehen; er behandelt ihn nicht
it Nachlässigkeit und läßt ihn gleichgül-
ie bedeutungs- und tonlosesten Wörter
ıft ist der Reim unrein, was um so
ehmer wirkt, als seine Sprache sonst
ist; aber auch dann bringt er oft un-
: Wirkung hervor.
m Versbau ist Freiligrath ein Meister,
Wirkung seiner Gedichte liegt zum Theil
rhythmischen Kraft der Verse, deren
ıd Bewegung auf das Ohr den näm-
indruck machen, wie die Gedanken auf
ıüth oder die Phantasie. Nur ist auch
bedauern, daß er den Vers, wie den
ie und da allzu nachlässig behandelt;
ihm oft an Einheit, indem er in den
ı übergreift, so daß auch dadurch der
rloren geht. Er hat mit Vorliebe den
ger Zeit zurückgedrängten und sogar
en Alexandriner angewendet, und wie
selbstbewußtem Stolz sich ausdrückt,
zu Ehren gebracht". In seinem ihm
ten Gedicht „Der Alexandriner" ver-
r ihn, wohl allzu kühn, mit einem
oß aus Alexandrien, dessen Wildheit
: einem muthigen und geübten Reiter
verden kann. „Das ist", ruft er aus,
nner nicht, den Boileau gezäumt, Und
nzosenwitz geschulet!" Allerdings hat
ıth den Alexandriner, dessen Natur er,
unbewußt, erkannte, im Ganzen sehr
behandelt, aber sein Ausfall auf den
chen Alexandriner ist ungerecht, da die-
Eigenschaften hat, die dem deutschen
riner, wie er bis dahin behandelt wurde,
ıig abgiengen: denn er bewegt sich in
Freiheit und Mannigfaltigkeit, und ist
ı melodisch, da der Ton, auf welchem
ıt, des größten Wechsels fähig ist und
t den darzustellenden Gedanken auf das
: anschmiegen kann.
so glücklich ist Freiligrath im Gebrauch
:zine, in welcher zwar Chamisso sein
war, den er aber in keiner Weise er-
t.
aben bis jetzt den Dichter von der Seite
ernen, die seinen Ruf begründete; er
auch noch in mehreren anderen Bezieh-
emerkenswerth, die wenig oder gar nicht
wurden.
sind seine Romanzen und Balla-
Ganzen nicht als gelungen zu bezeich-
: sie mehr Zustände als Handlungen
ı, und sie sich von den übrigen haupt-
auf Schilderung beruhenden Gedichten
That wenig unterscheiden, so daß er
en „Löwenritt" eben so gut eine Ro-
ıder Ballade hätte nennen können, als
ten Dichtungen, die er ausdrücklich mit
Namen bezeichnet; so gleich die erste
ohrenfürst" (2). Dieser rüstet sich zum
nit dem mächtigen Feind; in der Ueber-
, siegreich zurückzukehren, verabschiedet
ıon der Geliebten mit dem Versprechen,
:eichsten Geschenke zu bringen. Er zieht
:m Jubelrufe seines Heeres ab. Wäh-
: Kampf im Palmenthale tobt, bereitet
iebte das Siegesmahl und schmückt sich
ı kostbarsten Geschmeide, um den Sieger
zu bewillkommnen. Doch vergeht der
Tag, es bricht die Nacht herein, ohne daß sie Nachricht erhalten. Endlich berichtet ein blutender Flüchtling, die Schlacht sei verloren, der Geliebte gefangen und als Sklave verkauft. Da stürzt sie zur Erde, von gewaltigem Schmerz erfüllt, und zerdrückt den Schmuck, den sie in der Siegeshoffnung angelegt hatte. Ein zweites Bild zeigt uns den Fürsten, wie er vor dem Thor eines Circus steht und die türkische Trommel schlägt, aber bewußtlos, denn er denkt an sein Vaterland, an die verlorne Schlacht, an die verlorne Geliebte, bis endlich seinen Augen Thränen entstürzen und „mit dumpfem Klang Schlug er das Fell, daß es rasselnd zersprang." Auch hier wird das epische Element von dem beschreibenden zu sehr zurückgedrängt; aber dieses ist in solcher Pracht, mit so lebendiger Anschaulichkeit ausgeführt, daß wir den erwähnten Mangel gern vergessen. Bewundernswürdig ist namentlich der Ausdruck der wechselnden Stimmung; die Siegeshoffnung des Fürsten und seines Heeres, das freudige, allmählich in bange Ahnung übergehende Gefühl der Geliebten, mit der sie des Fürsten Rückkehr erwartet, die Verzweiflung über die Nachricht seiner Gefangenschaft und zuletzt das dumpfe Hinbrüten desselben, das endlich dem wildesten Schmerze weicht. — Alles dieß ist mit unübertrefflicher Meisterschaft gezeichnet. Noch erwähnen wir das „Banditenbegräbniß", in welchem der schauerlich ernste Vorgang mit großer Kunst geschildert ist.

Liegen auch den Balladen und Romanzen vorzugsweise ausländische Stoffe zum Grunde, so hat er doch auch einige gedichtet, in denen er mehr allgemeine oder heimatliche Verhältnisse besingt. Unter diesen ist das Gedicht „Der Blumen Rache" (3) unbedingt eines seiner gelungensten, das in Stoff, Anlage und Ausführung gleich vortrefflich ist. Wie Göthe im „Fischer" nach seiner in den Gesprächen mit Eckermann ausgesprochenen Bemerkung das Verlockende des Wassers dargestellt hat, so hat Freiligrath in „Der Blumen Rache" die schädliche Wirkung veranschaulichen wollen, welche der starke Geruch der Blumen in der Nacht auf den schlafenden Menschen macht. Aber wie Göthe hat auch er den abstrakten Gedanken durch kunstvolle Behandlung in das Gebiet des epischen Gedichts gezogen. Eine Jungfrau schläft auf dem weichen Lager; in ihrem Gemach ist eine mit Blumen angefüllte Vase. Da treten aus deren Kelchen ihre Geister hervor, die der Dichter mit Glück in einer dem Charakter der Blumen angemessenen Weise zeichnet; aus der Rose eine schlanke, reichgeschmückte Frau, aus dem Eisenhut ein geharnischter Ritter, aus der Narcisse ein Knabe, der mit lüsternen Blicken an das Bett der Jungfrau eilt, um heiße Küsse auf ihren Mund zu drücken, während die andern sich um das Lager wild im Kreise schwingen und ihr Rache verkündigen, weil sie sie der Mutterbrust der Erde entrissen habe, worauf sie sich über die Schlafende neigen, und ihre Düfte über sie aushauchen. Als die Sonne das Gemach wieder beschien, war die Jungfrau eine Leiche.

Man hat dem Dichter öfters den Vorwurf gemacht, daß er so ganz ausschließlich fremde Gegenstände behandle, einen Vorwurf, den er

in dem Gedicht „Meine Stoffe" beantwortet, indem er einfach entgegnet, daß auch die Wüste Palmen hervorbringe. Er hätte freilich dieser kurzen und bedeutsamen Rechtfertigung die weitere Bemerkung hinzufügen können, daß er auch, obgleich allerdings in beschränktem Maße, näher liegende Stoffe bearbeitet hat. Den Uebergang zu denselben machen diejenigen, in denen er die Auswanderer besingt. Eines derselben, „Die Auswanderer", stammt schon aus dem J. 1832, er dichtete es also während seines Aufenthalts in Amsterdam, wo er oft Gelegenheit hatte, Züge von Auswanderern zu sehen. Das Gedicht ist voll Leben und tiefen Gefühls, im Gegensatz zu seiner Sehnsucht nach der Ferne erinnert er den Abziehenden an die glücklichen Gegenden, die sie verlassen. Merkwürdig und bezeichnend für seinen damaligen Standpunkt ist es, daß er die Frage: „O sprecht! warum geht ihr von dannen?" unbeantwortet läßt. Offenbar wußte er keine zu geben; es war ihm diese Selbstverbannung unerklärlich. Später erkannte er deren Grund. Im „Tod des Führers" läßt er den Greis den Seinigen zurufen: „Brecht auf nach Abend! Abendwärts glüht Morgenroth! Dorten laßt uns Hütten bauen, Wo die Freiheit hält das Loth! Dort laßt unsern Schweiß uns säen, Wo kein todtes Korn erliegt! Dort laßt uns die Scholle wenden, Wo die Garben holt, wer pflügt!" Vielleicht sein vollendetstes Erzeugniß (wir bedauern, es wegen seines allzu großen Umfangs nicht mittheilen zu können) ist „Der ausgewanderte Dichter", eine Reihe von Gemälden, die er als „Bruchstücke eines unvollendeten Cyklus" bezeichnet, die jedoch auch in der vorliegenden Gestalt ein Ganzes bildet, dessen einzelne, mit einander äußerlich nicht verbundene Theile durch den Grundgedanken zusammengehalten wird. Ein deutscher Dichter hat aus Unmuth und Unzufriedenheit sein Vaterland verlassen; er hatte Nichts, worauf er sein Haupt legen konnte. Jetzt baut er sich im Urwald sein erstes Haus. Die neuen Anschauungen, die mit gewohnter Meisterschaft geschildert werden, wecken neue Lieder in seiner Brust; aber wer wird sie hören? — Das Andenken an die verlassene Heimat begleitet ihn überall hin, es verläßt ihn selbst in seinen Träumen nicht. Das Gefühl der Einsamkeit, das mit aller Macht in ihm rege wird, als er einen Trupp Indianer mit Weibern und Kindern erblickt, hat seinen Stolz gebrochen, der ihn in die Ferne trieb; er ist dem Haß entflohen, aber auch der Liebe. Er stirbt nun gebrochenen Herzens. Die Indianer bestatten ihn und schildern ihn nach den Eindrücken, die er auf sie gemacht hat. Aehnlich im Gedanken ist „Die Tanne", die er uns in ihrer Größe und Tüchtigkeit auf den heimatlichen Bergen und dann als Mast vorführt, wo sie sich nach der grünen Einsamkeit sehnt. So seltsam auch dieser Gedanke ist, so ist er doch so glücklich ausgeführt, daß er die von dem Dichter beabsichtigte Wirkung nicht verfehlt.

Je länger, je mehr wird die Liebe zur Heimat in ihm lebendig; es offenbart sich selbst dann, wenn er es auch nicht ausspricht. Der Wald erinnert ihn an die glückliche Kinderzeit und an die Märchen, die damals seine Seele erfüllten („Im Walde"). Und so beziehen sich die Gedichte, welche er in seiner zweiten Sammlung „Zwischen den Garben" (Stuttgart 1849) bekannt machte, mit wenigen Ausnahmen auf heimatliche oder gemüthliche Verhältnisse. Wir erwähnen nur das vortreffliche Gedicht „Rolandseck", in welchem er zur Wiederherstellung der eingestürzten Ruine aufforderte, und dessen begeisterte und wahrhaft poetische Sprache den beabsichtigten Zweck vollkommen erfüllte. Vortrefflich sind auch einige Liebesgedichte, z. B. „O lieb', so lang du lieben kannst", und „Ruhe in der Geliebten", welche allein hinreichen, den Dichter vor dem Vorwurf zu schützen, als ob er nicht auch tief gemüthliche Saiten anschlagen könnte. Als er im J. 1842 mit Schücking „Das malerische und romantische Westfalen" herausgab, leitete er es mit einem schön gedachten und kräftig durchgeführten Gedicht: „Freistuhl zu Dortmund" ein, in welchem er den bisherigen Stoffen entsagte, um seine Dichtung ausschließlich dem Vaterlande zu widmen. Er schloß es mit den bedeutsamen und prophetischen Worten: „Die Palme dorrt, der Wüstenstaub verweht; — Aus Herz der Heimath wirft sich der Poet, Ein Anderer und doch Derselbe!" Er ahnte damals noch nicht, daß dieser Ausruf in einem ganz andern Sinn, als er damit verband, zur Wahrheit werden sollte. Als er Dieß niederschrieb, war er zwar, wie übrigens immer, von warmer Vaterlandsliebe erfüllt; allein sie gieng über die gewöhnliche, in Deutschland nur zu häufige Schwärmerei nicht hinaus, die mit stark klingenden Phrasen befriedigt ist und alles positiven Halts entbehrt. Die politische Entwickelung des Volks war ihm gleichgültig, oder vielmehr er hatte dieselbe noch keiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Er lebte ausschließlich der Dichtkunst, beschäftigte sich nur mit den ihm nahe liegenden Stoffen; die größten Weltbewegungen giengen spurlos an ihm vorüber, oder, wo auffallende Erscheinungen ihn doch in Anspruch nahmen, betrachtete er sie lediglich von seinem poetischen Standpunkt. So besang er den Don Diego Leon, der auf Espartero's Befehl als Verräther erschossen wurde („Aus Spanien"), nicht weil er in ihm den Träger einer höhern Idee erkannt hätte, sondern weil er dessen Muth in den Schlachten und im Tode bewunderte, weil es ihn mit Schmerz erfüllte, daß er auf Befehl seines Waffenbruders erschossen wurde, mit dem er in dem nämlichen Zelt geschlafen, in der nämlichen Scheuer gerastet, mit dem er aus demselben Becher getrunken hatte, er besang ihn, weil ihn der politische Mord empörte. Diese Anschauungsweise war durchaus berechtigt, und man hatte damals durchaus Unrecht, den Dichter als den Verfechter der Legitimität, als den Feind der Freiheit darzustellen, denn das Gedicht gab hierzu auch nicht die geringste Veranlassung, da es durchaus keine politischen Beziehungen enthält, vielmehr sagt er ausdrücklich: „Der Dichter steht auf einer höhern Warte, Als auf den Zinnen der Partei." Eben so wenig war man berechtigt, solche Folgerungen aus dem Gedicht „Ein Brief" zu ziehen, in welchem er Herweghs bekanntes Schreiben an den König von Preußen lächerlich machte; denn der Brief war in der That lächerlich.

Beinahe unmittelbar darauf ließ Freiligrath

lein erscheinen, in welchem er mit der Entschiedenheit als Verfechter der poli- Freiheit auftrat („Mein Glaubens- ß" Mainz 1844). Es war natürlich, nigen, welche ihm wegen jener zwei zugejubelt hatten, ihn nunmehr mit ten Entrüstung für einen Abtrünnigen en und seine Bekehrung zum Libera- auf das Mildeste für eine Charakter- erklärten, indem er sich von Hoffmann ersleben habe verleiten lassen, seinen n Ansichten zu entsagen. Allerdings mann Einfluß auf Freiligrath aus- er nicht in der Weise, wie man diesem sondern dadurch, daß dieser ihm die ber die politischen Zustände des Vater- fnete, die ihm bis dahin unbekannter waren als die Zustände des inneren Daß er schon vorher Sinn für die hatte, geht sogar aus dem Brief an hervor, noch entschiedener aus dem „Mit raschen Pferden jagt die Zeit", m er seinen Unmuth gegen Diejenigen t, welche die Göttin zum Götzenbild digen. Aber die Freiheit war ihm in t nur eine abstrakte Idee, wie die dsliebe; erst als er tiefer in die poli- nd socialen Zustände zu blicken, ihre ichkeit zu erkennen begann, faßte er en mit praktischem Sinne auf, dem er Reihe von Gedichten Ausdruck gab. dieses mit dem ihm eigenthümlichen mit der Kühnheit der Gedanken und ache that, die wir in seinen frühern haben kennen lernen, daß er auch rs das rechte Maß überschritt, in Ge- nd Ausdruck die nämliche Energie, hie die nämliche Wildheit offenbarte, daß n seinen Gefühlen hinreißen ließ, war hwendige Folge seines innersten We- ist ein Anderer geworden und doch geblieben: seine politischen Gedichte urchaus den nämlichen Charakter wie eren. Er hat den Stoff gewechselt, r die Form, nicht die eigenthümliche ng. Und wie seine früheren Dichtun- Wahrheit beruhten, so auch seine po- Da ist kein leerer Enthusiasmus, ges Phrasengeklingel, keine hohle Re- es spricht aus allen die reinste Ueber- daß nur die Freiheit Deutschland einig machen könne, daß mit derselben das Volk alle andern überragen müsse, wie im tiefgefühlten Gedicht „Am Baum schheit drängt sich Blüth' an Blüthe" begeisterter Liebe ausruft: „Herr Gott mel, welche Wunderblume Wird einst n dieses Deutschland sein." Wer wird verargen, wenn er bei solcher Erwar- „Hamlet" (8) über die Rath- und keit des Volkes zürnt, wenn der Mord Silddiebs („Vom Harze"), wenn die r schlesischen Weber („Aus dem schle- Gebirg") ihn mit tiefer Entrüstung

Dichtungen folgten zwei andere Samm- die eine unter dem Titel „Ça ira!" 1846), die andere unter dem Titel politische und sociale Gedichte" orf 1849, Heft 2. Braunschw. 1850), in denen er theils die traurigen Zustände schil- dert, welche das deutsche Volk bedrängen, theils zur Erhebung gegen den Druck auffordert, und die Freiheit als das köstliche Gut besingt, das mit hingebender Aufopferung erkämpft werden soll, weil, wenn wir auch im Kampfe unter- gehen, unsere Nachkommen die Früchte desse- ben genießen werden.

Fassen wir in kurzen Zügen die obige Dar- stellung von Freiligraths Wirksamkeit zusam- men, so ergiebt sich, daß er nach zwei Seiten von bedeutendem Einflusse war. Durch seine ersten Dichtungen hat er der Lyrik neue Bah- nen eröffnet, indem er ihr neue Stoffe zuführte und sie mit neuen Formen bereicherte. Und wie er in seinen Dichtungen der Weltschmerzpoesie, so wie den gewöhnlichen Natur- und Liebes- liedern einen bedeutsameren Inhalt entgegen- setzte, so ließ auch seine kräftige und kühne Sprache die Haltlosigkeit und Schwäche in der Darstellung der meisten damaligen Poesien so lebendig hervortreten, daß man dieselbe je län- ger je mehr zu besiegen suchte. Durch seine späteren Dichtungen endlich hat er der politi- schen Poesie einen festeren Grund und eine festere Gestaltung gegeben, indem er sie von der Reflexion und hohlen Schwärmerei befreite, die sich nur in glänzenden Phrasen bewegte, und dadurch daß er die Verhältnisse mit eben so großer Wahrheit als poetischer Auffassung dar- stellte.

Endlich haben wir noch ein Verdienst des Dichters zu berühren, das er sich durch seine vortrefflichen Uebersetzungen aus fremden Spra- chen erwarb. Er hält sich in denselben stets treu an sein Vorbild, das er mit echt poeti- schem Sinn reproduziert, wobei er immer so viel Rücksicht auf Wohllaut und Schönheit des Verses und die Eigenthümlichkeit und Reinheit der deutschen Sprache nimmt, daß man selten oder nie an den fremden Ursprung erinnert wird. Außer den zahlreichen französischen und englischen Dichtungen (namentlich von Jean Raboul, Musset, Walter Scott, Th. Moore, Cunningham u. A. m.), die er in den „Ge- dichten" und in der Sammlung „Zwischen den Garben" veröffentlichte, hat er Victor Hugos „Oden" (Frankf. 1836) und „Dämmerungs- gesänge" (Ebd. 1837) in so meisterhafter Weise übertragen, daß sie wiederholte Auflagen er- lebten.

1. „Wär ich im Bann von Mekkas Thoren".

Wär ich im Bann von Mekkas Thoren,
Wär ich auf Yemens glühndem Sand,
Wär ich am Sinai geboren,
Dann führt' ein Schwert wohl diese Hand;

Dann zög ich wohl mit flüchtgen Pferden
Durch Jethros flammendes Gebiet!
Dann hielt ich wohl mit meinen Heerden
Rast bei dem Busche, der geglüht;

Dann Abends wohl vor meinem Stamme,
In eines Zeltes luftgem Haus,
Strömt' ich der Dichtung innre Flamme
In lodernden Gesängen aus;

Dann wohl an meinen Lippen hienge
Ein ganzes Volk, ein ganzes Land;
Gleichwie mit Salomonis Ringe
Herrscht' ich, ein Zauberer, im Sand.

Nomaden sind ja meine Hörer,
Zu deren Geist die Bildniß spricht;
Die vor dem Samum, dem Zerstörer,
Sich werfen auf das Angesicht;

Die allzeit auf den Rossen hängen,
Absitzend nur am Wüstenbronn:
Die mit verhängten Zügeln sprengen
Von Aden bis zum Libanon;

Des Nachts als nimmermüde Späher
Bei ihrem Vieh ruhn auf der Trift,
Und, wie vor Zeiten die Chaldäer,
Anschaun des Himmels goldne Schrift;

Die oft ein Murmeln noch vernehmen
Von Sinas glutgeborstnen Höhn;
Die oft des Wüstengeistes Schemen
In Säulen Rauches wandeln sehn;

Die durch den Riß oft des Gesteines
Erschaun das Flammen seiner Stirn —
Ha, Männer, denen glühnd wie meines,
In heißen Schädeln brennt das Hirn.

O Land der Zelte, der Geschosse!
O Volk der Wüste, kühn und schlicht!
Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht! —

Ich irr auf mitternächtger Küste,
Der Norden ach! ist kalt und klug.
Ich wollt, ich säng im Sand der Wüste,
Gelehnt an eines Hengstes Bug.

2. Der Mohrenfürst.

I.

Sein Heer durchwogte das Palmenthal,
Er band um die Locken den Purpurshawl;
Er hieng um die Schultern die Löwenhaut;
Kriegerisch klirrte der Becken Laut.

Wie Termiten wogte der wilde Schwarm,
Den goldumstreiften, den schwarzen Arm
Schlang er um die Geliebte fest:
„Schmücke dich, Mädchen, zum Siegesfest!

Sieh, glänzende Perlen bring ich dir dar!
Sie flicht durch dein krauses, schwarzes Haar!
Wo Persias Meerflut Korallen umzischt,
Da haben sie triefende Taucher gefischt.

Sieh, Federn vom Strauße! laß sie dich schmücken!
Weiß auf dein Antlitz, das dunkle, nicken!
Schmücke das Zelt! bereite das Mahl!
Fülle, bekränze den Siegespokal!"

Aus dem schimmernden, weißen Zelte hervor
Tritt der schlachtgerüstete, fürstliche Mohr;
So tritt aus schimmernder Wolken Thor
Der Mond, der verfinsterte, dunkle, hervor.

Da grüßt ihn jubelnd der Seinen Ruf,
Da grüßt ihn stampfend der Rosse Huf.
Ihm rollt der Neger treues Blut,
Und des Nigers räthselhafte Flut.

„So führ uns zum Siege! so führ uns zur Schlacht!
Sie stritten vom Morgen bis tief in die Nacht.
Des Elephanten gehöhlter Zahn *)
Feuerte schmetternd die Kämpfer an.

Es fleucht der Leu, es fliehn die Schlangen
Vor dem Rasseln der Trommel, mit Schädeln behan
Hoch weht die Fahne, verkündend Tod;
Das Gelb der Wüste färbt sich roth. —

So tobt der Kampf im Palmenthal!
Sie aber bereitet daheim das Mahl;
Sie füllt den Becher mit Palmensaft,
Umwindet mit Blumen der Zeltstäbe Schaft.

Mit Perlen, die Persias Flut gebar,
Durchflocht sie das krause, schwarze Haar,
Schmückt die Stirne mit wallenden Federn und
Den Hals und die Arme mit Muscheln bunt.

Sie setzt sich vor des Geliebten Zelt;
Sie lauscht, wie ferne das Kriegshorn gellt.
Der Mittag brennt und die Sonne sticht,
Die Kränze welken, sie achtets nicht.

Die Sonne sinkt, und der Abend siegt;
Der Nachtthau rauscht und der Glühwurm fliegt.
Aus dem lauen Strom blickt das Krokodill,
Als ob es der Kühle genießen will.

Es regt sich der Leu und brüllt nach Raub,
Elephantenrudel durchrauschen das Laub.
Die Giraffe sucht des Lagers Ruh,
Augen und Blumen schließen sich zu.

Ihr Busen schwillt vor Angst empor;
Da naht ein flüchtiger blutender Mohr.
„Verloren die Hoffnung! verloren die Schlacht!
Dein Buhle gefangen, gen Westen gebracht!

Ans Meer! den blanken Menschen verkauft!"
Da stürzt sie zur Erde, das Haar zerrauft,
Die Perlen zerdrückt sie mit zitternder Hand,
Birgt die glühende Wange im glühenden Sand.

II.

Auf der Messe, da zieht es, da stürmt es hinan
Zum Circus, zum glatten, geebneten Plan.
Es schmettern Trompeten, das Becken klingt,
Dumpf wirbelt die Trommel, Bajazzo springt.

Herbei, herbei! — das tobt und drängt;
Die Reiter fliegen; die Bahn durchsprengt
Der Türkenrapp und der Brittenfuchs;
Die Weiber zeigen den üppigen Wuchs.

Und an der Reitbahn verschleiertem Thor
Steht ernst ein krausgelockter Mohr;
Die türkische Trommel schlägt er laut,
Auf der Trommel liegt eine Löwenhaut.

Er sieht nicht der Reiter zierlichen Schwung,
Er sieht nicht der Rosse gewagten Sprung.
Mit starrem, trocknem Auge schaut
Der Mohr auf die zottige Löwenhaut.

Er denkt an den fernen, fernen Niger,
Und daß er gejagt den Löwen, den Tiger;
Und daß er geschwungen im Kampfe das Schwert,
Und daß er nimmer zum Lager gekehrt;

*) Die Trompete der Neger.

ıd daß Sie Blumen für ihn gepflückt,
ıd daß Sie das Haar mit Perlen geſchmückt —
in Auge ward naß; mit dumpfem Klang
ılug er das Fell, daß es raſſelnd zerſprang.

3. Der Blumen Rache.

Auf des Lenzes weichem Kiſſen
Ruht die Jungfrau, ſchlafbefangen,
Tiefgeſenkt die braune Wimper,
Purpur auf den heißen Wangen.

Schimmernd auf dem Binſenſtuhle
Steht der Kelch, der reichgeſchmückte,
Und im Kelche prangen Blumen
Duftge, bunte, friſchgepflückte.

Brütend hat ſich dumpfe Schwüle
Durch das Kämmerlein ergoſſen,
Denn der Sommer ſcheucht die Kühle,
Und die Fenſter ſind verſchloſſen.

Stille rings und tiefes Schweigen!
Plötzlich, horch! ein leiſes Flüſtern!
In den Blumen, in den Zweigen
Lispelt es und rauſcht es lüſtern.

Aus den Blüthenkelchen ſchweben,
Geiſtergleiche Duftgebilde;
Ihre Kleider zarte Nebel,
Kronen tragen ſie und Schilde.

Aus dem Purpurſchooß der Roſe
Hebt ſich eine ſchlanke Frau;
Ihre Locken flattern loſe,
Perlen blitzen drin wie Thau.

Aus dem Helm des Eiſenhutes
Mit dem dunkelgrünen Laube
Tritt ein Ritter kecken Muthes:
Schwert erglänzt und Pickelhaube.

Auf der Haube nickt die Feder
Von dem ſilbergrauen Reiher.
Aus der Lilie ſchwankt ein Mädchen:
Dünn wie Spinnweb iſt ihr Schleier.

Aus dem Kelch des Türkenbundes
Kommt ein Neger ſtolz gezogen;
Licht auf ſeinem grünen Turban
Glüht des Halbmonds goldner Bogen.

Prangend aus der Kaiſerkrone
Schreitet kühn ein Scepterträger,
Aus der blauen Iris folgen
Schwerbewaffnet ſeine Jäger.

Aus den Blättern der Narciſſe
Schwebt ein Knab mit düſtern Blicken,
Tritt ans Bett, um heiße Küſſe
Auf des Mädchens Mund zu drücken.

Doch ums Lager drehn und ſchwingen
Sich die Andern wild im Kreiſe;
Drehn und ſchwingen ſich, und ſingen
Der Entſchlafnen dieſe Weiſe:

„Mädchen, Mädchen! von der Erde
Haſt du grauſam uns geriſſen,
Daß wir in der bunten Scherbe
Schmachten, welken, ſterben müſſen.

O, wie ruhten wir ſo ſelig
An der Erde Mutterbrüſten,
Wo, durch grüne Wipfel brechend,
Sonnenſtrahlen heiß uns küßten;

Wo uns Lenzeslüfte kühlten,
Unſre ſchlanken Stengel beugend;
Wo wir Nachts als Elfen ſpielten
Unſerm Blätterhaus entſteigend.

Hell umfloß uns Thau und Regen;
Jetzt umfließt uns trübe Lache;
Wir verblühn, doch eh wir ſterben,
Mädchen! trifft dich unſre Rache!"

Der Geſang verſtummt; ſie neigen
Sich zu der Entſchlafnen nieder.
Mit dem alten dumpfen Schweigen
Kehrt das leiſe Flüſtern wieder.

Welch ein Rauſchen, welch ein Raunen!
Wie des Mädchens Wangen glühen!
Wie die Geiſter es anhauchen!
Wie die Düfte wallend ziehen!

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lenzes Kiſſen ſchlummert
Kalt die lieblichſte der Leichen.

Eine welke Blume ſelber,
Noch die Wange ſanft geröthet,
Ruht ſie bei den welken Schweſtern, —
Blumenduft hat ſie getödtet!

4. Anno Domini.....?

Hört mich, Kleingläubige! — wie vormals im Gefilde
Der Marne bei Chalons die Sünderin Brunhilde
Durch Knechte binden ließ mit ihrem grauen Haar
An einen wilden Hengſt, daß an dem dichten Schweife
Er galoppirend ſie durchs Frankenlager ſchleife,
Der Sohn des Chilperich, der andere Chlotar;

Der Hengſt riß wiehernd aus; die Hinterhufe ſchlugen
Das nachgeſchleppte Weib, verrenkt in ſeinen Fugen
Ward jedes Glied an ihr; um ihr entſtellt Geſicht
Flog ihr gebleichtes Haar; die ſpitzen Steine tranken
Ihr königliches Blut, und ſchaudernd ſahn die Franken
Chlotars, des Zürnenden, erſchrecklich Strafgericht.

Jetzt auf ihr Antlitz, das blutrünſtge, fiel der rothen
Wachtfeuer Glut, die da von jedem Zelte lohten;
Jetzt wuſch mit eisgem Guß den Staub von ihrer Stirn
Ein Arm des Marneſtroms; weit vorgequollen ſtierte
Ihr Aug, und das Kameel, drauf man ſie Morgens führte
Durchs ganze Heer, ward jetzt beſpritzt von ihrem Hirn:

So wird dereinſt, hört mich, ihr Kalten und Verſtändgen,
Der Herr ein feurig Roß, das flammend in unbändgen
Courbetten ſchießt durch den Abgrund des Raumes hin,
Den feurigſten von den Kometen wird er ſenden,
Und wird an deſſen Schweif mit ſeines Zornes Händen
Die Erde feſſeln, die befahrte Sünderin.

Aus ihrer Bahn, die ſie ſclaviſch hat wandeln müſſen
Vom Anbeginn, wird ſie durch ſeine Kraft zerriſſen;
Sie muß ihm folgen als Trabant; tief in den Raum
Schleift er ſie mit ſich fort; er ſchnaubt, und Funken ſprühen
Durchs All; ſein Schweif durchweht es ſtolz; denn mit ſich ziehen
Die Erde darf er — Gott verhängte ſeinen Zaum.

Wer hält den Raſenden? — die Sonne tritt zurücke
Und ſteht zuletzt ſo fern, daß ſie nicht Eines Blicke
Mehr ſichtbar iſt; dann wird es kalt und finſter ſein,
Und jezuweilen nur, wenn ſie den Grenzen neuer,
Entfernter Sonnen nahn, wird, wie des Lagers Feuer
Dem Antlitz der Brunhild, ſo dieſer Sonnen Schein

Dem zuckenden Geſicht der Erde, der halbtodten,
Ein flackernd, gräßlich Licht zuwerfen; im blutrothen
Gewande ſteht alsdann der Himmel, ſiedend ziſcht
Die See. Vorüber ſchießt der Wilde, von der Hitze
Gejagt. Nacht folgt aufs Neu dem momentanen Blitze;
Schwarz wird die Erde, gleich der Kohle, die erliſcht,

Und bebt vor Kälte; bis, wenn lange Zeit verronnen,
Sie wieder deine Glut fühlt, mildeſte der Sonnen,
Einſt ihre Mutter du! Bei deinem erſten Strahl
Zuckt ſie vor Luſt; das Eis zerſchmilzt, die Quellen rinnen
Wie Freudenthränen; doch zum erſten Mal von hinnen
Reißt ſie das Flammenreß, und neu wird ihre Qual.

Doch endlich wird geleert ſein deines Zornes Schale,
O Herr! Du winkſt! — ſie brennt! ſie glüht zum erſten Male
In eignem Licht, doch iſt es eines Dochtes Brand,
Der ſich durch Glühn verzehrt. Die Schöpfung ſteht mit Staunen
Das Sterben einer Welt; alsdann hört man Poſaunen,
Und die Wagſchale ſchwebt in des Weltrichters Hand.

Ein Flammengürtel blitzt und wallt von Pol zu Pole;
Die Berge ſtürzen ſich mit Ziſchen in die Seole
Des Meers; bis an den Mond weht Lohe, Schaum und Rauch;
Und — doch, dann will ich mich empor im Grabe richten,
Und will, wenn ich es kann, dies Lied zu Ende dichten —
Ich zittre; mit der Hand bedeck ich Stirn und Aug.

5. Die Bilderbibel.

Du Freund aus Kindertagen,
Du brauner Foliant,
Oft für mich aufgeſchlagen
Von meiner Lieben Hand;
Du deſſen Bildergaben
Mich Schauenden ergötzten,
Den ſpielvergeßnen Knaben
Nach Morgenland verſetzten:

Du ſchobſt für mich die Riegel
Von ferner Zonen Pforten,
Ein kleiner reiner Spiegel
Von dem, was funkelt dorten!
Dir Dank! durch dich begrüßte
Mein Aug eine fremde Welt,
Sah Palm, Kameel und Wüſte,
Und Hirt und Hirtenzelt.

Du brachteſt ſie mir näher,
Die Weiſen und die Helden,
Wovon begeiſterte Seher
Im Buch der Bücher melden;
Die Mädchen, ſchön und bräutlich,
So ihre Worte ſchildern,
Ich ſah ſie alle deutlich
In deinen feinen Bildern.

Der Patriarchen Leben,
Die Einfalt ihrer Sitte,
Wie Engel ſie umſchweben
Auf jedem ihrer Schritte;
Ihr Ziehn und Heerdentränk
Das hab ich oft geſehn,
Konnt ich mit ſtillem Denke
Vor deinen Blättern ſtehn.

Mir iſt, als lägſt du pranger
Dort auf dem Stuhle wieder
Als beugt' ich mich verlange
Zu deinen Bildern nieder;
Als ſtände, was vor Jahren
Mein Auge ſtaunend ſah,
In friſchen, wunderbaren
Erneuten Farben da;

Als ſäh ich in grotesken
Verworrenen Geſtalten
Aufs Neue die Moreſken,
Die bunten, mannichfalten,
Die jedes Bild umfaßten,
Bald Blumen, bald Gezweig
Und zu dem Bilde paßten,
An ſinniger Deutung reich!

Als trät ich, wie vor Zeiten,
Zur Mutter bittend hin,
Daß ſie mir ſollte deuten
Jedweden Bildes Sinn.
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Liede
Als ſchaute ſanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

O Zeit, du biſt vergangen!
Ein Märchen ſcheinſt du mir
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläubge Aug dafür,
Die theuren Eltern beide,
Der ſtillzufriedne Sinn,
Der Kindheit Luſt und Freud
Alles dahin, dahin!

6. Löwenritt.

Wüſtenkönig iſt der Löwe; will er ſein G
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohe
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kau
Zitternd über dem Gewaltgen rauſcht
comore

Abends, wenn die hellen Feuer glühn
kraale,
Wenn des jähen Tafelberges bunte, wech
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer ein
die Ka
Wenn im Buſch die Antilope ſchlummer
das Gn

Sieh, dann ſchreitet majeſtätiſch burc
Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten ſie d
Zunge kühle; lechzend eilt ſie durch
Strecke
Knieend ſchlürft ſie langen Halſes aus de
ten Bec

Plötzlich regt es ſich im Rohre; mit
Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd!
Schabr
In den Marſtallkammern einer königlich
Als das bunte Fell des Renners, den de
ſtiegen?

In die Muskeln des Genickes ſchlägt er gierig ſeine Zähne;
Um den Bug des Rieſenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes ſpringt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt.

Sieh, die mondbeſtrahlte Fläche ſchlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten ſeine Augen; rieſelnd fließen
An dem braungefleckten Halſe nieder ſchwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flüchtgen Thieres hört die ſtille Wüſte klopfen.

Gleich der Wolk', deren Leuchten Iſrael im Lande Memen
Führte, wie ein Geiſt der Wüſte, wie ein fahler luftger Schemen,
Eine ſandgeformte Trombe in der Wüſte ſandgem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend ſchwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Caplands Hürden räuberiſch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grauſenvolle Fährte.

Zagend auf lebendgem Throne ſehn ſie den Gebieter ſitzen
Und mit ſcharfer Klaue ſeines Sitzes bunte Polſter ritzen.
Raſtlos, bis die Kraft ihr ſchwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen ſolchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüſte Saume ſtürzt ſie hin und röchelt leiſe.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speiſe.
Ueber Madagaskar, fern im Oſten, ſieht man Frühlicht glänzen; —
So durchſprengt der Thiere König nächtlich ſeines Reiches Grenzen.

7. Am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüth an Blüthe.

Am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüth an Blüthe,
Nach ewgen Regeln wiegen ſie ſich drauf;
Wenn hier die Eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stilleſtand!
Wir ſehn ſie auf-, wir ſehn ſie niederwehen,
Und jede Blüthe iſt ein Volk, ein Land!

Wir, die wir wandeln noch auf jungen Sohlen,
Sehn doch ſchon manche ſterbend und geknickt.
Vom Steppengeier ward die Roſe Polen
Vor unſern Augen wild und grimm zerpflückt!
Durchs Laub Hiſpanien ernſt auf ihrem Gange
Stürmt die Geſchichte — ob es fallen muß?
Ob nicht ein andres, morſch und faul ſchon lange,
Zerflatternd hinſauſt übern Bosporus?

Doch neben dieſen, die des Weltgeiſts Weben
Vom Aſte ſchüttelt mit gewaltger Kraft,
Sehn wir ans Licht auch andre Triebe ſtreben,
Hellaugig, freudig, voll von jungem Saft.

O, welch ein Sproſſen, welch ein reich Entfalten!
O, welch ein Drang in alt und neuem Holz!
Wie manche Knoſpe ſahn auch wir ſich ſpalten,
Wie manche platzen, laut und voll und ſtolz!

Der Knoſpe Deutſchland auch, Gott ſei geprieſen!
Regt ſichs im Schooß! dem Berſten ſcheint ſie nah —
Friſch, wie ſie Hermann auf den Weſerwieſen,
Friſch, wie ſie Luther von der Wartburg ſah!
Ein alter Trieb! doch immer muthig keimend,
Doch immer lechzend nach der Sonne Strahl,
Doch immer Frühling, immer Freiheit träumend —
O, wird die Knoſpe Blume nicht einmal?

Ja, voller Kelch! — dafern man nur nicht hütet,
Was frei und freudig ſich entwickeln muß!
Dafern man nicht, was die Natur gebietet,
Für Ranke nimmt und eitel wilden Schuß!
Dafern man zuſieht, daß kein Mehlthau zehre
Tief an der Blätter edlem, zartem Kern!
Dafern den Baſt man wegwirft und die Scheere!
Dafern — ja nun, ich meine nur: dafern!

Der du die Blumen auseinander falteſt,
O Hauch des Lenzes, weh auch uns heran!
Der du der Völker heilge Knoſpen ſpalteſt,
O Hauch der Freiheit, weh auch dieſe an!
In ihrem tiefſten, ſtillſten Heiligthume
O, küß ſie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einſt vor allem dieſes Deutſchland ſein!

Am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüth an Blüthe,
Nach ewgen Regeln wiegen ſie ſich drauf;
Wenn hier die Eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf.
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen,
Und nun und nimmer träger Stilleſtand!
Wir ſehn ſie auf-, wir ſehn ſie niederwehen —
Und ihre Looſe ruhn in Gottes Hand!

8. Hamlet.

Deutſchland iſt Hamlet! — Ernſt und ſtumm
In ſeinen Thoren jede Nacht
Geht die begrabne Freiheit um,
Und winkt den Männern auf der Wacht.
Da ſteht die Hohe, blank bewehrt,
Und ſagt dem Zaudrer, der noch zweifelt:
„Sei mir ein Rächer, zieh dein Schwert!
Man hat mir Gift ins Ohr getröpfelt!“

Er horcht mit zitterndem Gebein,
Bis ihm die Wahrheit ſchrecklich tagt;
Von Stund an will er Rächer ſein —
Ob er es wirklich endlich wagt?
Er ſinnt und träumt und weiß nicht Rath;
Kein Mittel, das die Bruſt ihm kühle!
Zu einer friſchen, muthgen That
Fehlt ihm die friſche, muthge Seele!

Das macht, er hat zu viel gehockt;
Er lag und las zu viel im Bett.
Er wurde, weil das Blut ihm ſtockt,
Zu kurz von Athem und zu fett.
Er ſpann zu viel gelehrten Werg,
Sein beſtes Thun iſt eben Denken;
Er ſtak zu lang in Wittenberg,
Im Hörſaal oder in den Schenken.

Drum fehlt ihm die Entschlossenheit;
Kommt Zeit, kommt Rath — er stellt sich toll,
Hält Monologe lang und breit,
Und bringt in Verse seinen Groll;
Stutzt ihn zur Pantomime zu,
Und fällts ihm einmal ein zu fechten:
So muß Polonius Kotzebue
Den Stich empfangen statt des Rechten.

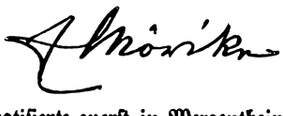
So trägt er träumerisch sein Weh,
Versöhnt sich selber ins Geheim,
Läßt sich verschicken über See,
Und kehrt mit Stichelreden heim;
Verschießt ein Arsenal von Spott,
Spricht von geflickten Lumpentöngen —
Doch eine That? Behüte Gott!
Nie hat er eine zu beschöngen!

Bis endlich er die Klinge packt,
Ernst zu erfüllen seinen Schwur;
Doch ach — das ist im letzten Akt,
Und streckt ihn selbst zu Boden nur!
Bei den Erschlagnen, die sein Haß
Preis gab der Schmach und dem Verderben,
Liegt er entseelt, und Fortinbras
Rückt klirrend ein, das Reich zu erben. —

Gottlob, noch sind wir nicht so weit!
Vier Akte sahn wir spielen erst!
Hab Acht, Held, daß die Aehnlichkeit
Nicht auch im fünften du bewährst!
Wir hoffen früh, wir hoffen spät:
O, raff dich auf, und komm zu Streiche,
Und hilf entschlossen, weil es geht,
Zu ihrem Recht der flehnden Leiche!

Mach den Moment zu Nutze dir!
Noch ist es Zeit — drein mit dem Schwert,
Eh mit französischem Rapier
Dich schnöd vergiftet ein Laert!
Eh rasselnd naht ein nordisch Heer,
Daß es für sich die Erbschaft nehme!
O, sieh dich vor — ich zweifle sehr,
Ob diesmal es aus Norweg käme!

Nur ein Entschluß! Auf steht die Bahn —
Tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk an den Schwur, den du gethan,
Und räche deines Vaters Geist!
Wozu dieß Grübeln für und für?
Doch — darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich nicht selbst ein Stück von dir,
Du ewger Zauberer und Säumer!



Eduard Mörike.

Eduard Mörike, geb. am 8. Sept. 1804 zu Ludwigsburg, besuchte die Seminare zu Urach und Tübingen, um sich dem geistlichen Stande zu widmen; doch zog ihn seine Neigung zur Dichtkunst und seine Liebe zu den Griechen und unter den Deutschen zu Göthe oft von den theologischen Studien ab. Nichts desto weniger bestand er die Prüfung, und als er im J. 1827 Tübingen verließ, wurde er Pfarrgehülfe an verschiedenen Orten und 1834 Pfarrer in Kleversulzbach bei Weinsberg. Nach ungefähr 10 Jahren gab er jedoch wegen andauernder Kränklichkeit diese Stelle auf und privatisierte zuerst in Mergentheim, seit 1851 in Stuttgart, wo er jedoch als Lehrer am Katharinenstifte wirkt. Im J. 1855 erhielt er den Titel Hofrath und 1862 den bayerischen Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft.

Beinahe alle Kritiker und Literarhistoriker erklären Mörike für einen höchst bedeutenden Dichter, ja man hat sogar behauptet, daß „seit Göthes Jugendpoesie keine in solcher ursprünglichen Frische gesungen" sei. Am vollsten ertönt Mörikes Lob in der Betrachtung, die ihm der geistreiche Vischer gewidmet hat und in der er selbst im kleinsten Gedicht ein Meisterwerk erblickt. Wir müssen gestehen, daß wir diese Ansicht in keiner Weise theilen und Mörikes Dichtungen weder in Form noch in Gehalt für so bedeutend halten können. Betrachten wir zunächst seine lyrischen Gedichte (Stuttg. 1838. 3. Aufl. 1856), so muß uns sogleich der Umstand Bedenken erregen, daß eine sehr große Anzahl Gelegenheitsgedichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind. Man kann ihnen zwar einen gewissen poetischen Hauch nicht absprechen, auch enthalten sie manchen neuen und geistreichen Gedanken, aber der Dichter ist doch beinahe immer an der Gelegenheit kleben geblieben; er hat den besondern Fall nicht zur Allgemeinheit zu erheben vermocht, so daß der Inhalt dem Leser fremd bleibt. In diesen, wie auch in den meisten übrigen ist die Sprache keineswegs durchgebildet und Nichts weniger als reich. Man kann sich vielleicht durch die übermäßige Zahl von neuen

ıgen täuschen lassen; aber wir halten
ß solche gerade von Spracharmuth
)ie deutsche Sprache ist so reich, daß
)ichter stets den angemessenen Aus-
ihrt, wenn er sie beherrscht. Wir
ar nicht, daß der Dichter nicht neue
ıassen dürfe; aber wir glauben, daß
ır dann gestattet sei, wenn er wirk-
neuen Begriff zu bezeichnen hat.
: sich aber eines neuen Wortes zum
eines gewöhnlichen Begriffs — und
i Mörike häufig der Fall — so ent-
hen Gehalt und Form ein Wider-
r nothwendig unangenehm berühren
großartiger solche Wörter tönen, desto
ist ihre Wirkung. Ferner ist die
:hr häufig zu abstrakt, wodurch sie ge-
phrasenhaft wird. Selten erhebt er
aren objektiven Darstellung. Seine
d gesucht und entbehren in ihrer Aus-
er Anschaulichkeit. Statt vieler nur
iel. Nachdem er in der „Herbstfeier"
ıaß vor der nahen Feier noch manche
lommen sei, heißt es „Thaut auch
Frühlingsregen Lieblicher Gedanken-
Erdenleben, laß dich hegen, Uns ist
)einem Arm!" Wenn man sich noch
:enden Gedankenschwarm" wollte ge-
en, was ist unter dem „Arm des
ıs" zu verstehen? Und ist das „hegen"
nscheinlich bloß des Reims wegen da?
en wir den Gehalt seiner Gedichte
werden wir eben so wenig ein gün-
)eil fällen können. Abgesehen davon,
elen Gedichten der Gedankengang bis
rheit verwirrt ist, begegnen wir nur
ganz alltäglichen, noch öfter seltsa-
nken. Den Liebesgedichten geht nach
efühl Wahrheit der Empfindung ab
n [illegible]lt es ihnen an Mannigfaltigkeit
tionen. Man behauptet, daß er sich
bendigste Wirklichkeit versenke und
gehalt der Empfindung eben so tüchtig,
fördere als Göthe. Wir dagegen sind
t, daß er den „Naturgehalt der Em-
in einer Weise ans Licht fördere,
vegs lobenswerth ist, weil seine Weise,
ld auszudrücken, unzart ist. Wenn
n der schon erwähnten „Herbstfeier"
hen zuruft, die wildesten Tänze zu
und ihren Kranz, der ihre Locken
zu zerreißen und dann hinzufügt:
ı andern, den ich meine, Nehmt, ihr
, in Acht! Und zumal im Monden-
nd zumal in solcher Nacht"; so ist
unserm Gefühl unsittlicher als die
rzählung von Boccaccio, weil das
che Gefühl durch solche Warnung tief
erden muß. Ebenso widerlich ist die
satte Liebe", wo das Küssen in wildes
usartet. Aus dieser Reihe wählen
Mittheilung „Die Begegnung" (1),
ıus derselben der Charakter des Dich-
seine Darstellung klar erkennen läßt.
Situation ist seltsam: Zwei Liebende
sich, nachdem sie die Nacht mit ein-
ebracht haben; er will sich ihr voll
nahn, sie sehn sich freudig und ver-
er träumt von den Küssen, die er in
mit ihr getauscht, sie aber biegt
schnell um die Ecke. So seltsam dieß auch ist, so hätte ein größerer Dichter wohl Etwas daraus machen können; ihm ist es nicht gelungen, da schon der Ausdruck durchweg mangelhaft ist. Es mag angehen, daß der Sturm mit einem Besen verglichen, aber daß er als „ungebeten" bezeichnet wird, ist wenigstens sehr überflüssig. Das „unstäte Glühen des Gesichtchens" ist sehr unklar und wird durch die Vergleichung mit einer vom Wind zerblasenen Rose nicht deutlicher. Was unter den „ungewohnten" Schelmen zu verstehen ist, läßt sich nicht leicht einsehen, eben so wenig glücklich ist die Zeile: „Er steht, von Anmuth hingerissen"; denn dieß kann doch nur heißen, daß er selbst von Anmuth erfüllt war (man vergleiche von Furcht, von Bewunderung hingerissen), während der Dichter sagen wollte, daß der Bursche von der Anmuth des Mädchens hingerissen war. Solche unstatthafte Ausdrücke und Phrasen, die in beinahe jedem Gedichte wiederkehren, haben ihren nächsten Grund in der Unklarheit des Denkens und Empfindens, eine Unklarheit, die sich auch in den allegorischen Dichtungen (z. B. „Tag und Nacht", „Die Elemente") kund gibt.

Man hat ferner an Mörike gerühmt, daß er in vielen Gedichten den echtesten Ton des Volkslieds getroffen habe; auch damit können wir nicht übereinstimmen. Es ist weder die Sprache und Form, noch der Inhalt volksmäßig. Die Balladen und Romanzen sind unklar und nebelhaft und die Stoffe theils seltsam, theils ungenügend durchgeführt, oft ganz inhaltsleer. Nur zwei Beispiele. In der Ballade „Der Schatten" läßt der Graf seine Frau schwören, daß sie ihm während seiner Abwesenheit treu bleiben wolle. Während sie schwört, sieht er ihren Schatten an der Wand. „Ein Schauer ihn befällt". Auf der Reise stirbt er in Folge von Gift, das sie ihm gemischt. Sein Geist kommt in die Burg, als sie eben ihren Buhler erwartet. Am Morgen fand man sie todt hingestreckt, ihr Schatten war aber noch an der Wand und blieb, bis die Burg zerfiel; „Wohl stünd' er sonst noch heute dort." Ein solcher Schluß ist in einem kindlich naiven Märchen ganz passend, hier ist er geradezu abgeschmackt. Uebrigens ist in der ganzen Ballade keine einzige Thatsache motiviert. Man weiß nicht, warum der Anblick des Schattens den Grafen mit Schauer erfüllt; es scheint, als ob der Schatten erst beim Tode der Gräfin wieder sichtbar geworden wäre, weil er im umgekehrten Fall doch schon Aufsehen hätte erregen müssen. Noch seltsamer ist die Idylle „Der alte Thurmhahn". Ein alter Hahn wird vom Thurm abgenommen, der Pfarrer stellt ihn auf den Ofen seines Studierzimmers; nun beschreibt der Hahn den Ofen und berichtet von dem Leben des Pfarrers. Wenn auch diese Schilderungen an sich gefallen, wie denn Mörike in niederländischer Detailmalerei glücklich ist, so ist die Einkleidung doch gar zu nichtssagend. Unter den erzählenden Dichtungen ist eigentlich nur die Legende „Erzengel Michaels Feder" gelungen, und selbst da auch nur im zweiten Theil.

Wir haben nur Eine glückliche Seite an den Dichtungen Mörikes auffinden können, das ist der Humor. Wenn er sich diesem überläßt,

wenn er Stoffe wählt, die sich in beschränkten Verhältnissen bewegen, wie in der Elegie „Lose Waare“ (2), welche an Göthes „Römische Elegieen“ erinnert, in der „Erbaulichen Betrachtung“ (3) oder in der „Häuslichen Scene“, die wir leider ihres zu großen Umfangs wegen nicht mittheilen können, da ist er oft wirklich köstlich, und wir bedauern, daß er sein eigenthümliches Talent nicht besser erkannt und verwerthet hat, daher er denn hie und da Stoffe, die sich für die humoristische Behandlung vorzüglich eignen, mit unpassendem Ernste darstellt, z. B. in der „Waldplage“, die dadurch matt und prosaisch wird.

Mörikes größtes Verdienst liegt aber nach unserer Ansicht in seinen glücklichen Uebersetzungen aus den alten Sprachen.

1. Begegnung.

Was doch heut Nacht ein Sturm gewesen,
Bis erst der Morgen sich geregt!
Wie hat der ungebetne Besen
Kamin und Gossen ausgefegt!

Da kommt ein Mädchen schon die Straßen,
Das halb verschüchtert um sich sieht;
Wie Rosen, die der Wind zerblasen,
So unstät ihr Gesichtchen glüht.

Ein schöner Bursch tritt ihr entgegen,
Er will ihr voll Entzücken nahn:
Wie sehn sich freudig und verlegen
Die ungewohnten Schelme an!

Er scheint zu fragen, ob das Liebchen
Die Zöpfe schon zurecht gemacht,
Die heute Nacht im offnen Stübchen
Ein Sturm in Unordnung gebracht.

Der Bursche träumt noch von den Küssen,
Die ihm das süße Kind getauscht,
Er steht, von Anmuth hingerissen,
Derweil sie um die Ecke rauscht.

2. Lose Waare.

„Tinte! Tinte kauft ab! Schön schwarze Tinte verkauf ich!“
Rief ein Büblein gar hell Straßen hinauf und hinab.
Lachend traf sein feuriger Blick mich oben im Fenster,
Eh ich michs irgend versah, huscht' er ins Zimmer herein.
„Knabe, dich rief Niemand!“ — „Herr, meine Waare versucht nur!“
Und sein Fäßchen behend schwang er vom Rücken herum.
Da erhob sich das halbzerrissene Jäckchen ein wenig
An der Schulter und hell schimmert' ein Flügel hervor.
„Ei, laß sehen, mein Sohn, du führst auch Federn im Handel?
Amor, verkleideter Schelm! soll ich dich rupfen sogleich?“
Und er lächelt, entlarvt, legt auf die Lippen den Finger:
„Stille! sie sind nicht verzollt — stört die Geschäfte mir nicht!
Gebt das Gefäß, ich füll es umsonst, und bleiben wir Freunde!“
Dieß gesagt und gethan, schlüpft' er zur Thüre hinaus. —
Angeführt hat er mich doch: denn will ich was Nützliches schreiben,
Gleich wird ein Liebesbrief, gleich ein Erotikon draus.

3. Erbauliche Betrachtung

Als wie im Forst ein Jäger, der, am heißen Tag
Im Eichenschatten ruhend, mit zufriednem Blick
Auf seine Hunde niederschaut, das treue Paar,
Das, Hals um Hals geschlungen, brüderlich den
Und schlafend noch des Jagens Lust und Mühe t
So schau' ich hier an des Gehölzes Schattenran
Bei kurzer Rast auf meiner eignen Füße Paar.
Hinab, nicht ohne Rührung; in gewissem Sinn
Zum ersten Mal, so alt ich bin, betracht ich sie,
Und bin fürwahr von ihrem Dasein überrascht,
Wie sie, in Schuh' bis übern Knöchel eingeschnü
Bestäubt da vor mir liegen im verlechzten Gras

Wie manches Lustrum, ehrliche Gesellen, schleppt
Ihr mich auf dieser buckeligen Welt umher,
Gehorsam eurem Herren jeden Augenblick,
Tag oder Nacht, wohin er nur mit euch begehrt.
Sein Wandel mochte thöricht oder weise sein,
Den besten Herrn, wenn man euch hörte, trugt il
Ihr seid bereit, den Unglimpf, der ihm widerfuh
— Und wäre sein Beleidiger ein Reichsbaron —
Alsbald zu strafen mit ergrimmtem Hundetritt,
Doch hiefür hat er selber zu viel Lebensart.
Wo war ein Berg zu steil für euch, zu jäh ein F
Und glücklich immer habt ihr mich nach Haus g
Gleichwohl noch nie mit einem Wörtchen dankt'
Vom Schönsten, was mein Herz genoß, erfuhrt il

Wenn, von der blausten Frühlingsmitternacht en
Oft aus der Gartenlaube weg vom Zechgelag
Mein hochgestimmter Freund mich noch hinausg
Die offne Straße hinzuschwärmen raschen Gang
Wir Jünglinge, des Jugendglückes Uebermaß
Als baaren Schmerz empfindend, ins Unendliche
Die Geister hetzten, und die Rede wie ein Feuer t
Bis wir zuletzt an Kühnheit mit dem sichern Ma
Wetteiferten, da dieser Urwelts-Göttersohn
In Flößerstiefeln vom Gebirg zum Him[illegible] sich
Verstieg und mit der breiten Hand der Sterne H
Zusammenstrich in einen Habersack und den
Mit großem Schnaufen bis zum Rand der Schöpf
Den Plunder auszuschütteln vor das Weltenthor
Ach, gute Bursche, damals wart ihr auch dabei,
Und wo nicht sonst, davon ich jetzo schweigen will

Bleibt mir getreu, und altert schneller nicht als
Wir haben, hoff' ich, noch ein schön Stück Wegs
Zwar weiß ichs nicht, den Göttern sei es heimgef
Doch, wie es falle, laßt euch nichts mit mir gere
Auf meinem Grabstein soll man ein Paar Schul
Den Stab darüber und den Reisehut gelegt,
Das beste Sinnbild eines ruhenden Wandersman
Wer dann mich segnet, der vergißt auch eurer nid
Genug für jetzt! denn dort seh ichs gewitterschwe
Vom Mittag kommen, und mich däucht, es donn
Eh uns der Regen übereilt, ihr Knaben, auf!
Die Steig hinab! zum Städtchen langt sichs eben

Franz Ritter von Kobell.

Franz Ritter von Kobell, geb. zu
chen am 19. Juli 1803, erhielt seine
dung auf einem Gymnasium seiner Va
worauf er die Universität Landshut bezo
nach Vollendung seiner Studien wurde
1823 beim Conservatorium der mineral
Sammlungen des Staates als Adjun

Fr. v. Kobell.

1826 zum ordentlichen und 1834 zum
dentlichen Professor der Mineralogie an
inchner Hochschule ernannt. Die Aka-
er Wissenschaften hatte ihn schon vorher
zum ihrem außerordentlichen Mitgliede
, im J. 1842 erhielt er die Ernennung
klichen Mitgliede. Von seinen weiteren
mständen erwähnen wir nur, daß er
34 mehrere wissenschaftliche Reisen
nach Griechenland, Italien, Frankreich,
und durch alle deutschen Staaten, wo
en ausgezeichnetsten Gelehrten in nähere
ung kam.

trefflichen Arbeiten im Gebiete der
issenschaften, insbesondere der Minera-
urch welche er diese Zweige wesentlich
, erwarben ihm nicht nur die allge-
Anerkennung, sondern auch vielfältige
zeugungen; er erhielt den belgischen Le-
nd den hessischen Ludwigsorden. Viele
, sich und ihn ehrend, ernannten ihn
n Mitgliede.

end Stelzhamer aus dem Volke hervor-
n ist, hat sich Franz von Kobell in
hineingelebt und sich dessen Thun und
, Denken und Empfinden so ganz an-
, daß man geneigt wäre, ihn für ein
ner Gebirgsbewohner zu halten, die er
seinen Dichtungen vorführt. Er ist mit
itern, gemüthlichen, kernhaften, aber
derben Völkchen des bayrischen Tirols
Vollständigste verwachsen, so daß es
ht bloß in seinen äußern Lebensbezieh-
sondern auch in seinem innersten Füh-
vorliegt und er die tief poetischen Ele-
dieses Gebirgslebens mit Sicherheit zu
erfassen weiß. Es ist dieß um so bewunderns-
würdiger, als er, wie wir gesehen haben, nicht
bloß den gebildeten Ständen angehört, sondern
selbst ein Gelehrter im umfassendsten Sinne
des Wortes ist. Aber freilich, da seine Studien
ihn zum vertrauten Umgang mit der Natur
veranlaßten und er in die tiefsten Geheimnisse
derselben drang, mußte ihn diese mit leiden-
schaftlicher Liebe gepflogene Beschäftigung auch
fähig machen, das Naturleben im Volke zu
erkennen und zu lieben. Dieses hat er uns in
seinen „Gedichten in oberbayrischer Mundart"
(München 1839; 6. Aufl. 1862) bald in ly-
rischen, bald in erzählenden Darstellungen in
unübertrefflicher Objektivität vorgeführt, so daß
wir nach den ersten Seiten schon mitten in
jene Gebirgswelt, mitten unter das kräftige,
aber auch der tiefsten Empfindung fähige Volk
versetzt zu sein glauben. Das Leben in und
mit der Natur macht den Menschen kindlich,
heiter, muthwillig und selbst neckisch und hu-
moristisch; daher Kobells Gedichte uns auch
vorzugsweise diese Seiten vorführen, sie errei-
chen dieß oft mit den einfachsten, aber um desto
wirkungsvolleren Mitteln, z. B. wenn sich der
Bursch in „Die oa, die i moa" (1), nachdem
er deren Schönheit und Frische gepriesen, plötz-
lich an einen Zuhörer wendet und mit dem Zu-
ruf abschließt: „Woaßt, die oa, die i moa".
In dieser Zeile, die aus dem tiefsten Verständ-
niß des Volkes hervorgegangen ist, bricht das
Gefühl des Liebenden, den es drängt, sein
Liebesglück der ganzen Welt mitzutheilen, in
ganzer Kraft hervor. Nicht weniger tief spricht
sich das innigste Liebesgefühl in „Mei Himmi"
aus (2), wo der Liebende sich den Himmel ohne
die Geliebte nicht zu denken vermag. Und kann
die unschuldige Naivetät besser dargestellt wer-
den als in „'S Gebet" (3)? Die Macht der
Verzeiflung über den Mord des Geliebten ist
in der „Sennderin" (4) mit erschütternder
Wahrheit geschildert; der Dichter hat den Wech-
sel der Empfindungen, welche die Brust des
unglücklichen Mädchens durchziehen, mit derse-
ben Schnelligkeit und Kraft gezeichnet, wie sie
in ihr stürmten. Das Volk ist schnell mit der
Rache bereit, aber das menschliche Gefühl, das
unentweiht in ihm lebt, lehrt es auch, daß eine
Sünde gebüßt werden muß, wenn sie auch noch
so viele Entschuldigungsgründe darbietet, daher
der Dichter mit vollem Recht uns auch das
tragische Ende des Weibes erzählt. Ein gro-
ßer Theil der Gedichte behandelt das Leben
und Treiben der Gebirgsjäger. Ein junger
Wildschütz hat den Jäger erschossen und eilt,
noch von der Geliebten Abschied zu nehmen.
(„In an' Augenblick"); ein alter Jäger kommt
ohne Beute nach Hause und will den Grund
seines Unmuths verheimlichen, aber sein jüng-
ster Knabe hat ihn errathen und flüstert ihn
den Andern zu, als der Alte eingeschlafen ist
(„Der Verdruß"). Ein junger Bursch freit
um die Tochter eines Försters; dieser will ihm
das Mädchen aber nur unter der Bedingung
geben, daß er einen Baum nenne, den er noch
nicht verzeichnet habe, ob man ihn gleich von
der Försterei aus sehen könne; als er traurig
wie der Abt bei Bürger einhergeht, gibt ihm
ein Freund den Rath, den Burzelbaum zu
nennen („Der b'sunderni Baum").

In oberbayrischer Sprache sind auch die drei größeren Gedichte „Der Hansl vo' Finsterwald, Der schwarzi Veitl, und 'S Kranzner Rosei" (München 1852), so wie die „Schnadahüpf'ln und Sprüchl'n" (Ebend. 1846) abgefaßt. Der Dichter hat diese volksthümliche Form mit großer Meisterschaft behandelt, und uns in kleinen vierzeiligen Gemälden, von denen jedes ein Ganzes bildet, und doch wieder mit den übrigen im innigsten Zusammenhang steht, das Volk in seiner Lust am Gesang, am Tanz, an der Jagd, an der Natur, in seinem heitern Humor und neckischen Muthwillen mit den lebendigsten und wahrsten Farben dargestellt (5).

Die „Gedichte in Pfälzischer Mundart" (5. Aufl. München 1862) und die „Pälzischen G'schicht'n" (Ebend. 1863) zeigen uns den Dichter in einem ganz andern Element. Hier ist es vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, das Leben und Denken des mehr oder weniger philisterhaften Städtebewohners, das uns entgegentritt, mit seinem Aberglauben „Reef'hinnerniß" (6), seinem griesgrämischen Humor „Vum Frühjohr" (7), oder seiner Weinhausphilosophie „Martin Luther" (8). Auch hier ist treffliche Komik, aber während der Gebirgsbewohner der neckende Theil ist, erscheint hier der Philister als das lächerliche Objekt, was um so komischer wirkt, als er es nicht merkt, sondern vielmehr sehr geistreich zu sein glaubt. Die Behandlung der Sprache und die treffliche Auffassung des Volkslebens erscheint um so bewundernswürdiger, als Kobell, wie wir wissen, kein geborner Pfälzer ist.

Außer den „Hochdeutschen Gedichten". (München 1852) hat Kobell auch ein größeres didaktisches Gedicht „Die Urzeit der Erde" (München 1856) verfaßt, zu welchem er durch Ungers „Flora der Vorwelt" und Humboldts geologisches Gemälde im 2. Bande des „Kosmos" begeistert worden ist, und in welchem er seine wissenschaftlichen Kenntnisse mit großer Kunstfertigkeit in poetisches Gewand eingekleidet hat.

1. Die oa, die i moa.

Is am Himmi koa Stern,
Daß i'n schauget so gern
Als a Diandl am Land,
Als die oa, die i moa.

Wohl weiß auf der Höh
Is der frisch gfallne Schnee,
Und is do nit so weiß
Wie die oa, di i moa.

Wohl schö is der Tag,
Wanns a schöner sei mag,
Und is do nit so schön
Wie die oa, die i moa.

Was Frischers siehst nit,
Was a Pfersibaamblüth,
Und is do nit so frisch
Wie die oa, die i moa.

So lieb und so fein,
Moanst, wear nix wie da Wein,
Und is do nit so fein
Wie die oa, die i moa.

Und weil s' halt so fein,
Daß s' nit feiner kunnt sein,
Drum so sich i s' so gern,
Weißt, die oa, die i moa.

2. Mei Himmi.

I woaß an bsundern Himmi,
Da haust koan Heiliger drinn,
Und dangersht is der Himmi,
Wie oaner nach mein Sinn.

Der Himmi hat a Paar Fensterln
Schaugt aber koa Sternerl 'raus,
Hat aa koa goldeni Sunneuhr,
Und macht ihm aa nix draus.

Der Himmi is a Hüttn,
Und just dees gfollt mir dro,
Wie 's drinn so schö und liebli,
Ma siechts ihm gar nit o.

I moan, du kunsts derrothen,
Was in dem Himmi woar,
Ja, ja es is mei Dirndl,
Und die is so viel roar.

Und mueß i amol sterben,
I gieb mi willi drei,
Wann s' grad mi mit mein Himm
Im Himmi lassn 'nei.

Denn meiner mueß a Stückerl
Gar gwiß von dem dort sey,
Und wo dees Stückerl sei'n thuat,
Da setz' i's wieder ei.

3. 'S Gebet.

A gar kloans Dierndl mit der Muatt
Hat in der Kirch in Sunnta' bet't,
Und 's Maderl war so voller Andacht,
Als wann s' es halt recht nöthi hätt.
Dees hat der Muatta goar guat gfall'
Und nach der Kircha sagt s' dazua:
„Du bist amahl a rechti Frummi,
Du host scho bet't in aller Fruh;
Wos host jetz' bet't, dees mueßt ma sa
Du Schatzerl, du, so brav und nett."
Und 's Maderl sagt auf ihre Fragn:
„Daß d' Kirch bald aus werd, hon i b

4. Die Sennderin.

A Senndrin hat a Kalbn gsuacht,
Da hat s' an Jager gfund'n,
Der war d'erschlagen jämmerli,
An Händ und Füßn bundn.
„O Sendrin, liebi Senndrin mei,
Schneid o die Strick, i bitt di sei,
Du siehst, wie elend daß i bi.
O hilf, i bitt, sunst bin i hi!"

Die Senndrin schaugt a guati Weil
Ihr hat sei Freiheit gar donn Eil;
Do endli noagt se si zun ihm,
Als helfet s' von de Strick und Riem,
Und longsam ziegt s' ihm's Messer 'ra
Da kimmt den Jager on a Graus.
Was dreht d' Augn denn so weg?
Was mocht ihm denn an sellen Schrec

Die Sennbrin ſagt ihm ſtaad ins Ohr
(Ihm kimmts ſo laut wie Dunner vor):
„Mein Buabn haſt d'erſchoſſen mir
Wos moanſt, wos ghört denn dir dafür?"
Sie geht und ſchneidt zwoa Darn 'zſamm,
Daß 'ſ juſt a Kreutzl gebn habn,
Dees ſteckt ſ' bein ihm in Bodn 'nei,
Und keilts gar feſt in Stoaner ei.
„Verſteht mi", ſagt ſ', „wanns Schnee o geit,
So woaß ma do, wo oaner leit.
Und ſchaugt 'n nomal furchtbar o,
Wirfts Meſſer weg und geht davo.
Der Winter is kemma grauſi kalt,
Und gfrorn hats, es war a Gwalt,
Und gſchniebn hats ſchon Tag und Nacht,
Und 's Eis hat ſchier zum Ferchtn kracht.

Da wadt a Wei in tiefn Schnee,
Tracht't nach der Wallfahrt auf der Höh,
Gar bloach is's und is muettersloa,
Wer wird denn jetz a Wallfahrt thoa?
Bei ſo an Wetter, 's is a Graus,
Da jagt ma ja koan Hund nit 'naus.
Und 's Wei, dees arbet' bis in d' Nacht,
Hat d' Wallfahrt nimmermehr damacht;
Gar bald verweht und kloa verſchniebn,
Is ſ' todt am Kreuzweg liegn bliebn.

Das Wei, ſchau, war die Sennderin.
So gar ſcharf ſey, bringt nie koan Gwinn;
Wer gar ſo hart und wüthi thuat,
Der ſchad't ihm ſelm, es thuat kon Guat.

5. Schnaderhüpfln.

Daß 's geit alti Hexn,
Ko' glaabn, wer will;
Aber junge, die geits,
O da kenn i gar viel,
Und haſt damit zſchaffa,
So thåan ſ' dir was o,
Und da ko'ſt nimmer ſchlafn,
Denkſt alleweil dro.

A' loaniga Menſch
Ko' nix bſunders derlebn;
Grad a' Waſſer, dees ſtoabt,
Thuat an Regnbogn gebn.

A Bix ohni Ho,
Und a Diendl ohni Mo,
Und a Jager ohni Schneid,
Da is's allemal gfeit.

Und d' Freud und die Traurigkeit,
Taugn nit zamm,
Es geit Bliemi'n aa koa,
Die a ſchwarzi Farb han.

A fröhliche Sinn
Is a funniga Tag,
Wo ma überall klar
Umanond ſchauen mag.

Und a trauriga Sinn,
Der is Nebi und Regn,
Und da ko'ſt auf koa' Weitn
Nix Schöns nit d'erſegn.

I wünſch ma nit viel,
Möcht' a' Moda grad ſey,
Und zum Diendl ins Haus,
Nacha zieget i' ei'.

Möcht a Nagerl grad ſey,
Und i' gebet was drum,
Denn da traget mi 's Diendl
Im Mieda mit 'rum.

Und d' Lieb hat a Sprach,
Die mar überall kennt,
Und wo die nimmer gredt wird,
Da hat d' Welt an End.

Es gfallt oan ja 's Lebn
Als Junger ſo wohl,
Für was denn der Brauch,
Daß mer alt wern ſoll?

Seidat bin i gweſn,
Da kenn i mi aus,
Und gar gern ſtehn i Schildwacht
Beim Diendl ſein Haus.

6. Reeshinnerniß.

Ich kann halt gar nit weiter kumme,
Es is e wahri Noth,
Uf heut hatt ich mers vorgenumme,
Da war die Sunn ſo roth.
Und geſchtert, wie ichs überleech,
Laaft ſo e Sapperlott,
A bummer Haas mar über'n Weech —
Do reeſa? — bhüt mich Gott!
Am Mondtach fangt mar nie was a,
Am Sunntach wollt ich geh,
Do muß, als wärs mer angetha,
E Schwein am Stadtthor ſteh;
Uff morche do werds juſcht e Johr,
Daß mer de Weache bracht,
Der Tach kann freilich nix d'rvor,
Doch weeß mers als nit recht.
Drum weeß ich nit, was anzufange,
For deßmol gehts mer bös, —
Dann deß werd doch ke Menſch verlange',
Deß ich am Freitach rees!

7. Vum Frühjohr.

Wie hab ich ſe ſo gern die Zeit,
Wann 's Frühjohr wiedder kummt,
Wann Alles grünt in Herrlichkeit
Un Alles ſingt un ſummt,
Es blühn die Glöckcher uffm Feld,
Die Primlcher derbei,
Un Blume bringt dar ganze Welt
Der luſchtig ſchöne Mai.

Ich weß nit, wo ich deß ſo lern,
Denk ich ans Liebche ſei,
Im Frühjohr hab ichs doppelt gern,
Als wie im Herbſcht de Wei,
Un denk ich an die Hochzeit aach,
So bild ich mers halt ei
Un treems im Schlof un wann ich wach,
Im Frühjohr muß ſe ſey!

Nur eens is schad un 's geschicht halt nit. —
Ich wollt, wenns Frühjohr kám,
Brächts aach e Stückche Jugend mit
De Mensche wie de Beem;
Uns aber wehrts gar knickerich,
Was jedi Pflanz genießt,
Deß is des eenziche, was mich
Am Frühjehr als verdrießt.

8. Martin Luther.

Der alte Martin Luther war
Doch gar ke übler Mann,
E Mann vun ächtm Schrot un Korn,
Wie mer een finne kann.

Sei Spruch vun Wein, Weib un Gesang,
Den stoßt 'm keener um,
Un wär die Welt noch übergscheit,
Un wär se noch so dumm.

Dann deß is e Trifolium,
Wo gar nix drüber geht,
Natürlich, wenn se gut un sei,
Wie ers halt aach versteht.

Un denkt mer nor e bische noch,
So fallts em selber ei,
Wie lumpich ohne die die Welt
Un lendelahm müßt sey.

Do gábs ke Lieb, ke Poesie,
Un, was schier ärger wär,
Kenn Markobrunner, kenn Bordeaux,
Un kenn Champagner mehr.

Da wär e wahri Wassernoth,
Weeß Gott, for Leib un Seel,
Un thät ke Mensch mehr luschtich sey,
Wär Alles schepp un scheel.

Drum hot der alte Martin Recht,
Sei Spruch is schö un klar,
Un 's is nor schad, daß halt der Mann
Erschrecklich luthrisch war.

9. Der ernschthafte Mann.

Ich hab amol 'n Mann gekennt,
Der hot gar nie gelacht,
Hot wie die Katz, wenns dunnert, als
A grämlich Gsicht gemacht.

Ich hab gefracht, wer ist denn der?
Da hot mer Einer gsacht,
Er hätt mit 're Papierfabrik
Amol sei Glück gemacht.

Un seitdem thät er nix mehr thu
Als lese wie verruckt,
Un Alles lese, was mer hätt
Uf sei Papier gedruckt.

Der Mann, der war me intressant,
Hab sei Bekanntschaft gmacht,
Un die vun seiner Biblethek,
Die 'n ums Lache gebracht.

Do war das merscht Philosophie,
A Theel war Kirche-streit,
No, denkt ich, daß begreif ich wohl,
Do lache wenig Leut.

Doch Eens, deß hätt ich nit gemeent,
Ja Eens, deß war mir neu,
Es war aach ganz a hübsch Paket
Moderne Luschtspiel derbei.

Emanuel (von) Geibel.

Emanuel Geib

Göthe und Schiller haben
Einfluß auf die deutsche Li
sie haben keine Schule gegrü
möglich, einzelne Seiten ihr
zuahmen, aber um die To
zu erfassen, hätte man selb
Schiller sein müssen. Um
den, gehört eine gewisse Ei
aber diese muß einen sch
rakter haben, der auch
Talenten erfaßt werden
Fall bei Opitz und Hoffm
stock und den Romanti
selbst bei Rückert, Uhl
welche alle der Dichtun
thümlichkeit mehr oder w
Wenn auch seitdem m
aufgetreten sind, so fe
was zur Gründung
Erforderniß ist, und
allgemein als der b
Tage gilt, hat einen
auf die Entwickelun

ıte ihn nicht haben, weil ihm eine
zgeprägte Einseitigkeit mangelt.

uel Geibel, geb. zu Lübeck am
1815, bezog, nachdem er seine wis-
che Vorbildung in seiner Vaterstadt
im J. 1835 die Universität Bonn,
.ologie und Theologie zu studieren.
›mete er sich bald ausschließlich den
Studien und der Poesie, namentlich
ı folgenden Jahre nach Berlin über-
ıd dort das Glück hatte, mit Chamisso,
Gruppe, Kugler u. A. näher bekannt
n. Noch ehe er seine Studien voll-
:e, erhielt er die Stelle eines Erziehers
ıischen Gesandten in Athen. Seinen
lt in Griechenland benutzte er zur
ıg seiner Studien des klassischen Alter-
vobei ihm sein Jugendfreund Ernst
'örderend zur Seite stand. In die Hei-
ıdgekehrt, widmete er sich dem Stu-
romanischen, besonders der spanischen
, weshalb ihm (1841) die Einladung
ns von der Malsburg, eine Zeitlang
ınf dem Gut Escheberg zu verweilen,
'ommen war, da ihm dort ein reicher
ın spanischen und italienischen Büchern
e stand. Im folgenden Jahre kehrte
Lübeck zurück. Auf Verwendung des
: Friedr. von Rumohr erhielt Geibel
ıig von Preußen eine Pension von
ılern, so daß er nunmehr sorgenfrei
ıhängig leben konnte. Er zog nach
: am Rhein, um den Dichter Freilig-
ien Talent er hoch schätzte, persönlich
u lernen, und brachte den Sommer
›rt zu. In den folgenden Jahren
er seinen Aufenthalt häufig, bis er
m König Maximilian II. von Bayern
:fer der Königin berufen und zugleich
›fessor der Aesthetik ernannt wurde.
ıahre später erhielt er einen Orden,
ıugleich den Adel verlieh.

heutzutage lyrische Dichtungen in einem
ırhundert über fünfzig Auflagen erleben,
ei Geibels ersten „Gedichten" (Berl.
6. Aufl. 1864) der Fall ist, da muß
:er ein außergewöhnliches Talent be-
r es müssen äußere Verhältnisse zu
erkwürdigen und seltenen Erfolg bei-
haben. Ohne daß wir ihm im Ent-
große Begabung abstreiten, können
nicht glauben, daß diese der Haupt-
r so großen Verbreitung seiner Ge-
› des ungeschwächten Beifalls ist, den
lange Zeit zu erhalten wußten. Er
weder genial, noch selbst originell;
ın weder großartige Gedanken, noch
›iderstehlich hinreißende Begeisterung,
t Nichts, was Epoche machen, die Dich-
ine neue Bahn leiten könnte, ja wir
behaupten, daß Mancher unter den
Dichtern mehr Stoff dazu hat als er. Es
an jeder energischen Eigenthümlichkeit,
iedenem Charakter, der sich bei kräf-
daturen in jedem Worte ausspricht.
n den großen Meistern der deutschen
, ohne von Klopstock, Tieck und über-
ı Romantikern zu sprechen, so ist kaum
trautere Bekanntschaft mit Uhland,
reiligrath und vielen Anderen nöthig,
um sie sogleich in jeder Zeile wieder zu erkennen; auch das schönste Gedicht Geibels trägt keinen Stempel, der es unbedingt als sein Eigenthum ausweist, denn, wie wir Alle aus Göthe wissen, ist dazu nicht eben nöthig, daß der Dichter eine besondere Manier habe. Wenn wir nicht irren, so ist der Beifall, den Geibels erste Gedichte erhielten, zweierlei Ursachen zuzuschreiben. Sie erschienen erstens zu einer Zeit, wo man des „Weltschmerzes" und der „rothen" Sturmpoesie überdrüssig zu werden begann. Das deutsche Volk war nach den Aufregungen der dreißiger Jahre in die frühere Gleichgültigkeit zurückgefallen, und kam daher einem Dichter freudig entgegen, der es in die Welt der idyllischen Empfindung wieder einzuführen wußte, der zwar für Freiheit schwärmte, aber zugleich auch mahnte, dieselbe geduldig von der Zeit zu erwarten. Ein zweiter Grund ihrer günstigen Aufnahme ist in ihrer weichlichen Haltung zu suchen, die namentlich die Frauen für sich gewann, und es hat Geibel sich daher vollkommen erkannt, als er sagte, daß seine Lieder so lange nicht vergessen werden, als es „Backfische" auf der Welt gebe. Dazu kam, daß er die Sprache und die Form mit großer Meisterschaft beherrscht; seine Gedichte, auch die bedeutungslosesten, schmeicheln sich durch die Glätte und Anmuth der Darstellung, wie durch den melodischen Fluß des Rhythmus, die Volltönigkeit der Reime ein, so daß viele Lieder zum Gesang zu reizen scheinen.

Der Mangel an Charaktereigenthümlichkeit zeigt sich schon darin, daß viele Gedichte leicht andern Dichtern zugeschrieben werden könnten, oder daß man in ihnen leicht an andere erinnert wird. Wer denkt nicht unwillkürlich an Heine bei dem „Nachtlied", an Eichendorff bei dem Lied: „Herab von den Bergen zum Thale"; „Zwei Könige" erinnern an Uhland, „Der Sklav" an Freiligrath; manche „Distichen aus Griechenland" an Göthe, andre Gedichte an die Minnesinger, denen er schon durch die Eintönigkeit der Liebes- und Naturlieder ähnlich ist. Ohne gerade an bestimmte Dichter zu erinnern, bieten uns viele Lieder doch keine neuen Gedanken und keine neuen Anschauungen. Was „Der Schmetterling", was die meisten Stücke in den „Liedern als Intermezzo"*), was die „Verlorene Liebe" u. s. w. besagen, das ist uns schon zur Genüge, oft allerdings schlechter, nicht selten aber auch besser vorgesungen worden. Daß schöne Versifikation und fließende Darstellung allein noch kein Gedicht bilden, wenn sie nicht sinnreiche Gedanken oder tiefe Empfindungen einrahmen, das beweisen uns die „Drei Bitten", die „Schlaflosigkeit"; noch weniger ist die Anreihung einzelner Bilder Poesie, wie in „Cita mors ruit". Die göttergleiche Hoheit der Poesie besteht darin, daß sie bei dem freiesten Spiel und dem feurigsten Schwung der Phantasie die höchste Klarheit bewahrt, sich streng innerhalb der logischen Gesetze bewegt, oder, um uns eines gebräuchlicheren Ausdruckes zu bedienen, daß jede Empfindung, jeder Gedanke,

*) Bei dieser Gelegenheit können wir uns nicht enthalten, die Unart der neuen Dichter zu tadeln, ihren lyrischen Ergüssen keine Ueberschriften zu geben, was freilich oft darin seinen Grund hat, daß gar manches Gedicht keinen hervorstechenden Gedanken, keine das Ganze beherrschende oder eine nur sehr unklare Stimmung hat.

jede Thatsache motiviert sei, d. h. als nothwendig erscheine. Der Mangel an solcher Motivierung findet sich nicht selten bald in der Anlage, bald in der Ausführung der Geibelschen Gedichte. Bei der Betrachtung einer zerfallenen Burg wird sich die Phantasie in die alten Zeiten versetzen, in denen die Hallen noch vom lebendigsten Treiben erfüllt waren; sie wird sich dieses nach allen Seiten ausmalen und so anschaulich als möglich zu vergegenwärtigen suchen. Aber das wird Jeder thun, der mit den früheren Zuständen vertraut und nicht allzuträgen Geistes ist. Dazu braucht er keines Dichters, und wenn Geibel doch in der „Rothenburg" einen Dichter als Beschauer hätte einführen wollen, hätte er ihm ganz andere Gedanken unterlegen müssen, als solche, die sich jedem Andern auch aufdrängen. Beim „Knaben mit dem Wunderhorn" fragen wir billig, worin das Wunderbare des Horns liege, da wir von demselben auch gar weiter Nichts erfahren, als daß es wie jedes andere Horn den Widerhall weckt. Was soll man sich unter dem Lied „Die stille Wasserrose" denken? Im See ist eine Wasserrose, der Mond beschein't sie, ein Schwan sieht sie singend an und will im Singen vergehn. „O Blume, weiße Blume, Kannst du das Lied verstehn?" Wahrscheinlich so wenig wie wir. In welcher Beziehung steht der Schwan zur Wasserrose? warum ist er an sie festgebannt? das und Anderes sind Fragen, die sich nicht lösen lassen. Soll das Lied eine Allegorie sein, dann ist es schwer, ja unmöglich, ihre Bedeutung ausfindig zu machen. Das ist der Fluch der neuern deutschen Dichtung, ja des deutschen Lebens überhaupt, daß Dichter und Leser mit dem unklar oder halb Gedachten zufrieden sind und man gerade solch unreife Frucht für poetisch, tief oder geistreich hält. Wir könnten noch manches Gedicht dieser Art anführen, auch wohl manche, in denen man unwürdigen Gedanken begegnet, wie in dem Gedicht „Einer jungen Freundin", dessen Schluß geradezu widrig ist.

Der lyrische Dichter hat allerdings die Aufgabe, seine innere Welt, die Welt seiner Empfindungen und Anschauungen darzustellen, allein er muß sich zugleich über sein eigenes Ich erheben; er soll in seinen Empfindungen und Anschauungen die allgemein menschlichen Gefühle so zur Anschauung bringen, daß jeder Leser sie als die seinigen wiedererkennen oder sie doch wenigstens zu den seinigen machen kann, wie Geibel selbst so schön als richtig sagt:

„Das ist des Lyrikers Kunst, auszusprechen, was Allen gemein ist,
Wie ers im tiefsten Gemüth neu und besonders erschuf,
Oder dem Eigensten auch solch allverständlich Gepräge
Leihn, daß Jeglicher drin staunend sich selber erkennt."

Dem Leser liegt es nicht daran, was Geibel als Geibel, sondern was er als Dichter, als Repräsentant des Menschenthums, denkt, fühlt, glaubt, hofft, lehrt, lobt oder tadelt. Wenn Göthe im „Mailied" ausruft: „Wie herrlich leuchtet Mir die Natur", so denkt Niemand dabei an des Dichters Persönlichkeit, sondern jeder Leser bezieht es je nach Umständen, Lage und Zeit mehr auf sich selbst. Und sogar in den „Römischen Elegieen", in denen uns Göthe ein Stück seines Lebens vorführt, vergessen wir über den Inhalt vollständig des Dichters Person. Wie ganz anders bei Geibel, in dessen Liedern uns sein eigenes Selbst immer so entschieden und so oft entgegentritt, daß es uns unmöglich wird, dieselben zu unserm Eigenthum zu machen.

Am Wenigsten befriedigen die politischen Gedichte, die freilich viel zur günstigen Aufnahme der Sammlung beigetragen haben mögen, weil sie ganz der allgemeinen Abgespanntheit entsprachen, in die das deutsche Volk zur Zeit ihres Erscheinens verfallen war. Wir verdenken es ihm nicht, daß er von den Phrasen Herweghs Nichts wissen wollte*); aber ist sein politisches Glaubensbekenntniß nicht auch auf Phrasen gegründet? Es ist nicht genug, daß man sich rühme, die Freiheit und das Vaterland zu lieben, man muß es auch durch Thaten beweisen, dadurch beweisen, daß man das Volk heranbilde, auf daß es wisse, was es zu thun habe, wenn die Zeit herankommt, wo es gilt, für Freiheit und Vaterland einzustehen. Geibel hat aber durch seine politischen Gedichte nur die nebelhafte Schwärmerei genährt, die von jeher Deutschlands Unglück war. Wenn es auch ganz wahr ist, daß der Geist siegen muß, so ist es vor Allem nöthig, den Geist zu wecken; solche Lieder wie die politischen Gedichte Geibels aber sind eher geeignet, ihn in süßen Schlummer zu wiegen.

Ein Erbtheil der romantischen Periode ist der Gebrauch falscher und unangemessener Bilder. Es ist widersinnig, das Große durch Kleines, das Belebte durch Lebloses anschaulich zu machen, oder einen Begriff durch einen solchen zu versinnlichen, der von einem andern Sinne aufgefaßt wird; dergleichen sind bei Geibel nicht selten**). Endlich hat Geibel dem Ausdruck nicht immer die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt: Die Härte in der „Apologie", wo es heißt: Spring' ich hastig *auf*, *auf* weiße Blätter Die gereimten Träume festzubannen", macht einen mehr als übeln Eindruck. Was ist ein „Segenstern?" („Der Page"). Wie matt ist: „Drei Tage nach diesem" („Des Wojewoden Tochter"), oder „Ein Pascha sonder Gleichen" („Der Sklav")! Das schönste Gedicht wird verunstaltet, wenn sich auch nur ein einziges Wort als Nothbedarf des Reimes wegen erweist; und auch solche Mängel kommen hie und da vor, so im „Gesicht im Wald":

Sie schmiedeten an einem großen Schwert;
Zweischneidig wars, der Griff als Kreuz gestaltet,
Die Spitze nadelscharf und *unversehrt*."

Allerdings bieten die „Gedichte" auch manche vortreffliche Gabe, die einen wahren Dichter

*) Das bekannte Gedicht „An G. Herwegh" erschien in den „Zeitstimmen," (Lüb. 1841), wurde aber von Geibel nicht in die spätern Sammlungen aufgenommen.

**) Wir führen nur eine Strophe aus der „Frühlingsoffenbarung" an, in der solche unangemessene Bilder gehäuft erscheinen:

Wie Weihrauchs*wolken* zeigt der Blüthe *Düften*;
Gleich goldnen *Kerzen* flammt das Licht der *Sonnen*.
Als Jubelhymnen *fluthen* in den Lüften
Die *Stimmen* all von Vöglein, Laub und Bronnen.

und als Beispiel von gesuchten und zugleich widrigen Bildern die Zeile aus „Glotar":

„Und wo prosaisch bald und bald poetisch
Des Geists *Rakete* durch die Luft sich *schwänzt*."

ınden, aber ſie verſchwinden faſt unter Rittelgut, und es iſt beinahe anzunehmen, gerade dieſes Mittelgut das Glück der ichte" gemacht hat*). In wenigen Gedich- ıricht ſich das Bewußtſein des Liebesglücks ıchtig, ſo glühend und wahr aus, als im „O ſchneller, mein Roß" (1); da iſt nichts haftes, nichts Sentimentales, nichts Ge- es; man fühlt, wie dem Liebenden die zerſpringen möchte, weil er die Seligkeit, ın durchſtrömt, verſchweigen muß; man ſein ganzes Glück, als er endlich in dem hen „Sie iſt mein" ſeinem Gefühle Aus- gibt. Von eben ſolcher Innigkeit und heit iſt „Spielmanns Lied" (2), deſſen ın die einzelnen Strophen auf äußerſt iche Weiſe verbindet. Keine Reminiscenz Göthe, aber Göthiſch aufgefaßt und durch- rt iſt der „Leichte Sinn" (3); „Der Rit- ım Rheine" (4) iſt ein vortreffliches Trink- An Wohllaut der Sprache, der beſonders Wechſel volltönender Vokale und in den gen Reimworten liegt, iſt die „Gondoliere" nübertrefflich. Im ſchönen Sonett „Erſter enblick" (6) iſt der ſehr gewöhnliche Ein- des Wetters auf das Gemüth poetiſch ver-

Und ſo könnten wir noch manches ſchöne iefgefühlte Gedicht nennen, wie die „Abend- in Venedig", mehrere von den „Diſtichen Griechenland", unter welchen das „Grab des ıiſtokles" ſinnvoll gedacht iſt, „Der Ein- :", „Sansſouci" u. ſ. w.

eſe und andere Gedichte in der erſten ımlung ließen erwarten, daß der Dichter ıem Wege ſei, kräftigere Töne anzuſchla- dieſe Erwartung wurde nicht getäuſcht. haben wir hierbei die „Zeitſtimmen" (Lü- .841) nicht im Auge, in denen es zwar an kraftvollen Worten fehlt, die ſich aber anzen immer noch in den althergebrachten ıen von deutſcher Treue, deutſchem Glau- deutſcher Kunſt und natürlich auch von her Philoſophie bewegen („Ein Lied vom ı"). Vertrauen und Hoffnung ſind die , auf die der Dichter baut („Hoffnung"); Chat mahnt er — und auch dieß iſt bezeich- — nur dann, wenn er von fremden Völ- und Zuſtänden ſpricht („Der Alte von ı"), oder wenn er gegen fremde Unterdrü- zürnt, wie in den „Zwölf Sonetten. Schleswig-Holſtein" (Lübeck 1846); aber dieſe ſind vorzugsweiſe von Klagen erfüllt ſind Rückert's „Geharniſchten Sonetten" ſwegs ebenbürtig, wenn ſie auch an Form- zeit ihnen nahe ſtehen. Von dem edlen , der Rückerts Sonette durchglüht, dem , der weniger gegen den Feind als gegen gene Schwäche gerichtet iſt und der allein ılummernde Thatkraft aufzuwecken vermag, ıieſem iſt keine Spur, und wenn der Dich- inmal einen Anlauf nimmt, wie in dem tt „Mahnuug zur That" (7), ſo geht es ihm ıem deutſchen Rhein, der ſich im Sand rt. Noch trübſeliger ſind die „Deutſchen n vom Jahre 1844", die trefflich ge- t ſind, Furcht ſtatt Muth zu erwecken (8).

Charakteriſtiſch, nicht bloß für den Dichter, iſt es, daß er das Heil nicht von der „Selbſtaufraffung" des Volks erwartet, ſondern von einem Meſſias(9).

Wenn wir geſagt haben, daß der Dichter kräftigere Töne angeſchlagen habe, ſo läßt ſich dieß, wie oben gezeigt worden, nicht auf die politiſchen Dichtungen anwenden, wohl aber von den meiſten andern, welche er in den „Juniusliedern" (Stuttg. 1848. 16. Aufl. 1864) geſammelt herausgab, durch deren Titel er ſelbſt ſchon andeuten wollte, daß man in der neuen Sammlung Männlicheres zu erwarten habe, als in der früheren. Was namentlich in die Augen fällt, iſt die größere Klarheit und die größere Schärfe der Gedanken, die ungleich größere Wahrheit und Tiefe der Empfindung, die ſich vor Allem in den Liebes- und Naturliedern kund giebt. Auch größere Geſtaltungskraft wird ſichtbar, ſo in dem „Lied des Corſaren", ganz beſonders in dem ſchönen Gedicht „Die junge Zeit" (10), wo er das Weben und Treiben, den Drang und die Haſt unſerer Tage zu einem meiſterhaften Bilde ausführt, deſſen gigantiſche Größe durch die von prophetiſchem Geiſte erfüllten Schlußſtrophen die höchſte Anſchaulichkeit gewinnt. Dieſe Strophen ſind auch in anderer Beziehung charakteriſtiſch, indem ſie von der Glaubensinnigkeit eingegeben ſind, die ein weſentliches Element ſeiner Weltanſchauung bildet und wie die früheren, ſo auch die ſpäteren Dichtungen durchdringt, die ihn überall, in der Natur wie in der Weltgeſchichte, das Walten der göttlichen Allmacht, ihre Weisheit und Liebe erkennen läßt, die ihn mit einem lebendigen Vertrauen auf dieſe Liebe erfüllt, mit einem Vertrauen und Glaubensmuth, die er, wie in der „Frohen Botſchaft" (11), ſo auch in manchem andern Lied in warmen, tiefgefühlten Worten ausſpricht.

Die „Neuen Gedichte" (Stuttg. 1857) führen uns im Ganzen in keinen neuen Gedankenkreis; Liebe, Natur und Wein werden auch hier in mannigfachen Weiſen beſungen, die um ſo erfreulicher berühren, als in ihnen mehr Ruhe und Klarheit herrſcht, ohne daß ſie an Tiefe der Empfindung verlieren; ja es tritt dieſe noch mehr hervor, eben weil ſie ſich in größerer Klarheit ausſpricht. Wir verweiſen vor Allem auf den letzten Abſchnitt: „Ada. Tagbuchsblätter." Die Idee, welche der Dichter in der „jungen Zeit" in ſo ergreifender Weiſe ausgeſprochen hatte, wiederholt er in neuem Gewande in den beiden Gedichten „Mythus vom Dampfe", das ſich durch poetiſche Geſtaltung des Realen auszeichnet, und „Babel", zu welchem ihn wohl das „Babylon" in der „jungen Zeit" veranlaßt haben mag. Den ſchreiendſten Gegenſatz zu den glaubensvollen Liedern des Dichters bilden die „Hiſtoriſchen Studien", ein Geſpräch zwiſchen Fauſt und Mephiſtopheles. Fauſt hatte ſich in die Betrachtung der Weltgeſchichte verſenkt, um das ewige Geſetz daraus zu erkennen, das die Geſchicke der Völker leitet. Die Weltgeſchichte iſt ihm die ſicherſte Lehrerin der Menſcheit,

„Denn wer nur das Vergangne recht erkannt,
Wird auch das Gegenwärtige durchſchauen,
Er wird getroſt mit doppelt ſichrer Hand
Am großen Bau der Zukunft bauen."

*) Der Dichter ſagt ſelbſt in dem Sonett „Unbekümmert": „Denn ſinnlos hat die Welt zu allen Zeiten
An Mittelmäß'ges ihre Gunſt verſchwendet."

[illegible]

als undeutsch bezeichnet („Das wollen wir Platen nicht vergessen"), so hat er in der letzten Sammlung nicht bloß dessen Vorgang nachgeahmt, sondern auch in der Ode „An Jakob Burckhardt" (13) den Gebrauch der klassischen Formen als zweckmäßig und nothwendig dargestellt. Unter den Liedern mit politischer Färbung zeichnen wir Eines aus, das eine in der neueren Zeit verkannte Wahrheit überzeugend in das Herz legt, die nämlich, daß die Einheit des Vaterlandes nicht auf Kosten der Mannigfaltigkeit erstrebt werden soll (14), die bei der bisherigen Zerspaltung schon Großes hervorgebracht und noch Größeres erzeugen würde, wenn sie sich mit der Einheit verbände.

Fassen wir die bisherige Darstellung zu einer kurzen Charakteristik des Dichters zusammen, so ergiebt sich, daß Geibel zwar, wie schon ausgesprochen, kein schöpferischer, bahnbrechender Geist ist, daß er über keinen umfassenden Gedankenkreis herrscht, daß er in seinen politischen Anschauungen unklar und allzubeschränkt ist und sich zu gern schwärmerischen Träumereien von Kaiser und Reich hingiebt; dagegen lassen sich auch die bedeutenden Vorzüge nicht verkennen, die sich in seinen Dichtungen kund geben. Er beherrscht den Gedankenkreis, den er dichterisch behandelt, mit überraschender Sicherheit, und weiß ihn in immer neuen Variationen zur Anschauung zu bringen. Seine Sprache und Darstellung ist nicht gewaltig und hinreißend, sie bewegt sich aber im schönsten Gleichmaß und im einschmeichelndsten Wohllaut. Welche Form er auch behandeln mag, die einfachste wie die schwierigste, immer erscheint sie in meisterhafter Vollendung, wie sie auch mit seltenem Verständniß dem Inhalte der Dichtungen angepaßt ist.

1. Liebesseligkeit.

O schneller, mein Roß, mit Hast, mit Hast!
Wie säumig dünkt mich dein Jagen,
In den Wald, in den Wald meine selige Last
Mein süßes Geheimniß zu tragen.

Es liegt ein trunkener Abendschein
Rothdämmernd über den Gipfeln,
Es jauchzen und wollen mit fröhlich sein
Die Vögel in allen Wipfeln.

O könnt' ich steigen mit Jubelschall
Wie die Lerch' empor aus den Gründen,
Und droben den rosigen Himmeln all
Mein Glück, mein Glück verkünden!

Oder ein Sturm mit Flügelgewalt
Zum Meere hinbrausen, dem blauen,
Und dort was im Herzen mir glüht und schallt,
Den verschwiegenen Wellen vertrauen!

Es darf mich hören kein menschlich Ohr;
Ich kann wie die Lerche nicht steigen,
Ich kann nicht wehn wie der Sturm empor,
Und kann's doch nimmer verschweigen.

Sie wiss' es, du blinkender Mond im Fluß,
Sie wissen es, ihr Buchen im Grunde:
Sie ist mein, sie ist mein! Es brennt ihr Kuß
Auf meinem seligen Munde.

2. Spielmanns Lied.

Und legt ihr zwiſchen mich und ſie
Auch Strom und Thal und Hügel,
Geſtrenge Herrn, ihr trennt uns nie,
Das Lied, das Lied hat Flügel.
Ich bin ein Spielmann wohlbekannt,
Ich mache mich auf die Reiſe,
Und ſing hinfort durchs weite Land
Nur noch die Eine Weiſe:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Luſt und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tauſend, tauſend Mal!

Und wandr ich durch den laubgen Wald,
Wo Fink und Amſel ſchweifen:
Mein Lied erlauſcht das Völkchen bald,
Und hebt es an zu pfeifen.
Und auf der Haide hörts der Wind,
Der ſpannt die Flügel heiter,
Und trägt es über den Strom geſchwind,
Und über den Berg, und weiter:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Luſt und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tauſend, tauſend Mal!

Durch Stadt und Dorf, durch Wieſ' und Kern
Spiel ichs auf meinen Zügen,
Da ſingens bald zu Nacht am Born
Die Mägde mit den Krügen;
Der Jäger ſummt es vor ſich her,
Spürt er im Buchenhage;
Der Fiſcher wirft ſein Netz ins Meer
Und ſingts zum Ruderſchlage:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Luſt und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tauſend, tauſend Mal!

Und friſcher Wind und Waldvöglein,
Und Fiſcher, Mägd und Jäger,
Die müſſen alle Boten ſein
Und meiner Liebe Träger.
So kommts im Ernſt, ſo kommts im Scherz
Zu deinem Ohr am Ende,
Und wenn Dus hörſt, da pocht dein Herz,
Du ſpürſt es, wer es ſende:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Luſt und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tauſend, tauſend Mal!

3. Leichter Sinn.

Und wie wär es nicht zu tragen
Dieſes Leben in der Welt?
Täglich wechſeln Luſt und Plagen,
Was betrübt und was gefällt.
Schlägt die Zeit dir manche Wunde,
Manche Freude bringt ihr Lauf;
Aber Eine ſelge Stunde
Wiegt ein Jahr von Schmerzen auf.

Wiſſe nur das Glück zu faſſen,
Wenn es lächelnd dir ſich beut;
In der Bruſt und auf den Gaſſen
Such es morgen, ſuch es heut.
Doch bedrängt in deinem Kreiſe
Dich ein flüchtig Mißgeſchick,
Lächle leiſe, hoffe weiſe
Auf den nächſten Augenblick.

Nur kein müßig Schmerzbehagen!
Nur kein weichlich Selbſtverzehn!
Kommen Grillen, dich zu plagen,
Wiege ſie mit Liedern ein.
Froh und ernſt, doch immer heiter
Leite dich die Poeſie,
Und die Welle trägt dich weiter,
Und du weißt es ſelbſt nicht, wie.

4. Der Ritter vom Rheine.

Ich weiß einen Helden von ſeltener Art,
So ſtark und ſo zart, ſo ſtark und ſo zart,
Das iſt die Blume der Ritterſchaft,
Das iſt der Erſte an Milde und Kraft,
So weit auf des Vaterlands Gauen
Die Sterne vom Himmel ſchauen.

Er kam zur Welt auf ſonnigem Stein
Hoch über dem Rhein, hoch über dem Rhein;
Und wie er geboren, da jauchzt überall
Im Lande Trompeten- und Paukenſchall,
Da wehten von Burgen und Hügeln
Die Fahnen mit luſtigen Flügeln.

In goldener Rüſtung geht der Geſell,
Das funkelt ſo hell, das funkelt ſo hell;
Und ob ihm auch Mancher zum Kampf ſich geſtellt,
Weiß Keinen, den er nicht endlich gefällt;
Es ſanken Fürſten und Pfaffen
Vor ſeinen feurigen Waffen.

Doch wo es ein Feſt zu verherrlichen gilt,
Wie iſt er ſo mild, wie iſt er ſo mild!
Er naht, und die Augen der Gäſte erglühn,
Und der Sänger greift in die Harfe kühn,
Und ſelbſt die Mädchen im Kreiſe
Sie küſſen in heimlicher Weiſe.

O komm, du Blume der Ritterſchaft,
Voll Milde und Kraft, voll Milde und Kraft!
Tritt ein in unſern vertraulichen Rund,
Und wecke den träumenden Dichtermund,
Und führ uns beim Klange der Lieder
Die Freude vom Himmel hernieder!

5. Gondoliera.

O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann ſchwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel übers Meer.
Die Luft iſt weich wie Liebesſcherz,
Sanft ſpielt der goldne Schein,
Die Cither klingt und zieht dein Herz
Mit in die Luft hinein.
O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann ſchwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel übers Meer.

Das iſt für Liebende die Stund,
Liebchen, wie ich und du;
So friedlich blaut des Himmels Rund.
Es ſchläft das Meer in Ruh.

Aber Mephistopheles entgegnet ihm mit wahrhaft teuflischem Hohn, daß der Mensch sich nur von seiner Leidenschaft, seiner Genußsucht leiten lasse, daß, wenn diese spreche, alle Lehren der Vergangenheit für ihn verloren seien, zu welcher Meinung Faust sich zu bekehren scheint, da er kein Wort der Entgegnung findet. Wir würden diese trostlose Weltbetrachtung bei Geibel nicht begreifen, wenn nicht aus der Schlußrede des Mephistopheles hervorgienge, daß der Dichter es auf die liberalen Bestrebungen abgesehen hat, von deren Verkündigern er Nichts hofft. Denn, sagt Mephistopheles, so sehr ihr Mund auch von Recht und Licht voll ist, so laut sie von goldenen Zeiten schwärmen, so treiben sie es nicht anders als Diejenigen, die sie befehden, sobald sie einmal die Gewalt in Händen haben. Wenn Dieß aber auch in vollem Umfange wahr ist, so lehrt uns die Geschichte, daß trotzdem die Menschheit im steten Fortschreiten begriffen ist, und daß die „neuen Herren" gar Manches von dem festhalten mußten, was sie verkündigt hatten, ehe sie zur Gewalt gelangten. Viel wahrer hat der Dichter im „Tod des Tiberius", einer seiner gelungensten Dichtungen, die Entwickelung der Weltgeschichte aufgefaßt. Der Tyrann liegt im Sterben; von der glühendsten Menschenverachtung erfüllt, wirft er das Scepter, es den Furien übergebend, zum Fenster hinaus. Ein deutscher Krieger, der bei Christi Kreuz Wache gestanden, hebt es auf und unwillkürlich erinnert er sich an des Dulders Blick, darin Schmerz und Segensfülle lag, und ahnend sah er über Germaniens Eichen

„Dieß Kreuz erhöht als Siegeszeichen
Und seines Volks Geschlechter sah er ziehn,
Unzählig, stromgleich; über den Gefilden
Von Waffen wogt' es, und auf ihren Schilden
Stand jener Mann und Glorie strahlt' um ihn."

Eben so schön spricht sich die feste Ueberzeugung, daß neues Leben aus den Ruinen blühe, im „Bildhauer des Hadrian" aus (12).

Wie in den „Juniusliedern", so finden sich auch in den „Neuen Gedichten" zahlreiche Sprüche und Distichen, in denen der Dichter bald in einfach schlichten Worten, bald in höherem Styl die Ergebnisse seiner Lebensbetrachtung oder seiner Kunststudien darlegt. Wenn sie auch keine großartigen und schöpferischen Gedanken enthalten, sind sie doch sinnreich und durch ihre würdige Haltung erfreulich. Auch manche gelungene Balladen sind den „Neuen Gedichten" beigegeben; doch tritt in ihnen das lyrische Element zu stark vor dem epischen hervor.

Geibels jüngste Gabe „Gedichte und Gedenkblätter" (Stuttg. 1864) führt uns zum Theil in die ersten Zeiten seiner Dichtung zurück, indem sie uns nebst neuen auch „Jugendlieder" bringt. Aber auch von den neuen Liedern versenken sich manche in die Vergangenheit; sie enthalten Klagen über den Verlust geliebter Todten, namentlich seiner ihm früh entrissenen Gattin. Wenn auch nicht dem Inhalt und ihrer Tendenz nach, doch formell bieten uns die „Oden" Neues, die in altklassischen Versmaßen gedichtet sind. Hatte er in den „Neuen Gedichten" unter Anerkennung von Platens hohem Verdienst um die Kunst dessen Dichtung als undeutsch bezeichnet („D
ten nicht vergessen"), so h
Sammlung nicht bloß dess
ahmt, sondern auch in de
Burkhardt" (13) den Gebr
Formen als zweckmäßig u
gestellt. Unter den Liedern
bung zeichnen wir Eines a
neuesten Zeit verkannte
gend an das Herz legt, d
Einheit des Vaterlandes n
Mannigfaltigkeit erstrebt
die bei der bisherigen Zers
ßes hervorgebracht und noch
würde, wenn sie sich mit de

Fassen wir die bisherige
kurzen Charakteristik des
so ergiebt sich, daß Geibel
gesprochen, kein schöpferisc
Geist ist, daß er über kein
dankenkreis herrscht, daß er
Anschauungen unklar und
und sich zu gern schwärmer
von Kaiser und Reich hing
sich auch die bedeutenden V
nen, die sich in seinen Dich
Er beherrscht den Gedanken
risch behandelt, mit überra
und weiß ihn in immer ne
Anschauung zu bringen.
Darstellung ist nicht gewal
sie bewegt sich aber im schön
im einschmeichelndsten Wohll
auch behandeln mag, die
schwierigste, immer erschein
ter Vollendung, wie sie auc
ständniß dem Inhalte der
paßt ist.

1. Liebesfel

O schneller, mein Roß, mit
Wie säumig dünkt mich dein
In den Wald, in den Wald
Mein süßes Geheimniß zu tr

Es liegt ein trunkener Abend
Rothdämmernd über den Gi
Es jauchzen und wollen mit
Die Vögel in allen Wipfeln.

O könnt' ich steigen mit Jub
Wie die Lerch' empor aus de
Und droben den rosigen Himm
Mein Glück, mein Glück ver

Oder ein Sturm mit Flügel
Zum Meere hinbrausen, dem
Und dort was im Herzen mit
Den verschwiegenen Wellen

Es darf mich hören kein men
Ich kann wie die Lerche nicht
Ich kann nicht wehn wie
Und kann's doch nimm

So wiss' es, du blink
So wißt es, ihr Bu
Sie ist mein, sie ist
Auf meinem seligen

ıistopheles entgegnet ihm mit wahr-
chem Hohn, daß der Mensch sich nur
Leidenschaft, seiner Genußsucht lei-
aß, wenn diese spreche, alle Lehren
geuheit für ihn verloren seien, zu
innung Faust sich zu bekehren scheint,
Wort der Entgegnung findet. Wir
se trostlose Weltbetrachtung bei Gei-
greifen, wenn nicht aus der Schluß-
kephistopheles hervorgienge, daß der
auf die liberalen Bestrebungen ab-
, von deren Verkündigern er Nichts
ın, sagt Mephistopheles, so sehr ihr
von Recht und Licht voll ist, so laut
denen Zeiten schwärmen, so treiben
nders als Diejenigen, die sie befehden,
inmal die Gewalt in Händen haben.
aber auch in vollem Umfange wahr
uns die Geschichte, daß trotzdem die
im steten Fortschreiten begriffen ist,
e „neuen Herren" gar Manches von
ten mußten, was sie verkündigt hat-
zur Gewalt gelangten. Viel wah-
Dichter im „Tod des Tiberius",
gelungensten Dichtungen, die Ent-
der Weltgeschichte aufgefaßt. Der
gt im Sterben; von der glühendsten
rachtung erfüllt, wirft er das Scep-
Furien übergebend, zum Fenster hin-
utscher Krieger, der bei Christi Kreuz
nden, hebt es auf und unwillkürlich
sich an des Dulders Blick, darin
nd Segensfülle lag, und ahnend sah
rmaniens Eichen

reuz erhöht als Siegeszeichen
es Volks Geschlechter sah er ziehn,
, stromgleich; über den Gefilden
affen wogt' es, und auf ihren Schilden
ener Mann und Glorie strahlt' um ihn."

ıön spricht sich die feste Ueberzeugung,
Leben aus den Ruinen blühe, im
des Hadrian" aus (12).
ıen „Juniusliedern", so finden sich
en „Neuen Gedichten" zahlreiche
nd Distichen, in denen der Dichter
fach schlichten Worten, bald in hö-
ıl die Ergebnisse seiner Lebensbe
oder seiner Kunststudien darlegt.
auch keine großartigen und schöpfe
anken enthalten, sind sie doch sinn-
urch ihre würdige Haltung erfreulich.
he gelungene Balladen sind den
dichten" beigegeben; doch tritt in
lyrische Element zu stark vor dem
vor.
üngste Gabe „Gedichte und Gedenk-
tuttg. 1864) führt uns zum Theil
en Zeiten seiner Dichtung zurück,
ns nebst neuen auch „Jugendlieder"
er auch von den neuen Liedern ver-
manche in die Vergangenheit; sie
Klagen über den Verlust geliebter
mentlich seiner ihm früh entrissenen
Denn auch nicht dem Inhalt und
nz nach, doch formell bieten uns die
eues, die in altklassischen Versmaßen
ıd. Hatte er in den „Neuen Ge-
ter Anerkennung von Platens ho-
nst um die Kunst dessen Dichtung

als undeutsch bezeichnet („Das wollen wir Pla-
ten nicht vergessen"), so hat er in der letzten
Sammlung nicht bloß dessen Vorgang nachge-
ahmt, sondern auch in der Ode „An Jakob
Burkhardt" (13) den Gebrauch der klassischen
Formen als zweckmäßig und nothwendig dar-
gestellt. Unter den Liedern mit politischer Fär-
bung zeichnen wir Eines aus, das eine in der
neuesten Zeit verkannte Wahrheit überzeu-
gend an das Herz legt, die nämlich, daß die
Einheit des Vaterlandes nicht auf Kosten der
Mannigfaltigkeit erstrebt werden soll (14),
die bei der bisherigen Zerspaltung schon Gro-
ßes hervorgebracht und noch Größeres erzeugen
würde, wenn sie sich mit der Einheit verbände.

Fassen wir die bisherige Darstellung zu einer
kurzen Charakteristik des Dichters zusammen,
so ergiebt sich, daß Geibel zwar, wie schon aus-
gesprochen, kein schöpferischer, bahnbrechender
Geist ist, daß er über keinen umfassenden Ge-
dankenkreis herrscht, daß er in seinen politischen
Anschauungen unklar und allzubeschränkt ist
und sich zu gern schwärmerischen Träumereien
von Kaiser und Reich hingiebt; dagegen lassen
sich auch die bedeutenden Vorzüge nicht verken-
nen, die sich in seinen Dichtungen kund geben.
Er beherrscht den Gedankenkreis, den er dichte-
risch behandelt, mit überraschender Sicherheit,
und weiß ihn in immer neuen Variationen zur
Anschauung zu bringen. Seine Sprache und
Darstellung ist nicht gewaltig und hinreißend,
sie bewegt sich aber im schönsten Gleichmaß und
im einschmeichelndsten Wohllaut. Welche Form er
auch behandeln mag, die einfachste wie die
schwierigste, immer erscheint sie in meisterhaf-
ter Vollendung, wie sie auch mit seltenem Ver-
ständniß dem Inhalte der Dichtungen ange-
paßt ist.

1. Liebesseligkeit.

O schneller, mein Roß, mit Hast, mit Hast!
Wie säumig dünkt mich dein Jagen,
In den Wald, in den Wald meine selige Last
Mein süßes Geheimniß zu tragen.

Es liegt ein trunkener Abendschein
Rothdämmernd über den Gipfeln,
Es jauchzen und wollen mit fröhlich sein
Die Vögel in allen Wipfeln.

O könnt' ich steigen mit Jubelschall
Wie die Lerch' empor aus den Gründen,
Und droben den rosigen Himmeln all
Mein Glück, mein Glück verkünden!

Oder ein Sturm mit Flügelgewalt
Zum Meere hinbrausen, dem blauen,
Und dort was im Herzen mir glüht und schallt,
Den verschwiegenen Wellen vertrauen!

Es darf mich hören kein menschlich Ohr;
Ich kann wie die Lerche nicht steigen,
Ich kann nicht wehn wie der Sturm empor,
Und kann's doch nimmer verschweigen.

So wiss' es, du blinkender Mond im Fluß,
So wißt es, ihr Buchen im Grunde:
Sie ist mein, sie ist mein! Es brennt ihr Kuß
Auf meinem seligen Munde.

2. Spielmanns Lied.

Und legt ihr zwiſchen mich und ſie
Auch Strom und Thal und Hügel,
Geſtrenge Herrn, ihr trennt uns nie,
Das Lied, das Lied hat Flügel.
Ich bin ein Spielmann wohlbekannt,
Ich mache mich auf die Reiſe,
Und ſing hinfort durchs weite Land
Nur noch die Eine Weiſe:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Luſt und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tauſend, tauſend Mal!

Und wandr ich durch den laubgen Wald,
Wo Fink und Amſel ſchweifen:
Mein Lied erlauſcht das Völkchen bald,
Und hebt es an zu pfeifen.
Und auf der Haide hörts der Wind,
Der ſpannt die Flügel heiter,
Und trägt es über den Strom geſchwind,
Und über den Berg, und weiter:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Luſt und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tauſend, tauſend Mal!

Durch Stadt und Dorf, durch Wieſ' und Kern
Spiel ichs auf meinen Zügen,
Da ſingens bald zu Nacht am Born
Die Mägde mit den Krügen;
Der Jäger ſummt es vor ſich her,
Spürt er im Buchenhage;
Der Fiſcher wirft ſein Netz ins Meer
Und ſingts zum Ruderſchlage:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Luſt und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tauſend, tauſend Mal!

Und friſcher Wind und Waldvöglein,
Und Fiſcher, Mägd und Jäger,
Die müſſen alle Boten ſein
Und meiner Liebe Träger.
So kommts im Ernſt, ſo kommts im Scherz
Zu deinem Ohr am Ende,
Und wenn Dus hörſt, da pocht dein Herz,
Du ſpürſt es, wer es ſende:
Ich habe dich lieb, du Süße,
Du meine Luſt und Qual,
Ich habe dich lieb und grüße
Dich tauſend, tauſend Mal!

3. Leichter Sinn.

Und wie wär es nicht zu tragen
Dieſes Leben in der Welt?
Täglich wechſeln Luſt und Plagen,
Was betrübt und was gefällt.
Schlägt die Zeit dir manche Wunde,
Manche Freude bringt ihr Lauf;
Aber Eine ſelge Stunde
Wiegt ein Jahr von Schmerzen auf.

Wiſſe nur das Glück zu faſſen,
Wenn es lächelnd dir ſich beut;
In der Bruſt und auf den Gaſſen
Such es morgen, ſuch es heut.
Doch bedrängt in deinem Kreiſe
Dich ein flüchtig Mißgeſchick,
Lächle leiſe, hoffe weiſe
Auf den nächſten Augenblick.

Nur kein müßig Schmerzbehagen!
Nur kein weichlich Selbſtverzehrn!
Kommen Grillen, dich zu plagen,
Wiege ſie mit Liedern ein.
Froh und ernſt, doch immer heiter
Leite dich die Poeſie,
Und die Welle trägt dich weiter,
Und du weißt es ſelbſt nicht, wie.

4. Der Ritter vom Rheine.

Ich weiß einen Helden von ſeltener Art,
So ſtark und ſo zart, ſo ſtark und ſo zart,
Das iſt die Blume der Ritterſchaft,
Das iſt der Erſte an Milde und Kraft,
So weit auf des Vaterlands Gauen
Die Sterne vom Himmel ſchauen.

Er kam zur Welt auf ſonnigem Stein
Hoch über dem Rhein, hoch über dem Rhein;
Und wie er geboren, da jauchzt überall
Im Lande Trompeten- und Paukenſchall,
Da wehten von Burgen und Hügeln
Die Fahnen mit luſtigen Flügeln.

In goldener Rüſtung geht der Geſell,
Das funkelt ſo hell, das funkelt ſo hell;
Und ob ihm auch Mancher zum Kampf ſich geſtellt,
Weiß Keinen, den er nicht endlich gefällt;
Es ſanken Fürſten und Pfaffen
Vor ſeinen feurigen Waffen.

Doch wo es ein Feſt zu verherrlichen gilt,
Wie iſt er ſo mild, wie iſt er ſo mild!
Er naht, und die Augen der Gäſte erglühn,
Und der Sänger greift in die Harfe kühn,
Und ſelbſt die Mädchen im Kreiſe
Sie küſſen in heimlicher Weiſe.

O komm', du Blume der Ritterſchaft,
Voll Milde und Kraft, voll Milde und Kraft!
Tritt ein in unſern vertraulichen Rund,
Und wecke den träumenden Dichtermund,
Und führ uns beim Klange der Lieder
Die Freude vom Himmel hernieder!

5. Gondoliera.

O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann ſchwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel übers Meer.
Die Luft iſt weich wie Liebesſcherz,
Sanft ſpielt der goldne Schein,
Die Cither klingt und zieht dein Herz
Mit in die Luft hinein.
O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann ſchwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel übers Meer.

Das iſt für Liebende die Stund,
Liebchen, wie ich und du;
So friedlich blaut des Himmels Rund.
Es ſchläft das Meer in Ruh.

Und wie es schläft, da sagt der Blick,
Was nie die Zunge spricht,
Die Lippe zieht sich nicht zurück
Und wehrt dem Kusse nicht.
O komm zu mir, wenn durch die Nacht
Wandelt das Sternenheer,
Dann schwebt mit uns in Mondespracht
Die Gondel übers Meer.

6. Erster Sonnenblick.

Nach so vielen trüben, trüben Nebeltagen
Du goldner Schein, der aus dem Blauen fließt,
Und klar durch meine Seele sich ergießt,
O Schein des Trosts, laß meinen Gruß dir sagen!

Ich war mit Angst und Traurigkeit geschlagen,
Doch nun ists gut, da sich der Strahl erschließt,
Und leise, leise, wie die Rose sprießt,
Darf Lust und Hoffnung aufzublühen wagen.

O scheltet nicht, daß ich, ein Sohn der Erde,
Und tief im Wesen der Natur vereint,
Von ihrem Angesicht geleitet werde;

Ihr seht ja doch, daß, wenn die Mutter weint,
Das Kind verstummt mit trauriger Geberde
Und wieder lächelt, wenn sie froh erscheint.

7. Mahnung zur That.

Das Elsaß, roth im Schmuck der Purpurtraube,
Den Blutrubin in unsres Reichs Geschmeide,
Aus brach der Frank ihn mit des Schwertes Schneide,
Daß er in seines Königs Kron ihn schraube.

Doch da ers that, lag unser Volk im Staube
Blutrünstig, mit zerrißnem Eingeweide,
Und so ersäuft in tausendfachem Leide,
Daß Keiner fragen mochte nach dem Raube.

Und dennoch grollen wir mit unsern Vätern,
Daß sie, wiewohl bis auf den Tod zerspalten,
Verloren, was verloren blieb uns Spätern.

Wie sollten wir nun, die wir stark uns halten,
An unsern Enkeln werden zu Verräthern,
Das thuend, drum wir unsre Ahnen schalten!

8. (Warnung.)

O hüte dich, zu spielen mit dem Schwert!
Ein Dämon wohnt, ein feindlicher, im Eisen,
Du weißt nicht, lässest du es leuchtend kreisen,
Obs nicht in deines Freundes Busen fährt.

Und hat man kühn zu schleudern dich gelehrt,
Laß keinen Ball vom Berg zur Tiefe reisen!
Wer sagt dir, ob er nicht auf schneegen Gleisen
Zur tödtlichen Lawine sich verkehrt!

Und wenn es stürmet wie in unsern Tagen,
Kein müßig Wörtlein gieb dem Wind zum Raube,
Daß er es tönn im Lande weiter tragen.

Ein schlimmer Herold ist der Wind, das glaube,
Und hat Ein Wort schon manchen Mann erschlagen,
Der hoch war, wie die Ceder überm Staube.

9. (Was Noth thut.)

Zum Himmel bete, wer da beten kann,
Und wer nicht aufwärts blickt nach einem Hei
Der sags dem Sturm, daß er von Ort zu Ort
Es weiter trag als einen Zauberbann.

Der Säugling, der zu stammeln kaum begann
Von seiner Mutter lern er diese Worte,
Du Greis, noch sprich sie an des Grabes Pfor
„O Schicksal, gib uns Einen, Einen Mann!"

Was frommt uns aller Witz der Zeitungskeni
Was aller Dichter ungereimt Geplänkel
Vom Sand der Nordsee bis zum waldgen Br

Ein Mann ist Noth, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgewordnen Renner,
Mit ehrner Faust beherrsch und ehrnem Sch

10. Die junge Zeit (1847).

Wohl schwillt mir hoch die Brust mit raschem Kl
Seh ich, im Angesicht des Schweißes Tropfen,
Die junge Zeit, wie sie gewaltsam ringt,
Wie sie, zu stetem Werk geschürzt die Lenden,
Ein neuer Herkules mit Kinderhänden
Das Ungeheure schon vollbringt.

In tausend Schmieden bei der Essen Brande
Gießt sie das Erz, und schweißt in Eisenbande
Die weiten Länder, die ihr unterthan;
Vom müden Saumroß, das sich wund getragen,
Nimmt sie das Joch, und schirrt vor ihrem Wage
Den Dampf, den wilden Riesen, an.

Durch Felsenschachte wühlt sie ihm die Gänge
Gewölbt und fest, daß in der düstern Enge
Des Schlotes Feuer roth wie Fackeln sprühn;
Sie schlägt ihm übers Thal mit Strom und Weil
Wie einen Aquädukt auf hundert Pfeilern
Von Berg zu Berg die Brücke kühn.

Im Schiff, das keck entgegen jedem Winde
Ihr Dämon treibt, durchfliegt sie pfeilgeschwinde
Zum fremden Küstenland die salzge Bahn;
Stolz flattert wie ein Busch von schwarzen Feder
Der Rauch am Mast, und grollend in den Räder
Knirscht der bezwungne Ocean.

Des frostgen Nords, des heißen Südens Sterne
Schlingt sie zum Kranz, schon giebt es keine Fer
Vorm Hammerschlage ihrer mächtgen Hand,
Wie einst vor Israels Posaunenschalle
Die Mauern Jerichos, zerbarst im Falle
Des Raumes ehrne Scheidewand.

Und sieh, nun braust es her auf tausend Wegen:
Was nie sich schaute, tritt sich keck entgegen,
Bunt sind die Trachten, das Gedräng ist dicht —
Der Bergschütz grüßt den Reitersmann im Panz
Der deutsche Bauer schaut dem Steppenpflanzer
Ins tiefgebräunte Angesicht.

O welch ein endlos Wühlen, welch ein Rauschen!
O welch ein Markt, welch Hinundwiedertauschen
Von Schätzen, wie sie jede Zon erzieht!
Jeder ist Kaufmann, und mit ewgem Schwanken
Von Mann zu Mann gehn Waaren und Gedank
Des Juden Gold, des Sängers Lied.

Schön im Reim hinströmt das Gefühl; die Tonkunst
Freut sich sein, ihn wählt die beglückte Liebe,
Die im sanft antwortenden Hall ihr eignes
Liebliches Bild ahnt;

Doch der inhaltschwere Gedanke wiegt sich
Gern, der Ernst tiefsinniger Weltbetrachtung
Auf der langausrollenden, tongeschwellten
Woge des Rhythmus.

14. (Letzter Wunsch.)

Wann doch, wann erscheint der Meister,
Der, o Deutschland, dich erbaut,
Wie die Sehnsucht edler Geister
Ahnungsvoll dich längst geschaut:

Eins nach Außen, schwertgewaltig
Um ein hoch Panier geschaart,
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art.

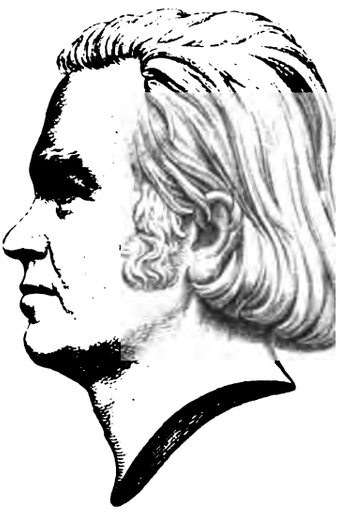
Seht ihr, wie der Regenbogen
Dort in sieben Farben quillt?
Dennoch hoch und festgezogen
Wölbt er sich, der Eintracht Bild.

Auf der Harfe laut und leise
Sind gespannt der Saiten viel;
Jede tönt nach ihrer Weise,
Dennoch giebts ein klares Spiel.

O wann rauschen so verschlungen
Eure Farben, Süd und Nord!
Harfenspiel der deutschen Zungen,
Wann erklingst du im Akkord?

Laß michs Einmal noch vernehmen,
Laß michs Einmal, Herr, noch sehn;
Und dann will ichs ohne Grämen
Unsern Vätern melden gehn.

Adolf Peters.



Adolf Peters, geb. am 9. Febr. 1803 zu Hamburg, wurde wegen der kriegerischen Verhältnisse von seinen Eltern zu einem mütterlichen Oheim nach Hameln geschickt, wo er das Gymnasium besuchte. Schon entwickelte sich in ihm — was selten genug vereinigt gefunden wird — eine gleich lebhafte Neigung für Mathematik und Poesie. Nachdem er sich auf den Wunsch seines Vaters einige Jahre hindurch in Rechnungs- und Vermessungsgeschäften geübt, bezog er im Herbst 1822 die Universität Göttingen, um Philosophie, vorzüglich aber mathematische und Naturwissenschaften zu studieren. Seine Neigung für die Poesie erhielt neue Nahrung durch den Umgang mit Ph. Spitta, dessen geistliche Lieder er herausgab. Beide bildeten den Mittelpunkt einer freien poetischen Genossenschaft, an die sich Pape, Hauthal, Heccius, Preuschen, Schuhmacher u. a. begabte Jünglinge anschlossen. Auch H. Heine war oft bei ihnen, ob er es gleich liebte, sie mit ihrem Enthusiasmus für das deutsche Volkslied zu necken. Im Jahre 1825 zog Peters nach Leipzig, worauf er 1826 einen Ruf als Lehrer der Mathematik an das Blochmann'sche Erziehungsinstitut in Dresden erhielt, mit d Stellung er die eines Lehrers am Vitzthu Geschlechtsgymnasium verband. Beide G gab er 1843 auf, um Muße für dich Arbeiten, so wie für mathematische Forsch zu gewinnen, deren Ergebnisse er in e Schriften niederlegte, welche als eine Be rung der Wissenschaft anerkannt sind. S und auch schon vorher ertheilte er dem j Kronprinzen von Sachsen und dessen B sowie dem jetzigen Großherzog von M burg-Schwerin Unterricht in der Mathe Im Jahre 1851 wurde er zum Profess Mathematik und der Naturwissenschaft Landesschule St. Afra zu Meißen er wo er jetzt noch wirkt.

Peters gewann schon durch seine erst dichtsammlung „Gesänge der Liebe" (D 1840) den Beifall der Kritik und eines ßeren Publikums, wie schon daraus hervo daß dieselbe schon seit längerer Zeit ver ist. In einfacher Sprache, welche hie u an das Volkslied erinnert, giebt uns der ter in den einzelnen Bildern, die er nac nach aufrollt, einen ganzen Liebesroma der ersten Ahnung der erwachenden Leide bis zum Glücke des Besitzes. Alle Erl und Stimmungen der Liebenden werde in lebendiger Wahrheit und mit großer keit der Empfindung vorgeführt: Seh Hoffnung, Zweifel, Trennung, Wiede Schmerz und Wonne, Brautstand, mit Wort Alles, was die Liebe an Glück und U darbietet, bildet den Inhalt der tiefgefühlte der. Diesen schließen sich wohlgebildete G und „Launige Liebeselegien" an, die das S glück mit liebenswürdiger Heiterkeit schil

ien höheren Schwung nahm Peters in
ir und Gottheit. Preisgesänge" (Meißen
. 2. Aufl. Lpz. 1863). Die Natur
m Dichter das Gewand, in das sich die
eit hüllt, um dem Menschen verständlich
:den; jede einzelne Erscheinung, die kleinste
ie größte, die Distel wie die Sonne, die
wie die Eiche, ist der Ausdruck, oder besser
, die Offenbarung irgend einer höheren
die sich dem reinen Gemüth von selbst
ingt, wie es so schön in „Naturfagen"

Aus Himmelstiefen spricht Natur;
Und ist dein Herz ihr Schlüssel nur,
Dann klingt dir jedes Schöpfungswort
In ewgen Harmonieen fort."

ein Naturforscher konnte so tief in die
mnisse des Naturlebens dringen, aber auch
:in Dichter konnte diese Geheimnisse in
höheren Bedeutung erfassen. Wie schon
rste Abschnitt „Natur" von des Dichters
)ensinnigkeit zeugt, so gibt er ihr in dem
:n „Die Gottheit" begeisterten Ausdruck.
ist die Sprache der wahren Frömmigkeit,
ı dem Weltenschöpfer nicht bloß die All-
, sondern auch die Liebe erkennt, denn wie
schön in der „Duldung" sagt: „Liebe ist
ater und der Sohn, und der heilige Geist
ebe." Am Größten erscheint der Dichter
n Hymnen „Die ewigen Säulen", die den
)en, die Liebe, die Freiheit, das Vater-
die Natur, Erde und Himmel in begei-
ı Worten besingt und mit der tröstenden
zeugung schließt, daß der Tod nur der
ıg neuen, höheren Lebens sei.

1. An die Holdselige.

Das schöne Buch, von dir ersehn,
Ich halts und hange drüber;
Ach säßest du nur nicht so schön,
So hold mir gegenüber.

Ich seh dich an und wieder an,
Mein Lesen will nicht glücken;
Das Schönste, was man lesen kann,
Les ich in deinen Blicken.

Und, still versenkt, entziffre ich
Die lichten Hieroglyphen:
Hell glänzt das Wort: „Ich liebe dich!"
Aus meiner Seele Tiefen.

2. Der erstorbene Baum.

Am Walde sank ein Lärchenstamm, es wich
Der sandge Boden, der ihn kärglich nährte,
Da lag der starre Leichnam schauerlich,
Vertrocknet waren selbst die Flechtenbärte.

Doch eine junge Blüthe guckte roth,
Ein Weidenröschen, durch die morschen Aeste:
So blickt das Leben ewig durch den Tod
Und Jugendsprossen sind des Alters Gäste.

So fröhlich scheint, so tröstlich haucht mir zu
Aus Todesnacht des Lebensengels Lippe
Und flüstert: einst durchbricht die Grabesruh
Ein Himmelskeim, frei von des Todes Hippe.

3. Die Eiferer.

Bewahre mich, Herr,
Vor den Eifrern, den Tyrannen,
Den Frommen, die versteift sind,
Und den Heilgen, die überreift sind.

Sie halten mich an
Auf der Gasse,
Sie berücken mich
Im Gemache.

Sie seufzen über mich
Und schreien Zeter wider mich.

„Siehe, wir erretten dich
Von dir selbst,
Wider dich selber
Vom Satan!"

Sie tragen einen Schild
Mit ihrem Bekenntniß:
„Hier, Sünder,
Unterschreibe!"

Zögerst du, Weltling?
Sperrst dich?
Das ist Hochverrath
Am Herrn!

Von Hochmuthssäule bist du angefressen
Und vom großen Eitelkeitsteufel besessen!"

Und schwingen die Mönchsgeißel
Und weisen die Knebelstricke.

Denn sie kennen, die verzagt sind
Vor Gott,
Und wissen, wer zittern muß
Vor ihnen.

So kommt denn, ich unterschreibe —
Mit drei Kreuzen.

Hinweg die Hand
Des blutigen Schreckbilds,
Das ihr schnitztet!

Die unbewegliche,
Mag sie mich führen?
Die Knochenhand
Zerfällt.

Denn er wandelt, der Erstandne,
Ein Lebendger,
Führt mich, ein fehlend Kind,
Zu Vatern und Brüdern.

Und der liebende Vater
Nimmt jedes Kind auf,
Das im innersten Herzen
Sein heiliges Leben trägt,
Sein göttlich Wesen
Im Sohn erkennt,
Dem Verklärer
Selig anhangt,
Ewig nachstrebt.

Erbarmend fällt
Selbst in die Schatten
Sein Vaterblick,
Auf die Unzähligen,
Ungetroffen
Von Christi Strahl.

Keinen fragt er:
„In welcher Gestalt erschaust du mich?
Mit welchem von meinen tausend Namen
Rufst du mich an?"
So viel der sterblichen Zungen sind,
Er kennt das Lallen der Kinder allen
Und redet mit jedem in seiner Sprache;

Schenkt allen Trost,
Erneut den Segen,
Himmlische Hoffnung
Richtet sie auf.

4. Das Urwort.

Halt fest an Einem Wort, mein Sohn,
Es ist das Urwort, ist der Ton,
Gehört vor Abraham und Christ,
Das Wort der Ewigkeit: Er ist!

Aus jedem Erdenstaube klingts,
Von allen Sternen niederdringts,
Von aller Völker Lippen sprichts,
Aus deinem eignen Innern brichts:

In aller Pein der Finsterniß
Das Licht, beseligend gewiß,
In Alles, was da lebt und denkt,
Als Wahrheitsanker eingesenkt.

Doch wie er sei? — Der heilge Zwist
Verklingt im Jubelton: „Er ist!"
Und wie du horchst, dringt auf dich ein
Der Wiederklang: Ich werde sein!

Gust. Theod. Fechner.

Gustav Theodor Fechner.

Gustav Theodor Fechner, geb. den 19. April 1801 zu Groß-Stesochen in der Niederlausitz, verlor seinen Vater, den Geistlichen dieses Dorfes, schon in seinem 5. Jahre. Bis zu seinem 13. Jahre wurde er von seinem mütterlichen Oheim, Pastor Fischer, erzogen und unterrichtet, worauf er das Gymnasium in Sorau, später die Kreuzschule in Dresden und hierauf ein halbes Jahr lang die dortige medizinisch-chirurgische Akademie besuchte. Mit vollendetem 16. Jahre (1817) bezog er die Universität Leipzig, wo er noch das Studium der Medizin absolvierte, das Doctorexamen bestand, aber nicht promovierte, weil das Studium der Physiologie, Physik und Chemie eine größere Anziehungskraft auf ihn ausübte, als die praktische Medizin. Er habilitierte sich und wurde zuerst zum außerordentlichen, im J. 1834 zum ordentlichen Professor der Physik in Leipzig ernannt. Ein hartnäckiges Augenleiden, das er sich durch anstrengende optische Versuche zugezogen, zwang ihn, seine Stelle niederzulegen (1840). Zwar trat nach 3 Jahren eine plötzliche Besserung ein, doch nahm er seine frühere Stellung nicht wieder ein; jedoch hält er Vorlesungen an der Universität und nimmt lebhaften Antheil an den Arbeiten der k. sächsischen Societät der Wissenschaften. Obzleich er der Medizin abtrünnig wurde und den Standpunkt derselben in einigen Schriften persiflirte*), haben die medizinischen Facultäten zu Leipzig und Breslau sich und ihn dadurch geehrt, daß sie ihm die Würde eines Doctors ertheilten.

Fechners Verdienste als Gelehrter, namentlich im Gebiete der Philosophie und der Physik, überragen seine dichterischen Erzeugnisse, die er sämmtlich unter dem Namen Dr. Mises herausgab; und unter diesen sind die an gesundem und treffendem Witz reichen satyrisch-humoristischen Schriften**) von größerer Bedeutung als seine Dichtungen in gebundener Rede („Gedichte" Lpz. 1841). Doch bieten auch diese des Schönen, Tiefempfundenen und Sinnreichen viel. Als ein würdiger Nachfolger Gerhards erwies er sich in dem innigfrommen „Lied in Trübsal". Die „Berglieder" enthalten glückliche Bilder aus der Natur und dem Menschenleben. Auch unter den Balladen finden wir einige gelungene („Die Botschaft von der Jagd", „Die kleine Marie"); noch erfreulicher sind diejenigen Gedichte, in denen er seinem köstlichen Humor freien Lauf läßt, wie im „Froschteich" (1). Das Bedeutendste sind aber ohne Zweifel seine Räthsel, die er in dem „Räthselbüchlein" (Lpz. 1850) sammelte. Sie sind zum Theil während seiner Augenkrankheit entstanden, und vielleicht haben sie

*) Beweis, daß der Mond aus Jodine besteht (Lpz. 1821. 2. Aufl. 1832. — Panegyricus der jetzigen Medicin u. Naturgeschichte (Ebd. 1822) — Schutzmittel für die Cholera (Ebd. 1832. 2. Aufl. 1837).

**) Stapelia mirta (Lpz. 1824). — Vergleichende Anatomie der Engel (Ebd. 1825).

ihre geistreiche Behandlung diesem unglücklichen Umstand zu verdanken, da der Dichter sich Muße geben konnte und mußte, den Stoff nach allen Seiten zu betrachten, von denen er aufgefaßt werden konnte. Daher ist die Ausführung meist neu und überraschend, öfters auch von wahrhaft poetischem Geist erfüllt oder von heiterem Humor belebt.

1. Der Froschteich.

1.

Zum grünen Teich gieng man spazieren;
Ich mußt ein schönes Fräulein führen; —
Mit zarten Reden, Schritten sacht,
Hin gieng es durch des Frühlings Pracht.

Sie sprach zu mir von dem Gefallen
An Maiengrün und Nachtigallen,
Wie gern sie auf dem Lande wohnt
Und schaut zum lieben, süßen Mond.

Als sie das Alles mir entdeckte,
Zum Teich heraus sein Köpflein steckte
Ein Frosch, der auch des Lenzes froh,
Nur fand er nicht die Worte so.

Das Fräulein schwamm ganz in Gefühlen,
Der Frosch im Wasser, in dem kühlen,
Sie schlug den Blick zum Himmel auf,
Da guckte auch der Frosch hinauf.

Und wie sich ihre Augen drehn,
Im Kopf herum sie ihm auch gehn;
Sie rief: „o schöner Blumenhag!"
Das Fröschlein rufte: quak, quak, quak!

So Fröschlein, Fräulein schwärmten beide,
Fröschlein im Sumpf, Fräulein in Seide.
Hätt lieber mit dem Frosch gequakt,
Als mich ans Fräulein angehakt.

2.

Gesegnet mit Gefühlen kamen
Herzu jetzt auch die andern Damen.
Sie zu begrüßen allzugleich,
Schrie brekeker der ganze Teich.

Da hat man laut die Frösch gepriesen,
Daß ihr Gefühl sie mit bewiesen;
Und Eine Stimme gab es nur,
Daß alles schön in der Natur.

Weil also man die Frösche lobte,
Kam einer gleich, der es erprobte;
Der Schönsten sprang er auf das Bein
Und quakte zärtlich: „Ich bin dein."

Die ist in Ohnmacht gleich gefallen,
Ringsum Geschrei ertönt von Allen,
Und nach dem Frosch fällt mancher Schlag;
Der hüpft ins Wasser: quak, quak, quak.

2. „Aus dem Räthselbüchlein."

Der Fingerhut.

Zuerst vom ersten Paare:
Das ist ein kleiner Mann,
Der Künste wunderbare,
Und tausendfältge kann;

Nichts giebt es zu bestellen,
Wozu er nicht gewandt,
Und ein paar Spießgesellen
Sind stets dabei zur Hand.

Er fiedelt, wollt ihr tanzen,
Hilft überall im Haus,
Schreibt Verse, tödtet Wanzen,
Reibt Flecken sorgsam aus;
Doch giebt auch viel zu klagen,
Er ist ein Mausedieb,
Liebt, Schnippchen euch zu schlagen,
Und hat das Leckern lieb.

Ihr könnt es euch kaum denken,
Wie schmiegsam, biegsam, rasch
Das Männlein von Gelenken,
Das geht euch husch und hasch!
Jetzt bückt und drückt, versteckt sich's,
Scheint jetzt verschwunden ganz,
Dann wieder reckt und streckt sich's
Steht da als langer Hans.

Zuweilen, nicht zu frieren,
Seht ihrs wohl eingepackt;
Doch besser sich zu rühren,
So geht es lieber nackt;
Und wenn es sich will schmücken, —
Wem fiele sonst dieß ein? —
So trägt es auf dem Rücken
Gern einen großen Stein.

Der dritten Sylbe wegen
Bemüht jetzt euern Witz:
Ein Dach ists gegen Regen
Und Sonne jedem nütz.
Die Bodenkammer drunter
Enthält bald Dieß, bald Das;
Oft Stroh und alten Plunder;
Dann Schad um den Gelaß!

Oft Sachen finds gar feine,
Salz, guter Spiritus,
Rosinen, große, kleine,
Auch manche harte Nuß;
Oft finds nur Kraut und Rüben,
Oft gar ist Alles leer. —
Man kann das Dach verschieben
Und rücken kreuz und quer.

Zum Ganzen nach den Stückeln:
Der ersten Sylben Schelm,
Will man den Kopf ihm prickeln,
Setzt gern es auf als Helm;
Dann zwischen Lanzenspitzen
Sich regt er ungescheut;
Will nur das Helmlein sitzen,
So thut sie ihm kein Leid.

2.

Der Brief.

Ein weißer Vogel kommt geflogen,
Geflogen über Meer und Land;
Bei Tag und Nacht ist er gezogen,
Da greif ich ihn mit meiner Hand.

Nun heb mir an, dein Lied zu singen!
Ich harrte lange schon darauf.
Er schweigt; da brech ich, ihn zu zwingen,
Ihm seinen rothen Schnabel auf.

Georg Herwegh.

Wenn sich die Behauptung, daß der Dichter ein Kind seiner Zeit sein, oder, wie man es auch auszudrücken beliebt, daß er nur moderne Ideen und Verhältnisse darstellen solle, als unrichtig erwiesen hat, so ist es bei dem Dichter, den wir jetzt zu betrachten haben. Denn dieser ist wie Wenige ganz aus seiner Zeit hervorgegangen, deren Wünsche und Bestrebungen er mit großem Glücke und unter dem ungemessensten Beifall seiner Zeitgenossen behandelt; aber weil er eben nur auf der Zeit fußte, ist er mit derselben auch verschwunden, wozu freilich noch etwas Anderes beitrug, das sich im Laufe der Betrachtung ergeben wird.

Georg Herwegh, geb. zu Stuttgart am 31. Mai 1817, trat nach Vollendung seiner Gymnasialstudien in das protestantisch-theologische Stift Tübingen, fand aber im Studium der Theologie so wenig Befriedigung, daß er noch vor Abschluß der akademischen Laufbahn nach Stuttgart übersiedelte*) und Mitarbeiter an der von Aug. Lewald herausgegebenen Zeitschrift „Europa" wurde. Bald darauf traf ihn das Loos, in das Militair einzutreten; die Beleidigung eines Offiziers, der ihn in eine Untersuchung verwickelte, bewog ihn zur Flucht; er wendete sich nach Emmishofen im Kanton Thurgau, um an der von dem bekannten Publicisten Wirth herausgegebenen „Volks Theil zu nehmen. Doch zog er sich nach ger Zeit zurück, weil ihm die Tendenz Blattes zu gemäßigt war; er wendete sich Zürich, wo er, von den dortigen Deutsche gemuntert, seine „Gedichte eines Lebend (Zürich u. Winterthur 1841. 7. Aufl. herausgab. Dadurch erhielt er die Mitte Paris zu reisen, und nach kurzem Aufen daselbst im J. 1842 eine Reise durch D land zu machen, wo er von der liberalen überall, wo er verweilte, mit Jubel begrüßt In Berlin wurde er von dem berühmten Schönlein dem König Friedrich Wilhe vorgestellt, der, sich ihm gegenüber würd nehmend, ihm beim Abschiede mit den W „Wir wollen ehrliche Freunde sein" die reichte. Vielleicht hätte ein Anderer, der Takt und Menschenkenntniß besessen hät Herwegh, diese Zusammenkunft fruchtbar machen können, aber daß ihm Beides im hohen abgieng, bewies er nur allzu bald. Als Königsberg, dem Ziel seiner Reise, gek war, vernahm er, daß das preußische M rium eine von ihm beabsichtigte Zeitschri boten habe. Statt den König einfach u rücknahme dieses Beschlusses zu bitten, er diesem einen Brief, in welchem er il Vorwürfen überhäufte; vielleicht hätte d nig dieses kindische Gebahren nach seiner ins Lächerliche gezogen, wenn nicht der bald darauf veröffentlicht worden wäre. soll zwar gegen seinen Willen geschehen allein die erste Verbreitung mußte da nächst von ihm ausgegangen sein. Wi auch sei, die Folge dieser Veröffentlichun daß er aus Preußen ausgewiesen wurde. Reise blieb jedoch nicht ohne glücklichen Erf ihn, er hatte in Berlin die Tochter ein chen jüdischen Kaufmanns kennen gelern er bald darauf heirathete. Nach einen zeren Aufenthalte in der Schweiz, wo Bürgerrecht im Kanton Baselland e machte er eine Reise durch Südfrankrei Italien und ließ sich dann in Paris wo er einen zweiten Band „Gedichte" (2 Winterth. 1844) herausgab, die aber bemerkt wurden. Durch die Revolutio Jahres 1848 hoffte er, auf anderem Lorberen einzuärndten, er fiel, sehr zu zeit und zum großen Nachtheil der Bew im April 1848 mit einer Schaar de und französischer Arbeiter in Baden ein, aber nach kurzem Treffen bei Schopfhei 27. April von würtembergischen Trupp schlagen; er ergriff die Flucht unter Umst die nicht verfehlen konnten, ihn lächerl machen, da sie mit dem Inhalte seiner Li so grellem Widerspruche stand. Seitdem w er seinen Aufenthalt mehrmals; am längst weilte er in Zürich, jetzt soll er sich in aufhalten.

Wie schon angedeutet, ist Herwegh vor ein Kind seiner Zeit. Er hat den Idee Wünschen und Bestrebungen derselben einen kräftigen Ausdruck gegeben, und es w züglich dieser Umstand, der ihm einen so siastischen Beifall verschaffte, wie selbst größten Dichter, weder Göthe noch Schi lebt haben. Aber wie die Zeit, in der u

*) Nach andern Berichten soll er wegen feindseliger Haltung gegen einen Lehrer aus dem Stift entlassen worden sein.

dichtete, in ihren Ansichten und Wünst unklar war, so auch ihr Dichter. allgemeine Phrasen, in denen er sich Phrasen, die keine bestimmte Unter- 1. Freiheit, Haß des Despotismus, im Kampf, das sind die Gedanken, edern des „Lebendigen" zu Grunde er es fehlt ihnen bestimmte Gestal- den meisten verschwimmt die Idee in Schwärmerei. Es sind blendende der augenblicklichen Stimmung entfind, nicht aber Ergebnisse einer alle hältnisse beherrschenden Ueberzeugung. auch die schroffsten Widersprüche in finden. So fordert er einmal den Preußen auf, sich an die Spitze der zu setzen, und bald darauf schwärmt Republik. Was er vom König wollte, hl selbst nicht gewußt; er solle das Volk in den Kampf führen, ruft er aber wohin? warum? wozu? Das e, die außer dem Gedankenkreise des iegen. Bei dieser Unbestimmtheit ist ich, daß es den meisten Liedern an ntwickelung fehlt, daß die wenigsten in sich abgeschlossene Gebilde sind. hat vorzüglich zweien Dichtern nachm Deutschen Platen und dem Frananger; aber von dem ersten hat er as mehr als einige orthographische rkeiten (die Toten, das Haubt u. n dem zweiten den Refrain angenomin wie tief steht er da hinter seinem Während bei dem französischen Dichfrain mit dem allgemeinen Gedanken hts sowohl als mit dem besondern nen Strophe in der engsten Verbint, und die Wiederholung daher zue Steigerung der Empfindung beurkt der Refrain bei Herwegh beinahe bs abschwächend, weil ihm diese dopehung fehlt. Ist bei Béranger der in nothwendiges Ergebniß des dargedankens und der im Liede herrschenmung, so ist bei Herwegh das Lied Refrains wegen gedichtet. Man lese sich davon zu überzeugen, „Das freie Der Freiheit eine Gasse", „Béranger" Auch das „Reiterlied" (1), das von itikern so sehr gerühmt wurde, leidet Gebrechen, und außerdem verstößt alle Wahrheit. Die Schaar hat die den Pferden zugebracht, sie reitet ruch des Tages noch immer vorwärts, befindet sie sich im Wirthshause, Wirthin, noch ein Glas geschwind"), Einmal befindet sie sich wieder mitten chtgetümmel („Die Kugel saust, es Speer"). Aber wollte man auch über larheit der Situation hinwegsehen, as Lied doch nicht befriedigen. Weit von Kampfeslust beseelt zu sein, denkt nur an Niederdrückendes, an das Römisch Reich", er widmet die Scherschlagenen Glases dem Liebchen, und in tönt nur vom Sterben. Ein Reich bewußt ist und nur daran denkt, s Verderben und in den Tod reitet, Kampf gewiß kein Held sein. Der (2) hat dem Dichter viele unverdiente Vorwürfe zugezogen, und bloß deshalb, weil das Lied mißverstanden wurde. Wenn der Dichter mahnt, die Kreuze niederzureißen, so hat er dieselben keineswegs in symbolischer Bedeutung als Sinnbilder des Christenthums gemeint, sondern er hat nur das Material derselben im Sinne gehabt, weil man daraus Schwerter verfertigen könne. Aber daß ein solches Mißverständniß möglich war, bewies die Unklarheit des Gedichts, das in der That nur einen einzigen guten Gedanken hat, aber auch dieser (in der vierten Strophe) ist nicht Eigenthum des Dichters, sondern den geharnischten Sonetten Rückerts entlehnt*), und zudem sehr verwässert, ja geradezu zu Unsinn gestempelt. Denn wenn sich der Ausdruck „Und kein golden Korn dem Feld" einigermaßen erklären läßt, indem man sich hinzudenkt, daß keines ausgesäet werden solle, so ist dagegen der letzte „Vor der Freiheit, vor dem Siege, Seh kein Säugling aus der Wiege Frohen Blickes in die Welt!" in keiner Weise zu rechtfertigen, da man sich dieß nur dann als möglich denken kann, wenn der unglückliche Säugling von seinen Pflegerinnen fortwährend gequält wird. Dergleichen Unklarheiten kommen häufig vor, und nur wenige Gedichte, wie „Das Lied vom Hasse" (3) sind mehr oder weniger davon frei, aber alle blenden durch ihre rhetorische Pracht, den stürmischen Ausdruck, der unwillkürlich mit sich fort reißt und den Leser in dieselbe unklare Stimmung versetzt, welche den Dichter beherrscht.

Uebrigens ist Herwegh keineswegs ohne Begabung, wie einzelne Gedichte beweisen, aber es sind eben nicht die politischen, nicht diejenigen, welche seinen Ruf begründet haben. In den „Sonetten" finden sich einige, deren Inhalt und Form gleich befriedigt, die rein menschliche Gefühle mit echt poetischem Sinne aussprechen, wie z. B. in dem „Strom" (4), der bei allen seinen Windungen doch immer das Eine Ziel, den Ocean, verfolgt, als Bild dessen, was der Mensch sein und thun soll. Ergreifend wahr sind die „Strophen aus der Fremde" (5), in deren erstem Theil das Heimweh, und im zweiten das Loos des Menschenherzens mit poetischer Kraft und rührender Innigkeit geschildert ist. Es ist zu bedauern, daß Herwegh sich in das politische Lied verfangen hat, zu welchem ihm Nichts weniger als Alles fehlte, da er weder Klarheit des Willens, noch Klarheit der Anschauung besaß. So mußte sein Talent vernichtet werden, wie der zweite Band seiner „Gedichte" (Zür. u. Winterth. 1844) nur zu offenbar beweist, in welchem er persönlich bissig wird und wohlfeilen Spott ausschüttet.

Noch haben wir zu erwähnen, daß Herwegh Lamartine's sämmtliche Werke (Stuttg. 1839 — 1840 5 Bde., der sechste ist von Gustav Diezel) nicht ohne Glück übersetzte.

*) Wir schwören, daß kein Vater nach dem Sohne
Soll fragen und nach seinem Weib kein Gatte,
Kein Krieger fragen soll nach seinem Lohne,

Noch heimgehn, eh der Krieg, der nimmersatte,
Ihn selbst entläßt mit einer blut'gen Krone,
Daß man ihn heile oder ihn bestatte.

1. Reiterlied.

Die bange Nacht iſt nun herum,
Wir reiten ſtill, wir reiten ſtumm,
Und reiten ins Verderben.
Wie weht ſo ſcharf der Morgenwind!
Frau Wirthin noch ein Glas geſchwind
Vorm Sterben, vorm Sterben.

Du junges Gras, was ſtehſt ſo grün?
Mußt bald wie lauter Röslein blühn,
Mein Blut ja ſoll dich färben.
Den erſten Schluck, ans Schwert die Hand,
Den trink ich, für das Vaterland
Zu ſterben, zu ſterben.

Und ſchnell den zweiten hinterdrein,
Und der ſoll für die Freiheit ſein,
Der zweite Schluck vom Herben!
Dieß Reſtchen — nun, wem bring ichs gleich?
Dieß Reſtchen dir, o römiſch Reich,
Zum Sterben, zum Sterben!

Dem Liebchen — doch das Glas iſt leer,
Die Kugel ſauſt, es blitzt der Speer;
Bringt meinem Kind die Scherben!
Auf! in den Feind wie Wetterſchlag!
O Reiterluſt, am frühen Tag
Zu ſterben, zu ſterben!

2. Aufruf.

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle ſollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wirds verzeihn.
Laßt, o laßt das Verſeſchweißen!
Auf den Ambos legt das Eiſen!
Heiland ſoll das Eiſen ſein.

Eure Tannen, eure Eichen —
Habt die grünen Fragezeichen
Deutſcher Freiheit ihr gewahrt?
Nein, ſie ſoll nicht untergehen!
Doch ihr fröhlich Auferſtehen
Koſtet eine Höllenfahrt.

Deutſche, glaubet euren Sehern,
Unſre Tage werden ehern,
Unſre Zukunft klirrt in Erz;
Schwarzer Tod iſt unſer Sold nur,
Unſer Gold ein Abendgold nur,
Unſer Reſt ein blutend Herz!

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle ſollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wirds verzeihn.
Hört er unſre Feuer brauſen
Und ſein heilig Eiſen ſauſen,
Spricht er wohl den Segen drein.

Vor der Freiheit ſei kein Frieden,
Sei dem Mann kein Weib beſchieden
Und kein golden Korn dem Feld;
Vor der Freiheit, vor dem Siege
Seh kein Säugling aus der Wiege
Frohen Blickes in die Welt!

In den Städten ſei nur Trauern,
Bis die Freiheit von den Mauern
Schwingt die Fahnen in das Land,
Bis du, Rhein, durch freie Bogen
Donnerſt, laß die letzten Wogen
Fluchend knirſchen in den Sand.

Reißt die Kreuze aus der Erden!
Alle ſollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wirds verzeihn.
Gen Tyrannen und Philiſter!
Auch das Schwert hat ſeine Prieſter,
Und wir wollen Prieſter ſein!

3. Das Lied vom Haſſe.

Wohlauf, wohlauf, über Berg und Fluß
Dem Morgenroth entgegen!
Dem treuen Weib den letzten Kuß,
Und dann zum treuen Degen!
Bis unſre Hand in Aſche ſtiebt,
Soll ſie vom Schwert nicht laſſen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich haſſen!

Die Liebe kann uns helfen nicht,
Die Liebe nicht erretten;
Halt du, o Haß, dein jüngſt Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten!
Und wo es noch Tyrannen gibt,
Die laßt uns keck erfaſſen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich haſſen!

Wer noch ein Herz beſitzt, dem ſolls
Im Haſſe nur ſich rühren;
Allüberall iſt dürres Holz,
Um unſre Glut zu ſchüren.
Da ihr der Freiheit noch verbliebt,
Singt durch die deutſchen Straßen:
„Ihr habet lang genug geliebt,
O lernet endlich haſſen!“

Bekämpfet ſie ohn Unterlaß,
Die Tyrannei, auf Erden,
Und heiliger wird unſer Haß
Als unſre Liebe werden.
Bis unſre Hand in Aſche ſtiebt,
Soll ſie vom Schwert nicht laſſen;
Wir haben lang genug geliebt,
Und wollen endlich haſſen!

4. Der Strom

Ich kann oft ſtundenlang am Strome ſtehen,
Wenn ich entflohen aus der Menſchen Bann;
Er plaudert hier, wie ein erfahrner Mann,
Der in der Welt ſich tüchtig umgeſehen.

Da ſchildert er mit ſeiner Jugend Wehen,
Wie er den Weg durch Klippen erſt gewann,
Ermattet drauf im Sande ſchier verrann,
Und jedes Wort fühl ich zum Herzen gehen.

Wie wallt er doch ſo ſicher ſeine Bahn!
Bei allem Plänkeln, Hin- und Wiederſtreifen
Vergißt er nie: „Ich muß zum Ocean!“

Du, Seele nur willſt in der Irre ſchweifen?
O tritt, ein Kind, doch zur Natur heran,
Und lern die Weisheit aus den Waſſern greifen!

5. Strophen aus der Fremde.

1. Auf dem Berge.

Da waren sie, der Erde höchste Spitzen!
Doch wo ist der, der einst an sie geglaubt?
Das Auge sieht die Sonne näher blitzen,
Doch arm und sonnenlos ist dieses Haubt.

Ich sehe die granitnen Säulen ragen,
Und endlos wölbt das Blau sich drüber hin;
Doch will das Herz mir tief beklommen schlagen,
Wie unter einem Königsbaldachin.

Hier wollte ich als frommer Parse beten,
Hier singen nach der Sterne reinem Takt.
Hier mit der Donnerstimme des Propheten
Gotttrunken jauchzen in den Katarakt.

Ich wollte — ja, ich habe mich vermessen —
In diesen Bergen suchen mir mein Glück;
Ich wollte, ach! und konnte nicht vergessen
Die Welt, die ich im Thale ließ zurück.

O wie verlangt mich nach dem Staub der Straßen,
Dem Druck, der Noth da unten allzumal!
Wie nach den Feinden selbst, die ich verlassen,
Und nach der Menschheit vollster, tiefster Qual!

Ihr glänzt umsonst, ihr Purpurwolkenstreifen,
Und ladet mich gleich selgen Engeln ein;
Ich kann den Himmel hier mit Händen greifen
Und möcht doch lieber auf der Erde sein.

2.

Ich möchte hingehn wie das Abendroth
Und wie der Tag mit seinen letzten Gluten —
O leichter, sanfter, ungefühlter Tod!
Mich in dem Schooß des Ewigen verbluten.

Ich möchte hingehn wie der heitre Stern,
Im vollsten Glanz, in ungeschwächtem Blinken;
So stille und so schmerzlos möchte gern
Ich in des Himmels blaue Tiefen sinken.

Ich möchte hingehn wie der Blume Duft,
Der freudig sich dem schönen Kelch entringet
Und auf dem Fittich blütenschwangrer Luft
Als Weihrauch auf des Herren Altar schwinget.

Ich möchte hingehn wie der Thau im Thal,
Wenn durstig ihm des Morgens Feuer winken;
O wollte Gott, wie ihn der Sonnenstrahl,
Auch meine lebensmüde Seele trinken!

Ich möchte hingehn wie der bange Ton,
Der aus den Saiten einer Harfe dringet,
Und kaum dem irdischen Metall entflohn,
Ein Wohllaut in des Schöpfers Brust verklinget. —

Du wirst nicht hingehn wie das Abendroth,
Du wirst nicht stille wie der Stern versinken,
Du stirbst nicht einer Blume leichten Tod,
Kein Morgenstrahl wird deine Seele trinken.

Wohl wirst du hingehn, hingehn ohne Spur,
Doch wird das Elend deine Kraft erst schwächen;
Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen.

Elisabeth Glück (Betty Paoli).

Betty Paoli.

Wenn wir bei der Besprechung von Geibels lyrischen Gedichten die Behauptung aufgestellt haben, daß der Dichter seine persönlichen Empfindungen zu allgemeinen stempeln, daß sein Ich als solches zurücktreten müsse, so leidet diese Behauptung allerdings eine Einschränkung, dann nämlich, wenn das innere Leben des Dichters so eigenthümlich ist, daß wir es nicht in unser Bewußtsein aufnehmen, nicht zu unserem Eigenthum machen können. Wir nehmen eben deswegen dem Dichter gegenüber eine andere Stellung ein; seine innere Welt, so subjektiv er sie auch auffaßt und darstellt, wird für uns zum Objekt der Betrachtung, was freilich nur dann eintreten kann, wenn die Eigenthümlichkeit des inneren Lebens, das uns vorgeführt wird, von ungewöhnlicher Bedeutung ist. Eine solche Erscheinung ist die Dichterin, mit der wir uns jetzt zu beschäftigen haben.

Elisabeth Glück, geb. zu Wien am 30. Dez. 1815, verlor ihren Vater, einen geachteten Arzt, frühzeitig; da ihre Mutter jedoch wohlhabend war, verflossen ihre Kinderjahre in glücklicher Heiterkeit. Als aber die Mutter durch den Bankerott eines Handelshauses ihr Vermögen verlor (Elisabeth war damals 15 J. alt), traten Zeiten der Noth ein, die noch dadurch vergrößert wurde, daß sich der Mutter eine rastlose Sucht zu wandern bemächtigte. Die beständige Veränderung des Wohnortes

übte einen störenden Einfluß auf den Unterricht des jungen Mädchens, dagegen wirkte der stete Wechsel der Umgebungen und Verhältnisse mächtig auf ihre Phantasie, so daß sie sich leidenschaftlich mit Poesie beschäftigte, besonders als sie drei Jahre lang, vom 18. bis zum 20. Jahre, in Rußland in der größten Einsamkeit und ohne jeglichen Umgang lebte. Nach Wien zurückgekehrt, war sie, wie sie selbst sagt, ihres Zieles sich bewußt, d. h. sie hatte erkannt, daß die Beschäftigung mit der Poesie die Aufgabe ihres Lebens sei. Im Jahre 1843 wurde sie Gesellschafterin bei der Fürstin von Schwarzenberg, der Wittwe des Feldmarschalls. Der Umgang mit dieser gebildeten Dame war für sie höchst wohlthätig und einflußreich; sie gewann, wie sie selbst sagt, an geistigem Ueberblick und Verständniß der Menschen und Dinge, wie an innerem Halt. Nach dem Tode der Fürstin im J. 1848 machte sie eine Reise durch Deutschland und Frankreich; seit 1850 lebt sie meist in Wien literarisch beschäftigt; so lieferte sie zuerst im „Lloyd", später in der „Oesterreichischen Zeitung" geistvolle Besprechungen der neuen Erscheinungen im Gebiete der schönen Literatur und der Darstellungen im Burgtheater. Ein schönes Zeugniß ihrer tiefen Einsicht in das Wesen der Kunst giebt ihre neueste Schrift „Wiens Gemäldegalerien in ihrer kunsthistorischen Bedeutung". (Wien 1865.)

Wie Annette von Droste, der sie ein tief und edel gefühltes Gedicht gewidmet hat, ist Betty Paoli von echtem Dichtertalent beseelt und man darf sich billig wundern, daß sie so wenig Anerkennung gefunden hat, während sie solche doch in weit höherem Maße verdiente, als manche Dichter und Dichterinnen, denen es durch bloß äußerliche Mittel, durch blendenden Glanz der Darstellung gelungen ist, ein zahlreiches Publikum um sich zu schaaren.

Wie wir schon angedeutet haben, sind die Poesieen der Dichterin*) in ihrer weitaus größten Zahl durchaus subjektiv und sie bewegen sich in einem sehr beschränkten Kreis: Schmerz über verrathene Liebe ist der Inhalt derselben. Aber was den Liedern an Mannigfaltigkeit des Stoffs abgeht, ersetzt sie in vollstem Maße durch den überraschenden Reichthum der Auffassung und poetischen Gestaltung, so daß ihre Lieder nicht als Variationen eines und desselben Gedankens erscheinen, sondern vielmehr beinahe jedes einzelne den Eindruck einer neuen poetischen Anschauung macht. Man kann die Dichterin nicht vollständig begreifen und würdigen, wenn man die Entwickelung ihrer Seelenzustände nicht kennt. Glücklicher Weise hat sie uns damit bekannt gemacht. Offenbar gehört nämlich der Abschnitt „Astern", obgleich erst in der zweiten Sammlung „Nach dem Gewitter" veröffentlicht, zum Theil in eine frühere Zeit, als die vorher erschienenen „Gedichte". Darin schildert sie uns das erste Erwachen und das rasche Anwachsen ihrer Liebe, die sie mit tiefer Innigkeit und [illegible] aber auch mit der heitern Ruhe schilde das Bewußtsein der Gegenliebe gewährt, in einem lieblichen Gedicht (10) seele Ausdruck gibt. Dieses Bewußtsein m um so glücklicher, als sie ihre Jugend i loser Einsamkeit zugebracht und keine l Seele gefunden hatte, an die sie sich m mer Innigkeit hätte anschließen können. scheint ihr in der Dunkelheit ihres G die Liebe und sie, die früher den Stürn Lebens muthig entgegentrat, wird sich l einfachen „Ich liebe dich" des Geliebte weiblichen Schwäche bewußt (2). Sie l jetzt an nur in dem Geliebten; er hat der Welt versöhnt; seine Liebe ist ihr, r rauschende Quelle dem Wanderer der die Küste dem müden Segler, der Wit einziges Kind, dem Sklaven sein Befreie einer Abendstunde"). Jedwedem Schme sie an einem andern Orte aus,

„Jedwedem Schmerz, der mein Gemüth zernag
Und jeder Lust, die mir geblüht auf Erden,
Ja, meinem eignen Ich hab ich entsagt
Um, liebdurchglüht, ein Liebeshauch zu werden.

Nur mit ihm und in ihm kann sie le ist sein eigen, sie hält treu zu ihm, wo auch das Geschick verschlage; sie will m wie das ewige Heil, so auch das ewige ben theilen (6). Und so fühlt sie schon ersten Regungen der Liebe, daß, wenn ihr einmal hingegeben, sie über ihr Das scheiden werde, daher ruft sie dem Gelie „Sprich ihn so leicht nicht aus, den Schwur" (9). Und was sie befürchte nur zu bald ein; der Geliebte verrie verließ sie. Zwar erwachte zugleich d wußtsein ihrer weiblichen Würde, und die mitleidigen Tröstungen des Verräth edlem Stolze zurück (11); aber sie e zugleich, wie glühend sie ihn geliebt, ihr ganzes Wesen an ihn gekettet hatte. war in ihrer Brust die Leidenschaft und stumm geblieben, als aber der An der Trennung gekommen, da wird di Glut zur verzehrenden Flamme und ihm leidenschaftlich schmerzvoll noch z sehr sie ihn geliebt (7). Wenn sein auch ihr Herz zerrissen hat, so wird sei in alle Zukunft, als ewige Pyramide Sahara ihrer tiefsten Brust über allen und alle Lust emporragen (5), und w auch Worte des Zorns und der Rache en so liebt sie den Verräther doch stärker („Geständniß"). Sie flüchtet zur Poe einzig treuen Gefährtin ihres Daseins, ihres Lebens Pforte stand, und sie bi Tod begleiten wird („Abschluß"). Und men ihr die Lieder in reicher, ungeahnt zu, aber alle haben nur Einen Inhalt der Schmerz ist die unversiegbare Quell Gesanges, und wie einst Alexander der den Orakelspruch, daß er unüberwindl mit Gewalt entriß, so hat ihr der Schr des Lied abgedrungen (1). „Meine gan sie", ruft sie „Einem Tadler" zu, „Ist lautes Offenbaren, Von all den stillen zen, die Des Weibes Seele kann erf

*) Gedichte. Pesth 1841. 2. verm. Aufl. Ebd. 1845. „Nach dem Gewitter". (2. Band der Gedichte.) Ebd. 1843. 2., um die Hälfte verm. Aufl. 1850. Romancero. Lpz. 1845. Ebd. 1850. 2. verm. Aufl. Ebd. 1856. Lyrisches u. Epische. Ebd. 1855.

Aber als ihr Schmerz ruhiger wurde, erkannte sie auch, daß nur das tiefste Unglück ihr Talent wie ihre Seelenkraft hatte zur reichen Entfaltung bringen können, und es ist rührend, wie sie dem Geliebten für seinen Verrath dankt (8); sie sendet ihm noch einen Gruß des Segens zu und preist den Weltengeist, der sie gelehrt, was Leben, Kämpfen und Liebe heiße (13). Eben so rührend ist ein anderes Gedicht, in welchem sie in edler Sprache und würdiger Haltung eine neue Bewerbung zurückweis, und es ist dieses überhaupt äußerst charakteristisch, da es tiefe Blicke in ihre Seele werfen läßt. Meine Jugend, sagt sie, war vernichtet; ich war ein Weib und mußte kämpfen wie ein Mann. Einmal schien die Liebe mich beglücken zu wollen, doch kaum erblüht, sank das Glück vom Tode getroffen und nur die Wunde blieb zurück. Der Lebensüberdruß legte sich um mein Gemüth und es ist der Liebe nicht mehr fähig. Das Weib, das aus den sündlichen Begierden heraustrat und durch rauhe Wirklichkeit erfahren, was andere Frauen zu denken nie versucht, das mag wohl zum Forschen taugen, allein zum Lieben nicht (4). Daher warnt sie eine junge Freundin, „mit dem Herzen zu lieben" („Rath"), daher erweckt ihr der Anblick eines jungen Mädchens, das sie an ihre eigene Jugend erinnert, tiefen Kummer, weil sie ahnt, daß sie bestimmt sei, „entschwundener Jugend Glück in ihr ein zweites Mal noch zu betrauern" (14).

Wenn auch Liebe und Liebesschmerz ihr Leben und ihre Dichtung erfüllt, ist ihre edle Seele doch für alles Schöne empfänglich und das Unglück hat ihr Herz nicht verhärtet. Sie erfaßt die Natur mit tief poetischem Sinn (13), auch wirft sie tiefe Blicke in die Geschichte und in die Zeitverhältnisse (12). Wir könnten noch manches seelenvolle Gedicht namentlich anführen, z. B. „Einem jungen Mädchen", worin sie die belebende Herrlichkeit der Poesie, aber auch die Gefahr für diejenigen, die sich ihr ergeben, mit begeisterten Worten schildert. Doch müssen wir uns beschränken und nur noch erwähnen, daß die Dichterin sich auch mit Glück in der epischen Poesie versucht hat; nur sind die größeren Dichtungen im „Romancero" zu breit und zu lyrisch gehalten. Am bedeutendsten darunter ist „Maria Pellico", die Schwester des berühmten Dichters und Dulders, und „Stabat Mater", in welchem sie die Entstehung des berühmten Kirchengesangs von Pergolese in tief ergreifender Weise erzählt. Wie im Lyrischen, so ist auch in diesen Dichtungen der Versbau volltönend und leicht fließend, der Ausdruck ungesucht und doch gewählt, die Diction einfach und doch voll Schwung. Betty Paoli ist im Gebrauch der Bilder sparsam, und diese sind immer höchst anschaulich und oft ergreifend, wie in den „Metamorphosen" (3) und im „Requiescat" (11).

1. Die Pythia.

Ich dichte nicht in frohen Stunden —
Mein Leben ist an solchen leer!
Ich dichte nicht, um zu gesunden —
Genesung giebts für mich nicht mehr.

Ich dichte nicht, um zu erstreben
Des Ruhmes gleißnerische Pracht,
Die, statt Unsterblichkeit zu geben,
Ein zweites Mal nur sterben macht.

Ich dichte nicht, um mich zu krönen
Mit meiner Leiden Dorngeflecht;
Die Menge würde mich verhöhnen
Und sprechen: „Es geschah dir Recht!"

Mein Lied quillt aus demselben Borne,
Aus dem das Wort der Pythia brach,
Als rauh und wild im Siegerzorne
Der Macedonier zu ihr sprach.

Des Schicksals nachtumflorten Willen,
Der Zukunft keimevollen Grund
Sollt ihm der Seherspruch enthüllen,
Allein verschlossen blieb ihr Mund.

Doch Nichts kann sein Verlangen wenden,
Nichts beugen seinen starren Sinn!
Mit frevelhaft vermeßnen Händen
Faßt er die bleiche Priesterin.

Zum Schlunde, dunkel, unergründlich,
Drängt er sie zürnend mit Gewalt,
Bis: „Ja! du bist unüberwindlich!"
Sie angst- und zorndurchschaudert lallt. —

So ward, was jemals ich gesungen,
Den Blick gerichtet himmelwärts,
Mir nur erpreßt und abgedrungen
Vom wilden Ueberwinder Schmerz.

2. Wandlung.

Willst du erschaun, wie viel ein Herz kann tragen,
O blick' in meins!
So reich an Wunden, vom Geschick geschlagen,
War wohl noch keins.
Doch mitten in den wüthendsten Orkanen
Erhob ich mich,
Und schritt dahin auf meinen fernen Bahnen —
Wie stark war ich!

Wie ward mir doch nun so mit Einem Male
Die Kraft geraubt?
Es trotzte muthig dem Gewitterstrahle
Mein stolzes Haupt;
Doch als du zu mir sprachst mit leisem Grüßen:
„Ich liebe dich!"
Da sank ich still und weinend dir zu Füßen —
Wie schwach bin ich!

3. Metamorphosen.

Seht dort den Regentropfen beben
An jenes Baumes dunkelm Stamm!
Als Demant glänzt er hell im Schweben,
Doch sinkt er nieder, wird er Schlamm. —
Allein, ihn wieder aufzuraffen
Und ihn, der farblos erst und fahl,
Aufs Neu zum Demant umzuschaffen,
Genügts an einem Sonnenstrahl.

So zittert auch am Baum des Lebens
Das Frauenherz im Sturm der Welt,
Sein Ringen, Kämpfen ist vergebens,
Zu schwach ist seine Kraft, es fällt!
Doch um sich leuchtend zu erheben,
Von seinem tiefen Sündenfall,
Und ätherklar empor zu schweben,
Braucht es nur einen Liebesstrahl.

4. Kein Gedicht.

A vingt-cinq ans le coeur se brise ou se bronze.
Chamfort.

O, wäre mir das heitre Loos gefallen,
Das ſtillbeglückend andern Frauen fällt,
In ſchirmender Beſchränkung hinzuwallen
Durch eines engen Kreiſes kleine Welt;

Mein Herz gleich einer Blume zu verſchließen,
Vor jedem Sturm und jedem Weh der Zeit,
Des Lebens Freuden harmlos zu genießen
In ahnungsloſer Unbefangenheit.

Doch anders hat ſich mein Geſchick gewendet,
Ein Kampfplatz nur war meine Lebensbahn;
Der Kindheit Blüthenruh ward mir entwendet
Und hingeopfert einem eitlen Wahn.

In ſtarrem Zwang verfloſſen jene Tage,
In ſtrenge Regeln ängſtlich eingeſchult,
Indeſſen meines jungen Herzens Klage
Um friſche Luft und Sonnenlicht gebuhlt.

Ich rang dawider, doch es war vergebens;
Und als ich nun entwachſen jener Zucht,
Da drang die feindlich finſtre Macht des Lebens
Wild auf mich ein mit ihrer ganzen Wucht.

Mich ſchirmte keines Freundes treues Lieben,
Durch meinen Froſt drang keines Herzens Glut,
Und in die Fremde ward ich fortgetrieben
Ohn andre Stütze als den eignen Muth.

Was ich bedurfte, mußt ich ſelbſt erringen,
Auskämpfen ſelber jeden herben Streit,
Und drückend laſteten auf meinen Schwingen
Die ſchweren Feſſeln der Nothwendigkeit.

Weh Jedem, der in ſeinem Thun und Laſſen
Dem inneren Geſetz nicht folgen kann!
Mein Unglück läßt ſich in zwei Worte faſſen:
Ich war ein Weib und kämpfte wie ein Mann!

Daß ihm am Tag der Schlacht die Wehr nicht fehle,
Erwarb mein Geiſt ſich Schärfe, Kraft und Licht,
Doch blüthenlos blieb meine ernſte Seele —
Im Waffenkleid pflegt man der Blumen nicht.

Nur Ein Mal wagt' ich, Beſſeres zu hoffen;
Verheißend lag vor mir ein ſchönes Glück;
Doch kaum erblüht, ſank es, zum Tod getroffen,
Und eine Wunde nur blieb mir zurück.

So glitt, faſt ungeahnt an mir vorüber
Des Liebesfrühlings träumriſche Geſtalt,
Und trüber ward mein Sinn und immer trüber,
Mein Herz, gleichwie die Todten, ſchwer und kalt.

Und wie vom Hauch der herbſtlich ſcharfen Winde
Sich rauh verhärtet manch ein zartes Reis,
So legte ſich um mein Gemüth die Rinde
Des Lebensüberdruſſes ſtarr wie Eis.

Und nun, da ſchon mein beſſres Theil im Grabe,
Da meine Stirn des Zweifels Brandmal trägt,
Nun, da ich es ſchon faſt vergeſſen habe,
Was einſt ſo ſtürmiſch meine Bruſt bewegt;

Nun, da im Lebensſande meine Zähren
Verſickert längſt, da ich mit ſtolzem Sinn
Nichts mehr vermiſſend, Alles kann entbehren,
Tritt deine Liebe leuchtend zu mir hin!

Suchſt du denn Roſen unterm Leichentuche,
Und grünes Laub am blitzerſchellten Stamm
Zu ſpät! der Segen wird an mir zum Fluche –
Mein Schickſal iſt ein andrer Bileam!

O warum biſt du damals nicht gekommen,
Als ich nach Liebe ſuchte, nach ihr rief?
Jetzt kann mir dein Erſcheinen nicht mehr from
Denn meine Sonne ſteht ſchon allzutief! —

Das Weib, das aus den häuslichen Bezirken
Heraustrat in das brauſende Gewühl,
Mit eigner Hand zu ſchaffen und zu wirken,
Gezwungen zu beherrſchen ſein Gefühl;

Das, fortgetrieben von den heimſchen Laren,
Auf mühevoller, ruheloſer Flucht,
Durch rauhe Wirklichkeit gelernt, erfahren,
Was andre Fraun zu denken nie verſucht;

Das, wie Oedip, mit unheilvollem Munde
Des dunkeln Räthſels düſtre Löſung fand,
Von der die Sphinx des Glaubens ſich zur Stu
Verzweifelnd ſtürzet von dem Felſenrand: —

Das mag wohl ferner mit erſchloßnen Augen
Raſch vorwärts ſtreben auf der Bahn zum L
Zum Forſchen, zum Erkennen mag es taugen;
Allein zum Lieben und zum Küſſen nicht!

Und darum iſts, daß ich von dir begehre:
Laß mich allein mit mit meinem Geiſtesſchm
Der Liebe Luſt, der Liebe Grameszähre,
Sie füllen nicht mein abgrundtiefes Herz!

Du aber ſtehſt in deiner Jugend Prangen,
Um welche nie ein trüber Schatten floß.
Dein Auge flammt, es blühen deine Wangen –
Drum geh und ſuche dir ein beßres Loos!

Und denke nicht, daß ich dein frommes Werben
Hochmüthgen Sinns verworfen und verſchmä
Ich ſage dir ja nur, was man im Sterben
Zu allem Glücke ſagt: „Zu ſpät! zu ſpät!"

5. Bewältigung.

Und weil ich einſt in dunkelſelger Stunde
Dir weihte meines Lebens Luſt und Gram,
Weil gottbegeiſtert ich von deinem Munde
Der Liebe ſüßbeſtrickend Wort vernahm;

Weil meine Bruſt an deiner hat gelegen,
Weil einſt dein Haupt geruht in meinem Sc
Und weil als frommer heilger Liebesſegen
Auf deine Stirne meine Thräne floß;

Weil du verſtanden meiner Pulſe Beben,
Weil einſt dein Kuß geglüht auf meiner Ha
Weil ich ein Theil einſt war von deinem Leben
Und weil du mich einſt deine Braut genann

So wird fortan in allen künftgen Tagen
Hoch über allem Schmerz und aller Luſt,
Dein Bild als ewge Pyramide ragen,
In der Sahara meiner tiefſten Bruſt.

Wohl oft verhilft der Zeit zu grauſen Siegen
So manches Herz durch ſchnöden Selbſtverr
Doch meines wird ihr nimmer unterliegen —
Es hat mehr Flammen, als ſie Aſche hat!

ohl oft erſtirbt an bittrer Nichterhörung
Die Liebesglut in einer Thräne Naß;
ch meine lebt geſichert vor Zerſtörung,
Denn noch viel ſtärker iſt ſie als dein Haß!

6. Mit dir!

Nimm mich mit, wohin dein Fuß
Auf des Lebens Pfaden gehet,
Denn da weht mir Heimatsgruß,
Wo dein ſüßer Athem wehet.

Nimm mich mit, wenn kühn dein Geiſt
Fliegt durch alle Himmelsräume
Und zur Erde, die verwaiſt,
Bringt des Jenſeits goldne Träume.

Nimm mich mit, wenn ins Gefecht,
Wo du heldenherrlich ſtreiteſt,
Für der Menſchheit heilig Recht,
Du, ein edler Ritter, ſchreiteſt.

Nimm mich mit, wenn ſtill gebückt
Zu der tiefen Geiſterquelle
Deine Seele ſich erquickt
Mit des Denkens Lebenswelle.

Nimm mich mit, es ſei dein Theil
Wonne, Jammer, Leben, Sterben!
Nimm mich mit ins ewge Heil,
Und ins ewige Verderben!

7. Gebrochenes Schweigen.

óius ſtummer Sohn das Schwert im Schwunge
ſeines Vaters theuerm Haupt ſah ſchweben,
das Weh die Feſſel ſeiner Zunge,
flehend rief er: „Schont des Königs Leben!“

in meiner Bruſt auch lange, lange
Leidenſchaft verhüllt und ſtumm geblieben,
folgte ich der Seele mächtgem Drange,
ſprechen dir von meinem tiefen Lieben.

tzo, da der Augenblick gekommen,
irdiſch ewge Trennung uns ſoll bringen,
ir mein ſtolzes Schweigen nicht mehr frommen,
Angſt der Seele läßt ſich nicht bezwingen.

a erſchienen iſt die nächtge Stunde,
du für ſtets mir ſollſt entriſſen werden,
ſich der Schrei vom lang verſtummten Munde
liebe dich wie weiter Nichts auf Erden.

be dich am unruhvollen Tage
in der Nächte ſtillen Einſamkeiten,
dem Blick, mit jedem Herzensſchlage,
liebe dich für alle Ewigkeiten.“

eh! nicht wie der lydſche Fürſt beſchirmen
n ich mein Glück vom grauſen Todesſtreiche;
Auf drang ſiegreich durch des Schickſals Stürmen: —
meine klagt nur mehr an einer Leiche.

8. Macht der Liebe.

ſen Blättern hier magſt du es deutlich leſen,
meiner Seele du, der ſterbenden, geweſen.

nur, was du mir warſt, auch was du mir noch biſt
ets mir bleiben wirſt zu jeder Lebensfriſt.

Durch dich fand ich den Muth, mich fördernd zu erheben,
Mit kühner Zuverſicht nach höchſtem Glück zu ſtreben.

Durch dich fand ich den Stolz zu fördern an den Tag
Das Große, das vordem verhüllet in mir lag.

Durch dich find ich die Kraft, das Aergſte zu ertragen,
Und, reich durch mich allein, dem Glücke zu entſagen.

Wohl lagen ſtets in mir der Muth, der Stolz, die Macht,
Doch zur Entwicklung haſt du ſchneller ſie gebracht.

Drum als Gelegenheit muß dankend ich dich loben,
In der den eignen Werth ich glorreich konnt erproben.

9. Bitte an den Geliebten.

Sprich ihn ſo leicht nicht aus, den erſten Schwur,
Der über meine Tage ſoll entſcheiden!
Noch biſt du mir ein holdes Traumbild nur;
Noch iſt mirs möglich, deine Näh zu meiden.
O hüte dich, in frevlem Uebermuth
Mit jenem Schwur ein flüchtig Spiel zu treiben
Frag erſt dein Herz, ob wahrhaft ſeine Glut,
Ob es für immer will mein eigen bleiben?

Und ſagt es dir: „Nicht für die Ewigkeit
Iſt dieſer Liebesbrand in mir entglommen!“
Dann nimm, o nimm, ſo lange es noch Zeit,
Den Schwur zurück — ich hab ihn nicht vernommen!
Noch kann ich ohne allzu wilden Schmerz,
Was ich gewünſcht, doch nie gehofft, vergeſſen;
Allein zu bitter wärs, müßt ich dein Herz
Verlieren einſt, nachdem ich es beſeſſen.

10. Zum Tagesſchluß.

Im tiefſten Innern
Ein ſüß Erinnern
Und einen Gruß
Zum Tagesſchluß!

Daß Gottes Güte
Mein Glück behüte,
Daß ſeine Treu
Stets mit dir ſei;

Daß deine Seele
Sich mir vermähle
Auf ewiglich, —
Das bete ich.

Auf ihn nur zähl ich,
Uns Beid' empfohl ich
Fromm ſeiner Wacht —
Nun, gute Nacht!

11. Requiescat!

Was willſt du mich mit frommem Trug bethören?
Was hältſt du mich mit ſanftem Arm umfangen?
Die Zeit der Liebe iſt ja doch vergangen —
Was willſt du ihr Geſpenſt heraufbeſchwören?

Wir können uns nicht fürder angehören!
Mag glühend auch mein Herz nach dir verlangen,
Der Kuß, den Mitleid haucht auf meine Wangen,
Nicht tröſten kann er mich, nein! nur empören.

Laßt uns so kindisch, thöricht nicht verfahren
Wie jenes Volk, das kalten starren Leichen
Des Lebens Anschein suchte zu bewahren.

Wenn Liebe starb, was soll der Liebe Zeichen?
Ihr Herrlichstes, wir haben es erfahren,
Jetzt laß mich dir die Hand zum Abschied reichen.

12. Die neue Zeit.

1.

Weil mir die Gegenwart nicht will behagen,
Und kummervoll mein Blick sich von ihr wendet,
Glaubst du, ich sehne thöricht und verblendet
Zurück mich nach den hingeschwundnen Tagen?

O wahrlich, nein! nicht ihnen gilt mein Klagen!
Wo ist das Herrlichste, das sie vollendet?
Den Hort der Menschheit haben sie verschwendet,
Den Geist verfolgt und an das Kreuz geschlagen.

Wem ließen sie ein anderes Gedächtniß
Als das der Schmach, selbstsüchtig niedern Strebens,
Und ihrer würdig ist auch ihr Vermächtniß!

Entsprang in ihrem Pfuhl nicht das Gewürme,
Das giftig zehrt am Marke unsers Lebens?
Sie säten Wind — wir ärndten nun die Stürme!

2.

Wenn im Gebirg auf fernen Alpenhöhen,
Wo Nichts vernehmbar als der Windsbraut Grollen,
Sich thürmen rings des Eises blaue Schollen,
Schneewolken ihren Inhalt niederwehen;

Da ist es, ach! wie leicht vorauszusehen,
Es werde, von des Frühlings Luft durchquellen,
Einst die Lawine donnernd niederrollen,
Und Schreckenspfade der Zerstörung gehen.

Mit vollem Rechte magst du vor ihr zittern,
Verwüsten wird sie blühnde Wiesenhänge,
Die Eichen wie die junge Saat zersplittern.

Des Friedens Haus wird sie in Trümmer schlagen,
Doch ist darum der Winter nur, der strenge,
Und nicht der Hauch des Frühlings anzuklagen.

13. Ein Sommerabend.

Der Vögel süße Lieder fluten
Aus blühnder Bäume Wipfelkranz,
Die Rosen scheinen zu verbluten,
Die Lilien streuen duftgen Glanz.

Ringsum von Schönheit und von Wonne
Ein unergründlich tiefes Meer;
Am Abendhimmel weilt die Sonne,
Als fiele ihr das Scheiden schwer.

Noch Einen letzten Schimmer sprühend
Ringt sie sich bange zögernd los,
Und sinkt, in tiefrem Roth erglühend,
In ihres Wolkengrabes Schooß.

Doch wie Erinnerung, die milde,
Treu ausharrt bei versunknem Glück,
Bleibt lang noch auf dem Nachtgefilde
Ein stiller Dämmerschein zurück;

14. Wer nie sein Brot mit Thräne

Nichts weiß ich von dem Vaterhaus,
Nichts von der Kindheit Paradiesen;
Früh trat ich in die Welt hinaus,
An meine eigne Kraft gewiesen.
Hinschwanden meines Frühlings Tage
In Sorg und Arbeit, Müh und Plage,
Das drohende Gespenst der Noth
Fühlt' ich mich grauenhaft umschlingen,
Mit allen Kräften mußt ich ringen,
Wie oft mein Innerstes bezwingen,
Mich fügen fremdem Machtgebot!
Gepriesen seist du, Weltengeist!
Der mich gelehrt, was Leben heißt!
Die schönen Götterbilder, die
Mein tiefes Dunkel sanft durchlichtet,
In Schutt und Trümmer sanken sie,
Vom Leben schonungslos gerichtet,
Gestürzt die schimmernden Idole!
Die lohe Flamme todte Kohle!
Im Herzen tiefer stets der Sporn
Des Zweifels, kaum mehr zu ertragen,
Der Drang, durch all die dunkeln Fragen
Mich kühn und siegreich durchzuschlagen
Zu der Erkenntniß Weiheborn!
Gepriesen seist du, Weltengeist!
Der mich gelehrt, was Kämpfen heißt!

Die Liebe, dran ich bis zum Sarg
Begeistert hoffte festzuhalten,
Des Meuchlers scharfe Waffe barg
Sie still in ihres Mantel Falten.
Getroffen von der Todeswunde,
Rang bebend sich von meinem Munde
Der Schrei: „Auch du, mein Brutus, du?
Doch unbeirrt von Schmerzensgluten,
Sandt ich in heiligem Ermuthen
Ihm, der mich frevelnd hieß verbluten,
Noch einen Gruß des Segens zu.
Gepriesen seist du, Weltengeist!
Der mich gelehrt, was Lieben heißt!

Wolfgang Müller von Königswi

Geboren am 5. März 1816 im St
Königswinter am Fuß des Siebengebir
hielt Wolfgang Müller seinen ersten
richt zu Bergheim im Jülicher Lande, n
Vater im J. 1820 als Kreisphysikus
stellt worden war. Im J. 1827 kam
das Gymnasium zu Düsseldorf, wohi
seine ganze Familie im folgenden Jahre
und ihm Gelegenheit gab, mit den A
Achenbach, Rethel, Jean Becker und
bekannt zu werden, in deren Umgang
Kunst verstehen und würdigen lernte.
1835 bezog er die Universität Bonn, u
dizin zu studieren, neben welcher er die Poe
Eifer pflegte, in der er sich, von dem Philo
Fichte aufgemuntert, schon auf dem Gymn
versucht hatte. In Bonn übten Simro
und Kinkel einflußreiche Wirkung auf de
gen Dichter, und auch die Bekanntscha
Kaufmann, Delius, Arens, Matzerath un
ligrath wirkte belebend auf ihn. 1839 f

ıdium in Berlin fort, wo er im Herbst erte. Der Aufenthalt in Berlin brachte nähere Berührung mit Eichendorff, von Arnim, Kopisch, Kugler, Gruppe, und Laube. Nachdem er 1841 das ɔamen bestanden, kehrte er an den urück, absolvierte in Düsseldorf sein mi- s Dienstjahr als Eskadronschirurg, ıfangs 1842 nach Paris, wo er die er besuchte, zugleich aber auch das dor- ɔen nach allen höheren Beziehungen ernte und im Umgang mit Heine, Her- ıd Dingelstedt vielfache Anregung er- dachdem er noch die rheinischen Bäder hatte, ließ er sich in Düsseldorf als er Arzt nieder, wo ihm trotz seiner beinahe die ganze Paxis seines Vaters ɔer um diese Zeit plötzlich gestorben ıas Revolutionsjahr 1848 brachte ihn ɔordneten von Düsseldorf in das Frank- orparlament, worauf er sich indeß von tik zurückzog. Im J. 1853 verlegte ı Wohnsitz nach Köln, wo er zuerst ɔeruf als Arzt fortsetzte, ihn aber spä- ab, um sich ganz der Literatur und ı widmen.

ang Müller hat seinen Ruf weit mehr pischen Dichtungen, von denen später : sein wird, als seinen lyrischen Poe- verdanken, doch auch diese haben zum icht bloß vorübergehenden Werth, wenn uch nicht durch große Eigenthümlichkeit ıen. Nachdem er ziemlich zahlreiche Dichtungen in verschiedenen periodischen Schriften veröffentlicht hatte, gab er eine Sammlung unter dem Titel „Junge Lieder“ (Düsseld. 1841) heraus, die er vermehrt als „Gedichte“ (Frankf. 1847. 2. Aufl. Hann. 1857) erscheinen ließ. Wenn er auch hin und wieder die Kunstformen der klassischen und romanischen Poesie nicht verschmäht, so sehen wir ihn doch vorzugsweise im Anschluß an das Volkslied auftreten. Er bestrebt sich hauptsächlich deutsch zu sein und sucht daher den einfachsten Ausdruck für Gefühle und Gedanken. Dabei ist seine Darstellung frisch und lebendig, die Stimmung heiter und voll edler Lebensluft; doch gelingt ihm auch manches Lied mit ernstem Grundton. Neben der Liebe mit ihrem Glück und ihrem Schmerz, der Natur, dem Frühling und Herbst besingt er vorwiegend den Strom seiner Heimat, dessen anmuthige und romantische Ufer, den rheinischen Wein und die rheinischen Mädchen; ja selbst, wo er den Rhein nicht erwähnt, scheint dieser doch ihm vorgeschwebt zu haben; auch hat ihm dieß den Namen des vorzugsweise rheinischen Dichters erworben. Die Gedichte, die er unter der Ueberschrift „Haus und Heerd“ vereinigt hat, sind der schöne Ausdruck liebenswürdiger Gemüthlichkeit und tiefen Gefühls für das häusliche Glück. Obgleich die Liebe zum Gesammtvaterland sich in seinen Dichtungen oft mit wohlthuender Wärme ausspricht, so finden sich doch keine eigentlichen politischen Lieder in den erwähnten Sammlungen; diese Richtung entspricht seinem Wesen so wenig, daß sein Versuch („Oden der Gegenwart“. Düsseldorf 1848) ganz verfehlt ausfiel und man es ihm leicht ansieht, wie sie ihm nur durch die Zeitströmung gleichsam abgedrungen wurden.

1. Mein Herz ist am Rheine.

Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land!
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glühn.
O, wo ich geschwelget in Liedern und Sein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Dich grüß ich, du breiter, grüngoldiger Strom,
Euch Schlösser und Dörfer und Städte und Dom,
Ihr goldenen Saaten im schwellenden Thal,
Dich Rebengebirge im sonnigen Strahl,
Euch Wälder und Schluchten, dich Felsengestein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Dich grüß ich, o Leben, mit sehnender Brust,
Beim Liede, beim Weine, beim Tanze die Lust,
Dich grüß ich, o theures, o wackres Geschlecht,
Die Frauen so wonnig, die Männer so recht!
Eur Streben, eur Leben, o mög es gedeihn:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land!
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glühn.
O, möget ihr immer dieselben mir sein!
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

2. Hast du von den Fischerkindern.

Hast du von den Fischerkindern
Das alte Märchen vernommen,
Die auf dem schwanken Kahne
Allein ins Meer geschwommen?

Sie pflückten sich Wasserrosen,
Sie sangen der Lieder viele,
Sie herzten und küßten einander
Im süßen Wechselspiele.

Sie haben den Strand verloren,
Als sich der Tag entschwungen,
Sie kehrten nimmer wieder;
Ihr Name ist verklungen.

Und weißt du: wir sind die Kinder,
Die Maid du, ich der Knabe;
Das Meer ist unsre Liebe,
Die wird uns wohl zum Grabe.

3. Stille.

Die Luft so still und der Wald so stumm
An dieser bewachsenen Halde,
Ein grüngewölbtes Laubdach ringsum,
Ein Wiesenthal unten am Walde.

Wildblühende Blumen sprießen umher,
Rings fließen süße Düfte,
Ohne Rauschen ragt der Bäume Meer
Hoch in die sonnigen Lüfte.

Nur Amselschlag einsam und weit
Und Falkenschrei aus der Höhe,
Und nichts Lebendiges weit und breit,
Als im Waldthal grasende Rehe.

Natur, in dein Leben still und kühl
Liege ich selig versunken:
Ein süßes Kindermärchengefühl
Macht mir die Sinne trunken.

4. Glückliche Liebe.

O klingender Frühling, du selige Zeit!
Und bist du vorüber, uns thut es nicht leid:
Wir liebten uns gestern, wir lieben uns heut,
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut!

Einst holten wir Bursche die Birke voll Muth,
Und zogen zum Dorfe, die Maien am Hut;
Da traten die Mädchen aus jeglichem Haus,
Wie lachtest du, Herzlieb, verstohlen heraus!

Das Fest gieng vorüber, da gabst du zur Stund
Die Hand mir zum Drucke, zum Kuß mir den Mund;
Mein warst du, o Schatz, und, o Schatz, ich war dein:
Wir wollten verbunden in Ewigkeit sein.

Und sieh, nicht umsonst stand die Ros' auf der Haid,
Ich brachte den Strauß dir, du wonnige Maid;
Wir theilten zur Erde den Tanz und das Lied,
Wir schnitten die Trauben und wurdens nicht müd'.

Jetzt stürmet der Winter so kalt durch die Welt,
Wir können nicht jubeln durch Berge und Feld,
Wir sitzen zu Hause Ein Herz und Ein Sinn,
Im Herzen ist Sommer, blüht Liebe darin.

O klingender Frühling, du selige Zeit!
Und kehrst du, für ewig vereint sind wir beid:
Wir liebten uns gestern, wir lieben uns heut,
Wir lieben uns morgen, wir glückliche Leut!

5. Wenn dir blond die Locken flieg

Wenn dir blond die Locken fliegen,
Kennst du kein Gefühl von Sorgen,
Welt und Leben siehst du liegen
Wie den grünsten Frühlingsmorgen;
Jubeln, singen, schwärmen, hoffen,
Das sind deiner Seele Triebe;
In das Herz, das heiter offen,
Kehrt als süßer Gast die Liebe.

Du empfängst sie, ach, mit Beben,
Pflegst sie weinend, pflegst sie lachend,
Weihst ihr all dein Thun und Streben,
Tage träumend, Nächte wachend;
Doch es trägt der Strom vorüber,
Kehrend nie, die Rosenblüthe,
Auch dein Leben zieht sich trüber,
Flieht die Jugend dem Gemüthe.

Aber ist verwelkt die Blume,
Sind die Becher ausgetrunken,
Wohl dir, glüht im Heiligthume
Deines Herzens treu der Funken,
Gieng dir nicht auf rauhen Wegen,
Innigkeit und Liebe scheiden,
Blieb die Liebe dir ein Segen
Auch im schmerzlich bittern Leiden!

Ob der Süd von Blumen glänze,
Farben wirken nicht und Düfte,
Wie im Norden, wo für Kränze
Karg die Erde, trüb die Lüfte.
Ach, die Liebe wird vergehen,
Weiß sie nur von Glück und Scherzen,
Mag in Wonne sie erstehen,
Heilig wird sie erst durch Schmerzen.

6. Sommersegen.

So warm und herrlich liegt die Welt,
Der Himmel blau von Saum zu Saume,
Das goldne Korn durchwogt das Feld,
Es wächst und schwillt die Frucht am Baum
Die Lerche schweigt, die Biene nur
Schwärmt blühnden Linden nur entgegen;
Ein Brüten liegt auf der Natur:
Das thut, sie reift im Sommersegen.

Von Rebenranken überdacht,
Schaun wir hinaus, stillernst versunken;
So wie die Welt von Sonnenpracht,
Sind wir von holder Liebe trunken.
Wir ruhn so sicher uns im Arm,
Kein Zweifel kann die Liebe regen,
Sie ist so wonnig, voll und warm:
Das thut, sie reift im Sommersegen.

Robert Ernſt Prutz.

der Geſchichte der deutſchen Literatr tre-
ıns nicht ſelten Männer von Talent ohne
akterkraft und wiederum eben ſo häufig
ner mit ehrenwerther Charakterkraft ohne
rragendes Dichtertalent entgegen. Um ſo
haben wir diejenigen zu ſchätzen, bei
ı ſich Beides vereinigt findet. Es iſt dies
Fall bei Robert Ernſt Prutz, deſſen
ı weder durch Verfolgung noch durch kör-
he Leiden gebeugt werden konnte. Derſelbe
e am 30. Mai 1816 zu Stettin geboren,
:ſſen Gymnaſium er ſich zu wiſſenſchaftli-
Studien vorbereitete. Im J. 1834 bezog
e Univerſität Berlin, wo er ſich, wie ſpä-
n Breslau und Halle, dem Studium der
ılogie in Verbindung mit Philoſophie und
ſichte widmete. Nachdem er 1838 in Halle
oviert hatte, machte er eine große Reiſe,
uf er wieder in jene Stadt zurückkehrte
an den „Halle'ſchen", ſpäter „Deutſchen
büchern" lebhaften Antheil nahm und von
l an nebſt dichteriſchen Arbeiten eine Reihe
bedeutender Schriften im Gebiete der all-
inen und der Literaturgeſchichte herausgab,
ıie wir am geeigneten Orte zurückkommen.
e entſchieden liberale Richtung zog ihm
herlei Unannehmlichkeiten zu, ſo daß er ſich
im J. 1840 bewogen fand, nach Dres-
ju überſiedeln, von wo er ſich im folgenden
e nach Jena wandte. Doch auch hier war
s Bleibens nicht lange, er wurde polizei-
.843 aus den Weimariſchen Staaten aus-
gewieſen, weil er ein Gedicht an Dahlmann ohne Erlaubniß der Cenſurbehörde hatte drucken laſſen. Er gieng wieder nach Halle, wo er ſich zu habilitieren wünſchte, was ihm jedoch nicht geſtattet wurde, und als er 1846 nach Berlin gezogen wurde, gelang es ihm erſt nach langem Kampf, die Erlaubniß zu literarhiſtoriſchen Vorleſungen zu erhalten, welche ſich eines zahlreichen Beſuchs erfreuten. Im J. 1847 übernahm er die dramaturgiſche Leitung des Hamburger Stadttheaters, wo er „Dramaturgiſche Blätter" herausgab; doch ſagte ihm dieſe Stellung nicht lange zu; er gab ſie auf und zog bald darauf wieder nach Dresden, wo er nach Ausbruch der Februarrevolution zahlreich beſuchte Vorleſungen über die neueſten Zeitereigniſſe hielt. Im März 1848 begab er ſich wieder nach Berlin, wo er im conſtitutionellen Club längere Zeit ſehr thätig war, aber nur zu bald den Mangel an praktiſchem Sinn der ganzen Partei kennen lernte. Im November gieng er in ſeine Vaterſtadt, wo er 1849 einen Ruf als außerordentlicher Profeſſor der Literatur an der Univerſität Halle erhielt. So erfolgreich er in dieſer Stellung wirkte, weil es ihm wie Wenigen gelang, ſeine Zuhörer anzuregen und für höhere Anſchauungen zu gewinnen, ſo fühlte er ſich doch unbehaglich, theils weil er mit den Behörden in Konflikt kam, theils weil ihn der Neid einiger Kollegen in unangenehme Berührungen brachte; er gab daher 1859 ſeine Entlaſſung und nahm ſeinen Wohnſitz in Stettin, wo er zuerſt mit Wolfſohn, dann allein das „Deutſche Muſeum" herausgab, das bald eine hervorragende Stellung unter den Zeitſchriften verwandter Richtung einnahm. Fortgeſetzte Kränklichkeit nöthigte ihn, ſpäter von der Redaktion zurückzutreten, aber er blieb nichts deſto weniger literariſch thätig und zog ſich ſogar durch ein Gedicht neuerdings Verfolgungen zu.

Prutz trat zuerſt als politiſcher Dichter auf, indem er dem Lied Becker's „Sie ſollen ihn nicht haben" ein anderes entgegenſetzte, „Der Rhein" (1), worin er in kräftigen Tönen ausſprach, daß aller Gefahr, die von der Fremde her drohe, nur durch Freiheit im Innern erfolgreich begegnet werden könne, daher er den Fürſten zuruft, das Wort frei zu geben, und dem Volke, den knechtiſchen Sinn zu beſiegen, der es für jeden Kampf unfähig mache. So wenig poetiſch das Gedicht auch war, ſo konnte es bei der Kraft und Schönheit der Sprache, bei der Wahrheit der Gedanken nicht verfehlen, großen Eindruck zu machen, und die günſtige Aufnahme, die es fand, zeichnete dem Dichter die Bahn an, die er weiter verfolgen ſollte. Auch enthielten die „Gedichte" (Leipz. 1841. 4. Aufl. Ebd. 1857) und noch mehr die „Neuen Gedichte" (Zür. u. Winterth. 1843. 2. Aufl. Mannh. 1849) eine Reihe politiſcher Lieder, die ſämmtlich von der vaterländiſchen und freien Geſinnung des Dichters zeugen und bei aller Entſchiedenheit doch nie in die ſtürmiſche Schwärmerei Herweghs verfallen, ſondern immer eine gewiſſe Mäßigung bewahren, und ſich auch darin von anderen politiſchen Liedern unterſcheiden, daß ſich in ihnen ein klarer Gedanke ausſpricht, weil der Dichter wußte, was er wollte. Weil er aber wußte, was er wollte, muß man be-

dauern, daß er in seinen Liedern den Gedanken nicht scharf genug zusammendrängte, sondern sich in rhetorische Breite verlor, wodurch der Eindruck nothwendig abgeschwächt werden mußte. Wie viel wirkungsvoller würde z. B. „Die Rechtfertigung" sein, in welcher er die politische Poesie ihren Gegnern gegenüber in Schutz nimmt, wenn sie um die Hälfte kürzer wäre und die Gegensätze dadurch kräftiger hervorträten, abgesehen davon, daß die vorletzte Strophe durch ihre ins Niedrige verfallende Haltung störend eingreift. Auch „Die erste Saat", ein durch Tiefe der Empfindung ausgezeichnetes Gedicht, würde gewinnen, wenn die einzelnen Gedanken weniger breit ausgesponnen wären. Selbst kürzere Lieder sind zu weit ausgedehnt. So würde die „Freie Presse", in der er mit glücklichem Witz die gesetzliche Bestimmung verspottet, daß nur Schriften von zwanzig Bogen censurfrei sein sollten, gewiß größeren Effekt machen, wenn die zwei letzten Strophen nicht noch angeschweißt wären, die einem ganz andern Gedankengang angehören. Am gelungensten sind die Gedichte mit satyrischer Haltung, so das „Lügenmärchen", in welchem der Dichter ein politisches Schlaraffenland schildert, ohne Adel, Soldaten, Pässe, Spione, Censur, Philosophen, Pietisten, wo die Volksdeputirten sich frei äußern dürfen und die Theologen voll Sanftmuth sind. Eben so vortrefflich ist „Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren", eine gelungene Parodie auf Freiligraths bekanntes Gedicht mit der nämlichen Ueberschrift. Wie dieser sich nach Arabien wünscht, um ein bewegtes Leben zu führen, so Prutz nach der Türkei, um, von jeder Aufregung und jeglicher Theilnahme an den Welt- und Menschengeschicken frei, in sinnlicher Behaglichkeit gedankenlos das Dasein hinzuträumen. Der zweite Theil des Gedichts, in welchem er ausmalt, was er thun würde, wenn er Großvezier würde, enthält nur einige gute Stellen, steht im Ganzen aber im Widerspruch mit der ersten Abtheilung. Je entschiedener und treuer der Dichter an seiner Ueberzeugung fest hielt, um so mehr mußte er den flauen Liberalismus mit seinen hochtrabenden Phrasen verachten; diesem Gefühl hat er in dem Gedicht „Pereant die Liberalen" (2) wenn auch nicht poetischen, doch schneidenden Ausdruck gegeben, ohne freilich dadurch, wie die neuesten Erfahrungen gezeigt haben, die Feigheit in Muth verwandeln zu können.

Unter den Liebesliedern der „Gedichte" sind diejenigen auszuzeichnen, welche den Schmerz über verlornes Glück schildern, und auch die Sonette des nämlichen Inhalts sind in Bezug auf Form und Gedanken bemerkenswerth; doch werden sie von den erotischen Gedichten in der späteren Sammlung „Aus der Heimath" (Lpz. 1858) weit überboten, in denen das Glück des Besitzes und Genusses mit den lebendigsten Farben sinnlicher Glut dargestellt wird. Freilich scheinen sie manchmal die Grenzen des Erlaubten zu überschreiten, („Hymnen der Nacht"). Dagegen finden sich auch nicht wenige, die bei aller Wärme der Empfindung von großer Zartheit sind, so die „Abendstille" (3), „Liebe" (4) und „Erinnerung" (5). In ähnlicher Weise, doch mit verhältnißmäßig größerer Mäßigung besingt der Dichter in zwei folgenden Sammlungen „Aus goldenen Tagen" (Prag 1861) und „Herbstrosen" (München 1865) das Liebesglück und zeigt sich auch in diesen als Meister der Form und der Sprache, sowie er eine Fülle von neuen sinnreichen Gedanken entfaltet.

Die verschiedenen Sammlungen enthalten auch eine Reihe von erzählenden Gedichten, in denen wir die nämliche Formvollendung, die nämliche Herrschaft über die Sprache finden, wie in den lyrischen Gedichten; aber auch hier verliert sich der Dichter oft zu sehr in Ausmalung des Einzelnen, wodurch wie dort die Wirkung wenn nicht vernichtet, doch wenigstens gestört wird. Auch ist die lyrische Beschaulichkeit zu stark vorwiegend, die Ausführung zu wenig dramatisch lebendig. Bei allen diesen Mängeln sind manche Balladen von großer Schönheit; wir erwähnen vor Allem „Die Mutter des Kosaken", deren Mittheilung allein der allzu große Umfang verbot, „Liebesrache" und „Bretagne". „Ein Märchen", das zuerst abgesondert erschien (Lpz. 1841), erinnert durch die humoristische Haltung an Wieland, und erfreut durch den vollendet schönen Bau der Stanzen, die sich in großer Leichtigkeit bewegen und von außerordentlichem Wohllaut sind. Allein das Ganze macht doch keinen angenehmen Eindruck. Eine Allegorie ist nur dann ein Kunstwerk, wenn das Bild an sich, welches eine Idee oder eine Reihe von Gedanken zur Anschauung bringen soll, in sich so vollkommen abgeschlossen ist, daß es auch Wohlgefallen erregt, wenn man an die darunter verborgene Idee nicht denkt oder sie nicht einmal versteht, wie wir in „Mahomets Gesang" von Göthe ein unübertreffliches Muster haben. Das „Märchen" von Prutz aber kann nur einigermaßen befriedigen, wenn man fortwährend daran denkt, daß er das Geschick des deutschen Volks darstellen wollte, welches sich in den Befreiungskriegen für seine Fürsten aufopferte, den Riesen Napoleon bezwang, zum Lohn aber mit Versprechungen hingehalten wurde, bis man sich stark genug fühlte, das Verlangen nach der verheißenen Freiheit mit Gewalt zu unterdrücken.

1. Der Rhein.

1840.

Der deutsche Rhein! — Wie klingt das Wort so mächtig!
Schon sehn wir ihn, den goldig grünen Strom,
Mit heitern Städten, Burgen stolz und prächtig,
Die Lurlei dort und dort den Kölner Dom!
Der freie Rhein! — Gedächtniß unsrer Siege,
Du mit dem Blut der Edelsten getauft,
Ruhm unsrer Väter, die in heilgem Kriege
Mit Liedern nicht, mit Schwertern dich erkauft!—

Ich sah ihn auch — es waren böse Zeichen,
Novemberwolken hiengen drüber hin,
Nicht strömen, nein, mich dünkt, ich sah sie schleichen,
Die goldne Flut wie eine Bettlerin:
Als klagte sie, daß noch mit Zoll und Banden
Sie ungestraft der Fremdling knechten darf,
Daß noch ein Wort, verfälscht und mißverstanden,
Sie von des Meeres keuschem Busen warf.

Ich ſah das Land — die Trauben ſah ich reifen,
Die rechte Milch, um Männer groß zu ziehn,
Ließ weit hinaus mein flammend Auge ſchweifen,
Dem nie ein Traumbild lieblicher erſchien:
Ein lautes Echo donnernd fortzutragen,
Schien Strom und Thal und Felſen mir bereit;
Doch grad heraus: man darf das Wort nicht wagen,
Das freie Wort, ihr wißt es, iſt gefeit!

Wer hat nun Recht, zu ſagen und zu ſingen
Vom freien Rhein, dem freien deutſchen Sohn?
O dieſe Lieder, die ſo muthig klingen,
Beim ewgen Gott, ſie dünken mich wie Hohn!
Ja wolltet ihr erwägen und bedenken,
Welch ſtolzes Wort von eurer Lippe kam,
Ihr müßtet ja das Auge niederſenken
Mit bittern Thränen voller Zorn und Scham!

Es gilt nicht dir, der du zuerſt geſungen
Das ſtolze Wort vom freien deutſchen Rhein,
Das durch die Welt ſich adlergleich geſchwungen:
Dich ſchließ im Geiſt in meinen Arm ich ein!
Aus voller Bruſt iſt dir das Lied gequollen
Und nicht im Käficht haſt du es bewahrt:
Frei fliegt es hin, wohin die Winde wollen —
Du thateſt Recht! und das iſt Sängerart.

Euch gilt mein Ruf, ihr Fürſten und Vaſallen,
In deren Händen unſer Schickſal liegt!
Euch Deutſchen gilt es, nah und fern, euch Allen,
So weit ein Hauch von deutſchem Munde fliegt:
Mit euch zuerſt müßt ihr den Kampf beginnen!
Soll unverführt von heiſerem Geſchrei
Und ungetrübt des Rheines Welle rinnen,
So ſeid zuerſt ihr ſelber deutſch und frei!

Denn käme nun die Stunde der Gefahren,
Die wir am Himmel dämmernd ſchon geſehn,
Ich meine wohl, ihr würdet bald gewahren,
Daß es nicht leicht iſt, Schlachten zu beſtehn;
Nicht jene Burgen werden niederſteigen,
Die Mädchen küſſen, aber kämpfen nicht,
Die ſtummen Fiſche, glaubt mir, werden ſchweigen,
Und Ruder brechen, wo ein Reich zerbricht.

Es gibt einen andern, kräftigern Genoſſen,
Als jener Trümmer bröckelndes Geſtein:
Wer ihm den Arm, den Buſen ihm erſchloſſen,
Der ſiegt durch ihn — und auch durch ihn allein!
Ein Feuer iſts, das unauslöſchlich zündet,
Ein Zauberwort, das Mauern niederreißt —
Drum friſch gewagt und euch mit ihm verbündet:
Es iſt der deutſche, iſt der freie Geiſt!

Gebt frei das Wort, ihr Herrn auf euren Thronen,
So wird das Andre ſich von ſelbſt befrein.
Wagts und vertraut! In allen euren Kronen,
Wo giebts ein helleres, edleres Geſtein?
Die Preſſe frei! Uns ſelber macht zum Richter,
Das Volk iſt reif! Ich wags und ſag es laut;
Auf eure Weiſen baut, auf eure Dichter,
Sie, denen Gott noch Größres auch vertraut!

Sei deutſch, mein Volk! Verlern den krummen Rücken,
An den du ſelbſt unwürdig dich gewöhnt!
Mit freier Stirn, gradaufwärts mußt du blicken,
Vom eignen Muth geſittigt und verſchönt.
Es kann den Fürſten ſelber nicht gefallen,
Dies ſchmeichleriſch demüthige Geſchlecht —
Ein offnes Auge! ſo geziemt es Allen,
Zu Boden ſieht das Thier nur und der Knecht. —

So wirds erreicht! Und wann in künftgen Tagen
Das ſtolze Frankreich unſern Rhein begehrt,
Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
Dann ohne Lieder, doch die Hand am Schwert.
Denn dann gelangs, ihn ewig feſt zu flechten,
Die goldne Freiheit ſoll die Feſſel ſein;
Dann lohnt es ſich, bis in den Tod zu fechten,
Dann, deutſch und frei, dann bleibt er unſer Rhein!

2. Pereant die Liberalen.

1845.

Pereant die Liberalen,
Die nur reden, die nur prahlen,
Nur mit Worten ſtets bezahlen,
Aber arm an Thaten ſind;
Die bald hier-, bald dorthin ſehen,
Bald nach rechts, nach links ſich drehen,
Wie die Fahne vor dem Wind:
Pereant die Liberalen!

Pereant die Liberalen,
Jene blaſſen, jene fahlen,
Die in Zeitung und Journalen
Philoſophiſch ſich ergehn;
Aber bei des Bettlers Schmerzen
Weisheitsvoll mit kaltem Herzen
Ungerührt vorübergehn:
Pereant die Liberalen!

Pereant die Liberalen,
Die bei ſchwelgeriſchen Mahlen,
Bei gefüllten Feſtpokalen
Thurm der Freiheit ſich genannt,
Und die doch um einen Titel,
Cenſor werden oder Büttel
Oder gar Denunciant:
Pereant die Liberalen!

3. Abendſtille.

Nun ruht die Welt mit Schweigen,
Der laute Tag verrann,
Die goldnen Sterne ſteigen
Hellleuchtend himmelan;
Rings, wie mein Ohr mag lauſchen,
Iſt Alles ſtumm und todt,
Nur leiſe Wellen rauſchen,
Geküßt vom Abendroth.

O Liebſte, komm und neige
Dein lächelndes Geſicht,
Wie durch die dunkeln Zweige
Des Mondes Silber bricht;
Ein ſeliges Ermatten
Schließt leis mein Auge zu,
O komm in dieſe Schatten,
So weich, ſo mild wie du!

Von deinem Arm umſchlungen,
Gelehnt an deine Bruſt:
O holde Dämmerungen,
O nächtlich ſüße Luſt!
Nichts bietet mehr das Leben
Und Nichts die Erde mir,
Mein ganzes Sein und Streben,
Es ruht verſenkt in dir!

4. Liebe.

Was die Liebe kann begehren,
Liebe darf es frei gewähren.

Was von Liebe ward verschuldet,
Gern von Liebe wirds geduldet.

Alles Fehlen, alles Irren,
Liebe weiß es zu entwirren;

Trägt mit seliger Geberde
Alle Noth und Schuld der Erde;

Am Geliebten jeden Flecken
Weiß sie sorgsam zu verdecken;

Ja, ihn völlig freizusprechen,
Lächelnd theilt sie sein Verbrechen.

5. Erinnerung.

Und hast du recht geliebt einmal,
Sei dirs zur Freude, seis zur Qual,
O halte das Gedächtniß fest,
Auf daß es nimmer dich verläßt.

Gieb ihm als deinem besten Schatz
Im tiefsten Herzen einen Platz.
Gleich wie ein liebes Grab man pflegt
Und es mit Blumen eng umhegt.

Und jeden Gruß, den du geschickt,
Und jeden Kuß, der dich erquickt,
Und selbst der Trennung bittern Schmerz,
O schließ es Alles treu ins Herz:

Auf daß, wenn einst nach Jahren spät
Der Frost des Alters dich umweht,
Du an verschwundner Tage Glück
Noch laben magst den müden Blick.

Und wie von Weines edlem Naß
Den Duft bewahrt das leere Faß,
So spielt um dich Erinnerung
Und macht das alte Herz dir jung.

Die Rose welkt wohl über Nacht,
Vergänglich ist der Erde Pracht,
Nur was du liebst, o Herz, ist dein;
Das soll dein Trost im Sterben sein.

Victor Friedrich (von) Strauß.

Victor Friedrich Strauß, geb. zu Bückeburg am 18. Sept. 1809, verlor seine Eltern frühzeitig; doch hinterließen sie ihm so viel Vermögen, daß er seiner Neigung, sich der Wissenschaft zu widmen, folgen konnte. Er besuchte die Gymnasien zu Bückeburg und Lemgo, sowie das Pädagogium zu Halle; dann wirkte ein mehrmonatlicher Aufenthalt zu Dresden, wo er mit Tieck bekannt wurde, und häufig mit den dort lebenden Künstlern verkehrte, vielfach fördernd auf ihn. Zwischen den Interessen für Kunst, Poesie und Speculation schwankend, entschloß er sich auf besondere Anregung zum Rechtsstudium und bezog zu diesem Zwecke die Universitäten Erlangen, Bonn und Göttingen, ohne dabei jenen Interessen untreu zu w
Im J. 1832 trat er in den Staatsi
Durch Zeiterscheinungen hervorgerufenes
dürfniß veranlaßte ihn, nach einigen J
ein vollständiges theologisches Studium
zumachen, welches seine spätere religiöse
tung bestimmte. Seit dem J. 1840, i
chem er zum Archivrath ernannt wurde, b
er auch an den Naturwissenschaften leb
Antheil zu nehmen. Im J. 1846 bracht
eine Sendung nach Berlin in Beziehu
den bedeutendsten dort lebenden Mä
Während des Revolutionsjahres 1848
er an der Spitze der conservativen Partei
ihm die Ernennung zum Cabinetsrath er
und als 1850 der Bundestag seine
brochene Thätigkeit wieder aufnahm, wu
zum Gesandten an demselben und zum
Cabinetsrath ernannt. Im J. 1851 na
als fürstlicher Bevollmächtigter Antheil a
Ministerialconferenzen in Dresden, nach
Beendigung ihm der österreichische Ade
liehen wurde. Seitdem lebte er abwechsel
Bückeburg und in Frankfurt a. M., bi
neuesten Ereignisse seiner Stellung als Bu
tagsgesandter ein Ende machten.

Ursprünglich den freisinnigen Ansicht
Bezug auf Kirche und Staat huldigend, w
er sich in der Folge entschieden der ent
gesetzten Richtung zu, in beiden Verhältnisse
die Ueberstürzung der Parteien veranlaßt.
bekannte „Leben Jesu“ seines Namens

en machte auf ihn einen so mächtigen daß er, als er schon in den Staats-ten war, gründliche theologische Stu-e, hebräisch lernte, sich mit Exegese, nd Dogmengeschichte beschäftigte und avon die Ueberzeugung gewann, daß eit nur im strengkirchlichen Lehrbegriff sei. Wie entschieden liberal er in hren war, bezeugen manche Gedichte Zeiten, in denen er sich gegen jede dung des Geistes ausspricht, die Cen-amt, sogar zur That auffordert und on scharf züchtigt, so z. B. in „Pu-" mit dem Refrain: „Doch Pharao spricht: Ruh ist die erste Bürger-ltets Maul und muxet nicht!" Die chwärmerei des Jahres 1848, die it der liberalen Partei und deren ige Uebertreibungen zogen ihn in das e Lager, dem er von da an immer ieben ist. Dieser Wechsel der Ueber-er wohl zu bedauern, aber auch zu n, ja sogar zu rechtfertigen ist, hatte uch den größten Einfluß auf seine die von nun an den Charakter der Kirchlichkeit und des entschiedensten smus annahm. Wenn er früher be-bensfröhlichkeit und Naturfreude be-de später das gläubige Christenthum se der Mittelpunkt seiner Dichtung. sein Talent sich gleich blieb, daß er pätern Poesien nicht nur die schöne hrte, die seine früheren auszeichnet, ch seine Gedanken mit gleicher poe-igkeit darstellte, bürgt dafür, daß er leider so manche Andere, bloß äußer-is materiellen Gründen sich bekehrt

hterischer Charakter tritt schon in der umlung, die er veröffentlichte („Ge-lefeld 1841) in seinem ganzen Um-einer ganzen Kraft hervor. Die ge-jandlung des Verses und Reims und aber wirkungsvolle Darstellung wird Tiefe und Wahrheit der Empfindung mit welcher er jeden Stoff veredelt, usliche Verhältnisse, die Liebe zur) oder zum Kind (3), das Er-erſten Liebe (2), die Liebe zum (4) oder auch die Natur und die ude besingen. Nirgends begegnet man en Phrasen, nirgends gemachter oder Begeisterung, überall spricht sich tüchtige Gesinnung aus. In den finden sich außerordentlich schöne führen bestimmte Situationen mit andtheit durch. Die „Epigramme" ichnen sich durch sinnreiche Gedanken he Behandlung der metrischen Form aus. Die meisten sind reflektierend, risch bitter gegen Mystiker, Jesuiten er. Die religiösen Lieder (5. 6) aus dem lebendigsten Gottvertrauen en um so wohlthätiger, je weniger haftem Pietismus huldigen. So ich er sich in den „Liedern aus der r das christliche Kirchenjahr" (Hamb. egt, so hält er sich doch auch in die-on aller pietistischen Redseligkeit. sten genügt die letzte Sammlung „Weltliches und Geistliches in Gedichten und Liedern" (Hamb. 1856), wo der Dichter vor dem Parteimann zurücktritt.

1. Meine Mutter.

Längst haben sie dich geschlagen
Ins weiße Leichentuch,
Du, deren Schooß mich getragen,
Du, die mich im Herzen trug.

Liegst selber im Mutterschooße,
Das Moos wächst über den Stein;
Die Welt, die verwandelte, große,
Hat lange vergessen dein.

Die dein gedachten mit Danken,
Die reden längst nicht mehr,
Es waren die Armen, die Kranken;
Sie schlafen rings um dich her.

Wie haben so frühe begraben
Sie dich hinunter gebracht!
Mein Frührot war dein Abend,
Mein Morgen deine Nacht.

Voll Lieb und Dankes küssen
Wollt ich die Hände dein,
Da hab' ich dich suchen müssen
Tief unter dem kalten Stein.

O könnt ich dich umschlingen!
Wie ward meine Liebe so neu!
O Mutter, was kann ich dir bringen
Für all deine Liebe und Treu?

Deine Enkel will ich führen
Einst an den moosigen Stein;
Da soll dein Hauch sie berühren
Dein frommer Geist sie weihn.

2. Zusammentreffen.

Kühl und stille wars in mir
Wie am Quell im Thale,
Eh ich Stuhl an Stuhl bei ihr
Saß zum ersten Male.

Aber als ich mit ihr sprach,
Glitt ihr Tüchlein nieder,
Bückt' ich selbst mich schnell darnach,
Bückt' sie sich hinwieder.

Plötzlich streifte Stirn an Stirn,
Streifte Wang an Wange.
Taumelnd ward mirs im Gehirn
Und die Brust schlug bange.

Lachend fuhr sie rasch zurück,
Und ich mußte gehen;
Doch seit jenem Augenblick
Ists um mich geschehen.

Immer taumelt mirs im Hirn,
Schlägts im Busen bange,
Immer fühl ich Stirn an Stirn,
Fühl ich Wang an Wange;

Und die Glut im Herzensgrund
Wird mich noch ersticken,
Darf ich nicht bald Mund an Mund,
Brust an Brust sie drücken.

3. Mein Kind.

Komm, lieber Knabe, des Vaters Luſt,
Komm, ſchmiege dich eng an meine Bruſt;
Laß tief in die blauen Augen mich ſehn,
So rein und ſo heilig, ſo freudig und ſchön.

Als ich deine Mutter ins Haus gebracht,
Hat ein Engel Wohnung bei mir gemacht;
Und dennoch waren wir einſam und arm,
Bis ſie dich mir gelegt in den Vaterarm.

Da ſtieg mit unſäglicher Liebesgewalt
Der Himmel herunter in Kindesgeſtalt,
Er ſtrahlte aus deines Auges Schein
Unſchuldig und ſelig und fromm und rein.

O könnt ich bewahren ſo rein dich und gut,
Dich nimmer entlaſſen aus treuer Hut,
Vor den Stürmen des Lebens dich halten warm,
Wie du friedlich da lächelſt in meinem Arm!

Doch leis, unhörbar und flügelgeſchwind
Die Zeit uns über die Häupter rinnt.
Sie reift dich zum Knaben, zum Jüngling, zum Mann;
Du blickſt in die Ferne und ſchreiteſt von dann!

Du baueſt dir eigenes Haus und Herd,
Viel Andere werden dir lieb und werth;
Dich trägt auf Flügeln die junge Zeit,
Die Eltern bleiben dahinten weit.

Dann iſts nicht anders, es mag dann ſein!
Doch noch, mein Knabe, noch biſt du mein.
Komm, lieber Knabe, des Vaters Luſt,
Komm, ſchmiege dich eng an meine Bruſt!

4. Der geheime Bund.

Laut an offner Tafelrunde,
Wo auch Horchern Nichts entſchlüpft,
Singen wir von einem Bunde,
Den wir heimlich angeknüpft.
Willkür und Gewalt erſchrecken,
Wenn er handelt, wenn er ſpricht;
Doch er iſt nicht zu entdecken,
Zu zerſprengen iſt er nicht.

Sonſt geſchahs, daß man im Dunkeln
Sich mit Hand und Mund verſchwor,
Sich berieth beim Sternenfunkeln,
Sich beſprach von Ohr zu Ohr.
Andre Zeiten, andre Leute;
Denn die Leute ſind die Zeit.
Frank und frei bekennt man heute
Dieſem Bunde ſich geweiht.

Und ſo laſſen wir ihn leben!
Daß er ſich in ſeiner Macht
Wie ein Löwe mög erheben,
Der aus ſeiner Ruh erwacht;
Daß er wie die Sonne wandle
Nach des Morgens Purpurlicht,
Daß er wachſe, wirke, handle,
Bis die letzte Feſſel bricht.

Leiſe keimts in ſeinen Saaten;
Ja, die Ernte kommt heran,
Und wir dürfen ihn verrathen,
Den man nicht verrathen kann:
Von des Rheines goldnen Fluten
Bis an Polens blutgen Sand
Iſts der ſtumme Bund der Guten
Für ein freies Vaterland.

5. Beruhigung.

O mein Herz, gieb dich zufrieden
O verzage nicht ſo bald!
Was dein Gott dir hat beſchieden,
Nimmt dir keiner Welt Gewalt.
Keiner hindert, was Er will!
Harre nur! vertraue ſtill!
Geh des Wegs, den Er dich ſendet!
Er begann und Er vollendet.

Hüllt Er dich in Dunkelheiten,
So lobſing Ihm aus der Nacht;
Sieh, Er wird dir Licht bereiten,
Wo dus nimmermehr gedacht.
Häuft ſich Noth und Sorg umher,
Wird die Laſt dir allzuſchwer,
Faßt Er plötzlich deine Hände
Und führt ſelber dich ans Ende.

Wär auch alle Welt dir feindlich,
Rottete ſich wider dich, —
Dank Ihm; o der Herr iſt freundlich,
Seine Huld währt ewiglich.
Sind auch Trauer, Angſt und Leid
Seines Segens dunkles Kleid, —
Dank Ihm, Er ſchickt ſeinen Segen
Auf geheimnißvollen Wegen.

Endlich wird dein Morgen grauen;
Kennſt du nicht ſein Morgenroth?
Darfſt du zagend rückwärts ſchauen,
Wenn dich Glut und Sturm bedroht?
Denn auch Feuerflamm und Wind
Boten ſeines Willens ſind;
Und kanns nur ein Wunder wenden,
Auch ein Wunder kann Er ſenden.

O ſo laß denn alles Bangen!
Wirke friſch, halt muthig aus!
Was mit Ihm du angefangen,
Führet Er mit dir hinaus.
Und ob Alles widerſteht,
In Vertraun und in Gebet
Bleib am Werke deiner Hände,
So führt Ers zum ſchönſten Ende.

6. Gottvertrauen.

Biſt Du, Herr der Meere,
Nur mit uns im Nachen,
Wenn des Himmels Stürm erwachen,
Wenn die Wellen wüthen
Und das Schiff bedecken, —
Dann ſoll uns ihr Grimm nicht ſchrecken:
Denn zu Dir
Rufen wir
Und Dein Wort und Winken
Heißt die Wogen ſinken.

Wenn wir Dich nur haben,
Mag die Erde zittern,
Thürm und Mauern niederſplittern,
Mag der Flamme Wüthen
Wider uns ſich kehren,
Häuſer, Hab und Gut verzehren,
Menſchenwuth,
Mord und Blut,
Haß und Feindestücken
Mögen auf uns rücken.

Geſchichte

der

deutſchen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichſten Schriftſteller

von

Heinrich Kurz.

Mit vielen nach den beſten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illuſtrationen in Holzſchnitt.

Vierter Band.

Von Goethe's Tod bis auf die neueſte Zeit.

Fünfte Lieferung.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1868.

PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1913 L

Laß den Höllenfürſten
Unſern Frieden ſtören,
Fleiſch und Blut in uns empören,
Laß die Hand des Todes
Ihre Sichel ſchärfen
Und den Leib zu Boden werfen,
Laß verzagt,
Angeklagt
Ihrer Sünd' und Fehle,
Zittern Herz und Seele: —

Wenn wir Dich nur haben
Und in ſolchen Tagen
Glauben als ein Senfkorn tragen,
Wirſt auf unſer Rufen
Du in Eil erwachen
Und des Kampfs ein Ende machen.
Auf Dein Wort
Iſt ſofort
Jeder Sturm geſchieden,
Ringsum Still und Frieden.

Herr, auf Deinem Schiffe
Laß mit Dir uns fahren,
Dräun auch Stürme mit Gefahren.
Die auf Dich vertrauen,
Nie mit Kleinmuth zagen,
Werden dennoch ſtaunend ſagen:
Wie iſt der
Hoch und hehr,
Deſſen Wort und Dräuen
Erd' und Himmel ſcheuen.

7. Die Biene in der Blume.

Biſt du ſo ſpät noch, Bienchen, hinein in die Blume geflogen,
Daß der geſchloſſene Kelch plötzlich gefangen dich hielt?
Summend bewegſt du umſonſt die geſchwungenen Flügel und mühſt dich,
Ihr zu entfliehen, umſonſt gegen die duftende Wand.
Komm, ich befreie dich ſchnell! — O weh, mit ſchmerzlichem Stiche
Lohneſt du mir, und drückſt tiefer dich nur in den Kelch? —
Doch ich verſtehe dich, Bienchen, es nahm dich Liebe gefangen,
Und mein eigenes Herz, Bienchen, erkenn' ich in dir.

8. Genial.

Nur wo die göttliche Strenge der Form mit der göttlichen Freiheit
Ewigen Gehaltes ſich paart, waltet des Genius Hauch.

9. Material.

Nicht an dem Sandſtein liegts, noch am Marmor. Genius, bilde!
Und den verachtetſten Stein adelt die göttliche Form.

10. Volksthümlich.

Schön prangt dir in der Hand die zerbrochene Blüthe des Apfels;
Doch von dem Stamme getrennt, ſchwellet ſie nimmer zur Frucht.
Siehe, ſo fruchtlos wird dein edelſtes Streben verwelken,
Das du getrennt von des Volks Leben und Glauben verfolgſt.

11. Das Epigramm.

Sei, Epigramm, wie die Bien und ſaug aus Blüthen den Honig,
Doch in die tätyſche Fauſt bohre den Stachel mit Luſt.

Friedrich Hebbel.

Dr. Fr. Hebbel.

Wenige Dichter wurden ſo verſchiedenartig beurtheilt, als Hebbel; während die Einen ihn für einen Stern erſter Größe erklärten und von ihm eine neue Epoche in der deutſchen Poeſie erwarteten, ſahen Andere in ihm nur ein Talent ſehr untergeordneten Ranges. Es iſt daher nöthig, ſeine Dichtungen einer gewiſſenhaften Prüfung zu unterwerfen.

Friedrich Hebbel, geb. am 18. März 1813 zu Weſſelburen, einem Dorfe in Dithmarſchen, erhielt einen nur ſehr dürftigen Unterricht; um ſo größeren Einfluß übten das nahe Meer, ſo wie die alten Sagen und die Geſchichten aus der Heldenzeit ſeines Volks auf ſeine regſame Phantaſie. Er ſelbſt nennt in einem Briefe die Nordſee ſeine Amme. Außer der Bibel und geiſtlichen Liedern waren die alten Volksbücher von Siegfried und Genovefa lange Zeit ſeine einzige Lektüre, deren nachhaltiger Einfluß ſich in der Wahl der von ihm ſpäter behandelten Stoffe (Judith, die Nibelungen, Genovefa u. ſ. w.) kund giebt. Als er 15 J. alt war, wurde er Schreiber bei dem Vogt ſeines Kirchſpiels,

wo er bis zu seinem 22. J. aushalten mußte, so viele Pläne er auch machte, eine angemessenere Stellung zu erringen. Endlich gelang es ihm, die Theilnahme der bekannten Schriftstellerin Amalie Schoppe, geb. Weise, zu gewinnen, der er einige lyrische Gedichte zugeschickt hatte. Sie veranlaßte ihn, nach Hamburg zu ziehen, wo er sich für die Universität vorbereitete. Er gieng zuerst nach Heidelberg, dann nach München, wo er sich Anfangs neben der Jurisprudenz mit Philosophie beschäftigte, gegen die er bald einen unbezwinglichen Widerwillen faßte, so daß er sie ganz aufgab und sich dem Studium der Geschichte und der Literatur zuwandte. In München entstanden viele lyrische Gedichte und er gieng dort auch mit Plänen für dramatische Arbeiten um, wie er selbst berichtet:

„Hier zeigte wie im Traume
Sich mir die Judith schön,
Dort unterm Tannenbaume
Sah ich den Tischlersohn;
Da drüben winkte leise
Mir Genovefas Hand,
Und in des Weihers Kreise
Fand ich den Diamant."

Nach Vollendung seiner Studien und Erwerbung der Doctorwürde kehrte er nach Hamburg zurück, wo er sich ganz der Poesie widmete und rasch nach einander die „Judith", die „Genovefa" und den „Diamant" dichtete. Während des großen Brandes wäre er beinahe vom wüthenden Pöbel erschlagen worden, der ihn für einen Engländer hielt; sein Plattdeutsch rettete ihn. Bald darauf reiste er nach Kopenhagen, wo er mit Oehlenschläger und Thorwaldsen vertraute Bekanntschaft schloß; König Christian VIII. bewilligte ihm ein Reisestipendium. Er gieng zuerst nach Paris, wo er sich ein Jahr aufhielt, darauf nach Rom, wo er ausschließlich mit Malern umgieng, und nach Neapel, wo er besonders mit Mommsen, Hettner und A. Stahr verkehrte. Als er nach anderthalb Jahren Italien verließ, hatte er die Absicht, sich dem akademischen Lehrfach zu widmen und nach Kopenhagen zurückzukehren; auf der Rückreise lernte er die begabte Schauspielerin Christine Enghaus kennen, die ihn so fesselte, daß er seinen Aufenthalt von Tag zu Tag verlängerte, und sich endlich mit ihr vermählte und Wien zu seinem bleibenden Wohnsitz wählte. Im J. 1848 nahm er an den politischen Bewegungen Antheil, trat jedoch allmählich zu der gemäßigt liberalen Partei zurück, so daß er nach dem Siege der Reaktion unangefochten blieb. Er starb am 13. Dec. 1863.

Hebbels Ruhm gründet sich zunächst auf seine dramatischen Dichtungen, doch haben sich auch seine lyrischen und epischen Gedichte viele Freunde erworben. Wir haben zunächst nur über diese zu berichten.

Ein römischer Magister, sagt Hebbel in „Horaz und seine Regel", habe vor fast zweitausend Jahren den Dichtern den Rath gegeben, ihre Werke sieben Jahre lang (Horaz spricht sogar von neun Jahren) im Pulte liegen zu lassen, ehe sie dieselben herausgäben; dieser hohle Spruch halte sich dogmengleich noch immer oben, „Und platter Köpfe gibts genug, Die ihn als tiefe Weisheit loben". Nicht was mühsam zusammengereimt werde, sondern was frisch und lebendig aus dem Busen quelle, sei wahre Dichtung. Hebbel ist hier in einem Irrthum befangen, den man so häufig bei Dichterlingen findet, und der auf vollständiger Verkennung der dichterischen Thätigkeit beruht. Der dichterische Gedanke mag wohl die plötzliche, blitzgleiche Eingebung des Genius sein, die künstlerische Gestaltung kann nur Sache der reiflichen Ueberlegung sein; wo diese fehlt, wird ein Gedicht wohl durch den poetischen Gehalt erfreuen, nicht aber von bleibender Wirkung sein können. Wenn aber Hebbel behauptet, daß kein Geist noch jene Regel befolgt habe, der für die Ewigkeit gedichtet, so hat er vergessen, daß Göthe seine „Iphigenie" gerade sieben Jahre lang im Pulte behalten hat, ehe er sie veröffentlichte, vergessen, daß, obgleich sich in der ersten prosaischen Bearbeitung schon alle poetischen Elemente vorfinden, die das Drama beleben, diese eben doch noch nicht das vollendete Kunstwerk war, als welches es in der letzten Bearbeitung erscheint. Freilich macht die ängstliche Sorgfalt für die äußere Form ein Werk noch nicht zu einer Dichtung im wahren Sinne des Wortes, wenn es seine Entstehung nur der nüchternen Reflexion verdankt und nicht der schöpferischen Eingebung der Phantasie, aber eben so wenig wird es auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen können, wenn der Dichter bei der ersten mehr oder weniger unvollkommenen Gestaltung stehen bleibt. Hebbel scheint zwar selbst seinen Irrthum einigermaßen eingesehen zu haben, denn als er seine „Gedichte" (Hamb. 1842) und seine „Neuen Gedichte" (Lpz. 1848) neu herausgab: „Gedichte. Gesammtausgabe, stark verm. u. verb." (Stuttg. u. Augsb. 1857), so hat er in dieser nicht nur eine nicht kleine Anzahl ganz weggelassen, welche er für verfehlt ansah, sondern auch manche andere wesentlich verbessert, und diese Veränderungen beschränken sich nicht etwa bloß auf metrische Verbesserungen oder auf angemessenere Darstellung im Einzelnen, sondern er hat oft die ganze Anlage und Gestaltung eines Gedichts geändert, theils durch Auslassung, theils durch Hinzufügung ganzer Strophen, oder auch durch Umstellung derselben. Aber im Allgemeinen fehlt seinen lyrischen und kleineren epischen Gedichten doch die künstlerische Gestaltung und Ausführung; die Gedichte erscheinen uns in der Form, die er ihnen im ersten Feuer des poetischen Schaffens gegeben, wo dieses ihn so vollständig in Anspruch nahm, daß die Rücksicht auf künstlerische Gestaltung ganz zurücktrat. Wenn daher auch seine Gedichte durch den Reichthum der poetischen Gedanken, durch die Genialität der Anschauungen zur Bewunderung hinreißen, so wird dieselbe durch die mangelhafte Gestaltung gar sehr geschwächt. Die Sprache versteigt sich oft ins Uebertriebene, Schwülstige und Absonderliche, öfters sinkt sie bis zur Trivialität herab, der Ausdruck wird oft mitten im erhabensten Schwung matt und prosaisch. Ja es kommt sogar vor, daß der Reim ihn zu seltsamen und abenteuerlichen Gedanken zwingt, so, wenn es im „Scheidelied" heißt:

bewohl, kein banges Scheiden,
ieber ein Geschiedensein!
kann ich jedes Leiden*),
trinken kann ich's nicht wie Wein."

n dem Gedicht „Bei einem Gewitter"
, in einem Blitz zu verspritzen, was
t und Muth besitzt, müßt dann auch
ruhn", so erscheint der an sich gute
benteuerlich, weil er unklar ausge-

begegnet man nichtssagenden Phra-
wenn es in dem nämlichen Gedicht

„Das nenn' ich eine Abschiedsstunde,
Die leere Ewigkeiten würgt."

, so mehr zu bedauern, daß Hebbel
lbrundung und künstlerische Gestal-
r Gedichte zu wenig Werth legte, als
ahe allen ein echt poetischer Keim findet
je, die er mit mehr Liebe behandelt
scheint, wie „Das alte Haus" (1),
uchten" (2), beinahe als vollendet
werden können. Von großer Schön-
: Ode „Auf dem Meer" (3), dessen
n an den von ihm so sehr verläster-
erinnert. Die „Offenbarung" zeugt
Innigkeit des Gefühls und ist auch
tadelhaft.
nette, deren Form er nicht immer
und die oft Härte der Sprache und
it des Metrums zeigen, sind meist zu
halten. Er bedient sich dieser Form
eine Unzufriedenheit mit den bürger-
politischen Verhältnissen auszudrü-
in dem Sonett „Die menschliche Ge-
(5), dessen Schärfe zur Bitterkeit sich
nter den Elegien zeichnen wir „Die
prache" (6) aus, nicht weil sie eben
tet, sondern weil sie alte Wahrheiten
, die den neuen Dichtern und Pro-
ht eindringlich genug ans Herz gelegt
nnen. Das Haschen nach selbstgebil-
tern zeugt sehr häufig weit eher von
nuth als von neuen Gedanken und

reichen Epigramme sind von sehr ver-
Werth; doch überwiegt die Zahl der
igen und ungenügenden die der guten
bel hat jeden zufälligen Gedanken in
acht, der sich im Lauf des Gespräches
ausnimmt, aber bedeutungslos er-
bald ihm eine metrische Form gegeben
dem beherrscht er diese keineswegs,
sind die Pentameter gewöhnlich lahm
derselben finden sich eilf einsylbige
d nur ein zweisylbiges). Mehrere
e erfreuen durch die tiefere Weltan-
und die darin ausgesprochene Lebens-
An einen Jüngling" (10); am Besten
diejenigen, in welchen er ästhetische
er Verhältnisse behandelt: „Die mo-
nödie" (8), „Tieck als dramatischer
(11), und ganz besonders „Welt-
13). Manchmal gelingt es ihm nicht,
nken zum Verständniß zu bringen,
dee und Gestalt" (14).
Liebe zur Seltsamkeit, zum Aben-

och auch das Scheiden?

teuerlichen tritt in den Balladen beinahe noch greller hervor, als in den lyrischen Gedichten, und viele sind zudem von großer Unklarheit; auch verlieren sich manche in wesenlose Breite, z. B. „Die Odaliske", wo es ganz unerklärlich ist, warum der Dichter weitläufig auseinander setzt, daß sie nicht aus dem Norden stamme, sondern ein Erzeugniß des Südens sei. Die Ballade „Der Haideknabe" (7) — Erzählung von Beraubung und Ermordung eines Knaben — würde bei seinem Inhalt und der schönen Composition, so wie bei der bewegten dramatisch lebendigen Darstellung vortrefflich sein, wenn sie nicht durch das Ende verunstaltet wäre, das auf Einmal unmotivierte mythische Züge vorbringt, die um so weniger gefallen können, als sie noch dazu nachgeahmt sind. „Der Liebeszauber" ist in Anlage und Ausführung gleich lobenswerth, nur wird man dadurch unangenehm berührt, daß, während der Held des Gedichts bis zur Mitte Alles selbst berichtet, plötzlich der Dichter als Erzähler eintritt, ohne daß dieß auf irgend eine Weise motiviert wäre. Man könnte sagen, der Held und der Dichter seien in der That Eine und dieselbe Person; es ist wohl möglich, daß es sich so verhält, aber es tritt keineswegs klar hervor; und wenn dieß auch der Fall wäre, so wäre ein solcher Wechsel immerhin unkünstlerisch. Es ließe sich vollkommen rechtfertigen, wenn der Dichter im Anfang den Helden als eine von ihm verschiedene Persönlichkeit auftreten ließe und er dann im Feuer der Darstellung es gleichsam vergäße und sich selbst als den Helden der Ballade erscheinen ließe; es würde dieß überraschen und den Eindruck steigern. Das umgekehrte Verfahren kann dagegen nur den Eindruck schwächen.

So ergiebt sich aus den bisherigen Betrachtungen, daß Hebbel zwar ein nicht gewöhnliches Talent besitzt, daß er über eine Fülle von Gedanken und poetischen Anschauungen zu gebieten hat, daß er aber dieselben selten in künstlerischer Vollendung zur Anschauung bringt.

1. Das alte Haus.

Der Maurer schreitet frisch heraus,
Er soll dich niederbrechen;
Da ist es mir, du altes Haus,
Als hörte ich dich sprechen:
„Wie magst du mich, das lange Jahr
Der Lieb und Eintracht Tempel war,
Wie magst du mich zerstören?

Dein Ahnherr hat mich einst erbaut
Und unter frommem Beten
Mit seiner schönen stillen Braut
Mich dann zuerst betreten.
Ich weiß um Alles wohl Bescheid,
Um jede Lust, um jedes Leid,
Was ihnen widerfahren.

Dein Vater war geboren hier
In der gedrückten Stube,
Die ersten Blicke gab er mir,
Der muntre, kräftge Bube.
Er schaute auf die Engelein,
Die gaukeln in den Fensterschein
Dann erst auf seine Mutter.

Und als er traurig schlich am Stab
Nach manchen schönen Jahren,
Da hat er schon, wie still ein Grab,
In meinem Schooß erfahren;
In jener Ecke saß er da,
Und stumm und händefaltend sah
Er sehnlich auf zum Himmel.

Du selbst — doch nein, das sag ich nicht,
Ich will von dir nicht sprechen,
Hat dieses Alles kein Gewicht,
So laß nur immer brechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
Zerstöre du den Tempel sein,
Damit es endlich weiche.

Noch lange Jahre kann ich stehn,
Bin fest genug gegründet,
Und ob sich mit der Stürme Wehn
Ein Wolkenbruch verbündet.
Kühn rag ich, wie ein Fels, empor,
Und was ich auch an Schmuck verlor,
Gewann ichs nicht an Würde?

Und hab ich denn nicht manchen Saal
Und manch geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht festlich mein Portal
In alter Pracht noch immer?
Noch Jedem hats in mir behagt,
Kein Glücklicher hat sich beklagt,
Ich sei zu klein gewesen.

Und, wenn es einst zum Letzten geht,
Und wenn das warme Leben
In deinen Adern stille steht,
Wird Dieß dich nicht erheben,
Dort, wo dein Vater sterbend lag,
Wo deiner Mutter Auge brach,
Den letzten Kampf zu streiten?"

Nun schweigt es still, das alte Haus,
Mir aber ists, als schritten
Die todten Väter all heraus,
Um für ihr Haus zu bitten,
Und auch in meiner eignen Brust,
Wie ruft so manche Kinderlust:
„Laß stehn das Haus, laß stehen!"

Indessen ist der Mauermann
Schon ins Gebälk gestiegen,
Er fängt mit Macht zu brechen an
Und Stein und Ziegel fliegen.
„Still, lieber Meister, geh von hier,
Gern zahle ich den Taglohn dir,
Allein das Haus bleibt stehen."

2. Meeresleuchten.

Aus des Meeres dunklen Tiefen
Stieg die Venus still empor,
Als die Nachtigallen riefen
In dem Hain, den sie erkor.

Und zum Spiegel, voll Verlangen,
Glätteten die Wogen sich,
Um ihr Bild noch aufzufangen,
Da sie selbst auf ewig wich.

Lächelnd gönnte sie dem feuchten
Element den letzten Blick,
Davon blieb dem Meer sein Leuchten
Bis auf diesen Tag zurück.

3. Auf dem Meer.

(Bei einer Ueberfahrt nach Kopenhagen im Feuerjahr

Allheilig Meer! Es donnern deine Klänge
Mir so gewaltig ins erschreckte Ohr,
Als brächen die verhaltnen Fluchgesänge
Begrabener Titanen draus hervor.

Sie stürzten sich hinab in deine Wogen,
Sie wollten sterben; aber um den Tod
Hat deine falsche Tiefe sie betrogen,
Sie tragen noch des Lebens öde Noth.

Sie wissens jetzt: man kann nicht einzeln sterben
So lange noch ein Zwerg auf Erden lebt,
Wird sich kein Gott den ganzen Tod erwerben,
Ob er im Meer, im Aetna sich begräbt.

Sie sehen jetzt die blöden Menschen kauern
Um ihres großen Daseins Aschenrest;
Da grollen sie: soll das denn ewig dauern?
Wie lange hält der Wurm die Wärme fest?

Uns kreiste doch das Ganze in den Adern,
Das jetzt zu Tropfen tausendfach zerrann;
Wir mußten dennoch mit den Göttern hadern,
Jetzt haben Legionen gnug daran!

So grollen sie im Aetna und im Grunde
Des Meers, und nicken langsam wieder ein;
Doch nach Jahrhunderten ruft eine Stunde
Sie abermals zurück ins öde Sein.

Dann wähnen sie: nun ist die Welt am Ende,
Und dies Erwachen ist das letzte Weh!
Dann wirft der Eine seine Feuerbrände,
Dann rast der Andre in dem Schooß der See.

Ich ahnt' es längst! die grollenden Titanen
Sind aus dem Schlummer wieder aufgestört,
Und haben, an die alte Nacht zu mahnen,
Jedwedes Element der Welt empört!

Wars Empedokles, der die Stadt der Elbe
Mit seiner Aetnafackel angesteckt?
Und ists ein Andrer, oder ists derselbe,
Der zürnend jetzt den alten Meergeist weckt?

Wohlauf! Zurückgeschlagen sind die Flammen!
Schwellt denn in Eins, ihr Meere fern und n
Knüpft Wogentanz und Sternentanz zusammen,
Wie Aeschylos es im Prometheus sah.

4. Welt und Ich.

Im großen ungeheuren Oceane
Willst du, der Tropfen, dich in dich verschließen?
So wirst du nie zur Perl zusammenschießen,
Wie dich auch Fluten schütteln und Orkane.

Nein! öffne deine innersten Organe
Und mische dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüber fließen,
Dann dienst du dir und dienst dem höchsten Plan

Und fürchte nicht, so in die Welt versunken,
Dich selbst und dein Ur-Eignes zu verlieren:
Der Weg zu dir führt eben durch das Ganze!

Erst, wenn du kühn von jedem Wein getrunk
Wirst du die Kraft im tiefsten Innern spüren,
Die jedem Sturm zu stehn vermag im Tanze!

5. Die menſchliche Geſellſchaft.

Wenn du verkörpert wärſt zu einem Leibe
Mit allen deinen Satzungen und Rechten,
Die das Lebendig-Freie ſchamlos knechten,
Damit dem Todten dieſe Welt verbleibe;

Die Gott verflucht im hölliſchen Getreibe
Die Sünden ſelbſt erzeugen, die ſie ächten,
Und auf das Rad den Reformator flechten,
Daß er die alten Ketten nicht zerreibe:

Da dürfte dir das ſchlimmſte deiner Glieder,
Keck, wie es wollte, in die Augen ſchauen,
Du müßteſt ganz gewiß vor ihm erröthen!

Der Räuber braucht die Fauſt nur hin und wieder,
Der Mörder treibt ſein Werk nicht ohne Grauen,
Du haſt das Amt, zu rauben und zu tödten.

6. Die deutſche Sprache.

Schön erſcheint ſie mir nicht, die deutſche Sprache, doch ſchön iſt
Auch die franzöſiſche nicht, nur die italiſche klingt,
Aber ich finde ſie reich, wie irgend Eine der Völker,
Finde den köſtlichſten Schatz treffender Wörter gehäuft,
Finde unendliche Freiheit, ſie ſo und anders zu ſtellen,
Bis der Gedanke die Form, bis er die Färbung erlangt,
Bis er ſich leicht verwebt mit fremden Gedanken, und dennoch
Das Gepräge des Ichs, dem er entſprang, nicht verliert.
Denn der Genius, welcher im Ganzen und Großen hier waltet,
Feſſelt den ſchaffenden Geiſt nicht durch ein ſtrenges Geſetz,
Ueberläßt ihn ſich ſelbſt, vergönnt ihm die freiſte Bewegung
Und bewahrt ſich dadurch ewig lebendigen Reiz.
Hütet euch nur, ihr Dichter, in dieſer edlen Verläugnung
Ihn zu kränken, zerbrecht nicht mit dem Joche das Maß;
Glaubt nicht zu gewinnen, wenn, kindiſch zerſtochen, die Dämme
Berſten und reißen; es führt wieder nach Babel zurück.
Oder wer ſetzte Barbaren im Ungebundnen die Grenze?
Paßt doch am Ende: er haßt! für das gewohnte: er liebt!
Viel ſind der Sprachen auf Erden, ſchon dieſes ſollte uns lehren,
Daß kein inneres Band Dinge und Zeichen verknüpft;
Darf ſich aber darum ein Jeder die eigene bilden?
Beſſer wäre der Menſch ſtumm, wie die Fiſche im Meer!
Seien die Stempel uns heilig, die alle Jahrhunderte brauchten,
Sei es die Weiſe ſogar, die ſie bedächtig gewählt;
Fand ein Göthe doch Raum in dieſen gemeſſenen Schranken,
Wären ſie plötzlich zu eng für die Heroen von heut?
Gleichen wir der Natur, die nie das Wunder der Schöpfung
Wiederholt und doch jährlich im Lenz ſich erneut:
Alt ſind die Formen, es kehren die Lilien wieder und Roſen,
Friſch iſt der Duft und im Kranz thut ſich der Meiſter hervor!

7. Der Haideknabe.

Der Knabe träumt, man ſchicke ihn fort
Mit dreißig Thalern zum Haideort,
Er ward drum erſchlagen am Wege
Und war doch nicht langſam und träge.

Noch liegt er im Angſtſchweiß, da rüttelt ihn
Sein Meiſter und heißt ihn ſich anzuziehn
Und legt ihm das Geld auf die Decke
Und fragt ihn, warum er erſchrecke.

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ſie ſchlagen mich todt,
Die Sonne iſt ja wie Blut ſo roth!“
„Sie iſt es für dich nicht alleine,
Drum ſchnell, ſonſt mach ich dir Beine!“

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ſo ſprachſt du ſchon,
Das war das Geſicht, der Blick, der Ton,
Gleich greifſt du — “ zum Stock, will er ſagen,
Er ſagts nicht, er wird ſchon geſchlagen.

„Ach Meiſter, mein Meiſter, ich geh, ich geh,
Bringt meiner Frau Mutter das letzte Ade!
Und ſucht ſie nach allen vier Winden
Am Weidenbaum bin ich zu finden!“

Hinaus aus der Stadt! Und da dehnt ſie ſich,
Die Haide, nebelnd, geſpenſtiglich!
Die Winde darüber ſauſend,
„Ach, wär hier Ein Schritt wie tauſend!“

Und Alles ſo ſtill, und Alles ſo ſtumm,
Man ſieht ſich umſonſt nach Lebendigem um,
Nur hungrige Vögel ſchießen
Aus Wolken, um Würmer zu ſpießen.

Er kommt ans einſame Hirtenhaus,
Der alte Hirt ſchaut eben heraus,
Des Knaben Angſt iſt geſtiegen,
Am Wege bleibt er noch liegen.

„Ach Hirte, du biſt ja von frommer Art,
Vier gute Groſchen hab ich erſpart,
Gib deinen Knecht mir zur Seite,
Daß er bis zum Dorf mich begleite.

Ich will ſie ihm geben, er trinke dafür
Am nächſten Sonntag ein gutes Bier,
Dieß Geld hier, ich trag es mit Beben,
Wer nahm mir im Traum nur das Leben?“

Der Hirt, der winkte dem langen Knecht,
Er ſchnitt ſich eben den Stecken zurecht,
Jetzt trat er hervor — wie graute
Dem Knaben, als er ihn ſchaute!

„Ach Meiſter Hirte, ach nein, ach nein,
Es iſt doch beſſer, ich geh allein!“
Der Lange ſpricht grinſend zum Alten:
„Er will die vier Groſchen behalten“.

„Da ſind die vier Groſchen!“ Er wirft ſie hin
Und eilt hinweg mit verſtörtem Sinn.
Schon kann er die Weide erblicken.
Da klopft ihn der Knecht in den Rücken.

„Du hältſt es nicht aus, du gehſt zu geſchwind,
Ei, Eile mit Weile, du biſt ja noch Kind,
Auch muß das Geld dich beſchweren,
Wer kann dir das Ausruhn verwehren?

Komm! ſetz dich unter den Weidenbaum,
Und dort erzähl mir den häßlichen Traum,
Mir träumte — Gott ſoll mich verdammen,
Trifft's nicht mit deinem zuſammen!“

Er faßte den Knaben wohl bei der Hand,
Der leiſtet auch nimmermehr Widerſtand,
Die Blätter flüſtern ſo ſchaurig,
Das Wäſſerlein rieſelt ſo traurig!

„Nun ſprich, du träumteſt — „„Es kam ein Mann““ —
„War ich das? Sieh mich doch näher an,
Ich denke, du haſt mich geſehen!
Nun weiter, wie iſt es geſchehen?“

„„Er zog ein Meſſer!““ „War das, wie dieß?“ —
„„Ach ja, ach ja!““ — „Er zogs“ — „„Und ſtieß — ““
„Er ſtieß dirs wohl ſo durch die Kehle?
Was hilft es auch, daß ich dich quäle?“

Und fragt Ihr, wie's weiter gekommen ſei?
So fragt zwei Vögel, ſie ſaßen dabei,
Der Rabe verweilte gar heiter,
Die Taube konnte nicht weiter!

Der Rabe erzählt, was der Böſe noch that,
Und auch, wie's der Henker gerochen hat,
Die Taube erzählt, wie der Knabe
Geweint und gebetet habe.

8. Die moderne Komödie.

Wollt ihr wiſſen, warum uns die echte Komödie mangelt?
Weil die Tragödie ſie bei den Modernen verſchlingt!
Individuen ſind als ſolche ſchon komiſch, an ſich ſchon,
Wer ſie noch ſteigert, der bringt meiſtens auch Fratzen zur Welt.

9. Die Cenſur.

Haltet die Uhr nur an und denkt, nun wird es nicht Abend!
Stand die Zeit ſchon ſtill, weil ihr Weiſer es that?

10. An einen Jüngling.

Großmuth möchteſt du üben, du möchteſt verſchwenden, doch leider
Hat dir, klagſt du, das Glück neidiſch die Mittel verſagt.
Wirb um Kenntniß und Weisheit, ſo kannſt du Alle, die darben,
Reicher machen und wirſt ſelber nicht ärmer dadurch!

11. Tieck als Dramen-Dichter.

Wär es wirklich ſo ſchwer, das Haus zum All zu erweitern?
Schlagt die Wände nur ein, Freunde, ſo iſt es gethan!

12. Neapolitaniſches Bild.

Fleißig hämmert der Schmied, mein Nachbar, da naht ſich bedächtig
Ihm der heiſchende Mönch, willig auch reicht ihm der Mann,
Den er noch kaum verdient durch frühe Arbeit, den Groſchen,
Und es beut ihm der Mönch einen gedoppelten Dank,
Erſt die Madonna zum Kuß und dann die Doſe zur Schnupfen,
Jener küßt und nimmt ruhig die Priſe darauf.

13. Welt-Poeſie.

Keine edlere Flamme, die Völker in Eins zu verſchmelzen,
Als die poetiſche, nur gehen wir Deutſche zu weit,
Wenn wir den Perſern die Tropen für unſre Gedanken entlehnen;
Denn es wird nur verlangt, daß wir die Perſer verſtehn.
Oder wäre die Zeit der letzten Verſöhnung gekommen,
Wenn man perſiſch bei uns dichtet, in Perſien deutſch?
Wenn wir die Stimme des Frühlings am Lech als Bulbul begrüßen,
Während ein neuer Hafis dort von der Nachtigall ſingt?

14. Idee und Geſtalt.

Blumen nur hätt ich gemalt und Bäume un
Nichts weiter
Lieber Tadler, nur ſo wird die Sonne gemal

15. Text und Commenta

Nicht verbinde dem Ochſen das Maul, wenn er
Alſo ſagte der Herr, da er auf Sinai ſtand.
Aber, mißbraucht er die Freiheit, erfrecht er ſi
zu freſſen,
Gib ihm einen darauf! Alſo erläuterts der

16. Novalis.

Was die Sonne beſtrahlt, das male, aber ſie ſ
Male nimmer, ſie geht nicht hinein in Ein

Daniel Auguſt Ehrenfried St

So lange das Elſaß auch von D
getrennt iſt, und ſo viele Elſäſſer de
menhang mit dem Mutterlande vollſtä
geſſen haben, was namentlich bei den
Ständen der Fall iſt, bei denen der
der deutſchen Sprache auch immer
nimmt, ſo giebt es doch manche eh
Ausnahme, in Vielen lebt noch das B
deutſcher Nationalität, welches auch

ke lebendig zu erhalten sie mit treuem Eifer
übt sind, indem sie durch gehaltreiche Schriften
eutscher Sprache dem Vordringen französischer
rache und Sitte entgegenarbeiten. Unter
Ersten dieser tüchtigen Männer sind die
en Dichterbrüder zu nennen, mit denen wir
jetzt zu beschäftigen haben.

uguſt Stöber, Sohn des ebenfalls als
ter bekannten Ehrenfried Stöber, wurde
9. Juli 1808 zu Straßburg geboren. Er
chte das dortige Gymnasium, in dessen ober-
Klasse er den damals ertheilten Preis für
nische Leistungen erhielt, studierte dann auf
Akademie seiner Vaterstadt die Theologie,
mete sich aber nach Vollendung seiner Stu-
dem Jugendunterricht. Nachdem er seit
3 Privatlehrer in Oberbronn gewesen,
de er 1838 zum Lehrer der deutschen
rache und Literatur in Buchsweiler und zu-
h zum Oberschulrath ernannt, 1841 in
er Eigenschaft nach Mülhausen berufen,
er auch seit 1861 Oberbibliothekar ist. Im
1865 erhielt er die Ernennung zum Officier
cadémie. Mehrere gelehrte Gesellschaften des
und Auslandes haben ihn in Anerkennung
er Verdienste zu ihrem Mitgliede ernannt,
Seine gründlichen Forschungen im Gebiete
sischer Sage, Geschichte und Literatur, die
heils selbstständig erscheinen ließ, theils in
schriften veröffentlichte, können wir hier nur
ibergehend erwähnen. Unter deselben sind
nders die auch für die allgemeine deutsche
raturgeschichte nicht unwichtigen Monogra-
n „Der Dichter Lenz und Friderike von
enheim“ (Bas. 1842), „Der Aktuar Salz-
n, Goethe's Freund und Tischgenosse“
lhausen 1851) hervorzuheben.
eine „Gedichte“ (Straßb. u. Heidelb. 1842.
e verm. Ausg. Mülhausen u. Frankf.
7), die er zum Theil zuerst in verschiede-
Taschenbüchern und Zeitschriften erscheinen
enthalten viele gelungene Naturbilder,
dig wahre Darstellungen von Seelenzustän-
und äußern Verhältnissen, voll feinen An-
s ohne Ziererei, voll Lebensluſt ohne Fri-
t, voll frommer Gesinnung ohne kopfhän-
che Pietisterei. Warmes Gefühl spricht sich
überhaupt in allen Liedern so insbesondere
in denen aus, welche seine Sehnsucht nach dem
rnen Vaterland in schön gewählten Bildern
ellen. Die frischeste Heiterkeit und der
nswürdigste Humor weht aus seinen Trink-
Gesellschaftsliedern, sowie aus seinen Mär-
unter welchen das bekannte „Vom Fürch-
rnen“ recht ergötzlich erzählt ist. August
er hat sich auch mit Glück in der Ballade
poetischen Behandlung der Sage versucht;
dem volksthümlichen Ton derselben erkennt
leicht, daß der Dichter sich gern und viel
en Kreisen des Volks bewegt und wie dessen
res Leben scharf beobachtet, so auch dessen
hauungen und Gefühlswelt mit klarem
n aufgefaßt und poetisch reproduzirt hat,
auch seinen in der elsässischen Mundart
faßten Gedichten großen Reiz verleiht. Eine
e Zugabe der neuen Ausgabe sind die
inblüth-Phantasien auf Hohkönigsburg“
Wasgau), die er, wie billig, dem Meister-
er und Meisterdichter des Weines, Wilhelm
'ernagel, gewidmet hat.

1. Verschiedene Standpunkte.

Zum höchsten blauen Aether trug
Den Adler seines Fittichs Flug;
Im reinen Duft, im Sonnenglanz
Vergißt er seines Horstes ganz;
Die Erde scheint ihm arm und klein:
Wer möcht so tief da unten sein!

Die Nachtigall im dunklen Hain
Stillselig träumt und schlägt allein:
„Du labst dich in dem Sonnengold,
Dir sind die reinen Lüfte hold,
Doch, Lieber, hoch im Strahlenglühn
Siehst du nicht, daß mir Rosen blühn.“

2. Das Münster in der Sternennacht.

Am Tage stehst du still und wie verdrossen,
Die junge Welt dir um die Füße schwärmt;
Nur wenn vom Sternenlicht du ganz umflossen,
Verkündst du, was Jahrhunderte dich härmt.

Dann ist dein Scheitel wunderſam umschimmert,
Dann stehst du wie ein Seher, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und so umklimmert,
Hast du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wirds auch hell dort über deinem Rheine:
Im fernen Süden ist der Nacht entglüht
Das Freiburgmünster, das im Silberscheine
Dem einzgen Freunde, — dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwiesprach dann, ihr tauscht die Klagen
Des Heimwehs um die längstvergangne Welt,
Propheten seid ihr, seht die Wunden schlagen,
Und wisset, was das Heil gebunden hält.

3. Wasgau und Schwarzwald.

„Ihr Schwarzwaldberge, wie so nah,
Wie ganz erschlossen liegt ihr da!
Ich seh auf euren lieben Höhn
Die Schlösser alle leuchtend stehn;
Die Pfade seh ich durch den Wald,
Ahn manche wandelnde Gestalt.

Inmitten rauscht der alte Rhein,
Der sagt: „„ihr müsset Brüder sein!““
Und schau ich euch ins Auge klar,
So sind ich auch die Deutung wahr.
Ihr Menschen zwischendrin im Land,
So reicht euch denn die Bruderhand!“

4. Des Zechers Leiden.

Ich bin ein armer, armer Mann
Und habe viel zu leiden,
Muß tragen mehr, als oft ich kann
In diesen schweren Zeiten.

Das machet nicht der klare Quell
Mit seinem kühlen Wasser,
Und flöß er noch so silberhell,
Nie macht' er mich zum Prasser.

Das machet nicht die Maienluft,
Nicht Stern- und Mondgeblinke,
Und nicht der süße Blütenduft,
Den ich gemüthlich trinke.

Mein Dränger iſt der böſe Wein,
Der falſche, undankbare,
Dem ich doch ungetheilt und rein
Mein durſtig Herz bewahre.

Schlürft ich ein Dutzend Flaſchen kaum
Getroſten Muths hinunter,
So ſteigen auch aus ſeinem Schaum
Gleich tauſend blaue Wunder.

Weht noch ſo lau und lind der Wind,
Ohn Saus und ohn Gebrauſe,
So komm ich oft zu Frau und Kind
Im größten Sturm nach Hauſe.

Ich geh zur Schenke zwar allein
Heraus, ohn jeden Schliffel,
Doch tret zu meiner Thür ich ein,
Begleitet mich — ein Büffel.

Der Wein, der Wein nimmt mich beim Schopf,
Sucht, wie er mich beliſte,
Behängt mich bald mit einem Zopf,
Bald gar mit einer Kiſte.

Letzthin an meinem Pudelhund
Verübt er arge Tücke:
Ich gieng mit ihm zur Schenke, und —
Kehrt mit 'nem Spitz zurücke.

Oft ſcheint er zu verſöhnen ſich,
Schenkt mir ein niedlich Hühnchen,
Und wählet gar zum Träger mich
Von manchem leichten Fähnchen.

Er lacht mir zu, und ſteht es gern,
Steh ich in vollem Dampfe,
Und ſchmückt mich dann mit einem Stern
Nach treubeſtandnem Kampfe.

5. Seliger Tod.

Es ſteht ein Haus am Rheine,
Ein kleines Fiſcherhaus,
„Du allerliebſte Meine,
Du Meine,
Schau nur einmal heraus!"

„„Heraus will ich wohl ſchauen,
Auch treten vor die Thür,
Vorm Sturm kann mir nicht grauen,
Nicht grauen,
Bin ich, mein Lieb, bei dir!""

„Und mag dir nimmer grauen,
So iſts die beſte Zeit!
Und willſt du ganz mir trauen,
Ja trauen,
Mein Schifflein ſteht bereit!"

Sie ſpringen in den Nachen,
Den Nachen treibt der Wind.
Ob alle Donner krachen,
Ja krachen,
Sie küſſen ſich ſo lind.

Ein Blitzſtrahl kommt gefahren,
Der trifft die Zwei zugleich.
Leb wohl, leb wohl zum klaren,
Zum klaren,
Zum lieben Himmelreich!

Der Sturm, der hat getrieben
Das Schiff hinab den Rhein,
Wohl mit den todten Lieben,
Den Lieben,
Ins weite Meer hinein.

Die Sonne ſcheint mit hellen
Und goldnen Blicken drein,
Wie auf den dunkeln Wellen,
Ja Wellen,
Hintreibt der Todtenſchrein.

Ludwig Adolf Stöber.

Ludwig Adolf Stöber, des
jüngerer Bruder, geb. den 7. Jul
zu Straßburg, widmete ſich, nachdem
Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt abſolvie
auf der dortigen Akademie dem Stu
Theologie, wurde nach Vollendung
1832 Erzieher der Söhne des
Sers, Pairs von Frankreich, von
1839 Hauslehrer und Pfarrvikar
broun und Wintesheim, hierauf
lehrer an den niedern und höhern
der Stadt Mülhauſen, 1840 Pfarre
und Mitglied des Schulraths; ſeit 18
Präſident des reformierten Conſiſtori
Oberſchulrath.

Wie ſein Bruder Auguſt, mit de
„Alſabilder, vaterländiſche Sagen und
ten" (Straßburg 1836) herausgab,
lichte er ſeine Dichtungen zuerſt in verſ
Zeitſchriften und Taſchenbüchern, wora
geſammelt herausgab: „Gedichte" (Hann
Später ließ er „Reiſebilder aus der
(St. Gallen 1850), „Neue Reiſebil
der Schweiz" (Ebd. 1857) und „
torenbilder" (Baſel 1857) erſcheinen.
Anſicht von der Poeſie, ihrer hohen
und Würde ſpricht er in dem ſchönen
„An Dichter und Leſer" aus; die fro
ſinnung, die darin lebt, durchzieht ſein
lichen Dichtungen, in denen er die N
ihre Schönheiten, die Liebe, den Le
und den Glauben beſingt. Seine Na
die durch Einfachheit und Wahrheit d
derung anſprechen, gewinnen noch da
heres Intereſſe, daß der Dichter an die
nungen der Natur bedeutſame Ideen a
Seinem warmen Gefühl für Deutſchla
er oft lebendigen Ausdruck; unter den
ten, welche den Preis der deutſchen
beſingen, iſt das ſeinige eines der ſchön
ergreifendſten, weil es zugleich den Sch
Trennung, wenn auch nicht ausſpru
ahnen läßt. Wie ſich fromme Geſinn
heiterer Lebensluſt verträgt, erſehen
ſeinen Trinkliedern, die von friſchem
chem Humor eingegeben ſind. Auch
ſchen Dichtungen verdienen alle Aner
wie in denen ſeines Bruders weht auch
ein echt volksthümlicher Hauch. („Da
feld", „Guſtav Adolf der Schlange
u. a. m.)

1. An Dichter und Leſer.

Willſt du dichten — ſammle dich,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß dein Geiſt andächtiglich
Vor das Bild der Schönheit trete;
Daß du ſeine Züge klar,
Seine Fülle tief erſchaueſt,
Und es dann getreu und wahr
Wie in reinen Marmor haueſt.

Willſt du leſen ein Gedicht —
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete;
Daß durch ſeine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahneſt,
Und, wie's Dichteraugen ſahn,
Selbſt der Schönheit Urbild ahneſt.

2. Wachtelſchlag.

Wie friſch erquickt, wie friſch erquickt,
Der muntre Wachtelſchlag,
Wenns aus dem Kornfeld bickerwickt
Am heißen Sommertag!
Das klingt aus voller Bruſt ſo hell,
Wie ſprudelnd aus dem Fels der Quell.

„Sei wohlgemuth! Sei wohlgemuth!"
Das iſt der Wachtel Rath!
„Brennt noch ſo heiß der Sonne Glut,
Nur fröhlich bei der That!
Ein fröhlich Singen ſpät und früh
Verſüßt des Tages Laſt und Müh."

„Vertrau dem Herrn! Vertrau dem Herrn!"
Das iſt der Wachtel Ruf.
„Der Herr behütet jährlich gern
Die Saaten, die er ſchuf;
Und ob es donnert, blitzt und kracht,
Getroſt! der Herr im Himmel wacht."

„Gott Lob und Preis! Gott Lob und Preis!"
Das iſt der Wachtel Lehr.
„Die Felder ſind zur Ernte weiß,
Gebt unſerm Gott die Ehr!
Für jede Garbe Gott ſei Dank,
Die unter eurer Sichel ſank!"

„Vergeßt nicht mein! Vergeßt nicht mein!"
Das iſt der Wachtel Bitt.
„Und räumt mir auch ein Reſtchen ein
Von eurem Aehrenſchnitt;
Vergeſſet nicht des Armen heut,
Wenn euch der gute Tag erfreut."

„Behüt euch Gott! Behüt euch Gott!"
Das iſt der Wachtel Gruß.
„Es kömmt die bittre Wintersnoth,
Darum ich ſcheiden muß:
Der Herr bewahr euch alle fromm,
Bis übers Jahr ich wieder komm."

3. Die Eichen.

Schon blüht es ringsum fort und fort,
Nur an den Eichen ſah ich ſitzen
Noch ſtets die welken Blätterſpitzen,
Die ſchon im Herbſt dahin gedorrt.

Kaum daß der Winterſtürme Haſt,
Die an den Stämmen wild gerüttelt,
Ein wenig Laub herabgeſchüttelt —
Das meiſte ſaß noch feſt am Aſt.

Doch nun ich wieder komme heut —
Wie ſteht ſo friſch im Blätterkranze
Der Wald im allergrünſten Glanze!
Wie hat ſich Alles ſchnell erneut!

Was nicht dem rauhen Sturm gelang,
Hat innre Zeugekraft errungen:
Es wich das dürre Laub dem jungen,
Dem ſanftgeſchwellten Knoſpendrang.

Ach! meines Volkes Freiheitsbaum,
Wohl ſteht er noch nicht grün und laubig!
Des alten Blattwerks, dürr und ſtaubig,
Iſt abgeſtreift ein wenig kaum!

Doch Muth! iſt auch gewichen nicht
Dem Sturm der Zeit das längſt Verdorbne;
Herab muß fallen das Erſtorbne,
Wenn junge Kraft von Innen bricht!

4. Preis der deutſchen Sprache.

Mutterſprache deutſchen Klanges,
O, wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Geſanges
Heilge Laute gabſt du mir.
Sollt ich deine Fülle miſſen,
O, mich kränkte der Verluſt,
Wie ein Kind, das man geriſſen
Von der warmen Mutterbruſt.

O, wie klingt in deinen Tönen
Gottes Wort ſo voll und reich,
Mächtig wie Poſaunen dröhnen,
Und wie Hirtenflöten weich!
Wie die Orgel mannigfaltig,
Leihſt du jedem Geiſt den Mund,
Thuſt Prophetenernſt gewaltig,
Jüngermilde lieblich kund.

Gilts dem edeln Vaterlande,
Seiner Freiheit, ſeiner Ehr,
Gilt es gegen ſchnöde Bande
Heilgen Kampf und tapfre Wehr:
Wie die Schlachttrompete ſchmettert,
Zürnen deine Laute dann;
Wie ein Schwert, das Blitze wettert,
Dieneſt du dem freien Mann.

Von der Heimat trauten Räumen,
Von des Hauſes Luſt und Schmerz,
Von der Kindheit Roſenträumen
Sprichſt du wie ein Mutterherz;
Weißt in farbenhellen Bildern
Und im goldnen Märchenſtyl
Treu die Kinderwelt zu ſchildern
Und der Häuslichkeit Aſyl.

Des Gemüthes tiefſten Saiten
Lockſt du ab den hellen Laut;
Seine zartſten Heimlichkeiten
Hat das Herz dir anvertraut:
Liebesweh und Liebeswonnen,
Sehnſucht und Befriedigung,
Was im Buſen ſich entſponnen,
Kündet deiner Töne Schwung.

Maienluft und Herbststrauer,
Alpengrün und Gletscherpracht,
Blüthenduft und Windsbrautschauer,
Wiesenglanz und Waldesnacht
Deutest mit geweihten Zeichen
Du, Vertraute der Natur,
Wie Druiden unter Eichen
Lauschten auf des Gottes Spur.

Immer forschend, unerschrocken,
Zu gewinnen edlen Fund,
Senkst du deine Taucherglocken
In der Wahrheit tiefsten Grund,
Sammelst an verborgnem Riffe
Einen reichen Perlenkranz:
Aller Wissenschaft Begriffe
Leuchtend in des Wortes Glanz.

Ja, so weit als die Gedanken,
Fliegst du deinen hohen Flug,
Schwebend über engen Schranken
Wie der Wandervögel Zug,
Weltumfassend sei dein Streben,
Wie des Himmels blaue Flur,
Reich und rege wie das Leben,
Groß und frei wie die Natur!

5. Deutsche Sprüchwörter.

Die Sprüche, die geklungen
Von alten deutschen Zungen,
Die alten goldnen Lehren,
Die haltet recht in Ehren.
„Morgenstund hat Gold im Mund —"
Drum, was könnt Ihr Beßres thun,
Als ihr trinkt ein Gläschen nun
Gleich in dieser frühen Stund

Ja, wenn Eure durstgen Lippen
Goldnen Weines Fülle nippen,
Treibt Ihrs recht und macht es kund:
„Morgenstund hat Gold im Mund."
Das wollen wir bedenken
Und voll die Gläser schenken!
Das wollen wir vollbringen
Und hoch die Gläser schwingen!

Brüder, merket auf: „Der Krug
Geht zum Brunnen, bis er bricht."
O, drum geht zum Brunnen nicht,
Thut des Wassers keinen Zug;
Wollt Ihr lang Euch frisch erhalten,
Müßt Ihr Euch zum Weine halten;
„Denn der Krug" — vergeßt es nicht! —
„Geht zum Brunnen, bis er bricht."
Das wollen wir bedenken
Und voll die Gläser schenken!
Das wollen wir vollbringen
Und hoch die Gläser schwingen!

„Müßiggang, ja Müßiggang,
Ist des Teufels Ruhebank."
Flaschen, Flaschen aus dem Schrank!
Rundgesang und Becherklang!
Eingeschenkt und ausgetrunken,
Nur nicht müßig hingesunken,
Denn — mir grauet! — „Müßiggang
Ist des Teufels Ruhebank!"
Das wollen wir bedenken
Und voll die Gläser schenken!
Das wollen wir vollbringen
Und hoch die Gläser schwingen!

„Alte Liebe rostet nicht!" —
Schon vor Jahren liebten wir
Diesen Wein, den goldnen hier;
Nun, Ihr Brüder, ist es Pflicht,
Daß wir diesem guten, alten
Kameraden Treue halten.
Trinkt, bis jeder Zeuge spricht:
„Alte Liebe rostet nicht!"
Das wollen wir bedenken
Und voll die Gläser schenken!
Das wollen wir vollbringen
Und hoch die Gläser schwingen!

Karl Heinrich Wilhelm Wackerna

Wilh Wackernagel

Wenn der Dichter, den wir jetzt zu besp
haben, weit weniger bekannt geworden is
seine trefflichen Leistungen in mehreren G
ten der Lyrik es verdienen, so läßt sich
zum Theil wenigstens daraus erklären, daß
über dem Gelehrten den Dichter übersah.
dings sind Wackernagels gelehrte Schrift
Verhältniß weitaus bedeutender als seine
tungen, er gehört als Gelehrter unter die
ßen ersten Rangs, was sich von ihm als D
nicht behaupten läßt; aber man hätte doc
nicht vergessen sollen, daß sein Dichter
von nicht geringem Einfluß auf seine gel
Werke gewesen ist, die sich durch geschma
Behandlung des Stoffes von denen der m
Gelehrten, namentlich so vieler Germa
auszeichnen.

Wilhelm Wackernagel, geb. am 25.
1806 zu Berlin, besuchte die dortigen Gele

o er sich schon mit dem Studium schen Sprache beschäftigte, das er auch niversität von 1824—1827 unter mit Eifer und Erfolg fortsetzte, ohne e classischen Studien vernachlässigt n 1828—1830 hielt er sich in uf, kehrte 1831 nach Berlin zurück 1833 einen Ruf nach Basel als der deutschen Sprache und Literatur ihm nicht gelang, in Preußen eine ntnissen und Talenten angemessene zu erhalten. Im J. 1836 erklärte eußische Regierung des Bürgerrechts oranf ihm die Stadt Basel das ihrige Folge dessen er im J. 1854 in den th gewählt wurde. Mehrere größere h Frankreich, Italien und Spanien. m Theil aus Gesundheitsrücksichten , unterbrachen seine literarische Thät, wovon die inhaltsreichen und ge- en Schriften „Pompeji" (2. Aufl.) und „Sevilla" (Ebd. 1854) glänguß geben.

ter trat er zuerst mit den „Gedichten nden Schülers" (Berlin 1828) her- noch als Student herausgab. Wenn en auch Spuren dichterischen Talents erkennen waren, so konnten sie sich eines untergeordneten Beifalls eril sie sich in der Wahl der Stoffe, sowie sführung derselben zu wenig selbstpegten. In den „Neueren Gedichten" . Frauenf. 1842), welche in fünf ine poetischen Ergüsse von 1832 bis alten, hat er dagegen alle und jede eit abgelegt, und wenn auch manches ein fremdes Vorbild, insbesondere ert angeregt worden sein mag, so ist dlung doch sein vollstes Eigenthum. rgrund oder vielmehr die Grundlage Dichtungen bildet das fromme Gott- der christlich gläubige Sinn, in welwohl kindliche Pietät, aber keinen zu erkennen vermögen, wie oft ihm vorgeworfen worden ist. Das erste ält vorzugsweise Klagen über die und Vergänglichkeit des menschlichen e jedoch nicht den widrigen Eindruck hmerzes hervorbringen, weil sie sich nsvolles Aufblicken zum Himmel auf- zweiten Buch hat er die düstere überwunden; Lebensmuth, Freude tur bildet den Inhalt dieser Lieder; den Frühling mit um so größerer als auch seinem innern Leben ein hling aufgegangen ist, der ihn mit Lezkeit erfüllt. Daran schließen sich Lehisheit: Gott hilft nur dem Muthigen nur aus treuer Thätigkeit in dem en Lebenskreise erblüht der wahre . Das dritte Buch gibt uns meist Gelegenheitsgedichte; das vierte: „Liem Brautstande", preist das Glück, e des Herzens und mit ihr den schönes Lebens gefunden zu haben, in lten und harmonischen Tönen. Im uch sprechen uns vorab die Schilschweizerischer Alpengegenden an. eder dieser Sammlung begegnen uns den „Zeitgedichten" (Bas. 1843), wohin sie auch entschieden gehören, z. B. das schöne Gedicht „Noch immer jung" (3), in welchem er Gott dankt, daß er noch jugendlichen Sinn besitzt, das Böse zu hassen und das Gute zu lieben. Die „Zeitgedichte" sind bei ihrem Erscheinen von der Einen Seite heftig getadelt, von einer andern mit Freude aufgenommen worden: von beiden mit Unrecht, weil sie den Standpunkt des Dichters verkannten, da beide in ihm einen Feind der Freiheit erblickten. Sein Standpunkt ist aber kein anderer als der, welchen der treffliche Justus Möser vor hundert Jahren einnahm, der, ein Feind der Zerstörung wie des Stillstandes, fortschreitende Entwickelung aus den bestehenden Zuständen empfahl. Wackernagel will keine Revolution, aber er ist auch weit entfernt, ein Feind des Fortschritts zu sein (4); er will die Freiheit, aber er will sie nicht als ein unseliges Gnadengeschenk von Frankreich; er will Deutschlands Einheit, aber mit Achtung der historisch begründeten Stammeseigenthümlichkeiten (5). In allen Gedichten dieser Sammlung erkennen wir die echteste Vaterlands- und Freiheitsliebe, die sich freilich auch oft in bitterer Weise gegen die Maßlosen aller Parteien ausspricht (6).

Den ernsten „Zeitgedichten" folgte das heitere „Weinbüchlein" (Leipz. 1845), welches das Lob des edlen Rebensaftes und der edlen Trinkgenossen in weinseligen Tönen besingt, wobei der Dichter eine eben so reiche Phantasie als Gestaltungsgabe entfaltet. Da begegnet man keinen althergebrachten Phrasen; Alles ist neu, eigenthümlich und genial in der Auffassung, klar, gefällig, sangbar in der Darstellung. Wie prächtig ist der Durst personificiert, der aus einem zarten Knäblein zu einem unbesiegbaren Riesen wird und den Dichter in einen Keller stößt, wo er aus Furcht, ihm wieder zu begegnen, bis zur Nacht bleiben und den Wein Wacker nagelproben will (7). In einem andern Gedicht erscheint der Durst als Vampyr, der durch alle Straßen nach einer hochgewölbten Brust sucht, um sie auszusaugen. Endlich findet er einen schönen Mann im braunen Röcklein, dessen Brust er leeren, mit dessen Herzblut er sich stärken will, um auch den andern Gleiches widerfahren zu lassen (8). Den Liebes- und Lorbeerkränzen zieht der Dichter den Kranz des Wirthshauses vor, denn der Mensch gedieh doch erst zur Vollendung, seit er den süßen Seim der Rebe kennen lernte, wie denn auch der Mond deutlich genug lehre „Wie ein Trinker trinken soll: Setzt ein Viertel auf das andre! Endlich seid ihr voll." Wie der Wein alles Guten Ursprung ist, so hat ihm auch Guttenberg die Erfindung der Presse zu verdanken. So tolerant der Wein auch macht, so kann sich der Dichter doch gelegentlich des Spottes nicht enthalten, aber freilich mit einer Gutmüthigkeit, die selbst die Verspotteten zum Lächeln zwingen muß (9). Doch wir müßten das ganze Büchlein abschreiben, wenn wir alle originellen Einfälle berichten wollten, die in den buntesten Formen — antiken Oden, Octaven, Gaselen, Makamen u. s. w. — uns entgegentreten; wir erwähnen nur noch, daß Wackernagel die alte Dichtung „Der Wiener Meerfahrt" in ergötzlicher Weise erneuert hat.

1. Gottes Hilfe.

Bricht unter dir die Brücke,
Denk nicht, daß Gottes Hand
Dich aus dem Wasser zücke
Und heb ans trockne Land.

Gott wollte sich erbarmen,
Als er dir Arme gab:
Nun rudre mit den Armen
Dich selber aus dem Grab!

2. Rebe und Rose.

Verschämtes Weinen hats begonnen,
Bescheidnes Blühen fortgesetzt:
Nun perlt im Kelch der milde Bronnen,
Der noch des Enkels Enkel letzt.

Du sollst dich mühn, die Hände regen,
Still, emsig, treulich, nimmer ruhn:
Der Himmel hat den reichsten Segen
Gesetzt auf ein bescheidnes Thun.

Was ist denn von der Rose blieben?
Hell lachte durch die Au ihr Glanz.
Die Blätter hat der Wind vertrieben,
Und hangen blieb der Dornenkranz.

3. Noch immer jung.

Herr Gott Vater, ich danke dir,
Daß noch fähig zu hadern
Haftet Mark in den Beinen mir,
Blut mir rollt in den Adern.

Doch lobpreisen und danken auch
Soll ich, daß im Gemüthe
Noch die Liebe nicht ward Rauch,
Nicht zu Asche verglühte.

Schon wölbt höher die Stirne sich:
Aber gegen das Schlechte
Mag noch immer ich jugendlich
Laut verfechten das Rechte.

Und wo Dünkel des Unverstands
Pocht; ihm selber genügsam,
Bin noch heut ich ein Jüngling ganz,
Unschmiegsam und unfügsam.

Doch wo liebend es mich berührt,
Da auch schlagen zusammen,
Da im Augenblick angeschürt,
Der Begeisterung Flammen.

Still beseligt und hoch entbrannt
Kann noch immer ich schwärmen
Freiheitfroh für das Vaterland,
Noch mich sehnen und härmen.

Noch auffauchzend und mitentrückt
Schwillt mein Herz, wenn die Jugend
Himmelher wie ein Blitz durchzückt
Glaub an Gott und die Tugend.

Herr Gott Vater, ich danke dir,
Dir auf klingendem Psalter,
Weil noch Bein und Gedder mir
Nicht durchfröstelt das Alter:

Das, wo muthiger Lebenswind
Sauft und braust und begeistert,
Gleich aufs Hemmen und Dämmen sinnt,
Zagt und zweifelt und meistert;

Dem zum Hoffen das Herz zu eng,
Und zu weit um zu lieben;
Das gleichgültig vom Weltgedräng
Sich läßt tragen und schieben;

Das des Albernen auf der Welt
Längst gewohnt und des Schlimmen,
Nicht mehr werth es der Mühe hält,
Sich darob zu ergrimmen.

Herr Gott Vater, ich danke dir,
Daß ich glaubend erfassen,
Daß ich stoßen noch kann von mir,
Noch kann lieben und hassen.

4. Politisches Glaubensbekenntniß.

Kein Freund von wurzellosen Freiheitsbäumen
Bin ich, und werde nie um einen tanzen:
Noch lieb ichs auch, inmitten junger Pflanzen
Nicht allzuviel vom alten Wust zu träumen.

Und nicht mit faul geschloßner Hand zu säumen,
Als stünden wir am Ende schon des Ganzen:
Ich hoffe, wenn ich räumen muß die Schanzen,
Sie einem frischen Nachmann einzuräumen.

Ihr aber suchet nur im Abgestorbnen
Den Lebensgrund, nur hinten die Geschichte,
Und schraubt das Werk zurück, mühselig jammernd.

Euch selbst enterbend all des Neuerworbnen,
Schwingt ihr die Axt, damit der Wald sich lichte,
Und sitzet dann, den kahlen Stumpf umklammernd.

5. Herrentausch.

Wie doch über Nacht verändern
Kann sein Herz ein Unterthan!
Heut gehört er diesen Ländern,
Morgen wieder jenen an.

Heute spürt er ganz begeistert
Nichts als Oldenburger Mark:
Morgen früh wird er gemeistert
Und beglückt von Dänemark.

Heute für den Herrn der Dänen
Weit gen Norden schlägt sein Herz:
Morgen mit der Liebe Thränen
Blickt und fleht er Hunte-wärts.

Denn es schrieben, weil der treue
Unterthan im Bette lag,
Hier der alte, dort der neue
Landesherr den Tauschvertrag.

Solch ein Handel, solch ein Wandel
Hat mich aber nie erbost:
Ists kein schnöder Seelenhandel
Nun, so ists ein guter Trost,

Daß die Herrn schon selber schätzen
Herrenrecht für Kleinigkeit,
Wenn nur der vertauschte Fetzen
Bleibt am gleichen großen Kleid;

Selber die unzweifelbare
Klare Wahrheit räumen ein,
Kleines Land sei kurze Waare,
Aber groß der Zollverein;

Selbst gestehn, man könne tauschen
Herrn um Herren so bequem,
Und dem Einen heute lauschen,
Morgen aber lauschen dem:

Wie man auch in einem Zimmer
Tauscht die Bilder an der Wand,
Ohne Schaden, weil ja immer
Bleibt das Haus im gleichen Stand.

6. Nach den Chathaminseln.

d bist du erst gezimmert, deutsche Flotte,
mußt du nach den Chathaminseln steuern,
n wüsten, wilden, eben nicht geheuern,
an wir uns selbst geworden sind zum Spotte.

chts wieder gut, ihr Schiffe! Führt die Rotte
r Uebel all, was irgend Platz in euern
wölbten Bäuchen hat von Abenteuern
d Abenteurern, führt dahin mit Gotte!

s liebe Lehnrecht, oder rechte Lehen,
n Schmuggelhandel der Episkopalen,
s Druckes Druck und Schrein und giftig Winseln,

n großen Ehbruch der gemischten Ehen:
rzum die Junker, Pfaffen, Radicalen,
hafft fort die alle nach den Chathaminseln!

7. Junker Durst.

Als der erste Sonnenstral
Heute kam zur Erde,
Saß ein Knabe schrittlings drauf
Wie ein Mann zu Pferde;
Durch mein Fenster kam er so
Zu mir eingeritten,
Stieg dann ab, und stellte sich
In die Stube mitten.

Sprach: „Ich bin der Junker Durst,
Und bin hergekommen,
Alter Freund, mit gutem Rath
Heute dir zu frommen.
Fühle nur den Stral hier an,
Wie er brennt und glühet;
Schaue nur die Sonne da,
Wie sie flammt und sprühet.

Willst du heute sicher sein
Vor so großer Schwüle,
Suche dir ein Oertlein aus
Sonnenlos und kühle;
Ja, wenn du im Beutel hast
Nur noch Einen Heller,
Wend ihn dran und miethe dich
Ein im tiefsten Keller."

Also sprach er, und verschwand.
Aber ich, vermessen,
Hatte seinen guten Rath
Allsobald vergessen,

Rannte durch die ganze Stadt,
Straßen auf und nieder:
Sieh, da stand auf Eins vor mir
Junker Durst schon wieder.

Jetzo wars kein Knabe mehr,
War ein tüchtger Degen,
Und er sprach: „Du willst mir nicht
Folgen? Meinetwegen!"
Unversehens hatt er sich
An mir aufgeschwungen,
Und da gieng ich nun und trug
Diesen großen Jungen.

Und er saß mit schwerer Wucht
Fest mir auf dem Nacken,
Endlich streckt' ich meine Faust,
Um ihn derb zu packen.
Also rangen wir. Indeß
Ward er gar zum Riesen.
Was er für ein Recke war,
Hat sich bald erwiesen.

Und er gab mir Schlag auf Schlag
Schnell und immer schneller;
Bis wir endlich im Gefecht
Nahten einem Keller.
Da erst gieng er mir zu Leib,
Und ich mußt erliegen:
Eh ich mich versah, so fuhr
Ich hinab die Stiegen.

Als ich nun hier unten war,
Faßt er mich beim Schopfe,
Warf mich vor ein großes Faß,
Nahm mich dann beim Kopfe,
Lachte mich ganz freundlich an,
Sprach: „Ade, mein Kämpe!
Labe dich nach unserm Strauß!"
Gieng und zog die Krämpe.

Hier nun sitz ich ganz in Angst
Bei dem großen Fasse,
Daß der Kerl mich wieder packt,
Komm ich auf die Gasse.
Lieber wart ich, bis es Nacht
Ist geworden droben.
Bis dahin will ich den Wein
Wacker nagelproben.

8. Der Vampyr.

Keine Ruh auf meinem kalten Pfühle,
Keine Ruh in meiner dunklen Nacht:
Durch die Straßen sternenhell und kühle
Treibt mich des Verlangens Zaubermacht;
Sonder Rast und Ruh
Such ich immer zu;
Alles schlummert, meine Sehnsucht wacht.

Ob in keiner von den stillen Kammern
Ruhet eine hochgewölbte Brust,
Dich sichs lohnte gierig zu umklammern,
Auszusaugen mit erneuter Lust?
Wieder such ich heut,
Was mich sonst erfreut:
Meiden hab ichs nur zu lang gemußt.

Sieh, ummauert dort von festen Ziegeln,
Sieh, es schlummert dort ein schöner Mann,
Wohlverwahrt mit Schlössern und mit Riegeln,
Und ein braunes Röcklein hat er an.
Seine Brust, wie voll!
Dieser Jüngling soll,
Mich mit Blut zu füllen soll er dran.

Bis zum Grunde will die Bruft ich leeren,
Schlürfen will ich feines Herzens Blut:
Neues Leben foll er mir gewähren,
Neu erwecken die erloſchne Glut;
Iſts um den geſchehn.
Muß nach andern gehn,
Und das ganze Volk erliegt der Wuth.

9. Eine Kloſterbibliothek.

„Ceciderunt in profundum“ —
Sehet euch im dunkeln Grund um,
Seht euch rund um,
In rotundum!
„Summus Aristoteles,
Plato et Euripides
Ceciderunt in profundum.“

Für die Librei die Liebhaberei,
Woher ſie wohl kommt? Mein Lieber, ei, ei!
Liber libri, die ſind ja nicht hie:
Hier iſt ja nur Liber Liberi.

Unſre Folianten und
Unſre Quartanten und
Unſre Taſchen-
Ausgaben ſind rund:
Tonnen und Fäſſer und Flaſchen.

Schwache Augen haben die Herrn,
Und ſind doch fleißige Leſer;
Sie ſtudieren gar zu gern:
Drum tragen ſie allzeit Gläſer.

Das Eine rühm ich ganz beſonders;
Ich habs erprobt, und denke deß:
Es ſind die Bücher ſammt und ſonders
Editiones principes.

Und dorten gar die Incunabel,
Die von ſich ſelber trunken wiegt,
Drinn eine plauderhafte Fabel
Mit offnen Schelmenaugen liegt!

Lectionis varietas,
Die iſt vor Allem reichlich:
Hier ein kräftiges herbes Naß,
Dort Eines ſüß und weichlich.

Lesarten wirſt du auch, Gott helf!
Die beſten nur entdecken;
Von der Leſe des Jahres elf
Stehn Bücher in allen Ecken.

Der Styl iſt klar und flüſſig,
Und ſchön und deutlich die Lettern:
Man wirds nie überdrüßig,
In ſolchen Büchern zu blättern.

Und les ich den, meine Seele hüpft,
Weil er den blühenden Styl verſteht;
So wie man nur den Zapfen lüpft,
Gleich ſpringt hervor ein ganz Bouquet.

Hier möcht ich ein Profeſſor ſein,
Und mit dem Capitel Jahr aus, Jahr ein
Paragraphos ſtudieren:
Da würd ich profitieren.

10. Schlimm genug.

Wenn man wie wir zu Felde zieht,
Sind Flaſchen viel zu friedlich;
Wenn man wie wir aufs Große ſieht,
Sind Gläſer viel zu niedlich.

Statt Flaſchen müſſen Fäſſer ſein,
Und ſtatt der Gläſer Humpen:
'S iſt ſchlimm genug, daß man den Wein
Nicht kann aus Brunnen pumpen.

Moritz Graf Strachwitz.

Das Talent allein macht noch keinen D
ſagt Platen in der erſten Parabaſe zur
hängnißvollen Gabel“; nur der wird U
liches leiſten, der auch nach kunſtvoll
Form ringt. Der Dichter, den wir j
ſprechen, hat dieſen Ausſpruch Platens,
als ſeinen Meiſter verehrte, wohl bel
aber ſeine Dichtungen beweiſen uns,
noch ein Drittes gibt, ohne welches
gängliches nicht erreicht werden kann;
dieß ein bedeutender Inhalt, ein klarer,
ter Zweck. Was wir darunter verſtehen
ſich aus dem Folgenden ergeben; für j
wähnen wir nur, um jedem Mißverſt
vorzubeugen, daß wir unter dem bede
Inhalt keineswegs bloß welterſchütternd
ſachen oder großartige Gedankenverbin
begreifen, vielmehr ſind wir der Anſic
ſelbſt das kleinſte Liebeslied einen ſolch
halt gewähren kann.

Moritz Graf Strachwitz wurde
März 1822 zu Peterwitz bei Frankenſ
Schleſien geboren. Nach gehöriger Vorbe
bezog er die Univerſität Breslau, um
juriſtiſchen Studien zu widmen, die er
lin vollendete. Er wurde hierauf Ref
beim Kreisgericht zu Grottkau, gab ab
es ſcheint, dieſe Stellung bald auf, un
Wanderluſt zu befriedigen. Er reiſt
Schweden und Norwegen, deren Nat
Sagenwelt auf ſein dem Excentriſchen ge
Weſen großen Eindruck machte und
manchen gelungenen Dichtungen beg
Dieſe Eigenthümlichkeit führte ihn ſpäte
dem er eine Zeitlang auf ſeinem Gute
tau in Mähren gelebt hatte, nach Italie
Venedig erkrankte er, er eilte in die
zurück, erlag aber dem ſchnell um ſich gre
Uebel in Wien, wo er, erſt 25 Jahre
11. Dezember 1847 ſtarb.

Wie wir ſchon angedeutet haben, war
witz von der Natur mit einem reichen
begabt; er beſaß eine glühende Phanta
tiefe Empfänglichkeit für das Schöne
Natur und im Menſchenleben. Mit unge
in das Schwärmeriſche abirrenden Jug
verband er eine für ſeine Jahre ſeltene
lichkeit, die ſich in dem nie nachlaſſende
ben nach ſchöner Form ausſpricht, w
ſchon in ſeinen frühern Gedichten ein
Meiſterſchaft an den Tag legt. Uebrig
er, wie in Allem, ſo auch hierin kei

) und er steht nicht an, sich in Vers- im oder Ausdruck die größte Freiheit en, wenn er dadurch irgend eine be- Wirkung hervorbringen kann. Und so n füglich auf ihn anwenden, was u schönen Sonett „An das Sonett" Der ist ein Meister, der die Form be- . Seine Gewandtheit und Meisterschaft , wie in den einfachsten Strophenge- ie übrigens von großer Mannigfaltig- so auch in den schwierigeren Formen, ett, der Stanze, der Terzine und dem selbst in den antiken Strophengebäu- eses unbedingte Lob bezieht sich aber s auch auf den Gehalt seiner Dich- welche vielmehr in dieser Beziehung wünschen übrig lassen. Strachwitz ist er wahrste Repräsentant der deutschen deren schönste Kraft oft in gehaltloser erei verdampft. Im stolzen Bewußt- eschwächter Jugendkraft, voll leiden- r Glut und Thatendurst sehnt er sich pf, in dem er seine Kraft könnte aus- en; aber es fehlt ihm der Gegner, und t die mächtigsten Streiche, die er führt, n Lufthieben. Man freut sich zwar rauschenden Jugendmuth, der aus jeder udelt, aber man kann sich des Lächelns t enthalten, wenn man bemerkt, daß gendmuth ohne Gegenstand ist. „Mein warm", so lautet das Motto zu den en und Märchen", „mein Herz ist jung, ft es fort mit mir, Gern schwingt es sterung Glutfarbiges Panier." Eine ser gegenstandslosen Begeisterung — dieß wiederum ein echt deutscher Zug — r bei aller Energie seines Wesens oft al wird und seine Sehnsucht nach That pf in weichlichen Schmerz ausartet. Ursache seiner eigenen Thatlosigkeit er- n die Thatlosigkeit und Schwäche seiner er sein Unmuth und Zorn sich vor- gegen die Philisterhaftigkeit und Feig- et, welche die Welt beherrscht, gegen ne Gesinnung, die alles Edle und den Staub hinabzieht und das Ge- wundert. „Hier sieht man, was zur rebt, Für Dohl' und Raben an, Und uns im Aase gräbt, Heißt Adler oder (Ein Gesicht.) Am entschiedensten seine ganze Eigenthümlichkeit in dem tischen Gedicht „Ein wildes Lied" r; er wünscht Völkergroll und Völker- bei, nur um der trägen Ruhe zu die ihn erdrückt. Zwar begegnen wir Ausdruck der Vaterlandsliebe, der t nach Freiheit, aber in so unterge- Weise, so ganz nebenbei, daß es we- s seinem eigenen Innern hervor- als ihm von Außen aufgedrungen eint. Es waren eben die Schlagwörter

„Liedern eines Erwachenden" 842. 5. Aufl. 1854), die wir bis htet haben, folgten „Neue Gedichte" 48. 4. Aufl. 1858), in denen wir deutenden Umschwung wahrnehmen, n uns die ersten an Friedrich Stol- nerten, so wird die Aehnlichkeit der chter durch die „Neuen Gedichte" be- stätigt, eine Aehnlichkeit, die sich sogar einmal in der Wahl und der in den Hauptzügen übereinstimmenden Behandlung des nämlichen Gegenstandes kund gibt, wir meinen nämlich das Gedicht „Der Wasserfall" (2), der eine neue Bearbeitung von Stolbergs „Felsenstrom" zu sein scheint. Seit dem Erscheinen der „Lieder eines Erwachenden" hatte die politische Dichtung in Deutschland einen entschiedenen Charakter angenommen; die allgemeinen liberalen Phrasen waren von revolutionären Ideen verdrängt worden. Jener hatte sich, wie einst Stolberg, der Graf anschließen können; diese waren ihm ein Gräuel. Freilich wendet sich sein Unmuth zunächst gegen Heine und dessen Schule*), deren Abirrungen er mit vollem Rechte geißelt; aber er hat nicht bloß mit dieser, er hat überhaupt mit der Zeit gebrochen. In den Einheitsbestrebungen sieht er nur den Untergang des Vaterlands; seinem Schmerz darüber gibt er in dem schönen Gedichte „Der Himmel ist blau!" (3) echt poetischen Ausdruck, einem Gedichte, dessen Wirkung durch die glücklichen Gegensätze in jeder Strophe unwiderstehlich wäre, wenn wir vergessen könnten, daß die darin ausgesprochene Vaterlandsliebe nur ein abstraktes, in das Leben nicht eingreifendes Gefühl ist. Der Widerwille gegen die neuen Bewegungen führte ihn zum Rückblick auf die Vergangenheit, wo Alles schöner war, wo man selbst besser zu lieben verstand („Sonst und jetzt"). Er, der früher nur von Schlachtgetümmel träumte, der in dem „Hymnus an den Zorn" voll Thatendurst ausruft „Magst du, Zorn, mich immerhin verderben In dem Leuchten, in dem Lodern, Besser in der Flamme sterben, Als im faulen Schlamme modern", er sehnt sich jetzt in den Buchenwald hinaus, um von Tannhäuser und der Lorelei, von Erlenkönigs Töchterlein und der Genovefa zu träumen, wo ein märchenhaft Entzücken sein Herz erfüllen könne („An die Romantik"). Offenbar hat es ihn überrascht, daß man aus Phrasen Ernst machen wollte; er, der in einem Sonette in den „Liedern eines Erwachenden" Gott sagen ließ:

„Nicht mag ich kriechend Den im Staube sehen,
Den ich erschuf, der Herrscher aller Zeiten,
Denn nur der Freie mag zum Himmel schweben."

richtet seine schärfsten Pfeile gegen die neuen Freiheitsbestrebungen („Der gordische Knoten"), deren kurzer Sieg im Jahre 1848 ihn wahrscheinlich ganz niedergebeugt haben würde; er, der sich früher nach Kampf sehnte, klagt in den schöngebauten Terzinen „Ein Wort für die Kunst" (4), daß die „Zeit thatendurstig" sei, daß die Freiheit sich der Poesie bemächtigt habe. Nur darin ist er sich treu geblieben, daß sein Herz für das Vaterland noch in jugendlicher

*) „Frei blaut auch mir des Geistes kühnste Ferne,
Doch hab ich nicht verlernt, vor Gott zu beten,
Von Frauenliebe sing ich gar zu gerne,
Drum hab ich nie mit Füßen sie getreten.
So kann ich nicht, wie Eure jüngsten Sterne,
Die Zwitter vom René und vom Prophéten,
Den höchsten Gott und dann mein Lied bewitzeln:
Ich mag Euch nicht mit scholchem Schmutze kitzeln."
(Prolog zu den „Neuen Gedichten".)

Begeisterung glüht; freilich hat auch seine Vaterlandsliebe keinen rechten Halt, sie hat etwas Abstraktes, wie selbst aus dem sonst trefflichen Gedicht „Germania“ (9) ersichtlich ist.

Es ist begreiflich, daß sich der Dichter bei seinem Widerwillen gegen die Bewegungen der Zeit gern in entfernte Länder und Zeiten flüchtete, wo er ihm zusagende Stoffe fand, die er mit freiem, von keiner Rücksicht beengtem Sinn behandeln konnte. Und in der That bilden die Dichtungen, die er unter der Ueberschrift „Nordland“ und „Romanzen und Historien“ veröffentlichte, bei Weitem die gelungensten Partien seiner „Neuen Gedichte“. Ganz besonders sind die Balladen hervorzuheben. Es läßt sich zwar darin Uhlandscher Einfluß nicht verkennen, wie in der Ballade „Das Herz von Douglas“, doch weiß er sich die Uhlandsche Weise selbstständig anzueignen. Als eine der besten dieser Dichtungen zeichnen wir die Ballade „Hie Welf“ (6) aus, die auch deswegen merkwürdig ist, weil sich der Dichter darin zu einer höhern Anschauung der Geschichte erhebt.

1. Ein wildes Lied.

Viel Sänger singen weit und breit,
Sie singen in Zorn und Harm,
Sie wollen wecken die träge Zeit
Aus des Schlummers bleiernem Arm.

Im Schlummer sterben die Menschen hin,
Am Banner schläft der Soldat,
Am Busen der Zeit, der Schläferin,
Da schlummert die große That.

Die Freiheit schlummert im harten Schooß
Friedseliger Tyrannei,
Nur der Krämer, er sucht noch ruhelos
Sein goldenes Straußenei.

Viel Lerchen schwirren im Sonnenlicht,
Indeß die Gebirge ruhn,
Sie stören den Schlaf der Lawine nicht,
Der Donner, er wird es thun.

Und können die Sänger mit Wort und Klang
Nicht erschließen das Aug der Zeit:
So wollt ich, es bräche den Schlummerzwang
Ein großer, grimmer Streit;

So wollt ich, es stürzte Geschlecht auf Geschlecht
Und donnerte Stamm auf Stamm,
So wollt ich, es sprengte das Mordgefecht
Der Erde vermorschten Damm.

Komm, Schlachtengebrüll, du Donnerwort,
Mit Wundengeklaff und Tod,
Mit Völkergroll und Völkermord
Und Völkermorgenroth!

Komm, Klingenwechsel und Schwerterblitz,
Komm, rasselnder Reitersturm,
Vor deinem Athem, du Mordgeschütz,
Zerfahre Mauer und Thurm!

Und bricht entzwei die alte Welt,
Vom Stoß zusammengedrückt:
Viel besser, daß sie in Trümmer fällt,
Als daß sie schlafend erstickt.

2. Ein Wasserfall.

Ich steh am zornigen Katarakte,
Mein Herz ist still und traumbeschwert,
Mein Hirn ist müd vom Donnertakte,
Mein Auge starr hinabgekehrt.

Ich kanns nicht lassen, hinzustarren,
Wie sich die Woge ewig jüngt
Und ewig in die Felsenbarren
Verzweiflungsvoll herniederspringt.

Es ist ein unablässig Rollen,
Ein nie verbrodelndes Gekoch,
Seit Ewigkeiten ists erschollen,
Und Ewigkeiten schallt es noch.

Du wilder Sohn des Felsenspaltes,
O Strom! ich weiß es, was dich quält,
Ich weiß ein Lied, ein ernstes, altes,
Mir hat's die Fei am Quell erzählt: —

— Zur Zeit der Götter und der Riesen,
Da strömtest du von Anbeginn
In blumenreichen Paradiesen
Ein göttergleicher Strom dahin.

Du aber warst ein trotzger Stürmer,
Dir frommte nicht der ebne Pfad,
Du wärest gern, ein Bergethürmer,
Den ewgen Göttern selbst genaht.

Du wolltest kühn den Schleier heben,
Der von der Gottheit Scheitel rollt,
Und weil dus nicht erreicht im Leben,
So hast dus durch den Tod gewollt.

Und aus dem Bette schwoll dein Wasser,
Du warfest in dieß Klippengrab,
Ein rasch entschloßner Lebenshasser,
Selbstmordend häuptlings dich hinab.

Du warst der erste Erdenpilger,
Der sich zerstört aus eigner Macht,
Du warst der erste Selbstvertilger,
Der erste Selbstmord war vollbracht.

Und sahst du nun erfüllt dein Hoffen,
Sahst du den Himmel, ward er dein? —
Noch immer steht der Abgrund offen,
Noch immer donnerst du hinein.

Das ist die Strafe von den Göttern
Für die titanisch frevle Lust,
Daß im beständigen Zerschmettern
Du doch beständig leben mußt.

Nie sah man Rast in deinem Schlunde,
Seit du dein Haupt hineingebeugt,
Du stirbst zehn Mal in der Sekunde
Und zehn Mal wirst du neu gezeugt.

Stets mußt du wandern, rollen, streben,
Ein Ahasver mit Doppelnoth,
Es ist ein ewger Tod im Leben,
Ein ewges Leben in dem Tod. —

Ich ſehe, wie im immer ſchnellern
Und ſchnellern Sturz du ringend bangſt,
Und höre aus den Felſenkellern
Das Brüllen deiner Todesangſt.

Ich reiße mich aus deiner Nähe,
Und ſteige von dem Bergesjoch,
Doch wenn ich rückwärts nach dir ſpähe,
So rauſcheſt, rollſt und ringſt du noch!

3. Der Himmel iſt blau!

Der Himmel iſt blau! Den grünen Pokal
Mit rinnendem Golde befeuchtet!
Wer trinkt nicht gern, wenn der Sonnenſtral
In Rheinweinperlen leuchtet? —
Zerſchmettre den Römer an der Wand,
Mit Thränen die Lippen waſche,
Und traure um Dein Vaterland
In Aſche, in Aſche!

Der Himmel iſt blau! Wir ſind noch jung,
Viel Lieder verbergen Fluten;
Wer läßt nicht gern die Begeiſterung
In klingender Woge bluten! —
Laß weinen die Harfe unter der Hand
Ein Grablied, thörichter Knabe,
Sie ſchleppen indeß Dein Vaterland
Zu Grabe, zu Grabe!

Der Himmel iſt blau! Holdſelige Frau,
Geprieſen ſei Dein Name!
Wer küßt nicht gern den Wonnethau
Vom Auge ſeiner Dame! —
Aus dem Herzen ſchneide den ſüßen Tand,
Der Minne wende den Rücken,
Sie reißen indeß Dein Vaterland
Zu Stücken, zu Stücken!

Der Himmel iſt blau! Die Jagd iſt laut,
Ha, fürſtliche Freude der Männer!
Wer reitet nicht gerne durchs Haidekraut
Den lang ſich ſtreckenden Renner! —
Laß fallen die Zügel aus der Hand,
Von der Ferſe ſchlage die Sporen,
Es geht indeß Dein Vaterland
Verloren, verloren!

Der Himmel iſt blau! Er fällt nicht ein
Vom Sturme irdiſcher Schmerzen,
Es hungert das Volk und die Böſen ſchrein
Den Aufruf ihm in die Herzen! —
Das iſt kein Glaubens-, kein Liebesband,
Sie reißens mit frechen Händen;
Wie ſoll, o Herr, mit dem Vaterland
Das enden, das enden!

4. Ein Wort für die Kunſt.

Die Zeit iſt thatendurſtig, thatenſchwanger,
Die Freiheitsmütze prahlt auf kühnen Stirnen,
Das Diadem, der Purpur hängt am Pranger.

Durchs Reich der Dichtung geht ein tobend Zürnen,
Der Aufruhr flutet um die höchſten Spitzen
Rothglühend aus vulkaniſchen Gehirnen.

Aus tauſend Federn läßt er Flammen ſpritzen,
Aus tauſend Zungen ruft er zu den Waffen,
Aus tauſend Mänteln läßt er Dolche blitzen.

Die Dichtkunſt ward zur Fechtkunſt umgeſchaffen,
Sie muß dem Arme der Vernichtung dienen,
Muß Speere ſchütteln, oder Bogen ſtraffen.

Sie haun mit ihr nach Thron und Hermelinen,
Sie werfen ſie als Pechkranz auf die Zinnen,
Sie dienen nicht der Kunſt, die Kunſt dient ihnen.

Wann wird der zornge Strom das Meer gewinnen?
Wann löſcht die Glut, wann grünt es in den Thalen?
Wann wird man wieder ſüße Lieder ſinnen?

Es trägt die Kunſt ihr eiſern Loos mit Qualen.
Laß, Herr, die Göttliche in ihrer Hoheit
Nicht untergehn, ein Opfer der Vandalen,
In dieſes Meinungsſtreits ergrimmter Rohheit!

5. Germania.

Land des Rechtes, Land des Lichtes,
Land des Schwertes und Gedichtes,
Land der Freien
Und Getreuen
Land der Adler und der Leuen,
Land, Du biſt dem Tode nah,
Sieh Dich um, Germania!

Dumpf in Dir, o Kaiſerwiege!
Gährt der Keim der Bürgerkriege,
Tauſend Zungen
Sind gedungen,
Tauſend Speere ſind geſchwungen,
Fieberträumend liegſt Du da,
Schüttle Dich Germania!

Lautes Zürnen, leiſes Munkeln,
Lüge, die da würgt im Dunkeln,
Zucht und Glaube
Tief im Staube,
Und der Zweifel würgt die Taube,
Immer: nein! und nimmer: ja!
Sage: ja! Germania!

Auf den Knieen bete, bete,
Daß der Herr Dich nicht zertrete,
Vor dem Zaren
Der Tartaren
Er Dich möge treu bewahren,
Denn Sibirien iſt gar nah,
Sieh Dich um, Germania!

Daß ſich Fürſt und Volk vertraue,
Dir kein Pfaff das Licht verbaue,
Daß kein Marat
Dich verführe,
Und Dich dann ſeptembriſiere,
Denn die Marats ſind ſchon da,
Wahre Dich, Germania!

Daß Dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt Du der Weltenblüthe,
Völkerwehre,
Stern der Ehre,
Daß Du ſtralſt von Meer zu Meere,
Und Dein Wort ſei fern und nah
Und Dein Schwert, Germania!

6. Hie Welf.

Fürwahr, ihr Longobarden, das war ein schwerer Tritt,
Den Friedrich Barbarossa durch Mailands Bresche ritt,
Licht war das Roß des Kaisers, ein Schimmel von Geburt,
Das war mit welschem Blute gescheckt bis über den Sattelgurt.

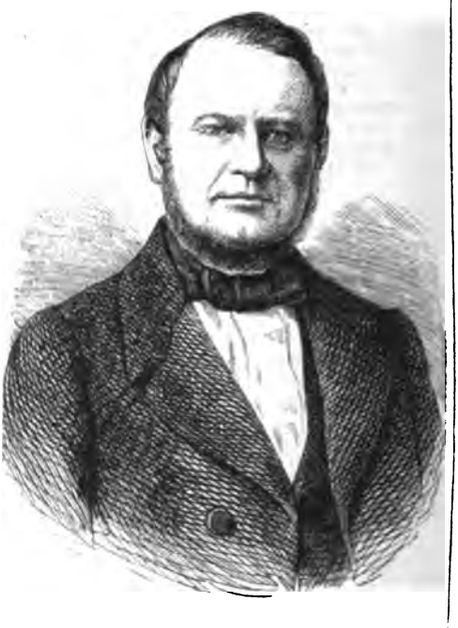
Es saß der Hohenstaufe in Stahl von Fuß zu Kopf,
Er stemmte wider die Hüfte den schweren Schwertesknopf,
Das Haupt zurückgeworfen, die Lippe kniff sich schlimm,
Sein Bart stob all zu Berge und jedes Haar war Grimm.

Wie lagest Du, o Mailand, Du sonst so hoch und frei,
Zertreten im blutigen Staube, Du Perle der Lombardei!
Der Schutt im Winde wirbelte, wo Säulen geragt unlängst,
Und über den Marmor stampfte der schwerhufige Friesenhengst.

Und Stille über den Trümmern und Stille in dem Troß,
Da zügelte der Rächer sein kaiserliches Roß.
Und tiefer ward die Stille, denn Alles stand zur Stell,
Quer auf des Siegers Wege lag ein sterbender Rebell.

Der bäumte sich gewaltig mit halbem Leib hochauf,
Und sah mit unauslöschlichem, tödtlichem Grimm herauf.
Er wimmerte nicht: „Erbarmen!“ Er winselte nicht: „Gott helf!“
Er knirschte unter dem Helm vor sein trotziges: „Hie Welf!“

Das packte den Vertilger, wie fest er sich geglaubt,
Ihm schlug ein schwarzer Gedanke die schweren Zügel ums Haupt,
Er sah an südlichem Meere ein dunkelroth Schaffot,
Drauf kniete der letzte Staufe das letzte Mal vor Gott.



Adolf Glaßbrenner.

Adolf Glaßbrenner, geb. zu Berlin am 27. März 1810, war schon auf der Schule, in der er neben Gutzkow saß, durch die Epigramme, die er auf Schüler und Lehrer machte, geliebt und gefürchtet. Sein Wunsch, Theologie zu studieren, konnte wegen der beschränkten Verhältnisse seiner Eltern nicht in Erfüllung gehen; er mußte sich dem Kaufmannsstande widmen; doch setzte er in seinen Mußestunden seine Studien und seine poetischen Versuche fort, von denen einige schon im J. 1827 in Berliner Blättern erschienen. Er war kaum 20 J. alt, als er sich entschloß, sich ungetheilt der Poesie zu widmen. Er übernahm die Redaktion des Sonntagsblattes „Don Quixotte“, das durch seine populär-witzige Haltung, seine volksmäßige und doch gehaltene, nie zur Gemeinheit herabsinkende Sprache bald den allgemeinsten Beifall erwarb, aber wegen seines Freimuths endlich verboten wurde, ob es gleich unter Censur erschien. Mit dem J. 1832 begann Glaßbrenner unter dem Namen „Brennglas“, den er auch später beibehielt, eine Reihe kleiner Schriften unter dem Titel „Berlin, wie es ist — und trinkt“ herauszugeben, durch welche der Berliner Witz und die Berliner Mundart bald in ganz Deutschland bekannt wurde. Die „Bilder und Träume aus Wien“ (Lpz. 1835), die Frucht eines längeren Aufenthaltes in dieser Stadt, wurden sogleich nach ihrem Erscheinen in Oesterreich verboten; was der Dichter geträumt hatte, wurde nach wenig mehr als einem Jahrzehent doch zur Wirklichkeit, wie denn auch seine sich zunächst auf Preußen beziehenden Schriften auf die politische Entwickelung des Volkes nicht ohne Einfluß blieben. Im J. 1840 verheirathete sich Glaßbrenner mit der schönen und geistvollen Schauspielerin Adele Peroni, weshalb er nach Neu-Strelitz übersiedelte, wo dieselbe angestellt war. 1843 erschienen „Verbotene Lieder eines norddeutschen Poeten“ (Zürich. 3. Aufl. unter d. Titel: „Gedichte“. Berl. 1851); da dieselben aber in der Schweiz gedruckt waren, wurden sie schon deshalb verboten; nicht besser ergieng es dem „Neuen Reineke Fuchs“ (Lpz. 1845). Bei der ersten Kunde von der Erhebung Berlins im März 1848, in welcher er zum Theil seinen Einfluß erkannte, eilte er dahin; so hoffnungsreich er hinkam, so niedergeschlagen kehrte er nach 2 Jahren wieder nach Neu-Strelitz zurück, wo er jedoch bei der Reaktion solche Bedenken erregte, daß er nach kurzer Zeit des Landes verwiesen wurde. Er wendete sich mit seiner Gattin, die sich unter drückenden Bedingungen pensioniren ließ, um ihm folgen zu können, nach Hamburg, wo er „Die verkehrte Welt“ (Ffk. 1856), die „Komische Tausend und Eine Nacht“ (Hamb. 1852) und „Caspar der Mensch“ (Hamb. 1850) herausgab. So glücklich die Verhältnisse waren, in denen er in Hamburg lebte, so mußte er sich doch 1858 entschließen, nach Berlin zurückzukehren, weil

mit umgieng, ihm das Heimatsrecht in
n zu entziehen. Das Leben hatte in
seit seiner Entfernung ein ganz anderes
en gewonnen, der heitere Humor, der
sche Witz war von einer trüben und
chtigen Stimmung verdrängt worden.
beschränkte Glaßbrenner seinen Umgang
i Kreis weniger Freunde, und verfaßte
schriften, unter welchen „Lachende Kin-
nd „Sprechende Thiere", so wie die
erschienene „Insel Marzipan" hervorzu-
ind, welche letztere in Oesterreich verbo-
rde. Außerdem setzte er seinen im J.
begonnenen „Komischen Volkskalender"
r zwanzig Jahrgänge erlebte.
brenner ist der echte Repräsentant des
r Witzes, dessen Schärfe aber oft durch
seiner Mutter, einer Schwäbin, ange-
Gutmüthigkeit gemildert wird. Er war
ver Ersten, die es wagten, die deutschen
bst die preußischen Verhältnisse in ihrer
igkeit darzustellen; aber weil er ihre
hen mit ebenso vielem Freimuth auf-
ls mit immer treffendem Witze dem Ge-
Preis gab, warf man ihm Gemeinheit
Doch ist kein Vorwurf ungerechter als
denn wenn er sich auch vorzugsweise
drig-Komischen bewegt, so weiß er doch
das rechte Maß zu halten. Er ist aller-
nuthwillig in seinen Scherzen und seine
ien Adel, die Höfe, die Regierungen ge-
n Pfeile waren den Getroffenen freilich
unangenehm, weil sie eben trafen; aber
nur das Veraltete oder wirklich Schlechte,
cherliche und überhaupt Alles persiflierte,
i der vorgeschrittenen Bildung des ge-
n Volkes im Widerspruch stand, so wa-
ne Aus- und Einfälle, die übrigens im-
itzig und geistreich waren, vollkommen
gt. Seine hieher gehörigen Lieder kann
ls eine veredelte Straßenpoesie bezeich-
ie reproduzieren die Anschauungen des
i Berliner Proletariats, indem sie das
esselben abstreifen, aber die Kernhaftig-
bendigkeit und komische Kraft in dessen
e mit großem Glück bewahren. Er ver-
s namentlich, seine Gedichte mit einem
nerwarteten Einfall zu schließen, wie in
: nicht" (1) und in den „Zwei Wün-
(2), wodurch er unwiderstehliche Wir-
ervorbringt. Wir könnten noch eine
von solchen glücklich durchgeführten Lie-
ennen, die alle auch singbar sind, wir be-
uns, noch „Die Raupe", „Die Stern-
en" und „Die Sklaven-Emanzipation"
ähnen. Auch „Die Ruinen" (3) können
gezogen werden, welche jedoch bei aller
haftigkeit eine große Tiefe des Gefühls
den und an Chamissos „Schloß Bon-
erinnern, in welchem der nämliche Ge-
dargestellt wird. Glaßbrenners immer
Ruthwille versucht sich übrigens auch an
i Stoffen und er ist dann nicht weniger
als in den politischen („Die Seufzer").
ört dahin ein Theil seiner Liebesgedichte,
d andere von ernster und warmer Em-
ig zeugen. Er beherrscht in allen die
e und den Vers mit großer Gewandt-
i es hat ihn dieselbe sogar zu Künste-
erleitet, wie in dem „Rheinweinlied",
dem er nach der Weise der Pegnitzschäfer die Form eines Weinglases gegeben hat; aber freilich ist diese Form gehaltvoller als die ähnlichen Spielereien der Dichter des Blumenordens.

1. Weine nicht!

Michel, warum weinest Du,
Weinest Du so sehr?
„Weil es mir nicht macht Behagen,
Daß ich soll den Maulkorb tragen!
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, warum weinest Du,
Weinest Du so sehr?
„Soll ich dummer Junge bleiben,
Und mein Wohl nicht selbst betreiben?
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, warum weinest Du,
Weinest Du so sehr?
„Weil sie mir mein Geld verprassen,
Ohne Nachricht, wo stes lassen!
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, warum weinest Du,
Weinest Du so sehr?
„Weil ich bin in tausend Banden
Und in sechsundzreißig Landen!
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, warum weinest Du,
Weinest Du so sehr?
„Weil ich bin civilisieret,
Und mich Rußland karbatschieret!
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, warum weinest Du,
Weinest Du so sehr?
„Weil ich hab mein Blut verspritzet
Und sie mir mein Recht stibitzet!
Darum, darum weine ich,
Weine ich so sehr!"

Michel, darum weine nicht,
Weine nun nicht mehr!
Wenn Du einstehst Deine Schwächen,
Werden sie Dir — was versprechen!
Darum, darum weine nicht,
Weine nun nicht mehr!

2. Zwei Wünsche.

Ach, zwei Wünsche wünscht ich immer,
Leider immer noch vergebens,
Und doch finds die innig-frömmsten,
Schönsten meines ganzen Lebens!

Daß ich alle, alle Menschen
Könnt mit gleicher Lieb umfassen, —
Und daß Einge ich von ihnen
Morgen dürfte hängen lassen.

3. Die Ruinen.

„Ach wie ungemein poetisch
Die Ruinen auf den Höhn!"
Fräulein, Sie sind sehr ästhetisch;
Ja, Ruinen, sie sind schön.

Und das Fräulein — drob geschmeichelt —
Fährt in der Ekstase fort,
Während sie den Bulldog streichelt:
„Wie poetisch ist es dort!

Grüner Wald, das ewge Leben,
Immer sprossend, immer jung,
Und der greise Stein daneben:
Träumende Erinnerung!

Epheu schlingt sich um die Blöße,
Will sie grün erhalten noch;
O du Bild zerfallner Größe,
Wie poetisch bist du doch!"

Fräulein, Sie sind sehr ästhetisch;
Sie empfinden schön und wahr,
Und Sie sagens so pathetisch,
Daß es selber mir wird klar.

Ja, ich sehe: auf den Höhen
Sind nur noch Ruinen da!
Wo die alten Zwinger stehen,
Rauscht der Wald Halleluja!

In die Burgen der Tyrannen
Drang der Geist zerstörend ein,
Trieb die Räuberbrut von dannen,
Warf hinunter Stein auf Stein.

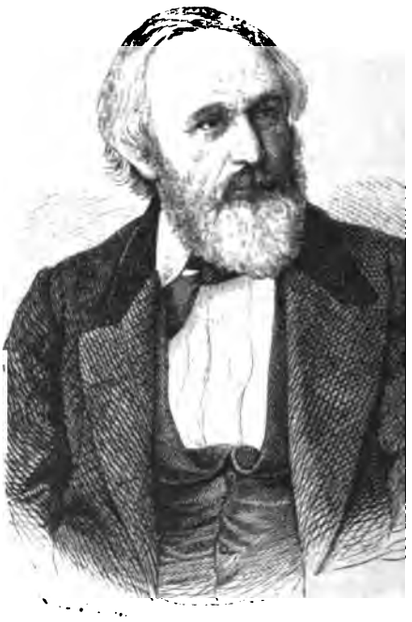
Heilger Geist, du einge Dreiheit,
Gott im Menschen, habe Dank!
Auf den Bergen schon ist Freiheit,
Herrscht im Thal auch noch der Zwang!

Heiser schreien dort die Raben
Um den Schutt der Tyrannei:
Ihre Knochen sind begraben
Und der Geist, der Geist ist frei!

Ja, mein Fräulein, „gottvertrauend
Schau ich auf die stolzen Höhn!
Hochpoetisch, herzerbauend
Sind Ruinen, wunderschön!

Wunderschön die düstren Mienen
Durch das grüne Laubgewind!
Doch das Schönste an Ruinen
Ist, daß sie Ruinen sind!

Johann Gottfried Kinkel.



Gottfried Kinkel

Johann Gottfried Kinkel, geb. am 11. Aug. 1815 zu Oberkassel, besuchte das Gymnasium in Bonn und studierte daselbst Theologie. Seine pietistisch düster gestimmte Mutter und Schwester übten großen Einfluß auf ihn, daher er auch als Student sehr zurückgezogen lebte. Er hatte sich schon früh poetisch versucht, aber erst mit der Liebe nahm sein Talent einen größeren Aufschwung. Im Febr. 1834 rettete er mit einem Freunde drei Kin-

der aus dem Wasser. Ende des näm
Jahres gieng er nach Berlin, wo er seine
logischen Studien unter Marheineke, Hen
berg und Neander fortsetzte. Schon ir
ersten Nacht seines dortigen Aufenthaltes
stete er Hülfe bei einem Brand, wobei er
bestes Kleid verbrannte; die Anschaffung
neuen nahm seine dürftige Börse so sehr in
spruch, daß er, um Geld zu verdienen, The
recensent und Corrector wurde. Im F
1835 kehrte er nach Bonn zurück, wo er
Geibel bekannt wurde, der ihn fortwähren
munterte, sein poetisches Talent weiter au
bilden; bei einem Besuch in Barmen l
er Freiligrath kennen. Nach abgelegtem L
tiatenexamen wurde er 1836 Privatdozent
Theologie. Schon mit dem Plan umgel
eine Geschichte der christlichen Kunst zu s
ben, reiste er im Herbst 1837 nach Ita
wo er bis zum Frühling des folgenden Ja
blieb. Nach Bonn zurückgekehrt, trat er
Simrock, Freiligrath, Matzerath und W
Müller in nähere Verbindung. Im J. 1
lernte er Johanna Meckel, die seit meh
Jahren geschiedene Frau des Buchhän
Mathieux in Köln kennen, mit der er sich
ter vermählte und die bei ihrem klaren
doch phantasiereichen Geiste einen großen
fluß auf ihn gewann. Sie gab den
Anlaß zur Gründung des „Maikäferbun
der anfänglich nur den Zweck hatte, alle Fre
der Poesie nnd Kunst in Bonn zu einem
teren Zirkel zu vereinigen, und ein Wit
(„Der Maikäfer") herauszugeben, später
höhere Zwecke verfolgte. Diesem Verei

hörten außer Johanna und Kinkel die Dichter Simrock, Alex. Kaufmann, Schloenbach und Nic. Becker an. Kinkel wurde um dieselbe Zeit Religionslehrer am Gymnasium und 1840 Hülfsprediger der evangelischen Gemeinde in Köln, wohin er jeden Sonntag fuhr. Seine Predigten, die er später herausgab („Predigten über ausgewählte Gleichnisse und Bilderreden Christi, nebst Anhang einiger Festpredigten" Köln 1842) erwarben sich durch ihre rhetorische Fülle, ihren gediegenen Inhalt und ihre kunstschöne Form ungetheilten Beifall. Immer mehr der Orthodoxie entsagend, machte er sich die Geistlichkeit und durch seine Wahrheitsliebe die Professoren zu Feinden, welche geradezu erklärten, daß sie sich einer Anstellung des jungen Mannes widersetzen würden; sein Verhältniß mit Johanna, als einer geschiedenen Katholikin, erregte Anstoß, er verlor sogar seine Stelle in Köln. Am 22. Mai 1843 verheirathete er sich mit Johanna, nachdem sie zur protestantischen Kirche übergetreten war. Der Haß verfolgte ihn auch jetzt noch, die Denunciationen häuften sich, er bekam Verweise, die ihn bewogen, seine Stelle als Religionslehrer niederzulegen und zur philosophischen Facultät überzutreten, worauf er seine Vorlesungen über Kunstgeschichte begann, die sich eines zahlreichen Besuchs erfreuten. Im J. 1845 erkrankte er gefährlich, und als er durch seiner Gattin sorgsame Pflege gerettet worden, ergriff sie die nämliche Krankheit, die endlich seiner treuen Hingebung wich. Im J. 1846 wurde er zum außerordentlichen Professor der Kunst- und Kulturgeschichte ernannt, und erhielt bald darauf einen Ruf nach Berlin, der jedoch wegen eines von ihm veröffentlichten Gedichts („Männerlied") zurückgenommen wurde. Kinkel hatte schon seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV. an der politischen Bewegung regen Antheil genommen; bei der Erhebung des J. 1848 entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit. Die traurige Haltung des Parlaments, die immer mehr zunehmende Unterdrückung der Freiheitsbestrebungen, die Auflösung der Nationalversammlung in Berlin, als deren Mitglied er sich durch großes Rednertalent auszeichnete, führte ihn immer entschiedener der republikanischen Partei zu. Er betheiligte sich an der gewaltsamen Erstürmung des Zeughauses in Siegburg, flüchtete in die Pfalz und schloß sich dem pfälzisch-badischen Aufstande an. Am 29. Juni 1849 verwundet und gefangen, wurde er zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt, vom König aber zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. In das Zuchthaus nach Naugardt gebracht, wurde er zu den gewöhnlichen Sträflingsarbeiten angehalten. Im April 1850 wurde er wegen seiner Theilnahme an der Erstürmung des Zeughauses zu Siegburg vor die Assisen gestellt, von denselben in Folge seiner glänzenden Vertheidigungsrede freigesprochen. Nachdem ihm auf der Rückkehr von Köln ein Fluchtversuch mißlungen, wurde er nach Spandau gebracht, wo er die nämliche Behandlung erfuhr wie die dort gefangenen Diebe und Mörder; er mußte, wie diese, eine Zwangsjacke tragen, wie diese Wolle spinnen, bis es ihm im November 1850 unter Mitwirkung des Studenten Karl Schurz zu entfliehen gelang. Er wendete sich zunächst nach England, dann 1851 nach Amerika, wo er jedoch nur kurze Zeit verblieb. In London, wohin er sich wieder begab, hatte er das Unglück, seine Frau zu verlieren, die aus dem Fenster herabstürzte. Im J. 1866 wurde er als Professor am eidgenössischen Polytechnikum nach Zürich berufen.

Kinkels „Gedichte" (Stuttg. 1843, 6. Aufl. 1857) blieben bei ihrem ersten Erscheinen ziemlich unbemerkt; erst als sein Name durch seine politische Thätigkeit und namentlich durch sein Unglück allgemeiner bekannt wurde, begann man auch seinen Dichtungen Aufmerksamkeit zu schenken. Und sie verdienten sie im hohen Grade, denn es offenbart sich in ihnen ein reiches poetisches Talent und eine eben so reiche geistige und künstlerische Bildung, eine reine edle Seele, ein weiches, tief empfindendes Gemüth neben kräftigem männlichen Sinn. Ein großer Theil seiner Gedichte lehnt sich an Erlebnisse, und selbst da, wo der Stoff entfernt liegt, blickt die Anwendung auf sein Leben und seine Erfahrungen durch, wie in „Scipio", der sich mit edlem Stolz weigert, sich gegen die Verleumdungen seiner Gegner zu rechtfertigen. Aber auch dann, wenn er ganz persönliche Verhältnisse darstellt, weiß er seinen Empfindungen einen solchen Ausdruck zu geben, daß sie sich über das Individuelle erheben und zum Ausdruck allgemein menschlicher Gefühle werden („Beim Tode meiner Mutter Maria").

Kinkels Gedichte sind so ganz Ausfluß seines innern Lebens, daß sie uns ein Bild seiner geistigen und künstlerischen Entwickelung geben. In einigen ist er noch vom herrschenden Weltschmerzfieber ergriffen („Götterdämmerung"), in anderen überläßt er sich unklaren, nebelhaften Empfindungen („Nacht in Rom"); wieder andere sind von der größten Gläubigkeit durchdrungen, („Abendstille, Sonette an Johanna", „Gebet"), während manche sich pantheistischen Anschauungen zuneigen („Abendmahl der Schöpfung"). Die meisten haben eine elegische Färbung, aber neben ihnen begegnen wir dem heitersten Humor, wie in dem schönen Cyklus „Die Weine", in welchem er die Geschichte des Weins erzählt und die verschiedenen Arten in passenden Formen charakterisiert, den Chier in alkäischen Strophen, den persischen Wein in Gaselenform, den Rheinwein in der Nibelungenstrophe, die Lacrimä Christi im Sonett, den Champagner in bunten gereimten Daktylen, den Krätzer in Knittelversen. In den „Oden" ist Platen sein Vorbild, von dem ihm sogar einzelne Gedanken vorschweben, so erinnern „Sapphos Lieder" an Platens „Loos des Lyrikers". Noch größeres Talent hat Kinkel für die epische Dichtung, von welcher wir an einem spätern Orte sprechen werden.

1. Abendstille.

Nun hat am klaren Frühlingstage
Das Leben reich sich ausgeblüht;
Gleich einer ausgeklungenen Sage
Im West das Abendroth verglüht.
Des Vogels Haupt ruht unterm Flügel,
Kein Rauschen tönt, kein Klang und Wort!
Der Landmann führt das Roß am Zügel,
Und Alles ruht an seinem Ort.

Nur fern im Strome noch Bewegung,
Der weit durchs Thal die Fluten rollt:
Es quillt vom Grunde leise Regung,
Und Silber säumt sein klüftig Gold.
Dort auf dem Strom noch ziehen leise
Die Schiffe zum bekannten Port,
Geführt vom Fluß im sichern Gleise —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Hoch oben aber eine Wolke
Von Wandervögeln rauscht dahin;
Ein Führer streicht voran dem Volke
Mit Kraft und landeskundgem Sinn.
Sie kehren aus dem schönen Süden
Mit junger Lust zum heimschen Nord,
Nichts mag den sichern Flug ermüden —
Sie kommen auch an ihren Ort!

Und du, mein Herz! In Abendstille
Dem Kahn bist du, dem Vogel gleich,
Es treibt auch dich ein starker Wille,
An Sehnsuchtsschmerzen bist du reich.
Seis mit des Kahnes stillem Zuge,
Zum Ziel doch geht es immer fort;
Seis mit des Kranichs raschem Fluge —
Auch du, Herz, kommst an deinen Ort!

2. Abendmahl der Schöpfung.

Wie liegt verklärt das Berggelände
Im purpurklaren Abendstral!
Wie bieten freundlich sich die Hände
Der rauhe Fels, das sanfte Thal!

Zur Linken steigt der Reben Fülle
Hinauf durch Steingeröll und Dorn;
Zur Rechten rauscht in falber Hülle,
Schon mächtig reifend, goldnes Korn.

O selig, mitten inne schweifen
Auf engem Pfad durch laue Luft
Vom Korn die letzten Blüthen streifen
Und saugen Rebenblüthenduft!

Bald wird vom Strahl der Sommersonnen
Dieß Korn zum Brod bereitet sein;
Sich selber opfernd, in die Tonnen
Gießt bald die Traub ihr Blut als Wein.

In Ahnung bin ich schon begnadet,
Mein Gottestempel wird die Flur;
Zu ihrem Abendmahle ladet
Mit Brod und Wein mich die Natur.

3. Gruß an mein Weib.

Und sieh, nun ist es doch gekommen,
Was uns die Welt so schwer gemacht!
Nach all dem Kampf ist doch erglommen
Der Stern der stillen Hochzeitsnacht.
Nun komm, tritt ein in meine Klause,
Sei mir vereint mit Seel und Leib,
Und laß Dirs heimisch sein im Hause,
Darin Du nun gebeutst als Weib.

Ein Jüngling nicht im Jubelrausche
Jauchzt Dir die wilden Schwüre zu;
Nicht wie die Braut im Wonnetausche
Trittst über meine Schwelle Du.
Auf meiner Stirn die frühen Falten,
Auf Deinen Wangen liegt der Gram,
Weil ja in tausend Truggestalten
Der Haß Dich mir zu rauben kam.

Doch ungeschwächt durch alle Plage
Gieng mit uns diese heilge Glut;
In unsers Herzens vollem Schlage
Pulst noch ein heißes Jugendblut.
Sei froh und stolz! Mit festem Sinne
Erwiesen wirs der feigen Welt,
Daß einer todesstarken Minne
Kein Hemmniß in den Weg sich stellt.

Verzeihs Gott denen, die uns hassen —
Dir beut die Hand ein armer Mann;
Du magst mit Einem Blick umfassen
Das Gut, das ich Dir bieten kann.
Ja, lebte noch das Recht auf Erden,
Gieng Alles ehrlich, wie es soll,
Dir müßte ja zu eigen werden
Ein Haus von Schätzen übervoll!

Doch blieb aus meiner Eltern Habe
Ein traulich Lager für uns zwei,
Und daß uns Brod und Becher labe,
Stellst Du den eignen Tisch herbei.
Der Frühling sendet seine Düfte
Vom Garten her in reichem Schwall,
Und durch der Lenznacht feuchte Lüfte
Ruft: „Komm, o komm!" die Nachtigall.

Und staunst Du morgen, froh erwachend,
Bricht prächtger Sonnenglanz herein,
Durchs hohe Fenster grüßt Dich lachend
Das wunderbare Land am Rhein.
Wir schreiten mit verjüngter Stärke
An unser Schaffen ohne Rast,
Und nach vollbrachtem Tagewerke
Bin ich am eignen Herd Dein Gast.

4. Menschlichkeit.

Wohl haben auf ergrauter Erde
Die Völker zahllos schon gewohnt,
Und auf verschiednem Opferherde
Die Götter mannichfach gethront.

Auch nach uns werden andre Frommen
Dem Herrn noch schönern Altar weihn;
Es werden junge Leiden kommen
Und neue Freuden werden sein.

Mich irrt es nicht! Mit Liebesblicke
Schau ich der Zeiten Ringen an;
Es wechseln Völker und Geschicke,
Die Menschheit geht die gleiche Bahn.

Ich weiß, daß nie ein Tag erglommen,
Der froh nicht eine Brust gemacht;
Daß nie nach Frost ein Lenz gekommen,
Der nicht ein Lied der Welt gebracht.

Ich weiß, daß aus des Bechers Gusse
Ein Schöpferstreben aufwärts schießt,
Daß sich im süßen Frauenkusse
Ein milder Born von Kraft erschließt.

Ich weiß, daß überall der Himmel
Mit Wolken droht, mit Lächeln blaut,
Und Nachts zum ernsten Sterngewimmel
Allwärts ein Auge gläubig schaut.

So schau ich ewig nur das Gleiche,
Das jede Menschenbrust durchzieht,
Und Brüder nur, wohin im Reiche
Des Weltenrunds mein Auge sieht.

Ein Ring bin ich in großer Kette
Der Zukunft, der Vergangenheit;
Und durch des Kampfes Brandung rette
Das Kleinod ich der Menschlichkeit.

Karl Joseph Simrock.

Joseph Simrock, geb. am 18. Aug.
u Bonn, studierte daselbst und in Ber-
lechte, wurde 1823 Auskultator, 1826
dar, aber 1830 wegen seines Gedichts
:ei Farben" aus dem Staatsdienst ent-
vorauf er sich den seit seiner Universi-
betriebenen Studien der germanischen
n und Literaturen ungetheilt hingab,
gleich poetisch thätig war. Im J.
vurde er zum Professor der deutschen
und Literatur an der Universität Bonn

ocks Verdienste um die ältere deutsche
r durch seine vortrefflichen Uebersetzun-
hervorragendsten Denkmäler sind all-
bekannt*), sie zeichnen sich sowohl
e geistvolle Auffassung der Dichtwerke,
ch die gewandte Behandlung der For-
nd die höchst angemessene Sprache
velche von den älteren Ausdrücken
endungen so viel beibehält, als sich
mit dem Geiste des Neuhochdeutschen
, so daß seine Uebertragungen eine
nmuthige alterthümliche Färbung er-

In seinen eigenen Poesien ist zunächst die Gesinnungstüchtigkeit und die begeisterte Vaterlandsliebe zu rühmen, die als die Grundlage seines poetischen Schaffens bezeichnet werden kann. Seine „Gedichte" (Lpz. 1844) können den Einfluß seiner altdeutschen Studien nicht verläugnen, ohne daß er jedoch zur unselbstständigen Nachahmung herabsänke, vielmehr hat er die alterthümlichen Elemente mit den modernen zur schönsten Harmonie verbunden. Seine Darstellung ist immer ruhig, gebildet und den besungenen Stoffen angemessen. Aus seinen Liedern tönt uns warme Innigkeit entgegen; sie sind reich an schönen Gedanken, die er meist in gedrängter Form, aber immer klar und wirkungsvoll darstellt. Sie besingen die Liebe und die Natur („Schweizerreise") mit gleich tiefem Gefühl. Ganz vortrefflich ist er im geselligen Lied, in welchem er mit liebenswürdigem Humor zum heiteren Genuß des Lebens auffordert („Bonner Faschingslieder"), wobei er jedoch nie die Grenzen des Ziemlichen überschreitet, wie denn schon Mäßigung ein Charakterzug seiner Dichtung ist. Mit W. Wackernagel und Franz Kugler hat er schöne Terzinen gedichtet („Wein, Weib und Gesang"). Noch entschiedenes Talent hat er für das Epische, und seine „Deutschen Sagen", die ernsten wie die heiteren, gehören durch ihre höchst anschauliche Darstellung und ihre poetische Durchführung zu den besten Erscheinungen in dieser Gattung. Mit Auszeichnung ist „Wieland der Schmied. Heldengedicht" (Bonn 1830. 3. Aufl. 1857), zu erwähnen, in welchem er die Ueberlieferungen zu einem ganz im Sinne des Mittelalters gedachten Epos verarbeitet hat. Eben so glücklich, obgleich in ganz andrer Haltung, ist „Bertha die Spinnerin" (Fkf. 1853), worin er die schöne Sage von der Mutter Karls des Großen mit heiterem Humor erzählt und vortreffliche Abhandlungen über die Sage beifügt. Noch erwähnen wir seine „Rheinsagen" (Bonn 1836. 4. Aufl. 1850) und die verdienstvolle Erneuerung der „Deutschen Volksbücher" (8 Bde. Frankf. 1841 ff.), unter welchen wir die ergötzliche Bearbeitung der „Sieben Schwaben, Was sie sich unterstanden haben" (Ebd.) hervorheben.

1. Mit Liebchen.

Und kommt der Abend lind und warm,
Thun wir nach altem Brauch:
Ein Jeder nimmt sein Lieb an Arm
Und meines nehm ich auch.
Durch laute Stadt und grünes Feld,
Laß uns zusammen wandeln
Wie künftig durch die Welt.

Vor jeder Hütte wirbt ein Paar
Um Kuß und Minnesold,
Die Sternlein in des Mondes Schaar
Sind sich einander hold;
Er selber blickt mit bleichem Schein
So sehnlich und begehrlich
In unsre Lust hinein.

ıs Nibelungenlied" (Berl. 1827. 12. Aufl. 1857);
ıe Heinrich von Hartmann von Aue" (Ebd. 1830);
Walthers von der Vogelweide" (Ebd. 1833. 3. Aufl.
Wolfram von Eschenbach" (2 Bde. Stuttg. 1842;
857); „Die ältere und jüngere Edda" (Stuttg. 1851);
ds von Straßburg Tristan und Isolde" (2 Thle.
; „Der Wartburgkrieg" (Stuttg. 1855); „Gudrun"
1843. 3. Aufl. 1856); „Das kleine Heldenbuch"
3. 2. Aufl. 1857); „Das Amelungenlied" (3 Bde.
).

Das Bächlein, das vom Felsenhang
Ins Thal hernieder hüpft,
Das Vöglein, das mit Lustgesang
Durch Blüthenzweige schlüpft,
Die Abendwinde lau und schwül:
Was kommen sie zu suchen
Als Lieb und Mitgefühl?

Hier rasten wir auf moosgen Höhn,
Wir haben ja nicht Eil:
Was all die Andern suchen gehn,
Das ward uns schon zu Theil:
Des eignen Wesens Widerklang
Und im verwandten Busen
Der gleichen Wünsche Drang.

Nun schalle Busch und Haidevlan
Von Kuß und Minnelaut:
Ihr Sterne, nehmt ein Beispiel dran
Und koset süß vertraut:
Kein schöner Glück ist auf der Welt,
Als wenn sich stäte Liebe
In treuen Armen hält.

2. Pommerische Wünsche.

Sieben Wünsche ding ich mir aus —
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Hält man noch so sparsam Haus
Kommt man nicht mit dreien aus,
Denn es muß auf dieser Erden
Noch gar Vieles besser werden:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Erstens wünsch ich, daß in der Welt —
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Jeder Kiesel auf dem Feld
Wär geschlagnes Silbergeld,
Denn dann könnte man verschnaufen
Und sich Semmelwürste kaufen:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Zweitens wünsch ich, Wasser wär Wein —
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Denn es stände gar zu fein,
Trieb die Oder Moselwein,
Daß man an der Ostseeküste
In Pispot ersaufen müßte:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Drittens wünsch ich, Pommerisch Land —
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Läge fern in Samarkand,
Oder an der Tiber Strand,
Denn es müßt in Hinterpommern
Mir auch Herbst und Winter sommern:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Viertens gäb ich Alles darum —
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Schwämmen gleich den Fischen stumm
Fraun in jedem Teich herum.
Ja, da wollt ich nicht ermangeln
Täglich mir ein Paar zu angeln:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Fünftens wär es herrlich fürwahr —
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Wenn die Nächte stets so klar
Wären wie der Tag es war;
Ich besähe gar zu gerne
Mir bei Tageslicht die Sterne:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Sechstens wünsch ich, Fürsten und Herrn —
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Gäben auf Verlangen gern
Portefeuille und Ordensstern:
Ich und meine zwölf Geschwister
Würden gleich Finanzminister:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

Siebentens wünsch ich — aber gemach!
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
Wünschen auch ist Ungemach
Und ich bin kein Mann von Fach:
Ei so wünsch ich, daß beileibe
Künftig Nichts zu wünschen bleibe:
Hab ich Unrecht, hab ich Recht?
„Ei ganz Recht." — Ergebner Knecht.

3. Der Schelm von Bergen.

Zu Frankfurt auf dem Römer war heute Königswal
Und Abends drehn Vermummte sich bei der Fackeln
Der König ist gekoren,
Des Reiches Noth beschworen,
Ihr Masken, schwingt euch froh im Saal.

Zum Tanze lädts, zum Tanze! Der König fliegt bal
Und mit dem schwarzen Ritter die junge Königin:
Wer ist wohl der Beglückte,
Den solche Ehre schmückte?
Sie wäre Fürsten Hochgewinn.

Und wieder lädts zum Tanze, gar mancher Tänzer le
Wem hat die junge Königin die Hand zum Tanz ge
Es ist der schwarze Ritter,
Er tanzt fürwahr nicht bitter,
Ja keiner schwebt so frei und leicht.

Und immer ists der Schwarze, den sie zum Tanze füh
Doch ist sie wohl zu tadeln, daß sie den Tänzer kürt?
Die Larven werden fallen,
Dann muß sein Name schallen,
Dann zeigt sich, ob es ihm gebührt.

„Wollt ihr euch nicht entmummen, Herr Ritter, es is
Die Larven alle fielen, laßt schauen, wer ihr seid." —
„Das, Herrin, nicht begehre!
Bei Dein und meiner Ehre,
Du forderst unser Beider Leid."

„Wärt ihr des Reiches Aechter", begann der König
Hier dulden Ehrenwächter jetzt keine Masken mehr."
Da kann er sich nicht bergen:
„Der Scharfrichter von Bergen!"
Erschrocken schallt es rings umher.

licher, Dein Athem befleckt die Königin,
evel wirst du büßen, der Tod ist dein Gewinn.
nd an ihn, ihr Schergen,
harfrichter von Bergen,
ichtplatz schleift ihn selber hin."

önnt es helfen?" spricht er, „die Königin blieb entehrt;
l euch besser rathen, Herr König, zieht das Schwert,
mich damit zum Ritter:
ipft sie dann ein Dritter,
h ich ritterlich bewehrt." —

ath ist gut, knie nieder, ich lohn ihn mit der That:
ein Schelm gewesen und schelmisch war dein Rath,
ie Schelm von Bergen:
f sich nicht verbergen,
eß der Deutsche König that."

eder lädts zum Tanze, gar mancher Tänzer keucht.
at die junge Königin die Hand zum Tanz gereicht?
er schwarze Ritter,
it mit offnem Gitter,
eichsfürst tanzt so frei und leicht.

anz Adolf Friedrich von Schober.

anz Adolf Friedrich von Schober, m 17. Mai 1796 auf dem Edelsitze To- Schweden, kam nach dem Tode seines s schon im fünften Jahre nach Schnepfen- im achten in das Benediktinerstift Krems- er, wo er Gymnasium und Lyceum absol- worauf er die Universität Wien bezog, e Rechte zu studieren. Nach einem län- Aufenthalt in Schweden, kehrte er nach zurück, wo er sich mit wissenschaftlichen künstlerischen Studien beschäftigte, und seltenen Kreis von Talenten um sich ver- lte, die alle durch ihr Zusammenleben lich gefördert wurden, so den Tonkünstler Schubert, den er aus drückenden Ver- ssen zog, den Maler Moritz von Schwind, Talent er zuerst würdigte, und den Frei- von Feuchtersleben, den er aus trüber nung zu freudiger Thätigkeit erweckte. . 1829 ging Schober nach Ungarn, wo i Jahre verlebte. Später begleitete er Liszt auf seinen Kunstreisen, worauf er große Reisen durch Italien, Frankreich, hweiz, Belgien und Deutschland machte. r nach Wien zurückkehrte, fand er seine nung zum Großherzoglich Sächsischen Le- srath, was ihn veranlaßte, nach Weimar en, wo er 12 Jahre lang im vertrauten ltnisse mit dem Großherzog lebte. Seine rathung mit der bekannten Jugendschrift- n Thekla von Gumpert bewog ihn, nach en zu übersiedeln, wo er noch jetzt in Zurückgezogenheit lebt. Seine Ehe war glücklich und wurde nach acht Jahren wie- trennt. Schober ist eine wissenschaftlich und künstlerisch durchgebildete Natur; er schaut die Welt und die Kunst mit sicherem Blick an und zieht aus seinen Betrachtungen die frucht- barsten Resultate, die er in seinen „Gedichten" (Stuttg. 1842. 2. Aufl. Lpz. 1865) nieder- legte. So gedankenreich dieselben sind, so sind sie doch nicht das starre Ergebniß der kalten Reflexion, sie strömen aus dem vollen Herzen; er mag die Natur, die Liebe, die Kunst oder die Freundschaft besingen, immer sind seine Gedichte Ergüsse wahrer und reiner Em- pfindung. Die Hälfte der Sammlung sind Sonette, und bilden nebst der reizenden Er- zählung „Isfendiar", der schönen Allegorie „Die Heilquelle", welcher die Erinnerung an „Mahomets Gesang" von Göthe keinen Ein- trag thut, und einigen anderen Gedichten die Blüthe der Sammlung. Der Dichter hat diese Form vollständig in seiner Gewalt; er weiß den bedeutendsten Inhalt in die engen Grenzen zu gießen, ohne daß er an Klarheit und der Ausdruck an Kraft und Schönheit verliere. Wie in den „Accorden", die wir oben noch hätten erwähnen sollen, einer Sammlung von tiefgedachten Sprüchen, wie überhaupt in seiner ganzen Dichtung spricht sich in den Sonetten ein edler, männlich gereifter Geist und eine milde, harmonische Lebensanschauung aus. Wir machen insbesondere auf die „Palingenesien", die er schon früher besonders herausgegeben hatte (Breslau 1826) und auf die geistreichen und zum Theil witzigen Schattenrisse aufmerk- sam, in denen er deutsche und fremde Dichter mit großem Glücke charakterisiert.

1. Isfendiar.

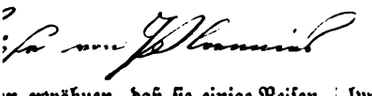
Aar an Schnelle, Leu an Muth,
Reitet Isfendiar, der Held,
Mit der treuen Schaar ins Weite,
Dürstend nach der Feinde Blut;
Trifft sie, und nach kurzem Streite
Hat er sie in Flucht gestäubt,
Und ihr kühner Führer bleibt
Mit der ungemeßnen Beute
Ihm gefangen in den Händen,
Führt ihn in sein hohes Zelt,
Läßt ihm Pfeif und Sorbet spenden,
Und verehrt drei volle Tage
Ihn als seinen werthen Gast;
Spricht dann ernst: „Nun sei gefaßt,
Geh zum Tode ohne Klage."
Drauf erwiedert jener wild:
„Gerne lasse ich mein Leben,
Ist die Rache doch gestillt!
Gift hab ich Dir eingegeben,
Und eh noch zwei Tag' entschweben,
Hast Du seine Kraft verspürt!"
Sagts — und wird zum Tod geführt.

Als Isfendiar vernommen,
Prägt ers in den Busen tief;
Alle, die mit ihm gekommen,
Schnelle er zusammen rief,
Heißt sie auf die Pferde sitzen,
Denn es ist zur Stadt noch weit,
Und gemessen seine Zeit;
Eilend will er sie noch nützen.

Meines Lebens Rosenkrone!
Du der Freude Königin,
Die mir Wonne nur gegeben,
Kannst du mir es wohl verzeihen,
Daß ich dir es so nun lohne?
Nicht mit Lust ihn zu umweben,
Nur dem Tode ihn zu weihen,
Ob erschöpft vom langen Ritte,
Ob von Schauern schon durchflossen,
Heißet doch mit frohen Blicken
Isfendiar die Kampfgenossen
Sich nach guter Kriegersitte
Zu dem Siegeseinzug schmücken.
Hurtig aus der reichen Beute
Werden Stoffe aufgerollt,
Seidne, blumenüberstreute,
Mannichfach durchwirkt mit Gold;
Und in prächtigen Kaftanen
Ausgeziert mit Perl und Stein,
Ueberschient mit goldnen Spangen,
Sieht man bald die Tapfern prangen.
Ueberwallt von bunten Fahnen,
Geht der Zug zur Stadt hinein,
Wo mit frohen Siegesweisen
Jubelnde sie laut empfangen.
Isfendiar, den Alle preisen,
Reitet an der Helden Spitze,
Todtenweiß sind seine Wangen,
Ausgelöscht die Feuerblitze,
Die sonst aus dem Auge drangen,
Und man sieht, daß wilde Flammen
Tief an seinem Leben nagen. —
Doch er faßt sich stark zusammen,
Trotz belebt die hohe Miene,
Und die edlen Glieder ragen
Furchtbar aus dem rothen Kleide;
Herrschend blickt das Mondgeschmeide
Aus des Turbans Sammetgrüne,
Und in seiner Faust die Klinge
Gibt der Pauke, gibt der Zinke
Lustig kreisend frohe Winke,
Daß ihr Jubelschall erklinge.
Rauschend wirbeln tausend Klänge,
Wiehern und Gestampf von Rossen,
Und im freudigen Gedränge
Rasseln mit den hellen Lanzen
Wonnetrunken die Genossen,
Und die goldnen Franzen tanzen
Eine Glorie um den Blassen.
Also glanzvoll, jubelnd, singend
Geht der Zug durch lange Gassen,
In Geleitschaft der Bestre,
Geht zum Schach und zur Moschee,
Spenden reichend, Gaben bringend.
Doch das langverhaltne Weh,
Das des Helden Mark durchbohrte,
Kann er länger nicht bestehn!
Reitet nun zu Fatmes Pforte,
Fast schon mit dem Tode ringend,
Doch die Schmerzen noch bezwingend,
Heißt er die Gefährten gehn,
Und verschwindet in der Thüre. —
Doch es hat am lieben Orte
Kaum die Süße ihn empfangen,
Fühlt er seine Kraft vergangen;
Und er sinkt verstellungslos,
Von dem weichen Arm umfangen,
Aufgelöst in ihren Schooß.
Und er spricht mit schwacher Stimme:
„Wolle schauernd nicht erbeben,
Sporenschlag beschwingt die Pferde,
Kaum berühren sie die Erde,
Und eh noch zum zweiten Male
Sich die goldne Sonnenschale
Licht- und farbeströmend leerte,
Können sie vom Hügelrücken
Schon im Thal die Stadt erblicken.
Nimm ihn, den Geliebten, hin! —
Jene wilden Kriegerschaaren,
Die in Ungemach und Noth
Treulich mir Genossen waren,
Die mit mir getrotzt dem Tod,
Ach, sie sollen nicht erfahren,
Wie ich an der Erde hänge,
Sollen mich nicht sterben sehn. —
Wenn aus meinem matten Auge
Eine heiße Thräne dränge,
Würden sie es wohl verstehn?
Aber du! die mir ein Eden
Schuf auf diesem dunklen Sterne,
Du erträgst die Schwäche gerne,
Kannst verstehen und vergeben,
Daß ich an dem schönen Leben,
An des Daseins süßen Fäden,
Schmachtend wie ein Kindlein sauge,
Und vom warmen Mutterherzen
Nimmer lassen kann und will.
O bekämpfe diese Schmerzen,
Dieses folternde Gefühl,
Das den Busen mir zerrissen,
Liebevoll mit deinen Küssen!
Trunken werd ich dann nicht wissen,
Steht das Blut in meinem Herzen,
Ob vom Tod, — ob von Genüssen, —
Selig — oder sterbend still;
Wenn in meine Todeswunde,
Heilend bis zum tiefsten Grunde,
Mild dein Athem niedertaucht!" —
Sagt es — und an ihrem Munde
Hat er seinen Geist verhaucht.

Luise von Plönnies.

Luise von Plönnies, geb. am 7. November 1803 in Hanau, einzige Tochter des als Mensch, Arzt und Naturforscher gleich ausgezeichneten Obermedicinalraths Leisler, verlor ihre geist- und gemüthvolle Mutter im 4., ihren Vater, der sich später wieder vermählt hatte, im 10. Jahre. Nach dem Tode desselben blieb sie bis zum 14. Jahre bei ihrer Stiefmutter, dann kam sie in das Haus ihres mütterlichen Großvaters, des Geheimenraths von Wedekind, in welchem sie vielfache geistige Anregung und insbesondere in ihrer Großmutter, einer edlen Frau von seltener Charaktergröße, liebevolle Leitung fand. Im J. 1824 verheirathete sie sich mit dem genialen jungen Arzt Aug. von Plönnies, der als Hofmedikus nach Darmstadt berufen worden war. Er wurde ihr im J. 1847 durch den Tod entrissen, worauf sie sich in die Landeinsamkeit nach Jungenheim zurückzog, um sich der Erziehung ihrer zahlreichen Kinder ungestört widmen zu können. Seit längerer Zeit lebt sie wieder in Darmstadt im Kreise ihrer Kinder und Enkel und erfreut sich in ihrem 63. Jahre des vollen Besitzes ihrer körperlichen und geistigen Kräfte. Noch



ın erwähnen, daß sie einige Reisen, nach Belgien machte, wo sie sich t aufhielt, um die vlämische und che Sprache und Literatur zu stu- Anerkennung ihres Strebens und ts wurde sie zum Mitglied der kö- lademie von Brüssel und der lite- lademie von Gent und Antwerpen ie hat ihre Beobachtungen und Er- ährend dieses Aufenthaltes in den ı „Reiseerinnerungen aus Belgien" 5) niedergelegt.

ı Plönnies zeigte schon früh eine ıliche Phantasie. Als sie erst 3 Jahre ıate alt war, erzählte sie ohne jeg- assung ihrem Vater Folgendes, das ch aufzeichnete. „Lieber Vater, es Kindchen, das hatte ein Bachstelz- ım ein Gassenbub und schlägt das odt, und da kam ein ander gut ınd küßte das Bachstelzchen und da ieder lebendig." Der letzte Zug ist ıliebst und zeugt von früh erwachter abe. Diese zeigte sich aber erst nach hres Vaters in größerer Fülle, und lieb ihr die Poesie eine treue Freun- ı Lagen des Lebens und bei jeder ihres beweglichen Innern. Sie wie die liebenswürdige Dichterin den nächsten Familienereignissen an, ete sie in Küche und Kinderstube. Plönnies bildete ihre Sprache und zuerst an den Engländern, deren Dichtungen sie schon früh liebgewann, und in Uebersetzungen nachdichtete. Der würdige Ernst, der begeisterte Schwung, die lichtvolle Klarheit, die Einfachheit der Form, die ihre eigenen Schöpfungen charakterisieren, sind zum Theil eine Frucht dieser Studien, die sie in mehreren Sammlungen veröffentlichte („Britannia. Eine Auswahl englischer Dichtungen". Frankf. 1843; „Ein fremder Strauß". Heidelb. 1844; „Englische Lyriker des 19. Jahrhunderts". München 1864). Durch diese Uebersetzungen, welche meist nur Vortreffliches mittheilen und die Urtexte mit großer Sprachgewandtheit und tiefem Verständniß wiedergeben, hat sich die Dichterin ein hochzuschätzendes Verdienst erworben, nicht weniger durch ihre Uebertragungen aus dem Vlämischen und Holländischen, da sie durch dieselben in eine bei uns wenig bekannte Literatur einführte. („Ein fremder Strauß", „Joost van den Vondels Luzifer". Berl. 1845.)

So sehr ihre eigenen Dichtungen („Gedichte". Darmst. 1844; „Neue Gedichte". Ebd. 1850) von dem Geiste der englischen durchdrungen sind, so tragen doch alle den Stempel der größten Selbstständigkeit. In allen erkennen wir das edle deutsche Weib, dessen Gefühlstiefe jedoch niemals in hohle Schwärmerei ausartet. Sie kennt das weibliche Herz und schildert dessen Regungen mit der ergreifendsten Wahrheit. Die Liebe ist ihr Lebenselement, und sie weiß ihren mannigfaltigsten Beziehungen, ihrem Glück und ihrem Schmerz, ihrer Hingebung und ihrer Kraft den treffendsten Ausdruck zu geben; es glückt ihr deren Darstellung eben so gut in lyrischen Tönen, als in epischen Gestaltungen. So besingt sie mit tiefem wahren Gefühl das Glück des Liebesschmerzes in dem schönen Gedicht „Warum schlägt so laut mein Herz?" (1), die Macht der Liebe in der schönen Erzählung „Quintin Messys, der Schmied von Antwerpen", der, von ihrer Allgewalt getragen, zum berühmten Maler wurde, und noch rührender in der trefflichen Ballade „Eine arme Seele" (2), die Auerbach in seinem Roman „Auf der Höhe" geschickt benutzt und in einfach ergreifender Weise erzählt hat. Uebrigens ist sie auch in der Behandlung anderer Stoffe sehr glücklich. Im Gedicht „Der Flachs" führt sie in kurzen, aber lebendig gestalteten Zügen das menschliche Leben von der Wiege bis zum Brautalter und zum Sarg in Glück und Elend, in Tugend und Laster vor. Die farbenprächtige „Tinctura thebaica", die in ihrem kräftigtönenden Bilderreichthum an Freiligrath erinnert, führt uns in die Traumwelt des Opiumrausches mit lebendiger Wahrheit ein. Ihr tiefes Gefühl für die Natur spricht sie in manchen trefflichen Gedichten aus, deren Schilderungen oft anmuthig, oft großartig sind („An die Nordsee", „Abschied vom Meer"). Daß ihr auch die rein geistigen Interessen nahe liegen, beweist uns das Gedicht „Auf der Eisenbahn", in welchem sie die Macht des Dampfes mit wahrhaft poetischer Anschauung schildert und mit dem Wunsch schließt, daß auch dem freien Wort eine eben so unwiderstehliche Gewalt zu Theil werde (3). Ihrem frommen Sinn, den wir übrigens in

allen ihren Dichtungen ahnen, hat sie in den „Lilien auf dem Felde“ (Stuttg. 1864), einer Reihe von religiösen Dichtungen, Ausdruck gegeben, die, wie durch ihren tiefen Gehalt, so durch ihre wohllautende Sprache zu den besten Erscheinungen auf diesem Gebiete gehören. So oft das Vaterunser von deutschen und fremden Dichtern poetisch behandelt worden ist, wir glauben kaum, daß es je tiefer, ergreifender aufgefaßt worden, als in den „Sieben Perlen“ (4) unserer Dichterin.

Wie glücklich sie die Sprache und die Form beherrscht, tritt vielleicht nirgends klarer hervor, als in den zwei Sonettenkränzen „Abälard und Heloise“ (Darmst. 1849) und „Oskar und Gianetta“ (Mainz 1850), welche beide die Macht der Liebe besingen. In dem ersten sind die Originalbriefe der Liebenden der rothe Faden, an welchem die Dichterin ihre Darstellung entwickelt, doch hat sie manchen Gedanken erweitert, manchen neuen im Geiste der Briefe hinzugefügt. Vortrefflich hat sie darin den Uebergang der glühendsten Leidenschaft zur himmlischen Liebe, die Macht des männlichen Ernstes auf das liebende Frauengemüth zur Anschauung gebracht (5—8). In ähnlicher Weise bewegt sich „Oskar und Gianetta“, in welchem Oskar den Norden und die nordische Liebe mit ihrer tiefen Innigkeit und Reinheit, Gianetta die südliche Glut repräsentiert. Außer den Balladen und Romanzen hat sie auch mehrere größere epische Dichtungen herausgegeben. „Ruth“ (Stuttg. 1864) gefällt durch die große Zartheit der Darstellung, wenn man sich auch bald bewußt wird, daß die Dichterin das wesentliche Element der biblischen Erzählung nicht erfaßt hat. Nach einer von Adolf Holtzmann mitgetheilten Sage ist die „Sawitri“ (Münch. 1862) im Ganzen glücklich behandelt, wird aber von „Maryken van Nimwegen“ (Berl. 1853) weit übertroffen, obgleich die Anlage verfehlt ist. Nach der niederländischen Sage, welche die Dichterin bearbeitete, schließt nämlich Maryken einen Bund mit dem Teufel, weil das Bewußtsein, in der Welt allein zu stehen und Niemanden zu besitzen, an den sie ihr liebebedürftiges Herz lehnen könne, sie mit Verzweiflung erfüllt. L. v. Plönnies legt dem Bündniß andre, nicht glücklich gewählte Motive unter, sie macht aus Maryken einen weiblichen Faust, was der Natur des Weibes widerspricht. Dagegen ist die Ausführung äußerst glücklich, die Darstellung ist voll Anmuth und besonders zeichnen sich die Schilderungen durch ihre Lebendigkeit und ihre poetische Wahrheit aus. Auch das Märchen „Die sieben Raben“ (Münch. 1862) ist reich an formellen Schönheiten, so wie die selbstständige Bearbeitung der Sage von großer Erfindungsgabe zeugt.

1. Warum schlägt so laut mein Herz?

Warum schlägt so laut mein Herz?
Ist es Wonne, ist es Schmerz?
Es ist Glück und Schmerz zugleich
Ach, ein Glück so schmerzensreich,
Ach, ein Schmerz so reich an Glück,
Daß ich nie ihn geb zurück.
Schlage, schlage drum, mein Herz!
Trage, trage deinen Schmerz!

Jedem Glück auf dieser Welt
Ist sein Schmerz auch zugesellt;
Beide lassen nie sich los.
Werden mit einander groß.
Darum birgt die höchste Lust
Tiefsten Schmerz in ihrer Brust.
Schlage, schlage drum, mein Herz!
Trage, trage deinen Schmerz!

Liebesglück ist selger Schmerz,
Liebesschmerz ist Glück fürs Herz.
Fern, ach, fern floh Liebesglück,
Liebesschmerz nur blieb zurück!
Doch im Schmerz noch liebt die Brust
Des entschwundnen Glückes Lust.
Schlage, schlage drum, mein Herz!
Trage, trage deinen Schmerz!

2. Die arme Seele.

Seufzt eine arme Seele
In ihrer Höllenpein:
„Dürft ich noch Einmal schauen
Den Herzallerliebsten mein!“

Es seufzt die arme Seele,
Ihr dünkts manch hundert Jahr,
Bis daß die Zeit der Buße
Endlich verronnen war.

Ihr Schutzgeist nahet freudig
Auf Flügeln weiß wie Schnee.
Er nimmt sie in die Arme
Zu heilen all ihr Weh.

Er spricht mit weichen Tönen:
„Komm, arme Seele du,
Ich trage dich dem schönen,
Dem goldnen Himmel zu.“

Die Seele spricht zum Engel,
Der sie im Arme hält:
„Ach, dürft ich nur noch Einmal
Hinunter auf die Welt.

Will tausend Jahr noch dulden
Die schlimme Höllenpein,
Darf ich noch Einmal sehen
Den Herzallerliebsten mein.“

Des Engels Auge leuchtet
In heilgem Liebesstral,
Er trägt die arme Seele
Hinab ins Erdenthal.

„Dort unter den grünen Linden,
Da sind ich meinen Schatz,
Ich durft ihn immer finden
An diesem lieben Platz.“

Und als den grünen Linden
Sie nahen unsichtbar,
Saß unter ihren Zweigen
Ein glücklich Liebespaar.

Die arme Seele bebet
Und spricht kein einzig Wort,
Da trägt sie still der Engel
In seinen Armen fort.

Er trägt ſie hoch und höher
In blauer Luft empor,
Bis daß ſie endlich ſtehen
Am goldnen Himmelsthor.

Da ſpricht die arme Seele:
„Ich darf ja nicht hinein,
Muß tauſend Jahr noch dulden
Die ſchlimme Höllenpein."

Der Engel aber ſchauet
Sie an mit ſelgem Blick:
„Du litteſt tauſend Jahre
In Einem Augenblick."

3. Auf der Eiſenbahn.

Raſcher Blitz, der hin mich trägt,
Pfeilſchnell von der Glut bewegt,
Sauſend durch des Tages Pracht,
Brauſend durch die dunkle Nacht,
Donnernd über Stromesſchäumen,
Blitzend an des Abgrunds Säumen,
Durch der Berge mächtge Grüfte,
Durch der Thäler nächtge Klüfte,
Durch der Saaten goldne Wogen,
Ueber ſtolze Brückenbogen,
Durch der Dörfer munter Leben,
Durch der Städte buntes Weben. —
Könnt, wie du, das freie Wort
Sauſend ziehn von Ort zu Ort!
Alle Herzen, die ihm ſchlagen,
Stürmiſch ſo von dannen tragen,
So aus Einem Land zum andern
Siegend die Gedanken wandern!
Freies Wort, wer gründet Schienen,
Deinem Bahnzug ſtark zu dienen?

4. Die ſieben Perlen.

Die Perlen ſind dir wohlbekannt,
Im goldnen Faden eingereiht,
Der wunderbar ſich dehnt und ſpannt,
Umfaſſend Zeit und Ewigkeit.
Die ſieben Bitten, dran das Herz
Am Morgen ſich und Abend hängt,
In die ſich Angſt und Glück und Schmerz
Im gläubigen Gebete drängt,
Das „Vaterunſer", weit und breit
Geſprochen von der Chriſtenheit.

Die Perlen ſind des Hauſes Schatz,
Vererbt von Kind auf Kindeskind,
Das Herz des Kindes iſt der Platz,
Wo neu der Schmuck an Werth gewinnt;
Denn wenn er trüb geworden war,
Von Erdenſeufzern heiß umweht,
Am Kinderherzen wird er klar,
Berührt vom kindlichen Gebet,
Die Engel ſchauen ſelig drein,
Da leuchtet er im Himmelsſchein.

Habt auf die ſieben Perlen Acht,
Sie bringen euers Hauſes Werth;
Sie ſind die unſichtbare Macht,
Der lichte Kreis um euern Herd.
Die Schlange, Zwietracht, weicht zurück
Vor dieſem lichten Friedenskreis,
Der in ſich ſchließt der Seelen Glück,
Weil er ſie weckt zum Gottespreis!

Habt auf die ſieben Perlen Acht,
Sie ſind das letzte heilge Band,
Damit des Heilands Friedensmacht
Die ganze Chriſtenheit umwand;
Zerreißt den goldnen Faden nicht,
In den der Herr ſie eingereiht,
Den Glauben nicht — wenn er zerbricht,
— Zerbricht der Seelen Seligkeit.

5. Heloiſe an Abälard.

I.

Gott weiß, ich hab nach Anderm nie getrachtet,
Als einzig nur nach dir, o du mein Leben!
Nicht wollt ich mich durch Glück und Rang erheben,
Nach deinem ſüßen Selbſt hab ich geſchmachtet.

Nicht was die Menge groß und herrlich achtet,
Erſehnt ich, meines Herzens heißes Streben
War einzig, ganz mich dir dahin zu geben,
Würd ich darum von aller Welt verachtet.

Und hätt Auguſtus mir die Kaiſerkrone
Geboten, daß ich auf dem Herrſcherſtuhle
Der Welt als ſtolze Gattin mit ihm throne:

So ruf ich Gott den Ewigen zum Zeugen,
Daß es mir größer ſchien, als deine Buhle
Mein Haupt in Schmach und Niedrigkeit zu beugen.

II.

Wird, von der Liebe heilgem Geiſt durchdrungen,
Nicht jedes Weib der Erde zur Madonne,
Nicht jedes Kind ein Heiland und in Wonne
Aufs Neu der alte Feind, der Haß bezwungen?

So wähn ich oft, im Traum von dir umſchlungen,
Des künftgen Lebens Himmel ſchon gewonnen,
Von einem Stral der ewgen Liebesſonnen
Den neuen Leib in Seligkeit durchdrungen.

Ja, Mann und Weib ſind Träger jener Flammen,
Die ſchöpferiſch das weite All durchglühen,
Drum ſtrömen ſehnſuchtsinnig ſie zuſammen.

Wenn alle Kräfte ihres Seins zur Klarheit
Gelangt, als Krone ihres Bunds erblühen,
Dann gibt ſich kund des Bundes innre Wahrheit.

6. Abälard an Heloiſe.

I.

Die nur vom Erdenreize ſtammt, die Liebe,
Gleicht unſres Lenzes wonnevoller Roſe,
Ein Kind der Erde, theilt ſie Erdenlooſe,
Geboren, daß ſie mit dem Lenz zerſtiebe.

Blind folgend der Natur gewaltgem Triebe,
Bleibt ihrem Bunde fern das Ewge, Große,
Sie iſt die reizende, doch willenloſe,
Nichts lebt in ihr, das nach dem Lenz noch bliebe.

Doch unſre Liebe, die erſtarkt zur Tugend,
Iſt ihrer tiefen Wahrheit ſich bewußt;
Enttaucht dem heißen Wonnerauſch der Jugend,

Dringt ſie in Tiefen der verwandten Bruſt;
Das Unvergängliche in Trümmern ſuchend,
Ahnt ſie im Tod des ewgen Lebens Luſt.

II.

Als Weltendichter hab ich mir gedacht
Den höchsten Gott, der Alles wirkt und schafft,
Der aus dem unerschöpften Born der Kraft
Unendlich zeugt in gränzenloser Macht.

Durch Weisheit stets zum Schönsten angefacht,
War, um die Welt zu lösen aus der Haft
Des Todes und der sündgen Leidenschaft,
In ihm der Liebe heilig Werk erwacht.

Daß Leben neu entkeime der Vernichtung,
Vermählte seine Weisheit er der Erde
In seines heilgen Geistes Liebesdichtung.

Die Weisheit sprach: „Der Mensch sei auserkoren!"
Die Allmacht rief herab ihr göttlich: „Werde!"
Da ward der Geist der Lieb im Wort geboren.

Hermann Rollett.

Hermann Rollett, geb. am 20. Aug. 1819 in Baden bei Wien, widmete sich 1840 der Chemie und Pharmacie auf der Universität Wien, wählte aber nach vollendetem Studium den Schriftstellerberuf, verließ im J. 1844 sein Vaterland, lebte eine Zeitlang bei Justinus Kerner in Weinsberg, gieng 1845 nach Jena, 1847 nach Ulm, dann nach Leipzig, wo er aber wegen seiner freisinnigen Schriften ausgewiesen wurde, was ihm nach einander auch in Weimar, Hildburghausen und Nürnberg widerfuhr, worauf er sich nach der Schweiz begab. Seit 1854 lebt er in Wien.

Rollett ist ein fruchtbarer Dichter; er gab nach einander heraus „Liederkränze" (Wien 1842), „Frühlingsboten aus Oesterreich" (Jena 1845. 2. Aufl. 1849), „Lyrisches Wanderbuch eines Wiener Poeten" (Frankf. 1846), „Frische Lieder" (Ulm 1848. 2. Aufl. 1856), „Ein Waldmärchen aus der Gegenwart" (Lpz. 1848), „Republikanisches Liederbuch" (Lpz. 1848), „Dramatische Dichtungen" (Lpz. 1851. 3 Bde.), „Jucunde" (Ebd. 1853) und zuletzt „Ausgewählte Gedichte" (Lpz. 1865). Da Rollett in dieser letzten Sammlung Alles aufgenommen hat, was ihm aus den früheren der Erhaltung werth schien, Manches auch verbesserte, so ist es billig, daß das Urtheil sich zunächst auf diese stütze. Sie wird mit einer Abtheilung „Naturstimmen" eröffnet, welchen der Dichter folgendes Motto vorgesetzt hat:

„Natur spricht laut in Wort und Schrift;
Du mußt nur Windesweben,
Und Duft und Klang und Wald und Trift
Und Fels und Meer verstehen."

Dieses Motto charakterisiert die „Naturstimmen" vortrefflich, in welchen sich der Dichter in das Leben der Natur versenkt und des Menschen Beziehungen zu derselben in lichen Bildern darstellt. In allen s ein weiches, liebevolles Gemüth au Stimmung vorwiegend elegisch ist. Sei lingslieder sind voll Leben und plasti schaulichkeit und können den Verg Wilh. Müllers Gedichten des nämli halts aushalten. Die Sprache ist melodisch, nur machen die ungeeignete sionen einen unangenehmen Eindruc Liebe mich, ich küsse dich wach, Zu de das Lüftchen sprach.) Solche dem Sprache widerstrebende Inkorrektheit sich kein Dichter, der auf Formschönhe Anspruch machen will, jemals erlaul lieber wie Ariosto eine Strophe hu bearbeiten, bis es ihm gelingt, Form halt in Einklang zu bringen. Auch i in der Wahl seiner Bilder nicht imm lich, manchmal beleidigen sie sogar d Geschmack. Wenn man in den „Liebes auch hie und da Gedanken begegnet, schon bei andern Dichtern vorfinden, doch durch die Einkleidung sein Eigen worden, auch verschwinden diese vor reicheren, die seinem eigenen Innern gen sind. Alle aber sind eben so warm gefühlt. Die „Freiheitsgesäng eine ganze Geschichte seit dem J. 184 neueren Zeit. Erfreulich ist in den Klarheit und Bestimmtheit der darin a chenen Ideen. Der Dichter liebt sei Oesterreich, weil es ein Glied des gro schen Landes ist, er liebt Deutschla Oesterreich dazu gehört; er kann und Eines ohne das andere nicht denken. mußtest du es erleben, guter Rollett, schöne Heimat aus dem Bund blutig au daß sie dem Magyaren- und Slaven Beute hingeworfen wurde. Hat dich de nicht aller Sangeskraft beraubt, wirst ein noch zornigeres „Zornlied" anstim dasjenige, das du im J. 1846 san den „Bunten Blättern" hätte wohl Gedicht ausgeschieden werden sollen, gedankenreichem Inhalt formell mißli darunter namentlich die in Distichen a Doch findet sich auch Vortreffliches wie „Ein Sonntag", dessen Mitthei uns wegen seines zu großen Umfangs müssen. Statt jener mißlungenen Dichter nicht wenige andere aus frühere lungen aufnehmen können, die wir „Ausgewählten Gedichten" sehr un missen, so um nur Eines zu nennen der Linde", worin, an die reizende S eines Sommerabends anknüpfend, d des Landlebens mit anmuthigen Farb stellt wird. Die „Romanzen" und behandeln mannigfaltige Stoffe bald n Ernst, bald mit heiterem Humor, ma echt volksthümlichem Ton. Weniger sind im Ganzen die „Helden" und d tyrer", in denen der Stoff offe Dichter überwältigt hat, so daß e demselben kleben blieb. — In den dra Versuchen „Die Ralunken" und „ Münzer" tritt die Tendenz zu mä vor, über welcher die dramatische verloren geht.

1. Offenbarung.

Ein jeder Baum, der brauſt in Wettern,
Und jede Blume auf der Flur,
Und jeder Zweig iſt voll von Blättern
Der Offenbarung der Natur.

Auf jedem Blatt ſteht licht und offen:
„O glaub an helle Frühlingsluſt!“
Auf jedem Blatt ſteht grünes Hoffen,
Stillflüſternd um die Blumenbruſt.

Auf jedem Blatt ſteht groß geſchrieben:
„Der Geiſt der Lieb durchweht die Flur!“
Auf jedem Blatt ſteht: „Lieben! lieben!“
Als Offenbarung der Natur.

2. Eine Frühlingsnacht.

Der Tag iſt verſunken ſo ſchnell, ſo ſchnell,
Die Abendglocken verklangen,
Und die Sterne flimmern ſo hell, ſo hell
Und der Mond iſt aufgegangen.

Und es weht ſo mild durch die klingende Au,
Durchflogen vom Glühwurmsglanze,
Und die Blumenkelche ſind voll vom Thau
Zum Labtrunk beim Elfentanze.

Und ich ſteh vor meiner Liebſten Haus —
Die ſchlummert bei offenem Fenſter —
Der Bäume Schatten wehn ein und aus
Wie holde Traumgeſpenſter.

Und es ſprühen hellfunkelnd aus und ein
Wie glühende Liebesgedanken
Johanniswürmchen mit hellem Schein
Durch die Roſen, die's Fenſter umranken.

Die Elfen tanzen im Wieſengrund,
Vom duftigen Thauwein trunken,
Und ich pflücke Blumen zur Geiſterſtund,
Beſtreut mit lebendigen Funken.

Die ſollen mir liebliche Boten ſein,
Die ſollen mein Lieb mir grüßen,
Und ich werfe ſie leiſe zum Fenſter hinein —
Da liegen ſie ihr zu Füßen,

Und hauchen ſie an mit ſüßer Luſt,
Und die glühenden Würmchen fachen,
Daß, tiefaufathmend aus wogender Bruſt,
Mein Lieb vom Traum muß erwachen. —

Und als ich am Tag vorüber gieng,
Da ſtand ſie am Fenſter ſinnend,
Am Strauß vor ihr eine Thräne hieng,
Auf mich hernieder rinnend.

Und ſie war ſo ſtill und ſie war ſo bleich,
Doch glühte ihr Auge trunken,
Und ſie lachte mich an ſo liebereich,
In ſeligen Traum verſunken.

3. Zornlied.

1846.

Ihr klagt ob frevler Tyrannei,
Ihr zürnt und flucht und ſingt und ſchreibt,
Doch kommt der rechte Tag herbei —
O wie es da beim Alten bleibt!

Ihr donnert über Fürſtentrug
Und glüht in lichtem Zorngebraus,
Doch habt ihr euch geſchimpft genug,
Dann iſts auch mit dem Wetter aus.

Bei Rebengold und Becherklang,
Da ſchwört ihr Fluch der Tyrannei,
Doch kaum verhallt der Zorngeſang,
Da kommt der Jammer ſchon herbei!

Dann beugt ihr willig euch ins Joch —
O unverbeſſerlich Geſchlecht —!
Und träten ſie euch frecher noch, —
Sie hätten faſt am Ende Recht!

4. Häfis.

Drei Perſer fanden einſt im Mondenſchein
Sich bei Häfis, dem großen Sänger, ein.

Sie fanden ihn, zur Seit die ſchönſte Frau,
Bei goldnem Wein in duftger Roſenau.

Der Eine frug ihn —: „Sangesmeiſter, ſag,
Wie mir ein fröhlich Lied gelingen mag?“

Häfis entgegnet, heitern Angeſichts:
„Sei nur begabt und grämdich über Nichts!“ —

„Doch ſprich“ — fragt Dieſer fort — „wie mach ichs dann,
Wenn ich vor Leid nicht fröhlich werden kann?“

Darauf Häfis —: „Wohl Jeder Leid erlebt, —
Der Starke doch darüber ſich erhebt!“ —

Der Andre fragt: „Du Quell der Weisheit, ſag,
Wie ſicher ich ein Weiſer werden mag?“

Häfis darauf —: „Nimm Alles nur, wie's iſt,
Und ſchau, daß immer guten Muths du biſt!“ —

„Doch ſprich — wenn Willkürherrſchaft und Trug und Liſt, —
Wie ſoll ich Alles nehmen da, wie's iſt?“

„Da hab nur“ — ſprach Häfis — „ein wenig Witz
Und fahr darein als Geißel oder Blitz!“ —

Der Dritte fragt: „Du Preis der Frauen, ſag,
Wie man das ſchönſte Weib erringen mag?“

Häfis darauf —: „Was iſt ein ſchönes Weib?
Nur ſchöner Geiſt iſt ſchön in ſchönem Leib!“ —

„Doch, hör Häfis! wie wird mir ſolch ein Weib
Mit ſchöner Seele Glanz in ſchönem Leib?“

„Da ſei vor Allem“ — ſpricht Häfis — „ein Mann
Der ohne Zwang ein Herz bezwingen kann!“ —

Drauf dankten die drei Perſer dem Häfis,
Und giengen weiter — ihrer Sach gewiß. —

Ob die drei Fragenden ihr Ziel erreicht —?
Beſtimmt weiß man es nicht; — kann ſein — vielleicht!

Doch ſo viel iſt gewiß, daß weder Nam
Noch Lied vom Erſten auf die Nachwelt kam;

Und daß vom Zweiten weder weiſes Wort
Noch weiſe That lebt in der Nachwelt fort;

Und daß der Dritte lang vergebens warb,
Und dann als alter Junggeſelle ſtarb.

Hans Theodor Woldsen Storm.

Hans Theodor Woldsen Storm, geb. am 14. Sept. 1807 zu Husum in Schleswig, besuchte die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, später das Gymnasium in Lübeck, wo er zuerst Göthes „Faust", Eichendorffs „Dichter und ihre Gesellen" und Heine's „Liederbuch" kennen lernte, die sämmtlich von bleibendem Einfluß auf ihn waren. Vom J. 1837 studierte er zuerst in Kiel, dann in Berlin, zuletzt wieder in Kiel die Rechte, wo er mit Theod. Mommsen in nahen Verkehr trat. Beide begannen die Sammlung Schleswig-Holsteinischer Sagen, die später in umfangreicherer Weise von Müllenhof herausgegeben wurde, und veröffentlichten mit Tycho Mommsen eine Sammlung ihrer Gedichte („Liederbuch dreier Freunde"). Nach abgelegter Staatsprüfung ließ sich Storm als Advokat in seiner Vaterstadt nieder, verlor aber 1852 wegen Betheiligung an der deutschen Bewegung der Herzogthümer seine Bestallung als Anwalt, weßhalb er gegen Ende 1853 mit seiner Familie die Heimat verließ, nachdem er zuvor die Zusicherung einer Anstellung im preußischen Justizdienste erhalten hatte. Fast drei Jahre lang arbeitete er als Assessor am Kreisgericht zu Potsdam, von wo aus er mit Kugler, Fontane, Heyse u. A. eine ziemlich lebhafte Verbindung unterhielt, obgleich diese einer zum Theil sehr verschiedenen Richtung angehörten. Doch befand er sich in dieser Stadt „des adelichen Offizierkasinos" ziemlich unbehaglich; es war ihm daher sehr angenehm, daß er im Herbst 1856 nach Heiligenstadt in der Provinz Sachsen als Mitglied des Kreisgerichts versetzt wurde, wo er in angenehmen Amts- und gesellschaftlichen Verhältnissen lebte, bis er 1864 von seinen Landsleuten berufen wurde, um die Stelle eines Landvogtes des Amtes Husum zu übernehmen.

Storms Dichtungen charakterisieren sich zunächst dadurch, daß sie nach jeder Beziehung hin strenges Maß halten; sie verlieren sich niemals in zu weitschweifige Malerei, oder allzu breite Reflexion, und wenn er andrerseits sowohl den Schmerz des Lebens in ergreifenden Tönen als die Lebenslust in heiteren Bildern darzustellen weiß, wenn er sich bald in tiefem Ernst, bald in schalkhaftem Muthwillen ergeht und nach beiden Seiten zu fesseln weiß, so bleibt er überall in den Grenzen künstlerischer Mäßigung. Diese beweist er auch in der Wahl seiner Stoffe; er hascht nicht nach ungewöhnlichen und seltsamen Verhältnissen und Gegenständen, durch welche oft minder begabte Dichter zu täuschen suchen; er weiß, daß gerade die nächstliegenden Stoffe, Natur, Liebe, Familienglück, Vaterland, die reichsten und belohnendsten sind, daß sie, obgleich so alt wie das Menschengeschlecht, doch immer jung bleiben und sich in der Brust des wahren Dichters immer wieder erneuen wie die Blumen des Frühlings. Seine männlich ernste und dabei jugendlich hoffnungsvolle Lebensanschauung tritt uns im „Oktoberlied" (1) freundlich entgegen; das Gedicht „Du willst es nicht in Worten sagen" (2) ist aus der tiefsten Kenntniß des weiblichen Herzens hervorgegangen; dabei ist der Gedanke so plastisch anschaulich dargestellt, daß wir das zw Liebe und Scham schwankende Mädchen ihren anmuthigen Bewegungen vor un sehen glauben. Die beseligende Macht der ist in dem kurzen Gedicht „Wer je gel Liebesarmen" (3) ergreifend ausgesp Von tiefer, echt menschlicher Empfindung das folgende „O bleibe treu den Todten" wogegen das nächste „Von Katzen" (5) wahrem Humor eingegeben ist und das „ Lied" (6) die Wanderlust der Musikant liebenswürdig heiterer Weise erklärt.

1. Oktoberlied.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch Einmal das Herz, —
Stoß an, und laß es klingen!
Wir wissens doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an;
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

2. Du willst es nicht in Worten s

Du willst es nicht in Worten sagen,
Doch legst dus brennend Mund auf Mund,
Und deiner Pulse tiefes Schlagen
Thut liebliches Geheimniß kund.

Du fliehst vor mir, du scheue Taube,
Und drückst dich fest an meine Brust;
Du bist der Liebe schon zum Raube,
Und bist dir kaum des Worts bewußt.

Du biegst den schlanken Leib mir ferne,
Indeß dein rother Mund mich küßt;
Behalten möchtest du dich gerne,
Da du doch ganz verloren bist.

Du fühlst, wir können nicht verzichten;
Warum zu geben scheust du noch?
Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, du mußt es doch.

In Sehnen halb und halb in Bangen,
Am Ende rinnt die Schaale voll;
Die holde Scham ist nur empfangen,
Daß sie in Liebe sterben soll.

3. Wer je gelebt in Liebesarmen.

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt er ſterben, fern, allein,
Er fühlte noch die ſelge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode iſt ſie ſein.

4. O bleibe treu den Todten.

O bleibe treu den Todten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Todten,
Die lebend dich geliebt!

Sie ſtarben, doch ſie blieben
Auf Erden weſenlos,
Bis allen ihren Lieben
Der Tod die Augen ſchloß.

Indeſſen du dich herzlich
In Lebensluſt verſenkſt,
Wie ſehnen ſie ſich ſchmerzlich,
Daß ihrer du gedenkſt!

Sie nahen dir in Liebe,
Allein du fühlſt es nicht;
Sie ſchaun dich an ſo trübe,
Du aber ſiehſt es nicht.

Die Brücke iſt zerfallen;
Nun mühen ſie ſich bang,
Ein Liebeswort zu lallen,
Das nie hinüber drang.

In ihrem Schattenleben
Quält Eins ſie gar zu ſehr:
Ihr Herz will dir vergeben,
Der Mund vermags nicht mehr.

O bleibe treu den Todten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Todten,
Die lebend dich geliebt!

5. Von Katzen.

Vergangnen Maitag brachte meine Katze
Zur Welt ſechs allerliebſte kleine Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit ſchwarzen Schwänzchen.
Fürwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
Die Köchin aber — Köchinnen ſind grauſam,
Und Menſchlichkeit wächſt nicht in einer Küche —
Die wollte von den ſechſen fünf ertränken,
Fünf weiße, ſchwarzgeſchwänzte Maienkätzchen
Ermorden wollte dieß verruchte Weib.
Ich half ihr heim! — Der Himmel ſegne
Mir meine Menſchlichkeit! Die lieben Kätzchen,
Sie wuchſen auf und ſchritten binnen Kurzem
Erhobnen Schwanzes über Hof und Herd;
Ja, wie die Köchin auch ingrimmig drein ſah,
Sie wuchſen auf, und Nachts vor ihrem Fenſter
Probierten ſie die allerliebſten Stimmchen.
Ich aber, wie ich ſie ſo wachſen ſahe,
Ich pries mich ſelbſt und meine Menſchlichkeit. —
Ein Jahr iſt um, und Katzen ſind die Kätzchen,
Und Maitag iſt's! — Wie ſoll ich es beſchreiben,
Das Schauſpiel, das ſich jetzt vor mir entfaltet!
Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
Ein jeder Winkel iſt ein Wochenbettchen!
Hier liegt das eine, dort das andre Kätzchen,
In Schränken, Körben, unter Tiſch und Treppen,
Die Alte gar — nein, es iſt unausſprechlich,
Liegt in der Köchin jungfräulichem Bette!
Und jede, jede von den ſieben Katzen
Hat ſieben, denkt euch! ſieben junge Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit ſchwarzen Schwänzchen.
Die Köchin raſt, ich kann der blinden Wuth
Nicht Schranken ſetzen dieſes Frauenzimmers;
Erſäufen will ſie alle neun und vierzig!
Mir ſelber, ach, mir läuft der Kopf davon —
O Menſchlichkeit, wie ſoll ich dich bewahren!
Was fang ich an mit ſechs und funfzig Katzen!?

6. Fiedellied.

Muſikanten wollen wandern!
Durch die Saiten geht der Wind,
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geſchwind.

Muſikanten wollen wandern!
Schon zur Neige geht der Wein;
Ziehn die Lieder in die Weite,
Muß der Spielmann hinterdrein.

Moritz Hartmann.

Moritz Hartmann, geboren am 15. Oktober 1821 od. 1822, ſtammt aus dem Dorfe Duſchnik bei Przibram in Böhmen, das ihm

den Stoff zu seiner vortrefflichen Erzählung „Der Krieg um den Wald" geliefert hat. Seine Eltern waren nicht unbemittelt, aber kinderreich. Schon mit dem siebenten Jahre wurde er in die Fremde geschickt, weil sich selbst die Mittel zum allerersten Unterricht im Dorfe nicht vorfanden. Später erhielt er einen Hauslehrer, worauf er die Gymnasien zu Jungbunzlau und Prag und seit 1838 die Universität dieser Stadt besuchte. Die zwei Jahre, die er als Student zubrachte, waren für seine Entwickelung von großer Bedeutung. Damals begann nämlich der fanatische Czechismus zu erwachen, was in den deutschen Studenten, die sich durch strebsames, idealistisches Streben bemerkbar machten, Liebe und Begeisterung für Deutschland und deutsches Wesen erweckte. Im J. 1840 bezog er die Universität Wien, doch mußte er bald darauf, da er vom 18. Jahre an auf sich selbst gewiesen war, eine Stelle als Hofmeister annehmen. Um diese Zeit machte er eine Fußreise durch Oesterreich, Oberitalien, die Schweiz und Süddeutschland. Auf Anrathen Lenaus, der ihm väterlich gesinnt war, verließ er 1844 Oesterreich und reiste nach Leipzig, wo er im folgenden Jahr die erste Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Kelch und Schwert" herausgab, die schon nach wenigen Wochen eine zweite Auflage erlebte. Da es damals in Oesterreich streng untersagt war, selbst im Auslande Etwas drucken zu lassen, ohne es vorher der österreichischen Censur zu unterwerfen, zog er sich Verfolgungen zu, die ihn zu Kreuz- und Querzügen durch Deutschland zwangen, bis es ihm endlich gelang, die belgische Grenze zu erreichen. Dort fand er zwar Ruhe, aber auch vielfache Noth, da es ihm schwer wurde, sich die nöthigen Mittel zum beschränktesten Lebensunterhalt zu erwerben. Nach einem längern Aufenthalt in Brüssel gieng er 1846 nach Paris, wo er die Vorlesungen im Collége de France besuchte und mit Béranger, Alfred de Musset und den deutschen Flüchtlingen, insbesondere mit Heine bekannt wurde. Noth und Sehnsucht trieben ihn nach Deutschland zurück. Nach einem längeren Aufenthalt in Hannover, Leipzig und Berlin versuchte er, heimlich nach der Heimat zurückzukehren. Verrath zwang ihn zur Flucht. Ende 1847 lockte ihn eine Zeitungsnachricht, daß sein Prozeß niedergeschlagen sei, wieder nach Böhmen, aber nach einigen Wochen wurde er plötzlich in Prag verhaftet. Die Februarrevolution brachte ihm die Freiheit. Er wurde in den „Nationalausschuß" gewählt, wo er den fanatischen Czechen gegenüber die deutsche Partei vertrat. Diese schickte ihn nach Wien an den Kaiser, um die Ausschreibung der Wahlen zum Parlament zu erwirken. Da Dieß nicht gelang, schrieb man die Wahlen von sich aus. Hartmann wurde von mehreren Bezirken gewählt und er gieng für Leitmeritz nach Frankfurt, wo er sich an die Linke, und schon bald darauf an die äußerste Linke anschloß. In den Septembertagen bewirkte er die Vermittelung der Linken und gieng mit deren Abgeordneten auf die Barrikaden. Im Oktober reiste er mit Robert Blum nach Wien, wo er an den Kämpfen thätigen Antheil nahm. Nach Eroberung der Stadt gelang es ihm zu entfliehen und Frankfurt zu erreichen, wo er die „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" herausgab, die ihm bei ihrer ungezügelten Derbheit viele Feindschaften zuzog. Er wanderte mit dem sogenannten Rumpf nach Stuttgart und schloß sich nach dessen Auflösung der bewaffneten Bewegung in Baden an. Der Verlust der Schlacht bei Weghäusel zwang auch ihn zur Flucht; er erreichte glücklich die Schweiz und entgieng so den Steckbriefen Oesterreichs, die auf Hoch- und Landesverrath, Aufruhr mit bewaffneter Hand und Majestätsbeleidigung lauteten. Nach einigen Wanderungen durch die Schweiz ließ er sich zuerst in Montreux und dann in Genf nieder, wo er mehrere Dichtungen schrieb, dabei fleißig studierte, namentlich Geologie, Philosophie und Sprachen. Im J. 1850 reiste er durch Frankreich nach England, durchwanderte Irland und Schottland, schiffte dann nach Holland und gieng durch Belgien nach Frankreich. Er brachte den Winter in dichterischer Thätigkeit in Paris zu, gieng im Frühling 1851 nach der Provence und Languedoc, um daselbst die alte Sprache und die Geschichte der Protestanten zu studieren. Eine Frucht seines dortigen Aufenthaltes war sein inhaltreiches „Tagebuch aus Provence und Languedoc". Im Sommer 1852 machte er einen Ausflug ins innere Frankreich und nach der Bretagne, und reiste im J. 1853 zum zweiten Male nach England, von wo er nach Ausbruch des Kriegs als Berichterstatter der Kölnischen Zeitung nach dem Orient zog. Sein dortiger Aufenthalt, der gegen anderthalb Jahr währte, bildet eine ununterbrochene Kette der interessantesten Erlebnisse und der intensivsten Leiden. Sterbend kam er im Sommer 1855 nach Paris zurück. Zwei Jahre lang lag er im Bett, mehr als zwei Jahre dauerte die Reconvalescenz. Obgleich noch nicht amnestiert kehrte er im J. 1859 auf einige Monate nach Deutschland zurück, wohin ihn unwiderstehliche Sehnsucht zog; einen längern Aufenthalt wagte er im folgenden Jahre; er reiste nach Hamburg und Dänemark und von da durch Deutschland und die Schweiz über Genf, wo er seine nachmalige Frau kennen lernte, nach Italien, dessen nördliche und mittlere Theile er nach allen Richtungen durchzog, um die dortigen Verhältnisse zu beobachten. Im Frühjahr 1861 kehrte er nach Genf zurück, wo er sich im Juni verheirathete, das Bürgerrecht erwarb und als Professor der deutschen Literatur an der Akademie angestellt wurde. Da ihm aber ein Sohn geboren ward und er wünschte, daß derselbe seine Jugendeindrücke in Deutschland erhalte, übersiedelte er, obwohl noch immer nicht amnestiert, im Herbst 1863 nach Stuttgart, wo er später die Redaktion der Zeitschrift „Freya" übernahm, die unter seiner Leitung einen raschen Aufschwung gewann.

In Moritz Hartmann ehren wir nicht bloß das Talent, sondern auch die tüchtige Gesinnung, die sich in dem bunten Wechsel seines Lebens stets gleich blieb; denn wenn auch das reifere Alter und die größere Erfahrung seine Ansichten über Staatsverhältnisse und Persönlichkeiten gemildert haben mag, so verloren sie dennoch Nichts an Innigkeit und Ueberzeugungskraft, vielmehr gewannen sie an Wahrheit und praktischer Bedeutung. Daß sein bewegtes

ıfluß auf seine poetischen Arbeiten
ıcht nicht erst angedeutet zu werden,
ıtt der augenblickliche Eindruck doch
nigen derselben hervor, wie er denn
ımer eine große Mäßigung sowohl in
ıken als im Ausdruck derselben an
egt. Und es ist diese Mäßigung und
so mehr anzuerkennen, als wir sie
bewegten Leben kaum erwarten durf-
ibrigens nicht allein in den äußern
sen, sondern auch in seiner Natur
: denn in dem Gedicht „An Theresa"
„Ich will die Welt kometenhaft durch-
d fliehn und kommen ohne Rast und
sich gleich das Talent Hartmanns vor-
m Epischen zuneigt und seine dahin
Dichtungen, von denen später die
wird, am Gelungensten sind, so hat
ch als Lyriker Bemerkenswerthes ge-
eine lyrischen Gedichte zeugen von
fühl und Gedankenreichthum, sowie
ıeit der Ideen und Empfindungen,
hon darin beurkundet, daß seine Lie-
kurz sind und doch den Gedanken mit
henswerthesten Schärfe zur Erschei-
ıgen lassen. Auch die Form ist mei-
delhaft; nur stört an manchen Stel-
brauch fremder Wörter, die im Reime
ıcht erscheinen, die Darstellung wird
lben zu abstrakt und erhält ein ge-
sehen, was immer unpoetisch wirkt.
manche Lieder zu subjektiv, sie sind
ıs dem vorübergehenden Gefühl her-
n, das an sich wohl schön und gut
aber dem Leser zu entfernt liegt, ihn
) zu wenig ergreift. Dieß gilt na-
ıon den Liebesliedern, unter denen
viele finden, die voll der zartesten
sind, wie „Seit sie gestorben" (1)
: Gedanken durchführen („Doppelter
). In vielen spricht sich die lebendigste
vor dem Reinweiblichen aus und es
ese zu seinen wirkungsvollsten Schö-
so die „Symphonien", in denen er
und Schönheit besingt. Der Dichter
, daß ihm noch kein Lied gelungen
lches er sein ganzes Leben und Füh-
wingen können, daß es ihm, wie dem
:ling von Göthe, noch nicht gelungen
ıte Wort zu finden (3); wir würden
:ser Klage schon den wahren Dichter
der stets mit seinen, auch den besten
unzufrieden ist, wenn wir ihn nicht
ıer Reihe von Dichtungen als solchen
ınen müßten. Unter diesen heben
ıtlich diejenigen hervor, in denen er
rliebe und das Mutterherz besingt,
Abend" (2), „Gewisse Worte" (6)
der Heimat" (7), Gedichte, in denen
nste Empfindung in liebenswürdiger
ausspricht. Eben so bedeutend sind
te, zu denen ihm sein geliebtes Böh-
Stoff gibt. Die Böhmischen Elegien,
wir Eine mittheilen (4), sind tief-
:laglante über den Raub des Glau-
Freiheit und Selbstständigkeit des
ɜ, dessen Volk von List und Heuchelei
ıd zum Bettler herabgewürdigt ist.
er Dichter in der engsten Verbindung
chland den einzigen Weg zur Ret-
tung und, tiefer blickend als die meisten seiner Landsleute, ist er der begründeten Ueberzeugung, daß Oesterreich nur dann zur gesicherten Freiheit gelangen könne, wenn es die nicht deutschen Gebietstheile von sich werfe, wie dieß auch der einzige Weg sei, der Deutschland zur Einheit führen könne. Das tiefe Gefühl für sein Böhmen und dessen Unglück giebt aber nicht bloß den erwähnten Gedichten einen melancholischen Charakter, dieser verbreitet sich beinahe über alle seine Dichtungen, ja er wird sogar zur Bitterkeit in „Hora matutina" (5). Eine Reihe Gedichte ist dem deutschen Gesammtvaterland gewidmet. Es sind diese meist vortrefflich und von echtem Gehalt. Der Dichter fordert darin zur That auf, denn diese allein könne retten, mit Liedern sei es eben so wenig gethan („Deutsche Freiheitslieder"), als mit Errichtung von Denkmälern („Deutsche Monumente"). Diese Gedichte, und darin sehen wir ihren großen Vorzug, sind weder schwärmerisch dunkel, noch rhetorisch glänzend; sie sprechen den Gedanken in einfacher und doch ergreifender Weise aus. Noch erwähnen wir die Lieder, welche dem unglücklichen Polen gewidmet sind. Dem Haß gegen Rußland, der durch dessen schmähliches Eingreifen in die ungarische Bewegung neue Nahrung erhalten mußte, gibt er in dem „Riesen, der mit jedem Völkermord zu wachsen scheint", begeisterten Ausdruck. Wohlthuend ist es, daß der Dichter bei seiner Begeisterung für sein Vaterland tiefes Gefühl für die leidende Menschheit, die unterdrückten Völker hat; dieß spricht sich in dem Gedicht „Die Drei" auf rührende Weise aus, in welchem ein Zigeuner und ein Jude klagen, daß sie kein Vaterland haben, und ein Pole voraussieht, daß auch ihm dieß traurige Schicksal bevorstehe. Noch müssen wir erwähnen, daß Hartmann ein glücklicher und geschmackvoller Uebersetzer ausländischer Dichtungen ist, unter welchen wir die mit L. Pfau verdeutschten „Bretonischen Volkslieder", die Uebersetzung der „Gedichte des Ungarn Petöfy", die bulgarischen Volkslieder u. s. w. erwähnen.

1. Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, ist mir Eins gewiß:
Daß es ein Ewiges muß geben,
Denn über meines Herzens Riß
Fühl ich ein ewges Leiden schweben,
Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, bin ich stolz und kühn: —
Ich weiß es nun, was Herzen tragen;
Was sind mir fürder alle Mühn?
Was gibt es ferner noch zu wagen,
Seit sie gestorben?

Seit sie gestorben, lebt im Herzen mir
Ein Bild der heiligsten Verklärung,
Bin ich ein Baum, der für und für
Die Heilge schützet vor Zerstörung,
Seit sie gestorben.

Seit sie gestorben, ist ein fester Wall
Von Einsamkeit um mich gezogen,
Vergebens ist der Ueberfall
Der Freuden, die mich rings umwogen,
Seit sie gestorben.

Seit ſie geſtorben, hat die tiefſte Ruh
Sich heimiſch in mein Herz geſenket,
Die Seele ſchließt die Augen zu
Und ahnt und träumt mehr, als ſie denket,
Seit ſie geſtorben.

2. Ein Abend.

Aus frühſter Kindheit ein Erinnern
Iſt mir vor allen andern lieb —
Das mir in meinem trüben Innern,
Ein lichter Stern, noch hangen blieb.

Die Mutter ſaß bei ſpätem Lichte,
Das kranke Schweſterlein im Schooß —
Von ihrem blaſſen Angeſichte
Hernieder Thrän auf Thräne floß.

Es war ein kummerſtilles Weinen —
Noch wußt ich Nichts von Niobe,
Doch fühlt ich, wie ſich kann verſteinen
Ein Mutterherz bei ſolchem Weh.

Ich ſaß im Winkel tief verborgen
Und ſah ſie an beim Lampenſchein,
Und fühlte Neid um all die Sorgen
Der Mutter für mein Schweſterlein.

So wollt ich ruhn in ihrem Schooße,
Beſtralt von ihrem naſſen Aug —
Die Mutterlieb, die heilge, große,
Empfinden in des Seufzers Hauch. —

Mein Schweſterlein war bald geneſen,
Und mit mir ward der Glaube groß,
Daß ihr wie Balſam ſei geweſen
Der Thräne Thau, der für ſie floß.

Des Knaben Wunſch und Glaube — beide,
Sie haben ſpäter ſich bewährt —
Ich hab mit manchem tiefen Leide
Der Mutter Herz für mich genährt.

Und je mehr Thränen da gefloſſen,
So liebevoller ſchlug ihr Herz;
Und Linderung hat ſie gegoſſen,
Geneſung in ſo manchen Schmerz.

3. Ein Lied.

Ein einzig Lied nur möcht ich ſingen,
Darin mein ganzes Fühlen ruht —
Darein mein ganzes Leben zwingen,
Dann wäre Alles, Alles gut.

Dann wäre doch das Wort gefunden,
Der Zauber wäre dann erſpäht,
Der alle Wunden macht geſunden,
Und friedvoll um die Seele weht.

So dünkt nur ein zerbrochner Becher
Das Lied mir, das ich ſang bis jetzt —
Ich ſchlürfe draus, ein durſtiger Zecher,
Vergebens, was die Seele letzt.

So ſoll ihm nie der Rauſch entſteigen,
Wie's immer mir im Herzen ſchäumt —
Solls nimmer Paradieſe zeigen,
Und Houris, wie's der Zecher träumt?

Natur! Ich ſtand an deiner Pforte:
Sie that ſich auf — wenn ich gewacht —
So gib mir nun das Wort der Worte,
Daß ich es rufe durch die Nacht.

Ich habe, Liebe! dir geblutet,
Vertrau mir der Erkenntniß Wort,
Das tief verborgen in mir flutet
Und das mich dränget fort und fort.

Was kann denn mehr, ein Lied zu ſingen,
Die arme Dichterſeele thun,
Als ſelber ſich zum Opfer bringen,
Und in der Liebe nimmer ruhn?

Ich leide, bis ich ausgelitten,
Ich liebe, bis ich ausgelebt,
Dann kommt die Zeit wohl — wo inmitten
Von Lieb und Schmerz ein Lied entſchwebt.

4. Böhmiſche Elegie.

Dreimal unſelig Volk, dein Leid
Bewegt kein Herz mehr, daß es weine,
Es iſt ein Leid aus alter Zeit
Und gleich bemooſtem Leichenſteine.

Beweint wird Polens junges Weh,
Weil es in Warſchaus Schutt noch glutet;
Da biſt im Wald ein todtes Reh,
Das längſt im Stillen ſich verblutet.

O Gott, die Weißenberger Schlacht
Erreicht wohl Oſtrolenkas Trauer,
Und die darauf gefolgt, die Nacht
Hat trübre als Sibiriens Schauer.

Ruhmlos zieht durch die Welt dein Gram –
Kein Dichter wagt es, laut zu trauern,
Er fühlet ſeiner Knechtſchaft Scham —
Die Harfe hängt an öden Mauern.

Muſik, Muſik, das Mägdlein mild,
Sie blieb allein noch deinen Söhnen,
Sie zieht ins weiteſte Gefild
Und bettelt um des Mitleids Thränen.

Sie machet über Belt und Sund
Und zum Ohio Bettlerreiſen,
Und ſingt und klagt die Herzen wund
Mit den geheimnißvollen Weiſen.

Und wenn beim Klang der Normann weint,
Die Wilden ſich der Thränen ſchämen,
Sie wiſſen nicht, daß ſie, vereint,
Nur dich beklagen, armes Böhmen! —

5. Hora matutina vidi Facientem muros nidi.

Heut ich aus dem Fenſter ſchaute,
Sah ich, wie ein blaues Vöglein
An die Wand ſein Neſtlein baute.

Klümplein Erde, Federn, Halme
Trugs herbei und ſang zur Arbeit,
Gott zu preiſen — ſüße Pſalme.

Und ich hielt mich ſorglich ſtille,
Denn das Vöglein nicht zu ſtören
Bei der Arbeit, war mein Wille.

Und ich dachte, wie am Morgen
Ich ihm Nahrung wollte reichen
Und für ſeine Armuth ſorgen.

Aber fühlen meine Blicke
Mußt es, denn es floh von dannen
Und es kehrte nicht zurücke.

Und ich mußte ſelbſt mich fragen:
Sind ſo bös der Menſchen Augen,
Daß ein Vöglein ſie verjagen?

Kann die Liebe ſelbſt nicht lindern
Ihre böſen Zauberkräfte
Und des Vöglein Angſt vermindern?

Und doch ſind die Augen Spiegel
Und des innern Seelenräthſels
Namentragende Wappenſpiegel?

Darum floh das Vöglein eben,
Denn der Herr hat ihm die Ahnung
Künftgen Unheils beigegeben.

Liebend hätt ich es geheget
Als der Einſamkeit Genoſſen,
Mondenlang vielleicht gepfleget.

Aber endlich aufgegangen
Wär in mir der böſe Wille
Und ich hätt es doch gefangen,

Und in einen düſtern Bauer
Hätt ichs eingeſperrt deſpotiſch
Und verdammt zu ewger Trauer.

Wohl dir, daß du fortgeflogen,
Vöglein, in die grünen Wälder,
Denn ich hätte dich betrogen! —

6. Gewiſſe Worte.

O, Worte giebts, die nie verhallen!
Sie ſind wie Steinchen, die gefallen
In einen Brunnen ſchwarz und tief,
Und die von Kant' zu Kante ſpringen
Und ſtets von Neuem aufwärts klingen,
Wenn ſcheinbar längſt ihr Ton entſchlief.

Es ſind die Worte, die ſich ſenken
In unſers Herzens tiefen Schacht:
Aus der Vergeſſenheiten Nacht
Klingt ewig neu ihr Angedenken.

Ich kehrte heim nach langen Jahren,
Des Lebens Wucht hatt ich erfahren,
Gekoſtet auch des Lebens Freude:
Mit meiner Jugend zahlt' ich beide.
Die Mutter hielt mich lang umfangen,
Und als die erſte Luſt geſtillt,
Sprach ſie mit Tönen, traurig-mild:
„O Gott, wie blaß ſind deine Wangen!"

O Gott, wie blaß ſind deine Wangen!
Es glückt mir nicht, aus meinem Herzen
Die Mutterworte auszumerzen,
Ob Jahre drüber hingegangen.

Ob nun in Freude, ob in Leide
Der Wangen Frühling von mir ſcheide:
Die Worte ſind mein treu Geleite.
Ich höre ſtets an meiner Seite
In Tönen, traurigen und bangen:
„O Gott, wie blaß ſind deine Wangen!"

Und ſitz ich Nachts allein und ſchaue
Mit faltger Stirne, düſtrer Braue
Tief zu des Bechers goldnem Grunde,
Iſt mir, als ob aus treuem Munde
Heraus die Klageworte klangen:
„O Gott, wie blaß ſind deine Wangen!

Fürwahr, ich glaube, wenn ich liege
Einſt auf der ſchwarzen Todtenwiege,
Wo mich kein Menſchenlaut mag ſtören —
Ich werde noch die ſtillen, bangen
Und vorwurfsvollen Worte hören:
„O Gott! wie blaß ſind deine Wangen!"

7. In der Heimat.

Im Schimmer des Morgenthaus
Erglänzte die Erde helle,
Ich ſaß vor der Mutter Haus
Harrend und allein auf der Schwelle.

Noch waren die Fenſter geſchloſſen,
Geſchloſſen noch Thür und Thor,
Und meine Thränen floſſen
Allmächtig und glücklich hervor.

Nicht wollt ich, daß vom Schlummer
Sie meinethalben erwacht,
Sie, die ſo oft ſchon in Kummer
Um mich verweinet die Nacht.

Sie ſagen, der Schlaf am Morgen
Bringt wieder die Kraft zurück
Für des Tages Mühen und Sorgen —
Er ſtärke ſie für das Glück.

Und einen heißen Kuß
Drückt ich auf die Schwelle gerühret,
Es hat ſie ja ihr Fuß
Gewiß noch geſtern berühret.

Auf dieſer Schwelle ja ſtehn
Die Leidenden und die Armen,
Die hoffend auf zu ihr ſehn,
Zu ihr und ihrem Erbarmen.

Wie oftmals ſtand ich dabei,
Wenn ſie die Gaben vertheilte,
Ihr mildes Wort wie Arznei
Die Kranken und Duldenden heilte.

Wie zu dem Heiligenbilde,
So ſahn ſie zu ihr hinan;
Sie that ihre Thaten der Milde,
Und wußte nicht, was ſie gethan.

Kaum war verkühlt der Ofen,
Schon auf das heilige Brod
Die dankenden Thränen troſen
Der lächelnden Kinder der Noth.

Noch trug der Baum ſeine Blätter,
Noch deckte nicht Schnee das Land,
Schon trugen gen Froſt und Wetter
Die Nackten fort ihr Gewand.

O, wenn für die Menſchheit, die kranke,
Ich jemals ein Weh gefühlt,
Ich weiß, wem das ich danke,
Warum es niemals verkühlt.

Und wenn von Lieb zwei Funken
Je diese Brust durchglüht,
Aus welcher Glut sie gesunken,
Ich weiß es, aus welchem Gemüth.

Ich singe vom schlichten Weibe,
Nicht gewohnt der Ruhmeslieder,
Und wie ich dieses schreibe,
Rinnt meine Thräne nieder.

Alfred Meißner.

Alfred Meißner, geb. am 15. Okt. 1822 zu Teplitz, wo sein Vater, der Sohn des zu seiner Zeit vielgelesenen Romanschreibers Gottlieb Meißner, Badearzt war, erhielt die ersten poetischen Anregungen von seiner Mutter, einer Schottin, die ihm oft schottische Volkslieder vorsang. Im J. 1831 zogen seine Eltern nach Karlsbad, er aber wurde in das nahe Piaristengymnasium von Schlackenwerth geschickt, wo er bei der klösterlichen Schulzucht geistig wenig gefördert wurde. Es war daher ein Glück, daß seine Eltern im J. 1835 nach Prag übersiedelten, wo ihm durch die bessere Lehrmethode, vorzüglich aber durch den Umgang mit einigen strebenden Mitschülern ein neues Leben aufgieng. Unter diesen schloß er besonders mit Moritz Hartmann ein inniges Freundschaftsbündniß; mit ihm studierte er die alten und neuen Dichter, mit ihm wetteifernd, übte er sich in deutschen und lateinischen Verser dem er die zwei philosophischen Jahrg solviert und in diesen sich voll Eifer Herbartschen Philosophie beschäftigt ha er die Universität, um sich der Me widmen. Noch vor Abschluß seiner jahre machte er eine Reise nach Ita Wien traf er mit Hartmann, der Pr früher verlassen hatte, wieder zusamı er lernte durch ihn Karl Beck und Le nen, die einen mächtigen Eindruck auf i ten. Auf der Rückreise wurde ihm sei entwendet, in welchem sich ein Epos Zeit der böhmischen Gegenreformation Im Juli 1846 promovierte er als D Medizin, gieng aber bald darc Leipzig, um einen Verleger fü „Ziska" zu suchen, den er auch vollendete. Hierauf reiste er nac wo er während eines zehnmonatlic enthalts Heine und viele ausgezeichn zosen kennen lernte. In die He rückgekehrt, verließ er dieselbe bal da ihn die Spaltungen zwischen und Czechen in eine unbehagliche gebracht hatten, indem er als Deut den Anmaßungen der Czechen verle und er doch wieder die tiefste Th für diesen bisher ganz unterdrückte stamm fühlte. Er gieng zuerst na furt, um die dortige Entwickelung zu beobachten; aber, da er bald ei vom Parlamente Nichts zu erwa reiste er Ende 1848 wieder nach P er, literarisch beschäftigt, bis zu 1850 blieb. Seit dieser Zeit lebt der in Prag, wenn wir nicht ir praktischer Arzt.

Um Alfred Meißner recht zu muß man sich stets daran erinne er ein Böhme ist, daß ihn die g Begeisterung für sein schönes Vater ihn der tiefste Schmerz über dessen erfüllt. „Wo hat" ruft er ein (Trümmer IV)

„Wo hat die Heimat einen treuern
Mein Herz gehört dem Vaterlande g
In meinen Liedern jeder Trauerton
Klagt von verlorner Größe, todtem

Er ist stolz auf die Vergangenheit, da eine großartige Stellung einnahm, zu die hussitische Bewegung, von der er sagt, daß in ihr der erste Funke des Lic das später zur helleuchtenden Flamm Aber diese Größe ist verschwunden, d das einst so mächtig gegen religiöse u tische Tyrannei kämpfte, ist niederg es ist so tief herabgewürdigt, daß es so großen Ahnen als Ketzer verabscheut. Der darüber erfüllt den Dichter so ganz, sämmtlichen Dichtungen von demselbe zogen sind, daß es auch diejenigen fär wir uns so ausdrücken dürfen, die Beziehung zu Böhmen oder auch nur giösen und politischen Anschauungen Allein jene Kämpfer, jene Hussite Czechen, und er ist deutschen Stamm es besteht zwischen Czechen und Deut tief eingewurzelter Haß. Die Czechen

eutschen Eindringlinge und Unterdrücker
Nationalität, die Deutschen sehen mit dem
Bewußtsein ihrer höheren Bildung und
reicheren Stellung auf die Czechen mit
tung herab, und so hat man es dem Dich-
ederholt zum Vorwurf gemacht, daß er
zechenthum verherrliche. Er steht auf
höhern Standpunkt als diese Tadler, auf
höheren als leider auch seine czechischen
eutschen Landsleute; er steht auf dem
punkt, zu dem sich das böhmische Volk
ier Gesammtheit erheben muß, wenn es
uhe, zur Freiheit gelangen will. Daß
ei Volksstämme in den Besitz des Landes
, ist eine Thatsache, die nicht rückgängig
t werden kann; sie sind gleich berechtigt
llen sich als gleich berechtigt ansehen und
sam nach dem gemeinsamen Ziele, der
it streben. Dieß ist der große Gedanke,
s Grundlage von Meißners Dichtungen
nicht ausgesprochen, aber doch klar genug
utet liegt.

e Anschauung führt den Dichter jedoch
n umfassenderen Ideen. Sie hat ihn
ötung aller und jeder Nationalität geleitet,
. die Freiheit und Selbstständigkeit nicht
ür die Böhmen, nicht bloß für die Deut-
sondern für alle Völker; aber er will
loß politische, er will vor Allem auch
se Freiheit, weil ihn die Geschichte so wie
genwärtige Zustand Böhmens belehren,
ligiöse Unduldsamkeit zur Vernichtung
wahrhaft Menschlichen führt, daher er
m glühendsten Haß gegen jegliches Pfaf-
m erfüllt ist. Das Elend, in welchem
olk schmachtet, hat ihn für alles Elend,
hem Gewand es auch erscheine, empfäng-
macht.

i sind die Ideen, welche Alf. Meißner
en „Gedichten" (Lpz. 1845. 8. Aufl.
1862) ausführt. So großartig diese
o trefflich ist auch ihre Darstellung, in
) die Wahrheit der Ueberzeugung kräftig
elt, weil die Gedanken und die Stoffe
r reinsten Realität beruhen. Der Aus-
st kräftig, glühend, ja selbst leidenschaft-
hne daß jedoch die Grenzlinie des Schö-
nals überschritten würde. Seine Bilder
ffend, oft großartig und durch ihre Neu-
erraschend, wie er denn auch in seinen
erungen von Charakteren, äußeren und
zuständen, von Naturscenen äußerst glück-
d von der größten Anschaulichkeit ist.
Verse lauten voll und melodisch und
Strophenbildungen sind bei ihrer Ein-
doch nicht ohne Mannigfaltigkeit.
st kein Zweifel, daß Lenau, dem er ein
hltes Gedicht gewidmet hat, daß Byron
e G. Sand, die er ebenfalls in zwei
lichen Dichtungen verherrlicht hat, auf
nfluß gehabt haben; aber dieser Einfluß
niger bestimmend als bestärkend; er hat
ihnen gekräftigt, aber er wäre auch ohne
geworden, was er geworden ist, weil
ichtung aus seinem eigenen, aus seinem
Innern hervorgegangen ist. Man hat
ter die Weltschmerzdichter zählen wollen,
wiß mit Unrecht; denn was diese cha-
iert, die Unbestimmtheit des Gefühls, die
ine, gegenstandlose Unzufriedenheit, die
eigene Zerrissenheit, dieß Alles ist bei Meißner nicht zu finden. Sein Schmerz hat immer ein bestimmtes Objekt, sei es das Unglück des Einzelnen, wie im Gedicht „Ein armer Mann" (1), wo er das Elend des Proletariats in eben so kräftigen als rührenden Zügen darstellt, in „Einer Gefallenen" (2), in der man unbegreiflicher Weise die Vertheidigung der Prostitution finden wollte, während er das Jammerbild einer Verführten mit tiefem Gefühl vor die Augen führt, sei es das Unglück seines Vaterlands in dem Schmerzensruf: „Wie stumm mein Vaterland!" (3) oder das Unglück der Völker, denen das Vaterland geraubt wurde, wie in der „Schenke", einem Gedicht von hinreißender Schönheit und Kraft, das wir leider wegen seines zu großen Umfangs nicht mittheilen können. Daß aber Meißner auch den Frieden und das ruhige idyllische Glück verstehen und schildern kann, das beweisen die Gedichte „Erkenntniß" (4) und „Die Schmiede" (5). Doch ist über seine meisten Dichtungen ein melancholischer Hauch verbreitet, der selbst in den Liebesliedern wiederkehrt und nicht bloß in den besungenen Verhältnissen liegt, sondern aus der oben erwähnten düsteren Stimmung seines Gemüths hervorgeht. Alle tragen den Stempel der Wahrheit und es sind die Liebesschmerzen eben so wenig gemacht und geheuchelt als sein Schmerz um das geknechtete Vaterland.

1. Ein armer Mann.

Die finstre Nacht kommt schnell heran,
Ganz ohne Mond und Sternenhelle.
Was schleichst du dort, du bleicher Mann,
Und suchst im Strom die tiefste Stelle?
Ich halte dich vom Sprung zurück,
Den Arm um deinen Leib geschlagen;
Ich trotze deinem finstern Blick
Und will mit dir ein Ringen wagen!

Er lachte auf und sprach so still:
„Giebt es noch viel so treuer Seelen?
Komm, setze dich hieher, ich will
Ein Stückchen Leben dir erzählen.
Trankst du die bittre Mähr hinab,
Wird deine Faust mich nicht mehr halten,
Du gönnst mir wohl ein gutes Grab,
Gehüllt in meines Mantels Falten.

Sieh her! ich bin ein Sohn der Noth,
Die mich von früh an auserkoren.
Am Pflaster hat mich und im Koth
Ein unbekanntes Weib geboren.
Der flinke Dieb, das bleiche Weib,
Das Liebe feil hält in den Gassen,
Sind mir vielleicht verwandter Leib,
Geschwister, die mich früh verlassen!

Wie meiner Kindheit Zeit verrann?
In öde Nacht ist sie verklungen!
Ich ward ein Jüngling, ward ein Mann
Und hab in Mühsal schwer gerungen.
Doch hatte mich aus andrem Teig
Als mein Geschlecht der Herr geknetet,
Ich war der Knecht nicht, den ihr feig
Beschimpft, erniedrigt und zertretet.

Das Schicksal warf mich wild herum;
Wo Englands Essen blutig flammten,
Sah ich in Schmerzen stumpf und stumm
Die neuen Höllen und Verdammten.
Nach Frankreich kommend übers Meer,
Sah ich erschrocken und mit Grausen,
Wie Lava gähnend, um mich her
Der Proletarier Massen brausen!

Und Männer faßten meine Hand —
Wie ihre Augen düster lohten —:
Auch du trägst Lumpen zum Gewand,
Auch du bist Einer der Heloten!
Auch dich beschimpfte man als Knecht,
So oft die Stirn du wolltest heben;
Doch bist du Mensch und hast ein Recht
Auf einen Antheil Lenz und Leben!

Dies Recht dahin! das wars, was tief
Des Armen Brust schon längst empfunden.
Vor der Paläste Fenstern rief
Ich oft im Wahnsinn meiner Wunden:
Habt Achtung vor des Menschen Bild!
Laßt ab, den Armen zu entehren!
Seid mild und gut! Wie, wenn sich wild
Einst gegen euch die Waffen kehren?

Ich bin gewandert, hab gesehn,
Es steigt empor in bösen Zeichen,
Ein Kampf liegt in den ersten Wehn,
Ein Kampf der Armen und der Reichen.
Wie, wenn aus der Helotin Schooß,
Wie, wenn aus armer, dunkler Wiege
Ein Racheengel, stark und groß,
Der Zukunft Spartakus entstiege?

Noch ist es Zeit! Ist euch nicht bang?
Und weckt euch Nichts aus eurem Wahne?
Denkt euch der Heere Wandergang,
Voran des Bettlers Kleid als Fahne!
Denkt euch den Krieg, des Kriegers Raub!
Denkt euch die Massen wild und brausend!
Es sinkt in Asche, sinkt in Staub,
Woran gemodelt ein Jahrtausend!

Sie hören Nichts, sie schlummern gut,
Des Mahners Stimme kann nicht frommen;
So mag denn über dich, du Brut,
Du stolze Brut, das Aergste kommen!
Ich aber, der bestimmt, zu schaun
Dieß böse Kämpfen und Verzagen,
Ich kann im irren Morgengraun
Mein traurig Sein nicht mehr ertragen.

Ja, dieses Herz erträgts nicht mehr —
Des Volkes Tage sind noch ferne.
Verzweiflung braust im Sturme her —
Leb wohl, mein Freund, ich sterbe gerne!
In eine große Finsterniß
Steig ich herunter beim Verscheiden;
Doch Eines ist und bleibt gewiß:
Was nicht mehr ist, kann nicht mehr leiden!"

Er sprachs und eine Thräne floß,
Die Wangen bleicher noch zu färben:
In andern Tagen wärst du groß,
Und mußt nun hingehn, um zu sterben.
Warum erwachtest du zum Licht,
O Mann des Volks, Helot des Lebens?
Der Himmel selbst ersetzt dir nicht
Des Lebens Lenz! Es ist vergebens!

Der Mann des Volks, der auferwacht
Aus Stumpfsinnsnacht in Lebensmitten,
Gewahrt, wie ihm die rohe Macht
Den Weg zum Licht ganz abgeschnitten;
Den faßt des Wahnsinns starke Faust,
Den packen gräßliche Gewalten!
Die Nacht ist schwarz, das Wasser braust —
Leb wohl! ich kann dich nicht mehr halten.

2. Einer Gefallenen.

Da dir die Erde und des Himmels Dom
Nichts als ein Sarg ist und ein Sargesdeckel,
Der Mensch Nichts als ein täuschendes Phantom,
Das Leben Nichts als Oede und als Ekel;

Da dir das Unglück Alles, Alles nahm,
Ja selbst die Thränen, die um Mitleid werben,
Und du nur Einen Bruder hast: den Gram —
So wünsch ich dir, mein Kind, recht bald zu sterben.

Du warst so schön! Der alte Künstlerheld,
Der einem Steine Götterreiz gegeben,
Er hätte sein Cytherenbild zerschellt,
Hätt er wie ich dich einst gesehn im Leben!

Du warst so rein! Im Buch des Engels, der
Abrechnung hielt von deinen Thaten allen,
War stets das schwarze Blatt der Schulden leer —
Und doch — ein Weib, bist du als Weib gefallen!

Und nun verstoßen von der Eltern Dach,
Geschmäht von aller Welt, du bleiche Rose,
Verhöhnt von dem, der dir die Treue brach, —
So stehst du da und hältst dein Kind im Schooße.

Dein todtes Kind! O drück es an dein Herz,
Und such die Spuren des entschwundnen Lebens;
Du weißt ja doch in deinem heilgen Schmerz,
Es sei die Bürgschaft göttlichen Vergebens.

Ich aber spreche: „Stirb, du müder Leib,
Und leicht und schön mag dir das Sterben werden —
Die Mutterschaft tilgt alle Schuld am Weib,
Die Mütter nur sind Heilige auf Erden.

Doch du, verklärtes Weib, bist lebenssatt;
So magst du schwinden gleich dem Abendstrale,
Wie eine Perle Thaus am Rosenblatt,
Wie Hörnerklang im tiefen Föhrenthale.

Da dir die Erde und des Himmels Dom
Nichts als ein Sarg ist und ein Sargesdeckel,
Der Mensch Nichts als ein täuschendes Phantom,
Dieß Leben Nichts als Oede und als Ekel;

Da dir das Unglück Alles, Alles nahm,
Ja selbst die Thränen, die um Mitleid werben,
Und du nur Einen Bruder hast: den Gram —
So wünsch ich dir, mein Kind, recht bald zu sterben!

3. Wie stumm mein Vaterland.

Wie stumm mein Vaterland! Es flüstert kaum
Zum grauen Himmel, der darüber hängt,
Es zittert wie ein winterlicher Baum.
Die Aeste an einander fest gedrängt,
Und rings umher verhüllt der tiefe Schnee
Gefrornes Blut und eingesargtes Weh.

Dort ſingt der Dichter ohne Lohn und Dank,
Ein armer Gaukler, ſeines Herzens Noth,
Des Reichen Halle reicht ihm keinen Trank,
Des Armen Hütte keine Krume Brod.
Den Fuß im Schnee, das Haupt auf einem Stein,
In ſeines Kummers Mantel ſchläft er ein.

Was ſollt der arme Mann auch ſingen im Gedicht,
Da es ringsum ſo kalt und leichenhaft!
Der Vorzeit Größe? Ach, ſie duldens nicht!
Der Jetztzeit Schmach? Man ſtrafts mit Kerkerhaft!
Um nicht zu ſingen ſeiner Mutter Hohn,
Legt auf den Mund die Hand der treue Sohn!

4. Erkenntniß.

Ich ſtand am Abhang einer Felſenwand,
Die Alpenroſe mit dem Fuß zertretend;
Tief unter mir ein ſommergrünes Land,
In zwanzig Sonntagsmorgenglocken betend.

Welch ſtilles Bild! Der ſtarre Felſen trug
Sein niedres Hüttlein auf umzäunter Erde,
Im Thale tiefer unten gieng der Pflug,
Am Bergesabhang zogen Hirt und Heerde.

Ich hatte aller Städte Noth geſchaut,
Nun ward ich ſtill beim Heerdeglockenklingen,
In meinem Zweifelherzen rief es laut:
O horch! ſo fröhlich kann die Armuth ſingen!

Auch hier iſt Armuth! Ihre Thräne tauft
Den Säugling für die Welt, die endlos böſe;
Doch iſt ſie hier kein Weib, das ſich verkauft,
Sie iſt ein Kind und arglos ihrer Blöße.

Und ich verſtand, daß fröhlich, fromm und gut
Die vielgeprüfte Menſchheit dann nur werde,
Wenn ſie in ſeligem Vergeſſen ruht
Bei Müh und Arbeit an der Bruſt der Erde.

5. Die Schmiede.

Wunderbarer Dämmrungsfriede
War es, der die Erd umfieng,
Als ich jüngſt an einer Schmiede
Geiſterſtill vorübergieng.

Drinnen bei des Feuers Helle
Schlug der Schmied ſein ſprühend Erz,
Draußen auf der niedern Schwelle
Schloß ſein Weib ihr Kind ans Herz.

Solches ſchauend, dacht ich trübe
An mein Leben wilder Haſt,
Reich an Kampf und arm an Liebe,
Ohne Ruh und Beſperraſt!

Und zum Weibe ſprach ich bange:
Blühe fort, ſo ſchön und gut,
Die mich anſtarrſt, weil ſo lange
Schon mein Blick auf dir geruht.

Hältſt dein ſüßes Kind geborgen,
Drückſt es an dein Angeſicht,
Wie du ſchön in deinen Sorgen,
Junge Mutter, ahnſt du nicht.

Säuge nur an deinen Brüſten
Deine Söhne rauh und ſtark
Und kein kränkliches Gelüſten
Treffe ihr geſundes Mark,

Daß ſie nie die Seuchen kennen,
Die im Triumphatorston
Böſe oder Thoren nennen:
Bildung, Civiliſation.

Aber du, mein Schmied, vollbringe,
Was das Schickſal dir gebot,
Und mit Armeskräften ringe
Täglich um dein täglich Brod.

Schmied an deinem rothen Herde
Für der armen Menſchheit Wohl
Deine Pflugſchar, unſrer Erde
Schönſtes, heiligſtes Symbol!

Hermann von Gilm.

Hermann von Gilm, geb. am 1. Nov. 1812 zu Innsbruck, beſuchte das Gymnaſium in Feldkirch und ſpäter die Univerſität ſeiner Vaterſtadt, wo der nähere Umgang mit Johann Schuler und Johann Senn von Bedeutung für ſeine Entwickelung wurde. Nach Vollendung ſeiner juridiſchen Studien trat er in den Staatsdienſt, arbeitete bis 1847 in verſchiedenen Kreisämtern Tirols, wurde 1847 als Hofkanzleikonzeptspraktikant nach Wien berufen und ſpäter zum Bezirkskommiſſär ernannt. Im J. 1854 kam er als Statthaltereiſekretär nach Linz, wo er am 31. Mai 1864 ſtarb.

Gilm blieb der Bewegung im J. 1848 fremd; daß er im Herzen dem großartigen Aufſchwunge des öſterreichiſchen Volks zugethan war, kann nicht bezweifelt werden, wenn man ſeine Gedichte kennt; aber er hatte, wie viele Andere, den Muth nicht, an der Bewegung Theil zu nehmen. Wagte er es ja nicht einmal ſeine Gedichte drucken zu laſſen, ſo daß ſie erſt nach ſeinem Tode geſammelt erſchienen (2 Bde. Wien 1864—65). Viele waren allerdings in Zeitungen und Zeitſchriften zerſtreut erſchienen, aber es waren eben nur diejenigen, welche, im gewöhnlichen Gleiſe ſich bewegend, die Aufmerkſamkeit der Metternichſchen Polizei nicht auf ſich zogen; die andern, in welchen er ſeinem Zorn gegen den finſtern und unduldſamen Jeſuitismus beredten Ausdruck gab, giengen nur in Abſchriften von Hand zu Hand, verbreiteten aber nicht wenig Entſetzen unter den Dienern der Polizei und den Ultramontanen, um ſo mehr, als man vergeblich nach dem Verfaſſer ſpürte. In dieſen gegen den Jeſuitismus gerichteten Gedichten, die übrigens nicht in die Sammlung aufgenommen wurden, iſt Etwas vom Geiſte Bérangers, wenn auch Gilm ihm an Umfang und Tiefe des Talents nicht verglichen werden kann. Wie der große franzöſiſche Dichter mahnt er an die Klaglieder des hebräiſchen Propheten, wie jener weiß er durch gelungenen Spott den Feind in ſeinem Innerſten zu treffen. Gilms Liberalismus war nicht Ergebniß philoſophiſcher Betrachtung, ſondern Folge ſeiner begeiſterten Liebe zu ſeinem Vaterlande Tirol, das unter der Zwangsruthe des Ultramontanismus ſittlich und geiſtig immer tiefer ſank. Daher ſind ſeine Gedichte immer mit Beziehung auf die Heimat abgefaßt, was ihnen eine reale Grundlage gibt, die bei ſo vielen

politiſchen Gedichten zu ihrem Nachtheile vermißt wird. Er bewegt ſich nicht bloß in abſtrakten Phraſen, die wohl Anfangs durch ihren vollen Klang täuſchen, aber je länger je mehr kalt laſſen. Daß neben Tirol ihm auch Deutſchland heilig war, erſehen wir aus manchem ſchönen Gedicht, am Entſchiedenſten aus dem ſchönen „Schützenlied“, deſſen Mittheilung wir uns ſeines Umfangs wegen verſagen müſſen. Gilm hat jedoch nicht bloß ſein Vaterland beſungen, ſein edles Gemüth war für alle ſchönen Regungen empfänglich, in deren Darſtellung er eine liebenswürdige Tiefe der Empfindung entfaltet. Seine Anſchauungen ſind oft neu, aber immer ungeſucht wie ſeine Sprache; und gerade die einfache Natürlichkeit gibt ſeinen Liedern einen hohen Reiz.

1. Die Georgine.

Warum ſo ſpät erſt, Georgine?
Das Roſenmärchen iſt erzählt
Und honigſatt hat ſich die Biene
Ihr Bett zum Schlummer ſchon gewählt.

Sind nicht zu kalt dir dieſe Nächte?
Wie lebſt du dieſe Tage hin?
Wenn ich dir jetzt den Frühling brächte,
Du feuergelbe Träumerin;

Wenn ich mit Maithau dich benetzte,
Begöſſe dich mit Juni-Licht?
Doch ach, dann wärſt du nicht die Letzte,
Die ſtolze Einzige auch nicht.

Wie, Träumerin, lock ich vergebens?
So reich mir ſchweſterlich die Hand,
Ich hab den Frühling dieſes Lebens,
Wie du den Maitag, nicht gekannt.

Und ſpät, wie dir, du Feuergelbe,
Stahl ſich die Liebe mir ins Herz;
Ob ſpät, ob früh, es iſt daſſelbe
Entzücken und derſelbe Schmerz.

2. (Des Frühlings Heilkraft.)

Der Vater iſt ſeit Jahren blind:
Blind ſein iſt mehr als ſterben;
Die Mutter hat ein krankes Kind
Und kann nicht viel erwerben.

Der Knabe war noch nie ſo warm,
Obgleich das Fenſter offen,
Seitdem des Winters harter Arm
Die Erde hat getroffen.

Die Sonne küßt das kranke Kind
Zum erſten Mal im Jahre;
Es ſpielt ein weicher warmer Wind
Mit ſeinem ſeidnen Haare.

Und wie ſein Aug am Himmel hängt,
Als möchts dahin entfliehen;
Im Wangengrübchen langſam fängt
Ein Röslein an zu blühen.

Und, ſüßes Wunder! Plötzlich als
Sei alles Leid zu Ende,
Schlingt lächelnd um der Mutter Hals
Es ſeine beiden Hände.

Die Mutter weiß vor Freud nicht Rath,
Bricht aus in lautes Weinen ....
Das war des Frühlings erſte That
Und keine von den kleinen.

3. Alpenglühen.

Die Sonne ſinkt, an ihrem letzten Blitze
Verglühn die Wälder, mehr und mehr verblaſſen
Des Himmels Roſen, nur die Bergesſpitze
Kann von dem glühnden Sonnenkuß nicht laſſen.

Die Dunkelmänner rümpfen ihre Naſen;
Ja, meine Herrn, was nützen alle Klagen?
Die Lichter ſind einmal nicht auszublaſen,
Und dieſe Leuchter ſind nicht wegzutragen.

4. Der Jeſuit.

Es geht ein finſtres Weſen um,
Das nennt ſich Jeſuit;
Es lächelt nicht, iſt ſtill und ſtumm,
Und ſchleichend iſt ſein Schritt.

Es hat nicht Raſt und hat nicht Ruh,
Und hat ein bleich Geſicht,
Und drückt am Tag die Augen zu,
Als beiße es das Licht.

Es trägt ein langes Traurgewand
Und kurzgeſchornes Haar,
Und bringt die Nacht in jedes Land,
Wo ſchon die Dämmrung war.

Es wohnt in einem öden Haus
Und ſinnt auf neuen Zwang,
Und blickt es in die Welt hinaus,
So wird der Menſchheit bang.

Und Jeſus trug ein farbig Kleid
Und ſeine Bruſt war bloß;
Und was er ſprach, war Seligkeit,
Und was er that, war groß.

Und Jeſus' offnes Auge war
So frei wie ſein Gebot,
Und Jeſus trug ein lockig Haar,
Und ſeine Wang war roth.

Am dattelreichen Palmenbaum
Da lehrt er ſein Gebet,
Und träumte ſeiner Liebe Traum
Am See Geneſareth.

Drum ſeh ich ſolch 'nen Finſterling,
So fällt mir immer ein,
Wie kann man ſolchem wüſten Ding
So ſchönen Namen leihn?

5. Lieder eines Verſchollenen.

Zueignung.

Du ſahſt den Inn, wie er ein Junggeſelle
Die Flur durcheilt, noch eingedenk der Lehren,
Des Abſchiedskuſſes ſeiner Mutterquelle,
Sich gegen jede Feſſel zu empören.

Du ſahſt die Berge, unſrer Treue Zeugen,
Die Monumente unſrer ſtolzen Siege,
Wie ſie beſorgt ſich in die Thäler neigen,
Wie Mutterbrüſte an des Kindes Wiege.

Der Epheu kriecht um bröckelnde Ruinen;
Auch du warſt dort, und ſahſt das goldbeſäumte
Geliebte Thal zu deinen Füßen grünen,
Und wie der Bach im Steingerölle ſchäumte.

Du sahst die Kunst in überirdscher Blüthe
Mit Stralenkronen in den Kirchen prangen:
Des ganzen Volks treuherziges Gemüthe
Im Lächeln des Madonnabilds gefangen.

Doch einem Dichter bist du nicht begegnet
Dem Wildbach gleich im Stürzen und im Tosen,
Der Ketten bricht und Diamanten regnet
Als Brautgeschmeid für seine jungen Rosen.

Sieh dich nur um! Erkennst du die Standarten?
Die schwarzen Mäntel und die breiten Hüte,'
Die dulden auf der Erde keinen Garten,
Und an dem Baum des Lebens keine Blüthe.

Doch wie sie fruchtlos den Gesang verbieten,
In dem im Wald die Vögel sich vereinen,
Und ihre Wächter nimmer es verhüten,
Daß Nachts die Blumen um die Sonne weinen —

So hat mein Lied sich auch zu dir gestohlen,
Durch all die Späher und die Seelenschergen,
Und wittern sie's und wollen sie mich holen,
Wird eines Engels Fittig mich verbergen.

6. Der Tiroler.

(An einen ausgezeichneten Geigenspieler.)

Sie haben uns das freie Wort gekettet;
Der alten Zeiten feuchte Kerkernacht
Hat mit dem jungen Morgenstern gewettet,
Daß ihr in diesem Lande bleib die Macht!
Und sie gewinnt! — Die Hoffnung geht zu Neige;
Was rufst Du nach dem Tage, kühner Mann,
Ich sag es Dir: „Sie legen deine Geige,
Das Kind des Lichtes, in den Bann."

Sie wissen, daß die Berge heimlich grollen.
Sie aber achten ihre Stimme nicht;
Sie wissen, daß die Wälder sie nicht wollen,
Doch keine Furcht entheitert ihr Gesicht;
Sie wissen, daß in mancher kühnen Seele
Der Haß erstarkt an ihrem Uebermuth,
Sie ändern keinen Ton in ihrer Kehle
Und schneiden keinen Zoll von ihrem Hut.

Wenn sie dich hören, ihre bleichen Wangen
Sie werden bleicher, werden fahl wie Lehm,
Zum ersten Mal ergreift sie Furcht und Bangen
Und Deine Geige trifft ihr Anathem,
Sie, die zum Vater hat den Frühlingsmorgen,
Zur Mutter eine Nachtigall, warum?
Sie glauben ihre Feinde drin verborgen
Wie einst im Roß von Ilium.

O sie sind klug! denn in dem engen Raume
Der Violine schlummern tief versteckt
Die Geister all, bis sie, aus ihrem Traume
Von ihres Meisters schneller Hand geweckt,
Die Leiber baden in der Morgensonne,
Die Brust sich kühlen an der Gletscher Eis,
Und in des Sieges übermüthger Wonne
Die Locken zieren mit dem Lorbeerreis.

Wer ist der schöne Jüngling, der vor Allen
Die freie Sprache seines Volkes spricht?
Von seinem runden spitzen Hute fallen
Die bunten Federn ihm ins Angesicht.
Der enggepreßten Brust wird wieder wohler,
Sieht man solch sonnenhelle Menschenstirn!
Wie heißest Du? „Ich heiße der Tiroler
Und meine Heimat ist der Firn.

Ich kenn der jungen Mädchen süße Lieder,
Die ihrer Herzen neue Sehnsucht singt,
Und wie ein frommer Pilger knie ich nieder,
Wenn aus dem Dorf die Abendglocke klingt.
Ich war dabei, als aus den sichern Röhren
In Feindesbrust so manche Kugel pfiff,
Und unser Adler — satt des Grüns der Föhren —
Nach einem Kranz aus Eichenblättern griff.

Und heimlich trag ich Grüße in die Berge
Von Jenen, die der Glaubenshaß verbannt;
Nach unsern Bäumen — draußen sind nur Zwerge —
Nach unserm Himmel strecken sie die Hand.
Und diese Grüße, wer will sie erwidern? —
Erst brechen wir der Schlange das Genick,
Erst muß der Sieg der Wahrheit uns verbrüdern,
Dann rufen unsre Brüder wir zurück!"

Habt ihr's gehört? — Du aber, Mann der Geige,
Du weckest Deine Geister noch zu früh;
Noch grünt kein Blatt an unserm Siegeszweige.
Und Deine Schwester, ach, die Poesie,
Ist noch ein Kind; laß sie erst Jungfrau werden;
Wenn diese Jungfrau den „Tiroler" liebt —
Und muß sie nicht? — dann ist Tirol auf Erden
Das Land, wo's keine Finsterniß mehr giebt.

Karl Rudolf Hagenbach.

Karl Rudolf Hagenbach, geb. in Basel am 4. März 1801, Sohn des als Arzt und Botaniker bekannten Professors Karl Friedrich Hagenbach, erhielt seinen ersten Unterricht in Privatschulen, besonders in dem nach Pestalozzischen Grundsätzen von Hopf geleiteten Institut, in welchem auch der später als Sprachforscher berühmt gewordene Schmeller Unterricht ertheilte, durch den er manche Anregung zur Poesie erhielt. Nachdem er die sehr dürftigen propädeutischen Vorlesungen der damaligen philosophischen Facultät besucht hatte, begann er das Studium der Theologie in Basel, das er dann in Bonn unter Lücke und Gieseler, und in Berlin unter Schleiermacher und Neander fortsetzte. Im J. 1823 nach Basel zurückgekehrt, schloß er sich an De Wette an, der unterdessen dahin berufen worden war. Dieser ermunterte ihn, sich der akademischen Thätigkeit zu widmen, er habilitierte sich noch in demselben Jahr als Privatdozent in der Kirchengeschichte, wurde bald darauf Lector, dann außerordentlicher und endlich ordentlicher Professor der Theologie. Im J. 1828 wurde ihm die Würde eines Doctors der Theologie honoris causa ertheilt. Hagenbach entwickelte nicht bloß eine fruchtreiche Thätigkeit als akademischer Lehrer, er erwarb sich auch große Verdienste als Mitglied des Erziehungsraths, des Verfassungsraths (1846) und dann des Großen Raths.

Hagenbach nennt sich selbst mit einer bei Dichtern nicht sehr häufigen Bescheidenheit einen Dilettanten in der Poesie; aber wenn er auch nicht zu den bahnbrechenden Geistern gehört, so sind doch seine Dichtungen von einem echt poetischen Gefühl eingegeben, für das er stets den einfachsten, aber immer wirkungsvollen Ausdruck zu finden weiß. Ist seine Phantasie

auch nicht reich und feurig, so besitzt er dagegen Klarheit der Anschauung und Tiefe des Gemüths, die ihn befähigt, die Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens in ungetrübter Reinheit in sich aufzunehmen und wiederzugestalten. Hagenbachs Dichtungen wirken weder durch überraschende Originalität, noch durch Neuheit der Gedanken, der Bilder oder der Darstellung, aber sie erfüllen den Leser mit wohlthuendem Gefühl, weil sie aus dem Herzen quellen. Ob er gleich einen Abschnitt seiner „Gedichte" (Bas. 1845. 2. Aufl. Ebd. 1863) „Geistliches" betitelt, und diese Gedichtsreihe somit den weltlichen entgegensetzt, so läßt sich dieser Unterschied bei ihm doch nicht festhalten, da auch die nicht zu den „geistlichen" gehörenden Gedichte von einem religiösen Hauche durchzogen sind, der übrigens niemals in das Sentimentale oder Pietistische umschlägt, was schon deshalb unmöglich ist, weil er das Leben mit klarem Blick und heiterer Seele anschaut. Die Innigkeit seines Gemüths tritt uns in den „Natur- und Wanderliedern" so wie in dem Abschnitt „Aus der Haus- und Kinderwelt" freundlich und oft erhebend entgegen. Die Gedichte der letzten Abtheilung sind meist aus der Gelegenheit erwachsen und erfreuen durch ihre herzlich naive Auffassung, so wie durch den liebenswürdigen Humor, der sie beseelt. Man lernt in ihnen nicht bloß den Dichter, sondern auch den Menschen, den liebevollen Gatten und Vater schätzen und lieben. Ueberhaupt ist Hagenbach im Gelegenheitsgedichte glücklich; die zahlreichen Stücke dieser Gattung beweisen, daß er das besondere Verhältniß geistreich und belebend zu erfassen weiß.

Noch höher schlagen wir seine epischen Dichtungen an. Die „Sagen und Erzählungen" behandeln glücklich gewählte Stoffe mit poetischem Sinn. Mit wenigen Ausnahmen ganz vortrefflich sind die epischen Dichtungen, die er unter dem Titel „Luther und seine Zeit" (Frauenfeld 1830) zusammenfaßte. Er gibt uns darin eine Reihe von einzelnen Bildern aus dem Reformationszeitalter, deren Hauptperson Luther ist. Die meisten sind von geringem Umfang, aber von desto entschiedenerer Wirkung, weil der Dichter das Wesentliche des Stoffs mit Sicherheit erfaßt und alles Nebenwerk von sich entfernt hält. Den Glanzpunkt der Dichtung bildet unsers Bedünkens der Abschnitt „Eh- und Hausstand. Stillleben und Tod", in welchem der Dichter die reichste Veranlassung findet, sein inniges Gemüthsleben so wie seinen frischen Humor zu offenbaren.

1. Luther und Melanchthon.

Mit Art und Säge schreitet
Dort Einer in den Wald,
Hat sich den Weg bereitet
Durch Dick und Dünne bald,
Daß er die Dorn' und Hecken
Auf Eins zusammen hau,
Nimmt ers mit Stumpf und Stecken,
Mit Klötzen nicht genau.

Und wo sich in dem Wege
Hat Unkraut angehäuft,
Frech rankend durchs Gehäge
Ein Wildfang sich verläuft,
Da fegt ers allzusammen
Nach Waldesrecht und Brauch
Und wirft es in die Flammen,
Was kümmert ihn der Rauch?

Dem strengen Mann zur Seite
Ein milder Gärtner steht,
Der giebt ihm das Geleite,
Wenn in den Forst er geht;
Wo Jener sägt und hauet,
Da fährt er säuberlich,
Er pflanzet, gießt und bauet
Und freut am Wachsthum sich.

Und wo er baut und gießet,
Gedeiht die Saat so mild,
Die frei und kräftig sprießet
Auf grünendem Gefild;
Viel jungen Nachwuchs ziehet
Er liebevoll heran,
Und wer die Bäumlein siehet
Hat seine Freude dran.

Der fromme Gärtnermeister
Am Namen wird erkannt,
Philipp Melanchthon heißt er,
Schwarzerd zu deutsch benannt;
Daß mit dem Milden werde
Gepaart die stille Kraft,
Dringt aus der schwarzen Erde
Ins Mark des Baumes Saft.

2. Der Organist.

Auf und nieder wogt die Gassen
Dort die aufgeregte Schaar,
Und es dringen ein die Massen
In die Kirchen, wo verlassen
Steht der Hochaltar.

„Nieder", ruft es immer wilder,
„Nieder mit dem Götzenthum!"
Kreuz und Fahnen, Lichter, Bilder,
Bunter Scheiben Flammenschilder
Stürzen um und um.

Meister Ulrich Zwingels Lehre
Hat besiegt die stolze Bern:
„Wer da wehren kann, der wehre,
Daß die Meß nicht wiederkehre
Auf den Tisch des Herrn."

Nach Sanct Vinzenz' Münsterhallen
Wälzet sich der Menge Strom,
Keine Feierlieder schallen,
Keine Beter sieht man wallen
Nach dem heilgen Dom.

Mag auch festlich im Kalender
Heut des Heilgen Name stehn,
Nimmer soll der Segenspender
Seiner Priester Prunkgewänder
Am Altare sehn.

Einzig treu dem alten Glauben
Blieb der Kirche Organist:
„Schmuck und Bilder mögt ihr rauben,
Eines müßt ihr mir erlauben
Noch zu dieser Frist.

Einmal noch will ich mich laben
An dem friſchen Orgelhauch;
Kann ich dieſes Eine haben,
Wohl! dann mögt ihr mich begraben
Mit der Orgel auch."

Und er ſchafft ſich durchs Gedränge
Feſten Armes eine Bahn,
Eilt des Kirchenweges Länge
Der im Zug geſtockten Menge
Raſchen Laufs voran.

„Hin zu ihr, hinan die Stiegen!
Flügelthüren, ſpringet auf!
Wo noch ſchlummernd in der Wiegen
All die frommen Töne liegen,
Töne, wachet auf!"

Wie mit leiſem Geiſterbeben,
Daß es Mark und Bein durchdringt,
So beginnen ſie zu ſchweben,
Hoch und höher ſich zu heben,
Wie der Aar ſich ſchwingt.

Und der Dämmrung ſüße Träume
Ziehen feiernd durch den Dom,
Durch die menſchenleeren Räume
Wälzet ſeine Wogenſchäume
Der gewaltge Strom.

Seelenvolle Phantaſieen
Ringen mit des Schmerzes Drang,
Die ſich ſuchen, die ſich fliehen,
Kaum gebunden ſich entziehen
Jedem Regelzwang.

„Heilge Orgel, himmliſch Weſen,
Die zu meiner ſüßen Braut
Ich vor Allen hab erleſen,
Du, an der mein Herz geneſen,
Seit ich dir getraut!

Bald nun wirſt du ewig raſten,
Jetzt nur, jetzt verlaß mich nicht,
Laß auf deinen ſchwarzen Taſten
Allen meinen Kummer laſten,
Eh das Herz mir bricht.

Blaſt, ihr Bälge, Pfeifen klinget!
Rauſche mächtig, du Pedal!
Friſch hervor, Regiſter! ſpringet,
Klaget, jubelt, zürnet, ſinget,
Ach, zum letzten Mal!

„Armer Judas", hebt zu klagen
Nun die Orgel wimmernd an,
„Armer Judas, kannſt dus wagen,
Armer Judas, ſoll ich ſagen,
Was haſt du gethan?"

Stiller Wehmuth Thränen rollen
Ihm in ſeinen dunkeln Bart,
Bis zur letzten jammervollen
Liebesſchwermuth angeſchwollen
Ihm die Seele ward.

Nimmer kann er es vollenden,
Ohnmacht überwältigt ihn;
Ach, ſie kommen, ſie zu ſchänden,
Seine Braut, mit rohen Händen,
Taumelnd ſinkt er hin.

Zu Sanct Vinzens Münſterhallen
Dringet jetzt der Stürmer Heer,
Wild Gelächter hört man ſchallen,
Unter Beiles Schlägen fallen
Noch der Heilgen mehr.

Wie die Bilder ſie zerſchlagen,
Riſſen ſie der Orgel Haus
Jubelnd aus den letzten Fugen,
Und den Organiſten trugen
Sie zum Grab hinaus.

Gottfried Keller.

Der Aufſchwung, den die Poeſie in der Schweiz während der drei erſten Jahrzehnte genommen hatte, ſetzte ſich in den folgenden in geſteigertem Maße fort. Waren früher nur einzelne Dichter zu nennen, ſo iſt deren Zahl heute bedeutend angewachſen und wenn auch, wie überall, des Mittelmäßigen und Ungenügenden weitaus mehr iſt, als des Guten, ſo finden ſich doch auch nicht wenige ſehr erfreuliche Erſcheinungen, unter welchen Gottfried Keller einen ausgezeichneten Rang einnimmt. Derſelbe wurde am 19. Juli 1819 in Zürich geboren. Da er ſeinen Vater, einen nicht ſehr vermöglichen Drechslermeiſter, ſchon früh verlor, ſorgte ſeine Mutter für ſeine Erziehung, ob ihr gleich nur beſchränkte Mittel zu Gebote ſtanden. Nachdem er die Zürcher Schulen durchgemacht hatte, widmete er ſich der Landſchaftsmalerei, gieng 1840 nach München,

kehrte aber, da ihm nichts Rechtes gelingen wollte, 1842 nach Zürich zurück, wo er sich mit verschiedenen literarischen Studien und besonders mit Poesie beschäftigte. Da er fühlte, daß ihn das Selbststudium nicht sicher genug fördere, gieng er im Herbst 1848 nach Heidelberg und von da 1850 nach Berlin, wo er bis 1855 blieb. In die Heimat zurückgekehrt, beschäftigte er sich längere Zeit mit literarischen Arbeiten, bis er im J. 1861 zum ersten Staatsschreiber des Kantons Zürich und gleichzeitig zum Mitglied des Großen Raths ernannt wurde, welche Stellen er noch jetzt bekleidet.

Gottfried Keller ist eine tief poetische Natur, empfänglich für alles Schöne und Große, ein kindliches Gemüth, das die Erscheinungen des äußeren und inneren Lebens unmittelbar auf sich wirken läßt und mit unbefangener Seele künstlerisch reproduziert. Reine Humanität ist der Grundzug seines Wesens, sein Herz schlägt warm für die Menschheit, für die Armen und Unterdrückten, er ist fröhlich mit den Fröhlichen und weint mit den Unglücklichen; er ist für jede höhere Idee begeistert, aber mit eben so warmer Begeisterung bekämpft er das Schlechte. In ihm ist Alles wahr, daher er auch vom tiefsten Haß gegen die Unwahrheit, vom lebendigsten Abscheu gegen die Heuchelei erfüllt ist, in welchem Gewande sie auch erscheinen mag, im katholisch-jesuitischen oder im protestantisch-pietistischen. Wie ihn in der Politik die Heuchelei der sogenannten Liberal-Conservativen empört, so in der Philosophie die der Materialisten. So finden sich bei ihm die zartesten, anmuthigsten Töne und Farben neben dem kräftigsten Manneswort, die ernsteste und würdigste Stimmung neben dem heitersten Humor, ja oft Beides in wunderbar schönem Verein.

Die Natur bildet den Mittelpunkt seiner Dichtung, wie ihn seine Liebe zu derselben veranlaßt hatte, sich der Landschaftsmalerei zu widmen. Wenn er in derselben nichts Bedeutendes erreichte, so mag dieß wohl darin seinen Grund gehabt haben, daß er die Natur nicht mit den Augen des plastisch gestaltenden Künstlers anschaute, sondern mit dem Gefühle des Dichters in sich aufnahm. Wir kennen keine Landschaften von ihm, aber wir glauben, nicht fehlzugreifen, wenn wir vermuthen, daß er in seinen Gebilden allzusehr darnach strebte, seine poetischen Anschauungen zu gestalten, und darüber die äußere Wahrheit vernachlässigte; und wie sein Landsmann Salomon Geßner in seinen Poesien den Maler allzumächtig hervortreten ließ, so mag Keller in seinen Landschaften den Pinsel allzusehr als Dichter geführt haben. Aber wie Geßners Landschaften einen so hohen Reiz dadurch gewinnen, daß sich ein poetischer Hauch über sie verbreitet, so liegt ein Theil der Wirkung in Kellers Liedern darin, daß sie die äußeren Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens mit plastischer Anschaulichkeit darstellen, was eine Folge seiner künstlerischen Beschäftigung ist.

Unter den größeren Gedichten, die wir des Umfangs wegen nicht mittheilen konnten, müssen wir vorzüglich zwei erwähnen, die „Feueridylle" und die „Gedanken eines lebendig Begrabenen". Das erste stellt in einer Reihe von Bildern den Brand des einem reichen und geizigen Bauer gehörigen Hauses dar. Die Schilderung der nach und nach anwachsenden Brunst, der Einzelnheiten, die sich dabei ereignen und bei welchen der Charakter des Bauern immer lebendiger hervortritt, ist von der größten Wahrheit und Anschaulichkeit, und wir bewundern vor Allem die Einfachheit der Mittel, mit welchen der Dichter die größte Wirkung hervorbringt. — Die Wahl des Stoffs in den „Gedanken eines lebendig Begrabenen" scheint uns zwar verfehlt; es ist psychologisch nicht denkbar und auch physisch nicht möglich, daß ein Mensch, auch der Gelassenste und Muthigste, in solchem Zustande so klar, so ruhig und logisch richtig die Gedankenreihe entwickeln kann, wie sie der Dichter ihm zuschreibt; auch ist der Stoff an sich widrig; er hat nicht die erhebende Kraft des rein Tragischen, weil der Mensch als willenloses Werkzeug des blinden Geschicks erscheint. Aber abgesehen davon und die Möglichkeit eines solchen Verhältnisses zugegeben, ist die Ausführung meisterhaft, und der Dichter hat darin eine große Erfindungskraft und einen eben so großen Gedankenreichthum an den Tag gelegt, den wir einem glücklicheren Stoff zugewendet wünschten.

1. Abend.

In Gold und Purpur tief verhüllt,
Willst du mit deiner Leuchte scheiden,
Und ich, noch ganz von dir erfüllt,
Soll, Sonne, dich nun plötzlich meiden?
Du hast mein Herz mit Lust entzündet,
Du allerschönste Königin;
Wenn mir dein Stralenantlitz schwindet,
Ist nicht das Feuer todt und hin?

O reiche mir noch Einen Stral,
Der labend, leuchtend auf mich falle,
Daß ich aus diesem Dämmerthal,
An deiner Hand hinüber walle!
Ich will dein treuer Page bleiben,
Dein Spiegel, wie das blaue Meer,
Als Schäfer deine Lämmer treiben,
Die Morgenwolken vor dir her.

Als leichte, leichte Wolke nur
Laß mich an deinem Hofe weilen,
Als deines Glanzes letzte Spur
Von deinem Siegszug kündend eilen!
Ich präg als Lehrer neue Lieder
Den Lerchen, deinen Kindern, ein —
Du willst mich nicht? du tauchest nieder? —
Ich bin im Schatten, bin allein!

Verlassen, bang wend ich mich ab,
Die Welt ist eine todte Kohle;
Was jüngst nur Klarheit wiedergab,
Stäubt, Asche, unter meiner Sohle. —
Doch schau: wie ich gen Osten kehre,
Taucht mir ein neues Wunder auf:
In rosig mildem Nebelmeere
Beginnt der Silbermond den Lauf.

Leis, magisch kommt der Riesenstern
Auf grünen Wipfeln hergegangen;
Er ist nicht kalt, er ist nicht fern,
Nein, warm und nah, wie zum Erlangen.
Ist er der Sonne Aehrenleser,
Der nach verlornen Stralen jagt?
Ist er der Sonne Reichsverweser,
Bis wieder sie im Osten tagt? —

Es iſt auf Erden keine Nacht,
Die nicht noch ihren Schimmer hätte;
So groß iſt keines Unglücks Macht,
Ein Blümlein hängt in ſeiner Kette!
Iſt nur das Herz von rechtem Schlage,
So baut es ſich ein Sternenhaus,
Und ſchafft die Nacht zu hellem Tage,
Wo ſonſt nur Aſche, Schutt und Graus.

2. An einen Schulgenoſſen.

Wohin hat dich dein guter Stern gezogen,
O Schulgenoß aus erſten Knabenjahren?
Wie weit ſind auseinander wir gefahren
In unſern Schifflein auf des Lebens Wogen?

Wenn wir die Unterſten der Klaſſe waren,
Wie haben wir treuherzig uns betrogen,
Erfinderiſch und ſchwärmriſch uns belogen
Von Aventüren, Liebſchaft und Gefahren!

Da ſeh ich juſt, beim Schimmer der Laterne,
Wie mir gebückt, zerlumpt ein Vagabund
Mit einem Häſcher ſcheu vorübergeht —:

So alſo wendeten ſich unſre Sterne?
Und ſo hat es gewuchert, unſer Pfund?
Du biſt ein Spitzbub worden, ich — Poet!

3. Am Sarg eines neunzigjährigen Landmanns vom Zürichſee.

So biſt du eine Leiche!
So iſt die alte Eiche
Doch endlich abgedorrt!
Es iſt ein lang Stück Leben,
Das wir dem Staube geben,
Ein ausgeklungen Gotteswort.

Da wir vor zwanzig Jahren
Als Kinder um dich waren,
Standſt du ſchon ſilberweiß:
Und noch ein Jünglingsleben,
Ein zwanzigjähriges eben,
Trankſt du begierig, durſtger Greis!

Des Mittelalters Schwingen,
Mit letztem, bebendem Klingen,
Umfachten die Wiege dir:
Jetzt, voll von Sturmesahnen,
Umrauſchen die dunklen Fahnen
Der neuen Welt dein Bahrtuch hier.

Darin wir uns vertieften,
Die aberhundert Schriften,
Was uns erfüllt die Bruſt:
Das zog dir all vorüber,
Dämmernd heran, hinüber,
Du aber haſt es nicht gewußt.

In jenen fernen Tagen
— Ich hör die Finken ſchlagen —
Als durch den grünen Wald
Herr Geßner las im Brockes:
Ins Herz des Föhrenſtockes
Hat deiner Jugend Art geſchallt.

Haſt du dem deutſchen Sänger,
Dem edlen Schlittſchuhgänger
Den Stahlſchuh hier gereicht? —
Du haſt vor funfzig Jahren
Den See hinaufgefahren
Den funfzigjährigen Göthe vielleicht?

Vorüber deiner Leiche
Flieht heut der zornesbleiche
Poet den See entlang;
Verſchwunden ſind die Spuren,
Wo heitere Dichter fuhren,
Und anders tönt des Flüchtlings Sang!

Die Scherben ſtolzer Kronen,
Zwei Revolutionen,
Die haben dich umklirrt;
Erdbeben und Kometen,
Sturmglocken und Schlachttrommeten
Sind deiner Stirn vorbei geſchwirrt.

Der unſre Welt gewendet,
Wie ſeine Hand geendet
Im Meere, ſtill und fern:
Mit ſeinem ehrnen Tritte
Fiel juſt er in die Mitte
Des Lebens dir, ein irrer Stern.

Du ſahſt auf deinem Felde
Erſtaunt die fremden Zelte,
Die Flucht durchs Saatengrün:
Und als ſie abgezogen,
Zum alten Sternenbogen,
Der Väter Haus — in Flammen ſprühn!

Doch Alles iſt in trüben
Gebilden dir fern geblieben,
Ein Räthſel dir und Traum;
Auch die vorüber jagten,
So wenig nach dir fragten,
Als dort nach deinem Apfelbaum.

Doch in Dir hell erglühte
Das Urlicht und erblühte
Ein grünes Urwaldreis:
Oft ſah ich dein Auge ſcheinen,
Als obs in heilgen Hainen
Noch ruht auf der Runenſteine Kreis.

Du haſt den Stier gezwungen,
Du haſt das Beil geſchwungen,
Daß Dorn und Eiche fiel:
Wer dieſe harte Erde
Mit eiſerner Pflugſchar kehrte,
Erlernt auch leicht des Krieges Spiel.

Es ſchliefen heimliche Sagen
Von grauen Heidentagen
Auf deines Gemüthes Grund;
Du ſangſt noch hin und wieder
Verſchollne Schwänk und Lieder,
— Freund Uhland wohl ein guter Fund.

Vom Weltend die vier Winde
Durch deiner Heimat Gründe
Sahſt wallen du und wehn:
Doch jener nahen Firnen,
Die ragen zu den Geſtirnen,
Haſt ſelber den Fuß du nie geſehn.

Und dennoch iſts das ächte,
Das bleibende Volk, das rechte,
Das auf der Scholl erblaßt,
Auf der es ward geboren!
Das Schifflein geht verloren,
Deß Anker dieſen Grund nicht faßt.

Propheten, lernt euch neigen!
Nicht auf euch zu soll steigen
Der Kronen kalte Pracht.
Hernieder laßt uns bringen,
Demüthigen Herzens bringen
Licht in der engsten Hütte Nacht!

4. Erkenntniß.

Willst du, o Herz! ein heitres Ziel erreichen,
Mußt du in eigner Angel schwebend ruhn;
Ein Thor versucht zu gehn in fremden Schuhn,
Nur mit sich selbst kann sich der Mann vergleichen!

Ein Thor, der aus des Nachbars Bubenstreichen
Sich Trost nimmt für das eigne schwache Thun!
Der immer um sich späht und lauscht und nun
Sich seinen Werth bestimmt nach falschen Zeichen.

Thu frei und offen, was du nicht kannst lassen,
Doch wandle streng auf selbstbeschränkten Wegen
Und lerne früh nur deine Fehler hassen!

Dann gehe mild den Anderen entgegen;
Kannst du dich selbst nur fest zusammenfassen,
So hängt an deine Schritte sich der Segen.

5. Vision.

Ich gieng am grünen Berge hin, wo sich der Weih im Aether wiegt
Und reisemüd der Sonnenstral ausruhend auf der Quelle liegt,
Wo wilde Rosen einsam blühn, die Föhre hoch den Gipfel kränzt
Und drüberhin noch eine Burg von weißen Sonnenwolken glänzt.

Ich dacht an dich, mein süßes Kind! an unsrer Herzen stillen Schlag,
An unser heimlich Liebesband, und was daraus noch werden mag.
Ich dachte noch gar mancherlei, was sehnend mir die Brust bewegt,
Und was auch jetzt im Traum vielleicht dein spiegelklar Gemüth erregt.

Und wie in solcher Weihezeit mein Gott schon manchmal zu mir trat,
Erschien er jetzo in des Bergs frisch jugendgrüner Eichensaat,
Der jungen Stämme schlanke Schaar umschwankte säuselnd seine Knie;
So groß und herrlich gieng er her vor meiner regen Phantasie.

Sein Haupthaar war wie Morgengold und wallte gar so reich und schwer,
Und in den klaren Augen ruht ein ätherblaues Liebesmeer;
Ein Regenbogen zog um ihn als Gurt die edle Farbenluft:
Er trug 'nen weißen Blüthenstrauß von jungen Linden an der Brust.

Es traf mich seines Auges Stral wie warmer Sonnenschein im Mai,
Und als er meinen Namen sprach, erhob mein Haupt sich stolz und frei;
Ich wuchs und blühte rasch empor, daß ich mir selbst ein Wunder schien,
Und wandelte mit leichtem Schritt an Gottes hoher Seite hin.

Und plaudernd nun erzählte ich Gott all mein irdisch L
und Sein;
Doch alles Dieß besteht ja nur aus dir, du schönes L
allein.
Aus vollem Herzen sprach ich drum von dir, von di
ganze Zeit;
Er aber spiegelt lächelnd sich in meiner frohen Seligk

Dann trug ich ihm auch klagend vor, wie ich so gar
armes Blut,
Und bat darauf um Haus und Hof, um Bett und Sch
um Geld und Gut,
Um Garten, Feld und Rebenland, um eine ganze He
traut,
Darin ich dich empfangen könnt als reichgeschmückte Her
braut.

Es mußte doch einmal geschehn, drum schilt mich nicht
werd nicht roth;
Hör an, wie mir der Herr für dich gar eine schöne !
gift bot. –
Er sprach: „Zu wenig und zu viel hast du verlangt,
lieber Sohn!
Drum thu ich dir noch viel dazu und nehm ein wenig
davon.

Ich gebe euch nicht Haus und Hof, doch meine ganze
Welt,
Darinnen ihr euch lieben könnt, wie's euren Herzen
gefällt.
Zwei jungen Seelen ist zu eng das größte Haus, seis
so weit:
Doch finden sie noch eben Raum in meiner Schöp
Herrlichkeit.

Der ganze Lenz soll euer sein, so weit nur eine Blume bl
Doch nicht das allerkleinste Beet, um das sich eine Hecke
Ich gebe euch kein Prunkgemach, kein Silberzeug,
Kerzenlicht,
Weil sich ob Silberbronnenschall Goldstern an Stern
Kranz euch flicht.

Und Alles soll besonders blühn für euch, und schöner,
ihr geht,
Dieweil euch in mein Paradies ein eigen Pförtlein
steht.
So führe deine junge Braut getrost in deine Heimat
Brautführer soll mein lieblichster und allerschönster F
ling sein.

Die Anmuth sei die Ehrendam bei deines Herzens Kön
Ihr hübscher, zarter Page sei ein immergrüner Jugend
Zum Haushofmeister geb ich euch ein leicht und frö
Gottvertraun;
Es ist ein klug erfahrner Mann, dürft auf ihn wi
Felsen baun."

Ist unser Haus nicht gut bestellt und auserlesen das Ge
So zaudre nun nicht länger mehr und folge mir, du
des Kind!
Ich glaub, auf deinen Wangen spielt vom Morgenrot
Widerschein:
Sobald die Sonn am Himmel steht, will ich als Freie
dir sein.

R E Heid E

Geschichte

der

deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

von

Heinrich Kurz.

Mit **vielen** nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt.

Vierter Band.

Von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit.

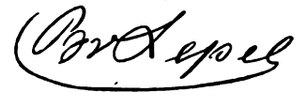
Sechste Lieferung.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1868.

PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1913 L

Bernhard von Lepel.



ernhard von Lepel, geb. am 27. Mai 3 in Meppen (Hannover), verlebte eine te Jugend; 1825 und 1826 beſuchte er chule in Stralſund, 1827 die in Mannheim, 3 war er bei ſeinem väterlichen Oheim, tanten des Prinzen Heinrich von Preußen, om; von 1829 bis 1833 war er wieder Mannheim, dann lebte er bis 1836 in in und Züllichau, worauf er in preußiſche gsdienſte trat. Von 1844—1847 be- e er die allgemeine Kriegsakademie und te 1848 den Feldzug in Schleswig mit, uf er ſeinen Abſchied nahm. In den J.) und 1846 machte er Reiſen nach Ita- ſeit 1852 lebt er in Berlin.

pel trat zuerſt mit den „Liedern aus Rom" . 1846) in die Oeffentlichkeit. Sie un- eiden ſich weſentlich von den Liedern an- Dichter, welche ſich in die Schönheiten der r oder der Kunſt verſenken und darüber ürgerlichen, religiöſen und Staatsverhält- vergeſſen, während Lepel beinahe aus- ßlich dieſe behandelt. Daß er als Prote- von der Pfaffenherrſchaft wenig erbaut ann man ihm nicht zum Vorwurf machen, aber, daß er ſich von ſeinem wohlbegrün- Zorn über die Heuchelei allzuſehr hin- n läßt, was der Wirkung ſeiner Darſtel- nicht geringen Eintrag thut. Dieß gilt ins- dere von den unter der Ueberſchrift „Rom" nmengefaßten Liedern, welche eigentlich dadurch anziehen, daß ſie den Gegenſatz hen dem alten und neuen Italien in ſen Zügen zeichnen. Größere Ruhe und auch mehr poetiſches Leben herrſcht in „Ausflug nach Neapel"; anziehend ſind Genrebilder", in denen der Dichter ein- Gemälde aus dem italieniſchen Leben mit rem Humor entwirft, der Glanzpunkt der Sammlung iſt aber „Die Wittwe von Capri", in welcher der Dichter in ſchön gebauten Terzinen einen einfachen Liebesroman erzählt, deſſen warme Innigkeit und Zartheit gleich anziehend iſt. Lieblich iſt die Schilderung der Wittwe, die trotz der erwachenden Liebe zum Fremdling die rührendſte Treue gegen den verſtorbenen Gatten bewahrt. Wie ſehr es dem Dichter um die Kunſt Ernſt iſt, erſehen wir aus den jüngſt erſchienenen „Gedichten" (Berl. 1866), die erfreuliche Fortſchritte in Gehalt und Form erweiſen. Die Sammlung iſt nicht ſehr umfangreich, was wohl des Dichters Strenge gegen ſich ſelbſt beizumeſſen iſt, aber deſto reicher iſt ſie in der Mannigfaltigkeit der Stoffe und der Formen, deſto reicher in der gedankenvollen Behandlung derſelben. Schon die „Bilder und Balladen", mit denen die Sammlung eröffnet wird, beſtätigen dieſes Urtheil, da beinahe alle Töne und Farben, deren das kleinere epiſche Gedicht fähig iſt, in ihnen repräſentirt ſind und alle den Stoff plaſtiſch anſchaulich oder dramatiſch lebendig darſtellen. Auch die lyriſche Abtheilung erfreut durch Wärme und Wahrheit der Empfindung, ſo wie durch Anmuth der Form, die gleich gelungen iſt, ob der Dichter einfache Liederſtrophen oder ſtolz einherſchreitende Terzinen, mit dem Reim ſpielende Gaſelen oder das den Gedanken ſtreng einrahmende Sonett behandelt. Am Höchſten ſteht er aber in den Oden, deren antike Strophen kunſtvoll gebaut ſind und einen großen Gedankenreichthum entfalten. Die erſte „An Humboldt", die ſchon früher in beſonderm Druck erſchienen war (Berl. 1847) und welche des genialen Naturforſchers großartige Forſchungen poetiſch darſtellt, zeugt von großer Herrſchaft über die Sprache, ſo wie von der ſchöpferiſchen Kraft des Dichters, der auch das Abſtrakteſte zur poetiſchen Anſchaulichkeit bringt und eine reiche Fülle von kühnen und treffenden Bildern entfaltet. Die eigenthümliche Form iſt zwar wohl überdacht und glücklich durchgeführt, doch würde das Gedicht bei einfacherem Strophenbau gewiß noch größere Wirkung hervorbringen. So trefflich die „Feſt-Hymne an Pius IX." aus dem J. 1846 iſt, ſo erfüllt ſie doch mit tiefer Wehmuth, weil man nicht umhin kann, dem ſchönen Bild des duldſamen und freiheitliebenden Prieſters das des ſpäteren Jeſuitenfreundes entgegenzuſetzen. Früher ſchon erſchien „Die Zauberin Kirke. Heitre Reime" (Berl. 1850), worin der Dichter in Heineſcher Sprache und Form die revolutionären Wühler und die reaktionären Pietiſten auf höchſt ergötzliche Weiſe verſpottet. Vortrefflich iſt das Intermezzo, die Erzählung von des Odyſſeus Aufenthalt bei der Zauberin Kirke; die alterthümliche Färbung iſt kunſtvoll mit dem durchblitzenden modernen Humor verſchmolzen und die wohlgebauten Anapäſten bilden einen wirkungsvollen Gegenſatz zu den leichten und leichtfertigen Strophen der übrigen Theile. Meiſterhaft iſt die Predigt des pietiſtiſchen Candidaten Jobs, namentlich wenn er zu Gott betet, er möge den Juden weniger, den Frommen mehr Geiſt geben. Lepels Verſuch im Drama „König Herodes. Tragödie in fünf Akten" (Berl. 1860) iſt nicht gelungen; es fehlt ihm die Mäßigung, die ſonſt den Dichter charakteriſiert.

1. Zwei Augen, die ich weinen ſah.

Zwei Augen, die ich weinen ſah,
Wie hab ich euch ſo lieb!
Die Seele lag mir offen da,
Die euch zum Weinen trieb.

Zum Fenſter ſahet ihr heraus,
Daran die Roſe hing,
Doch ſaht ihr nicht, wer vor dem Haus
So ſtill vorüber ging.

Wie hielt in ſeinem holden Bann
Ihn dieſes holde Blau —
Da endlich ſeht ihr ſanft ihn an
Und lächelt durch den Thau.

Für alle Zeiten ſteht es da,
Was ich ins Herz mir ſchrieb:
Zwei Augen, die ich weinen ſah,
Wie hab ich euch ſo lieb!

2. Sieg.

Den heißen Kampf, ich hab ihn überſtanden.
Noch fühl ich blutend ſeine ganze Schwere,
Denn gegen mich erhub ich meine Wehre,
Zerſchlug die Träume, die mich ſüß umwanden.

Mir iſt, nun ihre Bilder ſeufzend ſchwanden,
Als ob ich wie ein Sieger heimwärts kehre,
Den in die Schlacht die Stimme rief der Ehre,
Und der die Frevler trieb aus ſeinen Landen.

Nun ſieht das Volk mit Schwert und Schild und Lanze
Vor ſeiner Schaar ihn durch die Straßen reiten
Und die Beſiegten hinter ſeinem Glanze.

Ihm aber brennt der Schmerz die wunden Seiten,
Bleich iſt das Antlitz unter ſeinem Kranze,
Und ſolchen Kampf beſtänd' er keinen zweiten.

3. Gruß aus Sorrent

an die Freunde in Berlin.

Sei gegrüßt, herzlieber Verein am Spreefluß!
Goß die Kunſt auch heuer in Deinen Saal oft
Die ſo reich ſonſt ſtrömende Fluth, die Klangfluth
Edlen Geſangs aus?

Zogſt Du oft luſtwandelnd hinaus zum Stadtthor,
Haſt im Wald Du Lieder geprüft mit Weisheit?
Oder, ach, ob Deine zerſprengte Schaar nur
Sömmerlich ausruht!

Mancher ſchweift klangbildend an fernem Strand jetzt,
Nach Panorm ſelbſt ſegelte jüngſt ein Mitglied;
Aber heut ſuchts heitren Genuß und Raſt im
Kühlen Sorrento.

Sieh, es ſteht dort auf des umlaubten Dachs Plan;
Luftgen Rock trägts, luftigen leichten Strohhut,
Und es wird zum Kinde verwandelt dort beim
Reizendſten Ballſpiel:

Denn, entſandt aus ſchneeiger Mädchenhand, im
Bogen fliegt ihm zweier Orangen Wurf zu,
Und zurück dann wirft es und wieder fängts den
Duftigen Goldball;

Fängt und wirft, wirft Küſſe ſogar dem Ball nach, —
Darf es heut noch pflegen des Spiels ſo harmlos?
Lächelnd gönn ihm — gönne dem Freund den Abſchied
Flüchtiger Jugend;

Denn er ahnt ſelbſt ernſterer Zeiten Ankunft,
Denn er fühlt ſelbſt mitten im frohen Scherz ſchon,
Daß der Traum holdwinkenden Jugendglücks auf
Immer dahin flog.

Lieblich flog, gleich dieſer geſchwungnen Goldfrucht,
Wechſelvoll ihm oft in die Hand der Glückswurf, —
Doch die Hand warf tändelnd zurück den Tand ſtets,
Wie ſie es jetzt thut.

Schönre Frucht, nach deren Beſitz das Herz ſtrebt.
Süßer Lohn mühvoller und ernſter Arbeit,
Du allein ſollſt bleiben, wofern dich Gott dem
Strebenden zuwirft.

Aber bald nun eile der Wandrer heimwärts,
Wo der Tag zu edlem Geſang ihn aufruft,
Wo er froh Dich wieder vernimmt und dankbar,
Stimme der Freundſchaft!

4. Der ſchönſte Lorbeer.

Das ſchwerſte Leid trägt, wer es verbergen muß.
Dreifach beklemmt Stillſchweigen des Menſchen Bruſt.
Doch dieſes Leid, nicht theilts der Dichter,
Offen verkündet er, was ihn ſchmerzet.

Frei wird die Bruſt ihm, ſchüttet er ganz ſie aus,
Auf ſchließt er Euch, was tief und geheim er hegt,
Läßt Euch in ſeine Wundenmale
Legen die zweifelnden, kalten Hände.

Dann aber weh ihm, wenn des beſeelten Klangs
Schönheit allein Euch reizte den Sinn, das Herz
Nicht trieb zu ſanftem Mitgefühl, dann
Theilt der Verkannte das Loos Arions, —

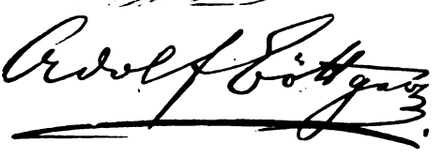
Den kaltes Schiffsvolk über den Pontus fuhr,
Doch reizte nur ſein prächtiges Goldgewand
Das Herz der Räuber, nicht ergriff ſie,
Was er entlockte den goldnen Saiten.

Dem Lied, das nicht eindrang in der Menſchen Herz,
Schmiegt ſich die Meerfluth, leiſe zur Ruh gewiegt,
Und ſeine Kunſt rührt ſelbſt die Schaaren
Froher Delphine, die heim ihn tragen.

Balſam empfing, wer klaget in Klängen, wenn
Des Liedes Seel' in andere Seelen tönt
Und ſelbſt in ſtumpfen Herzen leiſe
Weckt ein Gefühl der begrabnen Kindheit.

Des ſchönſten Lorbeers rühme ſich der allein.
Den für ein Lied mit feuchterem Glanze ſtill
Ein Auge traf, — ſo ſanfte Stralen
Mögen erhellen ihm dunkle Nächte.

Adolf Böttger.



Adolf Böttger, geb. zu Leipzig am 1. Mai 1815, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf der Nikolai- und später auf der Thomasschule daselbst und bezog 1836 die hiesige Universität, wo er sich mit philologischen Studien, vorzüglich neueren Sprachen beschäftigte. Seit dem privatisiert er in seiner Vaterstadt.

Böttger erwarb sich durch seine meisterhafte Übersetzung von Byrons Dichtungen (Lpz. 1840) sogleich allgemeine Anerkennung; aber auch seine selbstständigen Dichtungen wurden mit Beifall aufgenommen, vor Allem seine epischen Poesien, auf die wir später zurückkommen. Seine lyrischen Gedichte*) gehören zwar nicht zu den großartigen Erscheinungen, auch haben sie keine ausgeprägte Eigenthümlichkeit, was freilich oft eben so sehr ein Mangel als ein Vorzug sein kann, dagegen besitzen sie alle die Eigenschaften, die man von lyrischen Dichtungen zu erwarten befugt ist. Sein angeborenes Talent hat sich an den von ihm übersetzten Meisterwerken fremder Völker genährt und groß gezogen, ohne dadurch sich verleiten zu lassen, auch fremdartige Empfindungs- und Anschauungsweise anzunehmen, vielmehr tritt uns überall das reinste deutsche Bewußtsein entgegen. Sprache und Form behandelt er mit seltener Gewandtheit; alle seine Verse sind von großem Wohllaut und zierlicher Beweglichkeit. Seine Liebes- und Naturlieder zeugen von großer Empfänglichkeit, sowie von tiefem Gefühl; die Sonette sind wohlgebildet und inhaltsreich, die Epigramme meist gehaltvoll, sie prägen den Gedanken oft scharf und klar aus, bisweilen aber werden sie durch ein unglücklich gewähltes Bild getrübt, was bei dem sonst so geschmackvollen Dichter um so unangenehmer berührt.

*) Frühlingsmelodien. Lpz. 1846. — Gedichte. Ebd. 1846. 2. Aufl. 1851. — Wartburglieder. Ebd. 1847. — Neue Gedichte. Ebd. 1851. — Gesammelte Werke. 6 Bde. Lpz. 1864—1866.

1. Osterlied.

Die Glocken läuten das Ostern ein
In allen Enden und Landen
Und fromme Herzen jubeln darein:
Der Lenz ist wieder erstanden.

Es athmet der Wald, die Erde treibt
Und kleidet sich lachend mit Moose,
Und aus den schönen Augen reibt
Den Schlaf sich erwachend die Rose.

Das schaffende Licht, es flammt und kreist
Und sprengt die fesselnde Hülle;
Und über den Wassern schwebt der Geist
Unendlicher Liebesfülle.

2. Rath.

Was dich erfreut, was dich bewegt,
Verschließ es treu in deiner Brust,
Der scheelen Blicke Neid erregt
Des Frohsinns blumenheitre Lust.

Das Herz, von Liebe still umhegt,
Treibt Blüth und Früchte fort und fort,
Die keines Wetters Blitz zerschlägt,
Die keine Sommerschwüle dorrt.

Mit einer Seele, die dich liebt,
Erhaben über Menschenstreit,
Genieße, was die Erde giebt,
In seliger Verborgenheit.

3. Im Garten.

Du ruhest unter dem Lindenbaum,
Der steht in goldner Blüthe,
Und Engel wandeln durch den Raum
Und durch dein fromm Gemüthe.

Du träumest unter dem Lindenbaum,
Der haucht süßduftigen Segen,
Und streut in deinen lichten Traum
Den blühenden Sternenregen.

Am Busen liegt dir, der Liebe Stern,
Ein Röslein mit hellen Tröpfchen,
Wie an Marias Brust des Herrn
Frommblickendes Engelsköpfchen.

Und droben über dem Lindenbaum
Aus klarem Himmelslichte
Webt eine Lerch in deinen Traum
Unsterbliche Gedichte!

4. Du klarer Stern.

Du klarer Stern, der meine Nacht
Mit freudgem Kuß hinweggelacht,
Wer je dich sah, vergißt dich nicht,
Wo giengst du hin, du schönes Licht —
Ich suche dich auf Berg und Höhn,
Denn ach! — du warst so schön, so schön!

In deines Auges mildem Glanz
Verlor sich meine Seele ganz.
Und im Verlust ward mir erst klar,
Daß in mir Geist und Leben war;
Nun such ich mich in dir, mein Stern,
Doch ach! — du bist so fern, so fern!

5. Johannislied.

Auch der Todten in der Gruft
Laßt uns fromm gedenken,
Die wir noch in heitrer Luft
Frei die Blicke lenken.

Athmen sie als Blumen doch
Aus des Grabes Moose,
Ihre Seele grüßt uns noch
In dem Duft der Rose.

Auf den kalten Leichenstein
Legt lebendge Blüthen,
Und der Thränen Opferwein
Wird sie frisch behüten.

Was das Grab geheim auch barg,
Kränze laßt drauf hangen,
Liegen wir doch selbst im Sarg
Irdschen Wahns gefangen.

Und der Himmel klar und rein
Sendet Blumenengel,
Sendet Thau und Sonnenschein
In die Nacht der Mängel.

Süßer Rausch, im Blumenduft
Sein Gemüth versenken!
Auch der Todten in der Gruft
Laßt uns fromm gedenken.

6. Wahre Weisheit.

Willst wahre Weisheit du für dich gewinnen,
So geh aufs Feld, wo frische Blumen sprießen,
Von ihnen lernst das Leben du genießen,
Erkenntniß zeigt sich deinen durstgen Sinnen.

Und will der Lug des Frömmlers dich umspinnen,
Der nur den Glauben hemmt, statt zu erschließen,
So geh zum Bach, deß Wellen rauschend fließen,
Und das Geheimniß Gottes hörst du rinnen.

Nur Eine große Kirche gibt es, Eine,
Die jedes Herz erfüllt mit Liebeswonne:
Natur, Natur mit ihrem Heilgenscheine.

Und willst du drinnen beten zur Madonne,
Nimm dir ein süßes Liebchen, wie das meine,
Schön wie der Lenz und blendend wie die Sonne.

7. Junker Herbst.

Der Junker Herbst im Jagdgewand,
Den blanken Eschenspeer zur Hand,
Zieht durch Gebirg und Felder;
Der Pfeil zuckt von der Senne schnell,
Bei Hussaruf und Hundsgebell
Durchkeucht der Hirsch die Wälder.

Wild durch der Eichen alten Forst
Zum adlerhohen Felsenhorst
Schwingt er behend die Glieder;
Hält Rast dann auf dem moosgen Block,
Schwingt Weinlaub in des Haars Gelock
Und blickt ins Thal hernieder.

Und wo ins Thal dein Auge schaut,
Erglänzen Früchte schmelzbethaut,
Schwillt blau am Stock die Traube;
Und wie er spricht ein einzig Wort,
Fliegt rasch das Grün der Blätter fort,
Und Scharlach hängt am Laube.

Schlau lächelnd stößt er dann ins Horn
Und stürmt aufs Neu durch Busch und Dorn
Vom felsgethürmten Gipfel. —
Auf seinen Ruf dahergebraust
Kommt Sturm, der Jagdgesell, und saust
Das Laub von Zweig und Gipfel.

8. Erkenntniß.

Blindlings schleudert der Fuß des Ungeweihten den St
fort,
Während der Weisere draus helle Demanten sich schlä
Schöne Gedanken umdämmern so Manchen wie schi
mernde Blüthen,
Doch nur der Genius bricht leicht sich die reifende Fruc

9. Ein Zwiegestirn.

Byron und Platen, ihr leuchtet als Dioskuren der Schönhei
Dieser so klar wie der Tag, Jener so hehr wie die Nac
Beide Poeten, erscholl euch der Angstruf sterbender Freihei
Hellas und Polen verfocht euer begeistertes Lied.
Ein Loos ward Euch: im Leben verpönt euch der heimis
Blödsinn,
Classischer Aether umwob euer verblutendes Herz!

10. Gebet auf den Bergen.

Die Berge sind die Festaltäre,
Darauf der Sonne Feuer rollt,
Wo edler Herzen freudge Zähre
Das Opfer frommen Dankes zollt.

Ich knie auf deinen stillen Hügeln,
Natur! von dir allein belauscht,
Und betend fühl ich, daß auf Flügeln
Der Geist der Liebe mich umrauscht.

Wie sich dem Sohn aus Levis Stamme
Der Herr im Feuerbusch gezeigt,
So in des Waldes grüner Flamme
Seh ich dein Wesen mir geneigt.

Im Spiegel jener klaren Flüsse
Erkenn ich deines Auges Licht,
Und in der Blume, die ich küsse,
Küß ich dein heilges Angesicht!

Heinrich Theodor Zeise.

Zeise, geb. am 19. April 1822 wurde von seinem Vater, einem rwissenschaftliche Werke bekannten nd Fabrikanten chemischer Präpa- m nämlichen Beruf bestimmt. Er ie Lehrzeit in Landsberg an der eitete sodann in Altona und Kopen- Gehülfe und bereitete sich unter ouw und Zeise zugleich zum Staats- welches er im J. 1844 mit Aus- stand. Er kehrte hierauf in seine urück, wo er sich, der Pharmacie der praktischen Chemie zuwandte, r noch jetzt als Besitzer einer chemi- wirkt. Im J. 1846 unternahm ere Reise durch Norwegen, Schwe- nemark, wo er die dänischen Dich- chläger, Andersen, Winther, Holst , so wie die norwegischen Schrift- örnsen und Jörgen Moe kennen denen er Gedichte und Novellen ie er denn auch naturwissenschaftliche Oersted und Schouw in die deutsche rtrug.

Zeise veröffentlichte zuerst einzelne n verschiedenen Taschenbüchern und . Die günstige Aufnahme derselben ihn, eine größere Sammlung her- „Gedichte" (Altona 1847), denen eite „Neuere Gedichte" (Kiel 1850) eine dritte „Aus meiner Lieder- mappe" (Altona 1861) folgte. Außerdem gab er heraus: „Kampf- und Schwertlieder" (Ebd. 1848) und „Deutsche Kriegs- und Siegeslieder" (Ebd. 1864), eine Sammlung von Schlachtgesängen verschiedener Dichter, unter welchen die seinigen zu den bessern gehören.

Zeise ist eine der liebenswürdigsten Erscheinungen unter den neuern Lyrikern; er verbindet jugendliche Heiterkeit des Gemüths mit sittlichem Ernst, Zartheit der Empfindung mit männlicher Kraft der Seele, und so machen seine Gedichte stets einen wohlthätigen Eindruck, wenn man auch hie und da wünschen möchte, daß er der Sprache mehr Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Er ist nicht inkorrekt, aber der Ausdruck ist nicht immer gewählt und steht auch wohl unter dem Einfluß des Reims; Zeise besitzt aber eine solche Herrschaft über die Sprache, daß er diese Mängel leicht vermeiden könnte. Der Inhalt seiner Lieder bietet reiche Mannigfaltigkeit, Landschaftsgemälde, namentlich aus dem skandinavischen Norden, Liebes- und Trinklieder, vaterländische Gesänge bilden die größte Anzahl, aber auch manche andre Lebensbeziehungen werden vom Dichter behandelt, und überall beruhen die Gedichte auf tiefer Beobachtung und unmittelbarer Auffassung, er mag Naturscenen oder Lebensverhältnisse darstellen. Vor Allem aber erfreut der reine Sinn, der aus seinen Dichtungen hervorleuchtet, die edle, menschliche Gesinnung, das warme Gefühl für die Armen und Unterdrückten, so wie endlich seine begeisterte Vaterlandsliebe, die er auch in den schwersten Bedrängnissen nie verläugnete.

1. Helgoland.

Aus der Nordsee grünen Wogen ragt ein Felsen stolz empor,
Den ein wackres Friesenvölkchen sich zum Wohnsitz auserkor,
Rings umbraust von wilden Fluten, ist sein Feld der Meeresplan,
Und sein Pflug, der kleine Nachen, bricht mit scharfem Kiel sich Bahn.

Auf den Feldern keine Saaten, auf der Insel grünt kein Baum,
Nur der Tang zieht um den Felsen einen dunkelgrünen Saum.
Keine Blüthe labt das Auge, dich erfrischt kein Blumenduft,
Doch so weit die Blicke schweifen, grün das Meer und blau die Luft.

Ja, das Meer, das ist der Acker, den der Friese keck befährt,
Der verschwenderisch ihm bietet, was sein freies Herz begehrt.
Auf dem Meer ist seine Heimat, stets winkt ihm der weite Plan,
Seis im goldnen Sonnenglanze, seis im donnernden Orkan;
Stets siehst Du die stolzen Männer, wenn die Flut im Sturme droht,
Springen in die leichten Kähne, wenn ein Schiff in Fahr und Noth.

Und sie zwingen ihre Nachen durch die wildempörte Flut,
Kraft im Arme, scharf das Auge, und im Herzen Heldenmuth.
Heil dem kleinen Friesenstamme, der so treu die Insel liebt,
Und die grüne Meereswoge, die am Klippensaum zerstiebt;
Manch Jahrhundert noch umbrause Wogenschwall die Felsenwand,
Segnend Deine kühnen Söhne, sturmerprobtes Helgoland.

2. Sei liebreich.

Treu bewahre im Gemüthe
Und beschirme früh und spät
Jede Knospe, jede Blüthe,
Die auf deinen Wegen steht.

Seis die Knospe hoch am Baume,
Seis ein fröhlich plaudernd Kind,
Seis am grünen Wiesensaume
Eine Blume, weich und lind.

Halt den Wurm auf öder Stätte
Nicht für klein und für gering,
In der Schöpfung ewger Kette
Sieh ihn an als starken Ring.

Nach den Sternen magst du trachten,
Wenn dein Geist den Staub besiegt,
Doch des Kiesels sollst du achten,
Der zu deinen Füßen liegt.

Hoch und herrlich ist die Stärke,
Die von Seelenadel zeugt,
Wenn sie sich zum Liebeswerke
Zu dem Schwachen niederbeugt.

Gibst du den gesunknen Ranken
Neuen Halt und frischen Stand,
O, dann reichst du auch den Kranken
Und Gefallnen deine Hand.

Sei ein Denker oder Dichter,
Form in Erzen oder Stein,
Vor dem ewgen Weltenrichter
Sollst du Mensch vor Allem sein.

Treu bewahre im Gemüthe
Und beschirme früh und spät
Jede Knospe, jede Blüthe,
Die auf deinen Wegen steht.

3. Maiwanderung.

Bei dem Klange der Schalmeien.
Und geschmückt mit Kranz und Strauß,
Zogen wir zur Zeit der Maien
In den grünen Wald hinaus;
Schritten über frische Wiesen
Mit dem leichten Wanderschuh,
Holder Knabe, sei gepriesen,
Blüthenreicher Frühling du.

Auf den Fluren, auf den Wellen,
Auf der grünen Blätterpracht,
Welch ein Wogen, welch ein Schwellen,
Welch ein Jubeln glutentfacht.
In den Wäldern welche Stimmen,
Amsellied und Finkenschlag,
Um die Blumen summten Immen,
Um die Blüthen tausendfach.

Purpur färbt der Mädchen Wangen,
Freude hob die junge Brust,
Jugendfrische Lieder klangen
Bei des Lenzes selger Lust.
Last, entledigt aller Lasten,
Unter Buchen hoch und schlank,
Die erschöpften Glieder rasten
Auf dem Moos, der weichen Bank.

Selge Ruhe, selger Frieden,
Den Dir heißer Kampf geraubt,
Und der lange Dich gemieden,
Spielt Dir heut um Brust und Haupt.
Senkt sich segnend auf Dich nieder,
Haucht ins Herz der Sehnsucht Glut,
Lebenskraft in Deine Glieder,
In die Brust den heitern Muth.

4. Thalatta! Thalatta!

Mag preisen den grünen und rauschenden Wald
Der Jäger in lautem Gesange,
Wenn das Horn, wenn das liebliche Waldhorn schallt,
Wenn leiser und leiser der Ton verhallt,
Hinsterbend in zitterndem Klange.
Ich preise des Meeres donnernd Gekrach,
Ich preise die rollenden Wogen,
Den heulenden Sturm und der Wellen Schlag,
Vom Gischt der Brandung umzogen.

Das Meer, das Meer nur ist fesselos,
Es sendet im Sturme Dir Grüße,
Es birgt unendliche Schätze sein Schoß,
Die wirfts Dir bei donnernder Wogen Getos,
Ein grollendes Weib, vor die Füße.
Des Auges Blitz und der Locken Pracht
Verräth ein inbrünstig Verlangen,
Sie zieht dich hinab in die finsterste Nacht,
Dich mit starkem Arm zu umfangen.

Das Meer verschlingt und das Meer begräbt,
Was die Hand des Menschen erschaffen;
Du stehst, wie der Muthigste wankt und erbebt,
Wenn es im Sturm seine Stimme erhebt,
Wenn Schlünde entgegen Dir klaffen.
Es tanzt auf dem Wogenkamme das Schiff,
Es zittern die Masten, die schwanken,
Die Wellen schleuderns mit Macht auf das Riff,
Zersplitternd die Rippen und Planken.

Wer nie an die ewigen Götter geglaubt,
Wer Tugend verachtet und Ehre,
Wem schnöde die Welt das Höchste geraubt,
Der hebt zu den Sternen empor das Haupt,
Der betet auf endlosem Meere.
Und wenn die Woge dann leiser wallt
Und spiegelklar sich gestaltet.
Erkennt er voll Demuth die höchste Gewalt
Und hält seine Hände gefaltet.

Mag preisen den Wald und die grünende Flur
Der Hirt im Gesang und im Liede,
Er findet der Gottheit ewige Spur
Auf deinen Triften, du heilge Natur,
Und ins klopfende Herz zieht der Friede.
Ich aber preise des Meeres Gekrach,
Die rollenden, donnernden Wogen,
Den heulenden Sturm und der Wellen Schlag,
Vom Gischt der Brandung umzogen.

5. Des Greises Tod.

Heut grade sind es siebzig Jahr,
Seit ich ins Leben trat,
Mein Herz blieb jung, mein Auge klar,
Das Alter bleichte nur mein Haar,
Auf dornenvollem Pfad;
Doch heut ist mir so wohl zu Muth,
Ich fühl, es geht zum Sterben,
Reicht mir voll Wein den Becher gut,
Dann, Leib, zerbrich in Scherben.

Es war ein Maientag wie heut,
Und Wald und Flur belaubt,
Ich saß im Garten hocherfreut,
Es hat der Apfelbaum gestreut
Die Blüthen auf mein Haupt.
Den Becher, den Ihr jetzt erschaut,
— Ich bin wie neugeboren, —
Trank ich zur Ehr der süßen Braut,
Die sich mein Herz erkoren.

Mild, wie der Frühling draußen war,
Zog er ins Haus hinein,
Mein Lieb trug Rosen in dem Haar,
Ihr Auge leuchtete so klar
Wie sanfter Sternenschein.
Als fest ich in den Arm sie nahm,
Da sah ich Rosen prangen,
Die sproßten auf in süßer Scham
Auf ihren frischen Wangen.

Und wieder wars zur Maienzeit,
Die Luft so wonnewarm,
Vom Baum die Blüthe niederschneit,
Sie aber hielt voll Freudigkeit
Ein Knäblein auf dem Arm.
Und jubelnd füllt' ich den Pokal
Zum Dank der schönsten Gabe,
Heil dir, mit lichtem Augenstral,
Mein blondgelockter Knabe!

Und wie auch Mond auf Mond verschwand,
Es blieb im Herzen Mai,
Doch höchstes Glück hält nimmer Stand,
Es zog der Winter in das Land,
Da brach mein Herz entzwei.
Denn als der Winter rauher ward,
Erblaßte meine Rose,
Sie sank mit ihrer Knospe zart
Bei wildem Sturmgetose.

Ich aber saß stumm und allein
Bei Tage und bei Nacht,
Mich labte nicht ein Tropfen Wein,
Ich hab in meiner höchsten Pein
Der Rosen nur gedacht.
Der Becher auf dem Tische stand,
Nie füllte ich ihn wieder,
Und nahm ihn zitternd meine Hand,
So flossen Zähren nieder.

Ich blieb allein, ein nackter Baum,
Der Knospen all beraubt,
Und wiegte, wie im schweren Traum,
In klarer Lüfte weitem Raum
Mein gramgebeugtes Haupt.
Und jedes Jahr, das kam und gieng,
Fand mich an trauter Stätte,
Die Zeit fügt ewig Ring an Ring
Zur großen Schmerzenskette.

Fragt Ihr, was mir auf Erden blieb?
Sie giengen all voraus:
Die Rose roth, mein süßes Lieb,
Die Knospe auch, der junge Trieb,
Mit Locken, blond und kraus.
Den Becher füllt zum letzten Mal,
Laßt Ruhe mich erwerben, —
Der Greis leert lächelnd den Pokal,
Und legt sich hin zum Sterben.

Theodor Creizenach.

Theodor Creizenach, geb. am 17. April 1818 zu Mainz, Sohn des israelitischen Lehrers und Predigers Michael Creizenach, kam im 7. Jahre nach Frankfurt a. M., wohin sein Vater berufen worden war. Als er seine Schulstudien, die oft durch Krankheit unterbrochen worden waren, vollendet hatte, bezog er die Universität Gießen, später die zu Göttingen und Heidelberg, in welcher er 1839 die philosophische Doctorwürde erwarb. Von da an brachte er eine Reihe von Jahren in wechselnden Lebensstellungen zu; längere Zeit lebte er im Hause des Freiherrn Anselm von Rothschild als Lehrer und Erzieher in London und Paris. Im J. 1843 begründete er zu Frankfurt den jüdischen Reformverein, der bei seiner abstrakten Haltung zwar in den betreffenden Kreisen manches Gute anregte, aber kein dauerndes Ergebniß haben konnte. Das Jahr 1854 verbrachte Creizenach großen Theils in Italien. Nach seiner Rückkehr trat er in die protestantische Gemeinde ein. Durch diesen Uebertritt amtlos geworden (er war bis dahin Lehrer am israelitischen Philanthropin), beschäftigte er sich seitdem mit Privatunterricht und literarischen Arbeiten; auch hielt er öffentliche Vorträge, die zahlreich besucht wurden und Beifall fanden. Die Leitung der literarischen Wochenschrift „Frankfurter Muse" besorgte er Anfangs gemeinschaftlich mit Otto Müller, später allein. Im J. 1859 wurde er als Lehrer an die höhere Bürgerschule, 1863 als Professor der Geschichte und Literatur an das Gymnasium berufen.

Creizenachs Dichtungen*) erschienen sämmtlich, als er noch nicht zum Christenthum übergetreten war, was den Charakter derselben genugsam erklärt. Tiefes Gefühl für die unterdrückte Stellung seiner Glaubensgenossen, Schmerz über deren geistige Verkommenheit, Sehnsucht und Bestreben, sie in politischer wie in geistiger Hinsicht zu erheben, das sind die Grundzüge seiner Dichtungen, aus denen sich die weiteren Folgerungen ergeben, daß der Dichter in der Freiheit das Mittel zur Veredlung nicht bloß des jüdischen Volks, sondern des ganzen Menschengeschlechts erblickte. Wenn schon darin der Keim seines Uebertritts zum Christenthum, als der Religion der Freiheit lag, so wurde dieser um so entschiedener zur Entwickelung gebracht, als der Dichter schon früh zum Bewußtsein gelangte, daß er ein Deutscher sei, und daß das Judenthum wesentlich auf dem Gefühl beruhe, einem eigenen, dem auserwählten Volk Gottes anzugehören.

Dieses Bewußtsein, zum deutschen Volke zu gehören, die innigste Liebe zum deutschen Vaterlande spricht sich in einer Reihe von schönen Liedern aus („Schlachtgesang", „Vom Straßburger Münster", „Erinnerung an Börne"), und diese sind es vor Allen, welche uns den Dichter liebgewinnen machen. Ihnen reihen sich diejenigen an, in denen er die Freiheit ver-

*) Zur Jubelfeier der Universität Göttingen (Gött. 1837) in Gemeinschaft mit Moritz Carriere. — Dichtungen (Mannh. 1839). — Gedichte (Frankf. 1848. 2. Aufl. 1851).

herrlicht, die Freiheit, die den Menschen erst zum Menschen macht. Diese wünscht er namentlich für Deutschland herbei, dessen Geschichte seit den Freiheitskriegen er in der Liederreihe: „Der dreißigjährige Friede. Lebensbilder statt der Todtenkränze" poetisch darstellt und deren Tendenz er schon in dem aus Byron entlehnten Motto ausspricht: „Der Freiheitskampf, erst angefacht, Vom Ahn im Blut dem Sohn vermacht, Wird einmal doch zum Sieg gebracht", wie er das schöne im J. 1842 abgefaßte Gedicht „An Ludwig Philipp, nach dem Tode des Thronerben" mit den bedeutungsvollen und prophetischen Worten schließt: „Der Menschengeist, der jede Fessel bricht, — Erkenn' es nur — er trägt auch deine nicht." —

Die Ideen, welche Creizenach vorzüglich beseelen, mußten seinen Dichtungen eine elegische Färbung geben, die auch in denjenigen bemerkbar ist, welche andere Stoffe behandeln, so namentlich die, in denen er Lebensweisheit vorträgt („Der kürzeste Tag", „Scherz und Ernst" u. a. m.). Alle erfreuen aber durch die einfache und prunklose Form, die demungeachtet nicht ohne Schwung ist. Wir heben zur Charakteristik des Dichters zwei Gedichte (wir mußten uns des Raumes wegen beschränken) heraus, in denen sich seine Eigenthümlichkeit mit am Schärfsten kundgibt. Im ersten „Mose und Christus" läßt uns der Dichter in sein Innerstes blicken; er erklärt uns, warum er nicht schon früher zum Christenthum übergetreten ist; im zweiten „Der deutsche Jude" erkennen wir den Grund, der ihn schließlich bewegen mußte, den lang überlegten Schritt zu thun: er wollte ganz ein Deutscher sein.

1. Mose und Christus.

Der einst von Gotteskraft getrieben,
Umwallt von Horebs Flammenroth,
Im Arme trug auf Stein geschrieben
Jehovahs heiliges Gebot,

Er hat entfacht in Weihestunden
Die Opferflammen am Altar
Und mit Gesetzes Kraft gebunden
Den kecken Willen seiner Schaar.

Doch höher schwoll der Liebe Fülle,
Wie Psyche von der Puppe umkreist;
Zu eng ward des Gebotes Hülle
Dem ahnungsvollen Menschengeist.

Da nahte Jesus als Befreier,
Er führt ein neues Licht herauf,
Und löst in hoher Liebesfeier
Die steingeschriebne Satzung auf.

Und somit ist für uns geendigt
Der lange unheilvolle Streit;
Durch Mose ward ein Volk gebändigt,
Durch Jesus eine Welt befreit.

Sie ward befreit? Die kühnen Züge
Des freien Worts, das er gelehrt,
Sie sind durch Unverstand und Lüge
Zur Sklavensatzung schnöd verkehrt.

Es zeigt die Welt durch ihr Beginnen,
Da den Befreier sie verwarf,
Daß sie in ihrem dumpfen Sinnen
Noch stets des Bändigers bedarf.

Ich aber soll in diesen Tagen
Mich fügen dem entweihten Brauch,
Und Christi Zeichen auf mir tragen,
Das Nichts mehr hat von seinem Hauch

Nein, laßt mich sein Begeistrungsfeuer
Im Busen hegen warm und rein;
Dann werd ich, Jesus, dir getreuer
Als alle deine Pfaffen sein.

2. Der deutsche Jude.

I.

Ich stand auf deutscher Berge Gipfeln
Und sah der Sonne Morgenrauch;
Da kam von fernen Cederwipfeln
Zu mir ein längst vergeßner Hauch.
Ich träumte von dem heilgen Strome,
Vom Tempel, der so herrlich war;
Und schaute statt der mächtgen Dome
Nur Zions stürzenden Altar.

Da flüsterten die alten Sagen;
Vom Libanon da hats gebraust
Wie in der Urwelt grauen Tagen,
Als meine Ahnen dort gehaust.
Und als im Sturm die Flammen glühten,
Worin die Welt sich hat erneut,
Ward auch das Volk von Sturmes Wüthen
Nach allen Winden hin zerstreut.

So ward, ein Flüchtling, ich verschlagen
Vom Jordan bis zum alten Rhein;
Und wo die Ritterburgen ragen,
Da soll ich nun ein Fremder sein.
Es haben sich in goldne Halmen
Die deutschen Felder eingehüllt;
Warum von Palmen und von Psalmen
Wär unser Sehnen angefüllt?

Nein! wenn sich auch ein leises Mahnen
Noch regt an die vergeßne Zeit,
Sind meine Dienste doch den Fahnen
Des edlen, starken Kampfs geweiht.
Und wie aus längst versunknen Veßten
Noch Moos und Bäume blühn hervor,
So steigt auch aus den alten Resten
Der Drang zum neuen Licht empor.

So ruft es mir im Busen heftig:
Die Zeit vollendet ihren Lauf!
Es steht der Geist der Liebe kräftig
Aus modernden Gesteinen auf.
Die Liebe läßt sich nicht verkümmern;
In Staub die alte Herrlichkeit!
Denn hoch ersteht aus Schutt und Trümmer
Der Lebensbaum der neuen Zeit!

II.

Schön ist des Ostens Sommertag,
Mehr duftend als Jasmin und Flieder;
Und was ein Herz erfreuen mag,
Gießt er aus seinem Horne nieder.
Doch mag gedeihen Feld und Au,
Das ist noch nicht der rechte Thau;
Ein beßrer Sommer kam uns heuer.
Des Nordens tiefes Nebelgrau
Verklärte hell des Geistes Feuer.

e Volk, das bis zum Belt
n Urwald konnte lichten,
mſonſt die weite Welt
Büchern und Gedichten.
echte Stimme preiſt!
iſt die Siegesſtunde.
r uns ſchon umkreiſt,
rd der deutſche Geiſt
wie dem neuen Bunde.

Arnold Schloenbach.

ld Schloenbach iſt ein Dichter
e des Worts, und wenn er auch
Höchſte erreichte, ſo war dieß
Mangel an Schöpfungskraft als
irrungen zuzuſchreiben. Wenn
Thätigkeit vorzüglich dem Epos
dmet, ſo hat er doch im Lyri-
e geleiſtet. Schon ſeine erſte
ieſchichte, Gegenwart, Gemüth.
b. 1847) offenbart ein ſchönes
var noch jugendlich überwallt,
r nachahmend ſich bewegt, aber
geſunden Kern nicht verkennen
ges Streben offenbart, das noch
erſpricht. Begegnen wir in der
manchem gebrauchten und ſchon
uchten Gedanken, manchem ſchon
lten Stoff, ſo iſt dieß aus der Ju-
s leicht zu erklären, dem es noch,
ſo recht ausdrücken dürfen, an
ung fehlte; allein auch dann
as produktive Talent, weil er
en eine neue, bedeutende Seite
oeiß. Auch ſpricht ſich in der
chweg ein ſo reiner Sinn, ein
aus, daß wir den Dichter lieb-
n. Acht Jahre ſpäter erſchien
Dichtungen" (Lpz. 1855),
uch die Erwartungen ſogar noch
nen man durch ſeine erſten Poe-
ar. Es läßt ſich zwar an ein-
manches ausſetzen; ſo iſt die
t ſorgfältig behandelt, beſonders
s der Mangel an Klarheit, der
en Grund in falſchen Bildern
ibt, wenn man auch eine Reihe
after Stücke ausſcheidet, noch
n reichen Talente des Dichters
niß gibt. Der Grundgedanke,
ltſeele" in den mannigfaltigſten
Variationen behandelt wird,
Erſcheinungen der Natur, ſelbſt
ten, vom Weltgeiſt durchdrun-
edanke, den wir ſchon bei Her-
m bei andern Dichtern finden,
nbach weit tiefer verfolgt, da er
chtbare Welt, ſondern auch die
und Chemie („Poeſie und Hei-
") entdeckten Naturgeſetze in
Poeſie zieht und dieſe Geſetze
in Verbindung bringt, ſie als
cher Gefühle, Empfindungen,
Wünſche oder Thätigkeiten ge-
in der Welt iſt Poeſie, man

muß die Erſcheinungen nur in ihrer tieferen Bedeutung erfaſſen; dieß iſt der Gedanke des ſchönen Gedichts „Poeſie und Heimat", welches einen bedeutſamen Gegenſatz zu Freiligraths „Reiter" bildet. Alles in der Welt hat eine Seele, ſo das Meer („Meeresklage und Troſt") und Liebe iſt das Weſen aller Erſcheinungen („Mondes-Liebe"). Auch wo der Dichter dieſe ganz objektiv betrachtet, gelingen ihm die großartigſten und anſchaulichſten Schilderungen voll Schwung und Farbenglut („Vor dem Sturme").

1. Der Chriſtabend.

Ich ſaß im einſamen Zimmer allein
Und ſchaute hinaus in die Nacht;
Von drüben erglänzte des Chriſtbaums Schein
Und droben die ſtille Pracht.

Und ich ſann und ſann über frühere Zeit,
Wo die Bruſt ſo mächtig anſchwoll;
Das Herz wurde eng, das Herz wurde weit, —
Es wurde ſo heiß und voll.

Da glaubt ich: hoch über Berge weit
Und über das Nebelmeer,
Da walle im ſchönen blauſeidnen Kleid
Mein holdes Mädchen einher! —

Als früher ich noch ſo ein Knäbchen war,
Ich will es freudig geſtehn,
Da glaubt ich, an jedem Chriſtabend gar
Das Chriſtuskindchen zu ſehn.

Da glaubt ich, hoch über Berge weit
Und über das Nebelmeer,
Da walle im ſchönen blauſeidnen Kleid
Das Chriſtuskindchen einher.

O Zeiten der Liebe und Kindheit ſchön,
Wie ſeid ihr einander ſo gleich!
Da ſteht man hoch auf des Lebens Höhn
Und fühlt ſich ſo rein und ſo reich.

2. Poeſie und Heimat.

Ihr Dichter fragt oft: „Was iſt Poeſie?!"
Und ſucht ſie auf in weltenfernem Raume,
Und jagt ihr nach mit ſchwelgendem Genie,
Und ſucht ſie auf in ſüßem Wahn und Traume.

Der Sonne wollt ihr neuen Glanz verleihn,
Und Düfte ſchenken ſüßen Blüthendolden,
Den Himmel erſt zu einem Himmel weihn,
Und wohl das Gold, das reine, noch vergolden.

Jagt durch die Welt, der Dichtung Ahasver,
Und keine Heimat kann euch glücklich binden;
Doch Poeſie iſt immer um euch her,
Und in euch ſelbſt müßt ihr die Heimat finden.

Da, horch ein Ton! Wie raſch iſt er verrauſcht,
Doch wie prophetiſch iſt ſein weites Klingen,
Habt ihr in ihm nur das Geſetz belauſcht,
Wonach die Welten ſich harmoniſch ſchwingen?

Ein Stückchen Glas, das euch zu Füßen blinkt,
Das ſehnſuchtsvoll der Sonne Glanz geſogen —
O Poeſie, die ſein Geſetz durchdringt:
Der Wolken Pracht, die Pracht der Regenbogen.

Im Tropfen Waſſer, der am Glaſe hängt,
Die Poeſie des Ruhens, der Bewegung,
Die jeden Stoff mit Lieb und Haß getränkt —
So aller Stoffe ewge Wechſelregung!

Da hier ein Blatt! Wie das poetiſch ſpricht!
O ſchaut nur recht! In ſeiner Adern Quellen
Verkündet es ein ewiges Gedicht:
Des Lichtes Strömen und des Lichtes Wellen!

Ein Flämmchen hier durch einen Druck der Hand,
Wie ſtralt es euch gedankenvoll entgegen,
Habt ihr darin nur das Geſetz belauſcht,
Wie ſich des Weltalls Wärmekräfte regen.

Die kahle Haide iſt ein Mutterſchooß
Von ewger Schönheit! Schaue nur, o ſchaue
Auf kahler Haide jenes kleine Moos,
Die Poeſie in ſeinem Wunderbaue!

So Poeſie, wo nur ein Odem quellt,
Und unſre Heimat, wo ſie liebreich waltet.
So iſt denn Heimat uns die ganze Welt,
Wenn in uns ſelbſt ſich eine Welt geſtaltet.

3. Opfern.

Wenn ſich verwandt zwei Stoffe finden, —
So lehrt es aller Bildung Lauf, —
Und wollen ſich als Ganzes binden,
Löſt ſich erſt Eins im Andern auf.

Dann erſt entfliehet, was ſie trennte,
Es bleibt zurück nur was verwandt,
So, aus dem Kampf der Elemente,
Glüht ſich der echten Liebe Band.

Wie doch Natur in ewgem Walten
Zum ſtolzen Menſchenherzen ſpricht:
Sich opfern heißt erſt ſich geſtalten,
Und ohne Opfer liebſt Du nicht!

4. Mondes-Liebe.

Holdes Mondlicht! Mildes Leuchten!
Wunderbares Zauberbild!
Sag, was iſt das für ein Zauber,
Der aus deinen Stralen quillt?

Deute mir das bange Sehnen,
Das dein Blick in uns erſchließt,
Jenes weiche, trunkne Träumen,
Das dein Glanz in uns ergießt!

„Liebe! Liebe! iſt mein Zauber,
Meines Dankes ſüße Pflicht;
Denn von ihr, der großen Erde,
Kommt mir erſt mein liebes Licht.

Und nun geb ich ihr zurücke,
Nur mit meiner Lieb getränkt,
Was mich ihr ſo herrlich machte,
Was ſie liebend mir geſchenkt.

Nun erleucht ich ihre Nächte,
Gebe ſanften Frieden ihr! — —"
O — das ſind ja deine Worte,
Mädchen, die du ſprachſt zu mir!

Mädchen — Mondlicht meiner Seele!
Holdes, reines Liebesbild!
O, nun kenn ich auch den Zauber,
Der aus deinem Aug mir quillt!

5. Vor dem Sturme.

Sie hängen dräuend, tief und ſchwer,
Die ungeheuren Wolkenballen.
Gebannt das heiße, dunkle Meer, —
Kein Ton, kein Hauch, kein leiſes Wallen.

Die nackten grauen Felſen glühn,
Und um ſie her der Gluten Zittern;
Aus nächtger Bucht phosphoriſch Sprühn,
Fernher das Winken von Gewittern.

Geſpenſtig feſt des Schiffes Laſt,
Rings blutlos düſtre Angeſichter;
Matroſen regungslos am Maſt,
Wie ſtarre Sünder vor dem Richter*).

Richard Georg Spiller von Hauenſ

Richard Georg Spiller von Ha
ſchild, deſſen Dichtungen unter dem N
Max Waldau erſchienen, wurde am 24.
1822**) in Breslau geboren. Nach dem
Tode ſeines Vaters lebte er nebſt ſeiner M
bei ſeinem Großvater in Katſcher, einem
nen Städtchen Schleſiens, dann bei eine
nachbarten Geiſtlichen, der ihn in den An
gründen unterrichtete, ihm nebenbei aber
unglaubliche Maſſe theologiſcher Speziali
Dogmatik und Patriſtik beibrachte, daß e
in ſeinen letzten Lebensjahren ins Fabe
Citate aus jenen Feldern ſchleudern ko
Nachdem er ſpäter an verſchiedenen Gym
ſeine Vorbereitungsſtudien vollendet hatt
zog er die Univerſität Breslau, um ſi
Jurisprudenz zu widmen; bald aber beſch
er ſich beinahe ausſchließlich mit Philoſ
neueren Sprachen und Geſchichte, für wel
ſchon auf dem Gymnaſium große Vorlie
zeigt hatte. Dieſe Studien ſetzte er in
berg fort, wo er ſich die Doctorwürde
Abſicht erwarb, als Docent der Kunſtge
aufzutreten. Da ihn jedoch Familienv
niſſe hinderten, ſeinen Plan auszuführe
gab er ſich auf Reiſen und beſuchte eine
ßen Theil von Deutſchland, die Sc
Frankreich, Italien und Belgien. Nach
Rückkehr in die Heimat beabſichtigte er,
juriſtiſchen Studien wieder aufzunehme
ſich die Ausſicht auf eine diplomatiſche
bahn zu eröffnen; da ſeine politiſchen An
aber mit dem herrſchenden Syſtem imme
ſchiedener in Widerſpruch geriethen, g
dieſen Plan auf. Bei dem Ausbruch der
tiſchen Wirren im J. 1848 zog er ſich au
Gut Tſcheidt bei Bauerwitz in Oberſc
zurück, wo er nach langen Leiden am 20.
1855 ſtarb.

Wenn die Darſtellung ſubjektiver An
über öffentliche oder auch allgemeine menſ
Verhältniſſe als Tendenz bezeichnet wir
könnte man Max Waldau — warum
wir ihn nicht mit ſeinem bürgerlichen S

*) Durch Verſehen iſt Ludwig Pfau, der hie
ſollte, ſchon S. 226 beſprochen worden.

**) So gab er ſelbſt an; doch ſoll er nach der Verſ
ſeiner Hinterlaſſenen erſt im J. 1825 geboren ſein.

n bezeichnen, den er selbst seinem rzog? — allerdings zu den Tendenz- hlen, denn alle seine Dichtungen en und denselben Zweck, den Preis Verherrlichung der Freiheit. Aber eben so wenig ein bloßer Tendenz- s es Schiller war, weil er nicht ıfälligen Verhältnisse seiner Zeit im , sondern die gesammte Entwicke- Menschengeschlechts, dessen Veredlung die Freiheit und in der Freiheit zu i. Auch wenn er die Tagesfragen schaut er sie von einem allgemein ı Standpunkt an. Er verliert sich nichtssagende Phrasen, weil er sich ißt ist, was er will; nie läßt er sich ıte Schlagwörter selbst seiner Gesin- sen täuschen, weil er die Vergangen- ınd einen klaren Blick in die Zukunft aß seine begeisterten Worte nicht bloß klingen, sondern auch in der That ıg gegangen sind oder ihrer Erfüllung ar entgegen gehen.

ıe Worte bringen eine um so groß- irkung hervor, als sie einer echten t entströmen. Wenn er im Vorwort „Canzonen" sagt: „Der Kampf enschliches, für konsequente Harmo- ıigsten Zusammenhang der physischen ität mit jener, die wir Seele nennen, ındlage alles meines Strebens"; so it auch seine Dichtung charakterisiert, wir vor Allem den innigsten Zu- ıg der Form mit dem Gehalt bewun- ist der Form vollkommen mächtig, immer in größter Harmonie mit der ıelt erscheint, die er darstellt; er be- den schwierigsten Formen, der Can- Sonett, der Oktave mit der näm- ligkeit, wie in den einfachsten lyrischen unter denen manche von ihm erfun- schönsten und wirkungsvollsten Bau ıe Darstellung ist glänzend und von wandtheit, seine Sprache rein und ne schöpferische Phantasie führt ihm der farbenreichsten und anschaulich- zu, die er meist den Erscheinungen entnimmt, für welche er ein tiefes s Gefühl hat.

rsten dichterischen Versuche „Ein en" (Heidelb. 1847) und „Blätter (Paris 1847. Neuer Abdruck Lpz. ehren zwar noch zum großen Theil und äußern Vollendung; der Dichter Gährung begriffen, daher der Ge- ınklar, die Sprache noch ohne Maß eugen schon diese Dichtungen von ı, selbstständigem Talent. Seine po- ıdichte sprechen nicht bloß die allge- itischen Ideen, welche damals Deutsch- wegung setzten, in klaren und schar- aus, sie zeugen davon, daß er tie- als die meisten Zeitgenossen, daher ı der Schwärmerei frei blieb, die im vorzüglich dazu beitrug, die groß- ebung in eine Posse aussterben zu aßt schlafen die alte deutsche Schmach, en den alten Kaiser!" ruft er den n zu, die damals auf den Kaiser ie die Juden auf den Messias, von ihm erwartend, was sie nur von ihrer Kraft und ihrem Verstand hätten erwarten sollen. Neben den kräftigen, oft allerdings auch überkräftigen Tönen findet sich der Ausdruck zarter Gefühle; seine Liebesgedichte sind warm empfunden, ob sie sich auf besondere Verhältnisse beziehen, oder die Liebe als allgemein menschliches Gefühl darstellen (1). Noch in demselben Jahre folgten die „Canzonen" (Lpz. 1848), in welchen er diese bis dahin noch selten gebrauchte Form, „unter allen südlichen die bildsamste und gefälligste", in meisterhafter Weise behandelt und durch seine Behandlung unwiderleglich zeigt, daß sie sich nicht bloß zur Darstellung „mystisch bebender Gefühle, nebelhafter, ahnungsfroher Hoffnungen" eigne, sondern auch „zu größeren reflektierenden Gedichten, zu kleinen Schildereien, sogar zu humoristischen Capriccios passe", daß man sie mit Vortheil zu denselben Zwecken gebrauchen könne, zu denen man bis dahin nur das Sonett verwendet habe, indem man auch jede einzelne Strophe als selbstständiges Ganzes behandeln könne. Die „Canzonen" zerfallen in drei Abtheilungen, die erste „Fantasie über unbeliebte Motive" war schon in den „Blättern im Winde" abgedruckt; hier erscheint sie vielfach und zu ihrem Vortheil verändert. Der Dichter führt den oben schon angeführten Gedanken durch, daß das Heil der Welt nur in der Harmonie des physischen und intellektuellen Lebens zu erreichen sei: „Denn Höchstes wird dem Menschen nur gelingen, Wenn sie recht innig hell zusammenklingen". Aus ihrer Trennung, deren Ursache in dem herrsch- und verfolgungssüchtigen Priesterthum zu suchen ist, entspringt alles Böse, und nur eine neue Generation wird es vermögen, jene ursprüngliche Einheit wieder herzustellen; dem Weib allein kann es aber gelingen, ein besseres Geschlecht zu erziehen (2). Im zweiten Abschnitt „Am Krater" entwickelt der Dichter ein großartiges Talent für Naturbeschreibung, so auch in der dritten Abtheilung „Kaleidoskop", worin er den praktischen Beweis gibt, daß sich die Canzone vollkommen zur Darstellung einzelner Bilder und Gedanken eigne (3) und selbst zu „humoristischen Capriccios passe" (4).

Noch gelungener ist „O diese Zeit! Canzone" (Hamb. 1850), eine tiefgefühlte Klage über die Schmach des deutschen Volks, das sich in Rath- und Thatlosigkeit selbst aufgegeben. Es erfüllt ihn die tiefe Erniedrigung seines Volks um so mehr mit dem tiefsten Schmerz, als er es aus vollstem Herzen liebt und von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß es die Welt beherrschen könnte, wenn es wollte (5). Von ergreifender Stärke sind die Stellen, in denen er die dunklen Blätter der Revolutionsjahre schildert, den Malmöer Waffenstillstand, die Blutscenen in Ungarn und Wien, die Unterdrückung der republikanischen Bewegung in Baden und der Pfalz.

Die höchste Vollendung der Form erreichte der Dichter in der „Canzone: Sirvente von Pierre Cardinal" (Hamb. 1850), einem Troubadour des 13. Jahrhunderts. Max Waldau hat aus einer Reihe Bruchstücke der Sirventen des Provenzalen ein treffliches Kunstwerk geschaffen, dessen schwungvolle und wohllautende

Sprache den kräftigen Gedankeninhalt auf das Lebendigste hervortreten läßt. Das schnöde Treiben schwacher und tyrannischer Fürsten, die heuchlerische Verfolgungssucht blutgieriger und habsüchtiger Pfaffen wird darin mit einer Gewalt der Darstellung geschildert, der es leicht anzusehen ist, daß der Dichter an die deutschen Zustände dachte, als er dieses Gemälde aus der Zeit der Albigenserkriege „wiederdichtete" (6).

1. Nymphaea.

Vom Himmel ist ein heller Stern gefallen,
In einem See ist leuchtend er versunken,
Verlodert ist der goldne Himmelsfunken,
Und Wellen, leise rauschend, drüber wallen.

Doch Blüthen schickt er aus den Flutkrystallen,
Sie blicken still, von süßer Sehnsucht trunken,
Nach ihren Brüdern, die im Aether prunken,
Und selig wandern durch azurne Hallen.

So sank die Liebe in des Menschen Leben,
Und schmückt es froh mit tausend Blüthensprossen,
Die aus der eignen Brust zu Tage streben.

Sie sehnt sich nach den alten Lichtgenossen,
Doch fühlt sie Himmelsklänge um sich schweben,
Wo Herzen sind, von stillem Glück umflossen.

2. (Das Weib.)

Die Freiheit hört' ich preisen, und begeistert
Für sie die Sänger greifen in die Harfen.
Sie warben sich im Westen und im Osten
Kampfbrüder, die mit ihnen Speere warfen,
Ein Wollen hatte sich der Welt bemeistert —
Und doch — mein gutes Schwert hängt noch am Pfosten.
Mags rasten und verrosten,
Für eine halbe Freiheit zieh ichs nimmer!
Was nützt es, thatendurstig Brand zu schüren,
Und immer neu zu küren
Den — frischbetünchten — alten Lügenschimmer?
Wir können unsre Feinde nicht verbannen,
So lange wir noch Alle selbst Tyrannen.

Genug der Klage! Noch ist Nichts verloren,
Mit Einem Rucke nur zu Boden müßte
Die ganze Schmach, die ganze alte Schande,
Das luggetragne, künstliche Gerüste,
Wir müßten Menschen sein, und abgeschworen,
Vergessen haben alle andern Bande;
Dann steht im Lichtgewande
Der ganze Mensch, als wahrer Schöpfungskönig,
Entschlackt und groß, er hat den Bund vollzogen,
Und stolz in kühnen Wogen
Erschallt der Freiheitsjubel tausendtönig, —
Bis zu den Sternen dringt das Festgetöse,
Denn mit der Halbheit kam und — stirbt das Böse.

Doch wo der Held, so Großes zu vollbringen?
Wir sind im Fluch der Zeiten stumpf geworden,
Das Langverjährte herrscht in unsern Adern,
Der Mißlaut webt sich nimmer zu Akkorden,
Wir stecken fest in unsrer Kette Ringen,
Und lassen nicht von kleinlich feigem Hadern.
Nur starke Felsenquadern,
Nur klare, ungetrübte Männerseelen
Vermögen solchen Tempelbau zu gründen
Und solches Licht zu zünden!
Es wäre Lüge, wollten wirs verhehlen,
Daß Keiner jetzt so fern von aller Schwäche,
Daß er die starken Kerkerriegel bräche.

So muß ich meinen Blick zum Weibe wenden,
In seinem Schooße ruht das Heil der Erde,
Die Zukunft lebt in ihm, um die wir beten.
Und kommt der Blitz, er flammt von seinem Herde,
Zu sengen dort, dort frische Pracht zu spenden,
Und göttlich groß ins Heiligthum zu treten.
Die Mahnung der Propheten,
Wo findet sie noch eine sichre Stätte?
Wo hallen wider ihre ersten Schmerzen?
Nur in des Weibes Herzen!
Das Weib ist Weib, auf des Parquetes Glätte,
Wie in der Hütte, die fast unzugänglich, —
Für Schlimmstes und für Bestes gleich empfänglich.

Mir klingt sie nach, die alte schöne Sage,
Daß, wunderhold sein Schöpfungswerk zu krönen,
Der Herr zu allerletzt das Weib gedichtet.
In seinem Geiste mochte widertönen
Das ganze Riesenlied der Schöpfungstage,
Die ganzen Zauber, die er aufgeschichtet.
Er hat mit Fleiß gesichtet,
Geläutert und verklärt die Höhn und Tiefen,
Der wärmsten Glut gepaart die Scham, die Milde,
Und zu lebendgem Bilde
Vereint die Triebe, die im Weltall schliefen.
Er gab ihm, um das Höchste zu gewähren,
Die Macht, der Menschen Retter zu gebären.

Er schuf das Weib zur Mutter! Süßer klinget
Kein Ton, kein irdisch Wort, — von heilger Rührung
Macht es die tiefgeheimsten Fibern zittern;
Ein Talisman, bewahrt es vor Verführung,
Sein Zauber, der durch alle Räume dringet,
Ist Tröstung in des Sturmes Ungewittern.
Zerstieben und zersplittern
Vor seinem Laut muß jede Höllenschranke,
Und gilt es eine Ohnmacht zu erkennen,
Wir werden keine nennen,
An die sich unsre Seele lieber ranke;
Die treusten und die ewig reinsten Triebe,
Sie sprechen aus dem Worte: Mutterliebe!

Zu Euch denn ruft des Dichters heiße Bitte,
Zu Euch, der zarten Keime erste Wärter:
Sorgt, daß sie frei und kräftig sich entfalten,
Zieht ein Geschlecht, das weicher sei und härter,
Das muthig fortwirft die gemachte Sitte,
Und dessen Stirne immer rein von Falten.
Nie wird ein Herz erkalten,
In das Ihr Eure volle Liebe legtet;
Es wagt mit Glut und ohne zages Säumen
All das verborgne Träumen,
Das Ihr in Eurer Brust verschlossen hegtet,
Der Welt und ihren Stürmen zu vertrauen,
Um Euch und sich den Tempel zu erbauen.

3. Rheinfall.

Der Kahn ist schaukelnd bis zum Fels getrieben,
Ein Satz, und festgeklammert steh ich oben,
Dicht überm Sturz auf schlüpfrig engem Plane,
Ha, dieses Kochen, Zischen, Sprühen, Toben.
Dies Funkeln, Schäumen, Kommen und Zerstieben —
— Auf, donnre zu, entfesselter Titane!
In Deinem Brüllen ahne
Ich tiefgeheimen Sinn und ernste Zeichen:
Man kann den Geist der Völker niederzwängen,
Ihn dämmen und bedrängen, —
Besiegen nie, — dem Strome wird er gleichen,
Der wüthend endlich Flut auf Fluten thürmet
Und unaufhaltsam in die Freiheit stürmet.

4. Mannheim.

jaftig, wie des Sonntags zur Parade,
hen aufmarſchiert die Häuſermaſſen,
ht, geputzt und zierlich Zeil um Zeile;
als wenn das Leben ſie verlaſſen,
der alte Vater Rhein wird fade,
gweilt und hat ſelber Langeweile.
ne halbe Meile
man Verwaiſte ſtehn und mächtig gähnen;
ſt zu thun? — ſo hört man ſinnig fragen.
iß es nicht zu ſagen!
immt ein Jeder zwiſchen ſeinen Zähnen,
man zehn Menſchen durch die Straßen rennen,
ott, man muß es einen Auflauf nennen.

5. (Deutſchland.)

ebt die Winternacht, die lange, bange,
blos, glanzlos Erd und Himmel decket?
ebt es, einſam vor ſich hin zu brüten,
wimmernd nur ſein Hund die Hand ihm lecket?
ebt, die jetzt ſo überreich im Schwange,
ne Herzen und erfrorne Blüthen?
ebt des Sturmes Wüthen,
ſetzt an meines Fenſters Scheiben rüttelt?
röſtelts an, kömmt es ſo wild geſchnoben,
iſtrer Geiſter Toben,
eues Graun hat immer mich geſchüttelt,
nir die Windsbraut ihre Schauerweiſen
ren Jammer, ihren ſterbend leiſen.

rt' ihn oft zu Land und auf den Fluten,
rt' ihn ſchrill und ſchneidend, tauſendſtimmig,
en Schrei der Luft, dieſelben Laute,
ilich raſend bald, wie Flüche grimmig,
öhnend, wie ein Menſch, der im Verbluten,
bt, nochmals umſonſt nach Rettung ſchaute.
) geſteh's, mir graute
eſer Klage, dieſer weſenloſen,
r dem Hohngelächter des Verbannten,
ihn die Geiſtverwandten
etzten Abſchied, heftig weinend, koſen.
rt' ihn auch, den Schrei in fremden Landen,
t mir weh, drum hab ich ihn verſtanden.

f mir in die Bruſt mit ſcharfem Zahne,
ch, als zög ihn Sehnſucht mir entgegen,
er ſeines Lebens einen Splitter,
mde Wetterwolken trüb umhegen,
ner Bruſt, in meinem Herzen ahne
n beſchwöre in des Sturms Gewitter.
luf war rauh und hitter,
ine Töne ſtets mich nur erinnern,
das Uebermaß verzerrter Liebe —;
ächtig heiße Triebe
ntwort geben tief in meinem Innern,
it ihm klagen, ſo wie Kinder weinen,
von der Mutter Wimpern Thränen ſcheinen.

iſt der deutſche Geiſt, im All verloren,
iſt, der das Gedankenreich beflügelt,
s die Fernen in die Nähe rückte,
e Geiſt, der zwei Mal Rom gezügelt,
iſt, der Allergrößtes oft geboren,
rall die erſte Blume pflückte.
ottesathem drückte
es Hohe der Vollendung Zeichen,
n Oſt und Weſt, in Süd und Norden
it dem All geworden,
itſche Geiſt, dem keiner zu vergleichen!
er Geiſt, dem ſich die Völker neigen,
ſie auf der — Deutſchen Nacken ſteigen.

Der deutſche Geiſt, der in den Lüften wimmert,
Das körperloſe Bild, der Sturmgedanke,
Mit ſeiner Zaubermacht und ſeinen Klagen,
Mit ſeinen Schätzen, ſeinem Lebenstranke,
Mit ſeinem Lichte, das die Welt durchſchimmert,
Und ſeiner Wuth, mahnt mich an alte Sagen.
Wem ward in Kindertagen
Nicht von der Königin der Luft geſungen,
Die allen Reiz, nur keinen Leib empfangen,
Nur keine weichen Wangen,
Nur keinen Mund, zum Küſſen hold gezwungen,
Kein ſtolzes Haubt, um hoch empor zu ragen,
Und keine Stirn, die Krone drauf zu tragen?

Ein Leib, ein Leib nur für die deutſche Seele,
Ein Deutſchland nur, nicht dreißig deutſche Länder,
Nur deutſchen Grund für freie deutſche Herde,
Ein einzig Band ſtatt all der bunten Bänder,
„Hie Deutſchland!“ dann aus jeder deutſchen Kehle,
Und Deutſchland ſpricht das Recht der ganzen Erde.
O, nur Ein Mal dies: „Werde!“
Das ſtürmiſch wohl, doch nicht Verzweiflung brüllend,
Ein größter Freiheitsjubel weiter ſenget
Und Schloß und Grüfte ſprenget,
Allüberall ſein Bannertuch enthüllend.
Ein Leib, ein Leib! Doch nur ein freier, reiner,
Ein Leib in Feſſeln iſt ſo gut als keiner.

6. (Die Albigenſer.)

Rauchſäulen rings umher und Feuerzeichen;
Wo Blumen blühten, qualmen Aſchenhaufen,
Noth iſt in Schloß und Hütte eingezogen;
Die Einen jammernd ihre Haare raufen,
Die Andern knirſchend aus der Heimat weichen,
Um Raſt zu finden auf der Fremde Wogen.
Sie fliehn. Des Hauſes Bogen,
Von dem der Mutter Sang einſt widerhallte,
Bricht krachend hinter ihrem Fuß zuſammen,
Und zügelloſe Flammen,
Umlecken das Gebäu, das traute, alte ....
So ließ ein Fürſt, Dich, großer Gott, zu ehren,
Ein lächelnd Stück vom Paradies verheeren!

Und welch Verbrechen war ſo ſtreng zu ſühnen?
Was ließ auf Land und Leute ihn ergrimmen? —
— Iſt es Verbrechen, daß die Schwalben fliegen,
Verbrechen, daß im Meer die Fiſche ſchwimmen,
Daß Blumen duftig blühn, und Bäume grünen?
All ihr Verbrechen war ihr Unterliegen.
Erſt durch der Feinde Siegen
Ward ihres Geiſtes Drängen zur Empörung,
Denn die Gewalt iſt Recht, das Recht iſt Sage
Urlängſt begrabner Tage,
Und eine Siegesfeier der Zerſtörung. —
Sie ſind beſiegt, was ſoll uns weiter kümmern?
Sie ſind beſiegt, da galt es zu zertrümmern.

Der Sturz macht ſelbſt aus Tugend ein Verbrechen!
Das iſt der Satz. Weh euch, die ihn gefunden!
Gewalt iſt Recht! Das Recht iſt eine Sage!
Auch daran denkt in jenen ſchweren Stunden,
Wenn Jetztbeſiegte ihre Ketten brechen,
Und Jeder vor Euch tritt mit einer Klage.
Dann waget nicht die Frage:
Wo iſt die Schuld, was haben wir verbrochen?
Gewalt iſt Recht! Ihr habt das Recht vernichtet,
Ihr habt Euch ſelbſt gerichtet.
Und ſeid verurtheilt, eh ein Wort geſprochen.
Gewalt iſt Recht! Des Feindes Banner ſiegen,
Und Eure Schuld iſt Euer Unterliegen.

Rudolf Gottschall.

Rud. Gottschall.

Rudolf Gottschall, geb. am 30. Sept. 1823 in Breslau, kam schon früh mit seinem Vater, einem preußischen Artillerieoffizier, nach Mainz und Koblenz. Nach Vollendung seiner Vorbereitungsstudien auf den Gymnasien der beiden Städte, bezog er die Universität Königsberg, um die Rechte zu studieren. Seine Theilnahme an einer Katzenmusik gegen einen politisch verhaßten Mann zog ihm das consilium abeundi zu, er gieng nach Breslau, wo er ein Jahr darauf relegiert wurde. Nach längerem Aufenthalt bei dem gesinnungsverwandten Grafen Reichenbach wurde ihm die Fortsetzung seiner Studien in Berlin gestattet, im J. 1846 erwarb er sich in Königsberg die Würde eines Doctors der Rechte. Er hatte die Absicht, dort als Docent aufzutreten; er mußte jedoch davon abstehen, da der damalige Minister Eichhorn verlangte, daß er binnen Jahresfrist Beweise veränderter Gesinnung beibringen solle. Er widmete sich nun gänzlich der Literatur und Kunst und übernahm zugleich die dramatische Leitung der Königsberger Bühne. Im J. 1853 nahm er seinen Wohnsitz wieder in Breslau; 1862 übernahm er die Redaktion der „Ostdeutschen Zeitung" in Posen, trat aber noch in demselben Jahre wieder zurück, da er sich bei seinem Bestreben, die feindselig einander gegenüberstehenden Nationalitäten zu versöhnen, beide Parteien zu Gegnern machte. Nachdem er im J. 1863 eine Reise nach Italien gemacht, zog er nach Leipzig, um die Leitung der „Blätter für literarische Unterhaltung" und der neuen Folge von „Unsere Zeit" zu übernehmen. In demselben Jahre ernannte ihn der Großherzog von Weimar zum Hofrath.

Gottschall ist einer der begabtesten, fruchtbarsten und vielseitigsten Dichter der Gegenwart, dessen lyrische, epische und dramatische Erzeugnisse gleich beachtenswerth sind. Wie Max Waldau, mit dem er auch in persönlichem Verhältnisse stand, haßt und bekämpft er das Schlechte und Niedrige und ist für alles Hohe und Schöne begeistert. Wenn er auch in seinen späteren Dichtungen ruhiger und maßvoller geworden ist, als in seinen früheren, manche Ideen, für die er einst schwärmte, mehr oder weniger verlassen zu haben scheint, so ist er seinen Ansichten und Bestrebungen doch keineswegs untreu geworden, und er hat die jugendliche Kraft und Glut auch in seinen männlichen Jahren bewahrt. Er herrscht über einen umfassenden Gedankenkreis, seine Anschauungen sind tief und originell, seine Darstellung glänzend, oft nur zu glänzend, so daß über dem Bilderreichthum und der Farbenpracht die Klarheit des Gedankens verloren geht. Seine ersten Dichtungen, „Lieder der Gegenwart" (Königsb. 1842) und „Censurflüchtlinge" (Zür. u. Winterthur 1843), die, wie ihr Titel schon besagt, politischen Inhalts sind, zeugen von schöner Begabung, aber bewegen sich allzusehr in allgemeinen Phrasen und sind zudem von zu großer rhetorischer Breite, als daß sie einen mehr als vorübergehenden Eindruck hervorbringen könnten. Die „Wiener Immortellen. Sechs Gedichte" (Hamb. 1848) sind von der glühendsten Empörung gegen die Blutscenen eingegeben, welche die Kaiserstadt und mit ihr die ganze gebildete Welt mit Schauder und Entsetzen erfüllten. Der darin ausgesprochene Abscheu ist erklärlich und natürlich, aber der Dichter läßt sich vom demselben zu mächtig hinreißen, als daß die poetische Auffassung nicht darunter leiden sollte. Seine Freiheitsliebe und die Einflüsse der Zeit verleiteten ihn, für die damals grassierende Emancipation des Weibes als Kämpfer einzutreten. Seine zwei hieher gehörigen Dichtungen „Madonna und Magdalena. Zwei Liebesdithyramben" (Berl. 1845) und „Die Göttin. Ein hohes Lied vom Weibe" (Hamb. 1852) machen einen bald angenehmen, bald widrigen Eindruck. Wo er das „Ewig Weibliche" verherrlicht, ist er zart und liebenswürdig; wenn er aber die rein sinnliche Liebe preist, die ihr angelegten Fesseln bekämpft, und zwar nicht bloß die bürgerlichen, sondern auch die moralischen, entbehrt die Dichtung der sittlichen Würde. Seine in der „Göttin" ausgesprochene Sehnsucht nach dem heitern Kultus des alten Griechenlands, so reizend er sie auch darzustellen weiß, kann den Leser nicht mit der nämlichen Sehnsucht erfüllen, weil der Dichter in dem alten Götterdienst nicht die künstlerische Seite hervorhebt, wie Schiller, sondern ausschließlich die schrankenlose Herrschaft der sinnlichen Liebe preist.

Wenn die „Gedichte" (Hamb. 1849) noch mancherlei Anklänge an die Schwärmereien der angeführten Dichtung darbieten, so tritt uns in ihnen, noch mehr aber in den „Neuen Gedichten" (Bresl. 1858) eine gereiftere Lebensanschauung entgegen, die sich auch darin kund

daß er oft allen rhetoriſchen Glanz ver-
ht und in einfacher Sprache und Dar-
ng die bleibendſte Wirkung hervorbringt.
chall legt Werth darauf, ein moderner
er zu ſein, in Stoff, Anſchauungsweiſe
Form ſich den herrſchenden Anſichten an-
uemen; nur geht er hierin viel zu weit,
t er neben dem Modernen auch der Mode
el einräumt. So hat er ſogar verſucht,
Formen zu moderniſieren, indem er die
iſchen Strophen mit dem Reim verband.
Verſuche ſind freilich geiſtreich und mit
ndtheit durchgeführt, aber ſie werden ge-
nie Eingang finden, weil die rhythmiſche
gung der antiken Strophe und der moderne
ſich gegenſeitig aufheben, wie man ſich
überzeugen kann, wenn man ſeine in
Weiſe behandelten Gedichte mit lauter
me lieſt*).

1. Stille Klänge.

ie rührt mich dieſe Liebesfülle,
e kaum geahnt ſich mir erſchließt
ıb eines Himmels ſelge Stille
ir in die tiefſte Seele gießt.
ınn möcht ich wieder vor Entzücken
ıffjauchzen laut in wilder Luſt,
ıb ewig dich an meine Bruſt,
ie jetzt in heißer Glut, in heißer Liebe drücken.

ɔch ach, der Liebesbund der Seelen,
r iſt nur ein verfehmtes Glück.
h muß es wie ein Räuber ſtehlen,
ı einſam ſtillem Augenblick.
Welt, wie ſinnlos iſt dein Treiben,
ıb deine Sitte, wie verrückt!
ir Sünde gilt, was uns entzückt;
ɔ will ich ewig denn ein großer Sünder bleiben!

2. Das Räthſel.

Du fragſt mich unter heißen Küſſen,
Warum wir leben, lieben müſſen,
Warum ſo früh die Locke bleicht?
O ahn es jetzt in ſüßem Beben:
Ein ſchweres Räthſel iſt das Leben,
Allein die Liebe löſt es leicht!

3. Den Kindern.

Roſ'ge Wolken ſpielen droben
Vor der nahen Wetternacht,
Die ſich breit hinausgeſchoben
In des Abendhimmels Pracht.

Und ſo treibt ihr unter Lachen,
Roſ'ge Knaben, euer Spiel!
In die Lüfte ſteigt der Drachen
Und das Blasrohr trifft das Ziel.

Doch mir iſts aufs Herz gefallen,
Was Euch einſtens quält und drängt
Da das Leben über allen,
Wie ein ſchweres Wetter hängt.

4. Strandbild.

Das Fiſcherdorf iſt leer,
Am Strande ſtehn die Frauen,
Die aufs bewegte Meer
Mit trüben Blicken ſchauen.

Es war ein arger Sturm,
Der ſich zur Nacht erhoben.
Die Leuchte auf dem Thurm
Erloſch vor ſeinem Toben.

Hier Planken an den Strand
Stürmts aus dem Flutenreiche,
Daneben ruht im Sand
Wohl manche naſſe Leiche.

Das Meer verſchlang den Reſt,
Froh ſtießen ſie vom Lande.
Jetzt iſts ein Todtenfeſt —
Nur Wittwen ſtehn am Strande.

5. Sonette an die deutſche Bühne.

I.

Du, deutſche Bühne, ſpiegle die Geſchichte!
Denn nur ein groß Geſchick bewegt die Herzen,
Daß ſie das Kleine gern und leicht verſchmerzen —
Troſt weht aus dem begeiſterten Gedichte.

O leuchte mit des Geiſtes ewgem Lichte
Und nicht mit ſchnellerloſchnen Alltagskerzen!
Wohlfeile Rührung, poſſenhaftes Scherzen,
Der Tag erſchufs, es wird mit ihm zu nichte!

Den Spiegel halte nicht dem Tand der Zeiten,
Des flachen Lebens kleinen Nichtigkeiten!
Hier winkt der Dichtung nie die Lorbeerkrone!

Zeig uns, wie Cäſar zagt am Rubicone,
Und nicht, wie Herzen innerlich erkranken,
Die zwiſchen Gurlis und Eulalien ſchwanken!

II.

Auch laß die Klytämneſtren und Medeen
In ihren Gräbern ruhn, die mörderiſchen!
Sie können nimmer ihre Zeit erfriſchen
Mit ihres Schickſals moderduftgem Wehen!

Die Sonn iſt müd, die Gräuel anzuſehen!
Uns ſoll nicht mehr die Schlangenbrut umziſchen!
Zertrümmert ruhn die Bilder in den Niſchen —
Laßt auch die Götter ſtumm zum Orkus gehen!

Ihr tiſcht ein Mahl auf aus zerſtückten Gliedern!
Wie anders jene hochgeprieſnen Alten
Auf ihrer Bühne und in ihren Liedern!

Sie ließen frei den Geiſt des Volkes walten,
Sie ließen ſich von ihrer Zeit begeiſtern —
Das lernt, ihr Dichter, von den großen Meiſtern!

III.

Auch folgt den Franken nicht! Gerechte Rüge
Trifft all ihr flüchtig Blitzen, lüſtern Naſchen,
Des Luſtſpielnetzes allzufeine Maſchen —
Der geiſtge Kern iſt hohl und eitel Lüge.

ottſchall hat ſeine Anſicht in der „Poetik“ (Bresl. 1858
) geiſtreich, aber nicht überzeugend entwickelt; wenn er
irgendwo ſagt, daß, wenn ſeine in gereimten antiken
en abgefaßten Gedichte die Richtigkeit ſeiner Behaup-
ıicht darthun ſollten, die Schuld an ihm liege, ſo thut
ſelbſt Unrecht, denn es iſt nur die Form, die die volle
ng ihres poetiſchen Gehalts hindert.

Und ob auch schicklich ihres Plans Gefüge,
Und ob sie manchen Scherz im Spiel erhaschen —
Es ist ein Blitz nur aus geladnen Flaschen,
Kein Blitz des Himmels und der Adlerflüge.

Der Deutsche aber sieht den Aether leuchten
Und lacht mit seinem Aug, dem thränenfeuchten,
Herab auf all das bunte Spiel der Welt!

Und die Gestalten, sprudelnd, kraftgeschwellt,
We sie Thaliens heitre Kränze tragen,
So reich an Geist und wohligem Behagen!

6. Naturfrieden.

Hier im stillen Thal an der Bergeshalde,
Friedlich rings umkränzt vom verschwiegnen Walde,
Wo der Schilf im Teich, wenn der Abend düftert,
Träumerisch flüstert;

Wo das Mühlrad ruht vom geschwätzgen Treiben,
Dunkler Epheu klopft an der Mühle Scheiben,
Das Gebälk umrankt, bis zum Giebeldache
Kletternd vom Bache;

Wo versteckt im Grün, das der Abend röthet,
Süß die Nachtigall von den Zweigen flötet,
Und der Matten Sammt im Gehölz der Birken
Blumen durchwirken:

Selig hier zu ruhn in beglücktem Frieden,
Fern vom Lärm des Tags, von der Welt geschieden,
Eine liebe Hand an das Herz zu drücken,
Doppelt Entzücken!

Fern ab zieht Gewog der bewegten Zeiten,
Wo die Völker sich um den Lorbeer streiten,
Triumphierend auf die zerstörten Schranken
Zeigt der Gedanken!

Hier ist kampflos Glück und die alte Wahrheit;
Wie die Sonne alt und von gleicher Klarheit.
Ewge Gaben sinds, die Natur uns spendet,
Allen gesendet!

Groß und still ihr Gang, ihr Gesetz ist ehern,
Blinden offenbar, wie den größten Sehern!
Wieg und Grab ist sie dem Geschlecht hienieden,
Heilig ihr Frieden!

Edward Dorer-Egloff.

Ed. Dorer-Egloff

Edward Dorer-Egloff, geb. am 7. November 1807 zu Baden im Kanton Aargau, wurde schon bald nach Vollendung seiner Studien in den Großen Rath gewählt, von diesem zum Tagsatzungsgesandten ernannt und kurze Zeit darauf vom damaligen Vorort als eidgenössischer Commissar in den Kanton Basel geschickt, wo er für die Rechte der Landschaft wirkte. Er nahm sodann als Abgeordneter des Kantons Aargau Antheil an der sogenannten Badener Conferenz, welche zum Zwecke hatte, geeignete Mittel gegen die Uebergriffe des Ultramontanismus aufzufinden. In dies schiedenen Stellungen hatte er eine sol schäftsgewandtheit an den Tag gelegt, zum Gerichtspräsidenten des Bezirks und einige Jahre später zum Mitgli Kantonsregierung und als solches me zum Landammann gewählt wurde. Di fassungswirren des Jahres 1841 bewog da er in wesentlichen Punkten nicht mit Collegen übereinstimmte, seine Entlass geben; er zog sich in seine Vaterstadt wo er, in tiefer Abgeschlossenheit lebe beinahe ausschließlich mit den Wissen und mit der Poesie beschäftigte, selbst dar als in den letzten Jahren seines Leb drohende Erblindung seiner Augen ihn und Schreiben erschwerte, ja oft un machte. Er starb am 27. März 1864.

Dorer wollte sich ursprünglich der Ku men; die schon in seiner Jugend Beder regende Schwäche seiner Augen zwar einen andern Lebensberuf zu ergreifen. hatte die wenn auch kurze Beschäftigu der Kunst den glücklichsten Einfluß a ganze Entwickelung und insbesondere a poetischen Erzeugnisse. Noch bedeutende auf dieselben sein tief eindringendes S Göthes, dem er einen großen Theil Lebens widmete. Wie tief sein Vers der Werke des großen Meisters war, unter Anderm seine treffliche Mono „Ueber Göthes Jery und Bätely" (185 leider nicht in den Buchhandel kam, eine Reihe von Distichen, in denen e Verehrung gegen den großen Dichter aus

gen Begabung war Dorer von
idenheit; ob er gleich befugter
als mancher andere Dichter un-
t seinen Poesien öffentlich auf-
r sie doch nur als Manuskript
nde drucken, so daß er nur in
schränkten Kreise bekannt und
e. Es hatte dieß übrigens den
r seinen Dichtungen nicht immer
gfalt zuwendete, weshalb man
korrektheiten begegnet, die bei
Durchsicht leicht hätten entfernt
Es ist dieß um so mehr zu
geschmackvolle Behandlung ein
Zug seiner Poesien ist. Ob-
n derselben aus seinen spätern
n, so weht in ihnen doch ein
Sinn, der seinen erotischen
entlich den Liebeselegien, einen
leiht; es spiegelt sich in ihnen
des Gemüths, die dem gereif-
wöhnlich nicht mehr eigen ist.
überhaupt in seiner ganzen
er Geist der reinsten Humanität,
e Vorurtheile des Standes, der
d der Konfession erhebt und uns
auch den Menschen lieben läßt.
ichte, so verdienen auch seine
s Italien nebst einer Ballade
Romeo und Julie" (Baden
ner bekannt zu werden, sie sind
achgewandtheit und tiefem Ver-
zt.

Des Lebens Perle.

iebe sei als Perle,
be, du gegrüßt!
ugend ist die Muschel,
einen Keim umschließt;
chwindet hin die Jugend,
üße, schwindest nicht;
chtet fort die Perle,
auch die Muschel bricht.

Dem Glücklichen.

ht dem falschen Glücke!
leizen lauert Tücke.
er See so still und helle;
leizen lauert Tücke.
a ist der Sturm zur Stelle;
in Raub der wilden Welle.
ht dem falschen Glücke!
leizen lauert Tücke.

. Vertrauen.

, o Zeit, du mir den Glauben
nen Macht und Sieg zu rauben.
n wohl vor deinem Walten,
n, im Mutterschooß erhalten,
sie neuen Schmelz entfalten;
h der Liebe goldne Träume,
s des Herzens tiefstem Keime
in dunkle Erdenräume.
, o Zeit, du mir den Glauben
nen Macht und Sieg zu rauben.

4. Warnungstäfelchen.

Willst Du hoch zu Berge steigen
Ueber jähe Felsenwand,
Muß ein scharfer Blick Dich leiten
Zielbewußt von Hand zu Hand.

Fehlt Dir dieser, laß das Wagen;
Bleibe da im Thale stehn;
Besser ist es, zu entsagen,
Als im Schwindel zu vergehn!

5. Der Koran.

Muß am Koran Manches schelten;
Doch sein Sprüchlein laß ich gelten:
„Gottes ist der Orient;
Gottes ist der Occident!"
Mag der Koran auch vergehen,
Ewig bleibt das Wort bestehen.

6. Bedenkliches.

Des Mannes Krone bleibet das Weib zu allen Zeiten!
So steht es in der Bibel; wer wird mit dieser streiten?

Auch ist der Spruch geschrieben von Salomo dem Weisen;
Der Weise dient der Wahrheit; wie kann er falsch uns weisen?

Er trug ja selbst die Krone und hielt sich tausend Frauen;
Erfahrung macht den Meister; wer wird ihr nicht vertrauen?

Nur Eines bleibt bedenklich: die besten Fürsten klagen:
O Krone, goldne Krone, wie bist du schwer zu tragen!

7. Immer lieben.

Nur der Jugend ziemt die Liebe,
Hör ich junge Spötter sagen.
Wie! dem Zauber süßer Triebe
Soll des Alten Herz entsagen?

Knospen schwellen, Rosen prangen;
Wonne ist es, sie zu sehen!
Keine Knospe trägt Verlangen,
Daß die Rosen da vergehen.

Alle Herzen müssen glühen;
Liebe gleicht dem Frühlingsscheine;
Läßt die Reben frisch er blühen,
Regen sich die alten Weine.

Junge Liebe, alte Liebe
Müssen freundlich sich vertragen.
O! dem Zauber süßer Triebe
Kann kein Menschenherz entsagen.

8. Die Strafe.

Wenn mein Vater mich sonst, den wilden Knaben gezüchtigt,
Mußte ich ernstlich gemahnt küssen die strafende Hand.
Wenn mein Mädchen nunmehr mich schmält mit zürnenden Lippen,
O wie dankbar und gern küßt' ich den strafenden Mund!

9. Göthes Hermann und Dorothea.

Dorotheas Geschick sang Göthe; ihm lauschten die Musen;
Jede verlangte entzückt, daß er ihr widme sein Werk.
Aber es ordnete klug, daß keine ihm zürne, das Ganze
Göthe in Lieder und gab Jeder der Helden ein Lied.

10. Die Frauenemancipation.

Herrschte das schöne Geschlecht und müßten die Männer gehorchen,
Besser wäre fürwahr! Alles auf Erden bestellt.
Glaubst Du, ich schwärme, mein Kind, ein Träumer, in künftigen Zeiten?
Nein! die Erfahrung allein spricht in dem Worte sich aus.
Mochte herab von der Kanzel voreinst mir der Pfarrer mit Salbung
Sprechen von höllischer Qual, sprechen von himmlischer Lust,
Lächelte still ich; mir schien es ein Märlein, zur Täuschung ersonnen,
Aber Du hast mich, mein Kind, trefflich des Bessern belehrt.
Zürnt mir Dein Blick, dann seh ich und fühl ich die Leiden der Hölle.
Wie mir, dem Knaben, voreinst eifernder Ernst sie gemalt;
Aber sobald Du mir freundlich erscheinst im Glanze der Schönheit,
Und auf den sehnenden Mund, Gute, mir drückest den Kuß:
O dann wird mir die Welt von himmlischem Lenze beseelet,
Und die seligste Lust kehrt in das Herz mir zurück.
Wärest der Papst Du, mein Kind, wer spräche von Ketzer und Bannstrahl?
O ein einziger Blick machte uns gläubig und gut!
„Herrlich!" rufst Du, „ein Mädchen als Papst! wie wäre das möglich!"
Eine Johanna, mein Kind! saß auf dem heiligen Stuhl.
Was vor Zeiten geschah, kann jetzt und künftig geschehen.
Ei! Du lächelst dem Wort! Reizt die Tiara Dich nicht?
O wie strahlte ihr Gold so schön auf den wallenden Locken,
Und wie schimmerte Dir licht in dem Händchen der Stab!
Wie umschlänge in Lust die Stola Dir Nacken und Busen!
Und wie weckte Dein Blick heilige Glut in der Brust!
Nun? — Du schüttelst das Köpfchen; es scheint Dir eitel mein Reden?
Ist Dir der römische Stuhl etwa vor Alter zu mersch?
Oder erscheinen Dir nun die Zeichen der Herrschaft entbehrlich?
Sei es, was es auch sei! nimmer bestreite ich Dich;
Beugte den Papst nicht schon Napoleons mächtiger Zepter;
Jagte Mazzinis Getrieb nicht ihn als Flüchtling aus Rom?
Werden die Zeichen der Macht nicht aller Orten befeindet?
O ich verstehe Dich jetzt! sträubendes, schweigendes Kind!
Schönheit und Güte im Bund, sind einzig die sichre Tiara;
Ihnen zu jeglicher Zeit bleibet die Schlüsselgewalt!

Julius Carl Reinhold Sturm

Julius Sturm, geb. am 21. Juli zu Köstritz im Fürstenthum Reuß, eine glückliche Jugend unter der lieb Leitung seines Vaters, der als kirchlich g Mann von umfassender allgemeiner einen heilsamen Einfluß auf den Soh übte. Im J. 1829 besuchte er das sium zu Gera, studierte von 1837 bis Theologie in Jena, nahm hierauf eine lehrerstelle in Heilbronn an, wo er währen zweijährigen Aufenthalts Justinus Julius Krais und Nikolaus Lenau lernte. Nachdem er sodann in Sachsen licher Stellung gelebt, wurde er zum des Erbprinzen von Reuß j. L. ernan welcher er theils in Schleiz, theils in gen sechs glückliche Jahre verlebte. 1851 übernahm er das Pfarramt Gös Schleiz und 1858 das in Köstritz.

Wenn die wiederholten Ausgaben v tischen Werken, ganz besonders aber v schen Dichtungen nicht selten ganz äußer ständen zugeschrieben werden müssen, sich daraus nicht einmal die Theilnah Publikums mit Sicherheit ermessen läß dieß bei Sturms Dichtungen*) gewiß n

*) Gedichte. Lpz. 1850. 3. Aufl. 1862. — Fromm Ebd. 1852. 5. Aufl. 1864. — Neue Gedichte. Ebd Neue fromme Lieder und Gedichte. Lpz. 1858. — Haus. Liedergabe. Ebd. 1862. — Zwei Rosen. Lied der Liebe. Ebd. 1854.

sie haben ihre große Verbreitung lediglich Werth zu verdanken, der nicht bloß in t poetischen Erfassung seiner Stoffe, sonach in der formell schönen Durchführung en besteht. Julius Sturm ist eine in geschlossene, harmonische Natur, die sich Strebens so wie ihrer Kräfte bewußt ist, auch die Grenzen derselben nie übert und sich innerhalb derselben mit Sichernd Anmuth bewegt. In seinen zahlDichtungen findet sich nichts Gemachtes nwahres, kein Haschen nach äußerem weder in der Wahl der Stoffe, noch in rstellung, welche stets einfach, aber belebt ürdig ist. Wenn er einmal sagt: „Das Lieder bestes, Das aus dem Herzen ", so hat er mit diesen Worten die seivollkommen charakterisiert; denn sie sind lusnahme Ergüsse der wahrsten Empfinmag er die Liebe oder die Natur, häuszustände oder das Vaterland besingen, : das Leben von seiner ernsten Seite be- oder sich in heiterem Humor („Gute ") ergehen oder seinem Zorn gegen das ne und Niedrige Ausdruck geben („Simb die Philister"). Wenn er auch zwei lungen als „Fromme Lieder" bezeichnet, ien die andern, die er als „Gedichte" rt, keineswegs mit jenen in Widerspruch, hr sind die Einen wie die Andern von ben Geist eingegeben, und wenn auch die mmen Lieder" vorzugsweise religiöse Begungen enthalten, so sind die „Gedichte" veniger von frommer Gesinnung durchn als jene. Die Liebe, die Ehe, die , das Vaterland sind ihm eben so sehr Heiliges als der Glaube, und so kirchlich eligiöse Richtung ist, so ist sie doch keinesngherzig; vielmehr ist ihm das Christendie Religion der Liebe, der Duldung, manität. Wenn er auch die „düsteren n" nicht tadeln mag, die den Frieden im jen suchen, so findet er ihn dagegen im n Genuß des Lebens (8). Er betrachtet de nicht mit Verachtung, wie die pietiDichter; ihre Gaben sind ihm heilig, e ja Offenbarungen von Gottes Güte und sind. Viele unter seinen „Frommen Liehaben allerdings eine rein kirchliche Halviele sind Paraphrasen biblischer Sprüche, ch in diesen gelingt es ihm, das poetische t herauszufinden oder auch hineinzulegen Die meisten aber sind Ergüsse allgemein ier Empfindungen, seines Gottvertrauens einer Ergebung in den Willen des Allen (11).

ihm das Christenthum die Religion der st, erfaßt er das ganze Leben mit Liebe; ür alles Schöne und Edle empfänglich; eht die geheimsten Regungen des menschHerzens und insbesondere offenbart er es Verständniß des weiblichen Gemüths, n jungfräulicher Schüchternheit das erste hen der erwachenden Liebe vor der Mut- vor sich selbst zu verbergen sucht („Am "), oder in späten Jahren in der Erng an das verschwundene Liebesglück lebt alte Jungfer"), oder sich in Mutterseligen geliebten Kinde widmet und opfert Mit derselben Zartheit und Innigkeit führt er uns alle reinmenschlichen Verhältnisse vor; das Kinderleben, die Kinderlust, das Eheglück, die Elternliebe, mit Einem Worte Alles, was dem Menschen als Menschen zunächst liegt, bildet den Stoff seiner reizenden Lieder, und in allen weiß er den angemessenen Ton zu treffen; er kann die naive Anschauung des kindlichen Geistes eben so wahr darstellen („Der Kinderengel"), als das Geheimniß der erwachenden Liebe (7) oder den tiefen Schmerz des vom Geliebten treulos verlassenen Mädchens (2) oder den des Gatten, dem der Tod die geliebte Gattin entrissen und der nur in der Sorge um das neugeborne Kind Kraft findet, den herben Verlust zu ertragen (5). Seine Liebeslieder sind der Ausdruck wahrer und reiner Empfindung (1), tief gefühlt, ohne je in das Ueberschwängliche zu verfallen, reich an neuen Gedanken und Situationen. Sie lehnen sich oft an naheliegende Naturerscheinungen, wie ihm überhaupt die Natur Offenbarung der Liebe ist und er es liebt, seine Gedanken an Naturbilder bald in volksthümlicher, bald in allegorischer Weise anzureihen. Seine Naturbeschreibungen sind äußerst glücklich durch die gelungene Detailmalerei, wobei er sich mit sicherem Kunstverständniß nie in anschauungslose Breite verliert, und sie sind von der schönsten Wirkung, wenn er dem Leblosen Leben verleiht (4).

Eine große Zahl seiner Gedichte sind dem Vaterlande geweiht, dessen Schmach er um so tiefer fühlt, als er es mit der feurigsten Begeisterung liebt. Sie spiegeln die Zeit ab, in welcher er sie dichtete; bald sind sie der Ausdruck der kühnsten Hoffnung, bald der schmerzlichsten Hoffnungslosigkeit; in den Einen geißelt er die Rath- und Thatlosigkeit des Volks, das sich in hohlen Phantastereien verlor (6); denn ob Kaiserlich- oder Republikanischgesinnte, Alle waren gleich in Schwärmerei befangen, und der Dichter hatte das vollkommenste Recht, die letzten zu verhöhnen („Namensveränderung"), wobei er freilich in Gefahr gerieth, mißverstanden zu werden. Die meisten vaterländischen Gedichte sind in Sonettenform abgefaßt, die er meisterhaft behandelt und die in ihrer kräftigen Haltung, ihrem Ideenreichthum, der trotz der engen Schranken klar zum Ausdruck gelangt, an Rückerts „Geharnischte Sonette" erinnern. Auszuzeichnen ist die Ballade „Barbarossa", in welcher der Dichter die bekannte Sage verwendet, um die Trostlosigkeit der deutschen Zustände darzustellen. Der Kaiser erwacht und sendet seinen Zwerg aus, der mit der frohen Botschaft zurückkommt, daß die Raben verschwunden seien und ein mächtiger Aar um den Kyffhäuser kreise. Der Kaiser will sich selbst überzeugen, aber es hat sich Nichts verändert; der Zwerg war getäuscht worden. Beide gehen traurig wieder in den Berg und schlafen wieder ein. „Wie lange? Gott mag's wissen, Es steht in seiner Hand; Er schütz dich, mein zerrissen, Zerspalten Vaterland!" —

Obgleich vorzugsweise Lyriker, hat Sturm auch manche gelungene Erzählungen, Balladen („Ein glückliches Haus", „Ein deutscher Postillon"), manche schöne Legenden („Die wandernde Traube" „Frau Else") und Parabeln („Eitler Ruhm", „Der Bauer und sein Kind") gedichtet. Endlich müssen wir noch die „Zwei

Rosen“ wegen ihrer Eigenthümlichkeit erwähnen. Der Dichter hat darin nämlich das Hohe Lied Salomos in zwei verschiedenen Auffassungen bearbeitet, ein Mal als „Rose Sarons“ in Liedern der sinnlichen Liebe, das andere Mal als „Rose Zions“ in der althergebrachten mystisch-allegorischen Beziehung auf Christus und die Kirche. Wenn sich auch das Dichtertalent in beiden Behandlungen nicht verläugnet, so scheint diese Zusammenstellung unpassend, indem sich beide Bearbeitungen neutralisieren.

1. Lied.

Wenn Dein Auge freundlich
In das meine blickt,
Fühlt sich meine Seele
Allem Leid entrückt;

Und es lacht das Leben
Mich so freundlich an,
Und des Himmels Pforten
Sind mir aufgethan;

Und mir ist, als zög ich
Jubelnd mit Dir ein,
Und als könnt ich nimmer
Wieder traurig sein.

Doch kaum daß Du scheidest,
Schwindet auch der Traum,
Düsteren Gedanken
Giebt die Seele Raum;

Und mir ist, als stünd ich
Auf der Welt allein,
Und als könnt ich nimmer
Wieder fröhlich sein.

2. Die Verlassene.

Was hab ich armes Kind gethan,
Was sehen mich so spöttisch an
Die Leute auf den Gassen?
Und wenn er treulos mich verließ,
Und wenn sein Schwur sich falsch erwies, —
Ich hab ihn nicht verlassen.

Verzeih es ihnen, lieber Gott,
Sie wissen nicht, wie tief ihr Spott
Mir in die Seele schneidet;
Sie ahnen nicht den bittern Schmerz,
Den dieses arme, arme Herz
Um Lieb und Treue leidet.

3. Die junge Mutter.

Der Knabe weint, die Mutter legt
Den holden Liebling auf die Kissen;
Doch er, vom Weinen aufgeregt,
Will Nichts von Rast und Schlummer wissen.

Da singt die Mutter Lied um Lied,
Und immer süßer wird die Weise,
Und um das kleine Bettchen zieht
Der Schlummer seine Zauberkreise.

Und wie die Weise sanft verklingt,
Wird immer leiser auch das Weinen,
Bis am geschloßnen Auge blinkt
Die stumme Thräne nur dem Kleinen.

Bald spiegelt auch ein lichter Traum
Sich in den klaren Zügen wieder,
Die Mutter aber athmet kaum
Und beugt sich zu dem Liebling nieder;

Mit scheuem Finger hüllt sie dicht
Den Schläfer in die warmen Decken,
Sie möcht ihn küssen, wagt es nicht
Aus Furcht, ihn mit dem Kuß zu wecken.

Sie blickt ihn lange selig an,
Und geht dann fort, und kehret wieder,
Und thut, was sie nicht lassen kann,
Und beugt sich küssend zu ihm nieder;

Und sinkt, vom Dankgefühl durchweht,
Auf ihre Knie am kleinen Bette,
Und spricht ein inniges Gebet,
Und sucht dann selbst die Schlummerstätte.

4. Im Frühling.

Der Frühling kam, der Frühling rief
Vom Berg ins Thal hinunter:
„Wär euer Schlaf auch noch so tief,
Ihr Schläfer, werdet munter!“

Da regten tausend Keime sich
Und wurden stark und stärker,
Und dehnten sich und streckten sich
Und sprengten ihre Kerker.

Da traten Blätter zart und weich
Aus kleinen braunen Wiegen,
Um schüchtern an den schlanken Zweig
Sich innig anzuschmiegen.

Da sprang Schneeglöckchen pfeilgeschwind
Aus seinem grünen Bette;
Es glaubte schon das schöne Kind,
Daß es verschlafen hätte.

Da öffneten sich allzumal
Die Särge der Winterschläfer;
Da spielten in der Sonne Stral
Die Mücken und die Käfer.

Da wurden auch die Veilchen wach,
Die tief im Grase wohnen,
Und bunte Primel folgten nach
Und weiße Anemonen.

Da fieng mein Herz zu klopfen an,
So schmerzlich und so bange;
Ein Strom von bittern Thränen rann
Heiß über meine Wange.

Der Lieben hab ich still gedacht,
Die grüne Hügel decken.
Und die der Lenz mit seiner Macht
Nicht kann vom Schlaf erwecken.

5. Bitte.

Als um das Kindlein sich Dein Arm geschlossen
Und als es trank an Deiner Brust in Frieden,
Da sprachst Du betend: „Möge Gott hienieden
In seiner Gnade Schein Dich lassen sprossen.“

Dann riefst Du aus und Freudenthränen flossen:
„Das höchste Glück hat uns der Herr beschieden —
Was kann das Leben uns noch Schönres bieten
Zur reichsten Blüthe hat es sich erschlossen.“

leiſe kam der Tod gegangen
e Dich auf Deine blühnden Wangen. —
allein mit mutterloſem Kinde.

Gott um Segen für uns Beide,
getroſt voran dem Knaben ſchreite
urch mich den Weg zur Mutter finde.

6. Kein Herz.

er ſchwere Fluch, der auf uns ruht,
gleich Kindern nach den Sternen greifen
Phantaſten mit erhitztem Blut
n gleich ins Ungemeßne ſchweifen;

geſtachelt durch der Lüſte Glut,
um der Früchte pflücken, eh ſie reifen,
n ſie ſauer ſind, mit kindſcher Wuth
uns ſchleudern und dann greinend keifen.

: die Kraft, uns fehlt das ernſte Streben,
: Mühe ſpart und keinen Schweiß
ien um des Lebens höchſten Preis;

im Treibhaus reifte unſer Leben:
r Kern, wie auch die Schale gleißt,
as Herz, am Schwindel krankt der Geiſt.

7. Verborgene Wege.

ein kühner Adler himmelan:
: mir auf Wolken ſeine Bahn.

ein Schlänglein fort im Sonnenſchein:
: ſeinen Weg mir am Geſtein.

ein Schiff nach einer fernen Flur:
: mir im Meere ſeine Spur.

: Du Dies, dann zeig ich Dir den Pfad,
die Liebe ſich dem Herzen naht.

8. Der ſtille Pfad.

l ich euch, ihr düſteren Asceten,
en Frieden ſuchet im Entſagen
euch übt im Dulden und Ertragen
Zeit verbringet mit Gebeten.

ja auch die Straße nicht betreten,
ie Thoren wetten, ringen, wagen,
ein Schattenbild ſich zu erjagen,
o getrieben, ruhlos ſich befehden.

ilen kann ich auch nicht eure Looſe,
ich gern im Strom der Freude bade
dem Glücke ruhen mag im Schooße.

ndl ich ſingend ſtille Lebenspfade,
ch der Nachtigall, und pflück die Roſe,'
e fröhlich meines Gottes Gnade.

9. Sonntag.

onntag, ſtiller Gottesengel,
ommſt in dieſe Welt voll Mängel
Bote unſers lieben Herrn;
herrſcht im Thale tiefes Schweigen,
ilſt Du ſchon vom Berg zu ſteigen,
üßt vom frühen Morgenſtern.

Und angeglüht von ſeinem Strale
Trägſt Du die volle goldne Schale
Und wanderſt ſtill von Haus zu Haus,
Und bringſt ihn uns, den heilgen Frieden,
Den uns der Werktag nicht beſchieden,
Und ſegnend gießeſt Du ihn aus.

Und fort und fort aus Deinem Munde
Ergeht an uns die frohe Kunde
Von ihm, der uns das Heil erwarb,
Der unſre Strafe hat getragen,
Und der, für uns ans Kreuz geſchlagen,
Am Kreuze für uns litt und ſtarb.

Du rufſt, Du nahſt, die Schranken fallen,
Ein heilger Geiſt weht in uns Allen,
Kein Bruder ſteht dem andern fern;
Und was die Woche hielt geſchieden,
Das einigt ſich in Deinem Frieden
Und dienet liebend Einem Herrn.

10. Sorge nicht!

Herz, laß deine Sorgen ſein,
Sorgen ſchafft Angſt und Pein,
Und frommt doch nicht;
Vertrau auf Gott den Herrn
Sein' Hülfe iſt dir nicht fern,
Gott ſchlummert nicht.

Sieh nur die Lilien an,
Wer hat ſie angethan
Mit ſolcher Zier?
Gott webt zu aller Zeit
Ihnen das Feierkleid,
Webt es auch dir.

Nimm doch der Vöglein wahr,
Die, aller Sorgen bar,
So fröhlich ſind:
Gott nährt ſie ſpät und früh;
Biſt du nicht mehr als ſie,
Nicht Gottes Kind?

Gotteskind, hörſt du nicht,
Wie ſo vernehmlich ſpricht
Dein Jeſus Chriſt?
„Herz, laß dein Sorgen ſein,
Trachte nach Dem allein,
Was droben iſt."

11. Wohnt Gott in mir, ſo bin ich ſtark.

Wohnt Gott in mir, ſo bin ich ſtark
Und kann der Welt nicht unterliegen,
Denn ſeine Kraft durchſtrömt mein Mark,
Und wie er will, ſo muß ſichs fügen;
Die Welt kann Dem nicht widerſtehn,
Der ſie heißt werden und vergehn.

Wohnt Gott in mir, ſo bin ich kühn,
Mein Leben ruht in ihm verborgen,
Und in Gefahr bau ich auf ihn,
Und werf auf ihn all meine Sorgen;
Sein Arm mein Schild, ſein Wort mein Schwert,
Wo iſt ein Held gleich mir bewehrt?

Wohnt Gott in mir, ſo bin ich frei
Und werde keinem Joch mich beugen,
Und werde ohne Furcht und Scheu
Freimüthig für die Wahrheit zeugen;
Bleib ich doch frei, ob man mich legt
In Kerker und in Ketten ſchlägt.

Wohnt Gott in mir, so bin ich reich
Und darf vor keinem Mangel beben;
Denn wer ist meinem Herren gleich,
Dem alle Welten untergeben?
Von Segen träufet jeder Pfad,
Den ich auf sein Geheiß betrat.

Wohnt Gott in mir, so bin ich froh,
In meinem Herzen wohnet Frieden;
Und ob der Erde Lust mich floh
Und ihre Freuden mich gemieden:
Ich trag in mir mein Glück und Heil,
Gott selber ist mein Freudentheil.

12. In Möncherei und Muckerei.

In Möncherei und Muckerei
Sucht ich nie meinen Ruhm,
Und nie hieng ich der Heuchelei
Beliebten Mantel um.

Hab nie ein fein studiert Gesicht
Dem Markt zur Schau gestellt,
Mit eiteln Heuchlerworten nicht
Geflunkert vor der Welt.

Der eignen Würde mir bewußt,
Gilt gleich mir Lob und Spott;
Denn in den Tiefen meiner Brust
Wohnt der lebendge Gott.

Und werth gilt mir nur seine Gunst,
Und nicht der Welt Geschrei;
Nur ihm verdank ich meine Kunst,
Und meine Kunst ist frei.

Ich bin die Harfe, die erbebt,
Wenn er sie tönen heißt,
Und was in meinem Liede lebt,
Ist Geist von seinem Geist.

Cajetan Cerri.

Lange blieb Italien von deutscher Wissenschaft und Poesie unberührt; um so erfreulicher ist es, daß sich in neuerer Zeit eine regere Theilnahme für dieselbe kund gibt. Unter den verschiedenen Erscheinungen, welche dieß bestätigen, ist die wohl die merkwürdigste, daß ein Italiener in deutscher Sprache gedichtet und sogar sehr Anerkennenswerthes geleistet hat. Cajetan Cerri, geb. am 26. Mai 1826 zu Bagnolo in der Lombardei, kam im J. 1849 nach Wien, wo er deutsch lernte und die Naturwissenschaften studierte, und wo er, so viel wir wissen, noch jetzt als Beamter lebt. Indem er sich schon früh mit der Literatur seiner neuen Heimat beschäftigte, gewann er die Sprache und die Poesie derselben lieb, so daß er zu eigenen poetischen Versuchen in dieser Sprache angeregt wurde, die bei seinem tüchtigen Talent so glücklich geriethen, daß sie die Anerkennung zunächst seiner näheren Umgebung, dann auch eines größeren Publikums fanden. Er hat bis jetzt drei Sammlungen veröffentlicht: „Glühende Liebe. Deutsche Lieder eines Italieners“ (Wien 1850), „Inneres Leben. Neuere Gedichte“ (Ebd. 1860) und „Aus einsamer Stube. Dichtungen“ (Ebd. 1864). In allen beweist er eine große Herrschaft über die Sprache, deren ganzer Umfang vor ihm zu liegen scheint. Merkwürdig ist die innere Verschiedenheit der ersten und der beiden folgenden Sammlungen. Während die „Glühende Liebe“ Lieder bietet, die von sinnlicher Glut erfüllt sind, für welche ihm die feurigsten Ausdrücke und die glänzendsten Bilder in reicher Fülle zuströmen, bewegen sich die beiden späteren Sammlungen vorzugsweise im Gebiete der Lebensbetrachtung. Die Lieder der „Glühenden Liebe“ sind beinahe durchgängig Variationen Eines und desselben Themas, dem der Dichter jedoch keine Mannigfaltigkeit abzugewinnen weiß; in den nachfolgenden Dichtungen begegnen wir dagegen einem erfreulichen Reichthum an Beobachtungen und an Gedanken, die, wenn auch nicht neu, doch immer schön und oft tief sind. Die Gedichte der ersten Sammlung lehnen sich meist an deutsche oder italienische Vorbilder, und man gewahrt leicht, daß die Dichter der dreißiger und vierziger Jahre einen großen Einfluß auf Inhalt und Form dieser ersten Versuche gehabt haben, während spätere Dichtungen nach jeder Seite beinah durchgängig eine große Selbstständigkeit bewahren. Nur hie und da begegnen Gedichte, die einen äußern Einfluß nicht verkennen lassen; aber auch dann ist Cerri von bloßer Nachahmung entfernt: er greift vielmehr irgend einen fruchtbaren Gedanken eines andern Dichters auf und behandelt ihn dann auf eigene Weise und immer geistvoll. Was er in der „Glühenden Liebe“ in enger beschränkter Auffassung sagt: „Und weltbefreien kann doch nur die Liebe“, führt er in den späteren Dichtungen im umfassenden Sinne der Christuslehre durch. Wir können den Geist, der diese Lieder beseelt, nicht besser bezeichnen, als durch die Mittheilung des Gedichts „An die Einsamen“, dessen Grundgedanke in den übrigen auf die mannigfaltigsten Lebensverhältnisse und Gemüthsstimmungen angewendet erscheint.

1. Seliges Sterben.

Aurelie.

Wildgroß das Aug, der Blick voll Gluthbegehren,
Auf weißem Nacken schwarze Lockenringen
Gleich wie auf Lilienblättern Rabenschwingen,
Und an dem Hals statt Perlen Wollustzähren,

So stehst du da: im lockenden Gewähren
Schwellt auf die Brust, aus ihrer Haft zu dringen —
Was fiebert meine Stirn? — Dämonen zwingen
Mich hin zu dir — oh sprich nicht von Entbehren.

Und gälts das Grab — wo Aetnaflammen sprühen,
Muß es sich herrlich sterben und vergluten;
Drum an dein Herz! dann will ich gern verbluten.

Dann will ich gern, wenn unsre Küsse glühen,
Vergehn berauscht von deines Blickes Wonne —
Und stirbt der Aar, so feis im Stral der Sonne!

2. An die Einſamen.

Nicht den Großen, nicht den Reichen,
Die, betäubt von goldnen Lügen,
Sich auf Roſen und auf weichen
Mädchenarmen lüſtern wiegen,
Und im Stral von tauſend Wonnen
Sich berauſchen und ſich ſonnen —
Nicht den Frohen tönt mein Lied;
Denn das Lied gleicht jener Blume,
Die dem Schmerz zum Eigenthume,
Nur in ſtiller Nacht erblüht.

Aber euch, ihr Kummervollen,
Die ihr keinen Hafen findet,
Gleich Kometen, die da rollen
Heimatlos und unergründet,
Euch, die ihr an Noth gekettet,
Und auf Dornen hart gebettet,
Arm und einſam kommt und geht:
Euch umſchwebt mit ſehnſuchtsmüder,
Weißer Schwinge meiner Lieder
Friedenstaube ſturmverweht.

Denn ihr ſeid es, ſtille Denker
Mit dem thränenfeuchten Blicke,
Die vom Gram geweihten Lenker
Unſrer menſchlichen Geſchicke;
Was ihr ſinnend habt erfahren,
Wird vielleicht nach langen Jahren
Als ein Morgenroth erglühn,
Und in eurer Bruſt, der kranken,
Reifen jene Lichtgedanken,
Die des Weltalls Bahnen ziehn.

Doch die Menſchen wiſſen nimmer,
Daß in Stuben kalt und enge,
An der Lampe kargem Schimmer
Euer Haar ergraut; die Menge,
Die nicht fragt nach eurem Wachen,
Wird euch richten und verlachen,
Wenn Ihr, ſtumm das Haupt geſenkt,
Fern im Schatten der Cypreſſen,
Weltverlaſſen und vergeſſen,
Ueber Ewigkeiten denkt.

Und verlacht und ſchwer gerichtet
Ward Columbus einſt in Banden,
Und verhöhnt ſtets und vernichtet,
Was der Genius unverſtanden
Aus dem dunklen Sichgeſtalten
Von urkräftigen Gewalten
Uns als neue Schöpfung bot:
Scheele mußte Hunger leiden,
Watt die Narrensjacke kleiden,
Und ein Camoens ſtarb in Noth.

Noth und Leiden! — Das die Kränze
Für den Abend eures Lebens,
Das betrübt ward ſchon im Lenze
Eines ſonnendurſtgen Strebens:
Werdet groß in bittren Zähren,
Lernt Entſagen und Entbehren,
Wandelt an des Bettlers Stab;
Und ſind dann in nächtgen Stunden,
Einſt verblutet eure Wunden,
Winkt euch — ein vergeßnes Grab!

Oh! wie gerne möcht ich ſtillen
Eurer Pulſe Glutverlangen,
Eure Narben ſanft verhüllen
Und die Bläſſe eurer Wangen;
Oh! wie gerne möcht ich bringen
Euch ins Herz und es umringen
Mit der Hoffnung roſgem Wahn;
Doch umſonſt — der Wehmuth Zeichen
Darf von eurem Haupt nicht weichen —
Jedem Sterne ſeine Bahn!

Alſo muthig, ſtill getragen,
Bis das Herze liegt in Stücken;
Seid wie Blumen, die nicht klagen,
Daß wir grauſam ſie einſt knicken:
Mögt ihr klanglos auch vergehen,
Euer Bau wird fortbeſtehen,
Denn ihn ſchützt Unſterblichkeit,
Und ein Gott lebt, der geſchrieben:
„Bei den Armen nur und Trüben
Werd ich ſein für alle Zeit.“

Julius Hammer.

Julius Hammer, geb. am 7. Juni 1810 zu Dresden, beſuchte die Kreuzſchule ſeiner Vaterſtadt und bezog 1831 die Univerſität Leipzig, um ſich nach dem Wunſche ſeines Vaters der Jurisprudenz zu widmen, doch zog ihn das Studium der Geſchichte, Philoſophie und Literatur mehr an. Als er 1834 nach Dresden

zurückgekehrt und mit Tieck und Th. Hell in Verbindung gekommen war, entschloß er sich, von diesen aufgemuntert, sich ganz der literarischen Laufbahn zu widmen, weshalb er 1837 wieder nach Leipzig gieng. Die Absicht, sich an der Universität zu habilitieren, wurde, wie schon früher, auch dies Mal wegen Mangels an hinreichenden Mitteln vereitelt; er sah sich sogar gezwungen, sich durch literarische Arbeiten durchzubringen; so gab er mehrere Novellen heraus, nahm an verschiedenen Zeitschriften Theil und begründete selbst eine solche, „Das Nordlicht", die jedoch bald wieder eingieng. Von 1845 an lebte er in Dresden, wo er zuerst den Gedanken der Schillerstiftung anregte, für deren Ausführung er auch mit großer Hingebung thätig war. Im J. 1859 zog er nach Nürnberg, wo er einige glückliche Jahre zubrachte; im J. 1862 kehrte er in die Heimat zurück und bezog seinen Landsitz in Pillnitz, wo er am 23. Aug. in Folge einer Entzündung starb.

Hammer begann seine schriftstellerische Laufbahn mit einem kleinen Lustspiel „Ein seltsames Frühstück", das erst 1862 im „Album des literarischen Vereins in Nürnberg" gedruckt erschien, dem später zwei andere Lustspiele: „Auch eine Mutter" und „Zur Wiederkehr", so wie ein Schauspiel „Der Bruder" (Dresd. 1856), folgten. Eben so versuchte er sich in der Novelle („Adelich und Bürgerlich". Lpz. 1837; „Leben und Traum". 2 Bde. Ebd. 1839; „Stadt- und Landgeschichten". 2 Bde. Altenb. 1845) und im Roman („Einkehr und Umkehr". 2 Bde. Dresd. 1856), doch treten alle diese Erzeugnisse weit hinter seine lyrisch-didaktischen Dichtungen zurück, für welche er ein ausgesprochenes Talent hatte, wie sie auch seinem ernsten, beschaulichen Wesen am Innigsten entsprachen. Die Sammlung „Schau in dich und Schau um dich" (Lpz. 1851. 13. Aufl. 1864), mit welcher er zuerst auftrat, erwarb ihm sogleich den ungetheiltesten Beifall und zeichnete ihm den Weg vor, den er fortan zu verfolgen habe. In zehn Abschnitten gibt der Dichter ernste Betrachtungen über das Leben und seine mannigfaltigsten Beziehungen, köstliche Lehren der Lebensweisheit, die auf tief religiösem Grunde beruhen und in einfacher und edler Sprache ohne alle Ueberschwänglichkeit dargestellt sind. Er geht von dem Gedanken aus, daß der Mensch in sich und um sich schauen, in dem eignen Wesen die Welt und in der Welt die eigne Seele kennen lernen solle (1). Aus dem Verständniß des Ich wird milde Gesinnung und Beurtheilung, aus der wahren Selbstliebe die Liebe des Nächsten erwachsen. Denn die sind in traurigem Wahn befangen, die da glauben, der Mensch sei in Sünde geboren, und müsse daher vor Allem darnach streben, sich selbst zu verachten, um zur Seligkeit zu gelangen. Wie kann man aber die göttlichen Worte befolgen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", wenn man sich selbst haßt? (2). Die größte Sünde ist, sich selbst aufzugeben, sich von Schmerz und Unglück zu Trostlosigkeit hinreißen zu lassen; wer kräftig ankämpft, wird auch endlich siegreich aus dem Kampf hervorgehen (3), wie der Frühling den Winter, wie das Sonnenlicht die Nacht besiegt. Die Natur ist überhaupt die beste Führerin, der sich der Mensch anvertrauen kann; in ihrer wird er Kraft und Liebe wiederge wer sich mit frommem Gemüth in wird in ihr den lebendigsten Tro den er bei den Menschen umsonst (4). Eine zweite Sammlung: „ ten Stunden" (Lpz. 1854. 2. deren Abschnitte nach den Monaten bezeichnet sind, enthält Manches den früheren Lebensjahren des Dic und ist daher für die Kenntniß se Entwickelung nicht ohne Wichtigke Theil bitteren Erfahrungen, die mußte, boten ihm Stoff zu manch über das Leben; doch war er zu k stes, als daß er sich dem Schme hingegeben hätte. Wenn diese Sa der ersten weder an Gehalt noch a der Form gleichkommt, wie er d zweiten Auflage Manches verbesser makamenartigen Gedichte in festere so enthält sie des Schönen und noch viel; es sind namentlich die de gewidmeten Gedichte auszuzeichnen. Sammlung ist die dritte „Fester G 1859. 2. Aufl. 1863) beinahe Wie in jener mahnt er mit eindrin ten zur Liebe, zur Pflichterfüllung tigkeit (6); wie in jener knüpft Lehren der Weisheit an die Erfche Natur; zudem ist sie mannigfaltiger Dichter seine Ideen in Form vo Balladen und Legenden darstellt. in demselben Geist gedichtet und zu dem nämlichen Gedankenkreis sich be die Gedichte der folgenden Sammlu stillen Wegen" (Lpz. 1859) und „ lebe" (Ebd. 1862) keineswegs bl holungen der früheren; vielmehr bi weder neue Anschauungen oder f schon dargestellte Gedanken von n auf und geben in dem einen wie in Fall von des Dichters Gedankenreic zendes Zeugniß.

War schon in manchen Gedichter Sammlungen der Einfluß orientali der er ernste Studien gewidmet h kennbar, so tritt er in der neue dem Halbmond. Osmanisches (Lpz. 1860) entschieden hervor. darin enthaltenen Gedichte übrigens setzungen auch nicht einmal Nachbild talischer Poesien, vielmehr hat der in das Leben und die Anschaun Morgenlandes hineingelebt und im selben seinen Ideen neue Gestaltu Und er hat sich auch hier als echter urkundet; denn er hat nicht bloß des didaktischen, das ihm ja von lag, sondern auch in den Liedern lust und der Liebe Vortreffliches ge das orientalische Gepräge überall ä lich getroffen. Eine schöne Frucht schäftigung mit der orientalischen D endlich auch „Die Psalmen der heili In Dichtungen. Nebst Einleitung terungen" (Lpz. 1861), in denen artigen Gesänge des hebräischen Vol raschender Kraft und Gewandtheit Gewand gebracht hat.

1. (Schau um dich.)

ı dich und ſchau um dich; lern in dem eignen Weſen
t und in der Welt die eigne Seele leſen!

mit freiem Sinn und lies mit heilgem Ernſt,
den wahren Sinn in dir verſtehen lernſt;

m, den Gottes Geiſt, wie auf ein reines Blatt,
as Licht erblickt, dir eingeſchrieben hat;

s du wollen ſollſt, dir ſtets getreulich ſagt,
ın du ſäumig biſt, dich vor dir ſelbſt verklagt;

er Kräfte Maß dich ſicher prüfen heißt
von deiner Pflicht zu deinem Rechte weiſt;

ı Gehalt in dir die Form dich finden lehrt
ir nicht von dir heiſcht, als was er dir gewährt;

viel Gutes dir und Schönes mag gewähren,
bläſſig nur bemüht, ihn zu erklären.

die Schrift in dir nur von dem Buch ein Theil,
geſchlagen liegt zu deinem Glück und Heil;

oßen, ſchönen Buch der Welt, die dich umgiebt,
der Liebe Geiſt entſprang, der dich auch liebt.

wende von dem Theil, daß ſich dein Aug erquicke,
auf dir ſelbſt geruht, zum Ganzen deine Blicke.

lle Menſchenleben vergleiche mit dem deinen,
den Grundton beider vernehmen magſt als einen.

ſt du ſelbſt ein Ganzes, ſo wirſt du im Erklären
ihren Selbſterkenntniß, zur Freiheit dich verklären.

um dich und ſchau in dich; lern in dem eignen Weſen
elt und in der Welt die eigne Seele leſen!

iebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt.)

dich ſelber liebeſt — ſo ſteht das Wort geſchrieben,
einſten Mund geſprochen — ſollſt du den Nächſten lieben.
ır predigen dir in ihrem finſtern Wahn,
ndhaft du geweſen von Kindesbeinen an,
unwürdig ſeiſt in deinem ganzen Trachten,
e's ſo ſelig ſei, ſich ſelber zu verachten,
s ein Wurm zu fühlen und ſich im Staub zu winden,
tade vor dem Zorn des Himmels einſt zu finden.
nes Menſchenbild, das ſo, dir ſelbſt geraubt,
rgewordnem Herzen dem falſchen Worte glaubt!
ber ſollſt du grollen und ſollſt den Nächſten lieben?
nah ſein deinem Bruder und aus dir ſelbſt vertrieben?
jedwede Regung, die menſchlich iſt, ertödten,
em Schlag des Herzens erſchrecken und erröthen?
d im Leben ſuchen, ſtatt ihn in freudgem Ringen
r lebendgen Kraft des Lebens zu bezwingen?
f vom Staub, ſteh auf! Zerreiß die Kettenlaſt,
ein ſcheuer Sklav, gebückt getragen haſt!
rfrecht, wie du ſollſt, denn ſo ſchuf das Geſetz
gen Liebe dich, und flieh der Heuchler Netz,
n ſie dich, dein Selbſt, umſtricken und erſticken;
men frevelvoll mit ihren Schlangenblicken
es Geiſtes Lichtkraft, der freien Seele Schwung,
e Stimm iſt Wahnwitz der Gotteslaſterung.
len einſam dich, ach! in ein Jammerthal
en zum Geleite dir Selbſtvernichtungsqual;
en dir: die Wonnen des Jenſeits zu erwerben,
Mußt du für jede Freude des Diesſeits erſt erſterben!
Sie laſſen dich Verweſung aus jeder Blume wittern,
Bei jedem Athemzuge vorm ewgen Tode zittern,
Verdammen dich, durchs Leben auf Dornen hinzugehn,
Und drohn dir mit der Hölle, wenn ſie dich lächeln ſehn.
O, ſieh die Sonne lächeln, die Blumen und die Sterne,
Schau um dich und ſchau um dich, und lerne freudig, lerne,
Daß Gott die Liebe iſt, und daß der Liebe Ruf
Dich und die ganze Welt, die ſchöne Welt, erſchuf!
Wenn du dich ſelber haſſeſt, wie kannſt du Liebe hegen?
Wie kannſt du Segen ſpenden, ruht in dir ſelbſt kein Segen?
Die Liebe, die in dir, die dir von Gott gegeben
Für alles Leben, iſt auch für dein eignes Leben.
Du biſt ein Theil des Alls und nicht von ſolcher Kleinheit,
Daß du nicht in dir trägſt des großen Ganzen Einheit.
Dein Ich ſei wie die Quelle, die kühles Laub umſchattet,
Wo ſanft der Wandrer ruht, vom heißen Pfad ermattet;
Es ſtreut die Sonne lieblich viel tauſend goldne Funken
Auf ihn und auf die Quelle, von der ſein Mund getrunken.
Wenn ſie kein grün Gehege um ſich geſchaffen hätte
Und in die Sonn allein geſtarrt auf kahler Stätte,
Sie wäre bald vertrocknet und an der Glut vergangen,
Und keine Lippe hätte erquickt an ihr gehangen,
Kein Vöglein hätte traulich ein Lieblein ihr geſungen,
Kein fröhlich Gottgrüßdich wär zu ihr hingeklungen.
O, laß ſie nie verſiegen, die „Quell" in deiner Bruſt,
O, laß um ſie ihn grünen, den Schmuck ſchuldloſer Luſt,
Sei dir, dir ſelbſt ein Freund, und daß dus Andern ſeiſt,
Sei dirs mit reinem Herzen, mit ungetrübtem Geiſt;
Dann bleibt dein Ich geſund, dann bleibt dirs liebenswerth
Und zeugt die Ichſucht nicht, die heiß am Leben zehrt.
Sei freies, ſchönes Ich, ein Ich und Du zugleich,
Durch das Geſetz der Liebe in dir und Andern reich!
Und wollen finſtre, falſche Propheten dich bethören,
So laß mit freudger Stimme das Wort des Meiſters hören,
Das er geſprochen hat, von Gottes Geiſt getrieben:
„Wie du dich ſelber liebſt, ſollſt du den Nächſten lieben!"

3. (Verzage nicht!)

Was zagſt du ohne Troſt und Muth,
Weil dich der Sturm umbrauſt?
Der Himmel wird dich nicht verlaſſen,
Wenn du dir ſelbſt vertrauſt.

Er führt uns nicht am Gängelband,
Er lehrt uns, frei zu ſein;
Wir ſollen nicht in unſrer Schwäche
Nach ſeiner Gnade ſchrein.

Nur der, der muthvoll ringt und ſtrebt,
Iſt würdig des Gebets;
Der Gottesfreund, der wahre Fromme,
Iſt auch der Starke ſtets.

Das Glück, das dir von Außen kommt,
Iſt leicht wie dürre Spreu;
Nur was aus deiner Seel erwachſen,
Bleibt deiner Seele treu.

Biſt du nur Eins mit Sturm und Nacht
Und wildem Wettergraus,
So bleiben dir auch milde Tage
Und Sonnenſchein nicht aus.

Und ſinkt dein Glücksſtern, iſt gewiß
Ein neuer dir nicht fern.
Getroſt, mein Herz! Der Stern des Abends
Iſt auch der Morgenſtern!

4. (Macht der Natur.)

Durch die Felder mußt du schweifen,
Die im Sonnenstrale prangen,
Durch die grünen Wälder streifen,
Ist dein Herz von Gram befangen;
Laß von Quellen, laß von Bächen
Ueber dich den Segen sprechen!

Nicht in einer dumpfen Klause
Sitze mit des Schmerzes Geistern,
Herren werden sie im Hause,
Draußen wirst du sie bemeistern;
Draußen vor dem freien Glücke
Fliehn sie scheu und klein zurücke!

In der Lüfte Wellen tauche
Deine Brust, die kummerschwüle,
In des Himmels reinem Hauche
Deine heiße Stirne kühle;
Schau, allüberall liegt offen,
Wie gediegnes Gold, das Hoffen!

Wieder lernst du frohe Lieder,
Und mit menschlich schönem Triebe
Lernest du die Liebe wieder,
Ach, die längst vergeßne Liebe;
Quellen, Bäume, Blumenkerzen
Reden dir von Menschenherzen!

5. (Die Stimme der Natur.)

Ich gieng allein durch ernste Waldesnacht —
Der Donner hatte längst von fern gegrollt —
Als sich ein Sturm erhob mit wilder Macht,
Wie wenn er alle Eichen stürzen wollt.

Wie wühlt er brausend durch ihr grünes Haar,
Wie sucht er gierig ihres Lebens Mark!
Doch ihre Stämme trotzen der Gefahr
Und standen unerschüttert, still und stark.

Und als das Wetter schwieg — mit leisem Schall
Doch mancher Tropfen von den Blättern rann —
Da stimmten wie zuvor die Vöglein all
Froh wieder ihre alten Lieder an.

Ich lauscht' entzückt dem jubelnden Gesang,
Ich sog erquickt den süßen Walduft ein,
Der mir in vollem Strom entgegendrang,
Und leise sprach ich in mich selbst hinein:

„Nimmer vergiß, was hier dein Herz erfuhr,
Und wenn ein Sturm dich überwältgen will,
So denk der heilgen Stimme der Natur,
Die mahnend zu dir sprach: Sei stark und still!

Dann bleiben, was dir Schlimmes auch geschieht,
Stets rein gestimmt die Saiten deiner Brust,
Und auch nach trüben Zeiten wird dein Lied
Nicht ärmer sein an froher Sängerlust."

6. (Guter Rath.)

Vertraue dich dem Licht der Sterne,
Beschleicht dein Herz ein bittres Weh,
Sie sind dir nah in weiter Ferne,
Wenn Menschen fern in nächster Näh;
Und hast du Thränen noch, so weine,
O, weine satt dich ungesehn,
Doch vor dem Aug der Menschen scheine,
Als wär dir nie ein Leid geschehn.

Verdammt die Welt dich in Verblendung,
So such auf stillem Waldespfad
Dir neuen Muth für deine Sendung,
Für starke Treu und freie That;
Und vor dir selber zu bestehen,
Trägst du den Sieger in der Brust,
Doch nicht die Menschen laß es sehen,
Wie schweren Kampf du kämpfen mußt.

Ist dir ein schönes Werk gelungen,
So seis zu neuem dir ein Ruf;
Hast du ein treues Herz errungen,
So denke, daß es Gott dir schuf;
Wenn deine süß entzückte Seele
Ganz voll von heilger Freude ist,
O, nicht den Neid der Menschen wähle
Zum Zeugen, daß du glücklich bist!

Verachte kühn der Selbstsucht Streben,
Wie oft sie dir Verfolgung schwur;
Vor keinem Throne steh mit Beben,
Furcht hegt ein bös Gewissen nur.
Demüthig wirf in nächtger Stille
Vor deinem Gott dich auf die Knie
Und bete: „Es geschеh dein Wille!"
Doch vor den Menschen beug dich nie.

Und wenn dir Gottes Rathschluß sendet
Der schwersten Prüfung höchste Pein,
Dann hast dus, ganz ihm zugewendet,
Mit ihm zu thun und dir allein;
Davon laß nicht die Lippe sprechen,
Ob dir das Herz auch brechen will,
Laß es in tausend Stücke brechen,
Doch vor den Menschen schweige still!

7. (Was Noth thut.)

Willst Gutes du und Schönes schaffen,
Das lebensvoll das Leben mehre,
Mußt du dich ernst zusammenraffen
Und darfst nicht scheun der Arbeit Schwere.

Da hilft kein Schwärmen bloß und Hoffen,
Kein Traum von künftiger Entfaltung;
Nein, ringen mußt du mit den Stoffen,
Und stark sie zwingen zur Gestaltung.

8. (Gleichnisse.)

Ein Garten zur Blüthenzeit beim Sternenlicht
Ist, süßes Mädchen, dein holdes Angesicht.

Dein schwarzes Lockenhaar in ernster Pracht,
Erfüllt von Wohlgerüchen, ist die Nacht.

Und in der Nacht zwei leuchtende Wundersterne.
Schöner als alle Gestirne der Himmelsferne.

Wie die Terrasse schimmert im Mondesscheine,
So schimmert die Stirn dir, die sanft umschattete, rein

Planeten neigen sich gegen einander in Bogen:
Sie sahen die Linien deiner Braun gezogen.

In ihrem Schatten erhebet stolz und mild
Sich eines Hügels schön geformtes Bild.

Dem frischerblühten Rosengeheg am Teich,
Wo Schwäne ruhn, sind deine Wangen gleich.

Wie zwischen Granatglut schimmert der springende
So blinkt es von Perlen, wenn du lächelst, hell.

Paradieses-Blüthenduft,
urpurmundes Hauch die Luft.

lichste Plätzchen im Garten sei
rschwiegene Liebeständelei?

ühren nur Ein Mal dein schelmisches Kinn
dir sagen, wie heiß ich von Liebe bin!

Hermann Jäger.

Jäger, geb. am 7. Okt. 1815
ernsdorf im Weimarischen, sollte
e Laufbahn ergreifen; ein Büchsen-
m das Gelenk des rechten Arms
, änderte diesen Plan. Da sein
pfarrer in seiner Vaterstadt, schon
d kein Vermögen hinterließ, mußte
eruf ergreifen, dessen Erlernung
zuviel Kosten verbunden war. Er
in den botanischen Garten Belve-
mar in die Lehre, und bildete sich
rschiedenen Gärten ersten Ranges
a, Hamburg, Schönbrunn, Nym-
on Wien und München aus machte
eisen nach Ungarn, Tyrol, Ita-
chweiz und Frankreich. Ueberall
ie schönsten Gegenden und besuchte
nmlungen. Nach einem längern
n Paris nahm er die Stelle eines
ärten des Grafen Talleyrand in
; aber ob sie gleich einträglich war,
) im Umgang mit Franzosen nicht
gab seine Entlassung, gieng nach
) kehrte über Belgien in die Hei-
Nachdem er eine untergeordnete
einem Hofgarten zu Weimar drei
ekleidet hatte, gieng er nach Berlin,
schon nach wenigen Monaten als
ür die Gärten in Eisenach und
zurückberufen, welche Stelle er
nimmt.
einer der ersten Gartenbaumeister
und nimmt als Schriftsteller im
rtenbaukunst in Deutschland wohl
ng ein; von seinen Schriften über
mehrere in verschiedene Sprachen
den. Weniger bekannt sind seine
(Lpz. 1851), die ohne Zweifel
nahme gefunden hätten, wenn sie
nstigeren Zeit erschienen wären.
eine Sammlung mit einer Reihe
aften", die er mit künstlerischem
oetischem Sinne schildert. Unter
n, Romanzen, Sagen und Genre-
en sich nicht wenige, die durch ihre
Auffassung und fließende Darstel-
veniger durch die darin sich aus-
htige Gesinnung erfreuen. Ob er
elbst schaurige oder heitere Stoffe
mer weiß er den rechten Ton zu
überschreitet er die Grenzen des
nie hascht er nach Effekt und doch
s eine bleibende Wirkung hervor.
glücklich sind die „Lieder und
deren Stoffe: Liebe, Wein und
mit tiefem Gefühl, bald mit hei-
behandelt sind. Eine der schön-

sten Gaben sind aber die „Bilder und Lieder aus dem Gesellenleben", welche die fast schon ganz entschwundene Romantik jenes Wanderlebens nach allen ihren Seiten um so lebendiger vergegenwärtigen, als die Dichtung ganz auf der Wirklichkeit beruht. Nur wer dieses Wanderleben mit seinen mannigfaltigen Abwechselungen selbst durchgemacht hat, kann es so lebhaft und wahr schildern, nur ein echtes Dichtergemüth kann die poetischen Elemente desselben so sicher auffassen. Viele reihen sich durch die Tiefe der Empfindung und die wohllautende Sprache würdig an Eichendorff's ähnliche Dichtungen; in andern ist der volksthümliche Ton der Gesellenlieder mit großem Glück getroffen. Seine vaterländische und freie Gesinnung hat der Dichter am Schluß in kräftigen Tönen ausgesprochen. — Nicht bloß verdienstlich wegen ihres Inhalts, sondern auch anziehend durch die glücklich durchgeführte, dem Stoff und Zweck entsprechende Form sind die „Angelroder Dorfgeschichten. Eine unterhaltende und lehrreiche Erzählung für Bauern und Bauernfreunde" (Lpz. 1851), in welcher die belehrenden Stellen mit der anziehenden und selbst spannenden Geschichte kunstreich verwoben sind.

1. Das neue Haus.

Großmutter sitzt in dem neuen Haus,
Es will ihr gar nicht gefallen;
Sie sieht so grämlich zum Fenster hinaus
Auf Prachtgebäude und Hallen.

Das neue Haus ist so groß und hell,
Das alte war klein und düster;
Doch zög Großmutter zurück zur Stell,
Wärs auch noch kleiner und wüster.

Dort hat sie ein liebes Fenster klein,
Da saß sie vom Morgen bis Abend;
Da schien so freundlich die Sonne hinein,
Großmutter wärmend und labend.

Sie sah in das grüne Feld hinaus
Und hörte die Vögel singen,
Und gegenüber im Gotteshaus
Vernahm sie der Orgel Klingen.

Nun hat sie das liebe Fenster nicht mehr,
Hört nicht die Orgel mehr tönen.
Sie betet, da rasseln Wagen einher,
Wie um die Andacht zu höhnen.

Es ist ihr Alles so leer und weit
Im neuen stattlichen Hause.
Sie seufzt und wünschet herbei die Zeit
Der Ruhe in enger Klause.

2. Am Morgen.

Ich hab so süß von ihr geträumt,
Nun ist der Tag von Gold umsäumt.
Wie ist mir nun so leicht und wohl!
Die Brust so wonnig und so voll!
Das Herz will mir vor Lust zerspringen,
Die ganze Welt möcht ich umschlingen!

Wie ist die Luft so leicht und rein!
Wie lacht die Flur im Sonnenschein!
Wie singen heut die Vöglein schön,
Als könnten sie mein Glück verstehn.
Habt Vöglein Dank für eure Lieder,
Singt morgen mir so lieblich wieder!

Ich hab so süß von ihr geträumt,
Nun ist der Tag von Gold umsäumt,
Nun schwebet überall ihr Bild
Vor meinen Blicken engelmild;
Und ists auch licht in allen Räumen,
So will ich fort und fort doch träumen.

3. Heimweh.

Das Glas im frohen Kreise
Geht fleißig um und um,
Da wird der tollste Zecher
Auf Einmal still und stumm.

Er schaut die lustge Kleine,
Die Schenkin, träumerisch an.
Hats ihm das Schelmenauge
Mit Liebe angethan?

Es gleicht ja seiner Liebsten
Die neue Kellnerin;
Nun schweifen die Gedanken
Weit in die Ferne hin.

Die er schon halb vergessen
Bei Spiel und Trinkgelag,
Die klopft an seinem Herzen
Nun an mit lautem Schlag.

Da schleicht ein weiches Sehnen
Sich tief ins Herz hinein,
Da rollen ein Paar Thränen
Verstohlen in den Wein.

Die Kameraden lachen,
Da schleicht er heimlich fort,
Und an dem dritten Tage
Liegt hinter ihm der Ort.

4. Gruß aus der Heimat.

Bin an die Donau gekommen,
Sah sinnend dem Wasser zu;
Da kam ein Zweiglein geschwommen
Und suchte am Ufer Ruh.

Ich hab es an mich gezogen,
Hab freundlich ihm zugelacht;
Das Zweiglein haben die Wogen
Aus meinem Lande gebracht.

Ach, solche Blumen nicht stehen
Hier unten auf dieser Flur,
Auf schimmernden Bergeshöhen
Der Heimat blühen sie nur.

Willkommen, du lieber Gesandte!
Wie geht es den Lieben mein?
Ach, daß ich im Ungarlande
So fern den Theuren muß sein!

5. Die Herberge.

Die rechte Herberg kennt man schon
Von Weitem an dem Klange;
Der fremde Wandrer folgt dem Ton,
Und fragt darnach nicht lange.

Er schreitet fest die Straße her,
Ist er auch noch so müde,
Und drückt ihn auch das Bündel schwer,
Folgt dem bekannten Liede.

Das führt ihn vor ein schönes Haus
Mit einem goldnen Schilde;
Sein Handwerk streckt den Arm heraus
Und grüßt ihn aus dem Bilde.

Und tritt er ein, da schweigt der Sang,
Da gehts ans Händedrücken.
Gesell besinnt sich gar nicht lang
Und trinkt von freien Stücken.

Da wird gefragt, woher? wie weit?
Landsleute sind gefunden,
Kamraden, die er sah vor Zeit.
So fliehen schnell die Stunden.

Was eine rechte Herberg ist,
Die kennt man schon am Klingen,
Und was ein rechter Bursche ist,
Der muß auch brav mit singen.

Georg Scheurlin.

Georg Scheurlin, geb. am 25. Febr. 1802 zu Mainbernheim in Franken, verlor seinen Vater frühzeitig, so daß er bei der Mittellosigkeit seiner Mutter die begonnene wissenschaftliche Laufbahn nicht verfolgen konnte. Er widmete sich, um doch einigermaßen auf geistigem Boden zu bleiben, dem Lehrerberuf. Nachdem er seit 1821 fünf Jahre lang im Liederskronschen Erziehungsinstitut zu Erlangen gewirkt hatte, wurde er an die Stadtschule zu Ansbach berufen. Sein Gehalt, der Anfangs 200 Gulden betrug, stieg mit der Zeit bis auf 400 Gulden, eine freilich sehr geringe Summe, da er für Mutter und Schwester, so wie für die eigene zahlreiche Familie zu sorgen hatte. Um dieser schweren Aufgabe zu genügen, gab er Unterricht in der Musik, für die er ein entschiedenes Talent hatte, so wie im Zeichnen und Malen; auch übernahm er die Redaktion des Ansbacher Tageblatts. König Maximilian II., der sein Talent schätzte, berief ihn im J. 1852 nach München, wo er in der Kanzlei des protestantischen Oberconsistoriums mit einem Gehalt von 550 Gulden, zwei Jahre darauf als Geh. Ministerialsekretär im Staatsministerium des k. Hauses und der öffentlichen Arbeiten mit einer entsprechenden Gehaltsverbesserung angestellt wurde. Und so ist er allerdings von den Sorgen befreit, die ihn so lang bedrückten, dagegen ist seine Thätigkeit in seinem jetzigen Wirkungskreise so ganz in Anspruch genommen, daß er der Poesie nur wenig Zeit mehr widmen kann.

Scheurlin besitzt ein echt poetisches Talent, dessen große Kraft schon darin klar hervortritt, daß er, ob er sich gleich hie und da an die Romantiker und Uhland anlehnt, die größte Selbstständigkeit bewahrt, was um so mehr alle Anerkennung verdient, als er nicht durch gründliche wissenschaftliche Bildung gehalten wurde. Seine Stoffe sind zwar beschränkt, meist behandelt er die Liebe und den Frühling, aber in immer neuen Variationen, welche durch

Fr. Scheurlin.

t der Empfindung — denn bei ihm
macht, sondern aus dem Leben und
hervorgegangen —, durch die männ-
und würdigen Gedanken, so wie
le Einfachheit und den Wohllaut
jedes fühlende Herz fesseln müssen.
die er mit voller Liebe erfaßt,
glücklichsten Bilder, an die er bei-
Weise des Volkslieds seine dich-
schauungen anknüpft, wie in dem
dichte „Am See" (1). Wir sagen,
Wesen des Volksliedes, denn wenn
Lieder in Haltung und Form an
fen, wie „Der drei Burschen Lied"
Wirkung" (7), wenn er auch die
ivetät und die tiefe Gemüthlichkeit
em Volkslied eigen ist, so entfernt
on demselben durch die künstlerische
d Form seiner Dichtungen. Hie
ıt zwar die Lebenslust in kräftigen
or, wie in dem lieblichen „Schnee-
), aber im Ganzen ist der Grund-
Poesie elegisch, wie es bei seinen
nd beschränkten Lebensverhältnissen
möglich war; aber nie läßt er sich
gen erdrücken, denn es erhält und
das lebendigste Gottvertrauen und
ıche Gottes erfüllte Natur. Seiner
nschenfreundlichen Gesinnung, die
ıbricht, gibt er im „Samariter" (8)
ıften Ausdruck. Manchmal erhebt
Schwung der Hymne („Frage"),
, daß er bei seinem Talent auch

Größeres schaffen könnte. Seine Liebesgedichte sind tief empfunden und reich an eigenthümlichen Gedanken. Wie lieblich sind z. B. folgende Zeilen:

„Das Veilchen und die Rose
Und all der Blumen Pracht,
Die geht der Frühling dichten,
Dieweil er dein gedacht."

Auch die Darstellung des Liebesschmerzes gelingt ihm, und immer weiß er dabei, wie in dem tief empfundenen Liede „Ich möcht ihren Namen schreiben" (4) eine schöne Mäßigung zu bewahren, was überhaupt ein charakteristischer Zug seiner Dichtung ist, der sich auch darin kund gibt, daß seine Lieder meist kurz und in dieser Kürze inhaltsreich sind, wie z. B. „Die Nacht" (3).

Wir besitzen von Scheurlin zwei Sammlungen: „Gedichte" (Ansbach 1851. 2. Ausg. Ebend. 1852) und „Heideblumen" (Heidelb. 1858).

1. Am See.

Es ruht der See — wie einer Thräne Schmerz —
Im dunklen Thal, vom Aether überblaut;
Es ruht der See, — so ruht ein stilles Herz,
Darin das Leben sinnend sich beschaut.

Wie ein Gedanke, einsam, sehnend trägt
Ein Kahn sich hin; die Laute klingt am Bord.
Es schläft der See; — wenn oben leis bewegt,
Doch unten schweigend träumt die Tiefe fort.

Die Möve rauscht, der Mond beglänzt die Flut,
Entseelte Hoffnung streuend durch das Feld, —
Verblühter Traum! — Es schläft der See; so ruht
Ein Herz, das stumm begraben seine Welt.

2. Schneeglöckchen.

Der Lenz will kommen, der Winter ist aus,
Schneeglöckchen läutet: „Heraus, heraus,
Heraus, ihr Schläfer, in Flur und Haid,
Es ist nicht fürder mehr Schlafenszeit;
Ihr Sänger, hervor aus Feld und Wald,
Die Blüthen erwachen, sie säuseln bald;
Und wer noch schlummert im Winterhaus,
Zu Leben und Weben heraus, heraus!" —

So tönt Schneeglöckchen durchs weite Land,
Da hörens wohl Schläfer allerhand;
Und es läutet fort zu Tag und Nacht,
Bis endlich allesammt aufgewacht,
Und läutet noch immer und schweigt nicht still;
Ob nicht dein Herz auch erwachen will? —
So öffne nun doch den engen Schrein
Zeuch aus in die junge Welt hinein;
In das große, duftige Gotteshaus
Erschwing dich, o Seele, und fleuch hinaus
Und halte Andacht und stimme erfreut
In das volle, süße Frühlingsgeläut! —

3. Die Nacht.

Es zieht die Nacht so tief, so schön,
Den fernsten Himmel legt sie offen,
Und wer sie Frühlings mag durchgehn
Mit einem stillen, süßen Hoffen,

Dem blüht sie auf, ein strahlend Weib,
Das Antlitz halb im Wolkenschleier,
Den Sternengürtel um den Leib. —
Und durch die Welt ist stumme Feier.

Und wer auf weichem Flaume will
Verlornes in Erinnrung säumen,
Dem naht die Nacht und schmücket still
Sein eng Gemach mit leisen Träumen.

Und wenn der Tag in Sorgen schwand,
Wer nicht sein kleines Glück gefunden,
Dem legt die Nacht die weiche Hand
Zu mildem Frieden auf die Wunden.

Sie hat für Jeden Trost und Huld,
Der ihren Segen mag erfassen,
Und nur ein Herz in seiner Schuld
Ist doppelt in der Nacht verlassen.

4. Ich möcht ihren Namen schreiben.

Ich möcht ihren Namen schreiben
In jed Vergißmeinnicht,
Und tief die Feder tauchen
Ins goldne Sternenlicht;
Denn blau sind ihre Augen
Und blau ist meine Treu,
Blau wie der junge Himmel,
Drin Lenz und Liebe neu.

Ich möcht ihr Bildniß malen
Auf lichten Himmelsgrund
Mit Rosenglut die Wangen
Mit Nelkenduft den Mund;
Denn roth ist ihre Farbe
Und roth ist meine Lieb,
Die sie mit Rosendornen
Mir tief ins Herze schrieb.

Ich möcht einen Becher leeren
Voll dunklem Traubenblut
Und Erd und Himmel stürzen
Hinab in heißer Flut; —
Denn, ach, ihr schönes Auge,
Ist treulos, wenn es grüßt,
Und falsch die süße Lippe,
Wie heiß sie immer küßt.

5. Der drei Burschen Lied.

Was tönt herauf so sondrer Klang?
Drei Bursche ziehen die Straß entlang,
Die singen manch Liedlein alt und neu
Von ihrer Liebe, von ihrer Treu.

Der Erste erhebt die Stimme klar:
„Mein Schatz, dich liebt' ich manch schönes Jahr;
Und müßt ich nicht in die Fremde weit
Dein blieb ich immer, du süße Maid."

Der zweite ein Blümchen bricht am Rain:
„In jeder Ferne gedenk ich Dein! —
Wie Lied und Welle, verfliegend kaum, —
Geht stille Liebe in selgem Traum."

Der Dritte wohl traurig setzt den Stab:
„Die mich geliebet, sie ruht im Grab! —
Doch treu im Herzen mir wird sie blühn: —
Denn Lieb in Schmerzen bleibt ewig grün!" —

6. Das Glöcklein im Herzen.

Es pocht dein Herz den ganzen Tag;
Was es nur meinen und sagen mag?
Es pocht dein Herz die ganze Nacht,
Hast du das, Kindlein, schon bedacht?
Und pochts so lang, oft laut, oft still,
Hast du gefragt, was Herzchen will? —

Ein rührig Glöcklein ist es eben,
Vom lieben Gott dir zu eigen gegeben;
Er hiengs an deiner Seelen Thür
Und läutet es selber für und für,
Und stehet draußen und harret still,
Ob ihm dein Glaube öffnen will,
Und läutet fürder und harret fein,
Du wolltest rufen: „Herein, herein!"

So pocht dein Herz wohl Tag für Tag,
Und endlich so thuts den letzten Schlag,
Und mit dem letzten, den es gethan,
Da pocht es selber am Himmel an,
Und stehet draußen und wartet still,
Ob ihm Gott Vater wohl öffnen will,
Und stehet draußen und harret fein,
Er wolle rufen: „Herein, herein!"
Und sprechen: „Komm nur, mein lieber Gast,
Ich fand bei dir auch fromme Rast;
Wie du gethan, so geschehe dir heut:
Geh ein in des Himmels ewge Freud!"

7. Wirkung.

Es zog der schmucke Jägersmann
Hinab zum dunkeln Wald, tarah!
Und als er trieb zum dichten Tann,
Wohl wars ein blondes Mägdlein,
Das er im grünen Laub ersah.

Sie stand so schön und stand so licht,
Wie eine Blume steht im Thal,
Als eine Rose, wenn ihr bricht
Die keusche Knospenhülle,
Empor geküßt vom Morgenstral.

Sie stand so licht und stand so schön; —
Was sinnst du, stummer Waldgesell?
Das Wild entrinnt zu fernen Höhn,
So träumend ruht dein Auge,
So still dein Fuß gebannt zur Stell.
Die Rüde bellt, er hört es nicht,
Und nicht das Horn, das weckend rief;
Sie stand vor ihm so süß und licht; —
Er legt die Hand aufs Herze,
Drin schwillt ein Seufzer schwer und tief.

Mag rauschen fort das freie Wild,
Verloren blickt der Jägersmann;
Sie stand vor ihm so schön und mild: —
„Fahr hin, du grüner Himmel,
Wohl andrer Stern gieng auf im Tann!"

8. Der Samariter.

Ist noch ein Rest von Lieb in dir,
O geize nicht und gib ihn her,
Die reiche, menschenvolle Welt
Ist ja an Liebe gar so leer.

Auf Märkten biete ſie nicht feil,
Auch zu Paläſten trag ſie nicht,
Doch tritt dereinſt an deinen Weg
Ein ſtill verhärmtes Angeſicht,

Dann ſprich: „Bedarfſt du wohl des Oels?
Zeig deine Wunde, hier mein Krug,
Und in der Herberg pfleg ich dein,
Wenn dieſe Gabe nicht genug."

Ob Dank, ob Undank dir vergilt,
Du ziehe ſtillen Gangs davon;
Daß du ein innres Wort erfüllt,
Sei deinem Herzen ſchönſter Lohn.

Und was dir noch im Kruge blieb
Von Liebe, ſenk es nicht ins Meer:
Die reiche, menſchenvolle Welt
Iſt ja an Liebe gar ſo leer.

M. Anton Niendorf.

. Anton Niendorf, geb. am 24. Dez. 5 im Städtchen Niemegk, wurde, als er Stadtſchule verließ, Lehrer, beſuchte von 4—1846 das Seminar zu Potsdam, gieng uf nach Berlin, wo er Unterricht ertheilte zugleich Vorleſungen an der Hochſchule hte. Im J. 1849 wegen der „Stunden Andacht. Geſänge aus Berlins Revolu- zeit. Nebſt e. Pfingſtreiſe durch die Hölle f. 1848" (Berl. 1849) der Ehrfurchts- tzung gegen den Monarchen angeklagt, e er zu achtmonatlichem Gefängniß ver- ilt und hierauf aus Berlin verwieſen. urde Hauslehrer auf dem Lande, lernte ſich ie Landwirthſchaft intereſſieren und pachtete k das Rittergut Rußdorf, da es ihm, der 223 Thaler im Vermögen beſaß, nur da- gelang, daß Freunde und Verwandte die ge Caution von 2000 Thalern vorſchoſſen. e intelligente Bewirthſchaftung und glück- Umſtände ſetzten ihn in den Stand, im 863 den Wolfswinkel bei Zahna, eine iegende Feldmark, anzukaufen, auf der er ein Haus erbaute, das er noch jetzt be- lt.

e „Stunden der Andacht", mit denen dorf zuerſt auftrat, erzählen die Berliner revolution und den Sieg der Reaktion Oktober und November in einem ſo ſchar- Ton, daß man ſich über ſeine Verurthei- nicht wundern darf, vielmehr darüber, daß it ſo mäßiger Gefängnißſtrafe davon kam. Frucht ſeines Aufenthalts auf dem Lande „Die Hegler Mühle, ein Cyklus märkiſcher chte" (Berl. 1850. 2. Aufl. 1860). Der f derſelben iſt ſo beſchränkt wie die Oert- it, aber der Dichter weiß ihn zu ziemlich r Mannigfaltigkeit auszubilden. Der Dich- liegt eine einfache Geſchichte zum Grunde, ich in einer fortlaufenden Reihe von Lie- entwickelt, deren Sprache oft abſichtlich as Provinzielle übergeht, was allerdings Ganzen eine eigenthümliche, oft wirkungs- Färbung gibt. Die Gedichte ſind über- haupt durch und durch von heimatlicher Luft und Sitte belebt, ſo werden z. B. die aber- gläubiſchen Meinungen des Volks ſehr glücklich als Motive verwendet („Die Johannisnacht"). Alles beruht auf der ſtrengſten Realität, die der Dichter poetiſch verklärt; nur hie und da tritt die Wirklichkeit zu mächtig hervor, ſo in der Klage der „Maid von der Hegler Au" um den Verluſt ihrer Unſchuld; der Dichter verirrt ſich darin zu breit in das Einzelne, was un- angenehm berührt. In den „Gedichten" (Berl. 1852. 2. Aufl. Wittenb. 1862) iſt wie ſchon in der „Hegler Mühle" der Refrain oft und gut behandelt. Der Dichter lehnt in Weiſe des Volkslieds den Gedanken gern an eine Na- turerſcheinung; die Sprache iſt meiſt kernhaft und kräftig, der Ausdruck aber öfters derb pro- ſaiſch und trivial, ſo daß Vortreffliches dadurch verunſtaltet wird („Auf dem Bahnhof zu Zahna"). Unter den ſechs Abſchnitten zeichnen ſich beſonders die „Lieder eines Gefangenen" und die „Lieder der Heimkehr" durch Wärme des Gefühls aus; rührend ſind namentlich die Klagen um die betrogene Hoffnung der Frei- heit und Liebe. Unter den „Liedern der Liebe" ſind diejenigen auszuzeichnen, die das Liebes- glück in heiteren, oft muthwilligen Tönen be- ſingen. Außerdem haben wir noch von Nien- dorf zwei epiſche Dichtungen und ein Luſtſpiel. „Anemone" (Berl. 1853), in welcher einzelne Züge aus verſchiedenen Stoffen verbunden erſcheinen, verliert ſich in romantiſchem Dunkel. Wie ſchon die Expoſition, ſo iſt auch die ganze Er- zählung unklar. Der Gebrauch veralteter Wörter iſt hier, wie in „Liebenſtein. Eine thüringiſche Sage" (Ebd. 1853) unnatürlich affektiert, weil kein Grund zu ihrer Einführung vorliegt. In beiden Dichtungen iſt die allzu ſichtbare Nach- ahmung der mittelalterlichen Poeſie nicht gelun- gen. Das Luſtſpiel „Karl Theodor, Fürſt zu Solms-Braunſtein, oder die Entſagungsurkunde" (Wittenb. 1862) zeugt von dramatiſchem Talent, ob ſich gleich der Dichter im Stoff vergriffen, oder vielmehr denſelben falſch aufgefaßt hat, ſo ſehr die ſpäteren Ereigniſſe ſeine Prophezeihungen zu beſtätigen ſcheinen. Nicht die Kleinſtaaterei iſt Deutſchlands Unglück, ſondern der Mangel an innigerer Verbindung der einzelnen Staaten zu einem großartigen Ganzen, wodurch ſie erſt all- ſeitig lebenskräftig werden.

Die Johannisnacht.

O Anne, lieb Anne, ſchläft Knapp und Knecht?
Haſt recht gelauſcht und getäuſcht Dich nicht?
Schläft er vor Allem, der loſe Wicht,
Den noch im Schlafe man fürchten möcht?
Bei Gott im Himmel! Du ſänkſt ins Grab,
Wenn drunten ein ſterblich Aug Dich ſähe!
Jetzt flink! und lege die Kleider ab,
Mit bloßen Füßen zur Treppe gehe!

O Anne, lieb Anne, was hallt ſo laut?
— 's iſt Dein eigen Herze, vor dem Dir graut;
's iſt nur Dein Herze, kein Männerſchritt;
Es ſchläft ja Alles, laß Dich nicht necken!
Doch ſchleich Du leiſe mit Elfentritt.
Die lauſchende Ruh nicht aufzuwecken.
Das Sträuchlein hole vom Kellerhals,
Im Flurſchrank bereit liegt Pfeffer und Salz;

Dann eile hinaus die Hinterpforte
Und murmle sacht die gefeiten Worte:
„Rother, Du rother Johannisstrauch,
Du liebst Dein Leben, ich lieb es auch!
Rothes, Du rothes Johannisgesträuch,
Bist wachsen aus Sankt Johannis Leich!
Rothe, Du rothe Johannisflut,
Bist flossen aus Sankt Johannis Blut!"
Im Dorfe drüben, horch, schlägt es voll;
Zwölf zählt die Uhr in der Stube drin.
Schon schleicht der Nordschein gen Norden hin,
Wo er die Sonne begrüßen soll.
Das ist die Nacht, die Johannisnacht!
— Dort muß in der Hecke der Spaten liegen;
Was zitterst? Was zögerst? Flink sei vollbracht;
Laß fallen das Hemdlein — die Nacht ist verschwiegen.
„Thut zu die Augen, ihr Sternelein;
O nur für ein Weilchen schlaft einmal ein!"
Mein Gott, was thut nicht ein liebend Weib!
O Anne, lieb Anne, was zucktest eben?
Strich kalt Dir über den weichen Leib
Ein thauiger Zweig der Himbeerreben?
— Hör auf beim siebenten Spatenstich,
Streu Pfeffer und Salz und denk an Dich!
Nun kannst in die Grube das Sträuchlein legen,
Beim Scharren sprechen den zweiten Segen:
„Rother, Du rother Johannisstrauch,
Du liebst Dein Leben, ich lieb es auch!
Rothes, Du rothes Johannisgesträuch,
Bist wachsen aus Sankt Johannis Leich!
Rothe, Du rothe Johannisflut,
Bist flossen aus Sankt Johannis Blut!
Rother, Du rother Johannissaft,
Gott segne Deine geweihte Kraft!"
Wars recht gethan? Was meinst? Was meinst?
Geh nun zum Fluß mit dem Sprengfaß auch.
Mit heilgem Wasser gieß ein den Strauch.
— Ach Anne, lieb Anne, was weinst? Was weinst?
O weine nur, weine, Du armes Kind,
Laß Johannisthränen aufs Sträuchlein fließen;
Vielleicht, daß sie eben so gut ihm sind,
Als ein geweihtes Johannisgießen.
Doch Anne, lieb Anne, mach Dir nicht Pein!
Nun gehe getrost, es muß ja sein:
Und glaub, wenn Dich die Sternlein schaun,
Sie meinen ein Englein mag da gehen.
Wie sie gewiß in den Himmelsaun
So ihrer viel schon wandeln gesehen.
Und sah Dich ein Mensch, was Gott verhüt,
Er glaubt, er sah ein Gespenst, und flieht.
Geh hin, geh her und murmle leise
Zum Dritten den Spruch in gefeiter Weise:
„Rother, Du rother Johannisstrauch,
Du liebst Dein Leben, ich lieb es auch!
Rothes, Du rothes Johannisgesträuch,
Bist wachsen aus Sankt Johannis Leich!
Rothe, Du rothe Johannisflut,
Bist flossen aus Sankt Johannis Blut!
Rother, Du rother Johannissaft,
Gott segne Deine geweihte Kraft!
Rothe, Du rothe Johannisbeer,
Je mehr Er Dich esse, je lieb Er mich mehr!"
O heilge, heilge Johannisnacht,
Vom Wunderglauben so hold umblüht!
Die Blumen bluten, der Leichwurm zieht;
Die Bäche rauschen voll Wundermacht;
Klapprose, Camill und Rittersporn
Erfüllen sich still mit heilgen Säften;
Der Nachtthau fällt aufs reifende Korn
Und wehret der Mutterfrucht giftgen Kräften.
O heilge, heilge Johannisnacht,
Und hast der Liebe so hold gedacht!
— Was läuft die Anne zum Mühlenbach
Und steigt noch Ein Mal den Bleichsteg nieder?
Horch, horch, ein Plätschern, ein leises Ach!
Es rauscht am Ufer der blühnde Flieder.
Tauch selbst Dich ins Heil, Du gläubig Kind!
Dann flink ins Hemde, ins Haus geschwind!
Es wird Dich der Glaube zum Himmel tragen
Und träumen wirst Du und lächelnd sagen:
„Rother, Du rother Johannisstrauch,
Du liebst Dein Leben, ich lieb es auch;
Rothes, Du rothes Johannisgesträuch,
Bist wachsen aus Sankt Johannis Leich!
Rothe, Du rothe Johannisflut,
Bist flossen aus Sankt Johannis Blut!
Rother, Du rother Johannissaft,
Gott segne Deine geweihte Kraft,
Rothe, Du rothe Johannisbeer,
Je mehr er Dich esse, je lieb Er mich mehr!"

Otto Roquette.

Otto Roquette wurde am 19. April
zu Krotoschin in der preußischen Provin
sen, hart an der schlesischen Grenze ge
Da die häufigen Versetzungen seines V
eines Beamten, seiner Schulerziehung
lich zu werden drohten, kam er in das

Großvaters väterlicher Seite, eines
hen in Frankfurt an der Oder, wo er
mnasium durchmachte. Nachdem er in
, Heidelberg und Halle vorzugsweise
phie, Geschichte und neuere Sprachen stu-
itte, erhielt er im J. 1853 eine Stellung
chmann'schen Institut in Dresden, welche
Jahre lang bekleidete, worauf er nach
übersiedelte. Er übernahm an der dor-
riegsakademie den Unterricht in der all-
n Literaturgeschichte, doch konnte ihm
tellung an einer rein militärischen An-
cht lange zusagen; seitdem er sie aufge-
privatisiert er in Berlin, mit literari-
rbeiten beschäftigt.

loquette ist vorzüglich durch seine epi-
ichtungen bekannt geworden, auf welche
ter zurückkommen werden. Seine lyri-
Dichtungen, die er unter dem Titel:
buch" (Stuttg. 1852) herausgab, sind,
in der ihnen vorgesetzten Widmung sagt,
der Jugendbegeisterung, des Schmerzes
Lust aus der Zeit, in welcher er Traum
en, Blüthen für Früchte nahm, worauf
schung und bitterer Schmerz folgte.
hnen auch größere Tiefe der Anschauung
o gefallen sie doch durch ihre frische Ju-
keit, die einen erfreulichen Gegensatz
en ewigen Weltschmerz anderer Dichter
(„Da schmähen sie das Leben aus");
er Herbst ist ihm eine Erneuerung des
gs („Herbstahnung"), der Winter ver-
ihm das Wiedererwachen der Natur
mbernacht"). Die Wanderlieder sind von
ichem Lebensmuth durchdrungen („Vom
rgeht ein Rufen"). In den heiteren
edern spricht sich die liebenswürdigste
ust in edler Weise aus; sie versetzen
en älteren Leser in jene Zeiten, wo die
art so glücklich, die Zukunft so klar
lversprechend war. In andern Liedern,
Lebenslust gewidmet sind, herrscht ein
würdiger Leichtsinn, der von neckischem
veredelt wird; manchmal wird er muth-
und übermüthig, doch ohne je zu ver-
„Tanzlied"). Roquette besitzt ein tiefes
für die Schönheiten der Natur, die in
edelsten Empfindungen wecken, wie er
n jugendlichem Haß gegen alles Schlechte
uchlerische erfüllt ist. Man hat ihm
rfen, daß er sein Talent nicht auch
terland gewidmet habe; es muß frei-
ngenehm berühren, daß ein sangbegab-
gling keinen Ton findet, um die Herr-
des eigenen Volks oder den Schmerz
essen Schmach zu besingen, aber der
ist nur nach dem zu beurtheilen, was
, nicht nach dem, was wir von ihm dar-
wünschten. Die erotischen Lieder ver-
mit Auszeichnung genannt zu werden;
dern das Erwachen der jugendlichen
it eben so viel Kraft als Zartheit. Auch
besschmerz weiß er trefflich zu schildern.
Lieder sind meist kurz, dabei jedoch in-
); er versteht es, sich zu beschränken,
vielen andern Dichtern abgeht. Oefter
den Ton des Volkslieds, ohne nach
en zu haschen. Seine Sprache ist kor-
e Darstellung fließend, der Vers me-

1. Herbstahnung.

Still verborgen unterm Laube
Hat die Rebe abgeblüht,
Bald nun schwillt die Purpurtraube,
Tief vom Sommertag durchglüht.
Athmend rauscht sie durchs Geranke,
Ahnungswonnevoll durchbebt,
Wie zum Liede der Gedanke
In des Sängers Brust sich webt.

Sprüht der Herbst in tausend Farben,
Frisches Leben würzt die Luft,
Ob auch Frühlingsblüthen starben:
Doch noch Blumen, doch noch Duft!
Wohl, der Mai hat seine Wonne,
Stiller Knospen Seligkeit,
Doch der Herbst ist meine Sonne,
Und der Herbst ist meine Zeit!

Das ist echtes Jugendfeuer,
Das ist echte Frühlingsluft,
Wenn der Herbst zu ewig neuer
Wonne dehnt und hebt die Brust.
Wenn mit Rebenlaub gekrönet
Rings uns winkt der Feuersaft,
Nachtigallen übertönet
Goldner Lieder freie Kraft!

Greif zum leichten Wanderstabe,
Geh entlang den schönen Rhein:
Schönster Berge schönste Gabe
Goldne Luft ists, goldner Wein.
Schau die Höhen, schau die Tiefen,
Wie es glühet überall,
Schau die Ufer blitzend triefen
Wie von flüssigem Krystall!

Ha, Krystall von echtem Flusse
Lauter wie der Berge Gold,
Angeglüht vom Sonnenkusse,
Gruß und Sang sei dir gezollt!
Schlürft ihn, Brüder! Schaum und Neige!
Daß aus frisch lebendgem Trunk
Uns in goldnen Bildern steige
Zukunft und Erinnerung!

2. Schönes Land.

Hei! das ist ein schönes Land,
Lauter Hopfengärten!
Daß sich all die Zapfen doch
Lieblich schnell verklärten!
Dürfte ich doch weidlich schon
Im Vorübergehen,
Ist der Segen all gebraut,
Wie wirds dann mir gehen?

Hei! das Land wird schöner noch,
Lauter goldne Gerste!
Ach, von allem Ungemach
Ist der Durst das schwerste!
Hopfen rechts und Gerste links,
Staubger Weg dazwischen,
O da muß sich in die Luft
Wohl auch Wehmuth mischen!

Sei getroſt, mein durſtig Herz,
Dir auch ſchlägt die Stunde,
Wo mit edlem Quell du ſtillſt
Deine tiefe Wunde!
Noch ſtehn Gerſt und Hopfen hier
Kindlich unbefangen,
Bald als Bräutigam und Braut
Solln ſie ſich umfangen.

Hopfenbräutgam, Gerſtenbraut,
Sind die zwei vermälet,
Ja, das giebt ein brav Geſchlecht,
Stark und auserwählet!
Hurtig, Brüder, laßt es ſtets
Wohnung bei euch machen,
Und es wird ein brav Geſchlecht
Auch in euch erwachen!

3. Die Waldkapelle.

Steht ein Kirchlein tief im Wald
Mit ergrauter Mauer,
Das getrotzet der Gewalt
Aller Zeitenſchauer.
Stürmend manch Jahrhundert zog
Haſtgen Schritts vorüber,
Doch auch Blüthenzweige bog
Jeder Lenz darüber.

Wer beſtanden einſt Gefahr
Treu mit den Genoſſen,
Hält zuſammen feſt und wahr,
Stark und unverdroſſen:
Alſo ringsum auch der Wald
Breitet ſeine Zweige,
Daß das Kirchlein nicht ſo bald
Sich zum Falle neige.

Die geborſtne Schwelle mag
Manch Geheimniß wiſſen,
Trauf manch Knie gebeuget lag,
Manch ein Herz zerriſſen.
Das bemooſte Kreuz von Stein
Bei Marias Bilde
Linderte ſo manche Pein
Durch des Glaubens Milde.

Ob im härenen Gewand
Hier der Pilger kniete,
Flehend, daß ihm Gottes Land
Eine Freiſtatt biete?
Ob zur Morgenandacht hier
Fromm der Meßner ſchellte?
Lange ſchweigt das Glöcklein ſchier,
Das ſo lieblich gellte.

Kränzte hier ein Mägdelein
Hold mit Maienglocken
Das Marienbild von Stein
Und die eignen Locken:
Ihr, der Heilgen ward es kund,
Was kein Blick geſehen,
Ihr geſtand der ſüße Mund
Liebliche Vergehen.

Trafen hier des Jägers Ohr
Ferne Waldhornklänge,
Aus dem grünen Thal empor
Frohe Wanderſänge;
Wars ein wildes Taubenpaar,
Das hier niſtend girrte;
Wars ein Reh, das vor Gefahr
Flüchtend hier verirrte:

Kirchlein, immer gabſt du Schutz,
Immer Troſt und Segen,
Immer trafſt mit heilgem Trutz
Du dem Sturm entgegen.
Und die Hoffnung grünt und blüht
Noch in deinem Mooſe,
Durch den Epheu, nimmer müd,
Nickt die Waldesroſe.

4. Schöne Tage ſind geweſen.

Schöne Tage ſind geweſen,
Flüchtig, wie ein Schmetterling,
Da an dir mein ganzes Weſen,
Nur an dir, an dir nur hing.
Da wir noch in ſtiller Wonne
Unter blühendem Jasmin
Saßen, und die Abendſonne
Sahn zur goldnen Ferne ziehn.

Jene Tage ſind vorüber,
Jene Flammen ſind verglüht,
Jene Sonne zog hinüber
Zu den Bergen ſtill und müd.
Und nur der Erinnrung Flügel
Tragen ſie der Seele zu,
Wie ein Ruf zu Thal und Hügel
Weckt des Widerhalles Ruh.

5. Die alte Linde.

Schau, wie mit ihrer grünen Kraft
Die alte Linde ſpielet,
Von Frühlingswinden wogenhaft
Durchrauſchet und durchwühlet.
Sie ſah ſchon oft das weite Thal
Am Morgen ſich verſchönen,
Und hört im letzten Abendſtral
Die letzten Lieder tönen.

So ſollſt auch du in ſtiller Kraft,
O Herz, die Welt beſchauen,
Und nach des Winters öder Haft
Dem Frühlingslicht vertrauen.
Es blühn auch dir, ſie blühen all,
In Duft die Knoſpen wieder,
Und durch die Bruſt mit Klang und Schall
Ziehn tauſend neue Lieder.

6. Neuer Frühling.

Neuer Frühling iſt gekommen,
Neues Laub und Sonnenſchein,
Jedes Ohr hat ihn vernommen,
Jedes Auge ſaugt ihn ein.
Und das iſt ein Blühn und Sprießen,
Waldesduften, Quellenfließen,
Und die Bruſt wird wieder weit.
Frühling, Frühling, goldne Zeit!

Von dem Felſen in die Weite
Fliege hin, mein Frühlingsſang,
Ueber Ströme und Gebreite,
Durch Gebirg und Blüthenhang!
Darf nicht wandern, muß ja bleiben,
Ob's mich ziehn auch will und treiben,
Doch ſo weit der Himmel blaut
Singen, ſingen will ich laut!

Wie die Welt auch wechselnd gehe,
Wie das Schicksal auch mich treibt,
Komme Glück und komme Wehe,
Fest doch weiß ich, was mir bleibt:
„Fester Muth der freien Seele
Und die freudge Liederkehle,
Lebensluft und Lebensdrang,
Goldnes Leben im Gesang!"

Friedrich Martin Bodenstedt.

edrich Martin Bodenstedt, geb. am
pril 1819 zu Peine im Königreich Han-
, wurde von seinen Eltern zum Kauf-
bestimmt und daher, nachdem er die nö-
Vorbildung durch einen Hauslehrer er-
, nach Braunschweig in ein Institut ge-
, um sich für diesen Beruf vorzubereiten,
f er als Lehrling in ein Handelshaus
Allein seine Neigung zu wissenschaftlicher
ätigung und zur Poesie, die man auf
Wege unterdrücken wollte, erwachte nur
mächtiger, und er benutzte alle Freistun-
selbst die Nacht zu wissenschaftlichen Stu-
und zu poetischen Arbeiten. Endlich ge-
es ihm, sich von den ihm auferlegten
n zu befreien, er besuchte die Universitä-
öttingen, München und Berlin, wo er
Studium der Geschichte und Philosophie,
ten und neuen Sprachen mit Eifer und Erfolg oblag. Im J. 1840 wurde er Erzieher bei dem Fürsten Galitzin in Moskau, wo er drei Jahre lang, zum Theil auf dessen Gütern im Innern des Reichs, zubrachte und die Gelegenheit benutzte, die russische Sprache zu erlernen. Im J. 1844 gieng er nach Tiflis, um daselbst die Leitung eines pädagogischen Instituts und später den lateinischen und französischen Unterricht am dortigen Gymnasium zu übernehmen. Da er jedoch nicht russischer Unterthan werden wollte und seine Gesundheit zudem in Folge seiner angestrengten Studien geschwächt war, gab er seine Stellung auf und er durchstreifte, wie früher Armenien, so jetzt einen großen Theil der kaukasischen Länder und kehrte dann über das Schwarze Meer, die Krim, die Türkei und die Jonischen Inseln nach Deutschland zurück. In Tiflis war er mit dem Dichter Mirza-Schaffy bekannt geworden, der ihn nicht bloß in den orientalischen Sprachen unterrichtete, sondern durch seinen seltenen Charakter auch den größten Einfluß auf den jungen Dichter ausübte. Im J. 1846 ließ er sich in München nieder, wo er durch List nationalökonomischen Studien zugeführt wurde; den Winter 1847 brachte er in Italien zu, wo er sich mit Kunststudien beschäftigte. Im Mai 1848 gieng er nach Triest, wo er die Redaktion des „Oesterreichischen Lloyd" übernahm, doch verließ er in Folge der Wiener Oktoberrevolution diese Stellung wieder. Er gieng nach Berlin, wo er sich an verschiedenen politischen Blättern bethätigte, aber schon 1849 als Vertreter der preußischen Freihandelspartei nach Paris geschickt wurde. Im Sommer 1850 war er auf dem Friedenscongreß zu Frankfurt, wo er für die Interessen der Elbherzogthümer zu wirken suchte. Am Ende dieses Jahres übernahm er die Redaktion der „Weserzeitung" in Bremen, trat aber 1852 von derselben zurück, um sich ungetheilt der Poesie widmen zu können. Nachdem er eine Zeitlang in Kassel, dann in Thüringen gelebt hatte, nahm er seinen bleibenden Wohnsitz in München, wohin er von König Maximilian II. eingeladen worden war, der ihm bald darauf die Professur der slavischen Sprachen und Literaturen an der Universität übertrug.

Im J. 1850 veröffentlichte Bodenstedt die Beschreibung seiner Reise von Moskau nach Tiflis, der Hauptstadt von Georgien, seiner Wanderungen durch Armenien und seiner Rückreise bis zum Hafen von Kertsch unter dem Titel „Tausend und Ein Tag im Orient" (2 Bde. Berl.). Dieses Buch erregte sogleich lebhaftes Aufsehen durch die lebendige Darstellung der darin mitgetheilten Ereignisse und die wenn auch gedrängte, doch höchst anschauliche Schilderung der vom Verfasser besuchten Länder und Völker, die er nicht als bloßer Tourist, sondern als Dichter beobachtet hatte. Was aber dem Buch den größten Reiz verlieh, war, daß der Verfasser, wie einst Chapelle in Frankreich und später Thümmel in Deutschland, seinen Schilderungen eine große Zahl von Liedern eingewebt hatte. So anziehend auch die prosaischen Theile des Buchs waren, so traten sie doch hinter den Liedern so sehr zurück, daß der Verfasser sich veranlaßt sah, dieselben mit einigen vermehrt besonders unter dem Titel „Die

Lieder des Mirza-Schaffy" (Berlin 1851. 15. Aufl. 1865) herauszugeben. Er hatte diese Dichtungen nämlich in seiner Reiseschilderung seinem tartarischen Lehrer Mirza-Schaffy zugeschrieben und für Uebersetzungen ausgegeben. Man zweifelte um so weniger an der Richtigkeit dieser Aussage, als er sich schon mehrfach durch Sprachgewandtheit und tiefes Erfassen der Eigenthümlichkeiten fremder Poesien bekannt gemacht hatte*). Nur der berühmte Sprachforscher Jos. von Hammer hatte die Ueberzeugung, daß die Lieder keine Uebersetzungen seien, und Bodenstedt erklärte später, es habe sein „Umgang mit dem schriftgelehrten Mirza-Schaffy Veranlassung und Anregung zu denselben gegeben". Sind nun die „Lieder des Mirza-Schaffy" in der That eigene Erzeugnisse des Dichters — und wir haben keinen Grund daran zu zweifeln —, so haben wir an ihnen eine ganz eigenthümliche Erscheinung, die sich von den übrigen orientalisierenden Dichtungen von Göthe's „West-östlichem Divan" bis zu den neuesten Erscheinungen dieser Art wesentlich und zwar sehr zu ihrem Vortheil unterscheiden. Und dieser Unterschied liegt darin, daß jene Dichter den Orient aus den ihnen zugänglichen Quellen, Poesien, Reiseschilderungen u. s. w. studiert und mit mehr oder weniger Talent aufgefaßt haben, während Bodenstedt die merkwürdigen Völker des Morgenlands und ihre Dichtung aus persönlicher lebendiger Anschauung und Jahre langem Umgang hatte kennen lernen und sich ihre eigenthümliche Lebensanschauung vollständig angeeignet hatte. So sind seine Lieder nicht Nachbildungen dieses oder jenes Dichters, sondern selbstständige Erzeugnisse seines vom orientalischen Geist befruchteten Talents. Er entrollt uns in denselben das lebendigste Gemälde des orientalischen Lebens und Denkens im Sinne des „Weisen", der sich von den Fesseln des Aberglaubens und den zufälligen, von der Zeit und den Verhältnissen hervorgerufenen Satzungen des Korans befreit und in Folge dessen eine höhere Lebensanschauung gewonnen hat. Mahnung, das Leben und die von Gott gegebenen Güter in edler Fröhlichkeit zu genießen, ist der Grundton dieser Lieder (5), der in zahlreichen, stets neuen und geistvollen Variationen erklingt und bei allem Farbenglanz orientalischer Darstellung doch nie in Schwulst und Unklarheit ausartet. Unerschöpflich ist der Dichter im Preis der Schönheit und ihrer Macht, die selbst die Frömmler und Heuchler bezwingt (7), unerschöpflich im Preis der Geliebten, der im ganzen Weltall Nichts zu vergleichen ist (1), durch die ihm schon auf Erden des Paradieses Pforten offen stehn (2), die er lieben muß, wie sie ihn, weil es im Schicksalsbuch urzeitlich so vorgeschrieben steht („Kind, was thust Du so erschrecken"), für die er den schönsten Liederkranz zu winden weiß, so lange er seiner Sinne Meister ist, während ihm in der heiligen Glut des Kusses die Töne zum Liede fehlen, wie man die Sonne im Mittagslicht nicht malen kann (3). Selbst die wunderschöne Frühlingszeit mit ihren Blüthen und ihrem Grün gewinnt erst desha höhere Weihe, weil ihn die Geliebte im Le mit dem ersten Kusse beglückt hat (4). W die Sonne sich im Meere spiegelt und al Wellen von ihrem Glanze erzittern, so spieg sich die Geliebte im Meere seiner Lieder, alle von ihrem Glanz erglühn (8); überc fühlt er ihren Odem, überall erblicken sie sei Augen, sie kann nur im Meere seiner Geda ken untergehen, „Um wie die Sonne Morge Schön wieder aufzustehn!" (9). Viele Lied und Sprüche enthalten Lehren der Lebens weisheit, die, wenn auch nicht immer neu, d immer schön dargestellt sind (10). Auszuzei nen sind ferner diejenigen Lieder, in denen si der Verfasser über die Poesie und einzelne Rich tungen derselben ausspricht; sie zeugen von tiefe und klarer Einsicht in das Wesen der Kunst Er verspottet „Das häßliche Reimgebimmel Das ewige Flammen von Hölle und Himmel", er verspottet das Ueberschwängliche, denn, sag er, „alles gemeinem Verstand Unverständliche hat seinen Urquell im Unverstand"; er verspottet die Sänger, „Die in erkünsteltem Gram sich strecken, Ewig in falschen Gefühlen entbrennen, Weil sie das rechte Gefühl nicht kennen". Vortrefflich ist die Satyre auf die sentimentalen Dichter („Eine alte Geschichte in neue Reime gebracht") und auf diejenigen, welche sich wegen ihrer Verslein ohne Saft und Kraft stolz aufblähen. Wenn in allen diesen Liedern und Sprüchen die orientalische Anschauungsweise auch vortrefflich durchgeführt ist, so ist es doch ganz offenbar, daß der Dichter deutsche Verhältnisse im Auge gehabt hat, und es reichen dieselben hin, um die Ueberzeugung hervorzubringen, daß Bodenstedt und nicht der tartarische Weise sie verfaßt hat. So viel Stoff das dünne Liederbuch auch noch darbieten könnte, müssen wir uns doch beschränken, wir erwähnen nur noch Eines: „Es hat der Schach mit eigner Hand" (6), um auch auf die kecke humoristische Seite des Dichters aufmerksam zu machen*).

Außer den „Liedern des Mirza-Schaffy" hat Bodenstedt noch mehrere Sammlungen veröffentlicht: „Gedichte" (Bremen 1852. 2. Aufl. Münch. 1857); „Aus der Heimat und Fremde. Neue Gedichte" (Berl. 1856); „Altes und Neues" (Ebd. 1859). Obgleich diese im Ganzen der ersten Sammlung nicht gleich stehen und sich Manches vorfindet, das besser weggeblieben wäre, wie es mit Recht in den „Ausgewählten Dichtungen" (Berl. 1864) geschehen ist, so bieten sie doch auch nicht wenige vortreffliche Stücke, die auch wegen der darin ausgesprochenen tüchtigen Gesinnung auszuzeichnen sind. Ueberall spricht sich reines und frommes Gefühl, aber zugleich auch Haß gegen Pfaffenthum und Heuchelei aus („Die kriegerischen Nazarener"). Großes Interesse gewährt unte Anderem „Mein Lebenslauf", in welchem de Dichter die Entwickelung seines poetischen To lents schildert. Von höherem poetischen Wert sind diejenigen Gedichte, in welchen er da Vaterland besingt und dessen Verfall beklag

*) Kaslow, Puschkin, Lermontow. Eine Sammlg. aus ihren Gedichten. Aus dem Russ. übers. Lpz. 1843. — Die poetische Ukraine. Stuttg. 1845.

*) Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß die „Lie des Mirza-Schaffy" in alle europäischen Sprachen, ins S bische sogar zweimal übersetzt wurden.

(14), denn daß er unter „Georgia“ (13) Deutſchland verſteht, ſpricht er in der letzten Strophe deutlich genug aus. Unter den „Liedern aus dem Hochlande“ ſind einige vorzüglich gelungen, z. B. das mit der Anfangszeile „Die Berge ſtehn in dunkeln Reihn“, wo er die Jugendluſt, die keinen andern Grund als das fröhliche Gemüth hat, meiſterhaft ſchildert. Das „Buch Eblitam“ (Umſetzung des Namens „Mathilde“), das dem Preiſe ſeiner Braut und Gattin gewidmet iſt, bietet manches zarte und tiefgefühlte Lied. Am Gelungenſten iſt aber unter allen der Abſchnitt „Aus dem Morgenland“, in welchem wir unter Andern vortreffliche Naturſchilderungen treffen, z. B. im „Steppenbrand“ und im „Terek“, welches an „Mahomets Geſang“ von Göthe erinnert, ohne freilich dieſem gleichzukommen, da es der tieferen Bedeutung ermangelt, oder die der Göthe'ſchen Dichtung nur ſchwach abſpiegelt.

Hatte Bodenſtedt ſeine Meiſterſchaft in den ſchon erwähnten Ueberſetzungen ausländiſcher Dichtungen bewieſen, ſo übertraf er dieſe noch bedeutend in den Ueberſetzungen der poetiſchen Werke der Ruſſen Michael Lermontoff (Berl. 1852) und Alex. Puſchkin (Ebd. 1854), ſo wie neuerdings durch die vortreffliche Uebertragung von Shakespeares „König Lear“ (Ebd. 1865) und vor Allem von des großen Britten „Sonetten“ (Ebd. 1861. 2. Aufl. 1866), die durch ihn erſt Eigenthum des deutſchen Volkes geworden ſind.

Auf Bodenſtedts epiſche Dichtungen werden wir ſpäter zurückkommen.

1. Nicht mit Engeln im blauen Himmelszelt.

Nicht mit Engeln im blauen Himmelszelt,
Nicht mit Roſen auf duftigem Blumenfeld,
Selbſt mit der ewigen Sonne Licht
Vergleich ich Zuleikha, mein Mädchen, nicht!

Denn der Engel Buſen iſt liebeleer,
Unter Roſen drohen die Dornen her,
Und die Sonne verhüllt des Nachts ihr Licht;
Sie alle gleichen Zuleikha nicht!

Nichts finden, ſo weit das Weltall reicht,
Die Blicke, was meiner Zuleikha gleicht —
Schön, dornlos, voll ewigem Liebesſchein,
Kann ſie mit ſich ſelbſt nur verglichen ſein!

2. Wenn dermaleinſt des Paradieſes Pforten.

Wenn dermaleinſt des Paradieſes Pforten
Den Frommen zur Belohnung offen ſtehn,
Und buntgeſchaart die Menſchen aller Orten
Davor in Zweifel, Angſt und Hoffen ſtehn:

Werd ich allein von allen Sünden dorten
Von Angſt und Zweifel nicht betroffen ſtehn,
Da lange ſchon auf Erden mir die Pforten
Des Paradieſes durch dich offen ſtehn!

3. Wohl weiß ich einen Kranz zu winden.

Wohl weiß ich einen Kranz zu winden
Aus Blumen, die ich ſelbſt gepflückt —
Wohl auch das rechte Wort zu finden,
Ob ich betrübt bin, ob beglückt.

So lang ich meiner Sinne Meiſter,
So lang ich weiß, was mir gefällt,
Gehorchen dienſtbar mir die Geiſter
Der Blumen- und der Feenwelt.

Doch in der heilgen Glut des Kuſſes,
Im Wunderleuchten des Geſchicks,
Im Augenblick des Vollgenuſſes,
Im Vollgenuß des Augenblicks:

Da fehlen mir zum Lied die Töne,
Gleichwie der Nachtigall der Schlag,
Weil wohl der Menſch das höchſte Schöne
Genießen, doch nicht ſingen mag.

Wer kann die helle Sonne malen
In höchſter Glut, im Mittagslicht?
Wer nur ſie ſehn mit ihren Stralen
Von Angeſicht zu Angeſicht!

4. Wenn der Frühling auf die Berge ſteigt.

Wenn der Frühling auf die Berge ſteigt
Und im Sonnenſtral der Schnee zerfließt,
Wenn das erſte Grün am Baum ſich zeigt
Und im Gras das erſte Blümlein ſprießt —
  Wenn vorbei im Thal
  Nur mit Einem Mal
Alle Regenzeit und Winterqual,
  Schallt es von den Höhn
  Bis zum Thale weit:
  „O, wie wunderſchön
  Iſt die Frühlingszeit!“

Wenn am Gletſcher heiß die Sonne leckt,
Wenn die Quelle von den Bergen ſpringt,
Alles rings mit jungem Grün ſich deckt
Und das Luftgetön der Wälder klingt —
  Lüfte lind und lau
  Würzt die grüne Au,
Und der Himmel lacht ſo rein und blau,
  Schallt es von den Höhn
  Bis zum Thale weit:
  „O, wie wunderſchön
  Iſt die Frühlingszeit!“

Wars nicht auch zur jungen Frühlingszeit,
Als Dein Herz ſich meinem Herz erſchloß?
Als von Dir, Du wunderſchöne Maid,
Ich den erſten langen Kuß genoß!
  Durch den Hain erklang
  Heller Luſtgeſang,
Und die Quelle von den Bergen ſprang —
  Scholl es von den Höhn
  Bis zum Thale weit:
  „O, wie wunderſchön
  Iſt die Frühlingszeit!“

5. Verbittre Dir das junge Leben nicht.

Verbittre Dir das junge Leben nicht,
Verſchmähe, was Dir Gott gegeben, nicht!

Verſchließ Dein Herz der Liebe Offenbarung,
Und Deinen Mund dem Trank der Reben nicht!

Sieh, ſchönern Doppellohn als Wein und Liebe
Beut Dir die Erde für Dein Streben nicht!

Drum ehre sie als Deine Erdengötter,
Und andern huldige daneben nicht!

Die Thoren, die bis zu dem Jenseits schmachten,
Sie lassen leben, doch sie leben nicht.

Der Mufti mag mit Höll und Teufel drohen,
Die Weisen hören das und beben nicht.

Der Mufti glaubt, er wisse Alles besser,
Mirza-Schaffy glaubt das nun eben nicht!

6. Es hat der Schach mit eigner Hand.

Es hat der Schach mit eigner Hand
Ein Manifest geschrieben,
Und alles Volk im Farsenland*)
Ist staunend stehn geblieben.

„Wie klug der Sinn, wie schön das Wort!"
So scholl es tausendtönig —
Man jubelt hier, man jubelt dort:
„Heil, Heil dem Farsenkönig!"

Mirza-Schaffy verwundert stand,
Das Schreien war ihm widrig,
Er sprach: „Denkt man im Farsenland
Von Königen so niedrig?

Stellt man so tief im Farsenland
Der Fürsten Thun und Treiben,
Daß man erstaunt, wenn mit Verstand
Sie handeln oder schreiben?"

7. Wenn zum Tanz die jungen Schönen.

Wenn zum Tanz die jungen Schönen
Sich im Mondenscheine drehen,
Kann doch Keine sich so lieblich
Und so leicht wie meine drehn!

Daß die kurzen Röcke flattern,
Und darunter, roth bekleidet,
Leuchtend wie zwei Feuersäulen
Sich die vollen Beine drehn!

Selbst die Weisen aus der Schenke
Bleiben stehn voll Lust und Staunen,
Wenn sie, spät nach Hause schwankend,
Sich berauscht vom Weine drehn!

Auch der Muschtahid**), der fromme,
Mit den kurzen Säbelbeinen,
Spricht: „So lieblich wie Hafisa
Kann im Tanz sich Keine drehn!"

Ja, vor dieser Anmuth Zauber,
Vor Hafisas Tanzesreigen,
Wird sich noch berauscht die ganze
Gläubige Gemeine drehn!

Und was in der Welt getrennt lebt
Durch verjährten Sektenhader,
Wird sich hier versöhnt mit uns in
Liebendem Vereine drehn!

O, Mirza-Schaffy! welch Schauspiel,
Wenn die alten Kirchensäulen
Selber wanken, und sich taumelnd
Um Hafisas Beine drehn!

*) Farsenland = Persien. Die Perser nennen sich selbst Farsi.
**) Oberpriester der Schiiten.

8. Die helle Sonne leuchtet.

Die helle Sonne leuchtet
Aufs weite Meer hernieder,
Und alle Wellen zittern
Von ihrem Glanze wider.

Du spiegelst Dich, wie die Sonne,
Im Meere meiner Lieder!
Sie alle glühn und zittern
Von Deinem Glanze wider!

9. Ich fühle Deinen Odem.

Ich fühle Deinen Odem
Mich überall umwehn —
Wohin die Augen schweifen,
Wähn ich, Dein Bild zu sehn!

Im Meere meiner Gedanken
Kannst Du nur untergehn,
Um wie die Sonne Morgens
Schön wieder aufzustehn!

10. Willst Welt und Menschen recht verstehn.

Willst Welt und Menschen recht verstehn,
Mußt Du ins eigne Herz Dir sehn.
Willst Du Dich selbst recht kennen lernen,
Mußt Du Dich aus Dir selbst entfernen.

* * *

Wer sich beurtheilt nur nach sich,
Gelangt zu falschen Schlüssen —
Du selbst erkennst so wenig Dich,
Als Du Dich selbst kannst küssen.

11. Maigruß.

Die Quelle springt, der Kukuk ruft,
Es blitzt der Thau auf Halm und Blume,
Und Pappeln steigen durch die Luft
Wie Thürme im Waldheiligthume —
Frisch wogt um mich ein Blüthenmeer,
Der Wald erklingt von Lustgetöne,
Aus Baum und Büschen weht es her —
Die Welt erstand in neuer Schöne!

Und wie die Welt voll Uebermuth
Sich regt unnennbar süßen Dranges,
Schwillt auch mein Herz von neuer Glut,
Und Blumen treibt es des Gesanges;
Was mir der Maitag Schönes beut
Will ich mit Jubeltönen grüßen,
Und alle Sorgen tret ich heut
Wie dürres Laub zu meinen Füßen!

Sei mir gegrüßt, Du Nachtigall!
Ich singe Dich, von Dank durchdrungen —
In Deiner süßen Stimme Schall
Auch schon viel tausend Mal besungen,
Ich brauche nicht Entschuldigung
Sing ich Dein Lob aufs Neue wieder:
Dir ziemt stets neue Huldigung,
Denn ewig neu sind Deine Lieder!

Das Blatt, das welk vom Baume ſinkt,
Bringt mir vergangner Freuden Mahnung,
Und jede Roſenknoſpe winkt
Mir, wie ein Sinnbild freudger Ahnung.
Gedanken ſteigen in mir auf —
Den Wellen gleich im Waſſerſpiegel —
Die Maienſonne drückt darauf
Ihr majeſtätiſch Flammenſiegel.

Mit dieſem Sonnenſiegel ſchwing
Dich, Blatt, zur Wohnung meiner Lieben,
Und meines Herzens Grüße bring,
Und ſing ihr vor, was ich geſchrieben —
Umſtrale ſie wie Sonnenſchein,
Durchglühe ſie mit deinem Feuer,
Und mögeſt du ihr theuer ſein,
Wie mir die Liebſte ſelber theuer!

12. O, ſieh die Perlen auf der Schnur.

O, ſieh die Perlen auf der Schnur,
In lichtem, funkelndem Geſtral —
Zerreiß das ſeidne Fädchen nur:
Die Perlen fallen allzumal.

Du ſiehſt ſie fallen, ſuche nur
Und ſammle ſie mit emſger Hand —
Zerriſſen iſt die ſeidne Schnur,
Die alle ſchön zuſammenband.

Und was in meinen Liedern klingt,
Und meine ganze Herzenswelt:
„Du biſt's, um die ſich Alles ſchlingt,
Die Alles ſchön zuſammenhält."

O halte feſt, zerreiße nicht!
Die Perlen fallen mit der Schnur —
Und nur durch Dich lebt mein Gedicht,
Und auch durch Dich ich ſelber nur!

13. Georgia.

„Georgia, du ſchönes Land!"
So hört' ich einſt ein klagend Lied beginnen —
Es ſteht ein Greis auf ſeines Hauſes Zinnen;
Derweil vom Auge dicke Thränen rinnen,
Singt er gewaltig durch die helle Nacht:

Georgia, du ſchönes Land!
Du Vaterland der Schönheit und der Reben,
Von Bergesmauern iſt dein Reich umgeben,
Die dich vertheidigend ſtolz die Häupter heben —
Sie ſchützen dich — wenn du ſie ſchützen willſt.

Georgia, du ſchönes Land!
Aus alten Zeiten ſind Erinnerungen
Von deinem Ruhm durch alle Welt gedrungen,
Von großen Sängern ward dein Lob geſungen:
Und du verläugneſt all die Herrlichkeit!

Georgia, du ſchönes Land!
Weh! deine Söhne ſind zu Sklaven worden,
Durch deine Straßen ziehen Räuberhorden,
Feig unterwarfſt du dich dem Zaar vom Norden —
Wo blieb, mein Volk, dein Stolz und deine Macht?

Georgia, du ſchönes Land!
Sieh, hoch von deinen grünen Bergen ragen
Graue Ruinen, die noch Zeugniß tragen,
Wie's war in jenen alten, ſchönen Tagen,
Den Tagen deiner Mannheit, deiner Kraft!

Georgia, du ſchönes Land!
Noch hell durch deine grünen Auen ſchwellen,
Des heiligen Kyros ſagenreiche Wellen,
Doch oft ſchon färbten ſie die Raubgeſellen
Des Nordens roth mit deiner Kinder Blut . . .

Georgia, du ſchönes Land!
Ward deinem Volk ſein hoher Wuchs zu eigen,
Den ſtolzen Leib in Knechtesjoch zu beugen,
In Sklaverei vor Sklaven ſich zu neigen?
O, Schmach dem Volk, das kampflos untergeht!

Georgia, du ſchönes Land!
Was herrlich in der Welt, ward dir verliehen:
In üppiger Fülle deine Gärten blühen,
In wilder Schöne deine Berge ziehen,
Kein Land zeugt Weiber deinen Weibern gleich!

Georgia, du ſchönes Land!
Und ſchuf der Herr die Schönheit deiner Weiber,
Ihr glühend Aug, die lockend ſchlanken Leiber,
Der frechen Luſt zu fröhnen deiner Räuber?
Und du kannſt Zeuge ihrer Schande ſein!

Georgia, du ſchönes Land!
Gab dir der Herr den Feuertrank des Weines,
Dich einzuſchläfern in den Ketten deines
Dir aufgezwungnen Zwingherrn? — O, des Scheines
Der Sonne, die dir ſtralt, biſt du nicht werth!

Georgia, du ſchönes Land!
Dacht ich: man braucht den Namen nur zu ändern,
So gilt das Klagelied noch ſtolzern Ländern,
Getroffen von denſelben Weheſendern,
Die Oſt und Weſt mit gleicher Liſt umziehn . . .

14. Frühlingsmahnung.

Nun ward von uns genommen
Des Winters Leid und Weh,
Der Frühling iſt gekommen,
Es wirbelt Blüthenſchnee.
Belebend zieht der Maienhauch
Durchs Land und durch die Herzen auch:
Es rauſcht aus allen Bäumen,
Schallt aus der Ströme Lauf:
Wach auf aus deinen Träumen,
Mein Vaterland, wach auf!

Aus Berg und Thälern wallen
Die Bäche hin zum Strom;
Hoch wölbt ſich über allen
Der blaue Himmelsdom.
Es rauſcht manch Strom durchs deutſche Reich,
Allein im Ziel ſind alle gleich:
Sie rauſchen und ſie ſchäumen
Ins Meer in ſtolzem Lauf.
Wach auf aus deinen Träumen,
Mein Vaterland, wach auf!

Es wurzeln tief im Grunde
Die Bäume tauſendfach,
Doch krönt zu ſtolzem Bunde
Sie nur Ein Schattendach —
Wie von Natur auch mannichfalt:
Sie bilden einen einzgen Wald.
O lerne von den Bäumen,
Lern aus der Ströme Lauf:
Wach auf aus deinen Träumen,
Mein Vaterland, wach auf!

Der Frühling ist erstanden,
Die Winterhülle sprang,
Gelöst sind alle Banden,
Die uns gequält so lang.
O du Europas großes Herz,
Die Feinde dräun dir allerwärts,
Wie lange willst du säumen
Zu neuem Siegeslauf?
Wach auf aus deinen Träumen,
Mein Vaterland, wach auf!

Alexander und Mathilde Kaufmann.

Alexander Kaufmann, geb. am 15. Mai 1821 in Bonn, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und studierte hierauf daselbst die Rechte, wurde aber zugleich durch Simrock auf altdeutsche Literatur geführt und durch den von Kinkel gegründeten Maikäferbund zur poetischen Thätigkeit angeregt. In den Jahren 1842 und 1843 leitete er die Erziehung des Erbprinzen Karl zu Löwenstein, studierte dann noch einmal in Bonn Geschichte und deutsche Alterthumskunde und trat nach einem längeren Aufenthalte in Berlin, wo er die Brüder Grimm, Tieck, Humboldt, Gruppe, Eichendorff u. A. kennen lernte, 1850 als Archivrath in Löwensteinische Dienste. Seitdem lebt er in Werthheim, weniger jedoch mit literarischen als mit archivalischen Arbeiten beschäftigt.

Alex Kaufmann.

Im J. 1857 vermählte er sich mit Mathilde Binder, der Tochter des bekannten ersten rechtskundigen Bürgermeisters Binder in Nürnberg. Dieselbe wurde daselbst am 5. Dez. 1835 geboren. Trübe Familienverhältnisse verbitterten schon ihre Kindheit, ein vielleicht hierdurch herbeigeführtes chronisches Halsübel ihre Jugend. Durch Daumer auf die Poesie geführt, schrieb sie in ihrem 17. Jahre den größten Theil der „Blüten der Nacht“ (Lpz. 1856), die sie später unter dem Namen Amara George herausgab. Nachdem sie den Winter 1855 auf 1856 zu Düsseldorf im Hause des bekannten Professors Adolf Schrödter und dessen künstlerisch hochbegabter Gattin zugebracht, gewann sie im J. 1856 durch eine Kur in Soden die verlorne Gesundheit und mit derselben erneuten Lebensmuth wieder. Nach ihrer Verheirathung trat sie im J. 1858 zur katholischen Kirche über, ohne ihren langjährigen Freund Daumer davon in Kenntniß zu setzen, der im nämlichen Jahr den nämlichen Schritt that.

Amara George

Alexander Kaufmann hat in der „Einleitung“ zu seinen „Gedichten“ (Düsseldorf 1851) seine Dichtung selbst in heiterer Weise vortrefflich charakterisiert. Liebeslieder waren die ersten Erzeugnisse seiner Muse, dann dichtete er Sagen, vorzugsweise von Mönchen, daran schlossen sich Trinklieder. Aber

„Er hat gewüthet, wie der Censor nicht
Gewüthet hätte, mit gewaltger Scheere,
Er hat gestrichen jegliches Gedicht.
Das von des Lebens Leid, des Lebens Freud
Gesungen, denn das Leben ist nicht leer:
's ist reich und bunt — schaut wacker nur umher!“

In männlichen Jahren hat er jedoch nicht bloß von Liebe, Lust und Wein gesungen: „Er hat ein Herz für seiner Heimat Loos, Ihm hat die Zeit manch ernstes Lied gegeben“; und gern hat er sich in die künftige Zeit geträumt, „da Fürstenzwist und Völkerkampf geschlichtet“. Jedenfalls ist er bei der Ausscheidung des Un-

tügenden mit großer Strenge verfahren, und ter den mitgetheilten Gedichten findet ſich hl nicht Eines, deſſen Entfernung man wün-n möchte, denn auch die kleinſten Lieder d Sprüche haben irgend eine anziehende ite. Uns haben diejenigen mit am Beſten allen, welche die Natur beſingen, die er mit em Gefühl und frommem Gemüth auffaßt. ch als erzählender Dichter verdient Kauf-un Anerkennung; ſeine Sagen, Balladen d Geſchichtsbilder, von denen ſich viele in der ı ſeiner Gattin herausgegebenen Sammlung Lythoterpe", ſo wie in den von ihm geſam-lten „Mainſagen" (Aſchaffenb. 1853) befin-, gefallen ſchon durch die glückliche Wahl Stoffe, vorzüglich durch die einfache und h wirkungsvolle Darſtellung, die gleich ge-igen iſt, ob er ernſte oder heitere Gegenſtände andelt.

1. Einladung.

Die Erde prangt als Frühlingsbraut,
Nun möcht ich viele Tauſend Gäſte
Mit fröhlichem Maiglockenlaut
Einladen zum Hochzeitsfeſte!

Ich möcht von Nah und Ferne mir
Die Lieben zuſammen läuten,
Auf daß im duftenden Waldrevier
Sie Alle ſich mit uns freuten!

Und läuten die Glöcklein nicht laut genug,
Mag auch die Amſel ſingen,
Und die Lerche ſolls auf ihrem Flug
Ueber alle Höhen klingen.

Vor Allem ſoll Frau Nachtigall
Mit hellem Geſchmetter künden:
„Herbei, herbei, ihr Fröhlichen all,
Zu den blühenden Frühlingsgründen!"

2. Mainacht.

Die Röthe verglühet
Der Tag iſt aus;
Wie traulich dunkelts
Im Lindenhaus!
Der erſte Becher,
Wem ſei er gebracht?
Dir, fröhliche, ſelige
Mainennacht!

Wie glüht im Kryſtalle
Der duftige Wein!
Wir ſenkten auch Kräuter
Und Blumen hinein.
Das funkelt und flammet —
O blühende Pracht
Der fröhlichen, ſeligen
Mainennacht!

Die Mägdlein rücken
Vertraulicher her;
Es kennt ja die Mainacht
Den Zwang nicht mehr.
Fort, Tanten und Baſen —
Was ſoll uns die Wacht
In der fröhlichen, ſeligen
Mainennacht?

Da ſteigt auch das Mondlicht
Und ſpiegelt im Rhein
Den flimmernden, flammernden
Vollmondſchein;
Die Sterne blinken
So luſtig entfacht
Durch die fröhliche, ſelige
Mainennacht.

Die Sterne blinken,
Und wer nicht heut
Mittrinket und küſſet,
Sich mit uns freut,
Der ſei in der Acht
Und Aberacht —
O fröhliche, ſelige
Mainennacht!

3. Verrath.

Die Waſſerlilie kichert leis:
„Ich muß euch ein Ding verrathen,
Ich muß euch verrathen, was geſtern Nachts
Zwei junge Verliebte thaten.

Die kamen mit Vetter und Baſenſchaft
Den Strom hinunter geglitten,
Die ſaßen, weil Lauſcher im Boot, ganz ſtill,
Mit auferbaulichen Sitten.

Sie tauchte die Hand ins Wogenblau,
Den klopfenden Puls zu kühlen,
Er wollte zur ſelben Zeit einmal
Nach der Wärme des Waſſers fühlen.

Und unter dem Waſſer begegnen ſich
Verſtohlen die beiden Hände,
Und fliehen ſich und fangen ſich —
Es nimmt das Spiel kein Ende.

Die Baſen haben Nichts gemerkt
Von der glücklichen Liebesſtunde,
Ich aber hab es wohl geſehn
Tiefher aus dem lauſchenden Grunde."

4. Der Vandalen Auszug.

Wie die Thürme Neu-Karthagos hell im Morgenglanze
ſtralen!
In dem Hafen ſtolz gerüſtet liegt die Flotte der Vandalen,

Hoffend, harrend, doch kein Lüftchen weckt der Segel ſchlaffe
Falten,
Und wie niemals ſieht man heute den Gebieter zögernd
halten.

An der Spitze ſeines Fahrzeugs ſteht der Held in tiefem
Sinnen,
Und der Krieger fragt den Krieger: „Sprich, was mag der
Fürſt beginnen?

Sprich, wohin ſich unſre Kiele zu erneuten Thaten wenden?"
Plötzlich flammt des Helden Auge, zuckt das Schwert in
ſeinen Händen:

„Mit dem Sturmwind laßt uns ziehen, die wir ſelbſt dem
Sturmwind gleichen!
Gährt es nicht in allen Schlünden? Das iſt gottgeſandtes
Zeichen!

Pfeift es nicht um Mast und Rae? Rauscht nicht wilder jede Welle?
Scheucht nicht steigendes Gewölke diese unwillkommne Helle?

Mit dem Sturmwind laßt uns ziehen, dessen Nahn wir Alle spüren:
Welchem Volk die Götter grollen, dahin wird ihr Hauch uns führen!"

Ruder schlagen, wie lebendig ist mit einem Mal die Flotte!
Hörner gellen, wilde Lieder singt die mordbegierge Rotte;

Mächtig stürmts auf allen Meeren, daß die Kiele sausend jagen —
Wem die Götter grollten? — Roma, deine Trümmer mögens sagen!

5. Die Mönche vom Johannisberg.

Von Fuld der wackre Abt kam einst zu visitieren,
Ob auf Johannisberg die Reben recht florieren?

Die Trauben fingen schon braungoldig an zu blinken —
Der Abt lud den Konvent zu einem Abendtrinken.

Er sprach: „Der künftge Herbst wird sicher uns erfreuen;
Ein Fläschlein minder, mehr, wir brauchens nicht zu scheuen:

Her aus dem Mutterfaß! Doch halt, bevor wir zechen,
Nehmt Eur Brevier, ihr Herrn, ein kurz Gebet zu sprechen!"

„„Brevier —?"" „Ja, das Brevier!" Sie möchten schier versinken,
Sie suchen, suchen — „Laßts: Beginnen wir zu trinken!

Die Flaschen her! Weiß Gott, das heiß ich doch vergeßlich,
Daß ich den Stöpselzug daheim ließ — es ist häßlich!"

„„Den Stöpselzug?"" Im Nu fährts da in alle Taschen,
Und giebts im Augenblick Korkzieher mehr als Flaschen.

„Bravo, ihr frommen Herrn! Dieß Stückchen sind ich heiter,
Daran erkenn ich recht die echten Gottesstreiter.

Bravo, ihr frommen Herrn! Welch reicher Gottessegen
An Stöpselziehern — ei, was guckt ihr so verlegen?

Laßts euch für heute nur nicht weiter Kummer schaffen,
Bis morgen — still! ihr Herrn, ergreifen wir die Waffen!"

Die oben erwähnten „Blüten der Nacht. Lieder und Dichtungen von Amara George" (Lpz. 1856), welche von ihrem nachmaligen Gatten Alexander Kaufmann eingeführt wurden, sind, wie dieser im Vorworte sagt, „keine fröhlichen, farbigen Zierpflanzen, es sind ernste, düstere, scheue Blumen, die nicht unter der warmen Mittagssonne erfreulichem Glanze aufgewachsen, sondern, in Stunden nächtlicher Finsterniß durch Thränen des Schmerzes begossen und genährt, sich einsam zu Licht und Luft emporgerungen haben." Amaras Gedichte sind aus Erlebnissen der traurigsten Art hervorgegangen, und tragen daher den Stempel der vollsten Wahrheit. Man sieht es ihnen an, daß der in ihnen geschilderte Schmerz nicht gemacht, nicht geheuchelt ist; man sieht es ihnen vornehmlich darin an, daß die Größe und Tiefe des Schmerzes das unverkennbare Talent der Dichte herabdrückte und ihr oft die Fähigkeit nah für das herbe, sie bewältigende Gefühl d rechten Ausdruck zu finden. Wo sie aber d ihrer Empfindung angemessenen Ton fand, sind ihre Lieder vortrefflich und von der ergr fendsten Wirkung. Als ihr Schicksal eine glü lichere Wendung nahm und ihre Stimmu heiterer wurde, sprach sich Dieß auch in ihr Dichtungen aus, wenn sie auch vorwiegend er blieben. Dieß bezeugen ihre erzählenden Du tungen, die schon zum Theil in den „Blüt der Nacht", dann in der von ihr herausge benen „Mythoterpe. Ein Mythen-, Sagen- u Legendenbuch. Dichtungen von Amara Geor G. Fr. Daumer und Alex. Kaufmann" (L 1858) erschienen. Vor Allem aber sind die „M then und Sagen der Indianer Amerika's. deutscher Darstellung" (Düsseld. 1856) an zuzeichnen. Die Dichterin hat diese Sagenw mit sicherem Sinn aufgefaßt und in einer ru sich bewegenden, einfachklaren Sprache dar stellt, aus welcher die männlich kräftige u zugleich menschlich tiefe Eigenthümlichkeit d Indianerstämme lebendig wahr hervortritt. A achtung verdient darunter „Die Königin d Schnees und das Paradies der Tetonen", wor die selbst die Geisterwelt besiegende Macht d Menschenliebe in einem eben so lieblichen kräftigen Bilde zur Anschauung gelangt.

1. Doppelt weh!

Viel Schmerzen haben mir die Brust durchwühlt,
Viel Thränen haben mir den Blick getrübt;
Mich dünkt jedoch, erst heut
Hätt ich den allerherbsten Kelch geschlürft.

Denn es gewöhnt auch seine Qual der Mensch;
Doch wenn ihm einmal süß das Glück gelacht,
Dann wehe, doppelt weh,
Kehrt es sich eilends wieder ab von ihm!

Gram, Sorge, Druck, Verfolgung aller Art
Hat mich der Blüthe meines Seins beraubt;
Mein Himmel, er war stets
Mit Grau bedeckt und ohne Licht mein Pfad.

Still duldet' ich und starb ich hin. Da sieh,
Mit einem Male blickte mir ein Stern,
Ein goldner, himmlischer,
Und lichtete die Nacht, die mich umgab.

Andächtig hab ich aufgeschaut zu ihm,
Vertraut auf ihn, wie man auf Gott vertraut;
Jedweder Grenze bar
War meines Herzens tiefe Glut für ihn.

Und nun, wie ists? Die alte Düsterniß
Umlagert mich; ich bin allein mit mir,
So schauerlich allein —
Wann wirst du wieder scheinen, o mein Stern?

2. Kleine Leiden.

Heiligen und großen Schmerzen
Wird mein Herz sich nie versagen;
Ferne halte nur ein Gott ihm
Die gemeinen Erdenplagen!
Was erhabne Mächte senden,
Täglich ist mirs und vertraut;
Jene nur sind das Verhaßte,
Feindliche, wovor mir graut.

Heil den Helden, die ihr Leben
Schließen auf dem Bett der Ehren;
Ihnen Heil, die in den Flammen
Sich als Märtyrer bewähren!
Welch ein Segen in dem Leide,
Welche Lust in letzter Noth,
Wenn ein Opfer fürs Geliebte
Unsre Qual und unser Tod!

Doch wie selten ists gestattet,
Schön zu leiden, schön zu enden,
Aufzufahren in den Himmel,
Siegespalmen in den Händen!
Wie zermalmend, all sein armes,
Dunkeles, verlornes Sein
Hinzuopfern einer langen
Würdelosen Lebenspein!

3. Klein Christel.

(Schwedische Ballade.)

Klein Christel tritt zum Stall hinein,
Beschaut sich hier die Rosse fein;

Die weißen und die schwarzen all,
Die braunen und scheckigen allzumal.

Ein stolzer Rappe prangt im Hauf,
Den zäumt sie sich und schwingt sich auf,

Und reitet also wohlbewehrt
Ins Land hinein mit Schild und Schwert.

Drei Tage spornt sie des Rosses Braus;
Da ragt vor ihr ein Kerkerhaus.

Und mit den Fingern so weiß und zart,
Aufbricht sie die Thüre so fest und hart.

„Komm", ruft sie, „komm, süß Buhle mein,
Und grüße frei der Sonne Schein!"

Aufsteigt ein Mann mit irrem Wank,
Von Wunde, Gruft und Mangel krank.

„Herr Gott, wie bist du matt und bleich!
So blühend einst, an Kraft so reich!"

Mit Noth der Mann ein Roß besteigt,
Mit seinem Lieb von hinnen fleugt.

Deß sagt man Märe dem König an:
„Er, den du fiengst, ist frei gethan."

„Wer ist so frech, wer ist so kühn?
Auf, auf, ihr Diener, und fahret ihn!"

Der König selber in seiner Wuth
Jagt an und schauet das junge Blut.

Das kehrt sich um und hebt den Arm,
Haut ein so grimmig in den Schwarm.

Es liegt so Mancher in seinem Blut,
„Halt ein, o Knabe, du wehrst dich gut.

Halt ein und schone die Diener mein!
Sollst haben mein eigenes Töchterlein.

Sollst haben die herrlichste Königsmaid,
Denn du bist viel kühnlich in Kampf und Streit."

Klein Christel lachte: „Das wäre mir leid,
Zu freien die herrlichste Königsmaid.

Mein soll ein mannlicher Kämpe sein;
Denn ich bin ja selber ein Jungfräulein."

4. Wahre Güte.

Wann bist du gut und edel?
Wann bist du wahrhaft rein? —
Wenn dir's gelingt, die Seele
Vom Neide zu befrein.

Gall Morel.

P. Gall Morel.

Je ungewöhnlicher und überraschender es ist, einen Mönch als Dichter auftreten zu sehen, um so erfreulicher ist eine solche Erscheinung, wenn wir in dem Dichter auch den Menschen lieben lernen, der in den engen Klostermauern ein weites und warmes Herz für alles wahrhaft Menschliche bewahrt hat.

Benedikt Morel, geb. den 2. März 1803 zu St. Iden bei St. Gallen, erhielt von seinem Vater, einem angesehenen Kaufmann, eine diesem Stand angemessene Bildung, obschon er demselben schon sehr früh entschieden abgeneigt war. Im J. 1812 trat er in die drei Jahre vorher gegründete katholische Knabenschule, in welcher er, wie er sich selbst ausdrückt, „das Vergnügen hatte, alljährlich andere Direktoren, Professoren, Lehrbücher, Lehrpläne und Methoden vor sich vorbeigehen zu sehen". Ein im J. 1818 in der Schule grassierendes Nervenfieber veranlaßte seine Versetzung in die Klosterschule von Einsiedeln, wo er schon im folgenden Jahr ins Noviziat des Stiftes trat und den 14. Mai 1820 das Ordensgelübde ablegte, bei welcher Gelegenheit er den Klosternamen Gall erhielt. Im Herbst des nämlichen Jahres wurde er an der damals noch kleinen Stiftsschule Lehrer der sogenannten Rhetorik, 1832 Professor der Philosophie, bald nachher für einige Jahre Musikdirektor, 1835 Bibliothekar und 1839 zugleich Archivar, nachdem ihm schon 1836 die Direktion der Gymnasialstudien übertragen worden war. Das J. 1846 brachte die Wahl des jetzigen Abtes eine bedeutende Aenderung in die Verhältnisse Morels, indem er der Archivverwaltung enthoben, zum

Subprior und bald nachher zum Rektor der sehr erweiterten Schule und Lehrer der Aesthetik und Philologie des neugegründeten Lyceums ernannt wurde, welche Stellen er nebst der eines Bibliothekars noch jetzt versieht. Seinen weit über die engen Klostermauern hinaus reichenden Gesichtskreis hat er nicht bloß seinen vielseitigen Studien, sondern auch dem Umstande zu verdanken, daß er Gelegenheit hatte, die Welt in größerem Maßstabe zu sehen; bedeutenden Einfluß hatten insbesondere seine Reisen nach Italien und Deutschland.

Pater Gall Morel hat sich durch vielfache geschichtliche und literarhistorische Arbeiten, auf die wir hier nicht einzugehen haben, den weitverbreiteten Ruf eines gründlichen und geistvollen Forschers erworben; er hat sich zudem durch mehrere Volksschriften und Schulbücher um die Volks- und Jugendbildung wesentliche Verdienste erworben, und wenn das Stift Einsiedeln als Wallfahrtsort weltberühmt ist, so hat es vorzüglich durch des Paters Gall großartige Thätigkeit den beschränkteren, aber begründeteren Ruf erworben, daß es weitaus das gebildetste unter allen schweizerischen Klöstern, daß seine Schule die beste unter allen Klosterschulen ist, und wenn sie auch den andern bessern Anstalten der Eidgenossenschaft nicht gleichsteht, so ist dieß eine Folge ihres eigenthümlichen Wesens, dem sich ihr gelehrter und geistvoller Rektor unterwerfen muß.

Pater Gall ist ein gläubiger Katholik, ein katholischer Priester und Mönch, und seine Dichtungen*) sind vorzugsweise religiösen Inhalts mit vorwiegend katholischer Färbung. Ohne diesen Glauben zu theilen, ehren wir ihn, wenn er der frommen Ueberzeugung entstammt, was bei Pater Gall um so unzweifelhafter der Fall ist, als er hie und da andeutet, daß das Klosterleben auch seine Schattenseiten hat, so in dem Gedicht „Die Insel". „Hätte ich dort ein Hüttchen", ruft er aus, „Und einen Freund im niedern Dach, Wie lebt ich ruhig und zufrieden, Von Sorge fern und fern von Neid." Der katholische Ritus hat viele poetische Seiten, und diese weiß der Dichter glücklich aufzufassen und sinnig darzustellen; öfters aber sind die Gedichte allzu dogmatisch gehalten, wodurch ihnen Frische und freie Bewegung entzogen wird. Unzweifelhaft die besten sind diejenigen, in welchen die fromme Empfindung ohne konfessionelle oder dogmatische Färbung (1) sein unerschütterliches Vertrauen auf Gottes Liebe („Morgenlied") in einfachen, tiefgefühlten Tönen sich ausspricht. So wenig im Ganzen der Einfluß seines Standes zu verkennen ist, so findet sich keine Spur von Intoleranz und von finsterer Ascese. Nur wenn er politische Verhältnisse berührt, verliert er die ihm sonst eigene ruhige Milde; wenn er aber die neue Zeit und ihre Bestrebungen verkennt und nur deren Auswüchse beachtet, so ist dieß sehr begreiflich, da die Gedichte dieser Richtung in den Jahren entstanden sind, in denen sich die Parteien schroff einander gegenüber standen.

Wenn die fromme Färbung durch den Stoff geboten ist, so kann sie auch bloß di Behandlung zur Quelle haben; wei fromme Gesinnung auch solche Gedi die mit der religiösen Anschauung wendig verbunden sind, so darf man heit voraussetzen, daß sie ein bedeu ment im Wesen des Dichters bildet bei Pater Morel der Fall. Was singen mag, die Natur, das Leben, überall blickt mehr oder weniger k Glaubensinnigkeit hervor. Weil di dem ewigen Gebote der Liebe ber sein Herz auch für alle rein mensc gungen („Mutterliebe", „Des Klaus gesang an die Erde") empfängli „Wanderlieder" geben davon Zeug zum Theil vortrefflich sind, den Ch Landschaften, Städte, Gegenstände sinnig erfassen und mit poetischem in kräftiger, selbst kühner Sprache auch immer mit schönen und edler schließen. „Kunst und Religion" i unwürdiges Seitenstück zu A. W. „Bund der Kirche mit den Künsten besten Gedichten gehören die „Alpe (3), in denen der Dichter die v Stimmungen des Gemüths, so wie l faltigen Erscheinungen des Lebens Natur mit großer Anschaulichkeit Eine Reihe Dichtungen können als und Paramythien bezeichnet werde Herders Sinne gedichtet sind und de reinsten Menschen- und Gottesliel z. B. „Das Wunder der Schöpfung nämlich das Menschenherz), „Klag lehrung" u. a. m. Auch die „Lege dienen Beachtung; nur hätten wir vermißt, in denen das Wunderbare poetischem, noch auf sittlichem Grun sondern nur im Interesse irgend ein brüderschaft erfunden wurde.

Pater Galls Sprache ist reich u nur hie und da dialektisch gefärbt, ders auf den Reim störend einwirkt; legt er zu wenig Gewicht auf die For seiner tiefen Einsicht in das Wesen von der mehrere Abhandlungen glänze niß geben, um so mehr auffällt.

1. Liebe über alle Liel

Am Charfreitag.

Nun weiß ich, was die Liebe ist,
Zu Deinem Kreuz gewendet,
Wo Du mein Heiland, Jesus Christ,
Geliebet und geendet.
Die müden Arme öffnest Du,
Mich sterbend zu empfangen,
Und neigst Dein heilig Haupt mir zu
Voll liebendem Verlangen.

Nun weiß ich, was die Liebe kann,
Da Du den Tod bezwungen,
Und selbst Dein Herz mir aufgethan,
Vom scharfen Speer durchdrungen.
Du ließest Dich so hoch erhöhn,
Daß wir Dich alle sehen,
Und Alle, die vorübergehn,
Dein Liebeswort verstehen.

*) Gedichte. Einsied. 1852. — Gedichte. 2. Sqmml. Ebd. 1859. — Cäcilia. Relig. Gedichte. Ebd. 1863.

Nun weiß ich, was die Liebe thut,
Die treu im Tode bleibet,
Und mit dem eignen Herzensblut
Dem Freunde ſich verſchreibet.
Mit Wermuth hat ſie ſich berauſcht,
Um meinen Durſt zu ſtillen,
Und Ruhm mit bittrer Schmach vertauſcht
Um meiner Ehre willen.

Nun weiß ich, wie die Liebe ſiegt,
Ausharrend bis zum Ende,
Das Auge bricht, die Seele fliegt
In Gottes Vaterhände.
Vergebens knirſcht der ſtarke Tod,
Die Hölle droht vergebens;
Die Liebe ſiegt in Todesnoth,
Hoch ſpringt der Quell des Lebens.

Und ward die Liebe nun ſo klar
Am Kreuze mir beſchrieben,
So will auch ich recht kindlich wahr
Den Allertreuſten lieben,
Will, was mir auch die Welt verſpricht,
Nur ſeine Huld erwerben,
Denn größre Liebe gibt es nicht,
Als für die Freunde ſterben.

. Des Klausners Nachtgeſang an die Erde.

Ich trete vor mein enges Zellenfenſter,
Und blick hinaus, ins ſtille Dunkel hin.
Was träumſt du, Erde, ſtill und feierlich?
Was ſchlummerſt du ſo wunderbar und leiſe?
Dich hat die Mutter, die für Alle ſorgt,
Die heilge Vorſicht hat dich eingewiegt
Zum ſüßen Schlaf. Sie zog den dunkeln Schleier
In großen Bogen über deine Wiege,
Daß nicht der höhern Sonne Licht dich blende,
Sie legte dich ſo ſanft ins weiche Bettlein,
Und wacht mit Sternenaugen über dir,
Mit ihrer Liebe ſanften Augenſternen.

Du athmeſt noch in leiſen Abendlüften,
Es ſchwebten bange Träume über dir.
Rauſcht und ſchlägt wie raſchbewegte Pulſe
Allen Adern deiner Bäch und Ströme.
Es ſchlägt dein Puls ſo ſtark? Erſeufzeſt du,
Ist über dir, der Friedlichlieblichen,
Menſchenkinder haßentflammet wandeln? —

Vergiß die Menſchen, gute Tellus, ſieh,
Sie bezwingt der Friedeſpender Schlaf,
Auf und neben dir ſchläft manches Herz,
Lieblich träumend herben Gram vergißt.

Schlummre, gute Erde, ſchlummre fort,
Decke nicht mit deiner Stimme Donner
Armen, der von Seligkeiten träumt,
Kranken, der nach bangdurchächztem Tag
Dir den Schlummer fand. O jag ihn nicht
Deines Odems Brauſen aus den Fluren
Glücks, die er ſo lang entbehrte.

Wie ſchön, o Erde, iſt dein ſanfter Schlaf,
Küſſe deine Stirn, nun, gute Nacht!
Mich umfaſſe nun der Vorſicht Arm.
Lege mich in ihre Wiege nieder,
Bald mit dir, o Erde! aufzuſtehn,
Uns dämmert auf den morgengrünen Hügeln,
Dann die Mutter ſichtbar wieder kommt,
Schöne Licht in ihrer Hand, und fröhlich
Die Kinder weckt. — Wenn dann die Blumen alle
Die Augen wieder öffnen, dann erwache
Auch ich aus meinen Träumen, hebe Aug
Und Hand empor zum gottgeſandten Licht,
Und ſpreche: „Heil der großen heilgen Mutter,
Der weiſen Vorſicht, die zur rechten Stunde
Die Kindlein alleſammt zu Bette bringt,
Und wieder ſie zum muntern Spiele ruft!
Ich will ihr folgen, wie die Sterne folgen,
Beſcheiden, ſtill, doch unermüdet wandelnd,
Und lieblich glänzend um die Bruderſterne.
Und wenn ſie mich zum letzten Schlafe ruft,
Es ſei! ich folg auch dann der Göttlichen;
Der letzte Schlaf iſt ja kein ewiger,
Iſt ja nur Schlummer vor dem ewgen Tag."

3. Alpenſtimmen.

Ich war vom Vetter Präſident geladen,
's war eben ſeiner Tochter Namensfeſt
Und Abends ausgeſuchte Soiree;
Herminia, Lutgarda, Hildigunde,
Eliſa, Frieda, Bertha, Iſabella
Und andre Viele prangten da im ſchönſten Schmuck;
Von Düften eine ganze Muſterkarte
Erfüllt den Saal; es rauſchen Crinolinen.
Man ſetzt ſich: „Hildigunda, an den Flügel!
Du Herrliche, du Unvergleichliche,
Du mußt uns heute was zum Beſten geben!"

Sie läßt ſich zehn Mal bitten, endlich aber
Beim eilften Mal entſchließt ſich Hildigunda;
Und wie die Schleuſen einmal ſind geöffnet,
Ergießt ſich auch ein Strom von Polkas,
Mazurkas, Scherzos ohne Scherz
Und Variationen ohne Wechſel,
Von Meiſtern, die Paris am Beſten zahlt.

Dazwiſchen bläſt zuweilen auf der Flöte
Erminio, des Präſidenten Neffe.
Auch deklamiert die ſiebenjährge Emma
Den zarten Löwenritt von Freiligrath,
Und Alles klatſcht ihr Beifall zum Erſticken.
Nach jedem Stücke kehrt das Klatſchen wieder,
Und dann ein grelles, obligates Schnattern.

Mir war, ich weiß nicht, wie ich ſagen ſoll,
„Als ging ein Mühlrad mir im Kopf herum"
Bei dieſem Streit von Stimmen des Salons.
Bald ſchnappte mir das Aug nach friſchem Grün
Und bald der Mund nach unverfälſchter Luft,
Am Meiſten doch das Ohr nach Kraft und Wahrheit.

Zum Glück, als eben monoton und herzlos
Von Herz das neue Stück geklimpert wurde,
Entſchlief ich ſanft und ſank ins Reich der Träume.
Ich träumte, und das werd ich nie vergeſſen,
Ein holder Engel packte mich am Haar
Und zog mich raſch empor, hinaus ins Dunkel.
Es gieng der Flug dem Alpgebirge zu;
Da ſtellte mich der Engel auf ein Felsjoch,
Das ſchwarz aus mondesbleichem Schneefeld aufſtarrt,
Das war ein andres Schaun, ein andres Duften.
Ich trank mir erſt ſo recht die Lunge voll,
Trank einen Rauſch von Alpenluft mir an.

Das Auge ſchweifte gierig hin und her
Und folgte droben ſchwarzen Wolkenzügen
Und unten den zerrißnen Wolkenſchatten;
Da ſprach der Genius: „Nun merke auf!
Vernimm mit rechter Luſt die Alpenſtimmen,
Die ſich zur Rieſenharmonie vereinen!"

Er schwieg, ich lauschte. Da begann's zu brummen
Im tiefen Basse, wie wenn ferne Donner rollen.
Die Lauwe war's, die niederdonnerte,
Daß weit an Flühn das Echo widerhallt.
Dann immer schwärzer ward der Himmel;
Der Föhn begann sein grelles Lied zu blasen;
Das pfiff gewaltig durch die starren Firnen.

Dann wieder dumpfes Brausen, ein Gestöhn
Wie Hilferuf Versunkner in den Klüften.
Zum Lauwensturz gesellt sich ferner Donner
Und tiefes Tosen des empörten Waldbachs,
Ein Orgelsturm auf Gottes Alpenorgel;
Ein Pfiff dazwischen, 's war ein Murmelthier,
Das seinen Wächter auf den Grat gestellt;
Ein Schrei, es war der Schrei des Lämmergeiers,
Der hungernd über mir im Kreise flog;
Nun wieder plötzlich ein gewaltig Krachen,
Als würde jach der Firnen Grund gespalten,
Der Gletscher war es, der dem Katarakt,
Der Lauwe und dem Donner Antwort gab.

Mir schwoll das Herz von überselger Lust,
Und von dem rohen Widerstreit der Töne
Lauscht' ich hinauf zur Harmonie der Sterne,
Wo, rein von Mißton, auf den goldnen Saiten
Der Sternenharfe Gott sein Weltlied singt.

Ich trags nicht mehr, sprach ich zu meinem Führer,
Mich drückt der Alpen Donnerklang zu Boden.
„So komm", erwiderte darauf der Engel,
„Du wirst noch andre Alpenstimmen hören."
Dann gieng es niedwärts von den höchsten Firnen,
Hinab, wo weiches Grün die Höhen schmückt,
Die Alpenrose an den Felsen saugt
Und mählich sich der Zwerg der Tanne spreizt;
Dann giengs auf grüne Matten, neben Bächen,
Die ringsum lustig aus den Runsen sprudeln;
Da weilten wir am Fuß der Wettertanne;
Die Sonne war indessen aufgegangen,
Die Scheitel des Gebirgs mit Rosen kränzend,

Da sang der Alpengeist ein sanftres Lied.
Von naher Fluh vernahm ich frohes Jodeln
Im Wechsel mit des Alphorns Melodie.
Die süßen Töne meiner Heimat hört' ich.
Und bald darauf den Klang der Heerdenglocken.
Das Rind, nach frischen Morgenlüften schnuppernd,
Muht auch sein Lied, begleitet von der Ziege,
Die meckernd über Steck und Steine hüpft.
Dazwischen rieselten die hundert Bächlein,
Der Urhahn balzt, die Vöglein flöten;
Es war ein wunderschönes Pastorale.

Und als ich so den Stimmen allen lauschte,
Scholl oben von dem Kirchlein bei der Klause
Das Glöcklein hell zu mir herab, und unten
Vom nahen Thaldorf Morgenglockenklang
Herauf. Da sank ich betend auf die Kniee.
Auch meine Stimme in dieß Lied zu mengen,
Und ich vermocht es nicht; nur stilles Ahnen
Von beßrer schweizerischer Harmonie,
Von frisch urkräftigem und echtem Sang
Ergriff mich, — als ein ungestümes Klatschen
Mich aus dem wunderschönen Traume weckte.

Das Klatschen galt der neusten Phantasie
Der faden, leeren Stimmen des Salons.

Oskar Freiherr von Redtwitz-Schn

Haben wir im Pater Gall Morel einen
lischen Dichter kennen lernen, dessen Lied
glaubensvoller Frömmigkeit eingegeben
und deshalb auch den Nichtkatholiken
thätig berühren, so machen dagegen des
herrn Oskar von Redtwitz „Gedichte" (2
1. und 2. Aufl. 1852) einen unangenehme
druck und gewiß selbst auf gute Kath
weil sie der Ausdruck unklarer, von pha
scher Schwärmerei getragener Frömmelei
und wenn auch nicht zu läugnen ist, da
mehr poetische Mittel zu Gebote stehen al
Einsiedler Mönch, so wird man doch i
dessen gesunde Dichtung der krankhaften
Barons vorziehen, die man oft geneigt
für das Erzeugniß eines protestantischen
tisten zu halten, wenigstens ist seine Ge
schwelgerei und Gefühlsspielerei ganz im
des protestantischen Pietismus, dem er
Manches abgeborgt zu haben scheint, z
wenn er sagt, daß er Dieses und Jenes
eine Blume pflücke, eine Reise unternehme
dergleichen mehr, weil es Gottes Wille sei.
ahmt er die Pietisten auch in der süßlich-senti
talen Sprache nach, bedient sich wie sie
der Verkleinerungsformen: Vögelein, Bl
lein, Engelein und hundert andre ähnliche
dungen jagen sich einander. Selbst die „M
lieder" sind von diesem Geiste erfüllt; die
ist ihm in der That nur eine günstige Gel
heit, seine Predigten anzubringen. Zuder
wegt er sich beinahe immer in Vergleichu
seine Geliebte ist ihm ein Schloß, ein Kirc
sein Herz vergleicht er mit dem Wald u.
Dieß bringt eine gewisse Eintönigkeit h
die jedoch nicht so widerlich ist, als de
fortwährend wiederholende Hervortreten
Ichs und die inhaltslosen Phrasen, aus
die „Kreuzritterlieder" bestehen. So fli
seine Sprache zu sein scheint, so ist er der
doch nicht immer mächtig, wie die und
Wortstellung in manchem Gedicht beweis

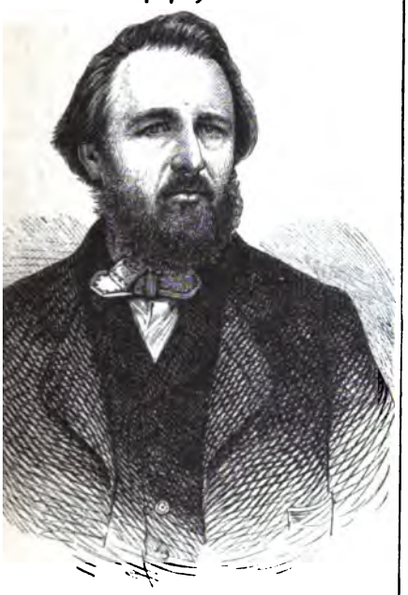
Und weißt du auch, herzinnig K

Und weißt du auch, herzinnig Kind,
Warum ich so lächle, da's stürmt und schnei
Laß du nur ruhig brausen den Wind.
Er bringt ja die selige Weihnachtszeit.

Da schmücken wir unsre Herzen fein
Als Christbäumchen einander aus,
Und unsre Lieb ist der Kerzenschein,
Wie soll da funkeln das ganze Haus!

Und all die Gedanken von Lieb und Treu,
Die hängen als goldne Aepfel wir dran;
Und ach, da werden wir Kinder aufs Neu
Und schauen voll Jubel den Christbaum an.

Adolf Pichler.



m Dichter, mit dem wir uns jetzt zu iftigen haben, würde schon eine ehren- Stelle in der Geschichte der deutschen atur anzuweisen sein, wenn seine Lei- en weniger bedeutend wären, als sie es r That sind, ja man würde ihn mit An- nung nennen müssen, selbst wenn er nicht Dichter zu erwähnen wäre, weil er sich dadurch große Verdienste erworben hat, r die Liebe zur vaterländischen Poesie in ren Kreisen seines Heimatlandes verbreitet, Talente herangezogen und unterstützt und zlücklichem Erfolg für die geistige Verbin- Tirols, ja selbst auch des entfernteren tens mit dem übrigen Deutschland erfolg- gewirkt hat. Wenn von nun an Tirol auch r Geschichte der deutschen Literatur genannt so ist es wesentlich sein Verdienst.

olf Pichler, geb. am 4. Sept. 1819 nterinnthal, besuchte das Gymnasium in bruck, jedoch unter den dürftigsten Ver- issen, die ihn auch zwangen, sich der Rechts- ıschaft zu widmen, als er die Universität . Nebenbei studierte er mit seinem Freunde Purtscher die Hegelsche Philosophie, las assischen Werke der Griechen und Römer, uthers Bibel, die er sich aus Bayern ver- hatte. Von Joh. Schuler erhielt er die er Censur verbotenen Werke; weitere An- g boten die ästhetischen Vorträge des oben 5) erwähnten Professors Flir. Pichler ete einen Verein gleichstrebender Studie- renden, der bald die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zog, aber doch unbelästigt blieb, weil er sich auflöste. Denn Pichler hatte Mittel gefunden, sich dem Studium der Medizin zuzuwenden, weshalb er Innsbruck verließ. Er fuhr im Septbr. 1842 mit seinem Freunde Purtscher auf einem kleinen Schiffe nach Wien; sie ruderten und kochten selbst. In Wien beschäftigte sich Pichler neben den Naturwissenschaften mit dem Studium der Kunst und der griechischen Literatur. Stets in reger Verbindung mit der Heimat, gab er mit den Genossen seines Strebens die „Frühlieder aus Tirol" (Wien 1846) heraus, die freilich nur arg verstümmelt erscheinen durften. Im J. 1848 nahm Pichler lebendigen Antheil an dem großartigen Aufschwunge; als aber die Italiener die deutsche Grenze bedrohten, zog er am 15. April als Hauptmann einer von ihm aufgebotenen Schaar Tiroler gegen die Feinde und nahm an den Gefechten bei Ponte tedesco und Caffaro Theil. Nach vollendeter Dienstzeit löste sich die Compagnie auf, und Pichler erhielt den Orden der eisernen Krone. Nach Wien zurückgekehrt, betheiligte er sich an den weiteren Ereignissen nicht, weil er voraussah, daß die herrschende Anarchie zur Reaktion führen würde. Als Wien gefallen war, zog er sich nach Tirol zurück, wo er die Erlebnisse des Jahres 1848 in zwei Broschüren schilderte: „Aus den März- und Oktobertagen" und „Aus dem wälschtirolischen Kriege". Ihre freie Sprache erregte manches Bedenken gegen seine Anstellung am Gymnasium, die auch erst später bestätigt wurde. Noch Ein Mal verließ er Tirol, er eilte nach Schleswig-Holstein, um am dortigen Kampfe Theil zu nehmen, kam jedoch zu spät, denn bereits war Alles verrathen, und so kehrte er mit traurigem Herzen in die Heimat zurück. Wie alle Männer von freier Gesinnung hatte er von nun an Gehässigkeiten aller Art und kränkende Zurücksetzung zu erleiden. Da jede freisinnige Wirksamkeit unmöglich war und jedenfalls nutzlos gewesen wäre, zog er sich vom Leben ganz zurück, um sich ungetheilt der Kunst und Wissenschaft zu widmen, namentlich der Botanik und Geologie, weshalb er auch zahlreiche Wanderungen durch die Alpen Tirols unternahm. Seine Beobachtungen und Entdeckungen in diesem Gebiete haben ihm einen ehrenvollen Namen unter den Alpengeognosten erworben. Als daher der Lehrstuhl der Naturwissenschaften an der Universität erledigt war, schlug ihn die Fakultät für denselben vor, die Regierung versagte ihm jedoch die Bestätigung *). Das im J. 1860 erwachende Parteileben rief ihn zu erneuter Thätigkeit; unter den Kämpfern für die Sache des Liberalismus und der religiösen Duldung steht er in erster Linie; seine zahlreichen Zeitungsartikel gegen den Fanatismus der Ultramontanen werden von diesen eben so sehr gefürchtet, als sie die Verbreitung freisinniger Ansichten befördern.

Pichlers edle Natur, sein weiter Gesichtskreis, seine Energie und begeisterte Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, die wir aus dem kurzen Lebensumrisse haben kennen lernen,

*) Seitdem wir dieß geschrieben, ist Pichler an die erwähnte Stelle berufen worden.

spricht sich auch in seinen poetischen Werken aus. Daß er, der Tiroler, der Naturforscher, in seinen „Gedichten" (Innsbr. 1853) der Natur manches Lied widmet, würden wir nicht erwähnen, wenn wir nicht auch zu berichten hätten, daß er diese immer mit den Augen des tiefen Beobachters und des schaffenden Dichters betrachtet; sie erhalten dadurch einen großen Reiz, daß man aus ihnen herausfühlt, wie sie auf seinen Wanderungen unter dem unmittelbaren Eindruck der Natur entstanden sind, wie ein Theil der erotischen Lieder des Dichters Umgang mit dem Volk und seine Kenntniß des Volksliedes nicht verläugnen können. Wir wissen nicht, ob wir uns irren, wenn wir die „Lieder der Liebe" als Allegorien auffassen, in denen der Dichter unter dem Bilde der Geliebten die Freiheit besingt und seinen Schmerz über deren Unterdrückung, so wie seinen unerschütterlichen Glauben an deren endlichen Sieg ausspricht; ist es der Fall, so ist diese Liederreihe als ein Muster der Gattung zu bezeichnen, da Bild und Gegenbild sich vollständig decken, die Gedichte auch dann noch poetischen Werth haben, wenn man ihre tiefere Bedeutung nicht erkennt. Daß Pichler auch Talent für das Epische hat, beweisen die erzählenden Gedichte, unter welchen „Ein Deserteur" (Seume in Amerika), „Das Schwanenlied der Sibylle" und einige Legenden sich durch treffliche Darstellung auszeichnen.

Ist schon in den „Gedichten" der ernste Sinn des Dichters und die Fülle tiefer Gedanken zu erkennen, so treten diese Züge in den „Hymnen" (Innsbr. 1855. 2. Aufl. Nürnb. 1857) in noch höherem Maße hervor. Doch sind es nicht bloß die großartigen Gedanken, die den Leser fesseln und zu wiederholtem Lesen der Hymnen reizen, sondern auch der Ausdruck derselben, der durch seine erhabene Einfachheit an die Meisterwerke der Griechen erinnert, an denen der Dichter sein Talent herangebildet und großgezogen hat. Er beherrscht die Stoffe, die er besingt, so wie die Sprache mit einer wunderbaren Sicherheit, daher die höchste Begeisterung immer mit schöner Mäßigung verbunden ist, niemals in Ueberschwänglichkeit ausartet. Nicht weniger bemerkenswerth ist die metrische Form. Pichler führte nämlich dabei die Dreigliederung des Strophenbaues ein, nicht um Pindar nachzuahmen, sondern weil er in ihr ein Kunstgesetz erkannte, welches ja auch den Minnegesang beherrschte. Mit ähnlichem Glück behandelt Pichler auch das elegische Versmaß in Elegien und Epigrammen, die leider noch nicht vollständig gesammelt sind. Sie berühren die verschiedenen Kreise des Lebens, der Liebe, der Natur, des Staates und der Literatur, bald lieblich schäkernd, bald geistreich sich ergehend, hier scharf tadelnd, dort mit warmer Begeisterung lobend, in naiver, wie in witziger Darstellung glücklich.

Pichler hatte von Wien die Entwürfe mehrerer Dramen mitgebracht, er vollendete davon „Die Tarquinier. Trauerspiel" (Innsbr. 1860), welches den Untergang dieses despotischen Königshauses behandelt, und „Rodrigo. Trauerspiel" (Ebd. 1862), dessen Stoff der altspanischen Geschichte entlehnt ist. Beide enthalten großartige Stellen, aber wenn auch die Anlage und Durchführung im Ganzen befriedigt, so glauben wir doch, daß Pichlers Talen vorwiegend lyrischer Natur ist. Ganz vortref lich sind dagegen seine Reiseschilderungen „Au den Tirolerbergen" (Ebd. 1862), in denen von seinen zahlreichen Wanderungen berich und daran Mittheilungen über Natur, G schichte, Sage, Poesie, Kunst und Wissensch knüpft, die eben so tief als geschmackvoll sin Er entfaltet darin einen großen Reichthum a den mannigfaltigsten Kenntnissen, ohne dam zu prahlen; in seinen Urtheilen ist er zugle mild und entschieden, scharf nur gegen den J suitismus, dessen unheilvolle Wirksamkeit durch überzeugende Thatsachen nachweist. Vo Von den eben im Druck begriffenen „Allerl Geschichten aus Tirol" kennen wir noch z wenig, als daß wir darüber ein Urtheil a geben könnten; wenn jedoch das Ganze in d Weise fortgeführt wird, wie der Anfang, wora nicht zu zweifeln ist, so wird es der vorh genannten Schrift ebenbürtig und eine erfre liche Ergänzung zu derselben werden.

1. Die Linde.

Auf ödem Feld steht traurig eine Linde
Zum Himmel auf mit hochgehobnen Zweigen,
Daß er gebiete wild dem rauhen Winde
Und bald dem Frühling heiße niedersteigen.

Da flicht der Winter in den stolzen Wipfel,
Um sie zu trösten, seine Stralenkrone,
Von ferne grüßen sie der Alpen Gipfel
Gleich Königen auf hohem Sternenthrone.

Sie aber denkt, wie einst beim lauen Weste
Die Blüthen sich aus brauner Knospe hoben,
Die zarten Blätter um die schlanken Aeste
Das leicht bewegte Frühlingskleid ihr woben,

Und wie die Wellen dann mit leichtem Kosen
Ihr Bild verklärt am Maientage zeigten,
Das Veilchen nickte und die wilden Rosen
Sich ihr zu Füßen leise flüsternd neigten.

Und als ihr süßer Athem sich ergossen,
Da schwebten froh die Bienen auf und nieder,
Die Vögel bauten in den jungen Sprossen
Und sangen um das Nest die Liebeslieder.

Sie denkt zurück, wie bei des Juli Brande
Die Wolken dunkel durch den Himmel zogen,
Die Blitze weithin leuchtend durch die Lande
Vergebens in die grüne Krone flogen.

Es schwieg der Sturm, da schwebt' im Abendrothe
Der Friede traulich durch die dunkeln Räume,
Am Berge stieg der Mond, sein liebster Bote,
Und wob um ihre Zweige Märchenträume.

Sie denkt zurück und steht im tiefen Leide
Gleich jener hehren Mutter schmerzbefangen,
Unwillig schüttelt sie das Eisgeschmeide
Vom Stamme und die lichtbeglänzten Spangen.

2. Hymne.

Früh naht der Abend schon und hüllt
In mattes Grau die schwellende Beere
Des Weinstockes, das goldene Korn.
Ferne steigen am Abhang
Des Berges düstere Föhren, darüber
Wie aus der Asche des Tages auf Brandaltären
Lodern purpurn die Gletscher.

R. E. Helbig

Geschichte

der

deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

von

Heinrich Kurz.

Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt.

Vierter Band.

Von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit.

Siebente Lieferung.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1868.

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1913 L

Mild weht dein Hauch mich an wie Duft
Der letzten ſchönſten Blume im Herbſte
Und voll Innigkeit leuchtet dein Blick.
Könnt ich wandeln mit dir einſt
Von Roſen heiter die Stirne umſchlungen,
Wallende Nebel zu Füßen im Thal, hoch oben
Schweben Adler im Lichte.

Dem Menſchen jedoch blieb es verſagt,
Lange zu ſtehn auf ſeliger Höhe,
Oder gleich Göttern mit leichtem Tritt
Von olympiſcher Spitze empor zu ſchweben.
Ob das Morgenroth die ſtolze Stirne umfließt,
Ob du hinſchleichſt in trüber Dämmerung:
Bald ſchauen ſtill und ernſt auf Moder
Mit ewig klarem Auge die Pilger des Himmels
Und wallen vorbei in heiliger Nacht!

3. Der Weltgeiſt.

Du ewig waltender Geiſt!
In ſeliger Einheit ſtrömſt du durch das Weltall,
Die Wogen der Unendlichkeit verebben in dir
Wie des Abends ſtill die Meerfluth.
Du leuchteſt als Licht aus funkelnder Steine Pracht,
Du lächelſt aus der Blume lieblichem Antlitz
Und dem Nachtgewölk entfliegt dein Blitz.

Mich haſt empor du geführt
Aufs höchſte Gebirg, wo kaum an wilder Felswand
Die Föhre ſich noch feſtklammert, ruhig und ſtolz
Prangt das Edelweiß am Vorſprung.
Du ſendeſt die Nacht verſöhnend und mild herab
Und deine Sterne, ſie verkünden im Reigen
Ihr und dein Geſetz, die Harmonie.

Doch aus dem Thale dringt noch Geläut
Wie Hauch des Friedens empor,
Und tief ergreift die Seele der Liebe ſanfter Gruß.
Eins in dir mit dem Leben laß auch dort wandeln mich,
Wo der Kahn hingleitet auf dunkler Fluth
Und ſich die Schifferin ſpielend zur Welle neigt.

4. Der Wein von Meran.

Goldener Wein von Meran!
Wie zeigſt du die feurige Kraft im Kreiſe
Der Jünglinge, welche die Mondnacht
Verſammelt am mooſigen Baumſtamm
Zu Scherz und frohem Gelag.

Heiter erſchallt der Geſang
Und tönet hinaus zum Geläut der Becher
Ins mächtige Rauſchen des Bergſtroms,
Wie ſenket in Auge ſich Auge ſchon
Und glüht mit freudigem Glanz!

Ich lehne mich ſtill zurück am Tiſch,
Da ſchwebt dein Bild mit der Rebe Duft
Auf luftigen Ranken her zu mir;
Du winkſt und gern folg ich,
Umweht von ambroſiſchen Träumen, dir nach:
Schon dämmert der See und es ragt der Berg
Ins Abendgewölk aus der Fluth auf.

Schaukelnd empfängt uns der Kahn,
Wir gleiten vorüber im Flug an Schluchten
Und Felſen, von denen im Windhauch
Zur Primel des ſonnigen Ufers
Die Alpenroſe ſich neigt.

Wieder erhebſt du die Hand,
Wir landen im Schatten der dunkeln Föhren,
Du wählſt dir zum Sitze den Felsblock,
Und bring ich dir Blumen und Epheu,
Begrüßt mich freundlich dein Blick.

So pflück ich noch feucht von friſchem Thau
Des Daſeins lieblichſte Blüthen ab
Und reiche ſie ſpielend dir zum Schmuck. —
Was kommen mag? ſtill Herz!
Ich hebe den Becher mit funkelndem Wein
Und trink ihn begeiſtert entgegen dir,
O Genius heiliger Zukunft.

5. S. Florian.

Heiliger Florian, du ſtehſt mit dem Eimer am Brunnen,
Und der Gläubigen Schaar ruft dich in Feuersgefahr.
Täglich ſiehſt du das Mädchen, wie kannſt du ruhig es dulden,
Daß ſie mit glühendem Blick wild mir den Buſen entflammt?

6. Drohung.

Kreuzige, Mädchen, dich nur und tauche den Finger ins Weihfaß,
Nimmer entgeheſt du doch Eros dem heidniſchen Gott.
Siehſt du ihn hier? er ſteht und lauert hinter der Säule
Mir zur Seite geſchmiegt, welcher dir lang ſchon gefolgt.
Zärtlich fleh ich zu dir; du ſeufzeſt fromm zur Madonna,
Senkend die Wimper ſcheu, trifft dich der glühende Blick.
Weigere, Holde, dich nicht; wenn Heide und Chriſt ſich verſöhnen,
Feiert die Kirche ſogar ihren erhabnen Triumph.

7. Der Markt.

Geh mir nicht auf den Markt und ſchleich dich nicht in die Nähe,
Wie du heute gethan, als mich die Mutter geſandt.
Eier ſollte ich kaufen, Gemüs und bläuliche Pflaumen,
Was die Woche hindurch fordert der Küche Bedarf.
Ach wie ſchmälte ſie mich! Schlecht war die Butter gewogen,
Und das verdorbene Kraut leider zu theuer bezahlt.
Irren mußte ich ſtets, ich ſah von den Körben auf dich hin
Und beim freundlichen Gruß hörte ich nimmer den Preis.
Bleibe mir fern vom Markt, was würd erſt ſagen die Mutter,
Wüßte ſie, daß ich das Herz neben dem Gelde verlor.

8. Reaktion.

„Seht, ich habe geſiegt!“ ſo ruft laut prahlend der Winter,
Hungriger Raben Gekrächz tönt in des Sturmes Gebraus.
„Haſt du geſiegt? Sieh her! ſchon keimt dir das Veilchen zu Füßen,
Hoch mit Jubelgeſang ſteigen die Lerchen ins Blau.“

9. Die Tanne.

Hoch im Gebirg ſtand ich; ich hörte das Rauſchen des Stromes,
Und im wildeſten Sturm glitt die Lawine vorbei.
Donner ſangen mich ein, in dem Mondſchein tanzten die Elfen,
Bis mich frühe der Aar weckte mit heiſerem Schrei.
Tief in das Mark drang mir das Jauchzen des kräftigen Senners,
Stürzte die Gemſe dem Schuß, bebte mir bang das Gezweig.

Endlich spähte der Meister mich aus; vom Beile getroffen,
Fuhr ich sausend zu Thal, wo mich die Säge zerschnitt.
Brettchen und Brettchen verband des Kundigen Finger zur Geige,
Wundern dürft ihr euch nicht, daß sie so zauberisch tönt.
Jauchzend im tödtlichen Schmerz und weinend in zuckender Wonne:
Was die Tanne gelebt, tönt sie hinaus in die Welt.

10. Stoff.

Nicht das ewige Rom mit seinen prunkenden Tempeln,
Die mit blutigem Raub Sieg und Triumphe gefüllt,
Ward mir zum Liede bestimmt; doch ragen erhaben die Alpen,
Gletscher krönen das Haupt, Reben umwinden den Fuß.
Wie Horaz und Properz des Homeros Lieder vernahmen,
Stolz im Marmorpalast, hör ich im Wald den Gesang.
Selbst die Vorzeit wird lebendig auf grünender Alpe.
Tritt Cumäos zu mir keck in des Senners Gewand.
Fern auch blieben die Musen mir nicht, es lächelt die Liebe
Freundlich und hold, wie sie je nur dem Römer gelacht.
Lorbeer wächst und Jasmin auch hier, zum Kranze gewunden
Prangt er mit Edelweiß schön an der Stirne der Maid.
Sollt ich wählen, ich nähm nicht für Traminer Falerner,
Syrischer Salbe Gedüft spendet der nordische Speik.

11. Ein alter Priester.

Würdiger Greis voll Liebe mit viel erfahrenem Sinne,
Wie ein Heiligenschein schmückt dich das Silbergelock.
Mild, ein lauteres Oel, entfließen die Reden der Lippe,
Um zu erquicken das Herz, welches in Kummer vergieng.
Gern so denke ich mir den Jünger der göttlichen Liebe
Wenn er von Pathmos' Fels lehrte mit tröstendem Mund.
Jeglichen irdischen Fluch, du hast ihn getödtet am Kreuze,
Das nicht auf dem Gewand, nein in der Seele du trägst.
Uebrig blieb dir allein noch die holde Verklärung der Liebe,
Liebe allein ists noch, welche dich Menschen verknüpft.

12. Der Lehrer.

Tief in nächtlicher Schlucht, durchbrodelt von höllischen Flammen,
Hebt sich des Minos Thron, nur von Seufzern umschwirrt.
Finster blickt er und streng, da naht sich zitternd ein Seelchen,
Weil es so federleicht, schenkt ihm Charon den Lohn.
Vor des Gewaltigen Blick verschwand es fast in das Nichts hin,
Als er zu fragen begann, flog es wie Blättchen im Herbst.
„Steh mir", rief er, „und sprich: wer bist Du? was für Gewerbe
Triebst Du oben am Licht, bist Du Dir sündenbewußt?"
Aengstlich den Rücken gekrümmt, begann zu säuseln das Seelchen:
„Knaben das ABC lehrt ich um elenden Sold
Droben im deutschen Land, und schwang ich zu heftig die Ruthe,
Halt mir gnädiglich fern zorniger Furien Hieb!"
Sanftes Lächeln umfloß die Lippen des zornigen Richters,
Cerberus selber schloß grinsend das alte Gebiß.
„Was Schullehrer und Deutscher dazu! nicht ist es gesündigt,
Aber ein Unglück doch, wem es auch immer passiert.
Dort in Elysiums Flur, dort sei Dir ewig gebettet —
Deutscher und Lehrer dazu! Wahrlich Du littest genug.
Daß Dir aber gewiß der Himmel werde zum Himmel:
Was Du erlebt, vergiß, trinkend letheische Flut."

Robert Waldmüller.

Charles Edouard Duboc, der s
tungen unter dem Namen Robert Wal
herausgab, wurde am 17. Sept. 1822
burg geboren, wo sich sein aus Havre ste
Vater niedergelassen hatte. Der Kn
schon früh großes Talent für Mal
Musik und er hätte sich gern der Kun
met; da aber sein Vater kein Vermög
aber eine ziemlich zahlreiche Famili
lassen hatte, und die ausschließliche
tigung mit der Kunst keine Bürgschaft
spätere sorgenfreie Existenz darbot,
er, wiewohl ungern, den kaufmänni
ruf ergreifen, der ihn je länger, je
widerte. Doch bot ihm dieser Gelege
Welt zu sehen; er mußte in Angele
des Handelshauses, bei welchem er
war, nach Havre, dann nach Paris,
ganzes Jahr verweilen konnte, nach Ko
Warschau, Wien und in das Innere
garn reisen, und später die sehensw
Gegenden Deutschlands, der Schweiz
Belgien und England besuchen. Do
er sich mit seinem Berufe nicht versö
er fühlte sich glücklich, als er die ihn
den Fesseln abwerfen konnte, nachdem er
Jahrzehend dieselben getragen und ihn
tisches Schaffen vor Verzweiflung gere
Er heirathete im J. 1854, reiste
seiner Gattin nach Italien, wo er zu
verblieb. Nach Deutschland zurückgekeh
er Dresden zu seinem Aufenthalte,
aus er von Zeit zu Zeit kleinere Aus
größere Reisen machte, z. B. im
unter Anderm nach Griechenland.

Seine „Gedichte" (Hamb. 1857)
reflektirend und allegorisch, aber durch
reich und voll origineller Gedanken,
sich eine tiefe und feine Menschenkennt
bart, und die eine Fülle der trefflichst
der Lebensweisheit enthalten, welche an
„Weisheit des Brahmanen" erinnern.
sich durch dieselben ein melancholisch
der selbst in denjenigen durchbricht, w
Lebensgenuß und zur Heiterkeit auf
aber er artet niemals in Zerrissenheit
schmerz aus. Davor bewahrte ihn s
erwähnte Neigung zur Reflexion, d
Kränkliches und Nebelhaftes aufkomm
Unter den Sonetten sind diejenigen,
Form streng durchführen, auch in ihre
den andern vorzuziehen. Die Gas
gehaltreich und wohlgebildet, wie er b
haupt Sprache und Form mit großer
heit beherrscht. Eine zweite Sa
„Lascia passare" (Hamb. 1857) bie
tungen aus Italien, in denen Nat
und Kunst mit hoher Anschaulichkeit u
Verständniß in mannigfaltigen Form
dert werden. „Die Nonne" in Terz
„Italienische Kirchenstudien" in He
bilden den Glanzpunkt der Samml
mentlich die letztern, die eine Reihe
lichsten, durch ihre Wahrheit anziehen
der vorüberführen, indem der Dichter
ben in den italienischen Kirchen schilde
so glückliche Genrebilder aus dem deu

ner poetischen Gemüthlichkeit finden
kleinen Sammlung „Unterm Schin-
Hamb. 1851), mit welcher Wald-
poetische Laufbahn betrat. Den
ruck, den Stoff und Sprache macht,
am Theil die unpassende Form; die
strophe eignet sich für idyllische Dar-
nicht. In den Erzählungen in „Des
achtquartier" (Hamb. 1853) wählte
tigerem Tact den fünffüßigen reim-
ous, dessen ernster Gang dem Ernst
ellten Stoffe vollkommen entspricht.
einfach, aber poetisch bedeutend, und
re Bedeutsamkeit durch die würdige
noch erhöht, in welcher die erzäh-
eile von den lebendigen Naturschil-
irkungsvoll eingerahmt sind*). We-
ich sind „Merlins Feiertage" (Hamb.
ren metrische Form, der gereimte
Trochäus, sich allzu eintönig bewegt.
der Dichter, der hier, wie in der
chtung, verschiedene Geschichten er-
r auf seinen Wanderungen erfahren.
rfahrten. Gedicht in vier Büchern".
3) versuchte sich der Dichter in einer
en Composition. Ein junger Jäger,
Braut verlassen (der Grund wird
al angedeutet), wird von der Elfen-
t einem Zauberhorn beschenkt, das
iebe aller Herzen gewinnt, so daß
Braut den Bräutigam verläßt, und
Kraft er sich überall hin versetzen
höchste Liebe, ruft sie ihm zu, sei
und Ziel, doch so leicht es ihm
Herz der Frauen zu gewinnen, so
Herz schuldfrei bleiben, sonst würde
verschwinden, wenn er sich dessen
rlassen wolle. Er kommt nach Spa-
Schweden, nach dem Orient; überall
ihm, die Liebe der schönsten Mäd-
werben und sie ihren Geliebten zu
aber im Augenblick des höchsten
greift ihn die Verzweiflung und er
Zuletzt kehrt er in die Heimat zurück
hlt sich mit der verlassenen Braut.
e der Dichtung ist nicht glücklich,
egen nicht, weil das Einzelne nicht
t. Dagegen ist die Darstellung glän-
Schilderungen sind frisch und voll
Blut. Das Höchste hat Waldmüller
„Dorfidyllen" (Stuttg. 1860) er-
denen sich sein großes Talent für
erung und Darstellung des einfachen,
lich bedeutenden Lebens in seinem
ange zeigen konnte. Ihr Inhalt ist
igfaltig und die Darstellung schmiegt
das Trefflichste an. Aus allen spricht
s tiefes Gemüth und Menschenliebe,
rch die echt poetische Auffassung und

eilen unten den Schluß der ersten Erzählung
it, zu dessen besserem Verständniß Folgendes
d: Auf einer Wanderung wird der Dichter im
r Nacht überfallen; er hört Klagelaute und
ibt ihm ein Hund Zeichen, daß er ihm folgen
rt ihn an einen Bach, bei welchem eine Jung-
gt. Es gelingt ihm, sie wieder zum Leben zu
sie führt ihn in eine mitten im Wald liegende
n einem schwachsinnigen Greise geöffnet wird.
scheint von einem tiefen Schmerz erfüllt zu
ränen schlummert sie ein und auch er überläßt
m Schlafe. Das Folgende berichtet das mit-
hstück.

Wahrheit der Charaktere, so wie der erzählten Begebenheiten gleich ausgezeichnet, und wenn vielleicht „Die Goldforelle" den Vorzug vor den andern verdient, so stehen ihr diese doch sehr nahe. Von großem und nicht bloß vorübergehendem Interesse sind die „Wanderstudien. Italien, Griechenland und Daheim" (2 Bde. Lpz. 1861), die von der scharfen Beobachtungsgabe nicht weniger glänzendes Zeugniß geben, als von seinem tiefen Verständniß der Kunst, das auch seinem Roman „Gehrt Hansen" (4 Bde. Berl. 1862) bleibenden Werth verleihen würde, wenn nicht schon die treffliche Darstellung dafür bürgte, die auch in seinen „Novellen" (Berl. 1860) zu rühmen ist.

1. Du selber bists!

Du selber bist dein schlimmster Feind!
Sei vor dir selbst nur auf der Hut,
Und stehe da — was düster scheint,
Wird Alles hell — wird Alles gut.

Dich hat ein Wort verletzt? — was kann
In einem Worte Großes sein,
Siehst dus nicht selbst für Großes an,
Legst du nicht selbst erst Gift hinein!

Denk du doch immer: — der es sprach,
Er nahms im Herzen längst zurück,
Vergiß es, trag es doch nicht nach,
Beschäm ihn doch durch Wort und Blick!

Es dankt dir keine Seele ja,
Wenn du in Unmuth dich verzehrst,
Wenn du, was immer dir geschah,
Die Zahl der Grollenden vermehrst.

Blick dich gesund am Wiesengrün,
Blick dich gesund am Himmelblau,
An hellem Aug und Wangenglühn,
Und halt dich nicht zum Wolkengrau!

Da ist die echte Lebenslust,
Da wird zum Heilkraut jedes Gras —
Den Gram ersinnt die eigne Brust,
Bedenke das, behalte das!

Du selber bist dein ärgster Feind!
Sei vor dir selbst nur auf der Hut,
Und stehe da, was düster scheint,
Wird Alles hell, wird Alles gut.

2. Bereift.

Im Silberschmucke ist der Baum erwacht,
Der Himmel blaut, die Nebel sind verschwommen;
Nun steht er da, beschämt ob all der Pracht,
Bewegungslos, entzückt und doch beklommen.

Wer schmückte ihn so hold in Einer Nacht,
Wer hat das dürftge Ansehn ihm genommen?
Die liebe Sonne blinkt ihn an und lacht,
Und hüllt sich dem Schmuck zu nah zu kommen.

Vorüber zieht der Mensch und staunt und spricht:
„Wie rein dies Silberbild auf blauem Grunde,
Kein Pinsel gibt es wieder, kein Gedicht! —

Eins gleicht ihm nur: in früher Morgenstunde
Der Unschuld heilig reines Angesicht,
Das von dem eignen Reiz noch ohne Kunde."

3. Morgenlaute.

Wenn ich dem Schlummer Morgens mich entwinde,
Trifft zweierlei Geräusch mein lauschend Ohr;
Zuerst der Kapuziner rauher Chor,
In deren Nachbarschaft ich mich befinde;

Dann eine Mutter, die an ihrem Kinde,
— Uns trennt nur eine Wand von Kalk und Rohr —
Mit Kuß um Kuß sich freut, sie hebts empor,
Sie drückt und herzt das liebe Angebinde.

Welch Gegensatz! Zu Gottes Ehr und Preise
Die Unnatur des trägen Mönchthums dort —
Hier die Natur im freisten Vollgenuß!

Was ist dem Höchsten wohl die liebste Weise?
Des Nichtsthuns geistlos hergeplerrtes Wort?
Der jungen Mutter stillbeglückter Kuß?

4. Zweierlei.

Gar mancher Stachel, spitz wie eine gute Lanze,
Schützt der Limone Zweig, gleich dem der Pomeranze,
Ob beider Herbheit auch sie schon vor Näschern sichre, —
Wohl fühlen sie sich doch erst hinter Wall und Schanze;
Derweil, durch Nichts beschirmt, die süße Apfelsine
Vom Zweig hernieder grüßt in ihrer Schönheit Glanze.
Sie ist der Anmuth gleich, die, Labsal allen Augen,
Der Ziererei noch fremd, gehts nun zum Spiel, zum Tanze,
Die, ohne Arg und Falsch und ohne Eigenliebe,
Kaum an sich selber denkt, erfreut durchs schöne Ganze.
Doch jene andern Zwei? — Zu Ende führ das Gleichniß.
Wer sich getroffen fühlt in seinem Stachelkranze!

5. Schluß der „Coralla".

Die Nacht war schon im Scheiden und der Stral
Des letzten Mondenviertels spielte bläulich
Durch die umrankten Scheiben, als sein Licht
Mich weckte.
Sie war schon erwacht und schaute,
Noch in derselben Lage, nur den Kopf
Auf ihre Hände stützend zu mir auf,
Mit langem Blick aufmerksam mich betrachtend.

Still wars im Hüttchen, auch die Dunkelheit
Umhüllte Alles noch, was nicht der Stral
Des Monds erreichte; — zitternd spielte er
Um das Gesicht des Mädchens, dessen Wangen
Noch von dem Schlummer sanft geröthet waren,
Und ruhte bläulich auf dem schwarzen Haare,
Das, aufgelöst, in lieblicher Verwirrung
Um ihren Nacken floß, und brach sich schimmernd
In ihrer Augen glänzend feuchten Sternen,
Die spähend mich bewachten. Schönstes Bild!
Du Menschen-Antlitz, das der Schlummer küßte
Und das noch nicht des Tages Glut berührte; —
Wie rein du bist, wie frisch, wie jung — wie heilig! —

Als sie so vor mir auf den Knieen lag,
Und ich ihr in die dunklen Augen schaute,
War mirs, als sähe ich ihr junges Leben
Vom ersten Athemzuge an, da sie
In schönrer Gegend, unter mildrem Himmel,
Das junge, goldne Licht der Welt erblickte,
Bis zu der jetzt verrinnenden Sekunde.
Ein Kind sah ich sie, zwischen Blumen spielen
Und ihres Lebensmorgens froh genießen;
Dann kamen fremde, schmutzige Gestalten —
Zigeuner schienen mirs — die mit dem Kinde,
Dem weinenden, durch Wald und Felder zogen,
In kalte Länder, unter rauhe Menschen;
Dann sah ich sie, dem Mädchenalter nahe.
Bunt angethan auf schwankem Seile tanzen,
Dann wieder einsam an dem Heerweg bettelnd,
In dürftgen Kleidern, fast dem Frost erliegend,
An einem rauhen, düstern Wintertage
In dieser Hütte bleibend Obdach finden, —
In dieser selben Hütte! — auch den Greis
Erblickte ich, doch war er stark und rüstig.
Wenn auch schon grau von Haaren, und er trug
Ein rothes Wamms und einen rothen Mantel,
Ein Sammtbarett mit voller Reiherfeder
Und in der Scheide stak das breite Schwert.

So zog in fest gezeichneten Gestalten
An meinem Geiste Jahr um Jahr vorüber;
Aufblühen sah ich sie, des Südens Pflanze,
Und nach der Sonne schmachten; sah das Mädchen
Zur Jungfrau reifen und nach einem Herzen. —
Nach einem Mutter-, einem Schwesterherzen
Die Hände sehnend in die Lüfte strecken
Und dann die leergebliebnen, schmerzdurchwühlt,
Aufs eigne Herz, aufs übervolle, pressen; —
Nach einem Kinde sah ich sie verlangen,
An ihn von ihrer Liebe Ueberfluß
Den besten Theil aufopfernd zu verschenken, —
Nach einem Menschen, einem lieben Wesen! —

War, was ich sah, ein Spiel der Phantasie?
Hatt ich sie reden hören? — klang nicht noch
Gedämpften Tons an meinem Ohr die Stimme,
Die ich vorhin vernommen? — Wunderbar! —
Nicht wüßte ichs! — Wie uns oft, unbewußt,
Ein Duft, ein Ton anweht, der dem Gedächtniß
Urplötzlich eine lange, lange Kette
Von längst vergeßnen Dingen wieder vorführt, —
So war auch dieser Bilder bunte Reihe
An mir vorbei gezogen, und nicht wußt ich:
War es ein Hauch, ein Wort, ein Blick gewesen,
Der sie mir vor die Seele hingezaubert;
Nur daß nicht Täuschung, sondern nackte Wahrheit
Der düstern Kunde Inhalt war, — das fühlt' ich! —

Noch regte sie die Lippen; — dann die Wangen
Mit ihren Händen kühlend, stand sie langsam
Und sinnend auf; die Dämmerung erhellte
Mit mattem, kaltem Licht den Hüttenraum.
Und in dem Winkel rührte sich der Alte.
Zum Feuerherde trat sie, nahm das Krüglein,
Das noch vergessen in der Asche stand,
Und goß den Wein in meine Wanderflasche;
Dann nahm den Kittel sie und, mir ihn reichend,
Hob sie den Wanderstecken von der Erde,
Entriegelte die Thüre, schürzte sich
Und führte, an der Hand mich haltend, schweigend
Mich in den morgenhellen Wald hinaus.

Die Vöglein zirpten leise im Gezweige,
Die Luft war still und lau; ein feuchter Duft
Stieg wie ein Weihrauch aus den tausend Kräutern
Und Blumen, die dem Morgen sich erschlossen.

Als wir den Pfad erreichten, den ich gestern
Verlassen hatte, um dem Hund zu folgen,
Ließ meine Hand sich langsam aus der ihren
Und wandte halb sich ab; ein kalter Schauder
Durchzitterte die liebliche Gestalt,
Die traurig dastand, wie des Südens Palme,
In Schnee und Eis verpflanzt, die Blätter senkt
Und frierend nach dem Blick der Sonne schmachtet.
— Dann gieng sie.
Doch des kalten Nordens Sohn
Hielt sie zurück und, ihre Hände fassend,
Drückt er auf Stirn und Lippen seinen Kuß.
Still ließ sie es geschehn; zurückgebogen
Stand sie, die Augen fest gen Himmel richtend.

der um so glücklicher wird, je ernster er dabei aussieht („Handwerksbrauch", „Lockvögel"). Ueberhaupt entfaltet er einen seltenen Reichthum von Gedanken und Situationen, die er alle mit dem größten Glück und der ergreifendsten Wahrheit darzustellen weiß. Wie schön und tief gefühlt ist, um nur Eines zu erwähnen, die weibliche Liebe in den zwei so ganz entgegengesetzten Gedichten „Feuer und Flamme" (3) und „Mein Liebster nur ist mein Gebet" (5). Aber auch andere Lebensverhältnisse werden von ihm mit dichterischem Sinn und tiefer Empfindung aufgefaßt, und oft weiß er mit einem einzigen Pinselstrich das reichste Gemälde zu entwerfen, so wenn er in „Selig" das Mutterglück, im „Weißdornenbüschlein" die väterliche Liebe durch bloße Andeutung zur lebendigsten Anschaulichkeit bringt. Auch das Leben des Volks gibt ihm Stoff zu gelungenen Gedichten, in denen er bald sein tiefes Mitgefühl für die Leiden der Armen („Unter der Brücke"), bald seine Freude an dem kernhaften und lebensfrohen Treiben der untern Stände ausspricht, wobei er den dem deutschen Volk eigenthümlichen Humor vortrefflich zur Anschauung bringt („Fuhrleut").

Daß er auch höhere Verhältnisse des Lebens behandelt, haben wir schon angedeutet. Vorzüglich ist es die Kunst, für welche er ein tiefes Verständniß hat („Den Manen Conradin Kreuzers", „Mozarts Sendung", „Beethopen"), und das Vaterland, das er in höhern Tönen besingt. Seine vaterländischen Gedichte, in denen wir Uhlands Geist und Gesinnungstüchtigkeit freudig wieder aufleben sehen, sind von wahrer Begeisterung und der innigsten Liebe eingegeben. Wie wenige politische Dichter ist er sich des Zieles bewußt, nach welchem er strebt, es ist die Einheit, für deren Erreichung kein Opfer zu groß, kein Preis zu hoch ist, wofür er selbst vor tyrannischer Diktatur nicht zurückschreckt („Nur Einen Mann aus Millionen"); denn die Einheit ist für Deutschland so nothwendig, als sie einst für Altengland war („Der Protektor"); denn

„Wenn es oben faul geworden,
Wo die Krone blühen soll,
Greift hinab die Weltgeschichte
In die Erde, tief und voll,
Und sie formt im frischen Schachte,
Wo der Geist des Volkes schafft,
Aus dem Mark granitner Stücke
Eine große Menschenkraft."

Seine Liebe zu seinem Volk geht sogar bis zur Schwärmerei, so, daß er sich der Hoffnung hingiebt, die Welt zu Deutschlands Füßen zu erblicken („Du bist mein Volk und ich dein Sohn") und einst Freiheit und Recht in Deutschland herrschen zu sehen*). Dafür bürgt ihm die Entwickelung des Menschengeschlechtes, die sich in dessen Geschichte offenbart, der er ein tiefgedachtes Gedicht gewidmet hat („Die Unsterbliche").

Fischers Sprache ist durchaus frisch und originell, ohne gesucht zu sein; er scheut nicht vor einem überkräftigen oder naiven, volksthümlichen Ausdruck, selbst mitten im höchsten lyrischen Schwung, wenn er den darzustellenden Begriff mit markiger Kraft bezeichnet. Dagegen ist er durchaus fern von conventionellen Phrasen und verbrauchten Bildern, oder er weiß diesen eine neue überraschende Seite abzugewinnen. Der Versbau ist vortrefflich, leicht fließend, wohllautend und er bewegt sich in den mannigfaltigsten Rhythmen, denen er durch malerische Alliterationen Leben und Reiz zu geben vermag („Wolken"). Oft erinnern seine Verse durch ihren Schwung, wie durch ihren Inhalt an seinen großen Landsmann Schiller, dessen Geist auch in seinen dramatischen Erzeugnissen weht, auf welche wir später zurückkommen.

1. Der Preis.

Es ist kein hoher Berg so hoch,
So tief kein tiefes Thal,
Es dringt hinauf ein Vögelein,
Hinab ein Sonnenstral.

Und wärst du selbst die Perl im Meer,
Und wärst das Alpengold,
So hoch und tief hätt ich dein Herz,
Kostbares Kind, geholt.

2. Ein Gott auf Erden.

Des Herzens Sehnen war erreicht:
Du lagst in meinen Arm geschlossen,
Und Liebe, der kein Lieben gleicht,
Hab ich an deiner Brust genossen:
„Wir sind allein auf dieser Welt!"
Rief meine Seele froh vermessen,
„Denn Erd und Himmel kann vergessen
Der Mann, der dich im Arme hält.

Wie leis, wie stille ists umher!
Und keine Seele kann uns lauschen,
Ich höre wie ein süßes Meer
Die Säume deines Kleides rauschen;
Im weiten Garten ich und du!
Und vor den armen Menschen allen,
Die ungeliebt vorüber wallen,
Schließt er die sichern Thore zu.

O traute, selge Blätternacht,
Mit deinen dämmerlichen Hallen!
Hier darf der Liebe ganze Macht
Aus voller Seele überwallen;
Wie bist du, liebes Angesicht,
Von Küssen, die ich hier genossen,
So abendröthlich übergossen
Mit holdem, träumerischem Licht!

Sieh, wie ihr holdes Wipfelpaar
Mit freudig einverstandnem Schweigen
Zwei Bäume dort so voll, so klar
Im Winde hin und wieder neigen!
So willig neigt sich unsre Brust
In der Umarmung selgem Schwanken
Der Liebe einzigem Gedanken,
Der Liebe grenzenloser Lust.

Wie glüht der Rosen volle Last,
So tief am Strauch herabgesunken!
Als hätten sie vor Wonne fast
Ihr jubelnd Haupt zu schwer getrunken;
Heil dir, du Blumenkönigin!
Auch dir muß überschwenglich Leben
Die weichgeschaffne Brust durchbeben,
Wo ich so froh, so selig bin.

*) So heißt es im 10. Gesang der „Excursionen am Bodensee":

„Ja, deutsches Volk, dir ruf ich zu:
Du bist das Volk der Zukunft, du!"

6. Geweihte Stätte.

Wo Zwei sich küssen zum ersten Mal,
Bleibt nach auf Erden ein Duft und Stral;

Es leuchtet der Platz, es wärmt der Weg,
Von seligem Zittern bebt der Steg;

Und der Baum geht früher in Blüth und Blatt,
Wenn ein Sonnenregen geregnet hat.

Die Erde wimmelt von Klang und Licht,
Wie Feiertag ists, und ist doch nicht.

Wär auch die Sonne am Untergehn,
Auf Erden ists eben wie Auferstehn.

Und naht eine Mutter, sie hält entzückt
In die Arme tiefer ihr Kind gedrückt;

Denn Alles ist Seele und Sonnenstral,
Wo Zwei sich küßten zum ersten Mal.

7. Deines Odems einen Hauch.

Und so hüllest du mich wieder,
Treuer Wald, in deine Nacht,
Leib und Seele leg ich nieder
In die Arme deiner Macht.

Hab ich niemals doch vergebens
Mich versenkt in deine Haft;
Schon durchs tiefste Herz des Lebens
Rinnt mir deines Odems Kraft,

Daß ich morgen in der schwülen
Abgeschiedenheit von dir
Noch die Strömung werde fühlen
Eines Lebenshauchs von ihr.

8. An den Tod.

Kling an, Gesell, auf du und du,
Und munter eingeschlagen!
Ich kam so lange nicht dazu,
Dir Freundschaft anzutragen.
Was soll das Fremd- und Fernestehn?
So mag ichs nimmer treiben.
Auf du und du! — nun ists geschehn,
Und so solls ehrlich bleiben.

Wohl hört' ich deine Rüstung oft
Ob meinem Scheitel rauschen,
Sah deinen Schatten unverhofft
Bei meinen Rosen lauschen;
Und wenn bei Küssen mich beschlich
Ein Traum von Ewigkeiten,
Er rief mir: „Du, denk auch an mich,
Ich hol mein Theil bei Zeiten!"

Doch wie ein Jäger in dem Wald
Auf fernem Pfad verschwindet,
Erlosch mir dein Gedächtniß bald,
Wo du dich angekündet;
Von heute aber, da ich dir
So nah mich angedrungen,
Sei dein Gedanke friedlich mir
In Alles eingedungen. —

Du seist ein alter Feind des Lichts,
So wollen Viele meinen.
Und Andre auch, du seist das Nichts,
Und mögest nur verneinen;
Ich sage: du bist treu und klar,
Drum hab ich dich erlesen,
Die Wahrheit machst du offenbar
Und scheidest Schein und Wesen.

Vergängliches wie sich gebührt,
Das lässest du verderben,
Hast nie Unsterbliches berührt,
Wo du verhängt ein Sterben;
Und streifst du ab den Erdenkranz
Von einem Menschenleben,
Du thusts, um in den Götterglanz
Sein Ewiges zu heben.

Jetzt kommst du wie im Heldengang
Heran auf schnellem Wagen,
Jetzt wie ein leichter Traumgesang,
Vom Abendroth getragen;
So trafst du ein auf leiser Spur,
Als mir die Braut gestorben.
Die dich verkennen, haben nur
Dein reines Bild verdorben. —

Wie wirst du mich, in welcher Nacht
Zum letzten Schlafe legen?
Am Liebsten komm in einer Schlacht
Zu meines Volkes Segen;
Komm wie des Weltgeschickes Rad,
Mich plötzlich zu zermalmen —
Sie liegen schön gemäht am Pfad,
Die reifen Erntehalmen.

Des weisen Griechen Becher füllst
Du Jenen nur zu Ehren,
Die du wie Helden zieren willst;
Den darf ich nicht begehren. —
Wie Nebel am Gebirge, sieh,
So laß mich auch verschwinden;
Doch komme, wann du willst und wie,
Du sollst mich freundlich finden.

9. Auf der Höhe.

Ueber der Entschlafnen Gräbern
Baun die Lebenden den Thron,
Und in dieses Sommers Düften
Wehn des nächsten Keime schon.
Doch nur dir, o Menschenseele,
Wurde dieser Kunde Glück,
Und ins Künftge und Vergangne
Blickst du vorwärts und zurück.

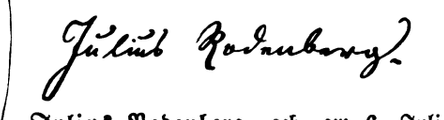
Riesig in den Gang der Jahre
Ragt des Eichenstammes Kraft,
Unbewußt, daß ein Jahrtausend
An dem Wunder hat geschafft,
Und der Vogel, der im Laube
Einen Halm zum Neste legt,
Ahnet nicht, daß er die Freude
Eines nächsten Lenzes pflegt.

Du allein, o Menschenauge,
Hast den Vorhang aufgelüpft,
Dein Geschlecht aus Näh und Ferne
In ein leuchtend Bild verknüpft,
Zwischen alt- und neuer Erde
Die Atlantis überbrückt,
Und ins Goldgefäß von heute
Frucht des Alterthums gepflückt.

Um den Lorbeer deiner Väter
Läßt dich werben deine Zeit,
Und du hast an ihre Thaten
Deines Daseins Spur gereiht;
Doch am Tiefsten prägt ins Leben
Seine Ewigkeit der Mann,
Der für seinen liebsten Glauben
Als ein Opfer sterben kann.

Morgen, was du heut gewesen,
Dankt ein Andrer dem Geschick,
Aber aller Zeiten Fülle
Zeigte dir ein Augenblick;
Noch die Hoheit darfst du denken
Eines spätsten Menschensohns,
Und im Wehen dieser Stunde
Schwebt der Geist Anakreons.

Julius Rodenberg.



Julius Rodenberg, geb. am 6. Juli 1831 zu Rodenberg in Kurhessen, weshalb er sich in seinen ersten Schriften Julius von Rodenberg nannte, stammt aus der wohlhabenden jüdischen Familie Levy, welchen Namen er später mit dem jetzigen vertauschte. Von sorgsamen Eltern und tüchtigen Hauslehrern gut vorgebildet, wurde er, um sich für den Kaufmannsstand vorzubereiten, in die höhere Bürgerschule zu Hannover geschickt, wo seine metrischen Versuche die Aufmerksamkeit des durch eigene poetische Arbeiten bekannten Professors Tellkampf auf sich zogen, durch dessen Vermittlung seine Eltern bewogen wurden, ihn für eine wissenschaftliche Laufbahn vorbereiten zu lassen. Er bezog das Gymnasium zu Rinteln, wo er seine poetischen Versuche fortsetzte und schon im letzten Jahre seines dortigen Aufenthalts Sonette „Für Schleswig-Holstein“ (2 Hefte, Hamburg 1850–51) veröffentlichte, die ihm die Freundschaft Max Waldaus erwarben. Nachdem er das Gymnasium absolviert hatte, studierte er die Rechte auf den Universitäten Heidelberg, Göttingen, Marburg und Berlin, wo er sich im J. 1854 die juristische Doctorwürde erwarb. Während seines Aufenthaltes in der letzten Stadt wurde er in die dortigen literarischen Cirkel eingeführt, namentlich in die reichen Varnhagenschen Kreise, wo er den „letzten Scheidestral des geistreichen und romantischen Berlins“ noch sah. Im J. 1855 begann er sein Wanderleben. In Paris, wohin er sich zuerst wendete, hatte er mancherlei Beziehungen zu berühmten Malern, Musikern und Dichtern. Hierauf gieng er nach London, wo er sich bald heimisch fühlte (seine Familie stammt mütterlicherseits aus England), wozu die freundliche Aufnahme wesentlich beitrug, die er bei Freiligrath und Kinkel fand. Mit der Zeit wurde er mit Persönlichkeiten aus allen Ständen und Gesellschaftsklassen bekannt, so daß er das englische Leben in London und in den Provinzen in allen seinen Höhen und Tiefen kennen lernte, besonders mit der Literatur und Kunst vertraut wurde. Nachdem er England und Irland in den wesentlichsten Richtungen durchwandert, in den interessantesten Theilen längere Zeit verweilt hatte, durchstreifte er Belgien, Holland, die Nordwestküste von Deutschland bis zu den friesischen Inseln, und Dänemark. Von Kopenhagen, wo er sich längere Zeit aufhielt, reiste er wieder nach London und durchwanderte die schottischen Hochlande. Nun zog es ihn nach Italien; auf der Fahrt nach Venedig wurde er unvermuthet in Triest gefesselt; er blieb Monate lang dort, machte Ausflüge in die Gebirge und eine größere Reise in das Land der Kroaten bis zur türkischen Grenze, und verließ Triest erst, nachdem er sich dort verheirathet hatte. Er setzte seine Reise mit seiner jungen Frau fort, besuchte Venedig und kehrte über Oberitalien und die Schweiz, wo er sich mehrere Monate aufhielt, nach Berlin zurück, wo er seinen festen Wohnsitz aufgeschlagen hat und sich eifrig mit literarischen Arbeiten beschäftigt.

Die Frucht seiner Reisen hat Rodenberg in einer Reihe von Schriften niedergelegt, die wir so wie seine Romane später berühren werden. Auch als lyrischer Dichter ist er sehr fruchtbar. Außer den schon erwähnten Sonetten „Für Schleswig-Holstein“ veröffentlichte er „Fliegender Sommer. Eine Herbstgabe“ (Bremen 1851), „Lieder“ (Hann. 1853. 2. Aufl. 1855), „Musikalische Sonette“ (Ebd. 1854), „Deutsche Antwort auf eine welsche Frage“ (Ebd. 1859) und „Gedichte“ (Berlin 1864. 2. Aufl. 1865). Diese zahlreichen Sammlungen und die wiederholten Ausgaben derselben

lassen schon vermuthen, daß Rodenberg ein nicht gewöhnliches Talent besitzt, und in der That sind seine Lieder von großer Frische und gewandter Darstellung; ihre Sprache ist fließend und wohllautend, der Versbau einfach und rhythmisch schön, der Reim meist rein und angemessen. Zwar begegnen uns nicht viele neue Gedanken und neue Anschauungen, aber er weiß Altes und Bekanntes anmuthig und zierlich auszusprechen, so daß man ihn gern hört und Manches auch gern zum zweiten und dritten Male liest, so namentlich die Lieder, in denen er das Glück der heiteren Jugend preist, noch mehr jedoch diejenigen, welchen eine reale Anschauung zum Grunde liegt, wie die verschiedenen Seebilder und Darstellungen aus dem Leben der Meeresanwohner oder der von ihm besuchten Bergvölker. Die Leichtigkeit, mit welcher Rodenberg die Sprache, den Vers und den Reim behandelt, hat ihn leider verleidet, gar Manches in seine Sammlungen aufzunehmen, was, in einem heiteren Kreise oder auch nur einem Freunde in gemüthlicher Stunde vorgelesen, zur Erhöhung der Geselligkeit beitragen kann, aber bei dem größeren Publikum ohne Wirkung bleiben muß. Sehr lobenswerth sind seine Uebersetzungen und Nachbildungen fremder Poesien, der „Volksliedchen und Sprüche der Waliser", der „Schottischen und Irischen Volkslieder" oder einzelner englischer und französischer Dichter, z. B. von Th. Moore und Béranger („Bérangers letzte Lieder. Verdeutscht." Hann. 1858.)

Rodenbergs epische Dichtungen „Dornröschen" (Bremen 1851), das er schon auf der Schule dichtete, „König Haralds Todtenfeier. Ein Lied am Meere" (Marb. 1852. 3. Aufl. 1855) und „Der Majestäten Felsenbein und Rheinwein lustige Kriegshistorie" (Hann. 1853. 3. Aufl. 1855) bieten viele schöne Einzelnheiten, treffliche Schilderungen ernster, selbst düsterer und heiterer Verhältnisse; ihre Anlage erinnert aber zu sehr an ihre Vorbilder, „Haralds Todtenfeier" an „Sigurds Brautfeier" von Geibel, „Die Kriegshistorie" an Roquettes „Waldmeister".

1. Junges Blut!

Hätt ichs nimmer doch gedacht,
Daß die Lieb so traurig macht!
Mag nicht schlafen, mag nicht wachen,
Mag nicht weinen, mag nicht lachen.
Traurig sitzen, einsam wallen,
Ei, wem könnte das gefallen?
Junges Blut, gieb Acht, gieb Acht!

Hätt ichs nimmer doch gedacht,
Daß die Lieb so lustig macht!
Habe einen Gruß gefangen,
Da sie mir vorbeigegangen;
Augen blitzten, Lippen glühten,
Und ein Duft wie Veilchenblüthen ...
Junges Blut, gieb Acht, gieb Acht!

Hätt ichs nimmer doch gedacht,
Was die Lieb aus mir noch macht!
Bald geseufzt und bald gesungen,
Bald geklagt und bald gesprungen.
Warm und kalt wie Märzensonne,
Wonneschmerzen, Schmerzenswonne,
Junges Blut, gieb Acht, gieb Acht!

Hätt ichs nimmer doch gedacht!
Warme Lieb kommt über Nacht.
Eben noch in dunkler Hülle,
Nun in warmer, rother Fülle.
O wie voll im lichten Moose,
Rosenliebe, Liebesrose —
Junges Blut, gieb Acht, gieb Acht!

2. Um Mitternacht.

Nun ruht und schlummert Alles,
Von keinem Hauch gestört,
Kaum daß man leisen Schalles
Den Bach noch rieseln hört.

Der Mond mit vollem Scheine
Ruht breit auf jedem Dach;
In weiter Welt alleine
Bin ich zur Stund noch wach.

Und Alles, Lust und Schmerzen,
Bracht ich in mir zur Ruh;
Nur Eins noch wacht im Herzen,
Nur Eins: und das bist Du!

Und Deines Bildes Friede
Folgt mir in Zeit und Raum:
Bei Tag wird er zum Liede
Und Nachts wird er zum Traum.

3. Blühendes Thal.

Wo ich zum ersten Mal Dich sah,
Wie üppig grünt die Wiese da!
Wo ich zum ersten Mal Dich sprach,
Da blühn die Veilchen unterm Hag.
Wo ich Dich küßt' in dunkler Nacht,
Da lodert nun der Rose Pracht.
Doch wo ich Abschied nahm in Leid,
Da rauscht nun eine Trauerweid:
So blüht und rauscht das ganze Thal
Von unsrer Liebe Lust und Qual.

4. An die Abgelebten.

Ihr, deren Herzen matt und kalt,
Weil Ueberdruß Euch brachte Leid:
Sagt immerhin, die Welt sei alt, —
Wir wissen nur, daß Ihr es seid!

Fürwahr noch scheint so hell die Sonn,
Wie sie am Schöpfungstage schien;
Aus seinen Tiefen quillt der Bronn,
Voll ist der Wald von Melodien.

Auf breiten Schwingen wiegt die Luft
Sich über grünen Bergen hin;
Es haucht die Rose süßen Duft,
So lieblich wie von Anbeginn.

Mit lautren Wellen um den Fels
Rauscht noch manch tiefe, kühle Flut;
Und in der Traube goldnem Schmelz
Vereint sich Erd und Himmelsglut.

gab er sich im August 1853 nach Kiel, um den Quellen literarischer Bildung näher zu sein und zugleich die Seebäder von Düsternbrook zu gebrauchen, die wohlthätig auf seine Gesundheit wirkten. Im J. 1854 reiste er nach Hamburg, machte von dort aus eine größere Erholungsreise nach Süddeutschland und der Schweiz, verweilte längere Zeit in Bonn, begab sich alsdann nach Dresden und nach einem längern Aufenthalt in dieser Stadt wieder nach Kiel, wo er sich habilitierte, nachdem ihm die Universität Bonn in Anerkennung seiner Verdienste um die deutsche Sprache das Diplom eines Doctors der Philosophie verliehen hatte.

Klaus Groth hatte sich zwar schon eine nicht geringe gelehrte Bildung erworben, als er seine Gedichte schrieb, aber er war dabei doch ein Mann des Volks im vollsten und schönsten Sinn des Worts geblieben, er hatte die Denk- und Empfindungsweise desselben in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit bewahrt. Daher schildern seine Dichtungen das Volk nicht bloß mit großer Wahrheit, was auch ein anderer Dichter könnte, sondern er schildert es im Sinne des Volks selbst; es ist das Volk selbst, das aus seinen Liedern, Erzählungen und Idyllen spricht und dem er nur den rechten Ausdruck geliehen hat. Er hat daher seinen Dichtungen „Quickborn" (Hamb. 1852. 8. Aufl. 1860) mit vollem Recht den erläuternden Beisatz: „Volksleben in plattdeutschen Gedichten ditmarschischer Mundart" gegeben und sie nicht bloß als Bilder aus dem Volksleben bezeichnet. Und er konnte dieß um so füglicher thun, als er das Leben des ditmarschen Volks in seinem ganzen Umfang vorüber führt, nach seinen innern und äußern Vorzügen, in seinen bürgerlichen und geschichtlichen Verhältnissen, in seinem Zusammenhang mit der Natur und der Thierwelt, in seinen verschiedenen Ständen, in seinen Sitten und Gebräuchen, mit Einem Wort in allen seinen Eigenthümlichkeiten, wobei der Dichter jedoch nie vergißt, die rein menschlichen Empfindungen hervortreten zu lassen. Der „Quickborn" gibt uns daher ein eben so reiches als wahres Gemälde jenes Völkchens der Ditmarschen, das so großartige Erinnerungen hat, und das, durch seine Lage von den großen Weltbewegungen entfernt, seine alten Sitten und Gebräuche, seine alte Denk- und Empfindungsweise bis jetzt noch so treu und fest bewahrt hat. Dieses Volk und dessen Land spiegelt sich in Groths Dichtungen in der vollsten Treue und Wahrheit ab, doch hat er als echter Dichter Alles abgerundet und im richtigsten Sinne des Worts idealisiert, d. h. er hat das, was nur als Keim im Geist und Herzen des Volks liegt, zur vollsten Blüthe entfaltet. In dieser Weise führt er uns die einzelnen Stände und Klassen des Volks vor, den Fischer, den Müller, das Milchmädchen u. s. w., oder er schildert allgemeine menschliche Empfindungen, die er an einem individuellen Leben zur Anschauung bringt; so in der „Krautfrau" (2), die das Glück der Stadtbewohner beneidet, aber am Ende findet, es sei doch besser, gesund zu sein, wenn man sich auch plagen muß; in der alten Harfenistin, die der alten Zeiten gedenkt, wo sie jung und schön war, und überall, wo sie hin kam, Freude verbreitete, während sich jetzt Niemand mehr um sie bekümmert. Eine Magd hat ihren Geliebten verloren, der in der Schlacht geblieben ist; es war der Sohn ihrer Herrschaft. Seine Eltern, ruft sie voll Schmerz aus, haben doch noch einen Trost, sie haben noch einen zweiten Sohn, ich habe Nichts als Thränen, ihn zu beweinen. Und wenn seine Kameraden seine Tapferkeit rühmen, ist's mir, als ob ich das Schießen und ihn rufen höre: „Meine Anna, komm nur bald!" (6). Eben so tief gefühlt ist „Die junge Wittfrau" (4) und das herrliche Liedchen (5), das in einfachen und ergreifenden Zügen die ewig junge Liebe eines alten Ehepaars schildert. In manchen Stücken entfaltet er eine Fülle von köstlichem Humor, der ihm so natürlich ist wie die Tiefe der Empfindung; so im „Orgeldreier" (1). Die „Familienbilder" und die Balladen, die er unter der Ueberschrift „Wat sich dat Volk vertellt", vereinigt hat, sind kleine Meisterstücke in Stoff, Ton und künstlerischer Abrundung; ihnen reihen sich die Bilder aus der Heldenzeit an, in denen sich die Vaterlandsliebe des Dichters mit begeisterter Kraft ausspricht (3). Die größern Erzählungen und Idyllen, von denen wir leider keine mittheilen können, „Hanne ut Frankrich", „Peter Kunrad", „Peter Plumm" erfreuen durch die lebendigste Naturwahrheit, ihre künstlerische Anlage und Durchführung, so wie durch die gelungene Darstellung. Ueberhaupt ist Groth seiner „süßen Muttersprache", der er ein so schönes Lied gewidmet hat („Min Mutterspraak"), im größten Umfange mächtig, er verwendet sie zu den mannichfaltigsten Formen und Rhythmen, selbst zu antiken Versbildungen (in Hexametern), ohne ihr die geringste Gewalt anzuthun.

Dem „Quickborn" ließ Groth eine Sammlung Erzählungen „Vertellen" (2 Bde. Kiel 1855—1859) und eine Idylle „Rothgeter Meister Lamp un sin Dochder" (Hamb. 1862) folgen, die zwar der schönen Einzelnheiten viel enthalten, aber im Ganzen jene erste Sammlung weder an Vielseitigkeit noch an Tiefe und Innigkeit erreichen, doch sind in einzelnen Stücken der „Vertellen" z. B. in „Detlef" die Charaktere von großer Originalität. — Groth hat sich auch in hochdeutschen Dichtungen versucht: „Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn" (Hamb. 1854); aber das Hochdeutsche ist nicht das Element, in welchem er sich frei und leicht bewegt.

1. Orgeldreiher.

It sprung noch inne Rinnenbüx,
De weer ik al en Daugenix.
Dat sän ok alle Nawers gliks:
„De Jung dat ward en Sleef."
Wat schert mi all dat Snaeterinak!
Ik sing und dreih min Dudelsack,
Belach den ganzen Rummelpack,
De mi keen Süfselnk gev!

Min Vader schick mi han na Schol,
Ik hal mi oft en Puckel vull
Un mak den Retter splitterndull:
Min Lex, den wuss ik schlech.
Sum sus — dat wull der gar nix rin!
Ik flög den Kram tum Dörel hin,
En Prester steek der doch nich in!
Mi stunn dat Swart inn Weg.

Min Moder leet mi'n netten Knúll
Vull Wutteln un Kantúffelpúll;
Dat weer er letzte gude Will:
Ik ſchull'n Plantaſche grúnn.
Harr ik man Luſt hatt, Gras to mei'n,
Ann Ellbagn van inne Schit to klei'n,
Mitn Sack umme Nack den Ropp to ſei'n,
So kunn ik Goldkorns finn.

Kantúffeln weern der as min Hot,
Un Wutteln as min Been ſo grot,
Un Dreck to klei'n in Aewerflot —
Dat weer di en Vergnógn!
Min Ol ſin Saen, de weer ni dumm:
„Bunt Arbeiden ward man ſtif un krumm;
Ik ſett den Knúll in Súlwer um
Un tehr vun min Vermógn."

Juchheiſa! in en Reiterbúx!
Bequaſte Steweln blank in Wichs!
Klar is de Kees, de Junker fir!
So gung ik denn to Mark.
Klei du in Dreck bet aewern Kopp!
Din Fru ſett di en Spint derop,
Un hatt ſe di de Jack utkloppt,
So humpel du to Kark!

Min Geld is all, min Knúll vertehrt,
De Junker is keen Dreelnk werth,
Min Knep heff ik vun buten lehrt;
Sus sum — de Welt geit rum!
Wat ſchert mi all dat Rummelpack!
Ik heff min heel Muſick um Nack,
Ik ſing min Leed un mak min Snack
Un dreih min Orgel rum.

2. De Krautfru.

„Kraut! Kraut!"
De Heiders ſlapt gehóri ut!
Hier ſúnd noch Luken vaer.
Uns Annre ward dat nich ſo gut,
Wi maet der fir hendaer!
Ik kam nu all vunn Butendik
Ut't natte kole Haf;
Dee reckt ſik mal un wunnert ſik —
Un ſeilt noch wedder af.

„Kraut! Kraut!"
De Dare pumpt er Ammer vull.
„Kraut! lebendi un krall!
Min Deern, wenn't júmmer tóben ſchull,
Warn ſe vaer Abnd ni all!"
Dar kumt Een mit en Achndeelsſett:
„Min Kind, de Kraut ſúnd rar! —
Scheerkrauten? ne! de weern ni ſett,
De waſt bet tokum Jahr."

„Kraut! Kraut!"
Wa weer de Júmfer al in Staat,
In Schoh un Strúmp un all!
De Hals ſo witt, de Haar na'n Drath,
Als ſchull ſe glik to Ball!
Un Unſerener ſtiggt barfot
Bun Búſum na de Keid,
Un bett ſe denn er Solt op Brot,
So iſt aln grote Freid.

„Kraut! Kraut!"
Wa lett dat Mark doch wunnerſchón
Mit all de Luſt un Pracht!
Un rund herum de Bóm ſo grón,
Dat Allens levt un lacht!
Un Hus bi Hus en Bank ſo witt
Un Finſtern ſpegelglatt,
Un de dar binn' un buten ſitt,
De levt und freit ſik ſatt.

„Kraut! Kraut!"
O wahn ik hier un harr min Brot
Un keek hier Súnnabends ut!
Mi dúnkt, mi weer dat Hart ſo grot,
As wull't mi baben rut
De Boden all in Súnnenſchin,
De Wagens un de Per:
Mein Gott! wa kunn ik glúcklich ſin,
Wenn't blot en Heider weer!

„Kraut! Kraut!"
Wa weer de Mann doch bodenblaſs,
De dar ut't Finſter kik!
Bewahre! ik entzúck mi faſt
Un meen, ik ſeeg en Lik! —
Ne, lewer ſund un guden Moth,
As krank un inne Heid!
Bewahr mi man de lewe Gott,
Dat mi't nie ſlechter geit!

3. De Schlacht bi Hemmingſted.

(1500 Febr. 17.)

De Kónig to den Herzog ſprok: „Och hartlev Broder min
Wa krigt wi dat frie Ditmarſcher Land? ſegg an, wa kamt wi in?"

As dat Reinold vun Mailand hór, de mit ſin gelen Bart,
De ſeggt he: „Wi ſchickt de Garr en Bad, dat uns en Biſtand ward."

Sobald de Garr dat Wort man hór, rúſt' ſe ſik mächti ſehr,
Se rúſt' wul fósteindufend Mann, und trock daer de Heiloh her.

Un as de Garr bi den Kónig keem: „Och Herr, min lewe Herr,
Wo liggt dann nu dat Ditmarſcher Land, in Heben oder op de Eer?"

„Das nich mit Keben ann Himmel bunn', op Eer is dat to finn'."
Do ſá de Junker Slenz mit Moth: „Denn wúllt wi't bald gewinn!"

He leet de Trummelſlóger ſlan, de Fahne, de leet he fleegn,
Se trocken ut aewer Weg un Steg, bet ſe dat Lándken ſeegn. —

„Nu wehr di, Bur, de Garr, de kumt;" vun Móldorp ſagt ſe her,
De Helm un Panzers ſchint as Gold, as Súlwer ſchint de Per.

Kónig Hans un all wat Adel kumt mit groten Lerm un Schall.
De Wulf, de lurt mit wücke Burn bi Braken achtern Wall.

Vun Móldorp trock das ſwart bendal, wul bórtig dufent Mann:
Vun Wörden il en lútten Tropp, en Mäden gung vaeran.

„So hölp uns Heer, du heft dat Rik in Himmel un op Eer!"
Wulf Isebrand stórtt uf de Schanz, twe Hunnert achterher.

Un op de Panzers fulln de Slág, un Rúters in den Sand,
Un vun de Geest dar keemn de Burn, un de Floth keem aewert Land.

Van dal vun Heben full de Snee, op Per un Minsch de Slág,
Blank war dat Moor un witt de Geest, un blódi warn de Steg.

De Buern schregen: „Stekt de Per un schont de Rúterknechts!"
Un sprungen barfot mit Kluwerstöck un flogen links un rechts.

Un reten inne Gróben dal un stórrten se in Slamm,
Bet Minsch un Veh sik drängn un brungn all langs den smallen Damm.

„Nu wahr di, Garr, de Bur, de kumt!" He kumt mit Gott den Heern,
Bun Heben fallt de Snee heraf, de Floth de stiggt vun nerrn.

Un wit ut alle Dörpen her kumt Hólp un frischen Moth:
„Nu schont de Per — de ridt wi noch — un slat de Rúters dot!"

In Slick un Slamm sack menni Heer, de sunst op Siden leeg,
In Swinmoor liggt nu menni Een, de harr en golden Weeg.

Keen Nam so grot int Holstenland un nich in Dännemark,
Dar ligt se nu ahn Krúz un Steen, dar ligt se ahn en Sarg.

De Garr, de full mit Junker Slenz, so grot un stolt he weer,
De lange Reimer Wimersted, de keem un steek em daer.

Mit nauer Noth, in Angst un Sorg keem König Hans dervan.
In Mólvorp leet se Beer un Win un Bradens inne Pann.

Dat gev en Fest! na Noth un Dod, und Friheit weer dat Arf.
Dat mak de Dúwels Isebrand un de Dusentdúwelswarf!

4. De junge Wetfru.

Wenn Abends roth de Wulken treckt,
So denk ik, och, an di!
So trock verbi dat ganze Heer,
Un du weerst mit derbi.

Wenn ut de Bóm de Blaeder fallt,
So denk ik glik an di:
So fúll so menni brawe Jung,
Un du weerst nit derbi.

Denn sett ik mi so truri hin,
Un denk so vel an di.
It et alleen min Abendbrot —
Un du búst nich derbi.

5. En Dünjen.

Wi gingn tosam to Feld, min Hans,
Wi gingn tosam to Rau,
Wi seten achtern Disch tosam,
So warn wi old un grau.

Bargop so licht, bargaf so treg,
So menni, menni Jahr, —
Un doch, min Hans, noch ebn so leef,
As do in brune Haar.

6. Verlarn.

Sin Moder geit un jammert,
Sin Vader wischt de Thran,
Ik melk de Kóh un feg de Stuv,
Mik lat se stan un gan.

De Nawers kamt to tróften,
Un snackt en hartli Wort,
Un wenn se tróst, un wenn se weent,
Slik ik mi truri fort.

Des Abends inne Kamer,
Bi depe dústre Nach,
Denn ween ik all de Laken natt
Bet an den hellen Dag.

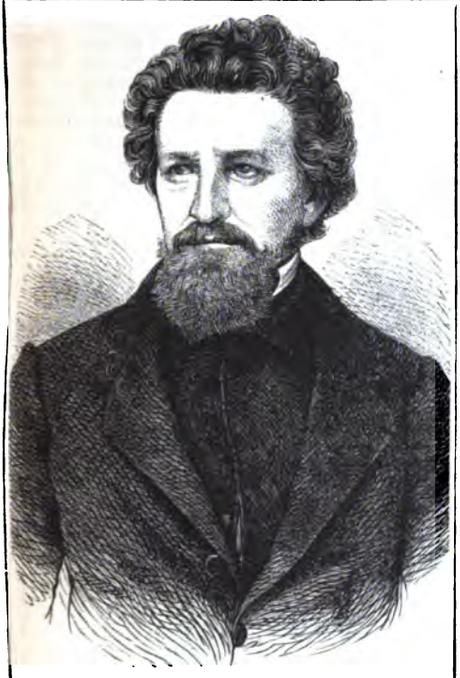
Se hebbt se noch en annern,
Se hebbt je noch en Saen:
Ik hess je nix as bittre Thren,
Un mutt so heemli ween.

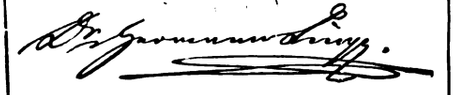
Un kamt sin Kameraden
Un seggt, we brav he weer,
So mutt ik rut alleene nan Hof,
Un legg mi anne Eer.

Mi dúnkt, ik hör dat Scheten,
Un wa de Kugeln fallt,
Mi dúnkt, ik hör, he róppt, he róppt:
„Min Anna, kumm man bald!"

Hermann Lingg.

Hermann Lingg, geb. am 22. Januar 1820 in einer bei Lindau am Bodensee gelegenen Villa, verlebte unter den Augen seines wohlwollenden Vaters und seiner überaus sanften Mutter, welcher er einige tiefgefühlte Gedichte widmete, eine ruhige und glückliche Jugend. Er besuchte die Schulen Lindaus und das Gymnasium zu Kempten, worauf er 1837 die Universität München bezog, um Medizin zu studieren. Nachdem er noch zum Behufe seiner weiteren Ausbildung Freiburg, Berlin und Prag besucht, und 1843 in München zum Doctor der Medizin, Chirurgie und Geburtshülfe promoviert worden, trat er 1846 als Militairarzt in das bayerische Heer, welche Stellung es mit sich brachte, daß er seinen Aufenthalt öfter wechselte. Einen mehrwöchentlichen Urlaub benutzte er zu einer Reise nach Italien, wo er insbesondere Rom und Neapel besuchte. Im J. 1851 wurde er pensioniert und er ließ sich in München nieder, wo er sich mit geschichtlichen und philosophischen Studien, besonders aber mit Poesie beschäftigte, der er schon in seiner früheren Stellung seine freie Zeit gewidmet hatte. Unangenehme Familienverhältnisse und andere Umstände, die nicht vor die Oeffentlichkeit gehören, verbitterten sein Leben und bereiteten ihm drückende Sorgen, denen die freundschaftliche Theilnahme Geibels und die Unterstützung des zu früh verstorbenen Königs Maximilian II., der ihm einen Jahrgehalt ertheilte, ein Ende machte.





Linggs „Gedichte“ (Stuttg. 1854. 6. Aufl. 1866), welche durch Geibel eingeführt wurden, errangen sich in kurzer Zeit großen Beifall. Dieser war zunächst durch diejenigen hervorgerufen worden, die er unter dem Titel „Geschichte“ zusammengefaßt hatte, und allerdings waren die Stoffe, die er gewählt, nicht bloß an sich bedeutend, sie traten auch aus der gewöhnlichen Bahn des Liebes- und Naturliedes heraus, das von so vielen berufenen und unberufenen Dichtern gepflegt wurde. Die großen Gegenstände riefen auch große Ideen hervor, an die man eben nicht sehr gewöhnt war. Dazu kam die düstere, ja oft unheimliche Haltung dieser Gedichte, welche immerhin einen gewissen, für manche Naturen unheimlichen Reiz hat. Dieß zusammengenommen erklärt es, daß selbst strenge Kunstrichter die zahlreichen Schwächen und Mängel übersahen, welche diese Gedichte verunstalten und die man nicht ungeneigt war für originell und genial zu halten. Schon die Form dieser Dichtungen ist ungenügend, und zwar verstoßen sie oft gegen die ersten Anforderungen der Kunst. Man begegnet nur zu häufig unreinen und ein gebildetes Ohr verletzenden Reimen (z. B. Schooß — entsproß und so noch vielen); der Reim beherrscht sehr häufig den Gedanken; so muß, um nur Ein Beispiel zu erwähnen, die „Stalllatern“ ein Fabrikat von Bern sein, weil sich dem Dichter kein anderer Reim darbot, und so bedünkt es uns, daß die seltsamen Reime, welche ziemlich häufig vorkommen, einen ähnlichen Grund haben, obwohl sie auch wohl durch die Sucht herbeigeführt worden sein mögen, durch Seltsamkeit zu wirken, was man auch Freiligrath vorgeworfen hat, dessen auffallende Reime jedoch meist mit dem Inhalt harmonierten, was bei Lingg viel seltener der Fall ist. Es werden überhaupt in dem ganzen Bande wenige Gedichte zu finden sein, in denen nicht Reime vorkommen, welche von der Noth eingegeben wurden. Der Strophenbau entbehrt der leichten, harmonischen Bewegung, wenn der Dichter die gewöhnlichen einfachen Formen verläßt, und insbesondere macht es eine unangenehme Wirkung, wenn Reimstrophen mit einer reimlosen Zeile endigen, was häufig vorkommt. So wirkungsvoll es ist, wenn in reimlosen Dichtungen an passenden Stellen der Reim plötzlich eintritt, so verletzend ist die umgekehrte Behandlung, da das an den Reim gewöhnte Ohr die Wiederholung desselben erwartet und in seiner Erwartung getäuscht wird. Eine solche Dissonanz mag in komischen Dichtungen oft an ihrem Platze sein, sie kann wohl auch in ernsten Poesien hie und da, wenn sie geschickt angebracht ist, bedeutende Wirkung machen; aber wenn sie sich oft und ohne innere Nothwendigkeit wiederholt, wie im „Phrygien-Gesang“, zerstört sie allen Reiz des Rhythmus. In nicht wenigen Gedichten macht die Versbewegung den Eindruck von Knittelversen, oder sie tritt so zurück, daß wir Prosa zu lesen glauben. Eben so läßt die Sprache sehr viel zu wünschen übrig. Viele Ausdrücke und Bilder sind allerdings aus dem schon erwähnten Bestreben, durch Seltsamkeit zu wirken, hervorgegangen, wie das Wortungeheuer „Sommersonnwendnacht“, dessen Härte und Ungefügigkeit schon den Dichter hätte warnen sollen, wie ferner der „hölzerne Delphin“ für Schiff („Phönizier“), das blutdurstlechzende Heimweh („Römischer Triumphgesang“) und viele andere hochtönende Phrasen und Bilder ohne wahren Gehalt. Der Härten finden sich übrigens eine große Anzahl, und es wird manches sonst hübsche Gedicht dadurch verunstaltet, wie die „Alten Briefe“ (7) durch den Schlußvers: „Ach zu hart wär sonst um dich der Schmerz“, mit seinen neun einsylbigen Wörtern, der zudem seinem Inhalte nach mit dem Ganzen in keinem Zusammenhange steht, ja ganz unverständlich ist. Ueberhaupt ist die Sprache oft steif, der Dichter hat sie nicht in seiner Gewalt, so daß er sehr häufig die Gesetze der deutschen Wortstellung verletzt*).

Die Stoffe der Abtheilung, die wir zunächst im Auge haben, sind allerdings bedeutend und für die dichterische Behandlung äußerst fruchtbar und ergiebig. Welche Reihe von großen Gedanken und Anschauungen erwecken nicht die Namen Salamis, Alexander, Spartacus, Velleda, Attila, Mahomed, Timur, Lepanto, was erwartet man nicht von Dichtungen, welche die

*) Ein Beispiel wird genügen, dieß darzuthun; die erste Strophe in den „Ansiedlern“, einem Gedicht, das außerdem ein Muster von Unklarheit ist, lautet folgendermaßen:

„Einige warf die Fluth ans Land,
Andre kühn wie wilde Pferde
Auf der neuen Erde
Wuchsen auf, am Pflug die Hand,
Stark durch Mühsal und Beschwerden.“

Phönizier, einen römischen Triumphator, den Normannenzug, die Vehme, den schwarzen Tod u. s. w. zum Gegenstand haben; aber wie weit ist der Dichter hinter dem zurückgeblieben, was man billiger Weise erwarten darf. In erster Linie vermißt man in beinahe allen Gedichten einen logischen Zusammenhang der Gedanken, der selbst bei dem größten Schwung und Feuer nicht fehlen darf, wenn er auch nicht ausgedrückt ist. Bei Lingg stehen die Gedanken aber nicht selten ohne alle innere Verknüpfung und scheinen wie zufällig durch einander gewürfelt. Eben deshalb kommt auch der Hauptgedanke, der einem Gedichte zum Grunde liegt, nicht zur klaren Anschauung, und nur sehr wenige bringen einen befriedigenden Gesammteindruck hervor, wie die „Leichenfeier" (1) oder „Die Schiffersfrau" (4), aber ihr Gegenstand ist auch einfacher und lag dem Dichter näher. Eines der besten ist „Der schwarze Tod" (3), aber ist weit davon entfernt, ein vollendetes Kunstwerk zu sein. Es hätte mit der achten Strophe abschließen sollen, denn Alles, was nach derselben folgt, ist rein überflüssig und schwächt eben deshalb den Eindruck. Was kann uns daran liegen, daß der Tartarchan oder ein Negerfürst von der Seuche befallen wird, wenn wir wissen, daß sie ganze Geschlechter und Stände hinrafft, daß sie den schnellsten Reiter ereilt, daß ihr kein Schloß zu hoch ist? Nicht weniger mangelhaft ist „Attilas Schwert" (2). Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß es heißt, Hunnenkrieger hätten es gefunden, obgleich nur Eber und Wölfe den gefeiten Platz wußten; aber wie ist das Folgende zu entschuldigen? Attila schwingt es „wie zum Wurf"(!) nach Westen, den Hunnen *scheint* es wie ein Meteor, und nun wird es wirklich eines, das am Himmel sich wie ein Kometenglanz ausdehnt, und auf dem Bosporus als „schwanke, blasse Sterne" erscheint. Der Dichter hätte offenbar die Sache ganz ins Wunderbare spielen lassen sollen; dem Schwingen des Schwertes hätte ein vollständiges Wunder folgen, der Himmel hätte sich mit Feuersglut überziehen sollen, die in Byzanz ihren Höhepunkt erreicht hätte, wozu dann das „Schlachtgetümmel in der Luft" vortrefflich gepaßt hätte. Aber er hätte dann die schwache Endstrophe anders bilden müssen. So ist auch das „Lied der Städte", ein schöner und fruchtbarer Stoff, unglücklich durchgeführt und wird in der letzten Strophe sogar widerlich.

So oft Lingg einfachere, ihm näher liegende Stoffe behandelt, wie die „Leichenfeier" (1), die „Schiffersfrau" (4) oder „Mycerin" (6) ist er vortrefflich, so auch in den kleineren Liedern, in denen sich ein wehmüthiges Gefühl ausspricht, wie in dem „Lied" (5), in der „Versöhnung" und noch manchen andern, wo jedoch auch in Sprache und Form Manches anders zu wünschen wäre. Es fehlt ihm also nicht an großem poetischen Talent, er besitzt Phantasie, Reichthum an Gedanken, und daß er auch Gestaltungsgabe hat, ersieht man aus den „Reisebildern" und dem Abschnitt, den er „Weltleben" betitelt, aus welchem wir nur „Eismeer und Südsee" besonders hervorheben. Was ihm fehlt, das ist künstlerische Durchbildung, ohne welche es unmöglich ist, den Stoff zu durchdringen und ihm die Abrundung zu geben, die alles Ueberflüssige entfernt, nic Nothwendiges übersieht; ihm fehlt die Ru die dem Künstler eben so nothwendig ist die Begeisterung. Kann er diese gewinn kann er die nöthige Mäßigung und Selb beherrschung finden, so wird er gewiß n Großes hervorbringen, denn er hat, wie sch gesagt, ein bedeutendes Talent, er ist nicht bl ein mittelmäßiger Lyriker, wie Einige hab behaupten wollen.

1. Leichenfeier.

Traurig, mit gesenkten Flügeln,
Schwebt der Legionen Aar
Von der Tiber dunklen Hügeln
Um den flammenden Altar.
Auf dem Sarg mit Lorbeerzweigen
Liegt der Kaiser bleich und stumm,
Seine Krieger schaun mit Schweigen
Auf das Todesheiligthum.

Während sie den Holzstoß zünden,
Ruft ein weißer Priesterchor,
Cäsars Ankunft zu verkünden,
Zu den Sternen dies empor:
„Nehmt ihn auf in eure Mitte,
Diesen Siegesgott der Welt,
Der sie einst im Segensschritte
Einer Sonne gleich erhellt."

Züngelnd schlagen auf die Flammen
Um den Sarg, ein glühend Meer,
Schwert und Schilde schlägt zusammen
Laut mit Klageruf das Heer;
Fahl wie Asche liegt der Todte,
Matt verglimmt der Scheiterhauf;
Doch der Aar, sein Flügelbote,
Schwingt sich zu den Göttern auf.

2. Attilas Schwert.

Unterm Eichbaum auf der Haide
Liegt ein Riesenschwert uralt,
Oft in seiner dunklen Scheide
Zuckt es durch den Felsenspalt.

Heimlich warten Gnom und Elfe,
Wachsam bei dem großen Schatz;
Aber Eber nur und Wölfe
Wissen den gefeiten Platz.

Endlich findens Hunnenkrieger,
Attila empfängt den Hort,
Und er ruft: „Als Weltbesieger
Grüßt mich hier ein Götterwort."

Sprichts und schwingt das Schwert der Ahnen
Wie zum Wurf nach West empor,
Allen Hunnen und Alanen
Schien es wie ein Meteor.

Hoher Widerschein am Himmel
Tehnt sich wie Kometenglanz;
Durch die Luft ein Schlachtgetümmel
Hört der Kaiser in Byzanz.

Hörts und ruft den Aſtrologen,
Der ihm nun, wie Alles ſchweigt,
Auf des Bospors dunklen Wogen
Schwanke, blaſſe Sterne zeigt:

„Kaiſer, Gott und Götter ſchlafen,
Deine großen Feinde nahn,
Miſche Gift und opfre Sklaven,
Thaten haſt du nie gethan!“

3. Der ſchwarze Tod.

Erzittre Welt, ich bin die Peſt,
Ich komm in alle Lande
Und richte mir ein großes Feſt,
Mein Blick iſt Fieber, feuerfeſt
Und ſchwarz iſt mein Gewande.

Ich komme von Egyptenland
In rothen Nebelſchleiern,
Am Nilusſtrand im gelben Sand
Entſaug ich Gift dem Wüſtenbrand
Und Gift aus Dracheneiern.

Thal ein und aus, Berg auf und ab,
Ich mäh zur öden Haide
Die Welt mit meinem Wanderſtab,
Ich ſetz vor jedes Haus ein Grab
Und eine Trauerweide.

Ich bin der große Völkertod,
Ich bin das große Sterben,
Es geht vor mir die Waſſernoth,
Ich bringe mit das theure Brod,
Den Krieg thu ich beerben.

Es hilft euch Nichts, wie weit ihr floht,
Ich bin ein ſchneller Schreiter,
Ich bin der ſchnelle ſchwarze Tod,
Ich überhol das ſchnellſte Boot
Und auch den ſchnellſten Reiter.

Dem Kaufmann trägt man mich ins Haus
Zugleich mit ſeiner Waare;
Er freut ſich hoch, er lacht beim Schmaus,
Ich ſteig aus ſeinem Schatz heraus
Und ſtreck ihn auf die Bahre.

Mir iſt auf hohem Felsvorſprung
Kein Schloß zu hoch, ich komme;
Mir iſt kein junges Blut zu jung,
Kein Leib iſt mir geſund genung,
Mir iſt kein Herz zu fromme.

Wem ich nur ſchau ins Aug hinein,
Der mag kein Licht mehr ſehen;
Wem ich geſegnet Brod und Wein,
Der hungert nur nach Staub allein,
Den durſtets, heimzugehen.

Im Oſten ſtarb der große Chan,
Auf Indiens Zimmetinſeln
Starb Negerfürſt und Muſelman,
Man hört auch Nachts in Iſpahan
Beim Aas die Hunde winſeln.

Byzanz war eine ſchöne Stadt
Und blühend lag Venedig,
Nun liegt das Volk wie welkes Blatt,
Und wer das Laub zu ſammeln hat,
Wird auch der Mühe ledig.

An Nordlands letztem Felſenriff
In einen kleinen Hafen
Warf ich ein ausgeſtorbnes Schiff,
Und Alles, was mein Hauch ergriff,
Das mußte ſchlafen, ſchlafen.

Sie liegen in der Stadt umher,
Ob Tag und Monde ſchwinden;
Es zählt kein Menſch die Stunden mehr,
Nach Jahren wird man öd und leer
Die Stadt der Todten finden.

4. Die Schiffersfrau.

Wir ſahn dem Schiff am Ufer nach,
Bis Wind die Segel fiengen,
Bis über die See das Dunkel brach,
Und die Augen übergiengen,
Dann kehrten wir heim, allein und zerſtreut,
Wir Frauen und Töchter der Schifferleut.

Seitdem iſts nun im zweiten Jahr,
Daß dich die Wogen treiben,
Du irrſt durch ferne Todesgefahr
Und ich muß Wittwe bleiben.
Ich ſchaukle zu Haus in der Wiege dein Kind,
Und dich, dich ſchaukelt der wilde Wind.

Oft fallen mir alle die Namen bei
Von Männern, die untergegangen,
Von denen wir oft am Abend zu zwei
Die traurigen Lieder ſangen.
Vergeſſene Menſchen in fremder Tracht
Beſuchen mich oft im Traume der Nacht.

Sie ſchütteln ihr lang durchnäßtes Haar,
Und grüßen wie fremde Boten,
Sie reichen einen Ring mir dar
Und Grüße von dem Todten,
Von dir, von dir — ich erwach und weine
Und ſchlafe die Nacht nicht wieder ein.

Es lechzt vielleicht dein heißer Mund,
Und ich kann dich nicht laben,
Du liegſt vielleicht im Meeresgrund
Sarglos und unbegraben;
Ach, daß ich ſelbſt den Troſt verlier,
Im Frieden einſt zu ruhn bei dir!

5. Lied.

Kalt und ſchneidend
Weht der Wind,
Und mein Herz iſt bang und leidend
Deinetwegen, ſchönes Kind!

Deinetwegen,
Süße Macht,
Iſt mein Tagwerk ohne Segen
Und iſt ſchlaflos meine Nacht.

Stürme toſen
Winterlich,
Aber blühten auch ſchon Roſen,
Was ſind Roſen ohne dich?

6. Mycerin.

Mycerin, Aegyptens König,
Hebt das Recht auf ſeinen Thron,
Herrſcht in Milde, Kraft und Weisheit,
Löſt ſein Volk von Noth und Frohn,
Herrſcht ein Schutz und Schirm der Armen,
Aller Flüchtigen Aſyl;
Niemals war ſeit Iſis Tagen
Glücklicher das Volk am Nil.

Aber bald sein bestes Wollen
Stört ein dunkler Widerstand,
Fieber schleicht durch seine Städte,
Typhons Glut verzehrt das Land,
In die Heerden brechen Seuchen,
Seine Dämme bricht das Meer,
Auf die kaum gebornen Saaten
Stürzt sich das Insektenheer.

Und der König, schwer von Sorgen,
Ruft die Priester zum Palast:
„Saget mir, o Sonnenkinder,
Bin den Göttern ich verhaßt?
Fraget die Orakel alle,
Bringet allen Opfer dar,
Fraget, wann sich endlich schließe
Dieses düstre Trauerjahr?"

Und die Priester kehren wieder,
Schlagen auf ein Palmenbuch:
„Sieben Jahre wirst du leben
Dir und deinem Land zum Fluch!
Deine Herrschaft haßt der Himmel,
Weil du, Sterblicher, gewagt,
Eigenmächtig zu beglücken
Jeden, der vor dir geklagt;

Weil du nahmst die Schuld vom Haupte,
Das gerechte Strafe trug,
Weil du standst am Bett des Kranken,
Den ein Gott mit Seuche schlug,
Weil die Fesseln deiner Völker,
Weil der Zeiten Finsterniß
Eigenmächtig, frevelstrotzig
Deine Königshand zerriß."

„Seis denn, Priester," spricht der König,
„Solchem Schicksal biet ich Hohn,
Und zur Lüge will ich machen
Eurer Sprüche nichtig Drohn:
Fackelglanz durchströme Memphis,
Jede Nacht sei Tag, sei That,
Und ich lebe jene Sieben
Doppelt, eh die Stunde naht.

Ja verzehnfacht will ich leben,
Doppelt jeder That mich freun,
Zwiefach jede Schuld vergüten,
Doppelt jeden Segen streun;
Gießet aus all meine Schätze;
Theilet aus mein Gold und Korn,
Mit dem Segen meines Volkes
Trotz ich Eurem Götterzorn!"

7. Alte Briefe.

Eine Schrift giebts, deren Züge
Ohne Thränen ich nicht sehen kann,
Denn sie redet keine schöne Lüge,
Die ein leeres Herz ersann. —
Alle Worte sind nur Zeugen
Einer Liebe, tief, unwandelbar,
Einer Liebe, die durch Nichts zu beugen,
Die die Liebe meiner Mutter war.

Ob ich dich auch nicht mehr habe,
Deine stille, treue Liebe blieb,
Modert auch die Hand im Grabe,
Die mir diese Thränen schrieb.
Wie vor Jahren noch bewegen
Deine Sorgen heut mein Herz,
Lindernd fließt um mich dein Segen,
Ach zu hart wär sonst um dich der Schmerz!

Emil Rittershaus.

Emil Rittershaus.

Emil Rittershaus, geb. am 3. Apr
1834 zu Barmen im Wupperthal, erhielt se
nen ersten Unterricht von einem Privatlehre
dem weitgereisten und vielerfahrenen Friedri
von Borckel, der in Uebereinstimmung mit d
hochbegabten Mutter des Knaben auf dess
geistige und gemüthliche Richtung einen hei
samen und bleibenden Einfluß ausübte. Hie
auf besuchte er die höheren Lehranstalten sein
Vaterstadt. Der Wunsch, sich wissenschaftliche
Studien zu widmen, fand bei seinem Vate
einem angesehenen Kaufmann, kein Gehör, vie
mehr mußte er gegen seine Neigung den Ber
seines Vaters ergreifen. Im J. 1849 began
er seine Lehrzeit, blieb nach Vollendung de
selben noch bis 1856 in Barmen, lebte dan
7 Jahre lang in Elberfeld, worauf er in sei
Vaterstadt zurückkehrte. Sein kaufmännisch
Beruf veranlaßte ihn zu vielen und groß
Reisen; er besuchte England, Frankreich u
Holland, auch Süd- und Norddeutschland u
die Schweiz zu wiederholten Malen.

Außer seiner Mutter und seinem Leh
denen er mit dankbarem Herzen schöne Gedi
widmet („Am Todestag der Mutter"; „Fri
rich von Borckel") übten die politischen
socialen Gedichte Freiligraths, Herweghs, K
kels u. A. m. großen Einfluß auf seine poeti
Entwickelung, und dieser Einfluß wurde ei

urch die großartigen Bewegungen des 1848 und andererseits dadurch noch gefördert, daß er in seiner Heimath nheit hatte, den Pietismus und das thum in ihrer abschreckendsten Gestalt zu lernen. Aber so lebhaft er an dem hen Aufschwung des deutschen Volks nahm, so sehr ihn auch jene religiösen mer anwiderten, so ließ er sich doch nie n, in seiner politischen und religiösen tion das Maß zu überschreiten. Wenn mokratisch gesinnt, blieb er den Schwär der damaligen Zeit fremd, und obgleich schiedener Feind der Heuchelei, bewahrte n lebendigen Glauben und mit demsel ihm angeborene Heiterkeit des Gemüths. man seinen Gedichten ein bezeichnendes vorsetzen, so würde sich Nichts besser als der alte schöne Turnerspruch: frei, fröhlich, fromm, der seine Poesie men charakterisiert. Sein Talent ist m großem Umfang, auch nicht von un licher Tiefe, aber es ist in seinem Kreise nd vollkommen. Rittershaus ist eine , in sich abgerundete, harmonische Natur, eß spricht sich auch in seinen Gedichten Da ist nichts Gemachtes, Willkürliches, es, sondern Alles ist wahr, Alles aus zern oder innern Erlebnissen des Dich vorgegangen. Jedem Gedicht liegt offen e besondere Veranlassung zum Grunde, ur wenige könnten als Gelegenheitsge m beschränkten Sinne des Wortes be werden, weil der Dichter in dem Ein auch immer das Allgemeine zu finden Sinnige Lebens- und Naturbetrachtung, lichung des Familienlebens, insbeson z ehelichen Glückes bildet den Grundzug Gedichte. Entfernt von schwächlicher entalität und „selbstgeschaffnen Schmer sitzt er ein warmes Herz, das die Welt und heit mit Liebe umfaßt; daher will er der art leben, für sie wirken und handeln ist dein?“) daher haßt er, von der hohen der Kunst durchdrungen, die falsche Poesie, als Weltschmerz, als Schwärmerei und enialität“ oder als „Amaranthlerei“ er („Sonette“). Der Ernst seiner Lebens eltanschauung ist mit liebenswürdiger it verbunden, die nebst dem Bewußtsein cher Kraft und Beweisterung ein charak er Zug seiner Dichtung ist. Nur die egenwart, die nur Träumer und keine mehr hat, kann ihm schmerzliche Kla locken und der Schmerz steigert sich auch m Zorn („Unsere Zeit“).

shaus ist der Form nicht immer Meister, gestattet sich insbesondere nur zu häufig ungen von den Gesetzen der Wortstel uch ist die Sprache nicht ohne Härte; eß um so mehr zu bedauern, da er diese Mängel leicht bewältigen könnte, wie aus daraus ergiebt, daß gerade die besten in dieser Beziehung am reinsten sind. nd seine Verse fließend und nicht sel großem Wohllaut; auch ist er in der ung des Refrains oft sehr glücklich.

1. Was ist dein?

(An einen Freund.)

I.

„Erinnrung“, sprachst du, „ist das einzge Gut,
Was du dein eigen nennst für alle Zeiten.
Das Bild des Todten, der im Grabe ruht,
Wird nimmer, nimmer aus dem Sinn dir gleiten.
Auf raschen Flügeln eilt die Zeit von hinnen;
Schon morgen können Freunde Feinde sein
Der Falschheit Fahnen wehn von tausend Zinnen,
Die Todten nur, die Todten nur sind dein!“

O nein, mein Freund! Die Todten lasse ruhn,
Das Leben hat dir alle Lust gegeben;
Das Leben segnet all dein Denken, Thun;
All deine Schmerzen lindert sanft das Leben.
Die Trauer legt umsonst die Thränenmassen,
Cypressenkränze auf den Leichenstein.
Dir bleibt nur Eins; dies Eine lern erfassen:
Die Gegenwart, die Gegenwart ist dein!

Weh, wenn Erinnrung du zum Trost erkorst!
Aus dürren Blättern wird den Kranz sie winden.
Sie läßt den Schmerz um das, was du verlorst,
Die herbe Qual dich doppelt tief empfinden.
Was willst zurück den Blick du sinnend wenden?
Nur vorwärts schaun das kann von Segen sein.
Das Leben nur kann frische Blüthen spenden,
Die Gegenwart, die Gegenwart ist dein!

Was ist das Glück, das die Erinnrung schafft?
Nur Schattenbilder, wesenlose Schemen!
Nur Nachtgespenster, die die beste Kraft,
Den Muth zum Streben deinem Herzen nehmen.
Erinnrung lehrt ein einzig Lied dich singen,
Das Lied, daß eitel alles Erdensein.
Laß andre Lieder aus der Harfe klingen!
Die Gegenwart, die Gegenwart ist dein!

Dein ist der Kelch, den deine Rechte schwingt!
Dein ist die Blume, die du dir gebrochen!
Dein ist der Kuß, den dir die Liebe bringt,
Und dein des warmen Freundesherzens Pochen!
Die Rosen brich, o, brich die frischen rothen!
Die frischen Rosen spenden Duft allein.
Lieb die Lebendgen! Laß sie ruhn, die Todten,
Die Gegenwart, die Gegenwart ist dein!

II.

Einst kommen Tage aller Rosen bar.
Ich hab's bedacht, ich hab es wohl erwogen.
Die Maientage, mild und sonnenklar,
Sind eh wirs glauben, schon vorbeigezogen;
Doch, wenn der Lenz, der Mai mit vollen Händen
Den Blüthensegen auf die Erde streut,
So wird der Herbst dafür die Früchte spenden,
Wenn er auch keinen Blüthensegen beut.

So bist auch dann du noch nicht luftberaubt.
Ja, selbst der Herbst hat seinen Blumensegen!
Sahst du nicht auf des todten Sommers Haupt
Den Asternkranz die Hand des Herbstes legen?
Noch Balsam giebt es stets für alle Wunden,
Und freudenlos ist keine Lebensstund,
Das Leben hält noch in den letzten Stunden
Dir seinen Lebensbecher an den Mund.

Ein hohes Wort sprach einst der Heiland dort,
Da er gestanden hat im Kinderkreise.
„Wie Kinder werdet!" klang des Heilgen Wort;
„Das Himmelreich ist ihrer!" sprach der Weise.
O, kennst du wohl die Seligkeit der Kinder?
O, weißt du, was der Kinder Himmel ist?
Das ists, daß sie des Stundenglückes Finder;
Das ists, daß schnell ein Kinderherz vergißt!

Hast du vollbracht, gethan, was du gesollt,
So keimt die Saat empor zu goldnen Aehren,
So wird die Liebe, wird die Freundschaft hold
Dir deine Sterbestunde noch verklären;
So wird sie helfend ihre Hand dir reichen,
Wenn dich bedrängt, wenn dich bedrückt die Noth,
Wenn deines Glückes helle Sterne bleichen
Und ob dem Haupt die Wetterwolke droht.

Die Welt ist besser, als dein Mund sie nennt.
Weh, wenn dein Aug nur eitel Lüge schaute!
Noch manches Herz in Liebesflammen brennt,
Drin nie die Falschheit ihren Tempel baute.
Beim ewgen Gott! es ist nicht Trug und Schimmer
Die Glut des Edlen, die den Busen schwellt.
O, halt ihn fest, o, laß den Glauben nimmer,
Den Glauben an die Menschheit, an die Welt!

Nein, senk nicht trüb und düster du das Haupt!
In Lieb und Freundschaft lern das Herz versenken.
Wer selbst sich traut, wer an sich selber glaubt,
Der wird auch Andern gerne Glauben schenken.
Lieb die Lebendgen! Ihnen weih dein Streben!
Laß „Leben" stets dir Zweck des Lebens sein.
Mit ganzer Seele gib dich hin dem Leben,
Die Gegenwart, die Gegenwart ist dein!

2. Gebet.

Nicht fleh ich um den Segen ewgen Glückes,
Nicht fleh ich um ein flüchtig Erdengut.
Gieb, Ewger, nur in Stürmen des Geschickes
Dem Geiste Kraft und meinem Herzen Muth!
Den Pfad des Rechtes laß mich ruhig schreiten,
Ob still die Luft, ob wild die Stürme wehn,
Und Eines gieb mir, Gott, zu allen Zeiten:
O, die ich liebe, laß mich glücklich sehn!

Nur Der ist arm, der einsam zieht die Pfade,
Von dem hinweg der Liebe Engel fliehn.
Dir, Schicksal, Dank! Du hast in deiner Gnade
Der Lieb und Freundschaft Segen mir verliehn.
O, Alle, die mir Liebe je gespendet,
Auf Blumenauen laß sie ewig gehn,
Daß nie ihr Glück und ihre Wonne endet!
O, die ich liebe, laß mich glücklich sehn!

Sieh, ihre Freuden will ich jubelnd theilen,
Mich soll bewegen, was ihr Herz bewegt;
Ich weiß es, meine Wunden werden heilen,
So lang sie mild die Hand der Liebe pflegt!
An ihrer Freude soll mein Herz sich sonnen,
Wenn welkend meines Glückes Blumen stehn,
Und ihre Wonnen seien meine Wonnen —
O, die ich liebe, laß mich glücklich sehn!

3. Außer dir nur, was in dir!

Die Lüge steht von Pol zu Pol
Ein Lügennetz gewebt,
Denn Jeder schaut nur in der Welt,
Was ihm im Busen lebt!

Wie's innen, so ists draußen auch!
Ists innen licht und hell,
So dünkt die Welt dir lieb und schön,
Ein reicher Freudenquell.

Doch ist dein Herz geplagt, gequält,
Von Gram und Sorgen matt,
So scheint die Welt dir öd, und fahl
Ein jedes Blüthenblatt.

Wer Nacht und Trug im Busen hegt,
Sieht immer Nacht und Trug;
Wer Gott im tiefsten Herzen trägt,
Sieht ihn im Weltenbuch!

4. Unsre Zeit.

O Zeit, wie bist du thatenarm!
Im Süden wie im Norden,
Da ist der schwachen Träumer Schwarm
So groß, so groß geworden!

Sie sinnen hin, sie sinnen her
Und hoffen schmerzzerrissen,
Doch ist kein Sporn die Hoffnung mehr,
Sie ist ein Ruhekissen!

Zu Männerthaten fehlt der Sporn.
Wo ist die Kraft geblieben?
Sie haben nicht die Kraft zum Zorn
Und nicht die Kraft zum Lieben.

Sie haben nicht mehr „Ja" und „Nein", ,
Nur feiges Achselzucken,
Und wissen Eines nur allein:
Sie wissen sich zu ducken!

O Zeit, so matt, der Kraft so bar,
Es muß mein Lied dich schelten.
Wie ist so groß der Träumer Schaar,
Doch wie sind Männer selten!

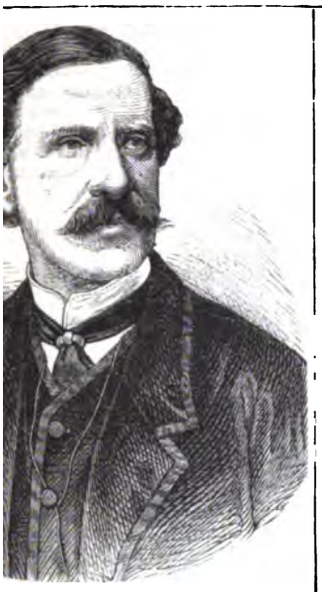
5. Ich sprach zur Sonne.

Ich sprach zur Sonne: „Sprich, was ist die Liebe?"
Sie gab nicht Antwort, gab nur goldnes Licht.
Ich sprach zur Blume: „Sprich, was ist die Liebe?"
Sie gab mir Düfte, doch die Antwort nicht.

Ich sprach zum Ewgen: „Sprich, was ist die Liebe?
Ists heil'ger Ernst? Ists süße Tändelei?"
Da gab mir Gott ein Weib, ein treues, liebes,
Und nimmer fragt' ich, was die Liebe sei!

Franz Ludwig Feodor Löwe.

Franz Ludwig Feodor Löwe, Sohn d
als Darsteller von Heldengestalten berühmt
Ferdinand Löwe und Bruder der ausgezeichnet
Sängerin Sophie, nachmaliger Gattin des k.
Feldmarschall-Lieutenants Fürsten Friedrich v
Liechtenstein, geb. den 5. Juli 1816 zu Kas
besuchte das Lyceum in Mannheim und betrat n
dem frühen Tode seines Vaters die dramati
Laufbahn. Er debütirte in Mannheim und wi
darauf in Hamburg und Frankfurt. Seit 18
ist er an der k. Hofbühne in Stuttgart
Schauspieler und Regisseur angestellt. Er v



Feodor Löwe

igsten Künstlern der Gegenwart
sein Leicester in „Maria Stuart“,
Karl Moor, und vor Allem sein
llendete Kunstleistungen, in denen
ion des dramatischen Dichters in
Treue wiederzugeben und, jede
verschmähend, stets nach Wahr-
ischer Auffassung strebt. Und so
m Conversationsstücke sowohl im
Humor die tief angelegten Ge-
ten seine feine Bildung und seine
in der Darstellung besonders
ine Meisterschaft, die er nebst
rnen Talent vorzüglich dem ern-
der Kunst verdankt, wie er selbst
onett „Vereinsamt“ sagt:

und nach gelang mir ein Erheben,
r Meister regelte mein Streben
mich, das schöne Maß zu lieben.“

it Gießen ertheilte ihm das Ehren-
Doctors der Philosophie.
in seine poetische Laufbahn mit
ung „Gedichte“ (Stuttg. 1843),
Dichterweihe“ (Ebd. 1850) und
Frankfurt“ (Ebd. 1850) folgten.
sen Sammlungen mittheilt, scheint
päteren Jahren als Studien an-
ben, da er im Ganzen nur we-
chfolgende Sammlung „Gedichte“
2. verm. Aufl. 1860) aufnahm.
hat waren jene ersten Dichtungen,
chin von Talent, und ganz beson-
tem Streben zeugend, doch mehr
Platen (Gaselen), Freiligrath
usplatz“) und hie und da auch
nach Heine („Sängerin der Wiesenpfade“) als selbstständige Ergüsse des eigenen Innern. In der letzten Sammlung verschwindet dieser äußere Einfluß immer mehr, nur hat er das bewahrt, was sich aus solchen Studien gewinnen läßt: Formschönheit, Klarheit und Eindringlichkeit der Darstellung und erweiterter Gesichtskreis. Der Dichter eröffnet seine Sammlung mit einer Reihe erotischer Gedichte „Blätter der Liebe“, die von inniger und zarter Empfindung eingegeben sind (1), in denen er seine Gedanken gern an gut gewählte und glücklich durchgeführte Bilder anreiht (2). Manche sind freilich nicht frei von Sentimentalität, die auch in andern Gedichten unmotiviert durchbricht, ja sogar deren Eindruck vernichtet („Reiterlied“, „Der Schreiner“). Die „Vermischten Gedichte“ erfreuen durch Mannigfaltigkeit der Stoffe und durch ihre zierliche Form. Frühling, Herbst, Waldeinsamkeit, Bach, See und Meer erwecken in ihm eine Fülle von poetischen Gedanken, die von anschaulicher Naturmalerei glücklich eingerahmt werden. Einen höheren Schwung nimmt er in dem Abschnitt „Venedig“; die verschwundene Größe der alten Dogenstadt, an die das Meer, die Paläste, die Brücken, die Kirchen bei jedem Schritt erinnern, erfüllt ihn mit tiefer Wehmuth, der er den glücklichsten Ausdruck zu geben weiß (3. 4); unangenehm berührt es aber, daß der Dichter kein Verständniß und keine Liebe für das begeisterte Ringen des italienischen Volks nach Freiheit und Unabhängigkeit hat („La republica nuova“), das in unsern Tagen seine vollste Rechtfertigung gefunden. Die „Sonette aus dem Süden“ sind in Form und Gehalt gleich vortrefflich; sie verbinden südliche Glut mit einer wohlthätigen Ruhe, die an Platen erinnert; ausgezeichnet sind namentlich diejenigen, in welchen die südliche Natur geschildert wird (5). Die epischen Gedichte, die unter dem Titel „Gestalten“ vereinigt sind, haben meist einen tief lyrischen Ton, doch fehlt es ihnen nicht an epischer Anschaulichkeit („Das Horn zu Ronceval“, „Serapis“); manche sind mit köstlichem Humor erzählt („Schwäbische Erbschaft“); wir haben aus dieser Gattung „Die Fahnenwacht“ (8) mitgetheilt, weil sie vielfach mißverstanden worden ist. Man hat getadelt, daß der Sänger sich damit brüste, die Dame, die er liebe, nicht zu nennen, man hat dabei vergessen, daß der Dichter uns mit diesem Gedichte in die Zeiten des höfischen Minnegesangs versetzt, wo es für Schande galt, den Namen der Geliebten bekannt zu machen. Eine der schönsten Gaben dieser Abtheilung ist der „Prolog zur Schillerfeier“, dem sich der spätere Prolog zur Uhlandfeier“ würdig anreiht; in beiden ist das innerste Wesen dieser großen Dichter mit Sicherheit erfaßt und in schwungvollen Octaven lebendig gestaltet. Wie die Sammlung mit jugendlich gefühlten Liebesliedern beginnt, so schließt sie mit einem männlich gedachten „Buch der Betrachtungen“, in welchem der Dichter treffliche Lehren der Lebensweisheit in Liedern und Reimsprüchen (9) ans Herz legt, wie schon in den früher mitgetheilten „Distichen“ (6. 7), in denen er auch seine Ansichten über Kunst, namentlich des Schauspielers, in geistreicher Weise ausspricht.

1. Kannſt dem Frühling du gebieten.

Kannſt dem Frühling du gebieten:
„Keine Blüthen ſollſt du tragen!"
Kannſt dem Sproſſer du gebieten:
Nicht in Liedern ſollſt du klagen!"

Kannſt dem Lichte du gebieten:
„Heute ſoll es nimmer tagen!"
Kannſt dem Himmel du gebieten,
Seine Sterne zu verſagen?

Kannſt dem Adler du gebieten,
Sich zur Sonne nicht zu wagen —
Dann gebiet auch meinem Herzen,
„Nicht in Lieb für dich zu ſchlagen!

2. Die Sage ſpricht: wo tief ein Schatz.

Die Sage ſpricht: „Wo tief ein Schatz
Im Schooß der Erde ruht,
Da brennt ein Feuer in der Nacht,
Da hält ein Kobold Hut.

Der Magier aber ſchleicht herbei,
Der kennt ein mächtig Wort,
Das ſchnell den argen Hüter bannt,
Und hebt empor den Hort."

So iſt dein großes Auge mir
Ein wunderſames Licht,
Doch aus der ſeidnen Wimper Nacht
Wie Zauberfeuer bricht.

Es wacht ob einem ſeltnen Schatz:
Der iſt das Herze dein.
Wie gerne höb ich ihn empor,
Fiel nur das Wort mir ein!

3. Venezia.

Der dich in deiner Größe ſah,
Den Purpur um die üppgen Glieder,
Derſelbe Mond, Venezia,
Schaut noch auf die Lagune nieder;
Er ſah dich blühen, ſtolz gedeihn,
Sah fallen dich im Sturm der Jahre,
Und naht ſich jetzt mit ſeinem Schein,
Dich zu verſchönen auf der Bahre.

Denn du biſt todt! Des Löwen Flug
Ermattet und dein Glanz zerfloſſen,
Es hat den langen Reiſezug
Der letzte Doge ſtill geſchloſſen.
Wohl wehn drei Flaggen noch im Wind,
Doch ſind es nicht dieſelben Farben,
Venedigs bunte Wimpel ſind
Zerriſſen, und die Edeln ſtarben.

Staub frißt an deinen Wappen lang,
Der Roſt an deinen Wehrgehängen,
Dich, ſchöne Perle, trägt als Fang
Der Doppelaar in ſeinen Fängen;
Was jetzt durch deine Gaſſen ſchreit,
Es iſt nicht mehr das alte Streben —
Nur Athmen der Vergangenheit,
Geſunkner Größe Schattenleben.

Zerfallener Paläſte Pracht,
Wie eine Stein gewordne Trauer,
Die Mäler von gebrochner Macht
Umflort die Nacht mit ihrem Schauer.
Wo ſonſt ein feſtlich Lärmen klang
An hoher Häuſer feuchter Schwelle,
Tönt jetzt der Gondoliere Sang,
So trüb wie die Lagunenwelle.

4. Morte!

Als von der Rieſentreppe
Der letzte Doge ſchritt,
Und ſeines Mantels Schleppe
Auf dieſen Stufen glitt,
Als Piazza und Piazzette
Die ſtolze Zeit verträumt,
Da hat das Meer ſein Bette
Wildfreudig überſchäumt.

Als nun von Brück und Bogen
Der Doppeladler ſah,
Da donnerten die Wogen
Der blauen Adria;
Sie rauſchte laut: „Bin ledig,
Von ſchwerer Feſſel frei!
Venedig, o Venedig,
Der Trauring brach entzwei!"

Wie hieß er, der die Pforte
Nur des Senats gewahrt,
Und leis ſchon: „Sono morte!"
Gemurmelt in den Bart?
Fürwahr die ernſten Worte
Venedig blieben dir,
Denn „Sono morte, morte!"
Klingts durch die Lüfte hier.

Zerbrochen und zerſplittert
Das mächtige Dogat!
Verödet und verwittert
Liegt die Lagunenſtadt,
Die ränkevolle raſche,
Durch eigne Schuld beraubt,
Des goldnen Buches Aſche
Auf dem gebeugten Haupt.

Wie dort im Dämmergrauen
Die ſchwarze Gondel ſchwebt,
Gleich einem Sarg zu ſchauen,
Der auf den Wellen bebt;
Die Wellen zagen, klagen
Und ſchlagen ſcheu zurück,
Es ſcheint der Sarg zu tragen
Venedig und ſein Glück!

Hüll nicht in Prachtgewänder,
Was längſt verfallen war,
Zieh nicht dreifarbge Bänder
Durchs graugemiſchte Haar;
Zeig auf der greiſen Stirne
Würdig ein ewig Weh —
Doch ach, du wardſt zur Dirne,
Steinerne Niobe!

5. Aus dem Süden.

Es ſpielt die Luft noch mit des Gottes Haaren,
Der längſt, in ſaitenkundger Hand die Zügel
Der müden Roſſe in die Wellenhügel
Der blauen Salzflut ſchimmernd eingefahren.

mmt die Nacht, mit tausend wunderklaren
ken am Gewand; in ihre Flügel
e des Hasses und der Lieb Geklügel
det ihrer Träume bunte Schaaren.

ubertaktschlag, Wellenlustgestöhne,
anken Schifflein unermüdet Tanzen,
g und Nacht vermählt in Dämmerschöne!

mt der Mond, sein Banner aufzupflanzen,
es still! — nur dort noch Lautentöne,
rs Wasser klingend Tassos Stanzen!

6. Distichon.

lossen die Bahn geschritten, den einzigen Richtpunkt
as Auge gefaßt! dann nur gelangst du zum Ziel.
ige verstehn: wer schweigend und ohne Zurückschaun
bezauberten Hort, hebt ihn allein auch empor.

7. Ein zweites.

enze genau erkennen, die streng dir gezogen,
eigene Kraft endet und fremde nur wirkt,
alſo geprüft, dann stellst du dich selbst und bescheiden,
r Tüchtige ist, hinter den besseren Mann.

8. Die Fahnenwacht.

ier hält im Feld die Fahnenwacht,
am Schwert, stets fertig zum Gefechte;
t sein Lied, hinüber trägts die Nacht
Lager der Tyrannenknechte:
me, die ich liebe, nenn ich nicht,
ab ich ihre Farbe mir erkoren;
ite gern für Freiheit und für Licht,
der Fahne, der ich zugeschworen!

verrinnt, Kampf bringt der junge Tag;
er will nicht von der Fahne weichen.
ein Schwert, doch ists ein Blitz und Schlag,
ıd schlägt er Lebende zu Leichen:
me, die ich liebe, nenn ich nicht,
nur heran, die Brust mir zu durchbohren!
be gern für Freiheit und für Licht,
der Fahne, der ich zugeschworen!

st satt, gewonnen ist die Schlacht;
Wunden strömt des Sängers Leben.
r Fahne, die er treu bewacht,
ihn sterbend noch sein Lied erheben:
me, die ich liebte, nannt ich nicht,
eben ist, die Ehre nicht verloren;
tt und fiel für Freiheit und für Licht,
der Fahne, der ich zugeschworen!

9. Spruch.

dieß: Schon manchmal trat ein Segen
Gestalt des Unglücks dir entgegen,
lte nur in jener Zeit des Leidens
re Blick des scharfen Unterscheidens.

Hermann Neumann.

Hermann Neumann hat ein vorwiegend episches Talent, weshalb wir erst später ausführlicher von ihm berichten. Doch verdienen auch seine lyrischen Gedichte, die übrigens viel später erschienen, als die epischen, weit mehr Beachtung als sie bis jetzt gefunden zu haben scheinen. Allerdings ist die Auswahl der Lieder, die er in den „Gesammelten Dichtungen" (Neisse 1856) veröffentlichte, nicht streng genug; es hätten manche mit Fug und Recht weggelassen werden sollen, die größere Zahl ist jedoch von echtem Werth; und wenn sie auch nicht durch die Darstellung blenden, die durchgehends einfach und schlicht, aber zugleich klar und kräftig ist, so bieten sie doch einen gediegenen Inhalt; sie sind eben so gedankenreich als tief empfunden. Wahres und inniges Gefühl durchdringt die Liederreihe, die er unter dem Titel „Für die Geliebte" zusammenfaßt und in welcher er nach einander das Glück der Liebe, das Glück der Ehe mit begeisterter Wärme und zuletzt den Schmerz der Mutter um den verlorenen Liebling in rührenden Tönen besingt. Aber so schön auch diese Gedichte sind, so werden sie doch von dem Sonettenkranz „Lazarus. Trost und Rath für Leidende" (Neisse 1858) weit überboten. Diese Sonette, 188 an der Zahl, entstanden während einer langen und schmerzhaften Krankheit, sind in der That nichts Anderes als eine Geschichte derselben, aber freilich keine medizinische, sondern eine echt poetische, indem der Dichter in scharfen Zügen die mannigfaltigen und wechselnden Stimmungen seiner Seele während seiner Krankheit darstellt. Ruhiges Dulden, Vertrauen auf Gott und Ergebung in seinen Willen, Liebe und Dankbarkeit gegen sein treues Weib, das ihn mit der größten Aufopferung pflegte, Liebe zu seinen Kindern, Hoffnung auf endliche Genesung, aber auch Mißmuth, Hoffnungs- und Trostlosigkeit, ja selbst Verzweiflung, die ihn am Gewaltigsten erfaßt, wenn er sich einbildet, daß die Liebe seiner trefflichen Gattin erkalte, der Wunsch, am Leben zu bleiben und für die Geliebten ferner sorgen zu können, und wiederum der Wunsch, bald erlöst zu werden, damit sich das Leben der Gattin und der Kinder heiterer gestalte, das sind die Empfindungen, die nach und nach sein Herz bestürmen, und denen er immer neuen, immer ergreifenden Ausdruck gibt. Und obgleich das Gefühl der körperlichen Abschwächung und der Schmerz ihm diese Sonette auspreßt, so bleibt sein Geist doch immer so gesund und kräftig, daß er immer Herr seines Stoffes bleibt und er denselben mit einer Objektivität behandelt, als wenn er nicht selbst der Gegenstand der Dichtung wäre. Nur einem wahren Dichtergeist konnte es gelingen, einer so großen Anzahl von Sonetten über einen so beschränkten und scheinbar so undankbaren Stoff einen so reichen Gehalt zu geben, daß der Leser nie ermüdet, sondern vielmehr von jedem einzelnen Sonett angeregt wird, auch das folgende zu lesen. Dem trefflichen Inhalt entspricht auch die Form, die der Dichter mit großer Kunst behandelt, so daß jeder Gedanke klar, vollständig und ohne

überflüssige Auswüchse zur Erscheinung gelangt. Noch war der Dichter nicht ganz genesen, als er bei Gelegenheit des italienischen Kriegs „Geharnischte Sonette für 1859" (Reisse) herausgab, die zwar formell denen des „Lazarus" nicht gleichkommen, aber gesunde Ansichten über die Zeitverhältnisse in kräftiger Sprache darstellen.

1. Aus „Lazarus. Sonettenkranz."

1.

Wenn ich von diesem Leid nicht sollt genesen,
Im langen Siechthum schleppen mich zur Bahre,
Durch viele trübe, kummervolle Jahre
Unrettbar dulden soll so viel des Bösen;

Dann gieb, Du großes, namenloses Wesen,
Gieb, daß mir zweierlei nicht widerfahre,
Damit ich mir den Glauben noch bewahre:
Du kannst verdammen, aber auch erlösen.

Von diesen Bitten nenne ich Dir Eine:
Gieb, daß ich niemals ungerecht erscheine,
Und ohne Grund kein Menschenherz betrübe;

Daß ich in Demuth mich zu leiden übe,
Und doch erhaben bleibe, wie ich liebe,
Und niemals ein durch mich Gekränkter weine.

2.

Wann schläfst Du, Gute? — Stets bei Tag und Nacht,
So oft ich suche, find ich Deine Hand,
Ihr sanfter Druck ist mir zu wohl bekannt,
Und hat mich ruhig stets und froh gemacht.

So hältst Du unermüdlich Krankenwacht,
Läßt nieder Dich auf meines Lagers Rand,
Kühlst leise streichelnd meiner Stirne Brand,
Hast neu den Lebensmuth mir angefacht.

Und stehst Du lauschend über mich gebeugt,
Hast mir zum Kuß den holden Mund gereicht,
Und schaust mild lächelnd zu dem Kranken nieder;

Dann hebe ich des Geistes Schwingen wieder,
Balsamsche Wärme strömt durch meine Glieder,
Und sieh, der Dämon vor Dir, Engel, weicht.

3.

Im Buch der Bücher mag ich gerne lesen,
Seitdem mein Leben also ist erschüttert,
Mein angstvoll Herz vor jedem Hauch erzittert,
Und ich nicht hoffe, jemals zu genesen.

Das Buch der Bücher ist mein Trost gewesen,
Beruhigung fand ich, wenn ich tief erbittert,
Erfrischung wie die Auen, wenns gewittert,
Befreiung von dem Fluch des irdisch Bösen.

Wer auf Ihn hofft, soll nicht zu Schanden werden!
Das ist der Trost, der jene heilgen Blätter
Erleuchtet, wie der Blitz die dunklen Wetter.

Auf Dich, o Gott, in tiefer Pein der Erden,
Auf Dich, o Gott, hoff ich, — sei Du mein Retter,
Und laß mich nicht, mein Gott, zu Schanden werden!

4.

Wer jahrelang in enger Haft gefangen,
Vernommen hat nur seiner Ketten Klirr
Den schweren Schritt des wortverschloßn
Durch den nur Speis und Trank zu ihm ge

Wer jahrelang mit eingefallnen Wangen,
Ob Schneesturm braust, ob junge Tauber
Die Blicke ließ durchs Krankenzimmer ir
Dem ist erstorben jegliches Verlangen.

Von langer Haft und langem Leid bezwu
Ist der Gewohnheit stiller Macht gelungen.
Zu tödten langsam jede Kraft des Strebens

Hab ich euch nun im rechten Ton gesung
Doch wahrlich, selbst ein Gott bekämpft ver
Den Drang zur Freiheit und die Lust des L

5.

O weintest Du um mich die letzten Thränen
An meinem Grab und giengest dann von
Du würdest beten, würdest dich ermanner
Erfreuen wieder in dem Reich des Schönen.

Ich mag Dich nicht den Freuden all entwöh
Die gütge Götter recht für Dich ersanner
Nicht in die dumpfe Krankenstube banne
Wo Du nur hörst den Siechen trostlos stöh

An jedem Abend und an jedem Morgen
Seh ich Dein rothgeweintes Aug voll Sorg
Und wünsche, daß dieß Leid nur möge enden

Ich fleh zum Himmel mit erhobnen Hän
Er möge endlich doch den Tod mir senden,
Dein Leid — bei mir im Grabe wärs gebo

6.

Zu Haus! Zu Haus! Es wohnt in diesem
Ein wunderbarer, ein tief heilger Sinn,
O keine Lippe spricht es kalt dahin,
Kein Herz schlägt ruhig, kehrt zu diesem O

Zu Haus! zu Haus! Sie schaute aus der P
Mein Weib, mein Alles, was ich ward u
Mein Fleisch und Blut, mein Hoffen, m
Mein treuer Engel über Herd und Horte.

Ein „Du! o Du!" — Sie sank an mein
Ich küßte Ihr die Thränen von den Wange
Indeß die Kinder jauchzend uns umsprange

O meine Kinder! — Süße Vaterlust!
Zu viel, zu viel, zu reicher Gottessegen!
Ich kann nicht schreiben mehr vor Herzens

7.

Wer stets bereit mit Lächeln und mit Sche
Der Liebe schönste Zeichen zu verschwend
Will nur die Menge locken und verblend
Ein Herz voll Liebe ist ein stolzes Herz.

In ihm wird sich die Freude und der Schm
Zur Ruhe und zur Heiterkeit vollenden,
Doch trägt es nicht sich selber in den Hä
Und bietet sich zum Lohn an allerwärts.

wahrhaft liebt, verschließt sein bestes Gut
n Entweihungen profaner Blicke
r der Welt leichtfertigem Getriebe.

wo er liebt, da weiht er Seel und Blut,
rübet treu im Unglück wie im Glücke, —
rnst und ewig ist die wahre Liebe!

8.

n ich? Gott! — Mich wiegen weiche Wogen,
Feuer seh und fühl ich kühlend sprühen,
ganze Welt erfüllt von Melodieen;
Schönheit, wärest Du erlogen?

nur ein Traum, der mich so hold betrogen?
n Traum? o Gott! — sind Träume mir verliehen,
ß das Bewußtsein wieder mir erblühen,
der wär der Tod an mir gezogen!

ltsamsche Müdigkeit hält mich umfangen,
mäßigt sanft ein jegliches Verlangen,
ühle, höre, schaue Harmonie!

s dank ich Dir, o Gott, Du sprachst: „Erblüh!
ihe neu!" — Ich beuge Dir mein Knie,
Dankeszähren feuchten meine Wangen!

Eduard Baltzer.

uard Baltzer, geb. am 24. Okt. 1814 henlinden im Herzogthum Sachsen (bei Leipzig), erhielt seine Gymnasialbildung in Schulpforta, studierte von 1834 bis 1836 in Leipzig, hauptsächlich Philologie und Philosophie, und bis 1838 Theologie in Halle. Im J. 1841 wurde er Diakonus in Delitzsch; später wurde er zum Prediger an der Moritzkirche in Halle, und beinahe zugleich an der Hauptkirche St. Nicolai in Nordhausen gewählt; da er aber an den reformatorischen Bestrebungen der „protestantischen Freunde" lebhaften Antheil genommen und wegen der preußischen Agende mit dem Consistorium in Streit gerathen war, wurde diesen Wahlen Seitens der Regierung die Bestätigung verweigert. Nun legte Baltzer sein Amt nieder und wurde Mitbegründer und Prediger der freien Gemeinde in Nordhausen. Im J. 1848 war er Mitglied des Frankfurter Vorparlaments und der Berliner Nationalversammlung, in welcher er zur Linken gehörte. Als er während der Sitzungen derselben in Privatangelegenheiten eine Reise nach Nordhausen unternahm, wurde er im Städtchen Ellrich in Folge eines von der Gegenpartei angesponnenen Auflaufs schwer verwundet und es gelang ihm nur mit Noth, der Wuth des fanatisierten Pöbels zu entkommen. Als er wieder hergestellt war, erfolgte die Sprengung der Nationalversammlung; er wurde bald darauf in den wegen der Steuerverweigerung angehobenen Prozeß verwickelt, aber freigesprochen. Zum Vorsteher der Stadtverordneten erwählt, wurde er bei der eingetretenen Reaktion dieser Stelle wieder enthoben. Auch die Existenz der freien Gemeinde kam während dieser Zeit in Gefahr; sie wurde geschlossen, gieng aber aus dem gegen sie anhängig gemachten Prozeß siegreich hervor, so daß sie ihre Versammlungen wieder halten durfte. Als seit 1858 das politische Leben einen neuen Aufschwung nahm, entwickelte Baltzer wieder eine erfolgreiche Thätigkeit; 1859 wurde er, als freireligiöse und deutschkatholische Gemeinden sich zu einem „Bunde freireligiöser Gemeinden" vereinigten, zum Vorsitzenden des Bundesvorstandes gewählt, und im J. 1865 berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger neuerdings zum Vorsteher der Stadtverordneten.

Baltzer verbindet ein reiches und vielseitiges Talent mit einer großen Kraft und Gediegenheit des Charakters, die sich in seinen Schriften wie in seinem Leben ausspricht. Von dem Gedanken durchdrungen, daß die religiöse Reform für den wirklichen Fortschritt im Leben der Völker absolut nothwendig sei, und daß sie nur durch das Volk selbst ins Leben gerufen werden könne, geht sein Streben zunächst dahin, dieses für dasselbe empfänglich zu machen. Seine meisten Schriften verfolgen diesen Zweck, so ganz besonders seine Dichtungen: „Aus dem Evangelium. Wahrheit und Dichtung" (Nordh. 1855) und „Aus der Edda. Nachklänge in neuen Liedern von Etlar Ling" (Ebd. 1858). In der ersten Sammlung erzählt der Dichter die wichtigsten Begebenheiten aus Jesu Leben oder dessen Reden und Aussprüche, indem er zwar im Allgemeinen den Evangelien folgt, überall aber die modernen Weltanschauungen und Lebensverhältnisse zum Grunde legt. Die Erzählungen sind im Ganzen recht gut, aber es fehlt ihnen der poetische Hauch und mit die-

sem auch die tiefere Wirkung. Gelungener, doch auch nur zum Theil, sind die Gedichte, in denen er Jesu Reden und Parabeln zum Grunde legt; am Besten sind die kleinen Sprüche, zu welchen einzelne Bibelstellen Veranlassung gegeben haben. Im Ganzen ist aber nicht zu verkennen, daß das Bestreben, die Begebenheiten und Aussprüche mit Beziehung auf unsere Tage mit ihren Wünschen und Richtungen darzustellen, der poetischen Behandlung Eintrag gethan haben. Weil der Dichter diesen Irrweg in den Liedern „Aus der Edda" meist vermied, und er die Ueberlieferung rein und unmittelbar auf sich wirken ließ, sind die darin enthaltenen Lieder weit besser; außer dem poetischen Verdienst haben sie auch das weitere, daß sie auf eine treffliche Weise in die altnordische und somit auch in die altdeutsche Mythologie einführen.

I. Aus dem Evangelium.

1. Kindeseinfalt.

(Matth. 5, 3.)

Holde Kindesseele,
Selig froh Gemüth,
Das im Thau der Thräne
Schöner nur erblüht:
Will mich still verklären
In Dein Bild hinein;
Werde dann erst selig,
Selig wieder sein!

2. Sanftmuth.

(Matth. 5, 5.)

Blitz und Sturm zerstören
Paradiesesflor;
Linde Lüft und Stralen
Zaubern es hervor;
Also ist die Liebe
Stärker als der Zorn,
Licht und Leben fließen
Nur aus ihrem Born!

3. Herzensreinheit.

(Matth. 5, 8.)

O du Gottesauge,
Reizend schöner Quell:
Wie so Alles spiegelt
In Dir klar und hell!
Und doch stralts viel schöner
Noch ins Herz hinein,
Wenn mein Herz nur spiegelt
Still und froh und rein!

4. Gebet.

(Joh. 8, 8. 10. 30.)

Geist der Welten, Quell der Wesen,
Jede Seele ist dein Thron!
In Dir bin ich stets gewesen,
Du mein Vater, ich Dein Sohn!

Du hast Dich mir selbst gegeben,
Du allein, Du bist mein Hort;
Was ich fühle, ist Dein Leben,
Was ich denke, ist Dein Wort.

Vater, ja, in Dir erwerb ich
Alles, was mich selig macht;
In Dir leb ich, in Dir sterb ich,
Wenn mich ruft des Todes Nacht.

In Dir duld ich — ohne Schmerzen,
In Dir werd ich — täglich neu;
Du bist Puls in meinem Herzen,
In Dir bin ich stark und frei.

II. Aus der Edda.

Wuodan.

Feiern laßt uns Wuodans Minne,
Weihen uns dem höchsten Gott!
Alle Seelen, werdet inne
Seines Geistes Machtgebot!
Ihm zu dienen, ihm zu gleichen,
Schwört bei seinen heilgen Eichen!

Er nur führt den Weltenzügel,
Wohnt im weiten Sternenhaus,
Sendet auf des Sturmes Flügel
Flammend seine Boten aus:
Bebt die Eich in seinem Zorne, —
Betet Riese, Zwerg und Norne!

Geht er still in tiefer Wonne,
Alles segnend, durch die Flur,
Naht er mild im Stral der Sonne,
Sanft im Odem der Natur;
Raunt er in der Eiche Zweigen:
Betet an in heilgem Schweigen!

Schirmt die Saat er in den Gauen
Und den Schiffer auf dem Meer,
Lehrt er Männer Staaten bauen,
Schwerter führen und den Speer;
Spricht er Recht im Eichenhaine:
Schwört ihm Treu am Runenstein!

Tönt er Dir im Harfenklange,
Spricht er durch des Priesters Mund,
Lebt er in des Skalden Sange,
Giebt er sich dem Seher kund;
Rauscht er sanft im Eichenlaube:
Lauscht, — und betet an im Staube!

Wie im Süden, so im Norden,
Wuodan ist's, der Alles schafft,
„Nimmer alternd, ungeworden,"
Aller Wesen Geist und Kraft;
Steht in ihm, — wie seine Eichen, —
Fest und schön und ohne Gleichen!

Feiern laßt uns Wuodans Minne,
Weihen uns dem höchsten Gott!
Alle Seelen, werdet inne
Seines Geistes Machtgebot!
Ihm zu dienen, ihm zu gleichen,
Schwört bei seinen heilgen Eichen!

Robert Hamerling.

Robert Hamerling

rt Hamerling, wurde am 24. März
Kirchberg am Walde in Niederösterreich
Seine Eltern lebten daselbst in be-
n Umständen und würden wohl nicht im
gewesen sein, ihm eine höhere Bildung
lassen, wenn er nicht anderweitige
tzung gefunden hätte. Der lebhafte
n, geweckt von der Wald- und Berg-
n welcher er aufwuchs, die sehr unge-
e Frühreife des Gemüths und der
e, wie auch ein poetisches Formtalent,
früh, schon mit dem achten Jahre sich
te, erweckten ihm Gönner, durch deren
es ihm möglich wurde, seine Gymna-
n als Sängerknabe im Stifte Zwettl
nen und in Wien zu vollenden. Unter
önnern war auch die Prinzessin Luise
kreich, nachherige Herzogin von Parma,
dichtenden Knaben in seinem Geburts-
o die vertriebene Königsfamilie ein
esaß, kennen gelernt hatte. Während
en seinen Gymnasial- und Universitäts-
blag, in dürftigen Umständen, aber
der Welt seiner Ideale lebend, ent-
sich die philosophisch-poetische Doppel-
seines Geistes zu einer umfassenden
nheit der Bestrebungen, die sich in
bieten des Wahren und des Schönen
hunger zu ergänzen und zu bekräftigen
Während er die Medizin zu seinem
um gewählt hatte und derselben eifrig
idmete er sich zugleich auch linguisti-
ıdien (Sanskrit und Persisch) und den
Naturwissenschaften. Als das historisch-philologische Seminar gegründet wurde, trat er, ohne seine medizinischen Studien ganz aufzugeben, in dasselbe ein, wobei er nur die Absicht hatte, sich mit den Alten gründlich vertraut zu machen. Aber häusliche Verhältnisse legten ihm die gebieterische Nothwendigkeit auf, eine Lehrerstelle anzunehmen. Nachdem er zuerst in Wien und dann in Graz angestellt gewesen, wurde er später an das Gymnasium nach Triest versetzt. Im J. 1866 bat er wegen Kränklichkeit um Entlassung von seiner Stelle; sie wurde ihm in Anerkennung seiner poetischen Leistungen mit einem über die normale Gebühr um das Doppelte erhöhtem Ruhegehalt, welcher in Verbindung mit dem Erträgniß einer großmüthigen Schenkung, die ihm von einer Freundin seiner Dichtungen, einer edlen, ihm persönlich unbekannten Matrone in Wien, zu Theil geworden, ihm seitdem gestattet, ganz der Durchführung seiner poetischen Pläne zu leben. Er hält sich seitdem in Graz auf.

Robert Hamerling gehört unstreitig zu den glänzendsten Erscheinungen der Gegenwart und seine Dichtungen müssen um so mehr unsere vollste Aufmerksamkeit auf sich ziehen, als sie bei all ihrer Trefflichkeit doch die Ueberzeugung erwecken, daß er noch Größeres hervorzubringen vermag, eine Ueberzeugung, die darin ihren Grund hat, daß er von Anbeginn nach idealer Vollkommenheit strebte, und daß dieses Ideal mit jeder neuen Dichtung strengere Forderungen stellte. Daher geben seine Dichtungen Zeugniß von seinem rastlosen Streben und in Folge dessen von seinen eben so raschen als bedeutenden Fortschritten. Zwischen dem Erscheinen der „Venus im Exil. Mit lyrischem Anhang“ (Prag u. Lpz. 1858) und der Veröffentlichung des „Schwanenlieds der Romantik. Mit einem Anhang von Hymnen“ (Prag 1862) liegen nur 4 Jahre; aber welch ein gewaltiger Unterschied ist zwischen beiden Dichtungen bemerkbar. Beide führen den nämlichen Grundgedanken durch, in beiden entfaltet der Dichter eine große Herrschaft über Sprache und Form, in beiden bewundern wir den lebendigen Fluß der Diction, den Reichthum und die Tiefe der Gedanken, die Fülle der poetischen Anschauungen, den Wohllaut der Verse und des Reims; aber während der Dichter in der „Venus im Exil“ zu einer Allegorie seine Zuflucht nimmt, die zwar schön gedacht und glücklich durchgeführt ist, aber im Ganzen kalt läßt, weil sie doch mehr oder weniger auf Abstraktion beruht; während diese Dichtung zwischen Lyrik und Epik mitten inne schwebt und außerdem reichlich mit didaktischen Elementen angefüllt ist, wodurch alle Einheit verloren geht, ist dagegen im „Schwanenlied der Romantik“ der lyrische Charakter durchgehends festgehalten und zugleich tritt uns eine weit größere Objektivität der Anschauung entgegen als in der „Venus“. In den sechszig größeren und kleineren Gedichten, aus denen das Ganze besteht, entwickelt sich der Grundgedanke in einer einfach logischen Ordnung, durch welche er in einer nur desto größeren Klarheit und Anschaulichkeit hervortritt. Der Dichter durchwandert das herrliche Venedig, dessen Prachtgebäude ihn schmerzlich daran erinnern, daß

sie der „göttliche Drang nach Lebensschöne schuf, der noch im Menschengemüth Nachtöne schöneren Altern, die nun auf immerdar verblüht". Der Anblick der unermeßlichen Sternenwelt gießt ihm Trost ins Herz; es geht ihm eine Welt versunkner Herrlichkeiten auf, zu denen er sich in der Ruhe der Nacht flüchtet. Die Wunder Indiens und Aegyptens, das heitere Griechenland, die Romantik des Mittelalters ziehen vor seinem Geiste vorüber; aber mit dem anbrechenden Tag dringt eine von der kühlen Morgenluft getragene Stimme zu seinem Ohr, welche die Wunder der neuen Zeit der verschwundenen Herrlichkeit entgegensetzt. Ist auch des Schönen Zauber verschwunden, so herrscht jetzt des Wissens Macht, durch welche sich der Mensch zum Herrn der Natur erhebt, deren Gesetze er erforscht und sich unterwirft. Nun folgt eine Reihe von herrlichen Gemälden, in denen der Dichter die Erfindungen des Jahrhunderts vor unsern Augen entrollt. Aber ihm entgeht nicht, daß diese Herrlichkeit zum krassesten Materialismus führt, dessen schauerliche Folgen nicht weniger glücklich geschildert werden. Und nun stellt er in begeisterten Gesängen der nüchternen, von Eigensucht erfüllten, nach dem Götzen des Mammons ringenden Welt des Geistes und Gedankens die der Empfindung und des Herzens, dem Cultus des Goldes den Cultus des Schönen und Idealen entgegen, dem er sein Leben und seine Dichtung widmet, und er schließt, nachdem er in erhabenem Gesang das Vaterland gepriesen, mit der Mahnung an sein Volk, am Idealen festzuhalten, dessen Banner ihm anvertraut ward. „Halte", ruft er ihm zu,

„Hoch halt' es unter den Völkern und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn."

Die kleinern lyrischen Dichtungen, welche der „Venus" und dem „Schwanenlied" beigefügt waren, finden sich in der größeren Sammlung lyrischer Gedichte wiederholt, welche Hamerling unter dem Titel „Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern" (Prag 1862. 2. verm. Aufl. Hamb. u. Lpz. 1868) herausgab. Ideale Anschauung und Erhabenheit bildet, wie in den bis jetzt erwähnten Dichtungen, so auch den Grundzug der Poesien dieser Sammlung, welche einen großen Reichthum an Gedanken darbietet, die oft durch ihre Neuheit überraschen, ob sie sich gleich ganz ungesucht aus den vorangehenden entwickeln. Man könnte versucht sein, Hamerling mit Platen zusammenzustellen, aber die Aehnlichkeit beider Dichter liegt nur darin, daß Beide nach den Griechen sich gebildet haben, wobei Hamerling jedoch eine größere Freiheit bewahrt hat. Auch hat er offenbar mehr Gemüth als Platen, und endlich ist ihm die schöne Form nicht das Einzige, wornach er strebt, wenn er auch dieser die größte Aufmerksamkeit widmet. Der erhabene Grundton seiner Dichtungen erinnert oft an Schiller, und doch ist kein neuerer Dichter weiter von der Nachahmung desselben entfernt als er. Selbst wo er Gedanken durchführt, die Schiller behandelt hat, entfaltet er die größte Selbstständigkeit. Man vergleiche z. B. die „Lenzesgabe" mit Schillers „Theilung der Erde". Wenn Hamerling sich auch in allen Formen gleich glücklich bewegt, und er den leichten, heiteren, ja oft selbst de humoristischen Ton mit dem schönsten Erfol behandelt, wie seine Liebeslieder und die „Lie der aus Venedig" beweisen, so möchten wi doch im Ganzen den hymnenartigen Gesänge den Vorzug geben, die dem Ernste seines G müths und der Erhabenheit seiner Gemüth stimmung am Meisten entsprechen, und in dene sich der lyrische Schwung mit der klaren Ob jektivität der Darstellung zu wohlthuender Ein heit verbindet. Die große Mannigfaltigkeit de Formen und des Gedankeninhalts dieser Dic tungen macht es schwer, den ganzen Umfan und die ganze Tragweite seines Talents i einzelnen Beispielen nachzuweisen, um so meh als uns der Raum leider nicht erlaubte, ein größere Auswahl zu treffen; doch hoffen wi daß es uns mit den nachfolgenden Mittheilun gen gelungen ist, die wesentlichsten Seiten sei ner Dichtung zur Anschauung zu bringen.

Noch haben wir, außer seinem größeren Epos auf das wir später zurückkommen, eine kleine aber überaus treffliche Dichtung Hamerlings zu berühren. Im „Germanenzug. Canzone" (Wien 1868), dessen vollendet schöne Behandlung der schwierigen Form dem reichen Gehalt entspricht, erzählt der Dichter die Wahrsagung der Mutter Asia an den Führer der Germanen bevor diese die Grenzen Europas überschreiten was ihm Gelegenheit giebt, der Liebe, die d zu seinem Volke trägt, der hohen Meinung die er von seinem Wesen und seiner Aufgab hat, tiefpoetischen Ausdruck zu geben, wob er nicht vergißt, es daran zu erinnern, daß gesendet wurde „als ein Volk der That, leben Nicht bloß als Träumer", und daß sei Stärke nur in seiner Einigkeit besteht.

1. Romanze aus Neapel.

Die schöne Königin der Nacht
Entrollte den Sternenfächer:
Es liegt das Meer in ruhiger Pracht
Und taghell glänzen die Dächer.

O Napoli, du selige Stadt,
Wie blinken deine Zinnen!
Wie winkst du mit schimmernder Berge Grat
Den wonnig entzückten Sinnen!

Gebreitet in den unendlichen Raum
Erscheint den trunknen Gedanken
Der Sternenhimmel ein Weihnachtsbaum
Voll glitzernder Sprossen und Ranken.

Es hängen die Sterne wie Nüsse dran,
Von blankem Silber umflittert;
Tief unten erstaunt der Meeresplan,
Von Stralenwonne durchwittert.

Und siehst du das duftige Felseiland,
Dort wo zur Serenade
Die Wellen rauschen im goldnen Sand
Auf Capris Felsengestade?

Und siehst du verklärt von Zauberschein
Die lauschige Grotte blinken?
Dort, Liebste, wollt ich, wir zögen ein —
Schon seh ich die Meerfee winken.

[illegible]

[illegible]

4. Im Dienste des Schönen.

Wer immer sich dem Dienste weiht des Schönen,
Bereite sich, des Leides Kelch zu trinken:
Der Wunsch, nicht ruhmlos einst hinab zu sinken,
Wird quälend ihm des Schicksals Reiz verpönen.

Entfacht dein Aug die Flamme der Kamönen,
Wird oft auch drin der Glanz der Thräne blinken;
Wenn Lorbeerkränze deinem Haupte winken,
Sei sei gefaßt, daß Dornen auch es krönen!

Wie selig oft auch deine Pulse beben,
Nicht immer wirst du dich auf Blumen wiegen,
Nicht immer hoch auf goldner Wolke schweben.

Der Muse Liebling kann den Tod besiegen,
Doch beugt dafür den Nacken ihm das Leben,
Und zwingt ihn, schnödem Joche sich zu schmiegen!

5. Das Leben.

Des Lebens Springquell hebt die krystallne Flut
Vom Weltenabgrund ewig ins goldne Licht
Des Himmels aufwärts, aber ewig
Wieder zurück in die Tiefe stürzt er!

[illegible]

6. [illegible]

[illegible]

[illegible] Thatkraft;
[illegible]
[illegible] des Schönen.

Der Adler nicht, der machtvoll kreist um die Gipfel des Hochgebirgs,
Und nicht die Lerche, die fröhlich trillert im Morgenroth —
Du, milder Schwan,
Der hinschmilzt in süßen Gesängen
Auf weichen Fluten des Sees,
Du bist der Vogel Apollons!

7. Lenzesgabe.

Mit seinem Füllhorn kam der Lenz gezogen,
Und Lieblichstes ward links und rechts entsendet:
Glanz ward dem See, dem Strome zugewendet,
Und Klang den Vöglein, die da lustig flogen.

Duft ward den Blumen, dran die Bienen sogen,
Azur dem Himmel, Grün dem Hain gespendet:
Und alsbald war die Fülle ganz verschwendet
An Vögel, Bäume, Blumen, Lüfte, Wogen.

Doch als der Lenz mich sah mit bleichen Wangen,
Da sprach er, gleich als ob es ihn gereuet,
Daß leer allein der Dichter ausgegangen:

„Hin gab ich, was die Einzelnen erfreuet,
Doch dir nur schenk ich dieß gesammte Prangen,
Dein Herz versammle, was ich rings zerstreuet!"

8. O trockne dieſe Thräne nicht.

O trockne dieſe Thräne nicht,
Die dir im Auge ſchimmert,
Der Perle gleich, die rein und licht
Im Kelch der Roſe flimmert!
Die Liebe wars, die ſie gebar,
Der ſelge Schmerz der Liebe;
Drum ſchimmert ſie ſo wunderbar —
Ach, daß ſie ewig bliebe!

Sie glänzt ſo rein, ſie glänzt ſo hell —
Mich rührt ihr flüchtig Leben;
Ach, daß, was aus ſo heilgem Quell
Gefloſſen, muß verſchweben,
Daß, was der reinſten Seele Schacht
Entblühte, ſchmerzumwittert,
Mit ſeines Glanzes Wunderpracht
Verſchwindet und verzittert!

Sie glänzt ſo rein, ſie glänzt ſo klar,
In deinem Aug, dem blauen.
Und immer lockt michs wunderbar,
In ihren Glanz zu ſchauen!
Du ſchönſt der Perle ſonſt, die licht
Im Kelch der Roſe flimmert —
O trockne dieſe Thräne nicht,
Die dir im Auge ſchimmert!

9. Vaterlandslied.

Vaterland, geliebtes! umſtröme dich Glück und Heil,
Beſtes bringen die Zeiten, es werde dir zu Theil!
, ſeh ich, nie mißachte, in neuem Strebensdrang,
deutſchen Namens Ehre geweſen ein Jahrtauſend lang!

ache des Geiſtes Leuchte zu niegeſehnem Glanz,
pflege du das Herz auch; pflege den keuſchen Kranz
inniger Gefühle; wahre duftig zart
Blume deutſchen Gemüthes im froſtgen Hauch der Gegenwart.

Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze flicht,
Volk, der Ideale Bilder ſtürze nicht!
n ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
hrer Sternglut bade ſich ewig jung der deutſche Sinn!

n ſie dich Träumer ſchelten, mein Volk erröthe nicht,
höre den falſchen Propheten, der tadelnd zu dir ſpricht,
nüſſeſt „ſtaatsklug" werden, es heiſche das Völkerglück
nackten Egoismus, des Urwalds Raubthierpolitik!

, weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
alt es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenſtrals;
halt es unter den Völkern, und walle damit voran
Pfade der Geſittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!

mvoll iſt deutſche Treue, hoch gilt Germanenwort:
leibe, mein Volk, denn ewig des ewigen Rechtes Hort!
t iſt, wie dir, entbehrlich Raub, Unrecht oder Trug?
iſt, du größtes der Völker, ſo ſehr wie du ſich ſelbſt genug?

nadel bleibe des deutſchen Namens Ruhm,
t und Wahrheit bleibe ſein Palladium;
ie ſtarken Säulen, vom Wandel der Zeit umkreiſt,
de für alle Zeiten dein Weltreich dir, o deutſcher Geiſt!

Melchior Meyr.

Melchior Meyr, geb. am 28. Juni 1810 zu Ehringen bei Nördlingen im ſchwäbiſchen Riesgau, beſuchte die deutſche und lateiniſche Schule zu Nördlingen, die Gymnaſien zu Ansbach und Augsburg, die Univerſitäten München und Heidelberg. In München hörte er die Vorleſungen Schellings, die von großem Einfluß auf ſeine Entwickelung waren; er gab das begonnene Studium der Jurisprudenz auf, um ſich ganz der Dichtkunſt und Philoſophie zu widmen. Das Jahr 1837 verbrachte er zu Erlangen im freundlichem Verkehr mit Rückert; nach dreijährigem Aufenthalt in München reiſte er im Spätjahr 1840 nach Berlin, wo er im Umgang mit den bedeutendſten Männern in Kunſt und Wiſſenſchaft zwölf Jahre verweilte, den philoſophiſchen und politiſchen Kämpfen beiwohnte und unter kritiſcher und journaliſtiſcher Thätigkeit zu der Bildung reifte, die er in ſeinen Werken dargelegt hat. Seitdem lebt er abwechſelnd in München und in ſeiner Heimat, mit poetiſchen Produktionen und philoſophiſchen Forſchungen beſchäftigt.

Unter den neueren Dichtern gehört Melchior Meyr zu denjenigen, welchen die Anerkennung nicht zu Theil geworden zu ſein ſcheint, die ihnen gebührt. Zwar haben ſeine Erzählungen ein großes und dankbares Publikum gefunden, auch haben ſeine Dramen eine Zeitlang Beifall geerntet, dagegen ſcheinen ſeine lyriſchen „Gedichte" (Berl. 1857) nur Wenigen bekannt geworden zu ſein. Und doch gehören ſie zu dem Beſten und Schönſten, was die neuere Zeit hervorgebracht hat. Sie befriedigen in gleicher Weiſe durch ihren gedankenreichen Inhalt, wie durch ihre ſchöne Form, durch ihre Wahrheit wie durch die poetiſche Auffaſſung und Durchführung. Der Dichter verſichert uns in einem leſenswerthen Vorwort, daß in ſeinen Gedichten nichts Gemachtes, nichts willkürlich Erfundenes zu finden ſei; es hätte dieſer Verſicherung nicht bedurft, man wird ſelbſt bei dem flüchtigſten Durchleſen derſelben überzeugt, daß ſie aus ſeinem Innern erwachſen ſind, daß ſie Erlebniſſe ſeines Denkens und Strebens darſtellen. Man wird allerdings oft an andere Dichter erinnert, an Göthe, an Schiller, an Platen, allein abgeſehen davon, daß es eben kein übles Zeichen iſt, wenn man an ſolche Größen erinnert wird, ſo kann von einer eigentlichen Nachbildung oder Benutzung keineswegs die Rede ſein, wie denn der Dichter, einem Vorwurf der Art zuvorkommend, in einem Spruch ſelbſt ſagt:

„Im Einzelnen mag ich euch ähnlich ſein,
Das Ganze jedoch iſt einzig mein."

Mit Schiller hat Melchior Meyr allerdings eine große Verwandtſchaft: wie in jenem großen Dichter entwickelt ſich gleichzeitig der Trieb zur poetiſchen Produktion und zur philoſophiſchen Spekulation; mit Göthe hat er die Luſt zum Fabulieren, den Drang, das Erlebte poetiſch zu geſtalten, gemein; ſein kräftig männlicher Charakter, ſeine Begeiſterung für die Kunſt erinnert an Platen, auch iſt er kampfbereit wie dieſer. Aber alles Dieß iſt er auf eigenthümliche ſelbſtſtändige Weiſe, die zum

Theil dadurch bedingt ist, daß er, obgleich hochgebildet, doch seinen volksmäßigen Ursprung nie verläugnet. Dieser tritt in seinen Dichtungen unverkennbar hervor und beurkundet sich schon durch den echt volksthümlichen Humor, der viele derselben beseelt, so wie durch die naive Auffassung der Natur und des Lebens. Wir erkennen diese volksthümliche Ader schon in seinen Liebesliedern, in denen sich die reinste, liebenswürdigste Empfindung ausspricht, die warm und tief gefühlt sind, ohne in schrankenlose Leidenschaftlichkeit zu verfallen. Wenn die Gedanken, wie z. B. in dem Gedicht „An ein schönes Mädchen" (8), auch nicht neu sind, so mögen sie doch kaum jemals besser ausgedrückt worden sein.

Wie Alles überhaupt, so sind auch seine Epigramme gedankenreich; mehrere wie die „Antwort" (1) und „Das Hündchen" (2) erinnern in so fern an Göthes Epigramme aus Venedig, als sie von demselben heitern Geiste beseelt sind. Welche Stoffe Melchior Meyr auch behandelt, er ist immer mit ganzer Seele und mit seinem ganzen Talent dabei; während er die ernsten Verhältnisse des Lebens mit edler Würde darstellt, entfaltet er den reichsten Humor, wenn er dessen heitere Seiten schildert. So ist der „Bruder Lustig im neunzehnten Jahrhundert", aus welchem wir zwei Stücke mitgetheilt haben (4. 5), ein kleines Meisterwerk humoristischer Auffassung und Darstellung. Wie köstlich ist diese Schilderung eines fidelen und gemüthlichen Lumpen, wie ergötzlich sind die einzelnen Situationen erdacht und durchgeführt und wie philosophisch wahr ist der Schluß, denn solche Naturen wie der Bruder Lustig werden, vor Allem in Deutschland, wenn sie ausgetobt haben, insgemein die ärgsten Philister, weil sie außer dem jugendlichen Uebermuth und Leichtsinn Nichts haben, was ihnen im Leben einen Halt geben könnte.

Die „Religiösen Gedichte" sind Ergüsse einer wahren und warmen Inbrunst; sie erbauen und erheben unendlich mehr als die pietistischen Seufzerlein, weil sie nicht mit dem religiösen Gefühl spielen, weil sie aus dem tiefsten Gottesbewußtsein hervorgegangen sind (7). Des Dichters frommer Sinn spricht sich nicht bloß in den „Religiösen Gedichten" aus, er offenbart sich auch in solchen, in welchen er seine Lebensanschauung poetisch entwickelt und Lebensweisheit lehrt (6). — Daß der Dichter der „Erzählungen aus dem Ries" auch das äußere Leben poetisch ergreifen und plastisch gestalten kann, bedarf kaum der Erwähnung; ein schönes Beispiel davon ist der treffliche „Junisonntag", in welchem er uns eine Reihe von lebensvollen und anschaulichen Bildern von dem Treiben des Volkes an einem schönen Sommertag vorführt.

Wie in der Behandlung des Stoffes, so ist Meyr auch in der Behandlung der Form und der Sprache durchaus glücklich. Meist liebt er einfachen Strophen- und Versbau, doch ist er in dieser Einfachheit sehr mannigfaltig. Indeß beherrscht er auch die schwierigen Formen mit großer Gewandtheit; seine „Sonette" wie seine „Oden" (3) sind von großem Wohllaut, wie er in ihnen eine große Kunst der Composition an den Tag legt.

1. Antwort.

Welch ein Geschäft ich erwählt, mein Freund? ich
ich lobe,
Und so verbring ich gewiß lieblich und löblich d

2. Das Hündchen.

Niemals war ich dem Hundegeschlecht ein besonderer
Und ich begriff nur schwer Andrer Vergnügen d
Doch seitdem mit Gekos mein Mädchen das muntere Hi
Welches zu Hause gekauft mir zu der Holden ge
Streichelte (und ich sahs, nicht ohne des Herrn z
ken!) —
Sind ich so traut und so nett Nichts als ein
Geschöpf.
Wie es an mir aufhüpft, der ich gut und freundlich
Wie es so schön mir thut, wie es so lustig mir
Und mir scheint in der Welt kein Bild so bedeut
heimlich,
Als wenn spät, da ich still wandre den dämm
Pfad,
Munter das Thier mich umkreist und in gleichem,
nem Laufe
Ueber der Au Nachtgrün ziehet den helleren Str

3. Der Wein.

Freunde, leer und los von Gefühl sein, hieß zwar
Göttlich schon, doch bleibt mir verhaßt auch Ein
Wenn sie klar und kalt der geliebten Erde
Bilder betrachtet.

Reicht den Wein mir her, daß erglüht die Wang
Daß in Lieb und Lust ich beseligt schwelge,
Daß vor Aug und Herz mir bezaubernd holde
Schöpfungen gaukeln!

Himmelstrank! — Als einst den verbotnen Apfe
Aß der Mensch, trieb Gott ihn hinaus zur Plag
Bannte streng ihn fort zu so vielen öden,
Traurigen Stunden.

Da erschien ihm drauf die verhängte Strafe,
Doch zu groß und schwer, und er schenket dich ihn
Daß du manchmal doch ihn versenkst in Eben
Selige Fülle!

4. Aus „Bruder Lustig".

Ihr Reichen, die ihr jeden Wein
In euren Kellern führet,
Ihr wißt nicht, welche Seligkeit
Das Herz beim Trinken rühret.

Ihr laßt als Herrn euch nur herab,
Die Sorten zu probieren.
Und nickt ihr Beifall, müssen sie
Zuletzt sich gratulieren.

Mir, wenn das Glück mir eine gönnt
Von den berühmten Lagen,
Ists ein Ereigniß, eine Lust,
In Worten nicht zu sagen.

Ein Wunder steht die Flasche da!
Es würde der Entzückte
Nicht daran glauben, wenn er sie
Nicht mit den Händen drückte.

Er schenkt, er nippt, er kostet ihn —
Er wagt es, ihn zu trinken,
Und möchte vor dem Himmelstrank
Anbetend niedersinken.

Er fühlt den Adel, fühlt die Kraft,
Sein Auge blickt nach oben,
Er trinkt und trinkt und setzt nur ab,
Um Gott den Herrn zu loben.

Das ist ein Glanz, ein Wohlgeruch,
Ein Strömen und ein Flammen! —
Es lodert alle Poesie
In Einen Punkt zusammen.

Wo wärt ihr Reichen je bewegt
Von solchen Wonneschauern?
Genau genommen müßte man
Von Herzen euch bedauern.

Und doch, so schlecht begreift der Mensch,
Was dient zu seinem Frommen,
Daß jetzt der Wunsch in mir sich regt,
In euren Fall zu kommen!

5. Aus „Bruder Lustig".

Keine Schulden soll ich machen?
Nur von dem, was ich besitze,
In so schlechten Zeiten leben?
Schweigt, sonst bringt ihr mich in Hitze!

Euer Rath ist gut für Reiche,
Deren Renten stets sich mehren,
Doch für unser Einen muß man
Ihn für abgeschmackt erklären.

Hätt ich niemals borgen wollen,
Himmel, welch ein Hundeleben
Hätt ich in der Welt geführet!
Nimmer würd ich mirs vergeben!

Daß ich Welt und Menschen kenne,
Daß ich Torten kenn und Weine,
Daß mein Kopf erleuchtet, dank ich
Meinen Schulden ganz alleine.

Daß ich froh mein Loos ertrage,
Daß ich lernte mich gedulden,
Daß ich frevelnd nie gemurret,
Dank ich einzig meinen Schulden.

Und natürlich, wie die Menschen
Immer hoffen auf der Erde,
Hoff auch ich, daß ich sie später
Wieder heimbezahlen werde.

6. Erinnre dich!

Mit Sehnsucht wünschest du das Glück herbei,
Du zürnest, daß es nicht gekommen sei? —

Giebts etwas Schöneres als Männlichkeit,
Mit Ungemach und Noth im edeln Streit?

Giebts etwas Schöneres als heitern Blick,
Umflutet von Verlust und Mißgeschick?

Als Vorwärtsdringen auf gehemmter Bahn
Zum Ehrenpreis bestrittnen Siegs hinan?

Ists nicht die Frucht, mit kühnem Muth gepflückt,
Die tiefer als geschenkte dich beglückt?

Ja, ließ nicht Gott selbst diese Welt entstehn,
Um männlich kämpfen gegen Noth zu sehn —

Und dem Geschaffenen als höchsten Ruhm
Zu gönnen selbsterrungnes Eigenthum? —

Drum nutz dein Leid und preise Gott dazu:
Wär es nicht da, drum bitten müßtest du!

7. An ein schönes Mädchen.

Du, liebes Kind, du weißt es nicht,
Wie leicht es dir gemacht ist.
Wie holderquickend Lust und Licht
Von selbst in deiner Macht ist.

Ich muß in Freud und Leid erglühn,
Ich muß in Schmerzen ringen,
Ich muß mich denkend, schaffend mühn,
Das Werk hervor zu bringen,

Das Menschenherzen laben kann
Und tröstend sie erheben,
Und ihnen Freude, die entrann,
Im Bilde wiedergeben.

Du, Holde, darfst erscheinen nur
Und lächeln nur und scherzen:
Verweht ist aller Sorge Spur
Und selig sind die Herzen.

8. Erlebnisse.

Das große Leid, das große Glück
Sind heilvoll gleicherweise,
Sie führen dich zu Gott zurück
Im Klageruf, im Preise.

Wenn du zu ihm den Blick erhebst,
Getrübt von heißen Zähren,
Wenn du in einem Schmerz erbebst,
Wo Trost nur Er gewähren,

Wo Rettung Er nur senden kann; —
Und wenn der arme Kranke,
Der Heilung wiederum gewann,
Dankt mit entzücktem Danke:

Da bietet sich, da öffnet sich
Sein Vaterherz! Mit Grauen
Und Wonnebeben füllt es dich,
Ins Innerste zu schauen!

Da wird in Seel-Erschütterung
Ein Liebesbund geschlossen,
Aus dem in Geistereinigung
Die reinsten Freuden sprossen!

Und eingeweiht in großer Zeit,
In wunderbaren Schauern,
Wird er in Ruh und Heiterkeit,
Er wird unendlich dauern.

Karl Gerok.

Karl Gerok, geb. am 30. Jan. 1815 zu Stuttgart, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo sein poetisches Talent unter Gust. Schwabs Leitung geweckt wurde. Von 1832 bis 1836 studierte er Theologie in Tübingen, besuchte aber auch die Vorlesungen von Baur, Strauß und Vischer. Nach vollendeten Studien wurde er Predigergehülfe seines Vaters in Stuttgart, 1840 Repetent am Tübinger Seminar, 1844 Diakonus in Böblingen und 1849 Prediger in Stuttgart, wo er noch als Dekan lebt.

So großen Beifall seine „Predigten" (3 Bde. Stuttg. 1863—1865) fanden, so wurde er doch vorzüglich durch seine „Palmblätter" (Stuttg. 1857. 9. Aufl. 1865), bekannt, welche in vier Abtheilungen („Heilige Worte, Heilige Zeiten, Heilige Berge, Heilige Wasser") eine Reihenfolge von poetischen Erläuterungen biblischer Stellen enthalten. Bald sind es ganze Verse des Alten oder Neuen Testaments, bald einzelne Sätze und oft sogar nur einzelne Worte, welche der Dichter gleichsam glossiert, weshalb er es auch liebt, diese in den Strophen als Refrain erscheinen zu lassen, welchen er mit großem Geschick und Glück behandelt. Dieß konnte ihm aber nur gelingen, weil ihm in der Ausführung des Themas großer Gedankenreichthum zu Gebote steht. Man merkt es bald, daß der Dichter als Kanzelredner gewohnt ist, aus scheinbar bedeutungslosen oder wenig ergiebigen Sätzen eine Fülle von Gedanken oder Anschauungen zu gewinnen, und es tönen seine Dichtungen oft wie versificierte Predigten. Auch zeugen sie in der That mehr von rhetorischer Kraft als von poetischer Begeisterung. Aber eben deshalb sind sie auch, obgleich von strenger Gläubigkeit, doch von aller nebelhaften Schwärmerei entfernt, die sich bei religiösen Dichtungen sonst so leicht und gern eindrängt. Vielmehr sind sie von der erfreulichsten Klarheit, und wenn auch die Gedanken, die er aus seinem Thema schöpft, oft überraschen, so stehen sie doch immer zu einander im strengsten logischen Zusammenhang. Bewundernswürdig ist namentlich das Geschick, mit welchem der Dichter verschiedenartige Gedankenreihen an einander knüpft, wie er aus der Darstellung biblischer Geschichten oder Verhältnisse den Uebergang zu Betrachtungen findet, die sich an die Gegenwart wenden. In ähnlicher Weise und mit gleichem Geschick hat Gerok in den „Pfingstrosen" (Stuttg. 1864) die Apostelgeschichte behandelt.

Der Sturm im Meer.

Matth. 9, 21—27.

Es braust der See Tiberias,
Es schwankt das leichte Boot,
Die Jünger kämpfen schreckensblaß
Mit schwerer Sturmesnoth,
Er aber schläft mit Frieden
Als wie im sichern Haus
In seligem Ermüden
Vom heißen Tagwerk aus.

Er schläft, umrollt vom Donnerhall,
Vom Wetterschein umblitzt,
Er schläft, gewiegt vom Wogenschwall,
Von Gischt und Schaum umspritzt,
Er schläft, die Wellen decken
Das schwache Schifflein schier,
Da kreischts in jähem Schrecken:
Herr, hilf, sonst sinken wir!

„Kleingläubige, was zagt ihr doch?"
Sieh da, vom Sturm umwallt,
Ersteht im Schifflein still und hoch
Die herrliche Gestalt,
Reckt in die Wetternächte,
Reckt in das Sturmgebrüll
Die königliche Rechte —
Und Wind und Meer wird still.

Und ob der See noch leise schäumt
Und tief im Grunde kocht,
Die Elemente sind gezäumt,
Der Abgrund unterjocht:
Der Donner kennt die Stimme,
Davor die Welt erbleicht,
Daß er in dumpfem Grimme
Sich ins Gebirge schleicht.

Mit blankem Schlegel wie ein Schwan,
Gelassen schwebt das Boot
Dahin auf spiegelheller Bahn
Im milden Abendroth;
Die Menschen aber fragen:
Was ist das für ein Mann,
Vor dem die Stürme zagen? —
Und beten Jesum an.

Ja, bet ihn an, und wenn dein Schiff
Auf wilden Wogen schwebt,
Und wenn vor Klipp und Felsenriff
Dein schwaches Herze bebt,
Und wenn im Sturm und Wetter
Auf Menschen kein Verlaß,
Dann, Seele, ruf den Retter
Vom See Tiberias!

Und schweigt er dir und schläft er noch:
Halt an und ruf mit Macht,
Zur rechten Stunde hört er doch,
Ist nie zu spät erwacht,
Reckt in die Wetternächte,
Reckt in das Sturmgebrüll
Die königliche Rechte —
Und Wind und Meer wird still.

Und wenn durchs Herz das wilde Heer
Der Leidenschaften stürmt,
Die Seele wie ein zornig Meer
Sich hoch in Wogen thürmt,
Dann weck vom Schlummerkissen
Im Herzensgrunde tief,
Im innersten Gewissen
Den Meister, der da schlief.

Ersteht im Herzen still und mild
Die himmlische Gestalt,
Dann legt vor seinem Friedensbild
Sich Sturm und Unruh bald;
Dann schwebt auf ebnem Pfade
Dein gottgelaßner Sinn
Im Friedenshauch der Gnade
Sanft ob dem Abgrund hin.

Herr Jesu bleibst nur du am Bord
Mein göttlicher Pilot,
Dann schwimmt mein Schifflein fröhlich fort,
Dann fürcht ich keine Noth,
In deinem Gottesschirme
Land ich auf ebner Bahn
Durch Sonnenschein und Stürme
Im Port des Friedens an.

Julius Grosse.

Grosse ist durch seine epischen und
en Dichtungen zu wohlverdientem
langt, es müssen dieselben in einem
bschnitte besprochen werden. Wenn
s Lyriker in seinen „Gedichten" (Kas-
nicht die nämliche Höhe erreicht, und
nicht mit Unrecht Ungleichheit in der
ig, sowie Verstöße gegen den guten
vorwirft, so ist doch auch in solchen
eren Mängel nicht entschuldigt wer-
n, eine poetische Ader nicht zu ver-
d sie sind bei allen ihren Fehlern den
mancher anderer Dichter vorzuziehen,
öchste geleistet zu haben vermeinen,
Form ihrer Lieder nur recht sauber
st. Wir gehören keineswegs zu den-
elche die Form für eine Nebensache
elmehr haben wir hier und an an-
en schon oft Gelegenheit gehabt, es
hen, daß nur die Dichtung auf Leben
machen kann, die bei tiefem Gehalt
künstlerische Gestaltung hat; allein
e keinen entsprechenden Inhalt dar-
wird das Gedicht möglicher Weise
ang Anerkennung finden, aber bald
wahrnehmen, daß man sich durch
t hatte täuschen lassen. Neben jenen
ten Dichtungen finden sich aber bei
ht wenige andere, die auch formell
t sind, und diese erregen ein um so
Wohlgefallen, als sie frisch empfan-
mit jugendlicher Kühnheit ausgeführt
n vertieft er sich in das Düstere und
, das er in grellen Farben mit einem
je zu ängstlichem Detail ausmalt;
oen so großer Vorliebe geißelt er das
je Pfaffenthum und die Tyrannen-
geist- und gemüthloser Regierungen,
ens eine Beschlagnahme der Gedichte
hatte. Aber neben diesen treffen wir
hes tiefgefühlte Liebeslied, das des
oetisches Talent noch lebendiger her-
läßt.

1. Fiammetta.

nes Mädchen, kleines Mädchen
den tiefen, dunklen Augen,
ßt Du schon, wozu sie taugen,
wie feucht die sanfte Pracht,
in das Herz voll Scham und Sorgen,
Still verborgen.
ein süßes Glück gedacht?

Schelmisch Mädchen, schelmisch Mädchen
Mit den kleinen, weißen Händen,
Kennst Du schon die süßen Spenden:
Blick und Gruß und Druck der Hand?
Mit den Augen träumend schweifst Du,
Spielend greifst Du,
In die Lüfte unverwandt.

Süßes Mädchen, süßes Mädchen,
Immer laß Dein Lied ertönen
In der Sommernacht, der schönen,
Die von Träumen zärtlich glüht!
Pries doch Mancher schon verwegen
Liebessegen,
Der ihm selbst noch nie geblüht!

Aber plötzlich warum schweigst Du,
Thränenthau ins Aug ergossen?
Ist die Knospe schon erschlossen?
Wohl, sein Schwellen thut es kund:
Schon geküßt von Morgenstralen
Süßer Qualen,
Schon geküßt ward dieser Mund!

2. Erste Liebe.

So hat noch Niemand mit mir gethan!
An beiden Händen faßt' er mich an
Und schaute mir in die Seele,
So unwiderstehlich, so tief hinein,
Als wollt er schaun, wo ein Fältelein
Ihm Etwas noch verhehle.

So hat noch Niemand mich gefragt!
Was ich gejubelt, was ich geklagt,
Das ruht nun in seinem Herzen.
Die ganze Welt ward mir zum Traum;
Bin ich es selbst noch? Ich weiß es kaum,
Mich blendets wie Weihnachtskerzen.

So hat noch Niemand mich geküßt!
Nicht Vater, noch Mutter beim heilgen Christ
Nach all den bunten Geschenken!
Doch alle nun gäb ich mit Lächeln hin,
So fröhlich ist mir, so selig zu Sinn,
Darf ich an ihn nur denken.

Adolf Schults.

Adolf Schults, geb. am 5. Juni 1820 in Elberfeld, war der Sohn eines Seidenwebers von der strengsten kirchlichen Richtung; seine Mutter, eine Französin, die durch die Kriege der Republik nach Deutschland verschlagen worden war, hatte das lebhafte Temperament ihres Volks und eine den Stand ihres Mannes weit überragende Bildung. Schults brachte seine Kinderjahre in einer fast ländlichen Zurückgezogenheit zu, in welcher er die Liebe zur Natur und das tiefere Verständniß derselben gewann, aber zugleich eine Schüchternheit, die er nie überwand und die damals so groß war, daß er schon am ersten Tage der Realschule entlief, in der er nach Vollendung der Elementarschule seine weitere Ausbildung erhalten sollte, und daß er trotz aller Vorstellungen nicht wieder in dieselbe zu bringen war. Er trat

im 14. Jahre in ein Handlungshaus als Lehrling und hat von dieser Zeit an bis an sein Ende mit Abneigung, aber mit Fleiß und Pflichttreue als Comptoirist gearbeitet, seine freie Zeit für seine Ausbildung mit eiserner Geduld und Ausdauer benutzend. Im J. 1843 heirathete er, aber obgleich seine Gattin ihm mit der hingebendsten und aufopferndsten Liebe zugethan war, und er sich in ihrem Besitz glücklich fühlte, begann bald darauf eine Reihe von trüben Tagen, die ihn bis an seines Lebens Ende begleiteten. Sein Widerwillen gegen seinen Beruf verstimmte ihn von Tag zu Tag mehr; dazu kamen peinliche Kopfbeschwerden (er hatte sich dieselben dadurch zugezogen, daß er bei einer Kahnfahrt ins Wasser gestürzt war); der Gebrauch der Bäder in Homburg (1845) hatte keinen glücklichen Erfolg. Zwar war seine ökonomische Stellung mit der Zeit besser geworden, aber die Vermehrung seiner Familie vermehrte mit den Ausgaben auch die Sorgen, die täglich drückender wurden und seine Nervenreizbarkeit steigerten. Nach längerem Siechthum starb er am 2. April 1858.

Die ersten Versuche, mit welchen Adolf Schults öffentlich auftrat („Gedichte. Erste Samml." Magdeb. 1843. 2. Aufl. 1847) erregten sogleich ein günstiges Vorurtheil für den jungen Dichter. Wenn auch Manches im Gehalt wie in der Form zu wünschen übrig ließ, so erfreute die Jugendfrische, die Schärfe und Klarheit der Sprache, die körnige Einfachheit des Ausdrucks, die Wahrheit und Tiefe der Empfindung, die sich in den meisten Gedichten kund gab. Einzelnes war sogar vortrefflich, namentlich die „Blumenlieder" und die Naturbilder, welche an die Erscheinungen der sichtbaren Welt geistreiche Ideen anknüpften, so wie die inhaltreichen Reimsprüche. Die darauf folgenden „Märzgesänge. 25 Zeitgedichte" (Magdeb. 1848), in denen er sich mit leicht erklärlicher Bitterkeit über die socialen Zustände aussprach, wurden von den zur nämlichen Zeit erschienenen „Liedern aus Wisconsin" (Ebd. 1848) weit übertroffen, die in schwungvollen Weisen die Freiheit mit Begeisterung besingen. Unglücklich dagegen war der Gedanke, in den „Leierkastenliedern" (Meurs 1849) bekannte ältere Gesänge in bänkelsängerischem Ton umzuformen. Sein Talent trat erst in den drei weiteren Sammlungen „Haus und Welt. Neuere Gedichte" (Elberf. 1851), „Zu Hause. Ein lyrischer Cyklus" (Ebd. 1851) und „Der Harfner am Heerd" (Ebd. 1856) in seiner vollsten Kraft und Eigenthümlichkeit hervor. In „Haus und Welt", dem die „Lieder aus Wisconsin" und die „Märzgesänge" wieder beigefügt waren, schildert der Dichter den Druck, der auf dem Leben des Proletariers lastet, die Sorgen, die sein Dasein verkümmern und verbittern, aber auch die Innigkeit der Liebe, welche das Elend ertragen läßt, mit rührender Wahrheit. Von der nämlichen Wehmuth durchdrungen sind die Lieder, welche die Sammlung „Zu Hause" bilden, in denen alle Beziehungen des häuslichen Lebens mit eben so viel Gefühl als Treue poetisch verklärt werden. Im „Harfner am Heerd" schildert der Dichter mehr die Lichtseiten des häuslichen Lebens; er eröffnet uns darin die ganze Tiefe des Vaterherzens, die ganze Innigkeit des liebenden Gatten. Die erste Abtheilung „Siebenfacher Segen" ist seinen sieben Kindern gewidmet, denen er nach Geschlecht, Alter, Neigung und Anlagen in einfach herzlicher Weise warm empfundene Worte zuruft und dabei den tiefsten Blick in seine eigene schöne Seele eröffnet, die sich der heiligen Aufgabe eines Vaters bewußt und von begeisterter Liebe für das Vaterland und die ganze Menschheit durchdrungen ist. In der zweiten Abtheilung „Neue Jugend" schildert er die frische Kraft, die ihn bei den wachsenden Anforderungen des Lebens erfüllt; er spricht sich Muth zu, die alten Leiden zu vergessen, sein Herz für das Elend seiner Mitmenschen warm zu erhalten, oder er versenkt sich in die Zeit seiner ersten und einzigen Liebe, in der er die treue Gattin gefunden, welcher die dritte Abtheilung „Leid und Lust" ganz gewidmet ist. Bald schildert er seinen Schmerz bei ihrer gefahrvollen Krankheit, bald sein Glück über ihre Genesung, oder er preist ihre aufopfernde Thätigkeit, ihre sich nie verläugnende Liebe, oder er freut sich mit ihr des blühenden Kindersegens. Alle diese Lieder bewegen sich in einfach schlichten Worten und Rhythmen, aber sie sprechen zum Herzen, wie sie aus dem Herzen des Dichters entströmt sind; sie sind der liebenswürdigste Ausdruck eines treuen, liebevollen Gemüths. Wir können sie nicht eher verlassen, als bis wir den Wunsch ausgesprochen haben, es möchte jeder Vater und jede Mutter sie lesen und beherzigen.

In den epischen Versuchen des Dichters „Martin Luther. Ein lyrisch-epischer Cyklus" (Lpz. 1853) und „Ludwig Capet. Ein historisches Gedicht" (Elberf. 1855) erkennen wir die nämliche tüchtige Gesinnung, wie in seinen Liedern, aber sie sind viel zu lyrisch gehalten. „Martin Luther" ist in einzelne Romanzen oder Lieder aufgelöst, von denen einzelne allerdings vortrefflich sind („Bruder Martin", „St. Peters Dom", „Ufnau", „Der Sohn der Zeit"), die aber durch kein festes Band zusammengehalten werden. Gelungener ist „Ludwig Capet", der zwar auch keinen epischen Gesammteindruck gewährt, aber schon formell dadurch bessere Wirkung macht, daß der Dichter ein einziges Versmaß (fünffüßige gereimte Jamben) festhält und nicht wie im „Luther" die verschiedensten Strophenformen gebraucht.

1. Gottes Segen siebenfach.

Gottessegen, siebenfach,
Ist herabgekommen;
All mein enges Wohngemach
Hat er eingenommen.

Mägdlein drei und Knaben vier —
Sieben blühende Reiser!
Schönrer Stammbaum grünte schier
Selten einem Kaiser.

Knaben vier und Mägdlein drei,
Sieben schwellende Ranken!
Und sie regen sich frisch und frei,
Keine siechen und kranken.

Send, o Sonne, den hellſten Schein
Nieder auf die Lieben,
Daß ſie wachſen und gedeihn,
Meine blühenden Sieben!

Gönn, o Erde, den freiſten Raum
Allen zum Entfalten.
Daß ſie reihen ſich, Baum an Baum,
Um den Stamm, den alten!

2. Franzöſiſch Blut, ein Tröpfelein.

Franzöſiſch Blut, ein Tröpfelein
Das rollt in deinen Adern;
Das fliegt ſo raſch ins Köpfelein
Und macht geſchickt zu hadern.

Es macht dir hell die Aeugelein
Und röthet dir die Wangen; —
Ich hab es von der Mutter mein,
Und du von mir empfangen!

Und ward ich drum ein Franke? nein!
Ich bin ein Deutſcher blieben,
Und lernte nur ſo heißer mein
Geliebtes Deutſchland lieben.

So mags denn immer alſo ſein:
Ich will es nicht beklagen,
Daß du, mein Kind, ein Tröpfelein
Mußt welſchen Blutes tragen!

Der Blume gleichs am edlen Wein,
Dein Tröpflein fremd Geblüte: —
Du biſt ein deutſches Mägdelein
An Geiſt und an Gemüthe!

3. Du liebſt das Händefalten.

Du liebſt das Händefalten,
Mein Sohn, mein dritter Sohn;
Ich ſeh im Geiſt dich walten
Als frommer Prieſter ſchon.

Wer hat es dich gelehret?
Ich ſelber that es nicht;
Doch Keinem ſei gewehret,
Wer ſo die Hände flicht.

Gefaltne Hände werden
Kein böſes Werk begehn,
Wenn gleiche Gottgeberden
Auch tief im Herzen ſtehn.

Eins aber will nicht taugen:
Sie falten nur zum Schein!
Das halte ſtets vor Augen,
Das präge tief dir ein!

Und ſie zu falten immer,
Das iſt vom Argen auch:
Das iſt ein alter, ſchlimmer,
Ein fauler Pfaffenbrauch.

Die Hände ſollſt du regen,
Drum haſt du ſie empfahn!
Sie falten, bringt erſt Segen,
Wenn du dein Werk gethan.

4. Sieben, Sieben! galt die Zahl.

Sieben, Sieben! galt die Zahl
Heilig nicht den Alten?
O, ſo laß uns ſieben Mal
Denn ſie heilig halten!

Heilig muß dem Vater ſein
Jeglich Haupt der Kinder;
Alle ſchließ ins Herz er ein,
Keines mehr noch minder.

Heilig ſei ihm allezeit,
Was ſie heilig achten;
Was ſie halten hochgeweiht,
Soll er nicht verachten.

Heilig ſei ihm all ihr Schmerz,
Ob ſie ſtill ihn tragen,
Oder an der Mutter Herz
Weinend laut ihn klagen.

Heilig ſei ihm ihre Luſt
Und ihr kindlich Scherzen;
Heilig ihm, was unbewußt
Quillt aus ihrem Herzen.

Heilig jeder reine Trieb,
Der nach oben ſtrebet;
O, daß heilig ihnen blieb,
Was ſie heut erhebet! —

Sieben, Sieben! galt die Zahl
Heilig nicht den Alten?
O, ſo laß uns ſieben Mal
Denn ſie heilig halten!

5. Jugendmuth! o, bleib mir treu.

Jugendmuth! o, bleib mir treu
In der Welt, der alten!
Jugendglut! o, ſteh mir bei
In der Welt, der kalten!

Jugendglut! und muß ich arm
Auch durchs Leben wandern,
Halte du das Herz mir warm
Für das Loos der Andern!

Jugendmuth! und ſteh ich klein
Vor der Großen Blicken,
Lehre du mich, ſtolz zu ſein,
Nicht mich feig zu bücken!

Jugendglut! o, laſſe heiß
Für das Schöne glühn mich!
Jugendmuth, des Wahren Preis
Lehre laut und kühn mich!

Jugendglut! o, gieb mir Muth,
Daß ich ſteh fürs Rechte!
Jugendmuth! o, gib mir Glut,
Daß ich haß das Schlechte!

Jugendglut! o, ſteh mir bei
In der Welt, der kalten!
Jugendmuth! o, bleib mir treu
In der Welt, der alten!

sie der „göttliche Drang nach Lebensschöne schuf, der noch im Menschengemüth Nachtönte schöneren Altern, die nun auf immerdar verblüht". Der Anblick der unermeßlichen Sternenwelt gießt ihm Trost ins Herz; es geht ihm eine Welt versunkner Herrlichkeiten auf, zu denen er sich in der Ruhe der Nacht flüchtet. Die Wunder Indiens und Aegyptens, das heitere Griechenland, die Romantik des Mittelalters ziehen vor seinem Geiste vorüber; aber mit dem anbrechenden Tag dringt eine von der kühlen Morgenluft getragene Stimme zu seinem Ohr, welche die Wunder der neuen Zeit der verschwundenen Herrlichkeit entgegensetzt. Ist auch des Schönen Zauber verschwunden, so herrscht jetzt des Wissens Macht, durch welche sich der Mensch zum Herrn der Natur erhebt, deren Gesetze er erforscht und sich unterwirft. Nun folgt eine Reihe von herrlichen Gemälden, in denen der Dichter die Erfindungen des Jahrhunderts vor unsern Augen entrollt. Aber ihm entgeht nicht, daß diese Herrlichkeit zum krassesten Materialismus führt, dessen schauerliche Folgen nicht weniger glücklich geschildert werden. Und nun stellt er in begeisterten Gesängen der nüchternen, von Eigensucht erfüllten, nach dem Götzen des Mammons ringenden Welt des Geistes und Gedankens die der Empfindung und des Herzens, dem Cultus des Goldes den Cultus des Schönen und Idealen entgegen, dem er sein Leben und seine Dichtung widmet, und er schließt, nachdem er in erhabenem Gesang das Vaterland gepriesen, mit der Mahnung an sein Volk, am Idealen festzuhalten, dessen Banner ihm anvertraut ward. „Halte", ruft er ihm zu,

„Hoch halt' es unter den Völkern und walle damit voran
Die Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn."

Die kleinern lyrischen Dichtungen, welche der „Venus" und dem „Schwanenlied" beigefügt waren, finden sich in der größeren Sammlung lyrischer Gedichte wiederholt, welche Hamerling unter dem Titel „Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern" (Prag 1862. 2. verm. Aufl. Hamb. u. Lpz. 1868) herausgab. Ideale Anschauung und Erhabenheit bildet, wie in den bis jetzt erwähnten Dichtungen, so auch den Grundzug der Poesien dieser Sammlung, welche einen großen Reichthum an Gedanken darbietet, die oft durch ihre Neuheit überraschen, ob sie sich gleich ganz ungesucht aus den vorangehenden entwickeln. Man könnte versucht sein, Hamerling mit Platen zusammenzustellen, aber die Aehnlichkeit beider Dichter liegt nur darin, daß Beide nach den Griechen sich gebildet haben, wobei Hamerling jedoch eine größere Freiheit bewahrt hat. Auch hat er offenbar mehr Gemüth als Platen, und endlich ist ihm die schöne Form nicht das Einzige, wornach er strebt, wenn er auch dieser die größte Aufmerksamkeit widmet. Der erhabene Grundton seiner Dichtungen erinnert oft an Schiller, und doch ist kein neuerer Dichter weiter von der Nachahmung desselben entfernt als er. Selbst wo er Gedanken durchführt, die Schiller behandelt hat, entfaltet er die größte Selbstständigkeit. Man vergleiche z. B. die „Lenzesgabe" mit Schillers „Theilung der Erde". Wenn Hamerling sich auch in allen Formen gleich glücklich bewegt, und er den leichten, heiteren, ja oft selbst d humoristischen Ton mit dem schönsten Erfo behandelt, wie seine Liebeslieder und die „D der aus Venedig" beweisen, so möchten w doch im Ganzen den hymnenartigen Gesäng den Vorzug geben, die dem Ernste seines G müths und der Erhabenheit seiner Gemüth stimmung am Meisten entsprechen, und in den sich der lyrische Schwung mit der klaren O jektivität der Darstellung zu wohlthuender Ei heit verbindet. Die große Mannigfaltigkeit d Formen und des Gedankeninhalts dieser Di tungen macht es schwer, den ganzen Umfa und die ganze Tragweite seines Talents einzelnen Beispielen nachzuweisen, um so me als uns der Raum leider nicht erlaubte, ei größere Auswahl zu treffen; doch hoffen w daß es uns mit den nachfolgenden Mittheilu gen gelungen ist, die wesentlichsten Seiten s ner Dichtung zur Anschauung zu bringen.

Noch haben wir, außer seinem größeren Epo auf das wir später zurückkommen, eine klein aber überaus treffliche Dichtung Hamerlings berühren. Im „Germanenzug. Canzone (Wien 1868), dessen vollendet schöne Behan lung der schwierigen Form dem reichen Geha entspricht, erzählt der Dichter die Wahrsagu der Mutter Asia an den Führer der Germane bevor diese die Grenzen Europas überschreite was ihm Gelegenheit giebt, der Liebe, die zu seinem Volke trägt, der hohen Meinun die er von seinem Wesen und seiner Aufga hat, tiefpoetischen Ausdruck zu geben, wo er nicht vergißt, es daran zu erinnern, daß gesendet wurde „als ein Volk der That, leben Nicht bloß als Träumer", und daß sei Stärke nur in seiner Einigkeit besteht.

1. Romanze aus Neapel.

Die schöne Königin der Nacht
Entrollte den Sternenfächer:
Es liegt das Meer in ruhiger Pracht
Und taghell glänzen die Dächer.

O Napoli, du selige Stadt,
Wie blinken deine Zinnen!
Wie winkst du mit schimmernder Berge Grat
Den wonnig entzückten Sinnen!

Gebreitet in den unendlichen Raum
Erscheint den trunknen Gedanken
Der Sternenhimmel ein Weihnachtsbaum
Voll glitzernder Sprossen und Ranken.

Es hängen die Sterne wie Nüsse dran,
Von blankem Silber umflittert;
Tief unten erstaunt der Meeresplan,
Von Stralenwonne durchwittert.

Und siehst du das duftige Felseiland,
Dort wo zur Serenade
Die Wellen rauschen im goldnen Sand
Auf Capris Felsengestade?

Und siehst du verklärt von Zauberschein
Die lauschige Grotte blinken?
Dort, Liebste, wollt ich, wir zögen ein —
Schon seh ich die Meerfee winken.

Dort wogt mit lieblichem Schmeichellaut
Das Meer durch die Felſenhalle,
Und flutet und ebbt und ſchimmert und blaut
Um die Pforte mit luſtigem Schwalle.

Es umloht die Glut, die befeuchtende,
Den Kahn im blauen Reviere,
Das Ruder umſtäuben leuchtende
Demanten und Saphire.

Mit dir in jenes Zauberreich,
Vom blauen Schimmer umfloſſen,
Träum ich mich hin, im Kahne weich
Und wonnig hingegoſſen.

Es wiegt die Liebe, du liebes Kind,
Uns zwiſchen Himmel und Erde;
Wir fragen, ob wir ſchon oben ſind,
Entrückt der irdſchen Beſchwerde?

Denn wo beginnt die Meeresflut?
Wo endet der Aetherbronnen?
Iſt Alles doch in Eine Glut
Hold in einander geronnen! —

Dann kräuſelt ſich plötzlich der blaue Golf,
Wo ſo ruhig die Wellen ſchliefen,
Und es regt ſich der grimme Waſſerwolf
In ſeinen gräulichen Tiefen —

Horch, wie der Wind in die Segel pfeift!
Horch, wie er mit keckem Finger
Tief in die Wogenharfe greift,
Ein toller Minneſinger!

Und es tanzen die Wogen ihr wildes Spiel,
Und es wälzt ihre heulende Rotte
Sich gegen der Liebe ſchönes Aſyl,
Die blauende Wundergrotte.

Wir drinnen aber, wir merkens nicht:
In den Armen des Wonnetraumes
Ruhn wir, geblendet von Glück und Licht,
Auf den bräutlichen Roſen des Schaumes.

Und wie der Blumenglocke Raum
Oft birgt in duftigem Grunde
Zwei Falter und ihren Liebestraum
In maienſeliger Stunde,

Reißt auch die Blume der Sturm dahin,
Die Falter merken und wiſſen
Es nicht: ſo ſterben mit Götterſinn,
In des Abgrunds Arme geriſſen,

Wir Liebende, noch von Roſen umſprüht
Und von blauen Funken umſtoben,
Und ſinken hinunter, ſelig erglüht,
Vereint in des Sturmes Toben.

So, Liebſte, ſo möcht ich den ſchönſten Tod,
Den Tod der Liebe ſterben!
Sind Tod und Liebe doch Morgenroth
Dem irdiſchen Looſe, dem herben.

Es krönen das ſterbliche Menſchengeſchick
Im düſteren Weltgetriebe
Mit einem himmliſchen Augenblick
Der Tod nur und die Liebe.

2. Sanct Baſilius in der Hölle.

„Du warſt ein heilger Mann, Baſil, doch Ketzer auch:
auf deinem Haupt
Ruht ungelöſt der Bannfluch Roms, der dir des Himmels
Anſpruch raubt!"
Mit ſolchem Worte zu Baſil des Himmels Pförtner tritt
herfür
Und weiſt ins ewge Dunkel ihn, und ſchließt ihm Edens
goldne Thür.

Baſilius vernimmt das Wort und ſteigt mit heitrem An-
geſicht
Hinab zur Hölle, wohlgemuth, als giengs ins helle Himmels-
licht.
Es wallt vor ihm ein Engel her mit flügelſchneller Tritte
Schwung,
Zu weiſen ihm im glühenden Pfuhl den ewgen Ort der
Peinigung.

Und offen, ſiehe, gähnt der Schlund, jedoch der Heilge bebet
nicht;
Er blickt hinab mit hellem Aug und mild erglänzt ſein
Angeſicht:
Wars doch, als fiel ein ſanfter Schein, ein ungewiſſer ſelger
Stral
Ins Dunkel und durchzitterte gemach den düſtern Ort der
Qual.

Vorm Angeſicht des Mönchs, ſo hold, ſo fromm verklärt
und engelmild,
Die hölliſche Meute prallt zurück, als wärs ein blanker
Zauberſchild:
Und alle die Verdammten rings wie frohgetröſtet auf ihn
ſchaun,
Als müſſe Himmelsmanna gleich ſtatt Pech und Schwefel
niederthaun.

Da führt der Engel tiefer ihn, wo toller brauſt der Hölle
Spiel
Und Satanaſſe wilder bräun; doch immer lächelt noch Baſil.
Habt ihr geſehn, wie Lava ſtockt, ſich träger wälzt, gerinnt
und ruht?
So ſtockte vor dem Tritt Baſils der flammenrothe Strom
der Glut.

Zu Füßen fallen Funken ihm, als wärens weiche Röſelein,
Zu Nimbus wird ob ſeinem Haupt der Flammenlohe
Widerſchein;
Von oben weht es um ihn her wie Fittige der Seraphim:
Die theilen in der tiefſten Höll des höchſten Himmels Luft
mit ihm.

Da ruft zurück den Heiligen der Engel aus dem Pfuhl empor,
Und bringt zurück zum Pförtner ihn, hoch an des Himmels
goldnem Thor,
Und ſpricht: „O Petrus, dieſen Gaſt, ihn laßt nicht dort
am dunklen Strand:
Nur ein Geringes fehlte noch, ſo löſcht' er aus der Hölle
Brand!" —

Der ſprachs, doch eine Stimme hehr ſich aus der Höh ver-
nehmen ließ:
„Wer in ſich einen Himmel trägt und um ſich ſchafft ein
Paradies,
Dem weigr ich meine Näh umſonſt: tritt in der Heilgen
ſelge Schaar!" —
Denn Himmel und Hölle zwingt der Geiſt, und Gnade führt
ihn wunderbar.

3. Die Vögel.

Selig sind die Geflügelten,
Denn sie wohnen im Elemente des Klanges!

O Mutter Erde, wie du
Die Blumen theilen mußt mit dem Hades,
So mit dem Aether die Vögel!

Ich preise sie,
Die Leichthinschwebenden, immer Beweglichen,
Die Losgelösten vom Mutterbusen, woran
Wir anderen Kinder
So ängstlich kleben: sie aber vertraun sich
Dem starken Vater, dem Aether,
Der in der Höhe sie tränkt
Mit seinem Herzblute, dem Licht,
Und stärket auch die Brüste der Schwächsten.

Licht aber ist Klang. Wer Einmal saugt das Licht,
Dem fließt auch süß der Ton, und Klanggewaltige sind
Auch Drachenbekämpfer. Apollon führt
Die Lyra wie den Bogen,
Es singt der Vogel und stürzt,
Der glanz- und klangfrohe,
Feindselig ewig
Herunter auf den Wurm,
Der stumm ist und im Dunkel dahinkreucht.

Wann endet aber die Kampfesnoth? Wann kommt
Die heilige Sabbathstille? Die höchste Kraft,
O siehe, sie ist auch immer gesellt
Der höchsten Sehnsucht nach Ruhe.
Steig auf den Gipfel der Andes
Und blick empor!
Siehe, den Blick überflügelt der Condor!
Hoch über dir
Zerrinnt er,
Ein schwarzer Tropfen, ins blaue Luftmeer.
Aufwärts reißt ihn nach seliger Stille der Drang
Ueber den ewigen Kampf der Kleinen, und so
Stürzt er einsam empor
Ins himmlische Lichtelement und schläft
Geruhig auf seinen Schwingen.

4. Im Dienste des Schönen.

Wer immer sich dem Dienste weiht des Schönen,
Bereite sich, des Leibes Kelch zu trinken:
Der Wunsch, nicht ruhmlos einst hinab zu sinken,
Wird quälend ihm des Schicksals Neid verpönen.

Entfacht dein Aug die Flamme der Kamönen,
Wird oft auch drin der Glanz der Thräne blinken;
Wenn Lorbeerkränze deinem Haupte winken,
So sei gefaßt, daß Dornen auch es krönen!

Wie selig oft auch deine Pulse beben,
Nicht immer wirst du dich auf Blumen wiegen,
Nicht immer hoch auf goldner Wolke schweben.

Der Muse Liebling kann den Tod besiegen,
Doch beugt dafür den Nacken ihm das Leben,
Und zwingt ihn, schnödem Joche sich zu schmiegen!

5. Das Leben.

Des Lebens Springquell hebt die krystallne Flut
Vom Weltenabgrund ewig ins goldne Licht
Des Himmels aufwärts, aber ewig
Wieder zurück in die Tiefe stürzt er!

Die Säule steigt sehnsüchtigen Sprungs hinan;
Doch eh des Urlichts Quelle sie ganz erreicht,
Zerstäubt die Flut, ohnmächtig ach, in
Tausend verlorene lichte Perlen!

Die aber sprühn hellgoldig im Glanz des Tags,
Und freun des Spiels sich, freun sich der kurzen
Des Aetheranhauchs, überm Abgrund
Eine beglückte Minute schwebend:

Sie jauchzen steigend, jauchzen im Fallen auch,
Und wissen nicht mehr, taumelnd und glanzberaubt
Ob in den Schooß sie der Vernichtung
Oder der ewigen Liebe sinken!

6. Sirocco.

Sirocco, der gliederlösende,
Brütet über dem Golf.
Weiche Nebel hängen herein
Ueber Meer und Stadt,
Und trübe brennen in den Gassen die Lichter,
Die abendlichen:
Doch um so feuriger blitzen
Die schwarzen Augen der Schönen,
Und die weichen Lüfte stimmen das Herz begehrlich.
Ueber den Markt hin lockt es,
Zu folgen dem Schwarm
Der Müßiggänger,
Dieweil er arglos in sich trinkt
Den holderschlaffenden,
Süß-aufregenden,
Unvermerkt das Herz berauschenden Südhauch.

Sie sagen, Müdigkeit triefe von seinen Schwingen
Und lähme, weich-einschmeichelnd, schaffende Thatkraft.
Ich aber lieb ihn:
Himmlische Müdigkeit ist Mutter des Schönen.

Der Adler nicht, der machtvoll kreist um die Gipfel
Hochgebirgs,
Und nicht die Lerche, die fröhlich trillert im Morgenrot,
Du, müder Schwan,
Der hinschmilzt in süßen Gesängen
Auf weichen Fluten des Sees,
Du bist der Vogel Apollons!

7. Lenzesgabe.

Mit seinem Füllhorn kam der Lenz gezogen,
Und Lieblichstes ward links und rechts entsendet,
Glanz ward dem See, dem Strome zugewendet
Und Klang den Vöglein, die da lustig flogen.

Duft ward den Blumen, dran die Bienen sogen,
Azur dem Himmel, Grün dem Hain gespendet:
Und alsbald war die Fülle ganz verschwendet
An Vögel, Bäume, Blumen, Lüfte, Wogen.

Doch als der Lenz mich sah mit bleichen Wangen,
Da sprach er, gleich als ob es ihn gereuet,
Daß leer allein der Dichter ausgegangen:

„Hin gab ich, was die Einzelnen erfreuet,
Doch dir nur schenk ich dieß gesammte Prangen:
Dein Herz versammle, was ich rings zerstreuet!"

8. O trockne diese Thräne nicht.

O trockne diese Thräne nicht,
Die dir im Auge schimmert,
Der Perle gleich, die rein und licht
Im Kelch der Rose flimmert!
Die Liebe wars, die sie gebar,
Der selge Schmerz der Liebe;
Drum schimmert sie so wunderbar —
Ach, daß sie ewig bliebe!

Sie glänzt so rein, sie glänzt so hell —
Mich rührt ihr flüchtig Leben;
Ach, daß, was aus so heilgem Quell
Geflossen, muß verschweben,
Daß, was der reinsten Seele Schacht
Entblühte, schmerzumwittert,
Mit seines Glanzes Wunderpracht
Verschwindet und verzittert!

Sie glänzt so rein, sie glänzt so klar,
In deinem Aug, dem blauen.
Und immer lockt michs wunderbar,
In ihren Glanz zu schauen!
Du schonst der Perle sonst, die licht
Im Kelch der Rose flimmert —
O trockne diese Thräne nicht,
Die dir im Auge schimmert!

9. Vaterlandslied.

Vaterland, geliebtes! umströme dich Glück und Heil,
s Bestes bringen die Zeiten, es werde dir zu Theil!
r, fleh ich, nie mißachte, in neuem Strebensdrang,
s deutschen Namens Ehre gewesen ein Jahrtausend lang!

fache des Geistes Leuchte zu niegesehnem Glanz,
h pflege du das Herz auch; pflege den keuschen Kranz
ffinniger Gefühle; wahre duftig zart
Blume deutschen Gemüthes im frostgen Hauch der Gegenwart.

s Wirklichkeit dir immer für goldne Kränze flicht,
in Volk, der Ideale Bilder stürze nicht!
hn ihre Tempel öde, du walle noch dahin,
ihrer Sternglut bade sich ewig jung der deutsche Sinn!

nn sie dich Träumer schelten, mein Volk erröthe nicht,
ht höre den falschen Propheten, der tadelnd zu dir spricht,
müssest „staatsklug" werden, es heische das Völkerglück
nackten Egoismus, des Urwalds Raubthierpolitik!

n, weil es dir vertraut ward, das Banner des Ideals,
halt es hoch im Schimmer des ewigen Sonnenstrals;
h halt es unter den Völkern, und walle damit voran
Pfade der Gesittung, der Freiheit und des Rechtes Bahn!

hmvoll ist deutsche Treue, hoch gilt Germanenwort:
bleibe, mein Volk, denn ewig des ewigen Rechtes Hort!
m ist, wie dir, entbehrlich Raub, Unrecht oder Trug?
r ist, du größtes der Völker, so sehr wie du sich selbst genug?

zensadel bleibe des deutschen Namens Ruhm,
ht und Wahrheit bleibe sein Palladium;
die starken Säulen, vom Wandel der Zeit umkreist,
lade für alle Zeiten dein Weltreich dir, o deutscher Geist!

Melchior Meyr.

Melchior Meyr, geb. am 28. Juni 1810 zu Ehringen bei Nördlingen im schwäbischen Riesgau, besuchte die deutsche und lateinische Schule zu Nördlingen, die Gymnasien zu Ansbach und Augsburg, die Universitäten München und Heidelberg. In München hörte er die Vorlesungen Schellings, die von großem Einfluß auf seine Entwickelung waren; er gab das begonnene Studium der Jurisprudenz auf, um sich ganz der Dichtkunst und Philosophie zu widmen. Das Jahr 1837 verbrachte er zu Erlangen im freundlichem Verkehr mit Rückert; nach dreijährigem Aufenthalt in München reiste er im Spätjahr 1840 nach Berlin, wo er im Umgang mit den bedeutendsten Männern in Kunst und Wissenschaft zwölf Jahre verweilte, den philosophischen und politischen Kämpfen beiwohnte und unter kritischer und journalistischer Thätigkeit zu der Bildung reifte, die er in seinen Werken dargelegt hat. Seitdem lebt er abwechselnd in München und in seiner Heimat, mit poetischen Produktionen und philosophischen Forschungen beschäftigt.

Unter den neueren Dichtern gehört Melchior Meyr zu denjenigen, welchen die Anerkennung nicht zu Theil geworden zu sein scheint, die ihnen gebührt. Zwar haben seine Erzählungen ein großes und dankbares Publikum gefunden, auch haben seine Dramen eine Zeitlang Beifall geerntet, dagegen scheinen seine lyrischen „Gedichte" (Berl. 1857) nur Wenigen bekannt geworden zu sein. Und doch gehören sie zu dem Besten und Schönsten, was die neuere Zeit hervorgebracht hat. Sie befriedigen in gleicher Weise durch ihren gedankenreichen Inhalt, wie durch ihre schöne Form, durch ihre Wahrheit wie durch die poetische Auffassung und Durchführung. Der Dichter versichert uns in einem lesenswerthen Vorwort, daß in seinen Gedichten nichts Gemachtes, nichts willkürlich Erfundenes zu finden sei; es hätte dieser Versicherung nicht bedurft, man wird selbst bei dem flüchtigsten Durchlesen derselben überzeugt, daß sie aus seinem Innern erwachsen sind, daß sie Erlebnisse seines Denkens und Strebens darstellen. Man wird allerdings oft an andere Dichter erinnert, an Göthe, an Schiller, an Platen, allein abgesehen davon, daß es eben kein übles Zeichen ist, wenn man an solche Größen erinnert wird, so kann von einer eigentlichen Nachbildung oder Benutzung keineswegs die Rede sein, wie denn der Dichter, einem Vorwurf der Art zuvorkommend, in einem Spruch selbst sagt:

„Im Einzelnen mag ich euch ähnlich sein,
Das Ganze jedoch ist einzig mein."

Mit Schiller hat Melchior Meyr allerdings eine große Verwandtschaft: wie in jenem großen Dichter entwickelt sich gleichzeitig der Trieb zur poetischen Produktion und zur philosophischen Spekulation; mit Göthe hat er die Lust zum Fabulieren, den Drang, das Erlebte poetisch zu gestalten, gemein; sein kräftig männlicher Charakter, seine Begeisterung für die Kunst erinnert an Platen, auch ist er kampfbereit wie dieser. Aber alles Dieß ist er auf eigenthümliche selbstständige Weise, die zum

Theil dadurch bedingt ist, daß er, obgleich hochgebildet, doch seinen volksmäßigen Ursprung nie verläugnet. Dieser tritt in seinen Dichtungen unverkennbar hervor und beurkundet sich schon durch den echt volksthümlichen Humor, der viele derselben beseelt, so wie durch die naive Auffassung der Natur und des Lebens. Wir erkennen diese volksthümliche Ader schon in seinen Liebesliedern, in denen sich die reinste, liebenswürdigste Empfindung ausspricht, die warm und tief gefühlt sind, ohne in schrankenlose Leidenschaftlichkeit zu verfallen. Wenn die Gedanken, wie z. B. in dem Gedicht „An ein schönes Mädchen" (8), auch nicht neu sind, so mögen sie doch kaum jemals besser ausgedrückt worden sein.

Wie Alles überhaupt, so sind auch seine Epigramme gedankenreich; mehrere wie die „Antwort" (1) und „Das Hündchen" (2) erinnern in so fern an Göthes Epigramme aus Venedig, als sie von demselben heitern Geiste beseelt sind. Welche Stoffe Melchior Meyr auch behandelt, er ist immer mit ganzer Seele und mit seinem ganzen Talent dabei; während er die ernsten Verhältnisse des Lebens mit edler Würde darstellt, entfaltet er den reichsten Humor, wenn er dessen heitere Seiten schildert. So ist der „Bruder Lustig im neunzehnten Jahrhundert", aus welchem wir zwei Stücke mitgetheilt haben (4. 5), ein kleines Meisterwerk humoristischer Auffassung und Darstellung. Wie köstlich ist diese Schilderung eines fidelen und gemüthlichen Lumpen, wie ergötzlich sind die einzelnen Situationen erdacht und durchgeführt und wie philosophisch wahr ist der Schluß, denn solche Naturen wie der Bruder Lustig werden, vor Allem in Deutschland, wenn sie ausgetobt haben, insgemein die ärgsten Philister, weil sie außer dem jugendlichen Uebermuth und Leichtsinn Nichts haben, was ihnen im Leben einen Halt geben könnte.

Die „Religiösen Gedichte" sind Ergüsse einer wahren und warmen Inbrunst; sie erbauen und erheben unendlich mehr als die pietistischen Seufzerlein, weil sie nicht mit dem religiösen Gefühl spielen, weil sie aus dem tiefsten Gottesbewußtsein hervorgegangen sind (7). Des Dichters frommer Sinn spricht sich nicht bloß in den „Religiösen Gedichten" aus, er offenbart sich auch in solchen, in welchen er seine Lebensanschauung poetisch entwickelt und Lebensweisheit lehrt (6). — Daß der Dichter der „Erzählungen aus dem Ries" auch das äußere Leben poetisch ergreifen und plastisch gestalten kann, bedarf kaum der Erwähnung; ein schönes Beispiel davon ist der treffliche „Junisonntag", in welchem er uns eine Reihe von lebensvollen und anschaulichen Bildern von dem Treiben des Volkes an einem schönen Sommertag vorführt.

Wie in der Behandlung des Stoffes, so ist Meyr auch in der Behandlung der Form und der Sprache durchaus glücklich. Meist liebt er einfachen Strophen- und Versbau, doch ist er in dieser Einfachheit sehr mannigfaltig. Indeß beherrscht er auch die schwierigen Formen mit großer Gewandtheit; seine „Sonette" wie seine „Oden" (3) sind von großem Wohllaut, wie er in ihnen eine große Kunst der Composition an den Tag legt.

1. Antwort.

Welch ein Geschäft ich erwählt, mein Freund? ich lieb
ich lobe,
Und so verbring ich gewiß lieblich und löblich die

2. Das Hündchen.

Niemals war ich dem Hundegeschlecht ein besonderer Gö
Und ich begriff nur schwer Andrer Vergnügen dara
Doch seitdem mit Gekos mein Mädchen das muntere Hünd
Welches zu Hause gekauft mir zu der Holden gesel
Streichelte (und ich sahs, nicht ohne des Herrn zu g
ken!) —
Fand ich so traut und so nett Nichts als ein sc
Geschöpf.
Wie es an mir aufhüpft, der ich gut und freundlich es l
Wie es so schön mir thut, wie es so lustig mir bell
Und mir scheint in der Welt kein Bild so bedeutend
heimlich,
Als wenn spät, da ich still wandre den dämmer
Pfad,
Munter das Thier mich umkreist und in gleichem, gem
nem Laufe
Ueber der Au Nachtgrün ziehet den helleren Streif.

3. Der Wein.

Freunde, leer und los von Gefühl sein, hieß zwar
Göttlich schon, doch bleibt mir verhaßt auch Ein
Wenn sie klar und kalt der geliebten Erde
Bilder betrachtet.

Reicht den Wein mir her, daß erglüht die Wan
Daß in Lieb und Lust ich beseligt schwelge,
Daß vor Aug und Herz mir bezaubernd holde
Schöpfungen gaukeln

Himmelstrank! — Als einst den verbotnen A
Aß der Mensch, trieb Gott ihn hinaus zur P
Bannte streng ihn fort zu so vielen öden,
Traurigen Stunden.

Da erschien ihm drauf die verhängte Strafe,
Doch zu groß und schwer, und er schenket di
Daß du manchmal doch ihn versenkst in Ebe
Selige Fülle!

4. Aus „Bruder Lustig".

Ihr Reichen, die ihr jeden Wein
In euren Kellern führet,
Ihr wißt nicht, welche Seligkeit
Das Herz beim Trinken rühret.

Ihr laßt als Herrn euch nur herab,
Die Sorten zu probieren.
Und nickt ihr Beifall, müssen sie
Zuletzt sich gratulieren.

Mir, wenn das Glück mir eine gönnt
Von den berühmten Lagen,
Ists ein Ereigniß, eine Lust,
In Worten nicht zu sagen.

Ein Wunder steht die Flasche da!
Es würde der Entzückte
Nicht daran glauben, wenn er sie
Nicht mit den Händen drückte.

Karl Gerok.

Karl Gerok, geb. am 30. Jan. 1815 zu Stuttgart, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo sein poetisches Talent unter Gust. Schwabs Leitung geweckt wurde. Von 1832 bis 1836 studierte er Theologie in Tübingen, besuchte aber auch die Vorlesungen von Baur, Strauß und Vischer. Nach vollendeten Studien wurde er Predigergehülfe seines Vaters in Stuttgart, 1840 Repetent am Tübinger Seminar, 1844 Diakonus in Böblingen und 1849 Prediger in Stuttgart, wo er noch als Dekan lebt.

So großen Beifall seine „Predigten" (3 Bde. Stuttg. 1863—1865) fanden, so wurde er doch vorzüglich durch seine „Palmblätter" (Stuttg. 1857. 9. Aufl. 1865), bekannt, welche in vier Abtheilungen („Heilige Worte, Heilige Zeiten, Heilige Berge, Heilige Wasser") eine Reihenfolge von poetischen Erläuterungen biblischer Stellen enthalten. Bald sind es ganze Verse des Alten oder Neuen Testaments, bald einzelne Sätze und oft sogar nur einzelne Worte, welche der Dichter gleichsam glossiert, weshalb er es auch liebt, diese in den Strophen als Refrain erscheinen zu lassen, welchen er mit großem Geschick und Glück behandelt. Dieß konnte ihm aber nur gelingen, weil ihm in der Ausführung des Themas großer Gedankenreichthum zu Gebote steht. Man merkt es bald, daß der Dichter als Kanzelredner gewohnt ist, aus scheinbar bedeutungslosen oder wenig ergiebigen Sätzen eine Fülle von Gedanken oder Anschauungen zu gewinnen, und es tönen seine Dichtungen oft wie versificierte Predigten. Auch zeugen sie in der That mehr von rhetorischer Kraft als von poetischer Begeisterung. Aber eben deshalb sind sie auch, obgleich von strenger Gläubigkeit, doch von aller nebelhaften Schwärmerei entfernt, die sich bei religiösen Dichtungen sonst so leicht und gern eindrängt. Vielmehr sind sie von der erfreulichsten Klarheit, und wenn auch die Gedanken, die er aus seinem Thema schöpft, oft überraschen, so stehen sie doch immer zu einander im strengsten logischen Zusammenhang. Bewundernswürdig ist namentlich das Geschick, mit welchem der Dichter verschiedenartige Gedankenreihen an einander knüpft, wie er aus der Darstellung biblischer Geschichten oder Verhältnisse den Uebergang zu Betrachtungen findet, die sich an die Gegenwart wenden. In ähnlicher Weise und mit gleichem Geschick hat Gerok in den „Pfingstrosen" (Stuttg. 1864) die Apostelgeschichte behandelt.

Der Sturm im Meer.

Matth. 9, 21—27.

Es braust der See Tiberias,
Es schwankt das leichte Boot,
Die Jünger kämpfen schreckensblaß
Mit schwerer Sturmesnoth,
Er aber schläft mit Frieden
Als wie im sichern Haus
In seligem Ermüden
Vom heißen Tagwerk aus.

Er schläft, umrollt vom Donnerhall,
Vom Wetterschein umblitzt,
Er schläft, gewiegt vom Wogenschwall,
Von Gischt und Schaum umspritzt,
Er schläft, die Wellen decken
Das schwache Schifflein schier,
Da kreischts in jähem Schrecken:
Herr, hilf, sonst sinken wir!

„Kleingläubige, was zagt ihr doch?"
Sieh da, vom Sturm umwallt,
Ersteht im Schifflein still und hoch
Die herrliche Gestalt,
Reckt in die Wetternächte,
Reckt in das Sturmgebrüll
Die königliche Rechte —
Und Wind und Meer wird still.

Und ob der See noch leise schäumt
Und tief im Grunde kocht,
Die Elemente sind gezäumt,
Der Abgrund unterjocht:
Der Donner kennt die Stimme,
Davor die Welt erbleicht,
Daß er in dumpfem Grimme
Sich ins Gebirge schleicht.

Mit blankem Schlegel wie ein Schwan,
Gelassen schwebt das Boot
Dahin auf spiegelheller Bahn
Im milden Abendroth;
Die Menschen aber fragen:
Was ist das für ein Mann,
Vor dem die Stürme zagen? —
Und beten Jesum an.

Ja, bet ihn an, und wenn dein Schiff
Auf wilden Wogen schwebt,
Und wenn vor Klipp und Felsenriff
Dein schwaches Herze bebt,
Und wenn im Sturm und Wetter
Auf Menschen kein Verlaß,
Dann, Seele, ruf den Retter
Vom See Tiberias!

Und schweigt er dir und schläft er noch:
Halt an und ruf mit Macht,
Zur rechten Stunde hört er doch,
Ist nie zu spät erwacht,
Reckt in die Wetternächte,
Reckt in das Sturmgebrüll
Die königliche Rechte —
Und Wind und Meer wird still.

Und wenn durchs Herz das wilde Heer
Der Leidenschaften stürmt,
Die Seele wie ein zornig Meer
Sich hoch in Wogen thürmt,
Dann weck vom Schlummerkissen
Im Herzensgrunde tief,
Im innersten Gewissen
Den Meister, der da schlief.

Ersteht im Herzen still und mild
Die himmlische Gestalt,
Dann legt vor seinem Friedensbild
Sich Sturm und Unruh bald;
Dann schwebt auf ebnem Pfade
Dein gottgelaßner Sinn
Im Friedenshauch der Gnade
Sanft ob dem Abgrund hin.

Herr Jeſu bleibſt nur du am Bord
Mein göttlicher Pilot,
Dann ſchwimmt mein Schifflein fröhlich fort,
Dann fürcht ich keine Noth,
In deinem Gotteſchirme
Land ich auf ebner Bahn
Durch Sonnenſchein und Stürme
Im Port des Friedens an.

Julius Groſſe.

Julius Groſſe iſt durch ſeine epiſchen und amatiſchen Dichtungen zu wohlverdientem ihme gelangt, es müſſen dieſelben in einem iteren Abſchnitte beſprochen werden. Wenn auch als Lyriker in ſeinen „Gedichten" (Kaſ- 1857) nicht die nämliche Höhe erreicht, und n ihm nicht mit Unrecht Ungleichheit in der handlung, ſowie Verſtöße gegen den guten ſchmack vorwirft, ſo iſt doch auch in ſolchen dern, deren Mängel nicht entſchuldigt wer- können, eine poetiſche Ader nicht zu ver- nen und ſie ſind bei allen ihren Fehlern den dichten mancher anderer Dichter vorzuziehen, das Höchſte geleiſtet zu haben vermeinen, n die Form ihrer Lieder nur recht ſauber alten iſt. Wir gehören keineswegs zu den- igen, welche die Form für eine Nebenſache ten, vielmehr haben wir hier und an an- n Orten ſchon oft Gelegenheit gehabt, es zuſprechen, daß nur die Dichtung auf Leben ſpruch machen kann, die bei tiefem Gehalt eine künſtleriſche Geſtaltung hat; allein n dieſe keinen entſprechenden Inhalt dar- et, ſo wird das Gedicht möglicher Weiſe Zeitlang Anerkennung finden, aber bald d man wahrnehmen, daß man ſich durch Schein hatte täuſchen laſſen. Neben jenen rgelhaften Dichtungen finden ſich aber bei offe nicht wenige andere, die auch formell adelhaft ſind, und dieſe erregen ein um ſo Beres Wohlgefallen, als ſie friſch empfan- und mit jugendlicher Kühnheit ausgeführt . Gern vertieft er ſich in das Düſtere und haurige, das er in grellen Farben mit einem beinahe zu ängſtlichem Detail ausmalt; d mit eben ſo großer Vorliebe geißelt er das chleriſche Pfaffenthum und die Tyrannen- rthſchaft geiſt- und gemüthloſer Regierungen, s übrigens eine Beſchlagnahme der Gedichte r Folge hatte. Aber neben dieſen treffen wir ch manches tiefgefühlte Liebeslied, das des chters poetiſches Talent noch lebendiger her- rtreten läßt.

1. Fiammetta.

Kleines Mädchen, kleines Mädchen
Mit den tiefen, dunklen Augen,
Weißt Du ſchon, wozu ſie taugen,
Und wie feucht die ſanfte Pracht,
Wenn das Herz voll Scham und Sorgen,
Still verborgen,
An ein ſüßes Glück gedacht?

Schelmiſch Mädchen, ſchelmiſch Mädchen
Mit den kleinen, weißen Händen,
Kennſt Du ſchon die ſüßen Spenden:
Blick und Gruß und Druck der Hand?
Mit den Augen träumend ſchweifſt Du,
Spielend greifſt Du,
In die Lüfte unverwandt.

Süßes Mädchen, ſüßes Mädchen,
Immer laß Dein Lied ertönen
In der Sommernacht, der ſchönen,
Die von Träumen zärtlich glüht!
Pries doch Mancher ſchon verwegen
Liebesſegen,
Der ihm ſelbſt noch nie geblüht!

Aber plötzlich warum ſchweigſt Du,
Thränenthau ins Aug ergoſſen?
Iſt die Knoſpe ſchon erſchloſſen?
Wohl, ſein Schwellen thut es kund:
Schon geküßt von Morgenſtralen
Süßer Qualen,
Schon geküßt ward dieſer Mund!

2. Erſte Liebe.

So hat noch Niemand mit mir gethan!
An beiden Händen faßt' er mich an
Und ſchaute mir in die Seele,
So unwiderſtehlich, ſo tief hinein,
Als wollt er ſchaun, wo ein Fältelein
Ihm Etwas noch verhehle.

So hat noch Niemand mich gefragt!
Was ich gejubelt, was ich geklagt,
Das ruht nun in ſeinem Herzen.
Die ganze Welt ward mir zum Traum;
Bin ich es ſelbſt noch? Ich weiß es kaum,
Mich blendets wie Weihnachtskerzen.

So hat noch Niemand mich geküßt!
Nicht Vater, noch Mutter beim heilgen Chriſt
Nach all den bunten Geſchenken!
Doch alle nun gäb ich mit Lächeln hin,
So fröhlich iſt mir, ſo ſelig zu Sinn,
Darf ich an ihn nur denken.

Adolf Schults.

Adolf Schults, geb. am 5. Juni 1820 in Elberfeld, war der Sohn eines Seidenwebers von der ſtrengſten kirchlichen Richtung; ſeine Mutter, eine Franzöſin, die durch die Kriege der Republik nach Deutſchland verſchlagen worden war, hatte das lebhafte Temperament ihres Volks und eine den Stand ihres Mannes weit überragende Bildung. Schults brachte ſeine Kinderjahre in einer faſt ländlichen Zurückgezogenheit zu, in welcher er die Liebe zur Natur und das tiefere Verſtändniß derſelben gewann, aber zugleich eine Schüchternheit, die er nie überwand und die damals ſo groß war, daß er ſchon am erſten Tage der Realſchule entlief, in der er nach Vollendung der Elementarſchule ſeine weitere Ausbildung erhalten ſollte, und daß er trotz aller Vorſtellungen nicht wieder in dieſelbe zu bringen war. Er trat

im 14. Jahre in ein Handlungshaus als Lehrling und hat von dieser Zeit an bis an sein Ende mit Abneigung, aber mit Fleiß und Pflichttreue als Comptoirist gearbeitet, seine freie Zeit für seine Ausbildung mit eiserner Geduld und Ausdauer benutzend. Im J. 1843 heirathete er, aber obgleich seine Gattin ihm mit der hingebendsten und aufopferndsten Liebe zugethan war, und er sich in ihrem Besitz glücklich fühlte, begann bald darauf eine Reihe von trüben Tagen, die ihn bis an seines Lebens Ende begleiteten. Sein Widerwillen gegen seinen Beruf verstimmte ihn von Tag zu Tag mehr; dazu kamen peinliche Kopfbeschwerden (er hatte sich dieselben dadurch zugezogen, daß er bei einer Kahnfahrt ins Wasser gestürzt war); der Gebrauch der Bäder in Homburg (1845) hatte keinen glücklichen Erfolg. Zwar war seine ökonomische Stellung mit der Zeit besser geworden, aber die Vermehrung seiner Familie vermehrte mit den Ausgaben auch die Sorgen, die täglich drückender wurden und seine Nervenreizbarkeit steigerten. Nach längerem Siechthum starb er am 2. April 1858.

Die ersten Versuche, mit welchen Adolf Schults öffentlich auftrat („Gedichte. Erste Samml." Magdeb. 1843. 2. Aufl. 1847) erregten sogleich ein günstiges Vorurtheil für den jungen Dichter. Wenn auch Manches im Gehalt wie in der Form zu wünschen übrig ließ, so erfreute die Jugendfrische, die Schärfe und Klarheit der Sprache, die körnige Einfachheit des Ausdrucks, die Wahrheit und Tiefe der Empfindung, die sich in den meisten Gedichten kund gab. Einzelnes war sogar vortrefflich, namentlich die „Blumenlieder" und die Naturbilder, welche an die Erscheinungen der sichtbaren Welt geistreiche Ideen anknüpften, so wie die inhaltreichen Reimsprüche. Die darauf folgenden „Märzgesänge. 25 Zeitgedichte" (Magdeb. 1848), in denen er sich mit leicht erklärlicher Bitterkeit über die socialen Zustände aussprach, wurden von den zur nämlichen Zeit erschienenen „Liedern aus Wisconsin" (Ebd. 1848) weit übertroffen, die in schwungvollen Weisen die Freiheit mit Begeisterung besingen. Unglücklich dagegen war der Gedanke, in den „Leierkastenliedern" (Meurs 1849) bekannte ältere Gesänge in bänkelsängerischem Ton umzuformen. Sein Talent trat erst in den drei weiteren Sammlungen „Haus und Welt. Neuere Gedichte" (Elberf. 1851), „Zu Hause. Ein lyrischer Cyklus" (Ebd. 1851) und „Der Harfner am Heerd" (Ebd. 1856) in seiner vollsten Kraft und Eigenthümlichkeit hervor. In „Haus und Welt", dem die „Lieder aus Wisconsin" und die „Märzgesänge" wieder beigefügt waren, schildert der Dichter den Druck, der auf dem Leben des Proletariers lastet, die Sorgen, die sein Dasein verkümmern und verbittern, aber auch die Innigkeit der Liebe, welche das Elend ertragen läßt, mit rührender Wahrheit. Von der nämlichen Wehmuth durchdrungen sind die Lieder, welche die Sammlung „Zu Hause" bilden, in denen alle Beziehungen des häuslichen Lebens mit eben so viel Gefühl als Treue poetisch verklärt werden. Im „Harfner am Heerd" schildert der Dichter mehr die Lichtseiten des häuslichen Lebens; er eröffnet uns darin die ganze Tiefe des Vaterherzens, die ganze Innigkeit des liebenden Gatten. Die erste Abtheilung „Siebenfacher Segen" ist seinen sieben Kindern gewidmet, denen er nach Geschlecht, Alter, Neigung und Anlagen in einfach herzlicher Weise warm empfundene Worte zuruft und dabei den tiefsten Blick in seine eigene schöne Seele eröffnet, die sich der heiligen Aufgabe eines Vaters bewußt und von begeisterter Liebe für das Vaterland und die ganze Menschheit durchdrungen ist. In der zweiten Abtheilung „Neue Jugend" schildert er die frische Kraft, die ihn bei den wachsenden Anforderungen des Lebens erfüllt; er spricht sich Muth zu, die alten Leiden zu vergessen, sein Herz für das Elend seiner Mitmenschen warm zu erhalten, oder er versenkt sich in die Zeit seiner ersten und einzigen Liebe, in der er die treue Gattin gefunden, welcher die dritte Abtheilung „Leid und Lust" ganz gewidmet ist. Bald schildert er seinen Schmerz bei ihrer gefahrvollen Krankheit, bald sein Glück über ihre Genesung, oder er preist ihre aufopfernde Thätigkeit, ihre sich nie verläugnende Liebe, oder er freut sich mit ihr des blühenden Kindersegens. Alle diese Lieder bewegen sich in einfach schlichten Worten und Rhythmen, aber sie sprechen zum Herzen, wie sie aus dem Herzen des Dichters entströmt sind; sie sind der liebenswürdigste Ausdruck eines treuen, liebevollen Gemüths. Wir können sie nicht eher verlassen, als bis wir den Wunsch ausgesprochen haben, es möchte jeder Vater und jede Mutter sie lesen und beherzigen.

In den epischen Versuchen des Dichters „Martin Luther. Ein lyrisch-epischer Cyklus" (Lpz. 1853) und „Ludwig Capet. Ein historisches Gedicht" (Elberf. 1855) erkennen wir die nämliche tüchtige Gesinnung, wie in seinen Liedern, aber sie sind viel zu lyrisch gehalten. „Martin Luther" ist in einzelne Romanzen oder Lieder aufgelöst, von denen einzelne allerdings vortrefflich sind („Bruder Martin", „St. Peters Dom", „Ufnau", „Der Sohn der Zeit"), die aber durch kein festes Band zusammengehalten werden. Gelungener ist „Ludwig Capet", der zwar auch keinen epischen Gesammteindruck gewährt, aber schon formell dadurch bessere Wirkung macht, daß der Dichter ein einziges Versmaß (fünffüßige gereimte Jamben) festhält und nicht wie im „Luther" die verschiedensten Strophenformen gebraucht.

1. Gottes Segen siebenfach.

Gottessegen, siebenfach,
Ist herabgekommen;
All mein enges Wohngemach
Hat er eingenommen.

Mägdlein drei und Knaben vier —
Sieben blühende Reiser!
Schönrer Stammbaum grünte schier
Selten einem Kaiser.

Knaben vier und Mägdlein drei,
Sieben schwellende Ranken!
Und sie regen sich frisch und frei,
Keine siechen und kranken.

Send, o Sonne, den hellſten Schein
Nieder auf die Lieben,
Daß ſie wachſen und gedeihn,
Meine blühenden Sieben!

Gönn, o Erde, den freiſten Raum
Allen zum Entfalten.
Daß ſie reihen ſich, Baum an Baum,
Um den Stamm, den alten!

Franzöſiſch Blut, ein Tröpfelein.

Franzöſiſch Blut, ein Tröpfelein
Das rollt in deinen Adern;
Das fliegt ſo raſch ins Köpfelein
Und macht geſchickt zu hadern.

Es macht dir hell die Aeugelein
Und röthet dir die Wangen; —
Ich hab es von der Mutter mein,
Und du von mir empfangen!

Und ward ich drum ein Franke? nein!
Ich bin ein Deutſcher blieben,
Und lernte nur ſo heißer mein
Geliebtes Deutſchland lieben.

So mags denn immer alſo ſein:
Ich will es nicht beklagen,
Daß du, mein Kind, ein Tröpfelein
Mußt welſchen Blutes tragen!

Der Blume gleichs am edlen Wein,
Dein Tröpflein fremd Geblüte: —
Du biſt ein deutſches Mägdelein
An Geiſt und an Gemüthe!

3. Du liebſt das Händefalten.

Du liebſt das Händefalten,
Mein Sohn, mein dritter Sohn;
Ich ſeh im Geiſt dich walten
Als frommer Prieſter ſchon.

Wer hat es dich gelehret?
Ich ſelber that es nicht;
Doch Keinem ſei gewehret,
Wer ſo die Hände flicht.

Gefaltne Hände werden
Kein böſes Werk begehn,
Wenn gleiche Gottgeberden
Auch tief im Herzen ſtehn.

Eins aber will nicht taugen:
Sie falten nur zum Schein!
Das halte ſtets vor Augen,
Das präge tief dir ein!

Und ſie zu falten immer,
Das iſt vom Argen auch:
Das iſt ein alter, ſchlimmer,
Ein fauler Pfaffenbrauch.

Die Hände ſollſt du regen,
Drum haſt du ſie empfahn!
Sie falten, bringt erſt Segen,
Wenn du dein Werk gethan.

4. Sieben, Sieben! galt die Zahl.

Sieben, Sieben! galt die Zahl
Heilig nicht den Alten?
O, ſo laß uns ſieben Mal
Denn ſie heilig halten!

Heilig muß dem Vater ſein
Jeglich Haupt der Kinder;
Alle ſchließ ins Herz er ein,
Keines mehr noch minder.

Heilig ſei ihm allezeit,
Was ſie heilig achten;
Was ſie halten hochgeweiht,
Soll er nicht verachten.

Heilig ſei ihm all ihr Schmerz,
Ob ſie ſtill ihn tragen,
Oder an der Mutter Herz
Weinend laut ihn klagen.

Heilig ſei ihm ihre Luſt
Und ihr kindlich Scherzen;
Heilig ihm, was unbewußt
Quillt aus ihrem Herzen.

Heilig jeder reine Trieb,
Der nach oben ſtrebet;
O, daß heilig ihnen blieb,
Was ſie heut erhebet! —

Sieben, Sieben! galt die Zahl
Heilig nicht den Alten?
O, ſo laß uns ſieben Mal
Denn ſie heilig halten!

5. Jugendmuth! o, bleib mir treu.

Jugendmuth! o, bleib mir treu
In der Welt, der alten!
Jugendglut! o, ſteh mir bei
In der Welt, der kalten!

Jugendglut! und muß ich arm
Auch durchs Leben wandern,
Halte du das Herz mir warm
Für das Loos der Andern!

Jugendmuth! und ſteh ich klein
Vor der Großen Blicken,
Lehre du mich, ſtolz zu ſein,
Nicht mich feig zu bücken!

Jugendglut! o, laſſe heiß
Für das Schöne glühn mich!
Jugendmuth, des Wahren Preis
Lehre laut und kühn mich!

Jugendglut! o, gieb mir Muth,
Daß ich ſteh fürs Rechte!
Jugendmuth! o, gib mir Glut,
Daß ich haß das Schlechte!

Jugendglut! o, ſteh mir bei
In der Welt, der kalten!
Jugendmuth! o, bleib mir treu
In der Welt, der alten!

6. Deine Brust, die vielgetreue.

Deine Brust, die vielgetreue,
Die mit tausend Sorgen rang,
Die von Jahr zu Jahr aufs Neue
Tausend Schmerzen still bezwang;
Wie ein Held nach schweren Siegen
Endlich sinken muß dahin,
Also muß sie nun erliegen,
Die getreue Dulderin!

Deine Hand, die nimmermüde,
Die so treulich, für und für,
Wie ein stiller Gottesfriede
Hütete die Schwelle mir —:
Die, der Deinen Glück zu schaffen,
Nimmermehr gerastet hat —
Endlich muß sie doch erschlaffen,
Und sie senkt sich todesmatt.

Und dein Auge, spät und frühe
Forschend mit besorgtem Blick,
Ob der Kindlein Wange blühe,
Trübe Nichts ihr stilles Glück;
O, dein Auge, mit dem süßen
Liebereichen milden Schein —
Endlich muß es doch sich schließen,
Balde wirds erloschen sein!

Und der Mund, der mich vor Zeiten
Durch ein leises Ja beglückt
In der Stunde, der geweihten,
Eh mich noch sein Kuß entzückt: —
Der da sprach: ich bin dein eigen,
Bin dein eigen ganz und gar!
O, der Mund — er soll nun schweigen,
Schweigen nun auf immerdar!

O, wie soll ichs lernen tragen,
Dieses unermeßne Weh?
Dir auf ewig soll ich sagen,
Ach auf ewig dir Ade?! —
Wie ein Held nach langen Siegen
Ach, so sinkst du nun dahin,
Ach, so mußt du nun erliegen,
Du getreue Dulderin!

Ernst Heinrich Pfeilschmidt.

Ernst Heinrich Pfeilschmidt, geb. am 20. Okt. 1809 zu Großenhayn, besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt, seit seinem 12. Jahre mehrere Privatanstalten in Dresden. Im J. 1823 trat er in eine lithographische Anstalt und besuchte zugleich die Akademie der Künste. In Folge eigenthümlicher Umstände entsagte er dem künstlerischen Beruf und faßte, 17 J. alt, den Entschluß, Theologie zu studieren. Die Schwierigkeiten, die sich ihm bei seiner Mittellosigkeit, seinem vorgerückten Alter und dem Mangel an der nöthigen Vorbildung entgegenstellten, überwand er durch seinen kräftigen Willen und die menschenfreundliche Unterstützung eines ihm wohlwollenden Geistlichen. Nachdem er sich durch Privatunterricht hinlänglich vorbereitet hatte, trat er 1826 in die Kreuzschule und bezog 1830 die Universität Leipzig, wo er neben den theologischen Vorlesungen auch allgemein wissenschaftliche besuchte. Im dritten Jahre seines Studiums wurde ihm der erste Preis für eine bei der Reinhardschen Stiftungsdeputation eingereichte Predigt zu Theil. Nach vollendeter Universitätszeit und glücklich abgelegten Prüfungen kehrte er nach Dresden zurück, wirkte eine Zeitlang als Hauslehrer, wurde 1834 Collaborator an der Kreuzschule und 1838 Diakonus an der Annenkirche, mit welchem Amt das eines Hausgeistlichen am Maternispital verbunden war. Außerdem wurde er zum Hausgeistlichen der Blindenanstalt ernannt, um die er sich vielfach verdient machte, sowie er auch als geistlicher Lokal-Schulinspektor eine erfolgreiche Wirksamkeit entfaltete.

Von der umfassenden schriftstellerischen Thätigkeit Pfeilschmidts (er hat außer Predigten und Gelegenheitsreden mehrere historische Werke verfaßt) haben wir hier nur seine Dichtungen ins Auge zu fassen. Er trat erst in älteren Jahren mit denselben in die Oeffentlichkeit, aber wenn ihnen auch jugendliche Begeisterung abgeht, so sind sie doch voll Kraft und männlicher Innigkeit, und es weht in ihnen ein Geist liebenswürdiger Milde, der den Leser wohlthuend anspricht. Die „Heiligen Zeiten“ (Lpz. 1858) enthalten eine Reihe von Gedichten, welche zunächst durch kirchliche Feste hervorgerufen wurden. Aber wenn man in ihnen gereimte Erklärungen der Evangelien und Episteln oder allgemeine Stoßseufzer suchen wollte, würde man sich sehr getäuscht finden; die Gedichte sind zwar durchaus von religiösem und frommem Sinn eingegeben, aber sie sind nicht beschränkt kirchlich, sondern großherzig christlich, wie denn der Dichter in dem einleitenden Gesang den Wunsch ausspricht, „daß in Herzen, warm und wahr, Welt und Kirche sich versöhne“. Die „Heiligen Zeiten“ befassen sich eben so wenig mit dogmatischen Erörterungen, vielmehr sind es Worte des Lebens, die sie verkünden, Worte der Liebe, die dem reinsten Christusglauben entquollen und die der Dichter geschickt an die Bedeutung irgend eines Festes zu knüpfen weiß (1), oder er wird durch das Fest an menschliche Verhältnisse erinnert, die er im Geiste des echten, milden Christenthums darstellt („Am heiligen Abend“). Mehrmals kleidet der Dichter seine Ideen in Gleichnisse und Allegorien ein, die er mit großem Geschick zu behandeln versteht (2. 3). In allen diesen Liedern, sowie in den eingestreuten epischen Dichtungen waltet tief poetische Anschauung, die von einer leichten und wohllautenden Darstellung, fließenden Reimen und gut gebauten Versen getragen und gehoben wird.

1. Der heilige Tag.

Einst kam der Erd eine heilige Nacht
Herauf über Bethlehems Auen,
Da haben die Engel eine Botschaft gebracht,
Die erfüllt wir noch immer nicht schauen.

Sie ließen den heiligen Lobgesang
Das „Ehre sei Gott!“ dort erschallen;
Doch „Frieden auf Erden!“ ihr Lied auch erklang,
„Und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Wo iſt nun der Frieden? Im Nord oder Süd?
Wo Morgen und Abend ſich ſcheidet?
Im Hauſe? Im Staat? Auf der Kirche Gebiet?
Wo der Arme den Reichen beneidet?

Ich finde ihn nimmer! Ich ſchaue den Streit,
Den wilden, vom Haſſe entbrannten.
Es hat der Glaube die Brüder entzweit,
Die nach Chriſti Namen ſich nannten.

Es darbt noch immer ein hungerndes Heer
Von Wittwen, von Waiſen, von Alten,
Und immer noch waltet, an Mitleid leer,
Die Selbſtſucht in tauſend Geſtalten.

Drum komm, drum komm, du heiliger Tag,
Doch endlich ein Mal auf Erden,
Wo die Liebe, die göttliche, Alles vermag,
Wo zu Brüdern die Streitenden werden!

Komm, heiliger Tag, wo der Glaube nicht mehr
Geſtattet, den Bruder zu haſſen;
Komm, heiliger Tag, wo der Reiche nicht leer
An Gütern den Armen wird laſſen!

Komm, zünd in der Herzen Tempelraum
Die Kerzen der Lieb an, die lichten!
Komm, pflanz in die Seelen den Weihnachtsbaum
Des Friedens mit goldenen Früchten!

Dann iſt der Engel Verheißung erfüllt;
Dann jauchzen — nicht himmliſche Heere,
Nein, Menſchen, der Himmliſchen Ebenbild:
„Dem Urquell der Liebe ſei Ehre!“

2. Ein Gleichniß.

Hart war der Winter. Ringsum lag
Des Schneees viel und bei ſich ſprach
Der Winter drob: „Es ſoll fortan
Kein Frühling mehr der Erde nahn!“

Und juſt, als ſo der Winter ſpricht,
Verkriecht ſich ſcheu das Sonnenlicht;
Laut knarrt und dröhnt des Fluſſes Eis,
Vom Schnee belaſtet bricht das Reis.

Der Winter freut ſich wohlgemuth,
Daß Alles ſeinen Willen thut.
Schon richtet er ſich wohnlich ein,
Dünkt ſich des Landes Herr zu ſein.

Doch ach! Kein Monat geht ins Land,
Hat ſich ſein Glück in Leid gewandt.
Hell ſcheint die Sonn am Himmelsblau
Herab auf Berg und Thal und Au.

Und aus den Zweigen wunderbar
Dringt ungezählter Knoſpen Schaar.
Die Erde eilt, mit jungem Grün
Sich ſchmückend, bräutlich aufzublühn.

Sie blüht. Es lacht im Sonnenglanz
Der Fluß zu ſeiner Fiſche Tanz,
Indeß voll Luſt im nahen Wald
Das Lied der Frühlingsſänger ſchallt.

Der Menſch auch fühlte, daß neue Kraft
Sich weithin regt, und er entrafft
Sich träger Ruh. Aus engem Haus
Eilt in die Flur der Menſch hinaus.

Er eilt hinaus; er jauchzt, er ſpricht:
„Der Winter bannt den Frühling nicht.
Er kommt, ob auch das Machtgebot
Des härtſten Winters ihn bedroht.

„Er kommt: er ſiegt. Es fragt das Licht
Der Sonne nach dem Winter nicht.
Die Sonne ſcheint. Sie hat den Muth,
Daß ſie, was ihres Rechts iſt, thut!“

So ſpricht, wenn froh der Frühling naht,
Der Menſch und lernt: „Es iſt die That,
Die That, die friſche, iſt die Kraft,
Die Frühling aus dem Winter ſchafft!“

3. Vom Schmied und ſeiner Werkſtatt.

Ich kenn ein kleines verborgenes Haus,
Da gehen viel Leute ſtets ein und aus.
Ein Schmied wohnt drin. Den ganzen Tag
Und die Nacht durch pocht ſein Hammerſchlag.

Das kleine Haus iſt das Menſchenherz,
Ein geht und aus die Freude und der Schmerz,
Viel Gutes und Böſes verkehren auch dort,
Und erſcheinen im Leben als That und als Wort.

Der Schmied iſt der Puls, der raſtlos ſich regt,
Von ſeinem Schlag wird das Haus bewegt,
Wenn er nicht mehr hämmert, dann wirds ſtill,
Das geſchieht, wenn Gott, ſein Meiſter, es will.

Dann zieht nicht die Freude mehr und der Schmerz
In das kleine Haus, in das Menſchenherz.
Vom Böſen, vom Guten geſchieden ſtehts leer,
Bald zerfällt es in Aſche — der Schmied iſt nicht mehr.

Doch was er gehämmert bei Tag und bei Nacht,
Was er Gutes gewirkt und Böſes vollbracht.
Vor der Welt er geweſen, im Stillen geſchafft,
Das bleibt, das hat ewige Lebenskraft.

So ſchmiede denn raſtlos in mir fort,
Du wackrer Geſell, nach des Meiſters Wort,
Laß ſprühen die Funken! Zur Arbeit brav!
Nach tüchtigem Thun winkt ſanft der Schlaf.

Carl Siebel.

Carl Siebel, geb. den 13. Jan. 1836 zu Barmen, erhielt zuerſt Privatunterricht im väterlichen Hauſe, beſuchte dann die Realſchule ſeiner Vaterſtadt und hierauf die höhere Lehranſtalt zu Scheydt. Im J. 1850 trat er als Lehrling in das Handelsgeſchäft ſeines Vaters; da er dieſen Beruf nicht freiwillig gewählt und wenig Neigung zu demſelben hatte, ergriff ihn Mißſtimmung und ſelbſt Verbitterung, die er durch Beſchäftigung mit der Poeſie zu bemeiſtern ſuchte. Seine erſten Verſuche erſchienen im Jahre 1853 im „Album aus dem Wupperthal“. Die Jahre 1856 bis 1859 brachte er in Berlin und England, mit Studien und literariſcher Thätigkeit beſchäftigt, zu. In der Abſicht, auch nach Frankreich zu gehen, beſuchte er 1860 die Seinigen in Barmen; da er ſich aber bald darauf verlobte und heirathete, ſah

er sich dadurch veranlaßt, als Handelsgehülfe in das Geschäft seines Vaters einzutreten*).

Noch bevor Siebel seine größeren Reisen antrat, gab er unter dem Namen Emil Thilva eine Dichtung „Tannhäuser" (Iserlohn 1854) heraus, die im J. 1858 mit einer anderen Dichtung: „Ein Sohn der Zeit. Aphorismen aus der Gegenwart" vermehrt erschien. Die Sage ist in eigenthümlicher Weise aufgefaßt; Siebels Dichtung faßt, so zu sagen, die beiden Theile des Göthe'schen Faust in einen engen Rahmen zusammen, wodurch das Ganze freilich allzu skizzenhaft wird. Doch tritt der Gedanke, der der Dichtung zum Grunde liegt, klar genug hervor und die Darstellung verräth schon eine große Herrschaft über Sprache, Rhythmus und Reim. „Ein Sohn der Zeit" hat eine epischere Gestaltung als der „Tannhäuser", obgleich auch hier das Skizzenhafte noch nicht überwunden ist und die einzelnen Bilder nicht auch äußerlich verknüpft sind. Der Stoff ist bedeutend und wäre einer größeren Ausführung werth. Der Erzählung ist eine Reihe von lyrischen Gedichten angefügt, die im Sinne des modernen „Sohnes der Zeit" gedacht sind und daher Manches enthalten, was nur in diesem Umstand seine Rechtfertigung findet. Weitaus bedeutender sind die zwei Sammlungen lyrischer Gedichte, welche Siebel später erscheinen ließ: „Gedichte" (Lpz. 1856. 2. Aufl. Iserlohn 1859. 3. Aufl. Ebd. 1863) und „Arabesken" (Ebd. 1861). Das allgemeine Urtheil über die in diesen beiden Sammlungen mitgetheilten Dichtungen müßte schon günstig ausfallen, wenn man nur die Mannigfaltigkeit der Stoffe, den großen Reichthum an sinnvollen Gedanken, die schöne, melodische Form, welche viel hervorragende Componisten bewogen hat, sie in Musik zu setzen, wenn man nur die edle und korrekte Sprache ins Auge fassen wollte; es muß sich das Urtheil aber noch günstiger gestalten, wenn man in das Einzelne eingeht. Wir wollen uns bei den Liebes-, Wein- und Wanderliedern nicht aufhalten, so viel Schönes und Tüchtiges sie darbieten, so reizend sie die Heiterkeit des liebenden Gemüths, das Glück des jugendlichen Frohsinns darstellen; wir wollen auch die Abtheilung: „Aus der Innenwelt. Beschauliches und Stimmungen" mit ihren gedankenvollen Liedern und inhaltreichen Sprüchen, so wie die hymnenartigen Gedichte in den „Arabesken" nur im Vorübergehen erwähnen, um sogleich auf das aufmerksam zu machen, was wir für das Vortrefflichste von Allem halten: dieß sind die „Bilder aus dem Leben", welche den ersten Abschnitt der „Gedichte" bilden. Der Dichter beurkundet schon seinen Beruf dadurch, daß er in dem engsten Rahmen und mit den einfachsten Mitteln die vollständigsten Gemälde vorführt, denen zum Gesammteindruck auch nicht der leiseste Pinselstrich fehlt. Und sie entfalten ein so tiefes Verständniß des Menschenherzens, eine so wohlthuende Liebe zum Menschengeschlecht, eine so tiefe Empfindung für die Leiden der Armen und Unglücklichen, daß wir in dem Dichter auch den Menschen lieb gewinnen müssen, der uns in so tief empfundenen, warmen Worten zuruft, daß die Liebe das ewige Leben ist („Begrabe deine Todten"). Der Dichter hat das Leben und die Menschen tief beobachtet, aber nicht bloß mit dem Auge des Verstandes, sondern auch, wenn wir das Bild gebrauchen dürfen, mit den Fühlhörnern des Herzens, daher offenbart er uns die geheimsten Regungen der menschlichen Seele, indem er ihnen poetische Gestaltung gibt. Er schildert mit gleichem Glück die Stimmungen der höhern, wie der niedern Stände („Haß und Liebe", „Holzhacker"), die Kindesliebe („Mutter und Sohn"), das erwachende Gefühl und Bewußtsein der Liebe in der aufblühenden „Jungfrau", die Liebe der Gattin („Die zweite Frau"), die auch der Tod nicht schwächen kann („Großmütterlein"), die des Mannes („Ein Wittwer"), die Mutterliebe in „Das unglückliche Kind" und drei ergreifenden Bildern aus des Lebens Nachtseite („Mädchen und Mutter", „Eine andere Gefallene", „Die Kindesmörderin") und die Vaterliebe („Arzt und Vater"), und eben so vertieft er sich in das Leben, Sinnen und Treiben der Kinderwelt („Mairegen"), in das Leben und Fühlen der Armen („Ein Bettlerkind"), in das Leben derer, die einsam ihr Dasein vertrauern müssen und ihr Elend um so tiefer fühlen, je wärmer ihr Herz für die Liebe schlägt („Ein einsam Kämmerlein"). — „Religion und Liebe. Roman aus

*) Obiges war schon gedruckt, als wir die schmerzliche Nachricht erhielten, daß der Dichter, von Madeira zurückgekehrt, wo er Heilung einer Brustkrankheit gesucht hatte, am 10. Mai 1868 in Elberfeld gestorben ist.

:m Tagebuche eines Anonymen" (Hamb. 1860), :r ohne Namen des Verfaſſers erſchien, erzählt :e Lebens- und Entwickelungsgeſchichte eines ıngen Theologen, der durch Einfluß eines :iſtreichen und edlen Freundes, ſo wie auch :s ſchrankenloſen Lebens in Paris allmählich ɔn der ſtrengen Orthodoxie zum Atheismus bergeht, trotz dieſer Umwandlung eine Pfarr- elle annimmt und in dieſer Ruhe, Glück und llgemeine Achtung findet, weil er ſich in jedem ebensverhältniß als einen edlen Charakter er- eiſt. Allerdings iſt das Ganze mit großer ſychologiſchen Schärfe durchgeführt; allein ein olcher Charakter iſt doch nur eine Ausnahme, nd eine Ausnahme kann nicht der Vorwurf ines Kunſtwerks ſein.

1. Das unglückliche Kind.

„Ihm iſt nicht wohl; er hat geklagt!
O könnt ich tragen ſeinen Schmerz!
Wärs ſchlimm nicht, hätt er Nichts geſagt,
Mein einzger Bub, mein ſüßes Herz!
Ich hör ihn nahn! er wird es ſein!"
Die Mutter ſpringt herzu geſchwind.
Und ſieh: auf Krücken wankt herein
Ein arm, unglücklich, traurig Kind.

Achtjährig ſcheint es achtzig alt; —
Die Wangen eingefallen ſind,
Die Bruſt neigt ſich zur Erde bald —
Ein arm, unglücklich, traurig Kind!
Und neben ihm mit leichtem Muth
Zwei Mädchen tanzen froh herein;
Zwei kleine, friſch, wie Milch und Blut;
Das ſind des Armen Schweſterlein.

Die Mutter ſieht die Beiden nicht; —
„Mein einzger Bub! mein ſüßes Herz!"
Hebt auf den Schooß ihn ſanft und ſpricht:
„Wie iſt dir? legte ſich der Schmerz?" —
Die Mädchen ſchmiegen ſich heran,
Ob nicht für ſie ein Muttergruß; —
Sie ſchaut nur ihren Buben an —
Und ſpricht ihm zu mit Wort und Kuß.

„Schenk, Mutter, mir das bunte Band!
O bitte, liebe Mutter du!" —
Die Kleinſte faſſet ihre Hand
Und ſpricht ihr lächelnd, ſchmeichelnd zu.
Sie nimmt das Band von ihrer Bruſt,
Schaut fragend ihren Knaben an: —
„Willſt dus nicht, meine einzge Luſt?!"
Und giebts dem armen Buben dann.

Die Beiden gehn zur Seite hin
Und tändeln bald in Spiel und Spaß —
Es hat ſchon längſt ihr froher Sinn
Vergeſſen, daß man ſie vergaß.
Er ſchmiegt ſich an der Mutter Bruſt
Und lächelt ſelig und beglückt.
Und lächelt er — ſo ſtralt in Luſt
Der Mutter Auge hoch entzückt. —

Iſt denn die Mutterliebe blind?
O ſieh! zur Seit die Mägdelein, —
Ein arm, unglücklich, traurig Kind
Sollt ihrem Herzen lieber ſein?
Das iſt, was ewig wunderbar:
Schlägt die Natur die Wunden nur,
Giebt jederzeit auch immerdar
Erſatz und Balſam die Natur.

Ein Kind — auf Krücken ſchleichts einher —
Genießen wirds ſein Leben nie! —
O! wenn es nie geboren wär,
Wohl beſſer wärs; — und dennoch, ſieh!
Es ſchmiegt ſich an der Mutter Bruſt
Zufrieden, ſelig und beglückt.
Und lächelt es — ſo ſtralt in Luſt
Der Mutter Auge hoch entzückt.

2. Holzhacker.

Er hackt ſein Holz Jahr ein, Jahr aus,
Müht ſich vom frühſten Morgen;
Und ſie beſiegt im kleinen Haus
Die tauſend großen Sorgen.

Tropft Abends ihm der heiße Schweiß
Von ſeiner Stirne nieder;
Sie trocknet ſanft, ſie trocknet leis
Die furchenreiche wieder. —

So haben ſorgen ſie gemußt
Seit langen, harten Jahren.
Und Keiner hat es wohl gewußt,
Wie glücklich Beide waren.

3. Mädchen und Mutter.

Blühende Wange! lächelndes Aug!
Mädchen und Kind, und über den Zwein
Duftet und ſchäkert des Frühlings Hauch,
Spielet des Lenzes ſonniger Schein.

„Grüß dich Gott, du roſige Maid.
Wem bewahrſt du die Knoſpe im Arm?
Selbſt nicht entwachſen der Frühlingszeit,
Wahrſt du vor Dornen ſie, hältſt du ſie warm?"

„„Wem?"" Sie ſprach und wußte nicht was,
„„Wem? ich weiß nicht!"" und unbewußt
Wurde ſie roth und wurde ſie blaß,
Drückte ſie feſter das Kind an die Bruſt.

Weiter gieng ich; da rannen heiß
Perlen zwei ihre Wangen herab.
„„Spottet man auch! der Himmel weiß,
O mein Kind, wie lieb ich dich hab!""

4. Ein Wittwer.

„Willſt du nicht weiter ſingen
Und hoch mich laſſen ſpringen?
O bitte! thu es doch,
Glaubſt du, ich fürcht mich noch?"
Ein blondgelockter Kleiner
Steht auf des Vaters Schooß:
„So groß wie ich, iſt keiner!
O Vater! ſieh, wie groß!"

Ernſt ſind des Vaters Mienen,
Schwermuth ſchwebt über ihnen,
Und wie zur Erd er blickt,
Wird eine Thrän zerdrückt.
Dann preßt er ſeinen Kleinen
Bewegt an ſeine Bruſt: —
„Vater! du mußt nicht weinen,
Sonſt mit ich weinen muß!"

Er faßt die kleinen Hände
Und ſchaut — als wollt ohn Ende
Er in die großen blaun
Unſchuldgen Augen ſchaun:
„Dieſelben Augen ſind es,
Es iſt derſelbe Blick, —
Nun ruht im Glück des Kindes
Stets meiner Liebe Glück!

Es ſteht von ihrem Lieben
In jedem Blick geſchrieben!
O dürfte ſie ſich hier
An ihm erfreun mit mir!"
Und wieder preßt den Knaben
Er feſt an ſeine Bruſt:
„Du meine höchſte Gabe,
Du meine größte Luſt!"

5. Erſte Liebe.

„Wie ſie mich Alle betrachten!
Wie ſie mich Alle beſehn!
Denken und ahnen wohl Alle,
Was doch ſo ſtille geſchehn." —
Die Sonntagsglocken läuten
Und locken feierlich.
Die Sonne ſcheint. Die Schöpfung
Sonntäglich ſchmücket ſich.
Im Herzen Feierfreude,
Geht Jung und Alt hinaus —
Wandert mit müßgem Schritte
Den Weg zum Gotteshaus.

„Doch käme er nun gegangen,
Glaub, daß erröthen ich müßt.
Hätt ich nur erſt es geſtanden —
Wenn es die Mutter nur wüßt! —
Gieng ich mit ihm dann zur Kirche,
Schmiegt mich an ihn heran:
Die Leute alle ſchauten
Uns wohl verwundert an!" —
Es ſtralt ihr blaues Auge,
Die Wange färbt ſich leis; —
Der Buſen hebt ſich ſelig,
So leicht und doch ſo heiß.

Wie werden Alle mich grüßen!
Schon hör ich reden ſie laut:
„Denk nur — er hat's ihr geſtanden,
Sie iſt die glückliche Braut!" —
Und ſieh, es bleiben ſchüchtern
Die Burſchen alle ſtehn
Und wagen kaum ihr kühnlich
Ins ſchöne Aug zu ſehn!
Sonſt toben ſie und jauchzen
Selbſt nach der Kirche hin —
Doch ſtets — kommt ſie gegangen,
Wird ſtill ihr wilder Sinn.

„Wie ſie mich Alle betrachten!
Wie ſie mich Alle beſehn!
Denken und ahnen wohl Alle,
Was doch ſo ſtille geſchehn!" —
Nun tritt ſie in die Kirche,
Auch hier beſchaut man ſie; —
Sie denkt an ihn und ſinket
Erröthend auf die Knie.
Darf ſies? Nur Ein Gedanke
Beweget ihren Sinn;
Nie betete ſie tiefer —
Sie betet mit für ihn.

6. Begrabe deine Todten.

Begrabe deine Todten
Tief in dein Herz hinein,
So werden ſie dein Leben,
Lebendige Todte ſein;

So werden ſie im Herzen
Stets wieder auferſtehn,
Als gute, lichte Engel
Mit dir durchs Leben gehn.

Begrab dein eigen Leben
In Andrer Herz hinein;
So wirſt du, und biſt du ein Todter,
Ein ewig Lebender ſein!

Georg Wilhelm Schulze.

Georg Wilhelm Schulze, geb. am 7
1830 zu Göttingen, verlor ſeine Eltern
im zarteſten Knabenalter. Nach des
Tod brach für ihn und ſeine vier Geſ
durch bittere Armuth eine Zeit ſchwere
an, in der ſie in alle Welt zerſtreut w
Nach mancherlei Schickſalen kam Georg S
in das Waiſenhaus ſeiner Vaterſtadt, w
weil er ſtudieren wollte, geſtattet wurd
Gymnaſium zu beſuchen. Da er Viele

hatte und zudem Privatunterricht er-
mußte, auch eine gefährliche Augenkrank-
nen Eifer lange Zeit hemmte, konnte es
r der angestrengteste Fleiß möglich machen,
1850 die Universität zu beziehen, um
ie zu studieren. Auch jetzt mußte er
nen Unterhalt durch Ertheilung von
nterricht verschaffen. Seine größte
war ihm, in Göttingen oder in den
irchen der Umgegend zu predigen, wo-
ine seltene Rednergabe entwickelte, die,
ner jugendlich-feurigen Glaubensinnig-
erstützt, ihm vielfache Anerkennung er-
unter Anderm den homiletischen und
en Preis. Nach abgelaufener Studien-
nachdem er sich die Würde eines Doc-
Philosophie erworben, wurde er im
6 Hauslehrer und hierauf Seelsorger
lenburg; 1858 gieng er als Erzieher
ngen Barons nach Berlin, wo er im
0 als Missionsprediger in die Dienste
doner Gesellschaft zur Verbreitung des
thums unter den Juden trat, in wel-
llung er noch jetzt wirkt.
zes „Geistliche Lieder" (Halle 1858.
Ebd. 1866) gehören zu den besten
ungen in diesem Gebiete. Sie sind der
Ausdruck seines innigen Gottvertrauens,
in allen Lagen des Lebens begleitet,
rüben Stunden gestärkt und mit neuem
nuthe erfüllt hat. Es ist begreiflich,
e der sehr zahlreichen Gedichte die näm-
edanken wiederholen, doch erhalten sie
visse Neuheit, da sie der Dichter auf
ene innere und äußere Verhältnisse be-
Liebe zu Christus, der selbst die Liebe
rsicht in Gottes ewige Güte, Hingebung
Willen bilden die Grundlage dieser
die auch in formeller Hinsicht Anerken-
dienen. Die pietistische Färbung, die
s kund gibt, mag vielleicht manchen
stoßen, allein wir glauben, daß auch
der Poesie wie im Leben berechtigt ist,
sich von Heuchelei und Glaubenshoch-
n hält. Mit großer Gewandtheit macht
nd da von der Alliteration Gebrauch,
eich oft gehäuft, doch immer ungesucht
(2).

be Geduld, Gott wird Dir bald helfen."

Ob auch Deine Sonne sinket,
Dir nicht scheint des Mondes Stral,
Ob kein golden Sternlein blinket
In der Trübsal finsterm Thal:
Trau auf Gott! auf Deinem Pfade
Führt getreu Dich Seine Huld!
Harr auf Ihn und seine Gnade,
Einst wirds hell! O hab Geduld!

Ob Du nimmer kannst verstehen
Seines Waltens Wunderrath,
Wenn Du siehst die Seinen gehen
Bittrer Leiden Dornenpfad,
Während Sünder herrlich leben
Trotz des Frevels und der Schuld:
Dort wird Er den Schleier heben,
Dort wirds hell! O hab Geduld!

Ob Du nicht kannst Frieden finden,
Trost nicht für Dein armes Herz,
Ob der Muth Dir will entschwinden
In des Lebens Angst und Schmerz:
Zage nicht: Gott wird es wenden!
Hoff auf Seine Vaterhuld!
Deines Leidens Nacht wird enden,
Bald wirds hell! O hab Geduld!

Wie die kleinen Vöglein kommen
Abends all ins traute Nest,
So nimmt droben auf die Frommen,
Der die Seinen nicht verläßt.
Drum auf Ihn wirf Deine Sorgen,
Denn Er sorgt für Dich voll Huld!
Nach der Nacht giebt er den Morgen,
Dann wirds hell! O hab Geduld!

2. Zur Frühlingszeit.

Leise lispeln linde Lenzeslüfte,
Luft und Liebe lächelt überall,
Blauer Blümlein süße Balsamdüfte
Wehen wonnig über Berg und Thal.

Frei von Fesseln fließt die frohe Welle,
Flutet fort durch Wald und Wiesenplan,
Und des Haines helle Silberquelle
Wallt erwacht die duftumflossne Bahn.

Gottes Odem haucht mit weichem Wehen
Frühlingskindern lieblich Leben ein,
Aus der Erde Schooß sie schön erstehen,
Aufgeküßt vom lichten Sonnenschein.

Alles lebt zu neuem Leben wieder,
Freut sich fröhlich frischer Frühlingspracht.
Segnend heben Engel ihr Gefieder
Ueber Gottes Welt in stiller Nacht.

Alles liebt im milden Maienlichte,
In der selgen Zeit der Lieb und Lust,
Alles lobt vor Seinem Angesichte
Gott den Herrn mit dankerfüllter Brust.

Alles betet. In den Blüthenbäumen
Lobend laut ein Chor von Sängern singt,
Hebt sich hoch hin zu des Himmels Räumen,
Daß sein Lied weit aller Welt erklingt;

Wenn der Mond aus Abenwolken leuchtet,
Himmelan der Blumen Opfer steigt,
Und von Thauesperlen mild befeuchtet
Blüth und Blatt sich duftig nieder neigt.

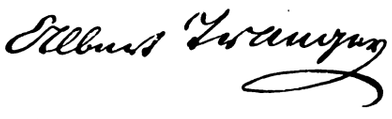
Frühling ist der Betaltar der Frommen,
Gottes Herold; rings sein Ruf erschallt:
„Lobt den Herrn, der segnend ist gekommen,
Lobt den Herrn in Flur und Feld und Wald!"

Und so wolln wir dankend niederfallen,
In der Lerche Frühlied stimmen ein,
In das Abendlied der Nachtigallen,
Süß erklingend bei dem Sternenschein.

Wolln Ihn loben, bis wir einst Ihn sehen,
Droben auf des Himmels heilgen Höhn,
Und in selger Klarheit schaun erstehen
Jenen ewgen Frühling licht und schön!

Albert Traeger.

Albert Traeger, geb. zu Augsburg am 12. Juni 1826, erhielt seine Schulbildung zu Naumburg an der Saale, wohin seine Eltern gezogen waren, als er kaum das achte Lebensjahr erreicht hatte. Er studierte von 1848 bis 1851 in Halle und Leipzig die Rechte und Staatswissenschaften und lebt seit 1862 als Rechtsanwalt und Notar in Cölleda (Thüringen). Er hat das „Leipziger Sonntagsblatt zur Unterhaltung für alle Stände" begründet und von 1859 bis 1864 herausgegeben.



Albert Traeger ist einer der talentvollsten Lyriker der neuesten Zeit. In seinen „Gedichten" (Lpz. 1858. 5. neuvermehrte Aufl. Ebd. 1866) entfaltet er ein liebevolles Gemüth, das alle schönen und edlen Regungen des menschlichen Herzens mit tiefer Innigkeit erfaßt und mit der lebendigsten Wahrheit und oft in wenigen Zügen auf das Anschaulichste poetisch zu gestalten weiß. Das innere Leben und Fühlen des Weibes mit seiner unerschöpflichen Liebesfülle, mit seiner sich nie verläugnenden Aufopferungsfähigkeit ist kaum jemals inniger geschildert worden, und insbesondere sind diejenigen Lieder Ergüsse der tiefsten und wahrsten, aus dem Herzen unmittelbar quellenden Empfindung, in denen er das Mutterherz und die Mutterliebe besingt, die selbst über das Grab hinaus ihre segnende Macht bewahrt, deren Keime schon im Gemüthe des heranwachsenden Mädchens liegen, das den Bruder mit liebender Sorgfalt hütet. Seine Liebeslieder sind nicht weniger vortrefflich, nicht weniger der Ausdruck wahrer Empfindung, ob er das Glück oder den Schmerz der Liebe besingt, und es berühren diese letzteren namentlich wohlthätig, weil sich des Dichters edle Gesinnung in ihnen ausspricht, der auch für die treulose Geliebte nur Segensworte hat. Wie glücklich er in der Darstellung der verschiedensten Stimmungen ist, beweist die Liederreihe, die er unter dem Titel „Kleinigkeiten" zusammenfaßt und in denen er, wie übrigens auch in manchen andern, den rein menschlichen Gefühlen der Treue, der Freundschaft, des Mitleids warmen Ausdruck gibt. Ueberhaupt ist das lebendige Mitgefühl für die Leiden der Menschen eine der schönsten Seiten des Dichters; Niemand wird die „Den Armen" gewidmete Liederreihe ohne Rührung lesen, in welcher er den so oft verkannten Seelenadel der vom Leben Bedrängten mit hinreißenden Worten darstellt. Auch dürfen wir seine Vaterlandslieder nicht vergessen, in denen er auf der Höhe der politischen Anschauung steht. Im Ganzen weht ein gewisser schwermüthiger Geist durch Traegers Gedichte, der aber meist durch glaubensvolle Zuversicht auf die Zukunft veredelt ist. Seine Sprache ist von großer Einfachheit, die Darstellung immer würdig und edel, der Versbau von erfreulichem Wohllaut. Seinen gebildeten Geschmack hat Traeger in den von ihm veranstalteten Sammlungen „Stimmen der Liebe" (Lpz. u. Heidelb. 1861), „Deutsche Lieder in Volkes Herz und Mund" (Lpz. 1864) und „Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter" (Lpz. 1865) an den Tag gelegt. „Die letzte Puppe" (Wien 1864) ist eine höchst anmuthige, geist- und poesiereiche Soloscene, „Die Uebergänge" (Lpz. u. Heidelb. 1860) zeugen von Talent für die Novelle.

1. Mutterherz.

Ich hörte trauern Euch und klagen,
Daß kalt die Welt und liebeleer,
Und mitleidsvoll muß ich Euch fragen:
Habt Ihr denn keine Mutter mehr?
Habt Ihr die Mutter schon vergessen,
Das treue Herz, dran Ihr geruht,
Den Schooß, drinn Ihr so weich gesessen,
So sicher wie in Gottes Hut?

Die Mutter seht mit süßen Schauern,
Die auf dem Arm ihr Kindlein trägt:
So lange wird die Liebe dauern,
So lang ein Mutterherz noch schlägt!
O Mutterherz, du Born der Milde,
Du gottgeweihter, heilger Ort,
Haßt auch die Welt, die rauhe, wilde,
In dir weilt still die Liebe fort.

Du lebst nur in des Kindes Leben,
Sonnst dich in seiner Freuden Glanz,
Sein Leiden nur macht dich erbeben,
Und deiner selbst vergißt du ganz;
Gequält, gemartert und zerstechen,
Liebst du im herbsten Schmerze noch,
Vom Kinde frevelnd selbst gebrochen,
Im Brechen segnest du es doch!

Drum, hält Euch Gram und Leid umfangen,
Seid eigner Schuld Ihr Euch bewußt,
So lehnt die thränenfeuchten Wangen
An Eurer Mutter treue Bruſt;
Und iſt die Mutter Euch geſchieden,
Weint Ihr allein in finſtrer Nacht,
O glaubt: ihr Herz ließ ſie hinieden,
Es hielt bei ihrem Kinde Wacht!

2. Dämmerſtunde.

Wenn ſich der Sonne letzter Schimmer
Sacht fortſtahl übers Nachbardach,
Bin einſam ich in meinem Zimmer,
Und ſtille Träume werden wach.

Die führen mich von meinem Sitze
Ins ferne wohlbekannte Haus,
Dort von des Tages Laſt und Hitze
Ruht eine alte Frau jetzt aus.

Die Stirn gefurcht, gefurcht die Wangen,
Die Lippen welk, das Haupt bereift,
Sie läßt es matt herniederhangen,
Indeß der Blick ins Weite ſchweift;

Der Blick, aus dem mit Jugendfeuer
Ein voller Stral der Liebe bricht,
Nichts iſt ſo ſchön mir und ſo theuer,
Als dieſes treue Angeſicht.

Sonſt that des Tages letzter Schatten
Noch keinen Einhalt ihrer Kraft,
Nun aber fühlt ſie ſich ermatten,
Seit nicht mehr für den Sohn ſie ſchafft.

Der Sohn — ſie hat das Haupt erhoben,
Es klopft das Herz, die Lippe bebt,
Dabei gefaltet ſie nach oben
Die frommen Hände zitternd hebt.

Da fühl ich, wie der gleiche Schauer
Durch meine tiefſte Seele geht,
Und alles Sehnen, alle Trauer
Sich friedlich löſen im Gebet.

Geſegnet, heilge Dämmerſtunde:
Die lang und weit geſchieden ſind,
Du einſt in ſtiller Andacht Bunde
Die Mutter wieder und ihr Kind.

3. Mein Stern.

[illegible] Dein Auge freundlich auf mir weilen,
[illegible]lickt mir Ruhe tief ins Herz hinein;
[illegible] ſich die Wolken vor der Sonne theilen,
[illegible]ht all mein Schmerz vor ſeinem milden Schein.

[illegible]lt ich als Kind mein Abendſprüchlein lallen,
[illegible]n ſah ich fromm zu einem Stern empor:
[illegible]war mein Stern, ich fand ihn unter allen,
[illegible] ich mit meiner Kindheit ihn verlor.

[illegible]ruhen auf mir Deine lieben Augen,
[illegible]denen meiner Kindheit Himmel lacht,
[illegible]nn ſehe ſtets aus ihrer Tiefe tauchen
[illegible]den verlornen Stern in alter Pracht.

4. Ein Gruß.

Bei Dir ſah ich die Roſen blühen,
Ich folgte Dir durch Wald und Au,
Wir ſchauten ſtill den Tag verglühen,
Es kühlte uns des Abends Thau;
Wie weich die Luft, wie zaubriſch helle,
Dein Auge feucht, Dein Blick ſo mild,
Und auf des Fluſſes flüchtger Welle
Wiegt ſchaukelnd ſich des Mondes Bild.

Wie hab ich ganz und voll genoſſen
Des Sommers und der Liebe Luſt,
Die ſüßen Bilder ſind zerfloſſen,
Doch blieb die Freude in der Bruſt,
Da iſt kein Bangen und Verzagen,
Kein Seufzen nach verlornem Glück:
Ein jeder von den ſchönen Tagen
Ließ Reiz und Duft bei mir zurück.

Sind längſt entblättert auch die Roſen,
Sie blühen fort im Herzen mir,
Die Welle rauſcht, die Lüfte koſen,
Und Alles träumt und ſpricht von Dir.
Da hat den Tag nicht Eine Stunde,
Zu der ich treu nicht Dein gedacht,
Und macht der Mond die ſtille Runde,
Sag ich Dir leiſe gute Nacht.

Nicht um Vergangnes laß mich klagen,
Nein, hoffend mich der Zukunft weihn,
Du ſchiebeſt mit des Sommers Tagen,
Mir bleibt der Troſt: Auch Du denkſt mein!
Zwei Herzen, die ſich ganz verſtehen,
Ob eins auch von dem andern ſchied:
Ich weiß, ich muß Dich wiederſehen,
Bis dahin grüße Dich mein Lied.

5. Maiblumen.

Die weite Stadt auf nacktem Fuße
Durchwandert ſie von Haus zu Haus
Und bietet ſcheu mit blödem Gruße
Des Lenzes liebſte Kinder aus:
„Maiblumen kauft! kauft aus Erbarmen,
Auf Stroh der Vater ſterbend liegt,
Die Mutter auf den welken Armen
Ein ſchmachtend Kind in Thränen wiegt!“

Iſt das des Frühlings erſtes Grüßen,
Ein Weheſchrei der bittern Noth?
Sie feilſcht mit ſeinem Duft, dem ſüßen,
Um einen Biſſen trocken Brod;
Maiglöckchen, Perlen, die voll Liebe
Der Braut ins grüne Haar er flicht,
Wie, darum ſproßten Eure Triebe,
Daß ein verhungernd Kind ſie bricht?!

Und dieſes Kind — die zarten Glieder
Verhüllen ſchlechte Lumpen kaum,
Das blaue Auge ſpiegelt wieder
Des jungen Lenzes ſchönſten Traum,
Die Locke ſchließt mit goldnen Rahmen
Ein rührend Bild der Unſchuld ein,
Und ſelber rufſt Du Deinen Namen,
Du Maienblume zart und rein.

Der Mutter Wangen, hohl und mager,
Verblichen in der dumpfen Luft,
Den Vater auf dem Sterbelager
Umwehest Du mit frischem Duft,
Und wie vom Hauch des Abendwindes
Das Maienglöckchen leis erklingt,
So tönts um sie, wenn ihres Kindes
Gebet sich auf zum Himmel schwingt.

Du zarte, lenzentsproßte Blüthe,
Die Gott so hold und rein erschuf,
Daß treu sein Auge Dich behüte,
Daß Mitleid wecke Dir Dein Ruf:
„Maiblumen kauft! kauft aus Erbarmen,
Auf Stroh der Vater sterbend liegt,
Die Mutter auf den welken Armen
Ein schmachtend Kind in Thränen wiegt!"

Friedrich Marc.

Friedrich Marc, geb. am 13. Mai 1819 zu London, wurde in Deutschland erzogen, da sein Vater, ein Deutscher, der im Missionsdienst der anglikanischen Kirche angestellt war, ihn demselben Berufe widmen wollte. Da er jedoch keine Neigung zu demselben hatte, verließ er in seinem 20. Jahre Heidelberg, wo er studierte, um eine Hauslehrerstelle bei einer in Wiesbaden wohnenden englischen Familie anzunehmen. Seine Muße verwendete er zum Studium der orientalischen Sprachen, da er die Absicht hatte, in den Orient zu gehen, um dort bei einem englischen Consulate Beschäftigung zu finden. Nachdem er jedoch in Gießen die Würde eines Doctors der Philosophie erworben, gieng er 1845 nach London, wo er an verschiedenen Anstalten thätig ist und auch Vorträge über Geschichte für das gebildete Publikum hält.

An den besten deutschen Dichtern herangebildet, namentlich dem Vorbilde Platens nachstrebend, ist die Form seiner „Gedichte" (London 1858; 2. Aufl. 1859) edel, gebildet und künstlerisch schön. Er ist der Sprache in hohem Grade Meister und nur hie und da tritt eine Unbeholfenheit zu Tage, die jedoch um so weniger hoch angeschlagen werden darf, als ähnliche in Dichtungen geborner Deutschen nicht zu den Seltenheiten gehören. Die Gedichte sind im Ganzen gehaltvoll, reich an tiefen Gedanken und echtpoetischen Anschauungen; es wäre daher zu wünschen, daß der Dichter manche nicht aufgenommen hätte, in denen die Darstellung allzusehr zur nüchternen Prosa herabsinkt. Die Sammlung beginnt mit dem Abschnitt „Minneblüthen", in zwei Theilen, von denen der erste dem Liebesglück, der zweite dem Liebesschmerz gewidmet ist. Nicht weniger wahr und tief empfunden sind die Gedichte des zweiten Abschnitts „Ein Tag an der Meeresküste", die zudem durch hohe Anschaulichkeit der Schilderungen erfreuen; noch höher stehen jedoch diejenigen Gedichte, welche den Abschnitt „Deutsche Auswanderung" bilden und in denen der Dichter die Auswanderer von ihrem Abzug an bis zu ihrer Niederlassung im fernen Westen begleitet und die verschiedensten Stimmungen und Situationen mit großem Glück darstellt; namentlich müssen wir bewundern, wie richtig der Dichter die Neigung der Deutschen zur ahnungsvollen Schwärmerei aufgefaßt hat. Schwebend in Gedanken und Form sind die wenigen Oden, in denen Platens Geist zu leben scheint, so wie die elegienartigen Bilder aus Paris, welche zugleich des Dichters Scharfblick in der Beurtheilung der politischen Verhältnisse beurkunden, und diejenigen Elegien, welche deutsche Landschaften und deutsches Leben zum Gegenstande haben.

1. Liebesdank.

Wie war zuerst ich arm vor dich getreten!
Du reichtest milde, was mir schnöd geraubt,
Du lehrtest wieder wie ein Kind mich beten;
Ich glaube wieder, seit ich dir geglaubt.

Die klare Stirne gibt dir frohe Kunde,
Wo sonst sich Schmerz und Finsterniß ergoß,
Und Melodien entschlüpfen einem Munde,
Der bitter sonst Gesängen sich verschloß.

Du gabst die frohe Welt dem Herzen wieder,
Das längst in öde Stille sich gebannt,
Du stiegst ein Engel in mein Leben nieder,
Vom Himmel zur Erlösung mir gesandt.

Mein neues Dasein will ich dir nur danken,
Die du so reich mir jeden Schmerz versüßt;
Die Hände laß uns ineinander ranken,
Und muthig wird der trübste Tag begrüßt.

2. Nachklang.

O daß ich nichts von deinem Leben wüßte,
Und wärst du doch ein seelenvoller Stein,
Dann stünd ich jetzt beglückt vor deiner Büste
Und deine Schönheit nennt ich ewig mein.

Nie würd ich müde, deine Huld zu preisen,
Ich dächte deiner Todeskälte kaum,
Behänge dich in manchen schönen Weisen,
Voll süßer Trauer, weil du nur ein Traum.

Ich dürfte mein den Lenz der Schönheit wähnen,
Dich liebend träumen mir vereint;
Nun aber weckt dein Bild nur bittre Thränen,
Es zeigt mir, ach, mein todtes Glück versteint.

3. Sicheres Loos.

Düstern Blicks schaut reifender Zeiten Unheil,
Wer das Schicksal wog der vergangnen Tage.
Blitzen gleich fährt über den Pfad der Menschheit
Ewige Wahrheit.

Was gebeut stets rollendem Gang des Sternlaufs,
Was dem Sturmflug auch des Gedankens Stillstan
Sammt dem Titan schmettert hinab die Gottheit
Werke der Selbstsucht.

Sichres Loos trifft, wenn in des Rades Speichen
Freiem Dampfroß wirft ein bethörter Arm sich,
Sichres Loos, wenn prunkender Stolz und Herrschs
Thürmen die Zwingburg.

4. Preis des Meeres.

Willkommen tönendes Rauschen,
Vom Meer du herrlicher Klang;
O Wonne, wieder zu lauschen
Dem ewigen Jugendgesang!

Es strahlt dir, Meer, in den Mienen
Die Größe so siegesbewußt,
Und wenn die Völker ihr dienen,
So führst du zu Ehren und Lust.

Du schüttest lockend vom Horne
Des Segens die Gaben heran,
Und zeigst zum glänzenden Borne
Des Glückes der Menschen die Bahn.

Es lockt dein Wogen vom Lande,
Das mächtige, männlichen Muth;
Es schlägt die Herzen in Bande
Und zieht sie hinaus in die Flut.

Da weckst du kühnes Beginnen
Und lehrest die Schiffer im Streit
Mit Stürmen Vließe gewinnen,
In goldnen Fernen bereit. —

Wenn Freiheit wehte mit Wahrheit
Dem länderumschiffenden Zug,
Geschärfte Blicke mit Klarheit
Erkennen die Lüge, den Trug:

Dann mehr als Schätze beglücken
Wohl sollte der Schiffenden Gruß,
Wenn wiederkehrend sie drücken
Auf eigenen Boden den Fuß. —

Es beut die Völkergemeinschaft
Die Gaben der Länder sich dar;
So weicht von ihrer Vereinschaft
Verwüstender Fehden Gefahr.

Noch herrschen trennende Feinde,
Doch werden sie endlich gebannt,
Wenn laut die Völkergemeinde
Die Pflichten der Brüder bekannt.

Dich Meer nun wollen wir preisen,
Das Menschen zu Menschen gesellt,
Und fahren in friedlichen Gleisen,
Versöhnend in feindlicher Welt.

Wilhelm Hertz.

Wilhelm Hertz, geb. den 24. Sept. 1835 zu Stuttgart, verlebte die zwei ersten Jahrzehnte seiner Jugend in seiner Vaterstadt, deren Schulen er besuchte, bis er im Mai 1855 die Universität Tübingen bezog, wo er sich den Studien der Philosophie und der germanischen Philologie widmete. Nachdem er sich durch eine unter Uhlands freundlichem Rath gereifte Arbeit „Ueber die epischen Dichtungen der Engländer im Mittelalter", die Würde eines Doctors der Philosophie erworben hatte, wendete er sich im Winter 1858 nach München, wo er sich dem Dichterkreise Geibel, Heyse, Bodenstedt, Lingg u. A. anschloß. Durch die Kriegsbewegung des Jahres 1859 seinen Studien entrissen, trat er als Lieutenant in das württembergische Heer, nahm jedoch noch vor Ablauf eines Jahres seinen Abschied, um eine größere wissenschaftliche Reise durch Frankreich, England und Schottland anzutreten. Im J. 1861 kehrte er nach München zurück, wo er sich 1862 mit einer trefflichen sagengeschichtlichen Abhandlung „Der Wehrwolf" habilitierte. Den Sommer des Jahres 1862 brachte er in Italien zu.

Wilhelm Hertz.

Seine epischen Gedichte, sowohl die größeren als die Balladen, sind erst später zu besprechen, seine Uebersetzungen „Roland, das älteste französische Epos" (Stuttg. 1861) und „Marie de France. Poetische Erzählungen nach altbretonischen Liebessagen" (Ebd. 1862), Beides gelungene Nachbildungen der älteren französischen Literatur, sind nur der Vollständigkeit wegen zu erwähnen. Als lyrischer Dichter machte er sich durch seine „Gedichte" (Hamb. 1859) vortheilhaft bekannt. Die Zeilen, mit welchen er das letzte Gedicht „An die Jugend. Widmung als Epilog" schließt,

„Im Reich der Dichtung ist die Schönheit Tugend,
Und Priesterin der Schönheit ist die Jugend",

könnten füglich dem Büchlein als Motto vorgesetzt werden. Denn die meisten darin enthaltenen Gedichte sind dem Preise und der Verherrlichung der Schönheit gewidmet, als deren edelste Verkörperung ihm das Weib erscheint. Der Cultus der Schönheit ist ihm daher auch Cultus des Weibes, und dieser Cultus ist die Liebe, aber freilich die sinnliche Liebe, die ihren höchsten Ausdruck im Genuß findet. Diesen

schildert der Dichter mit südlicher Glut und einer hie und da allzu plastischen Anschaulichkeit, in der man den Einfluß der römischen Elegiendichter und der mittelalterlichen Dichtungen der Deutschen und Franzosen nicht verkennen kann. Wir sind weit entfernt, den Dichter wegen seiner Stoffe zu tadeln, und wir gehören keineswegs zu denen, die sein „profanes Dichten Mit Händen, Blick und frommem Seufzer richten", allein wir glauben, daß die poetische Darstellung des sinnlichen Genusses nur dann gerechtfertigt ist, wenn sie als der ewige Ausdruck des in der Natur liegenden Triebes erscheint, wie es z. B. bei Homer und und selbst bei manchen Italienern der Fall ist, wobei sowohl den Dichtern als den Lesern jeder Gedanke an Lüsternheit weit abliegt. Eben so sind solche Darstellungen poetisch zu rechtfertigen, wenn sie der Dichter mit neckischem Muthwillen behandelt und sie durch den komischen Effekt, den sie hervorbringen, jeden gemeinfrivolen Eindruck zurückdrängen, worin Ariosto so bewundernswürdig ist. Liegt aber der Darstellung des sinnlichen Genusses weder naive Empfindung, noch muthwilliger Scherz zum Grunde, dann überschreitet sie die Grenzen der poetischen Schönheit und verletzt das sittliche Gefühl, was dem Dichter nie und nimmermehr gestattet sein kann. So schön daher die „Liebe im Wetter" ist, wenn man nur die formelle Erscheinung ins Auge faßt, so unangenehm berührt sie durch die Art der Ausführung, wogegen eine andere Elegie „In ihrem Schooß", obgleich von der nämlichen leidenschaftlichen Glut erfüllt und die lebendigste Sinnlichkeit darstellend, von schöner Wirkung ist, weil sie mit weiser Mäßigung nur das darstellt, was auch das keuscheste Auge sehen dürfte. Selbst das Gedicht „An den Geliebten" ist poetisch vollkommen berechtigt; denn wenn es auch die Geheimnisse der Liebe allzu scharf andeutet, so konnte Dieß nicht vermieden werden, weil der Dichter die Macht der liebenden Hingebung in ihrer ganzen Größe darstellen wollte.

Der Dichter müßte kein Deutscher sein, wenn er nicht auch sentimental sein könnte; einige Lieder in diesem Geiste („Frühlingstag"; „Begegnung" u. a. m.) bilden einen erfreulichen Gegensatz gegen jene wildglühenden Gesänge, und erfreuen um so mehr, als das sentimentale Element von schwächlicher Krankhaftigkeit weit entfernt ist. Was er aber auch besingen mag, so ist die Form von großer Schönheit, oft von hoher Vollendung; er behandelt die antiken Bildungen, das elegische Versmaß und die klassischen Strophen („Die Rückkehr der Muse"; „Blühende Gräber") mit gleicher Meisterschaft wie die modernen Reimgebilde und die Sprache ist eben so reich und gewandt als wohllautend.

1. In ihrem Schooße.

Dir im Schooße ruhte mein Haupt, mit schmiegenden Armen
Decktest du Wangen und Haar schmeichlerisch kosend mir zu;
Ueber dir nickte in blauender Luft die rankende Rose,
Drüben am Berge sank eben die Sonne hinab.
Ihrem Strale folgte dein Blick, zum träumenden Auge
Schaute vom athmenden Schooß trunkenen Sinnes ich auf.
Wechselnd neigte die blendende Brust mit weicher Berührung
Meiner brennenden Stirn leise und kühlend sich zu.
Deines Nackens schmiegsame Beugung schimmert' im Licht
Und ob all der Pracht blühte das lächelnde Haupt.
Erd und Himmel spiegelte mir dein seliges Auge,
Schwindelnd blickt' ich hinein, schwindelnd verlor sich der Blick.
Drüben am Baum durchspielte der Wind die hangende Laube,
Meinem Herzen gieng sehnendes Träumen vorbei.
Immer stralender wurde dein Blick, und herrlicher hob sich
Aus dem dunkelnden Grund hell die verklärte Gestalt.
Keine Sterbliche lächelt so süß, so hielt nur auf Latmos
Cynthias keuscher Arm ihren Geliebten im Schooß.
Bang erstöhnte mein Herz, als käme der silberne Wagen
Welcher den göttlichen Leib leis in die Lüfte entführt.
Süß geängstigt umschlang ich dir da die schwellenden Hüfte
Und es bog sich dein Haupt lieblich erröthend herab.
Meine Augen decktest du mir mit schelmischen Händen,
Aber es sog sich dein Mund sanft an dem meinigen fest.
Armer Endymion! dir ward nur ein göttliches Traumbild,
Mein ist ein lebender Leib, blühend in Göttergestalt.

2. Brief aufs Land.

An Irenion.

Aus der dampfenden Stadt entfloh mein Täubchen mir gestern,
Hat sich dem grünenden Schutz lachender Fluren vertraut.
Und ich spähe vom Berg mit vorgehaltenen Händen,
Aber in Duft und Schein schwimmet das ferne Gefild.
Amor auch entschlüpfte aufs Land; ich mein' ihn zu sehen
Wie er mit trippelndem Schritt hinter dem Pfluge sich müht:
Lieder des Landmanns singt er, und ungelehrige Weisen
Bläst sein schelmischer Mund hell in die Flöte hinein. —
Und wo weilest du nur, mein Liebchen, im fernen Gelände
Während des Tages Glut leise am Himmel verglimmt
Giengst du hinaus mit den Mädchen, zu sammeln das Obst auf der Wiese,
Das dem belasteten Baum freudigen Sprunges entfällt
Drüben vom Waldessaum zieht sachte die Heerde herüber
Und der Pflüger entschirrt singend das müde Gespann.
Oder kehrest du heim vom Berg durch säuselnde Waldung
Mit der freundlichen Last saftiger Beeren im Korb?
Droben vom Abhang blicket ein Reh neugierig herunter,
Während güldener Glanz scheidend die Wipfel berührt.
Oder weilst du am Quell unferne dem dämmernden Garten?
Eben kehret vom Trog munter das scheckige Rind.
Unter die Röhre stellst du den Krug, die Blumen zu tränken
Die dir am Fensterlein dort neben dem Bettchen erblühn.
Längst schon überstrudelt der Krug, du sitzest am Raine,
Blickest mit träumendem Aug in den verrinnenden Bach.
Wüßt ich doch, wessen du denkst! Und käm ich, ein staubiger Wandrer,
Unter dem Mantel versteckt, leise die Straße herauf!
Neben dich setzt' ich mich nieder und spräche: Mädchen, mich dürstet!
Und vom heimlichen Traum fährst du erschrocken empor. —
Warte nur, schelmisches Kind! der Weg ist mir lange zu weit nicht,
Und in strengere Haft führ ich den Flüchtling zurück. —
Nein, ich störe dich nicht! Doch kehrst du mir wieder, so sollst du
Meinem sehnenden Leid reichliche Buße erflehn!

Geſchichte

der

deutſchen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichſten Schriftſteller

von

Heinrich Kurz.

Mit vielen nach den beſten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illuſtrationen in Holzſchnitt.

Vierter Band.

Von Goethe's Tod bis auf die neueſte Zeit.

Achte Lieferung.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1869.

PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILD N FOUNDATIONS.
R 1913 L

3. Frühlingstag.

Sonnenschein auf allen Dächern,
In den Gassen laue Luft,
Silberbläulich strahlt der Himmel,
Und die Berge stehn in Duft.

Junges Herz, hinaus ins Freie,
Und vorbei an Liebchens Haus!
Schau, vor ihrem offnen Fenster
Steht ein frischer Blumenstrauß!

Möcht ich doch vor Allem wissen,
Wem die holden Blumen sind?
Doch der Schelm läßt sich nicht blicken,
Nur der Vorhang bebt im Wind.

Heute Abend hinterm Garten
Soll ich die Geliebte sehn;
Ob dann wohl die bunten Blumen
Morgen noch am Fenster stehn?

Auf! Hinaus durch Thor und Brücke!
Fern durch Wald und Wies und Hag!
Nur im Wandern wird genossen
Dieser erste Frühlingstag.

Müd vom Jubel, müd vom Sehnen,
Und vom Wandern reg und warm,
Kehr ich auf verstohlnen Wegen
Heimwärts in der Liebsten Arm.

Bring ihr Küsse, bring ihr Lieder,
Wie mans hört am grünen Hag:
Nur in Liedern, nur in Küssen
Endet recht ein Frühlingstag.

4. Begegnung.

Du hast mich längst verlassen,
Längst hin ist Lust und Weh;
Da rührt mein Herz sich leise,
Wenn ich dein Antlitz seh.

Dein Reiz ist lang verwelket,
Mir blühet ewig jung
Auf deinen bleichen Wangen
Selge Erinnerung.

Es steht die alte Gasse
Sehnsüchtig vor mir da,
Wo ich am Sonntagmorgen
Zum ersten Mal dich sah.

Die abendliche Laube
Ergrünt in goldnem Strahl,
Da ich dein rosig Antlitz
Geküßt zum ersten Mal.

Und alle Liebespfade
Eröffnen sich vor mir,
Die ich in blauen Tagen
Gewandelt einst mit dir.

All deiner Liebe denk ich,
Der Falschheit denk ich nicht!
Mir weht wehmüthger Friede
Von deinem Angesicht;

Dein Herz nur möcht ich fragen,
Ob es nun glücklich sei;
Da blickst du bang zu Boden,
Ich gehe rasch vorbei.

Du hast mich längst verlassen,
Längst hin ist Lust und Weh;
Doch rührt mein Herz sich leise,
Wenn ich dein Antlitz seh.

5. An den Geliebten.

Wie ist es nur so bald geschehen,
Daß ich dir, Mann, mein Alles gab?
Darf ich dir in die Augen sehen,
Und wendest du dein Haupt nicht ab?
O laß mich ruhn in deinen Armen!
Dein Blick ist hold und voll Erbarmen.

Gewiß, du hältst es nicht für Sünde,
Daß ich dich liebe, theurer Mann!
Denkst Böses nicht von deinem Kinde,
Das dir nun Nichts mehr geben kann.
Hätt ich noch mein jungfräulich Leben, —
Ach, nochmals würd ich dirs ergeben!

So hast du ganz mich hingenommen,
Vorüber ist der Kindheit Scherz,
Nun mögen Leid und Schmerzen kommen!
Du drückst ja schirmend mich ans Herz.
O daß so hold dein Sinn verbliebe,
Mich werth zu achten deiner Liebe!

Ich lieg vor deinem Geist im Staube,
So herrlich stehst du neben mir;
Doch ists dein Herz, an das ich glaube,
Und betend blick ich auf zu dir:
Ach, Leib und Seele bis ans Ende
Befehl ich nur in deine Hände.

6. Blühende Gräber.

Leis verglüht der Tag in den Pappelzweigen,
Glockentöne wiegen den Wald in Schlummer,
Durch des Friedhofs träumende Stille wehts wie
Ewige Sehnsucht.

Sehnsucht eines lange erloschnen Lebens,
Sehnsucht alter, lange vergeßner Liebe,
Ausgelittne Schmerzen, verblühtes Glück aus
Früheren Tagen.

Drang des Lebens, bildender Schöpferodem,
Deines Waltens heilige Nähe fühl ich,
Fühle dich im Säuseln entschlafner Sehnsucht
Ueber den Gräbern!

Nicht, Natur, Allmutter, vergißt du deiner
Todten Kinder: aus den erstorbnen Herzen
Steigt die Liebe strahlend empor in tausend
Blumen des Frühlings.

Meta Heußer-Schweizer.

Meta Heußer, geb. Schweizer, geb. am 6. April 1797 zu Hirzel im Kanton Zürich, erhielt einen nur sehr mangelhaften Unterricht, der sich auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkte. Obschon nur mit Klopstock und einzelnen Liedern bekannt, drängte es sie schon früh, durch das fleißige Lesen der Bibel und die schöne Gebirgsnatur angeregt, ihre Empfindungen dichterisch zu gestalten. Sie kam selten und nur auf kurze Zeit aus ihrem Heimatsdorfe, wo sie auch ihren nachmaligen Gatten, den geachteten Arzt Heußer, kennen lernte, den sie im J. 1859 durch den Tod verlor.

Obgleich Meta Heußer die Welt und die Menschen nur in den engen Verhältnissen kennen lernte, in denen sie stets lebte, so hatte sie doch früher im Hause ihres Vaters, des Pfarrers ihrer Heimatgemeinde, und später bei ihrem Gatten Gelegenheit, sich Menschenkenntniß zu erwerben; denn wie sie selbst sagt, die menschlichen Leidenschaften, die guten wie die bösen, treten in den beschränktesten Verhältnissen eben so mächtig, ja oft noch klarer hervor als in der großen Welt. Die scharfe Beobachtung der sie umgebenden Menschen, der Umgang mit wenigen trefflichen Personen, die spätere Bekanntschaft mit den besten deutschen Dichtern erweiterte ihren Gesichtskreis und entwickelte ihr poetisches Talent, das sie vorzüglich dem religiösen Liede widmete. Ihre Gedichte erschienen zuerst einzeln in verschiedenen Jahrgängen von A. Knapps „Christoterpe" und später gesammelt unter dem Titel „Lieder einer Verborgenen. Herausgegeben von A. Knapp" (Lpz. 1858. 2. verm. Ausg. unter ihrem Namen. Ebd. 1863). Die Sammlung zerfällt in vier Abschnitte, welche den poetischen Gedankenkreis der Dichterin bezeichnen: Naturanschauungen, Inneres Leben, Mutterworte, Gelegenheitsgedichte. Meta Heußer-Schweizer ist eine der bedeutendsten Dichterinnen geistlicher Lieder; sie verbindet die größte Einfachheit mit der tiefsten und wahrsten Empfindung. Ihre Dichtungen sind der ungetrübteste Erguß ihres schönen, liebevollen Herzens; nirgends begegnet man gesuchten oder unwahren Gedanken. Wenn auch alle Lieder mild und oft selbst weich sind, auch eine gewisse pietistische Färbung nicht fehlt, so ist doch weder Krankhaftes, noch selbst Sentimentales in ihnen zu finden; vielmehr zeugen sie von dem gesundesten Geist und Gefühl: sie sind der treueste Spiegel einer echt weiblichen Seele und einer echt weiblichen Kraft.

1. Um Mitternacht.

(Zwischen den Bettchen der schlafenden Kinder.)

Dunkel ists! des Lebens laute Töne
Sind verstummt in tiefer Mitternacht;
Sterne wandeln dort in lichter Schöne, —
Alles schlummert, nur die Liebe wacht.

Mutterliebe hier in dunkler Tiefe,
Mutterliebe dort im Himmelslicht!
Ruhe, Herz! wenn deine Lieb entschliefe:
Jene Liebe schläft, noch schlummert nicht.

Auch an euch, ihr Blumen meines Lebens,
Meine Kindlein, hat sie längst gedacht; —
Schlummert nur, es halten nicht vergebens
Eure Engel hier die stille Wacht!

Hier ist Bethel, hier ist Himmelsleiter;
Boten Gottes steigen auf und ab,
Die der Herr als schützende Begleiter
Seinen Kleinen mit ins Leben gab.

Fühl ich ihrer Flügel leises Wehen?
Gilt ihr leiser Gruß der Mutter auch?
O noch mehr begehrt des Glaubens Flehen,
Denn der Engelnähe Friedenshauch.

Tritt herein mit deinem reichen Segen,
Du, der Mütter hört und Kinder liebt,
Die durchgrabne Hand auf sie zu legen,
Die uns jede Himmelsgabe giebt!

Dein sind sie! Du hast sie mir gegeben —
Wieder leg ich sie an deine Brust;
Da versiegle sie zum ewgen Leben,
Mache deiner Liebe sie bewußt!

Wärest du nicht mein, du Trost der Sünder,
Schaut' ich dieses Lebens Klippen an:
Thränen hätt ich nur für meine Kinder;
Doch du lebst und nimmst dich unser an.

Birg sie, Herr, in deinen treuen Armen, —
Heile du der Sünde frühen Schmerz!
Leite ihren Gang durch dein Erbarmen; —
Weißt ja um das arme Menschenherz!

War der Eltern Irrsal und Verderben
Mit dem ersten Herzenschlag ihr Theil,
O so laß von dir sie Andres erben, —
Deiner Unschuld bluterrungnes Heil!

Schreib ins Buch des Lebens ihre Namen,
Jene neuen, die die Welt nicht kennt;
Halt im heilgen Bunde sie zusammen;
Bind sie, Herr, wenn je die Welt sie trennt!

Soll es auch für sie durch Nächte gehen,
Rührt ihr Klagen schmerzlich einst mein Oh
O so führe aus den bittern Wehen
Schöner deines Lebens Sieg hervor!

Weide deine Schafe! laß mich schauen,
Daß sie nie auf fremder Weide gehn,
Und in deines Paradieses Auen
Freudig einst um ihren Hirten stehn!

Schlummert denn in eures Hirten Namen,
Kindlein, der sein Reich euch zugesagt!
Sein Verheißen bleibet Ja und Amen; —
Nächte fliehn, — der ewge Aufgang tagt!

2. Die Sprache der Natur.

Seid mir gegrüßt, ihr grünen Schatten,
Du wildes, ernstes Felsenthal,
Ihr Alpen und ihr Blumenmatten,
Verklärt vom Abendsonnenstral.
Es forscht mein Herz mit Kindesfragen
In deiner Bilderschrift, Natur:
In Hymnen aufgelöste Klagen —
Sein Echo — tönen Hain und Flur.

Als, reich an Blumen und an Träumen
Hell vor mir lag der Kindheit Bahn,
Da wurde unter meinen Bäumen
Ein Gotteshaus mir aufgethan.
Zu frühe schloß sich seine Pforte,
Das Leben wurde schaal und leer;
Mein Ohr vernahm die Gottesworte
Am Busen der Natur nicht mehr.

Da war ich mir der tiefen Wunden
Des armen Herzens nur bewußt;
Auf Erden war kein Heil gefunden,
Kein Frieden in der eignen Brust;
Es schien des Morgenlichtes Helle
Mir trüb in den getrübten Blick,
Und die bewegte Silberwelle
Gab meine Klagen nur zurück.

Doch als in wunderbarer Klarheit
Der Freund vor meine Seele trat,
Der uns verklärt in Lieb und Wahrheit
Des ewigen Erbarmens Rath;
Als er die treue Hand mir reichte,
Die einst für uns geblutet hat,
Durch Kampf und Tod den Weg mir zeigte
Zur Heimat in die Gottesstadt, —

Und nun den Frieden wieder brachte,
Den Sturm beschwor in süßer Ruh:
Da ward es Licht um mich, da lachte
Mir Erd und Himmel wieder zu.
Nun scheint die Welt mir rings verkläret,
Sie ist ja meines Gottes Welt!
Des Vaters liebe Stimme höret
Des Kindes Herz in Wald und Feld.

Die Morgenröthe lächelt wieder,
Die Botin frohen Auferstehns;
Es gehn die Sterne auf und nieder
Zum Bilde süßen Wiedersehns;
Es spricht nach der Gewitterstunde
Des hohen Bogens Farbenpracht
Von Gottes ewgem Friedensbunde,
Den mit uns Armen Er gemacht.

Du Lieb und Huld, die nimmer endet,
Und unser keines je vergißt!
Dir sei mein Leben zugewendet,
Bis sich mein Auge brechend schließt,
Dann weht dein Hauch um meinen Hügel,
Und schmückt ihn mit der Hoffnung Grün;
Die Liebe trägt als Engelsflügel
In ihre Heimat still mich hin.

Karl Stelter.

Der jüngste der Wupperthaler Dichter, Karl Stelter, wurde am 25. Dez. 1823 geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Weber, konnte nicht viel auf seine Erziehung verwenden, so daß er bis zum 14. Jahre nur den gewöhnlichen Elementarunterricht erhielt; doch hatte er seiner großen Lernbegierde und leichten Auffassungsgabe zu verdanken, daß sich ein alter Lehrer seiner annahm und ihm Sonntags Unterricht im Französischen und in der Geschichte ertheilte, was ihm die Möglichkeit gab, in eine Bandfabrik einzutreten, in der er nach fünf Jahren zum Commis befördert wurde. In dieser Zeit war er bemüht, sich durch Lektüre und Privatstunden weiter auszubilden. Im Februar 1845 verließ er die Heimat, um sich der Bühne zu widmen; mißverstandener Drang, auf diesem Wege die Poesie in seine Lebensstellung herüberzuführen, hatte diesen Entschluß hervorgerufen. Nachdem er eine Zeit lang mittellos in der Fremde zugebracht und schon der Verzweiflung nahe war, fand er ein Engagement bei einer Gesellschaft am Rhein, bei welcher er bis zum Herbst alle Lagen dieses glänzenden Elends durchzumachen hatte. Von seinem Wahn geheilt, kehrte er in die Heimat und zum kaufmännischen Berufe zurück, in welchem er nach mehren Jahren der Noth und Sorge endlich eine befriedigende Stellung fand.

„Die Poesie auch äußerlich zum Lebensberufe zu nehmen", schrieb einst Uhland an einen jungen Mann, der ihm Gedichte zur Beurtheilung zugeschickt hatte, „würde ich selbst dem entschiedensten Dichtertalente niemals anrathen; auch diesem ist, nach meiner Ansicht, ein Wiederhalt in anderwärtiger Berufsthätigkeit nöthig und heilsam." Stelter erkannte früh genug die Wahrheit dieses Ausspruches, an dessen Verkennung schon manches Talent zu Grunde gegangen ist. Und er darf sich freuen, daß er zur richtigen Einsicht gelangte, denn, ohne zu erwähnen, daß er sich eine ehrenvolle Stellung in der Welt erwarb, hat ihm sein Beruf die Mittel geboten, vielseitige Erfahrungen zu sammeln, Leben- und Menschenkenntniß zu erwerben, seinen Gesichtskreis zu erweitern und sein inneres Wesen zu kräftigen. Gerade der Widerspruch des Lebens mit der Poesie giebt dieser Reife und Kraft, und bewahrt sie vor dunkler Gefühlsschwärmerei und namentlich vor Selbstüberschätzung. Daß Stelter bei dem

festen Bewußtsein seines Talents doch in diesen bei jungen Dichtern so häufigen Irrthum nicht verfiel, hat er dadurch bewiesen, daß er aus der ersten Auflage seiner „Gedichte" (Lpz. 1857) mehr als ein Drittel in die zweite (Ebd. 1862) nicht aufnahm und sie durch neue ersetzte, die unverkennbares Fortschreiten zeigen, selbst im Vergleich zu denen, die er aus der ersten Sammlung beibehielt, die er aber zum Theil auch wesentlich verbesserte („Blumen am Wege"). Der Abschnitt „Stimmungen" giebt uns ein klares Bild von der innern Entwickelung des Dichters, dessen herbe Erfahrungen seinen Charakter nicht weniger kräftigten als sein Talent, wie wir aus manchem schönen Gedicht wahrnehmen, in welchem er seine gediegene Weltanschauung niederlegt und fruchtbare Lehren der Lebensweisheit ertheilt. Hie und da ist die Stimmung düster („Für dich allein"), doch weiß er sich wieder zur Lebensfreudigkeit aufzuraffen („Verzweifle nie"). Warmes Gefühl und liebenswürdige Gemüthlichkeit durchzieht die Lieder „Aus der Familie", und wir verweilen gern bei ihm, wenn er mit kindlichem Sinn das Leben der Kinder schildert. Die „Naturbilder" sind anmuthig und von großer Anschaulichkeit; einen besondern Abschnitt hat er dem Preis der „Blumen" gewidmet. „Das alte Lied der Liebe" tönt uns in neuen Weisen voll tiefer Empfindung und Zartheit entgegen. Daß sein Talent vorwiegend lyrisch ist, erkennen wir aus den „Balladen und Bildern", in denen das epische Element sich meist in lyrische Empfindung auflöst. — So lebendig und warm auch die Gedichte Stelters sind, so verirrt er sich doch nie in das Ueberschwängliche, weder im Inhalt noch im Ausdruck; der Gedanke tritt überall klar und kräftig hervor, und es ist ein nicht geringer Vorzug, daß er immer in der kürzesten Fassung erscheint, die eben deshalb um so wirkungsvoller ist. Die lyrisch-epische Dichtung „Die Braut der Kirche" (Bresl. 1858) enthält manche glückliche Stellen, doch ist sie als Ganzes unreif und verfehlt. Stelters neuestes Erzeugniß „Geschichte und Sage. Erzählende Dichtungen" (Elberf. 1866) beurkunden einen großen Fortschritt in der Darstellung des Epischen; haben wir bei den Balladen in den „Gedichten" bemerken müssen, daß das lyrische Element in ihnen zu mächtig vorherrscht, so tritt es hier ganz zurück; der Dichter gestaltet seine Stoffe mit großer Anschaulichkeit und Wahrheit und es gelingt ihm, die verschiedenen Oertlichkeiten und Zustände in eine ihnen angemessene Form und Sprache einzukleiden, ob er uns in die Märchenwelt Spaniens oder der arabischen Wüste, in die Urwälder Amerikas, oder auch in die Wirklichkeit einführt.

1. Nach jeder Nacht kam noch ein Morgen wieder.

Das war der Kummer, daß in jungen Tagen
Die Hoffnung nur die Zukunft anerkannt,
Es war Enttäuschung nach mißglücktem Wagen,
Als das Ersehnte doch das Herz nicht fand.
Da blieben stumm die hellen Freudenlieder
Und doch sprach eine Stimme trostbereit:
Nach jeder Nacht kam noch ein Morgen wieder
Und jede Thräne trocknete die Zeit.

Des Sommers Schwüle drückte auf der Stirne,
Die, schweißgebadet, kämpfte mit dem Bann,
Der schwergelagert auf dem heißen Hirne,
Das über eines Lebens Schickung sann.
Die Seele schlug die Geistesaugen nieder,
Doch leise mahnt die Stimme selbst im Leid:
Nach jeder Nacht kam noch ein Morgen wieder
Und jede Thräne trocknete die Zeit.

Da kam der Herbst des schon bewegten Lebens
Und manches falbe Blatt entfiel dem Baum.
So manches Streben zeigte sich vergebens,
So manches Hoffen als ein leerer Traum.
Der früh sich glaubte seines Glückes Schmieder,
Dem bleibt als Losungswort nur noch im Streit
Nach jeder Nacht kam noch ein Morgen wieder
Und jede Thräne trocknete die Zeit.

Des Winters Eis begrub dann alles Hoffen
Und in den Wolken schwand der Sterne Schein,
Es liegt das Lebensbuch dem Auge offen,
O, daß kein Blatt zerrissen möchte sein! —
Schrieb drin die Zeit auch tiefe Runen nieder,
Raubt doch die Zuversicht selbst nicht der Neid:
Nach jeder Nacht kam noch ein Morgen wieder
Und jede Thräne trocknete die Zeit.

2. Gute Stunden.

Zähle nicht die bangen Stunden,
Die des Lebens Nacht entsteigen,
Zähle nur, wenn sie entschwunden,
Wie viel Sterne Dir sich zeigen.

Denn aus diesen lichten Sternen,
Die am Abendhimmel leuchten,
Kannst den sichern Trost Du lernen,
Daß sie Wolken nie verscheuchten.

Immer wenn die trüben wieder
In ihr Nichts zurückgesunken,
Blicken klar und mild hernieder
Diese goldnen Stralenfunken.

So des Lebens gute Stunden,
Reich, unzählig wie die Sterne —
Möchten Jedem sie bekunden,
Wie er schwere tragen lerne!

3. Kindesschlummer.

Stör nicht den Schlummer des Kindes,
Heilig ist seine Ruh,
Leise auf Flügeln des Windes
Trug ihm sein Engel sie zu.
Da, wo die Wiege gestanden,
Der seine Seele entschwebt,
Wird noch mit rosigen Banden
An seiner Zukunft gewebt.

Halb nur gehört es der Erde,
Halb noch dem Himmel an,
Noch trat des Lebens Beschwerde
Hindernd nicht auf seine Bahn.
In seinen schlummernden Träumen
Liegt noch das himmlische Glück.
O, aus den seligen Räumen
Ruf es nicht störend zurück!

4. Blumen am Wege.

Mir armen Blum am Wege,
Mir wird kein Freundschaftsgruß,
Wo ich das Köpfchen rege,
Tritt mich des Wandrers Fuß.

Ich blühe unbeachtet
Die kurze Sommerzeit,
Vor Sonnenglut verschmachtet
Im staubbestreuten Kleid.

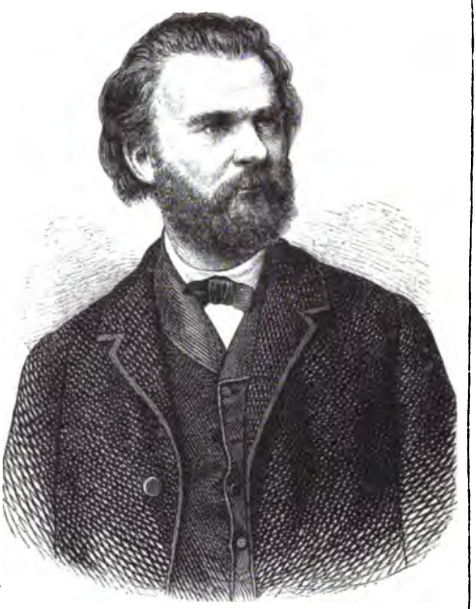
So sinkt mein junges Leben
Ins ungeschmückte Grab,
So sterb ich, wenn ich eben
Mich erst erschlossen hab.

Und doch blüh ich am Wege,
Blüh für die ganze Welt,
Die, statt daß sie mich pflege,
Mich arm und werthlos hält.

Doch was mit Mühn und Sorgen
Auf schmuckem Beet sie pflegt,
Das ist vor Noth geborgen
Weil stets im Herzen trägt.

Otto Banck.

Wenn auch vornehmlich durch seine literarhistorischen oder kritischen Arbeiten bekannt, verdient Otto Banck auch als Dichter und insbesondere als Lyriker Anerkennung. Am 17. März 1824 zu Magdeburg geboren, erhielt er eine sorgfältige Erziehung. Die glücklichen Verhältnisse, in denen er lebte, der Wechsel zwischen Stadt- und Landleben, mehrere Reisen, die er mit seinen Eltern machte, weckten frühzeitig sein poetisches Talent. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und nach vollendetem Kurse die Universität, um sich dem Studium der Geschichte und der Philosophie zu widmen, welchem sich später Kunstästhetik, Literatur- und Culturgeschichte hinzu gesellten. Nach Beendigung seiner Studien bereiste er (1845) mit seinem ältern Bruder, dem bekannten Liedercomponisten Carl Banck, anderthalb Jahre lang Italien, wo er sich dem Studium der bildenden Kunst, besonders der Malerei zuwandte, ohne dabei Natur, Volk und Geschichtsentwickelung aus den Augen zu lassen. Vom J. 1846 an übernahm er am „Dresdner Tagblatt" die kritische Thätigkeit in Bezug auf Drama, bildende Kunst und alle in die freie Produktion einschlagenden literarischen Erscheinungen. Diese Arbeiten und die damalige Glanzperiode des Dresdner Theaters gab Veranlassung, daß er sich dem kritisch-dramatischen Studium der deutschen Bühne als einer Lebensaufgabe zuwandte. Von 1859 an lebte er 5 Jahre in Süd-Deutschland, vorzüglich in München, machte jedoch während dieser Zeit größere Studienreisen in Deutschland, nach Italien und sieben Mal nach den gesammten Alpengebirgen („Alpenbilder" 2 Bde Lpz. 1863). Seit 1864 hat Banck seinen bleibenden Wohnsitz in Dresden genommen, wo er die geist- und inhaltsreichen „Kritischen Wanderungen in drei Kunstgebieten" (2 Bde Lpz. 1865) herausgab. Außerdem hat Banck lebhaften Antheil an mehreren Zeitungen und Zeitschriften genommen.



Otto Banck

Banck ist ein Dichter von nicht geringer Begabung, der bei regsamer, oft glühender Phantasie und einem nicht gewöhnlichen Reichthum an Gedanken einen durch tieferes Studium der Kunst und der besten Dichter aller Zeiten ausgebildeten Geschmack besitzt. Für alles Schöne empfänglich, besonders für die Reize der Natur, hat er in seinen „Gedichten" (Lpz. 1858) denselben manches schöne Lied gewidmet, das von sinnigem Verständniß und echt poetischer Auffassung zeugt. Einmal läßt er sich in der übrigens geistvollen „Symphonie" zu romantischer Behandlung verleiten, sonst ist er durchgehends klar und anschaulich, wie in dem „Gewitter" und im „Landschaftsmaler" und in den übrigen Gedichten, in denen er Italien besingt. Seine Liebeslieder zeugen von tiefem und wahrem Gefühl; er weiß in diesen wie in den der Natur gewidmeten Gedichten dem ewigen Stoff neue Seiten abzugewinnen und in schöner wohllautender Form darzustellen. Besonders glücklich ist er in der poetischen Entfaltung des weiblichen Liebelebens, wie in dem lieblichen Gedicht „Die Verwandelte" (1), und in den „Weiblichen Stimmen", einer Reihe von Liedern, in denen er die Stimmungen des weiblichen Gemüths mit Meisterhand zeichnet. Manche seiner Gedichte haben einen volksthümlichen Anklang, einige sind sogar nur Varia-

tionen oder Bearbeitungen von Volksliedern („Um Liebe"), was man ihm unbegreiflicher Weise zum Vorwurf hat machen wollen, ohne zu bedenken, daß er dazu eben so gut berechtigt war, als Göthe in seinem „Haideröslein" u.a.m.; wahrscheinlich hatte man übersehen, daß er diesen Vorwurf schon im Voraus in der „Herkömmlichen Kritik" (2) in seiner Haltlosigkeit dargestellt hatte. Neben den weichen und lieblichen, auch wohl stürmischen Liedern finden sich viele, in denen er kernhafte Gedanken über Leben und Lebensverhältnisse in kräftiger Darstellung ausspricht, wie in dem schönen Gedicht „Im Sturm" (3); daß er aber auch heiter, frisch und von gesundem Humor sein kann, beweisen seine Wanderlieder und geselligen Gesänge. In seinen Hymnen, aus denen wir den schönen „Sonnensegen" nur hervorheben wollen, eifert er glücklich seinem Vorbilde Göthe nach, an den er sich übrigens hie und da beinahe zu merklich anlehnt, wie in „Genius und Fatum", wo einzelne Stellen und zum Theil auch der Gang und die Idee an „Mahomets Gesang" erinnern. Die freien Rhythmen der Hymnen sind von großem Wohllaut und schöner Bewegung; so ist er auch meist glücklich in der Behandlung verwickelten Strophenbaues; dagegen können wir uns mit seinen Versuchen, Gottschall nachahmend die antike rhythmische Bewegung mit dem Reim zu verbinden („Sehnsucht"), nicht befreunden, indem sich beide Formen gegenseitig aufheben, die Eine die andere herabdrückt, so daß keine zur vollen Wirkung gelangt.

Seine „Balladen" haben zu wenig epische Anschaulichkeit, dagegen verdienen seine zahlreichen Epigramme, Sprüche und Gnomen alles Lob. Er charakterisiert sie in einem ihnen vorgesetzten Motto folgendermaßen:

„Bald sind wir Sinngedicht, bald Epigramm,
Bald zornig wie ein Bär, bald friedlich wie ein Lamm;
Oft wie ein Sittenspruch, oft was didaktisch heißt,
Bald der Zerstörung Blitz, bald der Betrachtung Geist;
Nicht selten grob, ironisch und satyrisch,
Dann wieder tief erregt, dämonisch ernst und lyrisch,
Als fühlten wir die Offenbarung nah sein —
Mit Einem Wort, wir gleichen unserm Dasein."

Es sind diese Epigramme ein glänzendes Zeugniß von des Dichters Gedankenreichthum, von seiner tiefen Beobachtungsgabe, seiner Welt- und Menschenkenntniß. Auch in den Epigrammen begegnen wir manchem bekannten Gedanken, wie in „Humane Gesinnung" (4) und „Magres Opfer" (5), allein es haben dieselben durch ihre kernhafte Einkleidung den Reiz der Neuheit erhalten. Zu den besten gehören diejenigen, in denen er seine Ansichten über Kunst und Poesie niederlegt, wie in der trefflichen „Allberechtigung" (6). Nur in Einer Ansicht können wir mit dem Dichter nicht übereinstimmen. In dem die „Vermischten Gedichte" einleitenden Motto sagt er: „Natur und Kunst vertragen nicht Ein strenges Schematisieren; Wie wolltet ihr wohl jedes Gedicht Treffend klassifizieren?" Dagegen ist zu bemerken, daß sich in der Natur Alles nach festen Gesetzen bewegt, wenn wir sie auch nicht alle erkannt haben. So verhält es sich auch mit der Kunst, auch diese hat ihre ewigen Gesetze, und es muß sich daher jedes Gedicht unter Eines derse bringen lassen, wenn es nicht eine Mißgebur

1. Die Verwandelte.

Wie schlief dir hinter Berg und Thal,
In deines Lebens Morgen,
Noch all die tiefste Wonn und Qual
Verborgen!
Du standst so keck und lose,
Du knospende Gestalt,
Wie eine wilde Rose
Im Wald.
Warst ja die lustge Jägersmaid,
Abends wie Morgens früh!
Nun aber schlich das süße Leid
Sich auch zu dir, Marie.

Du lachtest, nun ist still dein Sinn;
Wo sind die jauchzenden Stunden
Des übermüthigen Lachens hin
Geschwunden?
Wie war dein Mund zum Plaudern,
Dein Schelmenmund geneigt!
Nun spricht er nur mit Zaudern
Und schweigt.
Und dennoch bist voll Seligkeit,
Seliger warst du nie,
Denn ach! der Herzen süßes Leid
Durchbebt auch dich, Marie.

2. Herkömmliche Kritik.

Wenn du nicht bloß als süßer Träumer singst,
Und auch Gedankenkraft zu Markte bringst,
So sind die prosadürrsten Richter
Gleich mit dem Urtheil zur Hand:
„Du bist ein Denker, kein Dichter,"
Denn für dies Kastengeistgelichter
Ist Poesie nur schöner Unverstand,
Und nahmst du aus Liedern des Volkes gar
Einzelne Strophen, um innig und wahr,
Vielleicht einen schönen verlornen Ton
Aus matter Umgebung zu retten,
So kannst du sicher wetten,
Nachahmer oder Dieb nennt dich der stumpfe Hohn.
Und was du sagen magst, es bleibt dabei:
Reminiscenzenriecherei
Ist flacher Köpfe Losungswort;
Weil ihnen selbst niemals Gedanken kommen,
So fragen sie natürlich immerfort:
„Wo hat sie Der und Jener hergenommen?"

3. Im Sturm.

Sei tapfer, wenn die Masten krachen!
Daß du nicht schreckversteinert stehst,
Du wirst die Wogen dienstbar machen,
Sobald du klug das Steuer drehst.

Laß die verzweifelten Gedanken,
Daß sich dein Kompaß nicht verwirrt,
Und nie dein Schiff aus sichern Schranken
Der offnen See zur Brandung irrt.

Gern packt das Unglück deine Schwächen.
O kämpfe, daß du nicht erliegst!
Und kannst du auch den Sturm nicht brechen,
So brich nur selbst nicht und du siegst!

4. Humane Geſinnung.

Nur wen'ge Menſchen ſah ich ruhig ſcheinen
Beim eignen Mißgeſchick; doch niemals fand ich Einen,
Der nicht mit chriſtlicher Ergebenheit
Ertragen hätte ſeines Nächſten Leid.

5. Magres Opfer.

Wer erſt im Alter tugendhaft, enthaltſam wird, und wahr, —
Was ihm der Teufel übrig ließ, bringt er dem Himmel dar.

6. Allberechtigung.

Kannſt du im brennenden Buſche nicht
Die Flamme der Gottheit erblicken,
So laß dich der Roſe ſüßes Licht
Voll Glanz und Duft entzücken:
Es redet Natur in jeglichen Schranken
Zu dir mit Offenbarungsgedanken;
Drum, was du als Künſtler im Kleinſten geſehn,
Verkünd es nur! denn es iſt groß und iſt ſchön.

Ernſt Scherenberg.

Ernſt Scherenberg, Sohn eines Kaufmanns und Schiffsrheders, geb. am 21. Juli 1839 zu Swinemünde auf der Inſel Uſedom, verlor ſeine Mutter, an der er mit der innigſten Liebe hieng, ſchon im 11. Jahre, ſo daß ihr Verluſt auf das Gemüth des Knaben den bleibendſten Eindruck machte. Im Herbſt 1852 wurde er von ſeinem Vater, der ſich kurz vorher zum zweiten Mal verheirathet hatte, nach Stettin geſchickt, um dort das Gymnaſium zu beſuchen. Da jedoch ſein Vater wünſchte, daß er ſich einem praktiſchen Beruf widme, trat er im J. 1854 in die Gewerbſchule über, und gieng im Herbſt 1856 nach abgelegter Abgangsprüfung nach Berlin, wo er als Lehrling ein volles Jahr in einer Maſchinenfabrik arbeitete, ohne der Poeſie zu entſagen, zu welcher ſchon in Stettin die unwiderſtehlichſte Neigung in ihm erwacht war; unter dem Klange des Hammers entſtand in ſeiner Seele manches Gedicht. Der Zwieſpalt zwiſchen innerem und äußerem Leben wurde immer heftiger und ſo brach er, nachdem er noch ein halbes Jahr lang die Vorleſungen im Gewerbeinſtitut beſucht hatte, mit ſeiner bisherigen Laufbahn. Nach ſchweren inneren und äußeren Kämpfen wurde es ihm möglich, im J. 1858 die Akademie der Künſte zu beziehen; aber er konnte ſich auch mit dieſer neuen Beſchäftigung nicht verſöhnen, daher er ſich entſchloß, ſich nunmehr ungetheilt der Poeſie zu widmen. Einige politiſche Lieder, die er im J. 1859 veröffentlichte, erwarben ſo großen Beifall, daß er ſich ermuthigt fühlte, eine Sammlung Gedichte unter dem Titel „Aus tiefſtem Herzen. Gedichte“ (Berl. 1860. 2. Aufl. 1862) herauszugeben; ihnen folgte eine zweite Sammlung: „Verbannt. Dichtung“ (Ebd. 1861. 2. Aufl. 1864) und endlich eine dritte: „Stürme des Frühlings. Neue Gedichte“ (Ebd. 1865), in welcher auch die vorige wieder abgedruckt wurde. Im Sommer 1862 trat er in Verbindung mit der Zeitſchrift „Victoria“, gab dieſelbe aber 1864 wieder auf, um ſich von den Folgen einer Krankheit zu erholen. Noch in demſelben Jahr verlegte er, einem Ruf des Buchhändlers Weſtermann folgend, ſeinen Wohnſitz nach Braunſchweig. Zwei Jahre vorher hatte er ſich mit ſeiner jetzigen Gattin verlobt, deren Liebe, wie ſeine neueſten Gedichte bezeugen, von wohlthuender und verſöhnender Wirkung auf ſeine Poeſie war.

Scherenberg behandelt einen nur engen Kreis von Stoffen. Liebesſchmerz und Liebesluſt, Heimweh, Liebe zu Vater und Mutter und Vaterland, das iſt der Gedankenkreis, in dem er ſich bewegt; aber ſo beſchränkt dieſer auch iſt, ſo gelingt es ihm doch, uns zu feſſeln, weil ſeine Lieder tief und zart gefühlt ſind. Alle ſind, wie der Titel einer ſeiner Sammlungen beſagt, „aus dem tiefſten Herzen“ hervorgegangen und beruhen unverkennbar auf der Wirklichkeit. Haben ſie aber eben deshalb einen großen Vorzug, daß ſie Gelegenheitsgedichte im Sinne der Götheſchen Auffaſſung ſind, ſo dürfen wir nicht verbergen, daß ſie zum Theil zu ſubjektiv gehalten ſind, weshalb manche ihre Wirkung auf den Leſer verfehlen, der, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, zu wenig in Mitleidenſchaft gezogen wird. Dieſer Mangel iſt allerdings vorzüglich in den früheren Dichtungen am Meiſten fühlbar, während die ſpäteren ihn mehr oder weniger beſiegen, wie das ſchöne Lied

„Morgengang" beweist (1). Unter seinen Dichtungen haben vorzüglich die patriotischen großen Anklang gefunden, und einige namentlich „Stürme des Frühlings brechet herein" (2), „Flamm auf, du deutsches Morgenroth!" „Schleswig-Holstein, eins und frei", fanden nicht nur vielfachen Abdruck in den freisinnigen Zeitungen, sondern wurden auch öfters in Musik gesetzt; und doch müssen wir auch in diesen die allzu subjektive Haltung als einen Mangel bezeichnen. Sie sind zu entschieden Ergüsse des Augenblicks, als solche freilich höchst gelungen, wie ihre Wirkung bei ihrem Erscheinen beweist; aber wir möchten bezweifeln, daß ihre Wirkung nachhaltig sein kann, auch schon deswegen, weil die Begeisterung an Schwärmerei streift. Weitaus das Beste sind die Lieder, welche Scherenberg unter dem Titel „Verbannt" herausgegeben hat. Es ist dies ein kleines Epos in Liederform, in welchem die Schicksale eines Deutschen geschildert werden, der im Kampf für des Vaterlandes Freiheit und Einheit gefangen wurde, mit Weib und Kind nach Amerika entfloh, dort zwar eine sichere Existenz, aber keine Ruhe fand, weil er das Vaterland nicht vergessen konnte. Sein Weib stirbt am gebrochenen Herzen. Endlich hört er, daß sich sein Volk wieder erhoben habe, aber er ist zu alt, um am Kampf Theil zu nehmen. Dagegen eilt sein Sohn ins Vaterland und kehrt nach zwei Jahren zurück, um den Vater in die freie Heimat mitzunehmen; allein dieser fühlt sein Ende herannahen; er fühlt sich glücklich genug, daß er die Freiheit des Vaterlands noch erlebt habe. Dieß schildert der Dichter in fünfzig bald weichen und wehmüthigen, bald kräftigen Liedern, die er dem Verbannten in den Mund legt, und die einzeln so wie in ihrer Gesammtheit die vollste Wirkung hervorbringen.

1. Morgengang.

Ein warmer Frühlingsregen
Fiel heimlich über Nacht,
Da sind auf allen Wegen
Die Knospen aufgewacht.

Aus frisch erschloßner Blüthe
Lacht rings der Morgenthau:
Still sinnend im Gemüthe,
Schreit ich durch Wald und Au.

Noch gestern starr in Träumen
Die Welt des Frühlings lag,
Und schien aus Wolkensäumen
So golden doch der Tag!

Die still ihr Haupt versteckte
Bei lichter Sonnenpracht,
Die scheue Knospe weckte
Ein Regen über Nacht. — —

O Mensch, schau hin und klage
Fortan im Unglück nicht!
Du siehst: was wären Tage
Voll lauter Sonnenlicht? —

Damit zu reichem Segen
Der Frühlingskeim erwacht,
Giebt ihm der Himmel Regen,
Giebt ihm der Himmel Nacht:

Und daß zu voller Schöne
Erblüh des Menschen Herz,
Schickt uns ein Gott die Thräne,
Schickt uns ein Gott den Schmerz. — —

So sinnend im Gemüthe,
Schreit ich durch Wald und Au;
Aus frisch erschloßner Blüthe
Lacht rings der Morgenthau.

Ein warmer Frühlingsregen
Fiel heimlich über Nacht,
Da sind auf allen Wegen
Die Knospen aufgewacht.

2. Stürme des Frühlings, brechet herein!

Nur unter Stürmen entsendet sein „Werde"
Mahnend der Lenz in den schlummernden Schacht,
Nur unter Stürmen erhebt sich die Erde,
Wenn sie vom Schlafe des Winters erwacht.
Sollen die eisigen Fesseln zerbrechen,
Sollen sich Ströme und Fluren befrein,
Willst du den Lenz — nun so mußt du auch sprechen:
„Stürme des Frühlings, brechet herein!

Stürme des Frühlings auch giebts, wenn zum Stu
Einmal die Geister des Volkes erstehn;
Stürme des Frühlings auch sinds, die uns heute
Wieder mit warnender Stimme umwehn.
Aber wer wollte vor ihnen verzagen?
Winkt nicht im Morgen schon rosiger Schein? —
Boten nur sind sie von schöneren Tagen —
Stürme des Frühlings brechet herein!

Brüder, verbunden durch Einen Gedanken,
Stehn wir als Erben des Vätergeschlechts,
Stehen im Sturme wir, ohne zu wanken,
Fest auf dem Fels des beschworenen Rechts!
Mögen auch heut wir im Kampfe erliegen,
Hüllt auch noch Ein Mal der Winter uns ein —
Tagt doch ein Morgen, an welchem wir siegen! —
Stürme des Frühlings, brechet herein!

3. Aus „Verbannt."

Wenn Söhne andrer Lande
Sich sammeln im Verein,
Seis ernst zu festem Bande,
Seis froh zum Becher Wein, —

Und dann aus Einem Munde
Das Lob der Heimat schallt:
Wie donnernd durch die Runde
Gleich lauter Jubel hallt;

Wie da die Blicke flammen,
Wie hoch die Brust sich spannt:
„Heil dir, von dem wir stammen,
Du stolzes Vaterland!" — —

Doch weh! — in unserm Kreise
— O Heimat, welche Schmach!
Wirds still — wenn Einer leise
Nur deinen Namen sprach.

4. Aus „Verbannt."

rch den Wald tönt unsrer Aexte Schallen,
bst du himmelhoch dein Haupt, o Baum, —
ßten Augenblicke wirst du fallen,
mst zum letzten Mal den Frühlingstraum.

t, du wankst zu Boden nun zersplittert —
olken Staubes wirbeln in die Höh —
b michs nur so wunderbar erschüttert,
, du stolzer Stamm, dich fallen seh?

hast der Art, die dich gefällt, umschlossen,
raftlos plötzlich nieder meine Hand,
f das rüstge Schaffen der Genossen
) mit düstrem Auge unverwandt:

nnen Zweig von Zweig und Ast von Aste! —
nn zu neuem Schlag ein Arm sich hebt,
), wie in dem Krampf, der mich erfaßte,
)erz erbangend tief im Busen bebt.

ihsam wie ein Träumer, der erwachte,
nnend ich an meine Stirn die Hand —
tzlich wird mirs klar, woran ich dachte: —
'st auch du dahin, mein Vaterland!

Georg Scherer.

g Scherer, geb. am 16. März 1824 ienlohe bei Ansbach, studierte in Münilosophie und Philologie und promoı Tübingen. Im J. 1847 wurde er Erzieher im Hause des Freiherrn von Reischach, mit welchem er später nach Stuttgart übersiedelte, beschäftigte sich hierauf vorzugsweise mit literatur- und kunstgeschichtlichen Studien und machte zu diesem Zwecke mehrere größere Reisen durch Deutschland, Frankreich, Belgien und England. Im J. 1865 wurde er zum Docenten der Aesthetik und Literaturgeschichte am Polytechnikum in Stuttgart ernannt.

Georg Scherer machte sich um die Kinderwelt und so auch um die Eltern durch sein „Illustriertes deutsches Kinderbuch" (Lpz. 1849. 4. Aufl. 1864) und sein „Räthselbüchlein für Kinder" (Ebd. 1862), ebenso um das Volkslied durch die „Alten und neuen Jägerlieder" (Ebd. 1862), die „Alten und neuen Studentenlieder" (Ebd. 1862), besonders aber durch „Die schönsten deutschen Volkslieder" mit ihren eigenthümlichen Singweisen (Ebd. 1863, 2. verm. Aufl. 1868) vielfach verdient. Die gründliche Beschäftigung mit dem Volksliede hatte nicht bloß das Ergebniß, daß er treffliche Sammlungen veranstaltete, sondern daß auch sein eigenes Talent durch das tiefere Eindringen in das Wesen des Volkslieds wesentlich gefördert wurde. (Gedichte 1864, 3. illustr. Aufl. Lpz. 1868.) Er hat zwar keineswegs darnach gestrebt, das Volkslied nachzubilden, — es finden sich nur wenige Gedichte, in welchen eine solche Absicht vermuthet werden könnte — aber er hat sich dessen Einfachheit und natürliche Wahrheit vollkommen angeeignet und sie künstlerisch gestaltet. Daher sind die Formen seiner Lieder eben so einfach als ihre Sprache; so ungesucht und schlicht der Ausdruck ist, so macht er doch größere Wirkung als die glänzendsten Phrasen, weil er die Empfindungen in ihrer reinsten Unmittelbarkeit darstellt, und ihnen auf das Vollkommenste entspricht, ob sie dem beglückten oder schmerzerfüllten Herzen entströmen. Wie sehr aber der Dichter zugleich nach künstlerischer Vollendung strebte, und in wie hohem Grade er Dieß erreicht hat, davon zeugt nicht allein die treffliche Composition seiner Stoffe, sondern auch der reizende Wohllaut seiner Sprache, den er besonders durch die feinsinnige Behandlung der Vokallaute erreicht, welche in reicher Mannigfaltigkeit wechseln, oder auch nach Umständen in wirkungsvoller Assonanz sich wiederholen.

Wenn schon die Form seiner Lieder den echten Dichter beurkundet, so wird Dieß durch die Wahl und die Ausführung der Stoffe in hohem Grade bestätigt. Es findet sich kein Lied, das nicht einen wahren und tiefen Gehalt hätte, denn alle sind aus dem Leben erwachsen, sie sind, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, eine poetische Biographie des Dichters, der unter inneren und äußeren Kämpfen heranreifte, wie wir schon in dem Widmungsgedicht erfahren:

„Kein heitres Loos ist mir gefallen,
Als ich des Lebens Bahn betrat;
Ich durfte nie auf Blumen wallen,
Mühsam durch Dornen gieng mein Pfad.
Der Jüngling nannte nur sein eigen,
Was ihm die eigne Kraft gewann;
Und kann ich reife Früchte zeigen —
Das Glück hat keinen Theil daran."

Aber er hat eine männliche Seele, die dem Schmerz nicht unterliegt, diesem kräftig ins

Lage [illegible], nicht in Verzweiflung [illegible] [illegible] das Leben und die Erfahrungen haben ihn zur Überzeugung geführt, daß er nur auf sich allein [illegible] „Verwirrte". Die Liebe hat ihm herbe Schmerzen bereitet, aber wenn ihn auch der Verlust der Geliebten unglücklich macht, so denkt er doch nur in der ersten Aufwallung des Gefühls mit Entsetzen an Selbstmord („Am Strom"); er lebt ihr vielmehr seine ganze Empfindung und legt ihr Wünsche für sein Glück in den Mund („Einer jungen Frau"); am Grabe der Mutter hat er Ruhe und Gleichmuth gefunden („Lebewohl"), einen Gleichmuth, der ihn auf alle Hoffnung verzichtet (3), da er bis zum Tode an das verlorne Glück denken muß (4), wie er mitten im Liebesglück von trüben Ahnungen ergriffen wurde („Du sitzest am Klavier"), ein Glück, das er auf die sinnigste Weise zu besingen wußte. Die Frühlingsherrlichkeit entlockt der ganzen Natur Klänge der Lust, kein Lied aber vermag den schönen Frühling der Liebe zu besingen (1). Das reiche Gemüth der Geliebten, das er so schön mit einem See vergleicht (5), hat ihn der Einsamkeit entrissen, in der er verkümmerte (8). Nächst der Liebe besingt Scherer die Natur mit eben so tiefem Gefühl und zarter Innigkeit. Sie ist ihm ein Spiegel des menschlichen Herzens, seine Gefühle, seine Wünsche und Hoffnungen, aber auch eine getreue Führerin auf der dornenvollen Bahn des Lebens. Alle Naturerscheinungen sind ihm bedeutsame Bilder des Lebens (6); „Die Waldrose", Die einsame Tanne", „Der Wind", „Aehren und Blumen", „Die Alpenrose" sind Symbole, in denen sich die verschiedenen Regungen der Seel gleichsam verkörpern. Aber auch die gegenseitigen Beziehungen der Naturgegenstände erkennt er mit poetischem Sinn, und er läßt sie durch glückliche Personifikation derselben auf das Anschaulichste hervortreten (2. 3).

1. Frühling.

O sieh, wie nun der blaue Himmel
Verklärt zur Erde niederschaut,
Und lächelnd ob dem Lenzgewimmel
Die Stirne küßt der holden Braut!

Nur du, mein Herz, gehst in Gedanken
Verloren durch die Blüthenwelt;
Erwach, durchbrich die engen Schranken,
Wirf ab, was dich gefesselt hält!

Vergiß, was dir geraubt das Leben,
Was starb und was gezogen fort!
Der Zukunft nur gehört dein Streben,
Und „Vorwärts!" heißt dein Losungswort.

Leg an mein Geist, die blanken Waffen,
Herz, trink der Liebe Sonnenlicht!
Du mußt dir selbst den Frühling schaffen,
Die Andern schenken dir ihn nicht.

Und was nicht in der Jugend Tagen
Zur Blüthe kommt als frische That,
Das wird auch keine Früchte tragen,
Wenn deines Lebens Herbst sich naht.

2. Aufgeblüht.

Im dunkeln Waldesschooße
Träumt still am Bergesrand
Im Knospenbett die Rose
Vom nahen Frühlingsband.

Ich weiß nicht, wer es leise
Der Nachtigall verrieth,
Daß sie des Liedes Kreise
Nachts um die Rose zieht.

Sie singt von Quellenrauschen,
Von blauem Waldeskraft,
Wo Blumen Küsse tauschen
In lauer Lenzesluft.

Die Rose bebt mit Beben
In ihrem stillen Traum;
Es birgt ihr Blüthenleben
Die enge Knospe kaum.

Sie ringt nun bebt und glühet,
Und wie der Tag erwacht,
Da ist sie aufgeblühet
In wunderbarer Pracht.

Von süßen Schauern trunken
Lauscht sie des Liedes Schall;
Doch in den Reiz versunken
Schweigt nun die Nachtigall.

3. Das Edelweiß.

Was blickst du, bleiches Felsenkind,
So still, so räthselhaft mich an?
Du, die so kühn um Liebe minnt,
Hast du auch mirs schon angethan?
Halb mit Verlangen, halb mit Bangen
Ins Auge schau ich dir hinein;
Du nimmst die Sinne mir gefangen
Wie Alphornklang im Mondenschein.

Dich hegt und pflegt die Jungfrau nicht,
Du prangst nicht bunt an Bach und See —
Hoch überm Abgrund blühst du schlicht
Bei Gletschereis und ewgem Schnee,
Und thronst im stillen Heiligthume
Des Hochgebirges stolz und frei —
Du bist der Berge Zauberblume,
Du bist der Alpen Lorelei.

Denn muthig klimmen Alpenhirt
Und Gemsenschütz und Sennerin,
Durch deinen Anblick süß verwirrt,
Die unwegsamen Pfade hin.
Sie überkommts wie Alpenglühen
Und fieberhaft ihr Auge flammt,
Erschaun sie dein geheimes Blühen
Und deiner Blätter weißen Sammt.

Wohl bist du hold dem kühnen Muth,
Der glücklich die Gefahr besteht:
Stolz nickst du von des Aelplers Hut,
Wenn Sonntags er zur Kirche geht.
Der Jüngling Nachts mit süßen Sorgen
Dich scheu vor Liebchens Fenster legt,
Beglückt, wenn sie am nächsten Morgen
Sein Sträußchen still am Busen trägt.

Doch ach! nicht jedem Wandrer glückt
Das Wagniß, kühn um dich verſucht:
Er liegt, von deinem Reiz berückt,
Zerſchellt in tiefer Felſenſchlucht.
Dort ſpricht kein Prieſter fromm den Segen,
Sie ſetzen ihm nicht Kreuz noch Stein,
Und keine Blumenkränze legen
Sie auf ſein moderndes Gebein.

Nur Sonnenſchein und Mondlicht grüßt
Zuweilen mitleidsvoll hinab,
Und eine ſtille Glorie fließt
Dann um ſein einſam Felſengrab.
Du aber thronſt im Heiligthume
Der Berge fort, ſo kalt, ſo frei —
Des Hochgebirges Zauberblume,
Der Alpen ſtolze Lorelei.

4. Sing, o Mädchen!

O Wunder, das der Welt geſchah
Nach wintertrüben Tagen —
Es grünt, es blüht, der Lenz iſt da,
Und Nachtigallen ſchlagen;
Es ſingt in jedem Buſch und Strauch,
Wohlan, o Mädchen, ſing nun auch!

Nun ſchwärmt von dem gewohnten Dach
Ins Feld hinaus die Taube;
Es tönt um jeden Wieſenbach,
Um jede Blüthenlaube;
Ein Klang iſt jeder Frühlingshauch,
Wohlan, o Mädchen, ſing nun auch!

Und fragſt du, was aus voller Bruſt
Die Nachtigallen ſingen,
Warum in heller Liederluſt
Die Wälder all erklingen?
Das iſt die Frühlingsherrlichkeit,
Der Welt in ſchöner Maienzeit.

Sing mit! Doch wie, was kündet mir
Der Purpur deiner Wangen?
Iſt ſchon ein andrer Frühling dir
Im Herzen aufgegangen?
Dann weiß ich wohl, kein Lied vermag
Zu preiſen ſolchen Maientag.

5. Du gleichſt dem See.

Noch unbekannt mit Schmerz und Sorgen,
Gehegt in treuer Eltern Hut,
Gleichſt du dem See am Sonntagmorgen,
Der ſtill im Schooß der Berge ruht.

Iſt er nicht tief wie dein Gemüthe,
Klar wie dein Aug und wie dein Sinn?
Es zittert der Gedanken Blüthe
Wie lichte Segel drüber hin.

Leicht ſpielt noch des Gefühles Welle
Wie hier die Flut den Strand entlang;
Horch, tönt im Glöcklein der Kapelle
Nicht deiner Silberſtimme Klang?

Zu deiner jungen Schönheit ſuchen
Nur ſcheu die Blicke ſich den Pfad,
Wie ſchüchtern aus des Waldes Buchen
Die Rehe ziehen zum Geſtad.

Und wenn dir plötzlich Stirn und Wangen
Ein hold Erröthen überfliegt,
Iſts wie der Morgenröthe Prangen,
Das weich ſich auf den Wogen wiegt.

Noch ruht der See in Duft gehüllet;
Doch wenn der Sonne goldner Schein
Das Thal mit Licht und Glanz erfüllet —
Was wird das für ein Morgen ſein!

O wär ich dann der Hirtenknabe,
Der ſingend durch die Berge zieht,
Und der, gelehnt an ſeinem Stabe,
Herab in all den Zauber ſieht!

6. Antwort.

Du ſiehſt mich ernſt und fragend an,
Als wollteſt du im Aug mir leſen:
„Biſt du denn noch derſelbe Mann,
Der du vor Jahren biſt geweſen?“ —
O ich verſteh dein leiſes Fragen
Und deinen ſcheuen Druck der Hand;
Wohlan, es ſoll dir Antwort ſagen
Das Meer; komm mit herab zum Strand!

Du ſahſt, wie es am Tag getobt,
Wie es an Wällen und an Schiffen
Aufſchäumend ſeine Kraft erprobt,
Und wie es brach an Felſenriffen.
Nun ziehn im Mondlicht ſeine Wogen
So friedlich und ſo ſtill daher,
Als hätt es nie ein Sturm umflogen;
Und doch iſts noch daſſelbe Meer!

7. Herbſtblatt.

Wie biſt du doch ſo ſtill geworden,
Mein Herz, das einſt ſo ſtürmiſch ſchlug
Und mich auf jubelnden Akkorden,
Der Lerche gleich, gen Himmel trug!

So haſt du ihn ja doch gewonnen,
Den Gleichmuth, den ſo manches Mal,
Wenn eine Hoffnung war zerronnen,
Die Welt dir ſtets umſonſt empfahl.

Und träumſt du von vergangnen Tagen,
Wird wie dem Vöglein dir zu Muth,
Dem erſt ein Blitz den Baum zerſchlagen,
Darin ſein Sängerneſt geruht.

Nun ſitzt mit zitterndem Gefieder
Auf welkem Aſt es krank und matt;
Vergeſſen ſind die frohen Lieder,
Die's laut im Lenz geſungen hat.

Und ach! die wunden Schwingen tragen
Nicht hin, wo ſeine Sehnſucht weilt —
Ins Land, nach dem in kühlen Tagen
Beglückt die Schaar der Brüder eilt.

So trauert es denn ſtill entgegen
Dem Winter, der es mitleidsvoll
Dann zu den todten Blumen legen
Und unterm Schnee begraben ſoll.

8. Geborgen.

Dort steht ein armes Kind am Zaun;
Es sieht in den blühenden Bäumen
Des Gartens die Vöglein sich Nester baun,
Und kann an den Blumen kaum satt sich schaun,
Versunken in wonniges Träumen.

Aus dem Gartensaale die Freude lacht;
Hell klingen durchs dichte Gehege
Der lustigen, lauschigen Blätternacht
Die Becher und Lieder; doch wer hat Acht
Des Kindes draußen am Wege? —

So stund verlassen und wandermüd
Ich einst am Wege des Lebens
Und schaute hinab in dein reiches Gemüth,
Darinnen ein ewiger Frühling blüht;
Ich sang — und ich sang nicht vergebens!

Du öffnetest mir zu seliger Lust
Des Herzens verschwiegene Tiefen;
Nun wohn ich, ein König, in deiner Brust
Und hebe die Schätze, die unbewußt
In der jungen Seele dir schliefen.

9. Heimweh.

Schied auch die Muschel lange schon
Vom Meer, das ihre Heimat war —
In ihrer Tiefe rauscht ein Ton
Wie Meeresheimweh immerar.

Und kann auch nie ein Herz zurück
Zum Herzen, dran es selig lag —
Es singt von dem verlornen Glück
Noch bis zu seinem letzten Schlag.

II. Didaktische Poesie.

Die didaktische Poesie tritt auch in der neuesten Zeit so wie in dem vorigen Zeitraum sehr zurück, in so fern eigentliche Lehrgedichte größeren oder kleineren Umfangs nur in verhältnißmäßig geringer Zahl erscheinen. Würde man die poetischen Erscheinungen seit 1830 weniger nach ihrer äußeren Form als nach ihrer Tendenz betrachten, so ergäbe sich ein ganz anderes Verhältniß, da bei einer großen Anzahl von lyrischen Dichtern die Reflexion in hohem Grade vorherrscht. Wir haben Dieß in der Darstellung der Leistungen im Gebiete der Lyrik oft zu bemerken Gelegenheit gehabt und manchen Dichter wegen der von ihm gebrauchten lyrischen Formen im ersten Abschnitt behandelt, den wir mit in den vorliegenden hätten ziehen können, wenn wir zunächst den Inhalt und die Absicht seiner Dichtungen hätten berücksichtigen wollen. Die schon berührten oder noch zu erwähnenden Poesien dieser Art erheben sich im Ganzen nicht zu der Tiefe und Originalität, durch welche sich Rückert und Leopold Schefer ausgezeichnet haben, in den besseren weht jedoch dagegen ein einfacher, praktischer Sinn und selbst diejenigen, in denen das beschauliche Element vorwaltet, sind im Ganzen klar und verständlich. Auch sind sie formell zum großen Theil durchaus lobenswerth; die Sprache ist rein, gemäßigt, der Vers gut und sicher gebaut, der Reim untadelhaft. Einige didaktische Dichtungen sind in so fern formlos, als sie epische, dramatische und lyrische Form in eigenthümlicher Weise durcheinander würfeln. So wenig man diese, wir möchten sagen, abenteuerliche Mischung vom künstlerischen Standpunkt billigen kann, so gehören doch gerade diese, was den Gehalt betrifft, zu den bedeutenderen Erscheinungen in diesem Gebiete; indem sie die Mängel und Gebrechen der Zeit, die Unzulänglichkeit der Zustände besprechen, nähern sie sich der Satire, und es wird diese Gattung überhaupt in einer ansehnlichen Reihe von hieher gehörigen Dichtungen behandelt. Wie schon seit Anfang des 18. Jahrhunderts hat die Satire auch in der Zeit, die wir zu betrachten haben, eine beinahe ganz ausschließliche Richtung. Während nämlich in den früheren Zeiten die sittlichen Zustände den Stoff der satirischen Dichtungen bildeten, hat sie sich seit Wernicke beinahe nur mit den literarischen, in der neuesten Zeit auch mit den politischen Zuständen beschäftigt. Wir erinnern, was den vorhergehenden Zeitraum betrifft, an die Schiller-Götheschen Xenien, an Kotzebue und die romantische Schule. In der Dichtung der Gegenwart tritt diese Richtung noch viel entschiedener hervor, nur begegnen wir freilich keiner Erscheinung, die den Xenien oder den satirischen Dramen Kotzebues und Tiecks ebenbürtig wären. Am gehaltreichsten sind noch die Epigramme, in denen sich eine große Anzahl von Dichtern versucht hat.

Unter den Dichtern, die schon im vorigen Abschnitt besprochen wurden, und deren lyrische Poesien vorwiegend auf Reflexion beruhen oder die nebst lyrischen auch rein didaktische Dichtungen, insbesondere auch Epigramme verfaßt haben, sind namentlich die folgenden hervorzuheben: Banck, Bauernfeld, Berger (Gedeon von der Heide), Böttger, Fechner, Feuchtersleben, Geibel, Hammer, Hebbel, Herwegh, Hirsch, von Kobell, Joh. Peter Lange, Martin Lange, Marbach, Mörike, Peters, Pfau, Pichler, Reither, Gräfin Franziska von Schwerin, Sigismund und Victor von Strauß. Neben ihnen sind außer Titus Ullrich, dem eine ausführlichere Besprechung zu widmen ist, noch folgende zu erwähnen.

Ernst Müller, von dessen Lebensumständen uns Nichts bekannt geworden ist, dichtete „Das Lied von Gott. Ein lyrisch-didaktisches Gedicht in 4 Gesängen für denkende Religionsfreunde" (Lpz. 1836), dessen Formen — es ist in alcäischen Strophen geschrieben — mit der allzustreng logischen Entwickelung in unauflöslichem Widerspruche steht. Es ist zwar reich an guten und schönen Gedanken, aber es fehlt ihm an poetischem Schwung, wodurch die Wahl der Form noch verfehlter erscheint. Den nämlichen Fehler der allzu systematischen Anordnung des Stoffes bemerken wir in dem Lehrgedicht „Die Sterne. Ein Schöpfungslied in

en" (Hann. 1837) von Ludwig
m Bruder des im vorigen Bande
Samuel Christian Pape. Dadurch
ichter verleitet und selbst genöthigt
Ranches in das Gebiet seiner Dar-
rbeizuziehen, was einer künstlerischen
widerstrebte und eben deshalb mit
chen echt poetischen Stellen im Wider-
t, dieselben sogar nicht wenig herab-
s ist dieß um so mehr zu bedauern,
die wahrhaft poetischen Seiten seines
ufzufinden weiß und sie mit einem
iswerthen Talente behandelt. Auch
das Gedicht werthvoll; zwar möchte
desselben, die italienische Stanze,
zu billigen sein, da der Stoff eher
eter oder ein anderes reimloses Vers-
ordern scheint; allein die Oktave ist
so glücklich behandelt, daß man sich
der Wahl dieser Form versöhnt.
pigramme" (Hamb. 1833) enthalten
nken in einer reinen und gebildeten
Der feine Sinn und das warme Ge-
sein Lehrgedicht durchzieht, weht auch
Liedern und Elegien" (Celle 1834),
veg aus dem Herzen quellen und
n sprechen („Wehmuth und Trost").
Scheerer besitzen wir eine Nachah-
Götheschen „Faust", die er selbst
durch die Umkehrung des Namens
. Der „Stauf, eine Dichtung" (Berl.
vornehmlich gegen die neuere Philo-
richtet, deren Unhaltbarkeit in den
Verhältnissen des Lebens mit viel
istreichem Witz und in einer gewand-
che dargestellt wird. Es ist kaum
erwähnen, daß Scheerer dem Meister,
achstrebt, ein gründliches und frucht-
udium gewidmet hat, daß er sich
deshalb von einer sklavischen Nach-
ei zu halten wußte. „Der Mensch
ücherwürmer. Philosophisch-satirische
in drei Gesängen" (Lpz. 1841)
l Rößler erinnert ebenfalls an
aust; denn auch hier finden wir
Studium der Philosophie und dem
es Lebens unbefriedigten Menschen,
uletzt durch den Glauben zum innern
elangt. Einen berühmteren Namen
rgenannten hat sich Heinrich Laube
der jedoch erst später ausführlicher
hen ist. Hier ist er wegen seiner di-
ischen Dichtung „Jagdbrevier" (Lpz.
nennen, welches zwar zu seinen
Productionen gehört, aber doch merk-
ung ist. Daß es dem Gedicht an einer
nheit fehlt, hat der Dichter selbst ge-
shalb er in dem Vorwort, das er
" betitelt, sagt, das „Jagdbrevier sei
mlung einzelner Gedanken, Schilde-
erse und Liederfetzen, die er auf Jagd-
auf stillen Wald- und Lagerplätzen
rieben" habe. Die Absicht des Dich-
das Treiben des Jägers in den ver-
Monaten des Jahres zu schildern,
natürlich das Leben der Thierwelt in
ich seiner Darstellung zieht. Man
n Stellen ein gewisses Interesse nicht
, besonders wenn sie ins Gebiet der
n Erzählung streifen, aber es fehlt
ihnen das höhere poetische Leben, und wenn sich hie und da die Auffassung über die gemeine Prosa erhebt, so wird sie von den klappernden und monotonen Versen vollständig wieder vernichtet.

Es hieße die Grenzen der Kunst allzusehr einschränken, wenn man die Theilnahme an den Kämpfen der Zeit aus ihrem Gebiete entfernen wollte; man würde in diesem Falle die Gesänge des Tyrtäus und Rückerts geharnischte Sonette vom künstlerischen Standpunkte unbedingt verdammen müssen. Wenn der Dichter dem Stoffe, den er gewählt, eine höhere Bedeutung zu geben, ihn in das Gebiet des allgemein Menschlichen zu erheben weiß, wenn er für die Ideen und Anschauungen, die er vorträgt, von wirklicher Begeisterung erfüllt ist, die freilich eben so weit von dunkler Schwärmerei als von finsterm Fanatismus entfernt sein muß; dann kann ihm die Befugniß nicht abgesprochen werden, einen solchen Stoff zu wählen, solche Ideen und Anschauungen in das Gebiet der Kunst zu ziehen. So oft es dem Dichter gelingt, die Wünsche und Bestrebungen seiner Partei als solche darzustellen, die aus einem allgemein menschlichen Interesse hervorgehen, wenn er sich eben dadurch über das Beschränkte der Partei zu erheben weiß, ist seine Berechtigung unverkennbar. Wenn er aber sich und sein Talent zum Sklaven der Partei macht, diese mag sein, welche sie auch sei, wenn er die Kunst dadurch herabwürdigt, so verdient er um so höheren Tadel, je größer seine Begabung ist. Ein solcher Sklave seiner Partei ist Sebastian Brunner. Derselbe wurde am 10. Dez. 1814 zu Wien geboren, studierte daselbst Theologie, wurde 1844 Doctor der Philosophie und 1848 Doctor der Theologie, versah verschiedene Kaplaneien, und wurde 1853 zum Feiertagsprediger an der Universitätskirche zu Wien ernannt. Seit 1848 redigiert er die „Katholische Kirchenzeitung". Seb. Brunner hat ohne Zweifel ein nicht unbedeutendes Talent, er hat eine reiche Quelle von Witz und Humor und er hätte für unsere Tage das werden können, was Abraham a Santa Clara für die seinigen war, wenn er eine edlere Natur wäre. Wir wollen nicht an ihm tadeln, daß sein Witz voll Gift und Galle ist, denn wenn auch künstlerische Höhe damit unvereinbar ist, weil die Persönlichkeit zu stark hervortritt, so kann doch auch trotz dem eine gewisse Größe der Wirkung erreicht werden; dagegen muß die Gemeinheit und Pöbelhaftigkeit, in der er sich beinahe ausschließlich bewegt, jeden Unbefangenen mit Widerwillen, ja sogar oft mit Ekel erfüllen und jede Wirkung, die sein scharfer und oft treffender Witz hervorbringen könnte, vollständig vernichten, ja es übermannen ihn seine rohen Zornausbrüche so sehr, daß sie selbst seinen angebornen Witz zurückdrängen. So ist sein didaktisches Gedicht „Die Welt ein Epos" (Wien 1845. 2. Aufl. Regensb. 1846) eine fanatisch-geistlose Verlästerung der Philosophie, dessen Nichtswürdigkeit recht lebendig hervortritt, wenn man es mit dem obenerwähnten „Stauf" von Th. Scheerer zusammenhält. Das Ganze ist nur eine Wiederholung der althergebrachten kapuzinermäßigen Phrasen, welche in ungefüge Verse und harte Reime gebracht

sind. „Das Nebeljungen Lied“ (Regensb. 1845. 3. Aufl. 1852) und „Der deutsche Hiob“ (1. u. 2. Aufl. 1846) sind gegen die politischen, literarischen und religiösen Zustände der Zeit gerichtet; es findet sich darin mancher gute Einfall, aber poetischen Werth haben die beiden Dichtungen nicht. Aus dem „Deutschen Hiob“ ist ein Abschnitt „Johannes Ronge, der Luther des 19. Jahrh.“ im besonderen Druck erschienen. Die „Keilschriften. Geflochtenes Reimwerk“ (Regensb. 1855) gehören zu seinen witzigsten Leistungen, aber auch hier überwuchert die gemeine Gesinnung, die sich in pöbelhaften Ausfällen gegen die edelsten Dichter Deutschlands gefällt. Eben so gemein ist die Schrift „Woher? Wohin? Geschichten, Gedanken, Bilder und Laute aus meinem Leben“ (2 Bde. Wien 1855), in welcher er unter Anderm Schiller und Göthe mit einer an Unsinn gränzenden Wuth verlästert, und zwar vorzüglich deshalb, weil sie Protestanten waren. Ueberall blickt der Pfaff durch, der natürlich auch diejenigen Katholiken nicht verschont, die nicht seines Gepräges sind. Was man von dem „Deutschen Reichsvieh“ (2. Aufl. Wien 1849) zu erwarten hat, zeigt schon der anständige Titel. Brunner hat sich übrigens erst nach und nach in diese Gemeinheit hineingewüthet; sein früher erschienener Roman „Des Genies Malheur und Glück. Ein Spiegelbild mit Land- und Wienerfiguren sammt Reflexen und Reflexionen“ (2 Bde. Lpz. 1843) läßt zwar den Charakter, den er später bis zur Abscheulichkeit entwickelte, schon durchblicken, allein es bewegt sich der Roman doch in einer gewissen Mäßigung, welche den glücklichen Humor und den reichen Witz lebendig hervortreten läßt. Die Darstellung des lüderlichen Genies, das aus Genußsucht, Faulheit und Selbstüberschätzung zu Grunde geht, ist mit großem Geschick und ausgesprochenem Talent für das Komische durchgeführt, — „Der Sohn des Atta Troll. Ein Winternachtstraum“ (Lpz. 1850) von einem Ungenannten, ist eine zwar bittere, aber wohlverdiente Satyre auf das Frankfurter Parlament, das aus Schwächlingen, politisch unreifen und unpraktischen Leuten zusammengesetzt war, die sich durch hohle Phrasen, z. B. von Deutschlands Aufgabe, deutsche Bildung nach dem Orient zu verbreiten, zu den unklugsten Schritten verleiten ließen, welche das schmähliche Ende der schönen Erhebung zur Folge hatten. — Eine weit erfreulichere Erscheinung ist Wilhelm Legeler. Am 26. Dez. 1801 zu Berlin geboren, widmete er sich, da Kränklichkeit ihn zwang, die begonnenen medizinischen Studien aufgegeben, der Gartenkunst, die er in der Gärtnerlehranstalt zu Neu-Schöneberg bei Berlin erlernte, in welcher ihm nach vollendetem Cours der Unterricht in der Mathematik und im Planzeichnen übertragen wurde. Nachdem er im J. 1828 die Universität Berlin nochmals bezogen, um Naturwissenschaften zu studieren, wurde er 1831 zum k. Gartenobergehülfen und 1835 zum k. Hofgärtner ernannt, als welcher er auch Vorträge an der k. Gärtnerlehranstalt zu halten hatte. Im J. 1852 erhielt er die goldene Medaille für Wissenschaft, 1860 den Titel eines Professors und 1861 den Rothen Adler-Orden. Legelers schriftstellerische Leistungen im Gebiete der Gartenkunst sind anerkannt, weniger seine Dichtung „Der Mensch und die Natur. Ein Lehrgedicht“ (Potsdam 1851), die jedoch nicht ohne Verdienst ist. Sie entstand in Folge eines Aufenthalts in Helgoland im J. 1850, wo die Erhabenheit des Meeres so mächtig auf ihn wirkte, daß die Empfindungen und Ansichten, welche die naturwissenschaftlichen Studien schon früher in ihm hervorgerufen hatten, eine dichterische Form gewannen. Freilich liegt das Poetische auch nur in der Form, allein wenn auch prosaische Anschauung vorwiegt, namentlich in der zweiten Abtheilung „Die Natur“, so erfreut uns doch die tief ernste und wahrhaft fromme Gesinnung, die das Gedicht belebt. — Alois Meßmer, geb. am 11. Nov. 1822 zu Naserait, studierte Theologie zu Brixen, wurde dort Professor der Theologie und starb am 23. Okt. 1857 zu Albano bei Rom. Durch seine „Reiseblätter“ (4 Bde. Innsb. 1855—58) wurde er dadurch einflußreich, daß seine darin niedergelegten Bemerkungen über Kunst die tirolische Geistlichkeit, die wenig liest, aber große Achtung vor dem gebildeten Standesgenossen hatte, zu lebendigerer Theilnahme an den neuen Kunstbestrebungen anregten. Nach seinem Tod erschien der erste Gesang eines Gedichts „Religion und Kunst“ (Innsbr. 1862). Wenn derselbe auch nicht gerade neue Gedanken enthält, die Anschauungsweise sich auch nicht über den Standpunkt der Romantiker erhebt, so ist er immerhin beachtungswerth, theils wegen der im Ganzen befriedigenden Form (Oktaven), theils wegen der Absicht des Dichters, das Verhältniß von Religion und Kunst philosophisch und historisch zu erfassen. — C. G. Kühn ist in den „Drei Büchern Epigramme“ (Berl. 1852) nicht frei von Zornausbrüchen gegen Andersdenkende, doch verfällt er nicht in Brunners Pöbelhaftigkeit. Die darin enthaltenen Bemerkungen über Kunst und Literatur sind oft recht glücklich, und der Spott, der über manche verfehlte Erscheinung im Gebiete des Staatslebens ausgegossen wird, ist vollkommen berechtigt, so oft er die Grenzen der Mäßigung nicht überschreitet. — Weniger Talent verrathen die „Epigramme“ (Fkf. 1853) von F. J. Mohr, doch finden sich auch in ihnen recht gute und treffende Gedanken. — P. B. Piringer gibt in seinem Lehrgedicht „Der Christbaum“ (Erl. 1848) gehaltvolle Schilderungen des Lebens und der Lebensbeziehungen, indem er in Nachahmung von Schillers Glocke die einzelnen Erscheinungen an den Weihnachtsbaum und dessen Ausschmückung u. s. w. anlehnt. — Ob die „Epigramme und Sinnsprüche eines Unparteiischen. Herausgegeben von Justus Steinbühl“ (Münch. 1848) von dem Herausgeber herrühren, wissen wir nicht, haben aber Grund, es zu vermuthen. Viel Poesie ist in ihnen nicht zu finden, dagegen begegnet man manchem guten Gedanken über literarische, politische und religiöse Verhältnisse. — Einiges Aufsehen erregten zur Zeit die „Xenien der Gegenwart“ (Hamb. 1850) von Adolf Glaßbrenner und Daniel Sanders, die sich vorzüglich mit den damaligen Zuständen in Deutschland beschäftigen, das Frankfurter Parlament und dessen Hauptpersonen zwar mit vollem Recht, aber mit so

Bitterkeit verspotten, daß die poetische
ung gänzlich verloren geht und selbst
ache und die Form darunter leidet. —
mannigfacher Hinsicht interessante und
de Erscheinung ist Ludwig Philipp-
m 27. Dez. 1811 zu Dessau geboren,
: seinen Vater schon im 4. Jahre. Von
Mutter und seinem älteren Bruder in
e zur Wissenschaft erzogen, folgte er
m J. 1825 nach Halle, wo er die la-
Schule des Waisenhauses besuchte,
:er nach Berlin, wo er Philologie, Phi-
Naturwissenschaften und Geschichte mit
Eifer studierte und seine Kenntnisse
jiblischen Literatur erweiterte. Einige
Schriften, deren erste er schon als Stu-
seinem 18. Jahre schrieb, zogen die
samkeit auf den talentvollen Jüngling;
jena erscheinende Allgemeine Literatur-
machte ihn zu ihrem Mitarbeiter und
ge Universität ertheilte ihm das Doctor-
Im J. 1833 ernannte ihn die jüdische
e zu Magdeburg zu ihrem geistlichen
und Lehrer, wo er durch seine Predig-
besonders durch die im J. 1803 ge-
„Allgemeine Zeitung des Juden-
eine segensreiche und weitverbreitete
:keit entwickelte. Seine großartigen Be-
:n zur Verbesserung der socialen und
:n Zustände seiner Religionsgenossen
ßen, Rußland, Italien, Spanien und
der Türkei hatten meistens einen glück-
folg. Im J. 1861 gab er seine Stel-
f, da er das Unglück hatte, beinahe
zu erblinden; er zog nach Bonn, wo
seiner Gattin unterstützt, seine schrift-
:e Thätigkeit fortsetzte. Philippsons
n, das Judenthum nach Außen wie
nen den Ansprüchen der Zeit gemäß zu
hat ihm die dankbarste Anerkennung
:bildeten gesichert, aber auch manchen
on Seiten der jüdischen wie der christ-
unkelmänner zugezogen, den er jedoch
iegreich zurückwies. Als Dichter ver-
h Philippson zuerst in den „Stimmen
immungen aus der Zeit" (Magdeb.
deren gesinnungstüchtige Gedanken je-
ch die ganz ungenügende Behandlung
ich unglücklichen Form verdunkelt wer-
eit gelungener ist „Das Ich. Ein Lehr-
(Lpz. 1859), dessen Form (der Hexa-
m ernsten Gegenstand, den er behandelt,
ten angemessen ist. Indem der Dichter
n Menschen in seinen äußern und in-
rhältnissen bespricht, gelangt er zur
Frage, was dessen Aufgabe sei, und
sie an der Hand der Philosophie und
zion darin, daß der Mensch sich für ein
Leben vorbereiten und desselben würdig
olle. Alles ist klar und verständig ent-
und dabei weiß sich der Dichter stets
Höhe der poetischen Darstellung zu
ie oft an den großartigen Schwung der
entarischen Schriften erinnert. Das
rschien schon früher in der von ihm
em Bruder unter dem Titel „Saron"
Lpz. 1855—63) veranstalteten Samm-
welcher er auch außer einer Reihe
zwei Dramen lieferte „Esterka. Trauer-
4 Akten" und Jojachin. Trauerspiel
in 4 Aufzügen". Das erste ist gut angelegt, die Charaktere sind mit Geschick gezeichnet, die Darstellung ist ernst und würdig; dagegen ist der Schluß verfehlt; es ist nicht bloß verletzend, sondern auch dem ganzen Wesen des trefflichen Ben-Joseph widersprechend, daß derselbe den Mord der geliebten Esterka nicht verhindert, was doch in seiner Hand lag. Den gottbegeisterten Seher Jeremias zum Mittelpunkte eines Dramas zu machen, wie Philippson in „Jojachin" versucht, war ein kühnes Unternehmen; wenn es nicht mißlang, hat der Dichter dies vorzüglich dem zu verdanken, daß er den Propheten mit dessen eignen Worten einführt. Die etwas schlappe metrische Form thut dem Ganzen nicht wenig Eintrag. Die Novellen, welche Philippson im „Saron" mittheilt, stellen mannigfache Verhältnisse des jüdischen Lebens dar, das der Dichter mit begeisterter Liebe, aber auch mit Unparteilichkeit schildert. Er hätte aber doch daran denken sollen, daß auch Christen seine Novellen lesen, denen die oft wiederkehrenden hebräischen Wörter und Sätze unverständlich sind, wenn sie auch für jüdische Leser etwas ganz Gewöhnliches bezeichnen. Abgesehen davon ist diese Einmischung fremder Sprachelemente immerhin unkünstlerisch, und ist dieß ein Mangel, der selbst noch talentvollere Erscheinungen, wie die Romane des Jeremias Gotthelf, vollständig verunstalten. In das Epische hinübergreifend ist Friedrich Becks „Theophanie" (Gotha 1855), welche vom strengkatholischen Standpunkt die Offenbarungen Gottes darstellt, aber niemals in zelotische Polemik verfällt, sondern stets edel und würdig gehalten ist. — Der Versuch, den ein uns sonst unbekannter Dichter, J. C. Klenau, im Lehrgedichte machte, kann nicht als gelungen bezeichnet werden. „Die Jahreszeiten. Lyrisches Gedicht in 4 Gesängen" (Berl. 1861) erheben sich in Auffassung der Naturverhältnisse sowohl als in der Sprache nicht über prosaische Mittelmäßigkeit. — Als Epigrammendichter ist noch C. Manuel zu nennen, dessen „Wilde und zahme Xenien" (Berl. 1859) viele gute Gedanken und geistreiche, hie und da tief einschneidende Bemerkungen über Literatur und Politik enthalten. — Obgleich an das Leben des 90jährigen Weisen Omar anlehnend, sind doch die „Drei Friedhofs-Rosen. Dichtung" (Lpz. 1860) von Ernst Pfeilschmidt füglich der didaktischen Gattung zuzuschreiben, da der Dichter den epischen Rahmen nur als ganz äußerlichen Rahmen gebrauchte und ihn zudem mit so wenig Geschick durchführte, daß er in der That nur stört, statt die einzelnen Theile der Dichtung zu einem Ganzen zu verbinden. Als didaktisches Gedicht ist es sehr beachtenswerth, da es eine Fülle der trefflichsten Gedanken über Welt, über Leben und das Verhältniß der Menschen zu Gott und zu ihren Mitmenschen enthält und es von demselben Geist der Milde und wahrer Religiosität beseelt ist, was wir schon in des Dichters „Heiligen Zeiten" liebgewonnen haben.

Titus Ullrich.

Titus Ullrich wurde am 22. Aug. 1813 in Habelschwerdt, einer kleinen Stadt in der Grafschaft Glatz, in dem Hause seines Großvaters geboren, wohin seine Mutter wegen der kriegerischen Ereignisse gezogen war, um ihre Entbindung an ruhiger Stätte abzuwarten. Da sein Vater die Landwirthschaft betrieb und es auf dem Lande an den erforderlichen Bildungsmitteln fehlte, wurde er von seinem sechsten Jahre an seinem Großvater, einem vielseitig gebildeten und strebsamen Manne, zur Erziehung übergeben. Derselbe übte den wohlthätigsten Einfluß auf den geistvollen Knaben; durch ihn empfing er die trefflichste Einführung in die Wissenschaften und zugleich die ersten Anregungen zur Poesie, die sich schon in seinem 12. Jahre in einem ersten Versuche bethätigten. Auch auf dem Gymnasium zu Glatz, das er seit 1825 besuchte, beschäftigte er sich häufig mit poetischen Versuchen, ohne jedoch die Schulstudien zu vernachlässigen; auch erlernte er die neuern Sprachen und übte sich im Zeichnen und Malen. Im J. 1832 bezog er die Universität Breslau, ein Jahr später die zu Berlin, wo er sich vorzugsweise dem Studium der Philosophie und der Alterthumswissenschaften widmete. Im J. 1836 promovierte er als Doctor der Philosophie, in der Absicht, sich als Dozent zu habilitieren. Allein der bald darauf erfolgte Tod seines Vaters zerstörte diese Pläne, da er sich gezwungen sah, von nun an selbst für seine Existenz zu sorgen. Er ertheilte Privatunterricht, wodurch er sich freilich ein sorgenloses Leben nicht schaffen konnte, vielmehr hatte er oft mit eindringender Noth zu kämpfen. Doch trat er dieser muthig entgegen und fand in der Beschäftigung mit der Poesie die Kraft, ihr die Stirne zu bieten. Neben derselben begann er seit dem J. 1840 sich mit Kunststudien zu beschäftigen, wobei ihm die Kunstschätze Berlins treffliche Hülfe leisteten. Im J. 1848 wurde er Mitarbeiter an der neugegründeten „National-Zeitung", für welche er das Referat über künstlerische und theatralische Angelegenheiten übernahm. Diese Stellung, die ihm bessere Existenzmittel sicherte, hemmte ihn aber an der Ausarbeitung größerer poetischer Pläne. Zur Erweiterung seiner künstlerischen Anschauungen reiste er im J. 1854 nach Italien, das er bis nach Sicilien durchzog; im J. 1857 begab er sich im Auftrag der Nationalzeitung nach Manchester, um die dortige große Kunstausstellung zu studieren und über dieselbe zu berichten; von dort bereiste er Schottland und kehrte über London, Paris und Belgien nach Berlin zurück. Ende 1860 gab er seine Stellung bei der Nationalzeitung auf, indem er im Bureau der General-Intendantur der königlichen Schauspiele angestellt wurde, was er seinen theatralischen Berichten in der genannten Zeitung zu verdanken hatte.

Titus Ullrich erregte schon bei seinem ersten Auftreten die größte Aufmerksamkeit, was sowohl in der Tendenz und dem Inhalte seines Gedichts „Das hohe Lied" (Berl. 1845), als in dessen poetischer Bedeutsamkeit seinen Grund hatte. Wir haben die Tendenz hier nicht zu beurtheilen, die der Dichter schon in dem der Dichtung vorgesetzten Motto ausspricht: „Ein Jeder ist geboren, König zu sein und Priester der eigenen Gottesnatur", aus welchem leicht ersichtlich ist, daß er die Feuerbachische Idee vom „Gottmenschenthum" poetisch darstellen will. Dagegen haben wir zu berichten, wie er diese Idee dichterisch entwickelt. Das Ganze zerfällt in fünf Theile, deren erster, eine hymnenartige Einleitung schon auf den Schluß hindeutet. Der zweite Theil besteht aus einer Reihe epischer Bilder, die in ihrer Gesammtheit die Geschichte der innern Entwickelung des strebenden Menschen darstellen. Zuerst erscheint der Knabe am Christabend, neugierig schaut er heimlich in das Zimmer, in welches das Christkindlein die Geschenke bringt, aber es ist die Mutter, welche die Gaben vertheilt, und so verliert er schon seinen ersten, beseligenden Kinderglauben. Hierauf zeigt er uns den heranwachsenden Jüngling mit seinem Wissensdrang, der ihn zuerst glücklich macht, bald aber ihn in ein Meer von Zweifeln stürzt, die so mächtig auf ihn eindringen, daß er sie selbst im lärmenden Jubel des Abschiedsgelages nicht zurückdrängen kann. Hat er sich schon da einsam gefühlt, so wird das Gefühl der Einsamkeit in der großen volkreichen Stadt, in die er sich begibt, noch quälender. Immer wieder taucht die Frage in ihm auf: „Was bin ich? — Was der Hauch, der in mir weht, der zitternd bangt, ob er auch fortbesteht?" Die Geschichte soll ihm Aufklärung geben, aber alle ihre Antworten sind trostlos; er wendet sich zur Natur; aber es wird ihm nur die traurige Lehre: „Daß sich ein Stäubchen winzig und vergessen, Mit unsrer Wichtigkeit im Weltenrund kann messen." Auch

ilosophie führt zu keinem befriedigenden
niß; „Denn seltsamlich, was dieser Wahr-
ühmt, das schien Dem Andern blinden
es Mühe.“ Am Bette des sterbenden
des knien dessen Geliebte und preisen ihn
bete glücklich, daß er zu einem besseren
eingehe, aber er kann nicht an den All-
gen glauben, der das Geschehene nicht
hehen machen kann. Der Frühling er-
hn mit neuer Lebenslust: „Ha! neu auf-
de Maienzeit, Das ist die Unsterblich-
Die du mir predigest heut, Daß, ob es
wie todt geruht, Neu gährt, immer neu
Blut, Daß, wieder entfacht, Der Genuß
t.“ Er stürzt sich in den Genuß, den
ebe bietet, aber, aus dem Traume erwa-
tauchen die alten Fragen mächtiger in
uf. Er flüchtet zur Poesie, von dieser zur
, zum Tanz, zu Gelagen, zum Spiel,
lles kann ihn kaum für Augenblicke be-
n. Ernste Betrachtungen auf dem Kirch-
rmehren seinen Unglauben, so auch die
htung des Weltgetriebes, wo es den
hten gut, den Guten schlecht ergeht. Aus
Geschäftsleben flüchtet er wieder in die
mkeit; es wird ihm klar, daß alles Stre-
r Menschen dahin gehe, sich selbst zu ent-
, das Gefühl zu betäuben, „daß sie am
m All nur bleiben, was sie sind: Allein-

Der dritte Theil „Requiem“ ist gleich-
in Todtengesang auf den Trümmern des
mengesunkenen Alten und Hergebrachten,
aber zugleich in dem Schlußsatz: „Die
: sterben, die Götter sterben — und immer,
übrig bleibt allein — der Mensch“ die
Keime des Fortschrittes in sich. Der
Theil zeigt uns den Menschen, der sich
der Autorität befreit hat, in seinem Den-
nd Empfinden das Reinmenschliche all-
h entwickelt und zur Herrschaft erhebt,
auch die wichtigsten Fragen auf dem Ge-
des socialen und politischen Lebens in
reis gezogen werden. Dieß wird an ein-
Personen aus dem Leben zur Anschauung
ht, die trefflich dargestellt sind, die wir
es Raums wegen nicht einzeln verfolgen
. Der fünfte Theil endlich faßt die Er-
se der früheren in der Schöpfungsgeschichte
eligion der Zukunft zusammen.

ist im „Hohen Liede“ ein tiefpoetisches
t nicht zu verkennen, das sich schon in der
dlung des Stoffes erweist. Statt seine
kenwelt in lehrhafter Weise systematisch
uführen, und dieselbe, wie man an Lehr-
en gewöhnt ist, mit dichterischen Mitteln
schmücken, ergeht sich der Dichter in ly-
, hymnenartigen Monologen oder er führt
nschauliche Lebensbilder vor. Wenn aber
ch die poetische Auffassung und Durch-
ng gerettet wird, geht die künstlerische
tung verloren, die schon durch das Un-
und Stürmische, welches das Ganze
ieht, unmöglich gemacht wurde. Abge-
von den durch dieses Stürmische herbei-
ten Mängeln in der Diction und in der
dlung des Verses, abgesehen von den
adurch auch verursachten Wiederholungen,
es Einzelne schön und tüchtig, aber eben
ls Einzelnes. Das nämliche Urtheil muß
über Ullrichs zweite Dichtung „Victor“ (Berl. 1847) gefällt werden, ja vielleicht in noch höherem Maße, da sich mancher Abschnitt findet, der offenbar ohne Rücksicht auf das Ganze verfaßt wurde. Der „Victor“ hat dadurch schon eine Art historischer Bedeutung, daß es das letzte vor den Märztagen des Jahres 1848 in Preußen confiscirte Buch war, eine wichtigere jedoch dadurch, daß es die politischen und socialen Bestrebungen der dreißiger und vierziger Jahre poetisch veranschaulicht. Unmittelbar vor den Ereignissen im J. 1848 veröffentlicht, verkündigte das Gedicht den bald darauf ausgebrochenen Sturm, aber zugleich auch die Erfolglosigkeit desselben, indem es deutlich den Mangel an Thatkraft und noch mehr den Mangel an praktischem Blick betonte, dem vorzugsweise das Mißlingen der so gewaltig beginnenden Erhebung zuzuschreiben ist. Viele Abschnitte des Gedichts sind durchaus vortrefflich, so die Darstellung der Schlechtigkeit der Gerichte, wobei dem Dichter insbesondere die bayerischen während der dreißiger Jahre vorgeschwebt zu haben scheinen. Daß das Talent Ullrichs vorwiegend lyrisch ist, erhellt schon aus den beiden erwähnten Dichtungen; die lyrischen Gedichte, welche er in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte, bestätigen dieses Urtheil in vollem Maße und es ist zu wünschen, daß der Dichter sich endlich entschließe, dieselben zu sammeln.

Aus dem „Hohen Lied“.

Im Anfang war der Mensch! Er war im All das All!
Der Welt gleich, die in seinen Gründen
Noch schlummern läßt ein dunkler Flutenschwall,
Ein Lebensfunke im Entzünden, —
Ein Keimesdasein, eingehüllt von Dämmerniſſen,
So eines Kindeshauptes Schlaf umfließen.

Da sprach der Mensch das mächtge Schöpfungswort:
Ich bin! —
Flugs dunklen Erdreichs Nacht entglühte
Und schoß in lohem Flammenspiel dahin
Des Lichtes reine Sonnenblüthe:
In Goldazur verweht das schattige Getümmel,
Und Stern um Stern entknospeten die Himmel!

In ihre Tiefen stürzte brausend sich die See,
Und ließ ob ihren Wundern allen
Den blauen Schleier auf der schwanken Höh,
Den schaumesperlgestickten, wallen,
Derweil die Berge kühn empor, Titanenwogen,
Dem jungen Lichte froh entgegenflogen!

Und selber Er — der Mensch — steht da im Angesicht
Der Welt, Empfindung ganz und Schauen,
Thaufrisch liegts von des ersten Morgens Licht
Um seine Stirn, um seine Brauen,
Und in die Locken, denen flatternde Lüfte kosen,
Flieht jeder Stral des Aufgangs mai'ge Rosen!

Glanzvoll schwimmt Alles, wie in Einem großen Blick,
Seiner Unendlichkeit entstralet,
Der voll in Einem Lächeln alles Glück
Des Daseins lebensglühend malet,
Wie in des Tages uferlosem Glanzesmeere
In Eins verschwimmt das Licht der Sternenheere.

Und dieser Blick, dems kaum den Raum zu messen gilt,
Den klüftend Erd und Himmel spannen —
Ein Blick, — und ob dem Strom, der stralerfüllt
Die Sonnenkreise rollt von dannen, —
Schwebt hehr sein Geist, ein ernst gedankenmächtig Wehen. —
Der Geist des Herren ob der Wasser Höhen!

Sein iſt die Welt, — mit ihm zumal getaucht empor,
Ein ganzes All und ganz ſein eigen,
In das ein fremdes Haupt niemals zuvor
Den fremden Schatten konnte neigen:
Ein einzger Horizont, — Erfüllung ohne Streben, —
Allgegenwart, durchrauſcht von Einem Leben!

Und der Natur, der Lebensmutter, ihr gebot
Der Menſch und ſprach: Du ſollſt nicht pflücken,
— Dich trifft am ſelben Tage ſonſt der Tod! —
Der Früchte Eine, die da ſchmücken
Als Sterne hell den Baum in meinem Weltengarten,
Deß du ſollſt pflegen und ihn treulich warten!

Und liſtiger denn Alles war die Schlange: Zeit —
Hernieder gleißte ſie zu ſprechen:
Eva-Natur, verbot der Menſch dir heut,
Vom Baum hier nicht die Frucht zu brechen? —
Er weiß es, daß du dann an Macht ihm würdeſt gleichen,
Frei ſein, wie er in ſeines Geiſtes Reichen!

Und die Natur genoß — indeß ſie ſchaute an
Des Baumes friſche Pracht und Größe:
Da wurden ihr die Augen aufgethan
Und wurd gewahr des Staubes Blöße,
Und mußt ſich vor des Menſchen Angeſicht verhüllen,
Weil ſie gefallen war von ſeinem Willen!

Und Er, der Menſch und Herr, rief ihr: Dieweil du nahmſt
Von meinem Baume, ſollſt du werden,
Sprach er im Zorn zu ihr, — wovon du kamſt,
In ewgem Wechſelſpiel — zur Erden!
Und mit der Schlange ſtets ſoll deine Feindſchaft währen,
Und alles Dings, ſo du noch wirſt gebären!

Dann zu der Schlange: Du, von allem Ding verflucht
Seiſt du, dieweil du ſie verführteſt,
Sollſt lebenslang nur zehren Staubesfrucht,
Und aller Staub, den du berührteſt,
Daß er zerſtob, wird ſich zu neuer Form verbinden,
Und höhnen dich, — daß du nicht Ruh ſollſt finden!

Bekümmert ſah der Menſch vergehen itzt Natur,
Daß ſie des Todes mußte ſterben,
Daß ſie hinfort auf ihre Creatur
Dieß Gramverhängniß mußt vererben, —
Und ſah ſie trüb und elend zum Geſpenſt erblaſſen,
Daß er ſie kaum vermochte mehr zu faſſen!

Wohin ſie floh, ſchlich immer nach, wohin ſie gieng,
Des Todes gierige Hyäne,
An ihrer Nächte dunkler Wimper hieng
Der Mond als helle, volle Thräne,
Und was Aurora früh in Prangen konnt beſcheinen,
Das mußte ſchon des Abends Gram beweinen!

Ach! nach Erlöſung rang ſie, wenn ſie ſchmerzvoll ſchuf,
Aus dieſes Zufalls Würfelſtürzen,
Zum Menſchen drang ein lauter Weheruf
Der Creatur, die Qual zu kürzen!
Da fühlt er ſeine Hoheit in Erbarmen wanken,
Und ſchickte ſeinen Sohn ihr: den Gedanken! —

Er kam — und führte jeglich Weſen auf die Bahn
Des Weltenziels, des Einen, großen,
Und zu der Schlange trat er dann heran,
Auf ihren Kopf den Fuß zu ſtoßen,
Daß ſie in ihren eignen Schweif ſich mußte beißen
Vor Schmerz, — ein Bild der Ewigkeit zu heißen!

Und die Natur blickt auf zum Menſchen, froh erlöſt
Zu ſeines Weſens Form und Dauer,
Und ſinkt an ſeine Bruſt, um ſo erlöſt
Hier zu vergehn in Lebensſchauer:
Wie über Edens Auen dieſes Tages Sonnen
Ins Eine, große Sternenall zerrennen!

Und ſo vollendete der Menſch die Werke all
Die er erſchuf vom Anbeginne:
Zur Melodie verklärt ſich Klang und Schall,
Das Leben athmet koſge Minne,
Des Schlafes Balſam träufelt leiſe Nacht hernieder,
Und Morgenroth jauchzt Auferſtehungslieder!

Mit Menſchenzungen tönt Natur Geheimnißſang,
Ins Tagsbewußtſein klar errettet,
Mit Menſchenzungen ſpricht ihr Höhendrang,
Der Zufall und Vernichtung kettet:
Zum Menſchen wird das All! Erſchaffen und Erlöſen
Iſt Keimniß und Verklärung in ſein Weſen!

Es grüßt und küßt ſich End und Anfang flugesheiß,
In Eins zuſammen eng gezogen,
Es ſchlingt ſich Lebensbildung Kreis in Kreis,
Mitwärts in engern, raſchern Bogen
Um Einen Punkt, um Einer Sonne Geiſtesklarheit:
Nenn ſie Empfinden, Dichtung, Wiſſen, Wahrheit!

Vollendet iſt das All! — Sieh her, ſieh hin! — was ſtrebt,
Wie es zum Einklang ſich gerungen, —
Und in des Alls Vollendung webt und lebt,
Harmoniſch ſelber ſo durchklungen.
Der Menſch! Das iſt der Tage ſiebenter, der neue,
Der Tag der Ruh, — des wahren Sabbaths Weihe!

Ein ewger Tag! — Dort ſieh die Zeit, die ſtumme, ſteht
An des Palaſtes Colonnade,
Sie legt die graue Hand, von Staub umweht,
Auf ſeiner Zinnen Goldfaçade;
Und dort! — Wie lehnt ſie ernſt und kalt am Herrſcherthrone
Und bricht gemach Juwelen aus der Krone!

Sie ſteht am Quell und gießt die Urn herab vom Firn,
Bis ſie, des Gießens einſtens müde,
Sie ſtützt des Berges ſchneegebleichte Stirn
Als urgranitne Karyatide,
Sie iſt der alte Altlas, der nicht ruht, nicht raſtet,
Dem aller Himmel Wucht die Schultern laſtet!

Ihr Blick hängt hoch im Allzenith! Mit Sonnenlicht
Nicht erſt braucht ſie ihr Aug zu waffnen,
Die Nacht verbirgt vor ihr das Antlitz nicht,
Sie ſchaut den Keim, den halberſchaffnen,
Sie ſtürzt, ein Taucher, in des Weltalls Abgrundsferne
Und bringt herauf die Perlen neuer Sterne! —

Doch einen Geiſt, dieß Sein, das in Gedanken lebt,
In allen Weiten, allen Nähen,
Als alles Lebens Blüthenäther webt,
Vermag ſie nimmer zu erſpähen:
Da iſt kein Saum, an dem ſie faſſend könnte ſtreifen,
Und wo ſie greift, wird ſie nach Schatten greifen!

Des Geiſtes Pulſe mißt der höhnſche Zeiger nicht,
Der auf die bleiche Locke weiſet,
Und auf das todesfahle Angeſicht,
Und auf ein Herz, das, halb umeiſet,
Nur matt noch kann des Blutes kühlern Strom entſenden,
Weil heute ſoll dieß Stoffgebilde enden!

— er schafft Allgegenwart! An seinem Kuß
ine Stunde ewig hangen!
schen tiefstes Sein in Füll und Schluß
oßgleich, was da ist, umfangen:
ft sein Gehalt, — sein Wesen Gottes-
walten,
iheit seine Form und sein Entfalten!

IV. Epische Poesie.

auch die lyrische Poesie bis in die
seiten an Umfang wie an innerer Be-
nter allen Gattungen die erste Stelle
, so ist doch nicht zu verwundern, daß
m Ende der vierziger Jahre auch die
esie eines nicht geringen Aufschwungs
n hat. Zwar begegnen wir keinem
Dichter, der wie Klopstock oder Goethe,
n wir die kleineren epischen Dich-
3 Auge fassen, wie Goethe und Schiller
wie Uhland der epischen Poesie sei-
pel aufgedrückt hätte, ja es ist dieß
ger der Fall als in der Lyrik, in
reiligrath und wenigstens in äußerer
Geibel einen freilich vorübergehenden
wonnen haben. Aber wenn auch kein
Dichter eine solche, die Entwickelung
n Poesie bestimmende Höhe erreicht
eten uns doch manche entgegen, in
reicher Begabung und ernstem Streben
alent anzuerkennen ist. Es ist schon
erfreuliches Zeichen des Fortschrittes,
rößeren Dichtungen die Auflösung des
eine Reihe von Romanzen immer
immt und die Dichter sich bemühen,
tliches Kunstwerk zu schaffen. Die
n Romanzenkränze, durch welche jede
e Gestaltung vernichtet wird, scheinen
wenigstens durch die Untersuchungen
3 über das Nibelungenlied hervorge-
den zu sein (die Forschungen Wolfs
r blieben ohne Einfluß auf die deutsche

Die Behauptung desselben, daß das
nlied aus einer Anzahl selbstständiger,
der unabhängiger, von verschiedenen
erfaßter Lieder zusammengeschweißt
e nicht nur als das großartigste Er-
itischer Kritik angestaunt, man beeilte
man denn in Deutschland gern Alles
opf stellt — die merkwürdigsten Fol-
araus zu ziehen, namentlich die, daß
gar nicht gemacht werden könne.
ichter, von denen sich viele mit dem
der älteren Sprache und Poesie be-
, der allgemein gewordenen Ansicht
so versuchten sie es nicht einmal,
hen Dichtungen eine künstlerische Ge-
geben, sondern glaubten, das Höchste
n, wenn sie eine Reihe von einzelnen
, Balladen oder Liedern zusammen-
denen der Stoff, ohne innern und
sammenhang verarbeitet war. Glück-
se machten die Untersuchungen Holtz-
m erwähnten Vorurtheil ein Ende,
da an verschwanden die Romanzen-
ner mehr und wurden von Dichtungen
in denen sich ein mehr oder weniger
entschiedenes Streben nach künstlerischer Gestaltung kund gab.

Außer der eben besprochenen, aus den Lachmannischen Untersuchungen hervorgegangenen Ansicht trat auch eine von verschiedenen Aesthetikern aufgestellte Behauptung der Behandlung des größeren Epos hindernd entgegen, die Behauptung nämlich, daß unsere modernen Verhältnisse und unsere Bildungsstufe von den Zuständen und der Cultur des Alterthums, ja selbst von der Anschauungsweise des Mittelalters zu weit abliege, als daß man fähig sein könnte, Stoffe des Alterthums oder des romantischen Mittelalters episch zu behandeln; daß ferner unsere Welt viel zu compliciert sei und sich allzu sehr von der Natur entfernt habe, als daß die jetzigen Verhältnisse und Zustände zu epischen Gestaltungen benutzt werden könnten. Wenn aber das Wesen des Epos darin besteht, daß es eine äußerlich oder innerlich bedeutende Begebenheit, nicht bloß eine einzige Handlung, in ihren Ursachen und Wirkungen, in allen ihren Wechselbeziehungen darstellt, und dieselbe durch bestimmte, psychologisch wahre Charaktere vollenden läßt, daß es ferner den Charakter der Hauptpersonen durch die Situationen und die lebendige Theilnahme, das folgenreiche Eingreifen derselben in die Begebenheit zeichnet, so wie auch durch den Einfluß, den sie auf die anderen Personen machen; wenn es mit Einem Wort die Aufgabe des Epos ist, die Charaktere plastisch hervortreten zu lassen, so können wir nicht einsehen, warum eine solche Aufgabe nicht zu allen Zeiten und somit auch in der unsrigen gelöst werden könnte. Daß man auch antike Stoffe mit Glück behandeln könne, hat Goethe in seiner „Iphigenia" bewiesen; wenn er das Epos „Achilleis" nicht fortgesetzt hat, so lag dieß allerdings zum Theil in der Wahl des Gegenstandes, großentheils aber und vorzüglich darin, daß er die Fortsetzung längere Zeit aussetzte und darüber, wie es ihm oft begegnete, die Lust an der Vollendung verlor. Doch scheint auch diese von verschiedenen Aesthetikern aufgestellte und ziemlich verbreitete Ansicht nach und nach zu verschwinden, wenigstens zeugt dafür, daß neuere Dichter sich durch dieselbe nicht haben abschrecken lassen, ihre Stoffe der Sage oder Geschichte des Alterthums und des Mittelalters zu entnehmen.

Es ist, wie schon berührt, erfreulich und es verdient Anerkennung, daß die neueren Dichter sich je länger je mehr der epischen Poesie zuwenden, es ist anzuerkennen, daß sie sich bemühen, kunstgemäße Gebilde zu schaffen; dagegen darf nicht verschwiegen werden, daß im Allgemeinen kunstvollendete, ächt plastische Gestaltung in den epischen Dichtungen selten anzutreffen ist. Es ist ein beinahe durchgängiger Mangel derselben, daß die Subjectivität des Dichters zu mächtig hervortritt, weshalb denn auch das lyrische Element nicht bloß vorwiegt, sondern oft sogar die Dichtungen vollständig beherrscht. Daher sind sie im Durchschnitt arm an Handlung, aber desto reicher an lyrischen Ergüssen, oder auch an Schilderungen, welche zwar für sich und ohne Rücksicht auf das Ganze vortrefflich sein mögen, aber die dem Wesen des Epos zuwider sind und dessen Einheit zerstören. Wie sehr die Dichter ihren subjectiven Stimmungen nachzugeben geneigt sind, wie sehr sie sich von

ihnen sogar beherrschen lassen, ersehen wir schon daraus, daß eine große Anzahl von Dichtungen in mannigfaltigen metrischen Formen abgefaßt sind. Es ist uns zwar nicht unbekannt, daß manche Kritiker die Dichter eben deshalb mit Lobeserhebungen überhäufen; aber gerade der Grund, der sie zu solchem Lobe veranlaßt, ist, genau betrachtet, der größte Tadel, den man gegen die betreffenden Dichter aussprechen kann. Sie sind zu loben, sagen nämlich jene Kritiker, daß sie für die verschiedenen Stimmungen auch denselben entsprechende Formen zu finden wissen. Allein schon der Ausdruck „Stimmungen" hätte von der Unrichtigkeit der Behauptung überzeugen sollen, da er sich doch zunächst auf die Subjectivität des Dichters bezieht, welche im epischen Gedicht nicht hervortreten soll. Aber wollte man ihn auch auf die handelnden Personen der Dichtung beziehen, so wäre die Behauptung immer noch unrichtig. Im Epos treten die handelnden Personen nicht eben so unmittelbar ins Leben, wie im Drama, sondern nur durch die Vermittlung des Dichters, sie sprechen ihre Empfindungen und Gefühle nicht unmittelbar aus, denn selbst wenn sie redend eingeführt werden, sind ihre Reden doch nur Erzählung des Dichters, daher selbst ihre aufgeregtesten Stimmungen nicht in ihrer ursprünglichen Leidenschaftlichkeit erscheinen können und dürfen. Wenn schon im lyrischen Gedicht ein Wechsel der Form nicht zu billigen ist, wie wir öfters zu bemerken Gelegenheit hatten, läßt er sich im Epos auf keine Weise entschuldigen; er ist schon deswegen zu tadeln, weil er die äußere Einheit vernichtet, die bei jeder, namentlich bei jeder größeren Dichtung unerläßlich ist. So oft uns ein solches episches Gedicht mit wechselnder metrischer Form begegnet, fällt uns jener Sonderling bei E. T. A. Hoffmann ein, der, als er sich ein Haus baute, zuerst alle vier Mauern ohne jegliche Oeffnung aufführen, und erst als die innere Einrichtung vollendet war, Thüren und Fenster herausschlagen ließ, die aber zum größten Ergetzen der zuschauenden Menge immer an Stellen herausgeschlagen wurden, wo man es am Wenigsten erwartete. Kein einziges Fenster war in gleicher Entfernung von dem andern angebracht, keines in gleicher Linie wie das andere, so daß das Haus den widrigsten Anblick darbot. Besah man das Innere, so mußte man freilich gestehen, daß Alles für die besondern Bedürfnisse des Besitzers zweckmäßig eingerichtet sei; allein Dies konnte mit dem unangenehmen, alles Schönheitsgefühl beleidigenden Eindruck nicht versöhnen, den das Aeußere machte; und Sachverständige erklärten, daß ein wahrer Künstler die zweckmäßige innere Einrichtung des Hauses mit der äußern Schönheit hätte verbinden können.

Doch haben auch manche Dichter zum großen Vortheil ihrer Dichtungen die Einheit der Form bewahrt und in der Wahl derselben mehr oder weniger Tact bewiesen. Den Hexameter haben unter Andern Dieterici, Doerr, Gregorovius, Griepenkerl, Hebbel, Holdau, Kannegießer, Klemm, W. Müller, der ungenannte Dichter des Epos „Otto der Große", Tellkampf und Türcke gebraucht; Bärmann, Dürrbach, Goßmann, Groschvetter, Schütt, Seidel, Steger, Adelheid von Stolterfoth und Tobler haben ihre Dichtungen in der italienischen Stanze geschrieben; die Nibelungenstrophe findet sich bei Ettmüller, Hegener, Eug. Hermann, Rodenberg und mehrern Andern; in der neuesten Zeit sind die vierfüßigen Jamben mit gepaarten Reimen mit Vorliebe gebraucht worden, so von Gardthausen, Hertz, Pauline Schanz, Stamm und dem Prinzen Emil von Wittgenstein; reimlose fünffüßige Jamben haben Friedrich, Hamerling und Rantzau gebraucht; Platen nachfolgend hat Ellen in reimlosen fünffüßigen Trochäen und A. Jordan in reimlosen vierfüßigen Trochäen gedichtet, was noch weniger zu billigen ist, da der spanische Trochäus dem jambischen Gang der deutschen Sprache nicht angemessen ist.

Was die von den epischen Dichtern behandelten Stoffe betrifft, so sind sie äußerst mannigfaltig und viele sind mit Glück und Tact gewählt; dagegen finden sich bei einzelnen Dichtern auch solche Stoffe, die ihrer Natur nach der epischen Behandlung widerstreben, indem sie sich nur für das Drama eignen. Im Epos bildet nämlich die Begebenheit den Kern und den Mittelpunkt der Dichtung, nicht aber die Person, welche gleichsam nur Mittel ist, um die Begebenheit zur Erscheinung zu bringen; im Drama hingegen ist die Person Kern und Mittelpunkt und die Handlung ist nur Mittel, um den Charakter der Person zur Erscheinung zu bringen. Nur wenn Begebenheit und Person, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, zugleich abschließen, ist der Stoff dem Epos angemessen; wo Dieß nicht der Fall ist, wenn vielmehr mit dem Abschluß der Person nicht auch zugleich die Begebenheit vollendet ist, kann sich der Stoff nur für das Drama eignen. Wir wollen Dieß in Kurzem an zwei Beispielen klar zu machen suchen. Columbus ist ein durchaus epischer Stoff, aber nur wenn die Dichtung mit der Entdeckung der neuen Welt abschließt, denn diese Entdeckung ist die Begebenheit, die der Dichter poetisch darzustellen hat; die weiteren Schicksale des großen Mannes stehen mit ihr in keiner engeren Verbindung, als z. B. die weiteren Entdeckungen durch Cortez und Pizarro, ja sie stehen nicht einmal in einem so genauen Zusammenhang als diese, welche nothwendige Folgen der ersten Entdeckung waren, während die Mißhandlungen, welche Columbus später zu erdulden hatte, keineswegs unvermeidliche Wirkungen seines großartigen Unternehmens waren. Wollte man seine letzten Schicksale in das Bereich der Dichtung ziehen, so würde die Einheit derselben vollständig vernichtet werden. Dagegen würden seine letzten Schicksale sich vortrefflich zum Stoff eines Dramas eignen, weil dann nicht die Begebenheit, sondern die Person den Gang der Dichtung bestimmen würde. Ebenso wenig kann der Herzog Bernhard von Weimar zum Gegenstande eines Epos gewählt werden, weil die Begebenheit, der dreißigjährige Krieg mit seinem Tode nicht abgeschlossen ist und die Dichtung daher des Abschlusses entbehrt, wogegen er einen dankbaren Stoff für das Drama bietet, wenn er als Träger der Handlung dargestellt wird, die mit seinem Tode vollständig abschließt.

Viele Dichter haben geschichtliche Stoffe gewählt, was freilich vielleicht die schwierigste

be der epischen Kunst ist; denn die poe-
Behandlung der Geschichte fordert mehr
der andere Gegenstand ein großes pro-
s Talent. Der Dichter muß das Ge-
iche — die Begebenheiten, wie die han-
n Personen — in ihrer vollsten Wahrheit
len, welche in der Wirklichkeit selten oder
s zur vollsten Erscheinung gelangen, ge-
ie das innere Wesen des einzelnen Men-
ich um so weniger in seinen Gesichtszügen
ndig ausspricht, je bedeutender seine geistige
ist. Der epische Dichter muß daher in
erselben Weise schöpferisch verfahren wie
kaler, der die ganze Seele der abgebil-
Person in ihren Zügen zur Erscheinung

Der epische Dichter darf daher der ge-
ichen Ueberlieferung nur in sofern treu
, als sie mit dem innern Wesen der
chen Begebenheit nicht in Widerspruch
er muß die Ueberlieferung berichtigen, wo
lerhaft, er muß sie ergänzen, wo sie
lhaft ist. Da sich mit dieser nothwendigen
rischen Kraft eine glückliche Wahl des zu
elnden Stoffes verbinden, da der Dich-
dem eine große Kunst der Composition
ne eben so große Kunst der Ausführung
elu muß, so ist es begreiflich, daß das
nicht leicht erreicht werden kann; im
einen ist aber nicht zu läugnen, daß
hieher gehörige Dichtung der neueren
u den erfreulichen Erscheinungen zu rech-

em wir nun zur Darstellung der größeren
chen Gedichte übergehen, wollen wir die
nach den besondern, von ihnen behan-
Stoffe zusammenstellen. Das kühnste
ehmen ist wohl dasjenige, welches H.
nstock gewagt hat. Er hat nämlich ver-
in dem Gedicht „Walhalla der Mensch-
2 Bde. Krefeld 1847) die Entwickelungs-
te der gesammten Menschheit darzustellen
ch dabei ins Einzelne zu versenken, was
gemeine Anschauung oft außerordentlich
Doch hat der Dichter das Mögliche ge-
denn wenn auch die zum Grunde liegende
daß die Geschichte der Menschheit ein
geordnetes Ganzes, und jede einzelne
inung ein nothwendiges Glied desselben
nicht klar und entschieden genug hervor-
so werden wir dagegen durch das ge-
e Detail, durch die reine Sprache und
hönheit der Darstellung entschädigt. Nicht
r gewagt ist die poetische Darstellung der
wanderung, welche Lingg unternommen
nd auf die wir ausführlicher zurückkom-
tüssen.

Biblische Geschichte wurde von meh-
Dichtern, zum Theil mit großem Glück
rfreulicher Selbstständigkeit poetisch be-
t. Die „Israelitischen Gedichte" (Stuttg.
von Eduard Arnd, „Abrahams Opfer",
s", „Die Tochter Jephtahs" sind einfach
hlicht, jedoch nicht ohne künstlerische An-
nd Darstellung; auch erhebt sich der Ver-
an geeigneten Stellen zu begeistertem
ng. Ueber den „Moses" von Rappa-
werden wir an späterer Stelle berichten;
über die „Rachel" von L. A. Frankl.
Joseph, ein idyllisch episches Gedicht in
ngen" (Tangermünde 1853) von Karl Dieterici bleibt der biblischen Ueberlieferung nur in so fern getreu, als es nöthig war, um den biblischen Charakter zu bewahren, und die künstlerische Abrundung es erlaubte. Es ist in fließenden Hexametern geschrieben. Auf die „Dichtungen nach dem Alten Testament" und „Joseph" von Katharina Diez werden wir später zurückkommen; über die „Judith" von Rud. Kulemann und die „Ruth" von Luise von Plönnies haben wir schon berichtet. Dichtungen nach dem Neuen Testament sind von Mehreren gegeben worden. „Christus der Ueberwinder. Ein Gedicht in 5 Gesängen" (Oppeln 1841) von K. Moritz ist wegen seiner klaren Durchführung zu loben; den nämlichen Gegenstand behandelte Friedrich August Steger mit zu großer Breite („Der Heiland. Ein Epos in 12 Gesängen". Zeitz 1841); von C. Siebels „Jesus von Nazareth" (Lpz. 1856) sagte Leopold Schefer nicht mit Unrecht, daß gegen dieses jedem Vernünftigen ganz genügende edle Leben Jesu das vom lieben Rückert von Holz oder Stroh sei. Auf eine Parabel sich gründend, dichtete Hermann Daum den „Verlornen Sohn. Moderne Dichtung" (Magdeb. 1851), einen Romanzencyklus, der den biblischen Stoff allegorisierend auf die modernen Verhältnisse anwendet. Ferdinand Wirth besang in der „Mariade, oder Maria, Jungfrau und Mutter Gottes. Religiöses Epos in 12 Gesängen" (Würzb. 1844) die heilige Jungfrau von ihrer Empfängniß und Geburt an bis zu ihrem Tode und ihrer Himmelfahrt mit willkürlicher Abweichung von der kirchlichen Ueberlieferung in ziemlich guten Hexametern. Außer Schramms „Paulus. Ein Epos" (Sorau 1842) wurde dieser Apostel auch und zwar besser von Heinrich Alexander Seidel gefeiert, der in seinem „Paulus. Geistliches Gedicht in 10 Gesängen" (Schwerin 1845) die Ueberlieferung mit großer innerer Wahrheit und im Geiste derselben mit tiefem Gefühl erweiterte. Das Gedicht ist in reinen und wohllautenden Stanzen abgefaßt. Endlich erwähnen wir noch „Das jüngste Gericht. Gedicht in 5 Gesängen" (Düsseld. 1841) von Nikolaus Stehling, der freilich dem großartigen Stoff nicht gewachsen war, ob ihm gleich eine gewisse Kraft der Phantasie nicht abgesprochen werden kann.

Die jüdische Geschichte behandelt K. Heigel in „Bar-Cochba, der letzte Judenkönig" (Hann. 1857); er führte den interessanten Stoff, der von Möbius dramatisch bearbeitet wurde, mit Geschick aus. Doch steht Adolf Stern (geb. zu Leipzig 1835, jetzt Lehrer in Dresden) ohne Vergleich höher, dessen „Jerusalem. Epische Dichtung" (Lpz. 1858) freilich als Kunstwerk nicht genügt, da es ihr an einem das Ganze zusammenhaltenden Mittelpunkt fehlt, und das lyrische Element viel zu stark hervortritt; dagegen ist die Zeichnung einzelner Charaktere von großer Schönheit, die Schilderung des Römerlagers ist höchst anschaulich, voll Bewegung und Kraft, wird aber noch von der Schilderung des Tempelbrandes übertroffen, in welchem der Dichter eine hinreißende Macht der Darstellung entwickelt. Wir besitzen von ihm noch „Poetische Erzählungen" (Lpz. 1855), „Zwei Frauenbilder" (Ebd. 1856) und „Sangkönig Hiarne. Ein nordisches Märchen"

(Ebd. 1853), in denen allen die gut gewählten Stoffe von der glücklichen Composition und der angemessenen Darstellung gehoben worden. Von epischer Behandlung der Geschichte des Alterthums ist uns nur „Hannibals Tod" (Bremen 1857) von P. F. Willatzen bekannt geworden, welches durch die liebevoll eingehende und psychologisch tiefe Charakteristik des großen karthagischen Feldherrn anspricht. Dagegen ist die griechische Mythe mehrmals behandelt worden. Von Eugen Groschvetter wurde „Der Tod des Phaethon. Epische Dichtung" (Altenb. 1836) in gut gebildeten Octaven und fließender Sprache bearbeitet. Ebenfalls in Octaven ist „Psyche. Episches Gedicht in 3 Gesängen" (Mannh. 1836) von Ado Schutt, der jedoch den schönen Stoff nicht zu durchdringen vermochte; noch ungenügender ist der nämliche Gegenstand von A. H. Clodius: „Psyche. Ein Gedicht in 12 Gesängen" (Lpz. 1838) behandelt worden, da der Verfasser die schöne Mythe mit großer Willkür in eine auf das Christenthum angewendete Allegorie verwandelte. Verdienstlicher ist „Telemachos und Nausikaa. Episches Gedicht in 9 Gesängen" (Nbg. 1846) von K. L. Kannegießer, worin gründliches Studium des Alterthums nicht zu verkennen ist; aber auch dieses wird von dem Epos „Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in 4 Gesängen" (Lpz. 1858) weit übertroffen, von Ferdinand Adolf Gregorovius. Geboren 19. Jan. 1821 zu Neidenburg in Ostpreußen, erhielt er seit 1832 seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Gumbinnen, worauf er 1838 die Hochschule Königsberg bezog, um Philosophie und Theologie zu studieren; doch gab er letztere nach vollendetem dreijährigen Cursus wieder auf, um sich geschichtlichen Studien zu widmen, denen er auch treu blieb, als er mehrere Jahre als Hauslehrer und dann als Vorsteher einer öffentlichen Schule in kleinen Ortschaften zubrachte. Er kehrte, um diese Studien mit reicheren Hülfsmitteln fortzusetzen, 1846 nach Königsberg zurück, von wo er 1852 nach Italien reiste, das er in allen Richtungen durchzog, seinen bleibenden Aufenthalt aber in Rom nahm, wo er gegenwärtig noch lebt. Seine früher in Königsberg und später in Italien veröffentlichten historischen Werke und Reisebeschreibungen werden wir an geeigneter Stelle berühren. Sein noch in Deutschland geschriebener Roman „Werdomar und Wladislaw aus der Wüste Romantik" (2 Thle. Königsb. 1841) ist als jugendlich wilder Ausbruch des tastenden Talents bemerkenswerth; von scharfer und besonnener Auffassung zeugte dagegen die Schrift: „Ueber Göthes Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen" (Ebd. 1849). Eine der schönsten Früchte seines Aufenthaltes in Neapel und Pompeji war das Epos, das wir hier zu besprechen haben. Der Dichter hat im „Euphorion" seine gründlichen historischen und archäologischen Studien mit großem Glück poetisch verarbeitet; er hat sich mit solcher Sicherheit in das antike Leben hineingedacht, daß es uns aus seiner Dichtung mit der größten Wahrheit und Anschaulichkeit entgegentritt. Das Talent des Dichters erscheint sowohl in der glücklichen Anordnung des Stoffes, da es ihm gelingt, die Betrachtungen über Kunst und Anderes als nothwendige Theile der Handlung darzustellen, als auch in der Behandlung des Details; die Charaktere der Personen sind ebenso meisterhaft gezeichnet, als die Schilderungen des furchtbaren Naturereignisses, mit welchem das Ganze schließt. Sprache und Form — es ist in volltönenden und vortrefflich gebildeten Hexametern geschrieben — entsprechen dem tiefen Gehalt. Noch erwähnen wir seine gelungene Uebersetzung der „Lieder des Giovanni Meli von Palermo aus dem Sicilianischen" (Lpz. 1856), in welchem er sich neuerdings als Meister in der Behandlung der Sprache und Form bewies.

Indem wir zu den epischen Gedichten übergehen, welche die deutsche Geschichte behandeln, haben wir zuerst diejenigen zu erwähnen, welche die Kämpfe mit Rom zum Gegenstande haben. Friedrich Gustav Klemm, geb. 12. Nov. 1802 zu Chemnitz, seit 1834 Bibliothekar und später Oberbibliothekar in Dresden, welche Stelle er einige Jahre vor seinem Tode (1867) wegen völliger Erblindung aufgeben mußte, ist vorzüglich wegen seiner gründlichen kulturhistorischen Arbeiten bekannt geworden; hier ist er wegen seines in Hexametern abgefaßten „Herfest. Sechs Gesänge" (Zerbst 1829) zu nennen, eines zusammenhängenden Bruchstückes eines größeren, nicht zum Abschluß gekommenen Epos, in welchem der Suevenfürst Arioviſt im Kampf mit Cäsar dargestellt wird; das Gedicht enthält manche gute Stelle, ist aber in der Ausführung sehr ungleich. Daß der Römerbesieger Hermann trotz des nicht leicht zu bewältigenden Stoffes reizte, ist begreiflich. Zuerst trat A. M. G. Rugo mit seinem in Romanzen aufgelösten „Hermannslied" (Jena 1832) hervor, in welchem vor Allem ein tiefes Hineinleben in die damaligen Zustände vermißt wird. Mehr Talent entwickelte Kuno Graf zu Rantzau-Breitenburg in der „Armin-Sage" (Mannh. 1839), deren acht Gesänge in reimlosen, nur in bedeutenden Stellen gereimten Jamben geschrieben sind. Daß der Dichter die altgermanische Mythologie benutzte, ist allerdings dem Stoff angemessen, allein er hat dadurch seine Dichtung dem größeren Leserkreis entzogen, der mit dieser Mythologie unbekannt ist. Unerquicklich ist „Das Hermanns-Lied" (Frankf. 1851) von Friedrich Lucä schon durch den unkünstlerischen Gebrauch verschiedener Formen, da die Nibelungenstrophe, vierzeilige gereimte Strophen, Hexameter und elegisches Versmaß willkürlich durch einander geworfen sind; ebenso unerquicklich wird es durch die Breite der Darstellung. Obgleich auch in abwechselnden Versmaßen geschrieben, berührt das Epos „Hermann der Deutsche. Ein Heldenlied" (Bremen 1855) von einem Ungenannten doch weniger unangenehm, da der Dichter bei der Wahl der Formen mit größerem Tact verfährt. Gut gemeint, aber freilich ohne jeden poetischen Werth ist das „Leben und Wirken Winfried's Bonifazius, des Apostels der Deutschen" (Coblenz 1834) von Joh. Leonard Pfaff, Bischof zu Fulda, den wir auch deshalb anführen, weil er Einer der wenigen geistlichen Fürsten ist, welche ihre Muße der deutschen Poesie gewidmet haben. Heinrich der Vogler wurde von Roquette besungen; wir werden dieses Gedicht später besprechen. „Otto der Große und die Ungarn. Ein episches Ge-

n 24 Geſängen" von Fr***. Herausg.
r. Beck (München 1839) iſt zu breit ge-
; ſonſt iſt der dankbare Stoff nicht ohne
t bearbeitet. Auf die „Hohenſtaufen" von
enbach werden wir unten zurückkommen.
„Conradin" des Münchner Profeſſors
l kennen wir nicht. Ebenſo iſt uns keine
Dichtung bekannt, welche die Zeit von
f von Habsburg bis ins 15. Jahrhundert
ehandelt; erſt die größeren reformatoriſchen
bungen haben wieder die Aufmerkſamkeit der
rauf ſich gezogen. Von Hermann Daum,
kanten an St. Petri in Magdeburg, iſt
nnes Hus, der Märtyrer von Conſtanz"
eb. 1852), eine Dichtung, in welcher der
Zorn gegen das unwürdige Pfaffenthum
s Maß überſchreitet. Die Sprache iſt
, das Nibelungenmaß mit Gewandtheit
elt, der Reim meiſt rein und vollendet.
iches Lob kann dem, „Johannes Huß. Ein
t in 9 Abtheilungen" (Schwelm 1854)
). Frantz nicht ertheilt werden; es iſt
ur eine proſaiſche Biographie. Der „Ziska"
Alfred Meißner iſt ſpäter ausführlicher
prechen. Albert Türcke hat in „Sickin-
Eine Landsknechtsgeſchichte" (Berl. 1855)
höchſt unpaſſenden Bänkelſängerton ange-
t, der ihn zu manchen Ungeſchicklichkeiten
ete, was um ſo mehr zu tadeln iſt, als
ielen Einzelnheiten hervorgeht, daß er
es hätte leiſten können. In edlerer Weiſe
aul Breſſel in „Franz von Sickingen.
zählendes Gedicht aus dem Reformations-
er" (Lpz. 1860) den nämlichen Gegen-
behandelt, indem er bei aller hiſtoriſchen
die poetiſchen Seiten hervorzuheben wußte.
en auf Ufnau. Eine Idylle in 7 Ge-
t" (Deſſau 1858) von Albert Türcke
on deshalb verfehlt, weil der Stoff nicht
r, am Wenigſten idylliſcher Natur iſt.
Dichter fühlte, daß die letzten Lebenstage
roßen Mannes zur Ausfüllung eines
en Ganzen nicht hinreichten, daß das
liche Intereſſe in den Kämpfen und Leiden
Märtyrers liege; er ſuchte daher die früheren
ſale ſeines Helden einzuflechten, wobei er
ein ſehr unpaſſendes Mittel wählte, in-
r ſie den ſterbenden Hutten erzählen läßt.
poetiſchen Bearbeitungen von „Luthers
" durch Rudolf Hagenbach und Adolf
lts haben wir ſchon erwähnt. „Guſtav
s Heldentod für Deutſchlands Freiheit.
iſtoriſches Gedicht in 4 Geſängen" (Kaſſel
. 3. Aufl. 1845) von G. Friedrich
n dreifachen Druck wohl andern Gründen
nem poetiſchen Werth zu verdanken, denn
in Form und Darſtellung gleich unge-
d, doch iſt es noch beſſer als „Guſtav
. Gedicht in 9 Geſängen" (Lpz. 1844)
Karl Hermann Simon, welches noch
on abſchreckender Breite iſt. Der „Große
rſt. Ein vaterländiſches Gedicht" (Berl.
) von Eugen Hermann hat nur bio-
iſchen Werth. Erfreulicher iſt „Des Großen
rſten Schlittenfahrt. Ein Gedicht" von
ordan (Berl. 1856), das nicht bloß vom
ändiſchen Sinn des Dichters zeugt. Durch
eitung von Stoffen aus der Preußiſchen
ichte machte ſich in neuerer Zeit vorzüg-
n Dichter bekannt, dem wir größere Auf-
merkſamkeit widmen müſſen. Chriſtian Friedrich Scherenberg, geb. 5. Mai 1798 zu Stettin, widmete ſich, nachdem er das Gymnaſium beſucht, dem Kaufmannsſtande, führte ein mannigfach bewegtes und wechſelvolles Leben, bis er durch ſein Gedicht „Waterloo" die Aufmerkſamkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. auf ſich zog, der ihn zum Bibliothekar im Kriegsminiſterium ernannte. Er gab als Handlungsdiener „Vermiſchte Gedichte" (Berl. 1845) heraus, die wenig Anklang fanden; um deſto überraſchender war der Erfolg, den ſeine epiſche Dichtung „Waterloo. Ein vaterländiſches Gedicht" (Berl. 1849. 5. Aufl. 1856) hatte, der freilich weniger ihrer Bedeutſamkeit als dem Umſtand zuzuſchreiben iſt, daß das ſpecifiſche Preußenthum ſie in ſeinen beſondern Schutz nahm. Wir wollen damit übrigens nicht auch behaupten, daß das Gedicht werthlos ſei, vielmehr erkennen wir die bedeutenden Vorzüge deſſelben gern an, die ſich aber leider mit eben ſoviel bedeutenden Mängeln verbinden. Nach wahrhaft genialen Blitzen und ächt poetiſcher Stimmung ſinkt der Dichter oft plötzlich zur matteſten Proſa herab; die derbkräftige Sprache mit kernhaften Bildern und Wendungen wechſelt mit geſchmackloſer Sprachmengerei, unedlen und ſelbſt trivialen Ausdrücken, fehlerhaft gebildeten Wörtern und Inkorrektheiten aller Art; die oft überraſchend ſchöne und maleriſche Darſtellung wird nicht ſelten von abenteuerlichen und unklaren Stellen, gewaltige Schilderungen werden von ſchwülſtigen und bombaſtiſchen Tiraden unterbrochen, ſo daß man bald von der Großartigkeit der Dichtnng hingeriſſen, und gleich darauf von Widerwillen erfüllt wird. Dazu kommt, daß es dem Gedicht an ſchöner Verbindung der einzelnen Theile, an künſtleriſcher Anordnung fehlt, das Ganze den Eindruck einer chaotiſchen Verwirrung hinterläßt. Dieſen Mangel an künſtleriſcher Durchbildung und Selbſtbeherrſchung zeigen auch die folgenden Dichtungen „Ligny. Ein vaterländiſches Gedicht". (Berl. 1850. 3. Aufl. 1853), „Leuthen" (Ebd. 1852) und „Abukir, die Schlacht am Nil" (Ebd. 1856), in welchen zudem noch weniger Erfindungsgabe zu bemerken iſt als im „Waterloo", ſo daß die Dichtung oft in chronikartige Reimerei ausartet. Fedor von Köppen, geb. 8. März 1830 zu Colberg in Pommern, iſt ſeit 1848 Offizier in der preußiſchen Armee, als welcher er dem Feldzug gegen Dänemark 1864 beiwohnte, nach deſſen Beendigung er mit ſeinem, dem 4. Grenadier-Garde-Regiment in die Garniſon Coblenz einrückte. Ob er am Feldzug von 1866 Theil genommen hat, iſt uns unbekannt. Von beſonderm Einfluß auf ſeine äſthetiſche Ausbildung war der Beſuch des literariſchen Sonntags-Vereins Tunnel, wo er in freundſchaftlichem Zuſammenleben mit Fontane, Lepel, Blomberg, Chr. Fr. Scherenberg u. A. Anregung und Ausbildung fand. Wie der Letztgenannte, dem er am Meiſten nachſtrebte, beſang er ausſchließlich die Preußiſchen Waffen. Er gab nach und nach heraus „Die Schlacht bei Schleswig zu Oſtern 1848, ein vaterländiſches Gedicht" (Breslau 1850), „Preußens Erhebung" (Berl. 1855), in welchem die Einleitung von der Schlacht bei Jena bis zum bekannten Aufruf des Königs mehr als

drei Viertheile des Gedichts einnimmt, das Ende nichts Anders enthält als den Bericht der unmittelbarsten Folgen dirses Aufrufs, Alles in sehr prosaischen Reimen. Eine Fortsetzung dieses Gedichts ist „Wrangel" (Ebd. 1856), in sofern als darin die militärische Geschichte Preußens von den Freiheitskriegen an bis zum Belagerungszustand und der Zersprengung der Nationalversammlung dargestellt wird, wobei jedoch nur die Begebenheiten hervorgehoben werden, an denen Wrangel Theil nahm. Der preußische Patriotismus, der sich hier, wie auch in den übrigen Dichtungen ausspricht, wäre ganz lobenswerth, wenn er nicht von Parteileidenschaft entstellt wäre. Ist schon in den genannten Gedichten der Mangel an Anschaulichkeit fühlbar, so tritt er in „Groß-Görschen" (Berl. 1856) noch mehr hervor, und auch da verfällt die Darstellung häufig in matte Prosa. Obgleich auch nur in einzelnen Stellen sich zu poetischer Gestaltung erhebend, ist das Gedicht „Colberg 1807" (Colberg 1857) doch gelungener als die vorigen, weil der Dichter für drei Heldengestalten, Schill, Nettelbeck und Gneisenau, die mit Liebe gezeichnet sind, Interesse zu erwecken weiß.

Der Kampf Tirols gegen Bayern und Franzosen bot einen zu belohnenden Stoff, als daß er nicht manche Dichter zu dessen Darstellung hätte reizen sollen, doch hat ihn keiner von denen, die uns bekannt geworden sind, wir wollen nicht sagen künstlerisch ausgeführt, sondern nicht einmal poetisch durchdrungen. Nikolaus Stehling verfaßte „Deutschlands Freiheitskämpfe. Drittes Buch: Andreas Hofer" (Düsseld. 1845), aber es fand dieser Versuch so wenig Beifall, daß der Dichter bei demselben stehen blieb. Die mangelnde Poesie wird im „Andreas Hofer. Balladencyklus" (Fulda 1856) von Emil von Boxberger durch den darin kräftig ausgesprochenen Patriotismus einigermaßen ersetzt, und es ist dieses Gedicht auf jeden Fall besser als des Nämlichen „Prinz Eugenius. Romanzenkranz" (Ebd. 1855), der sich durch die Biographie des Helden durchschleppt. Am Besten hat Georg Fischer die großartigen Kämpfe der Tiroler dargestellt; sein „Haspinger. Ein Heldenbild" (Ulm 1859) erfreut nicht bloß durch die darin sich kundgebende Begeisterung; der Dichter hat den schönen Stoff auch mit Geschick angelegt und durchgeführt. Siegmund Schlesinger gab in „Vindobona. National-epische Dichtung" (Wien 1831) eine poetische Geschichte der großen Donaustadt von ihrer Gründung bis ins 12. Jahrhundert in 4 Abschnitten, die selbst wieder aus einzelnen Romanzen bestehen.

Die Bayrische Geschichte wurde von Ed. Duller, auf den wir zurückkommen, behandelt, nach ihm auch von Johann Bartholomäus Goßmann aus Frammersbach in Unterfranken, der als Professor in München starb. In „König Max I. Gedicht in 4 Gesängen" (Würzb. 1836) hat er nicht nur einen an sich unbedeutenden Stoff gewählt, sondern denselben auch durch niedrige Schmeichelei noch herabgedrückt. Es ist in Octaven geschrieben, so wie „Kurfürst Maximilian I., der Glaubensheld, epische Skizze des 30jähr. Kriegs" (Ebd. 1838), welches edler gehalten ist, aber den Stoff nicht bewältigt.

Aus der Sächsischen Geschichte ist uns außer den später zu erwähnenden Dichtungen von R. von Meerheimb und Adolf Böttger nur „Friedrich der Freudige. Ein Heldenbild in freien Liedern" (Freiberg 1857) von August Peters bekannt, dem wir bei der Besprechung des Romans wieder begegnen werden. Das Gedicht zeugt zwar nicht von besonderer epischer Begabung, dagegen verdient die Charakteristik des Helden ungetheiltes Lob. Größeres Talent entwickelt er als Lyriker. Seine „Gedichte" (Chemnitz 1844), in denen besonders die Sonette durch reichen Gedankeninhalt und Schönheit der Form Auszeichnung verdienen, sind warm empfunden und von großem Wohllaut. Nach Hannover und Braunschweig führt uns „Das Welfenlied" (Berl. 1854) von Gustav von Meyern. Am 10. Sept. 1820 zu Kalvörde im Magdeburgischen geboren, trat er nach Beendigung seiner Rechtsstudien in Gothaische Civil- und Hofdienste und lebt als Intendant der Hofkapelle und des Hoftheaters abwechselnd in Gotha und Coburg. Da „das Welfenlied" die Geschichte des Welfenhauses bis auf die neuere Zeit erzählt, so kann von künstlerischer Composition und Einheit nicht die Rede sein; so ungenügend es aber als Ganzes ist, so tüchtig ist das Einzelne; die Personen sowohl als die Zustände sind mit dichterischem Sinn aufgefaßt und mit lebendiger Anschaulichkeit dargestellt, so aus der ältern Zeit Heinrich der Löwe, aus der neuern der Herzog Friedrich Wilhelm, welcher letztere auch von Ernst Wilhelm Trapp in „Friedrich Wilhelm von Braunschweig im J. 1809. Ein Gedicht in 10 Gesängen" (Braunschw. 1853) eben so würdig als kräftig verherrlicht wurde. Vorher hatte G. v. Meyern „Monatsmärchen, Bilder und politische Gedichte" (Lpz. 1850) herausgegeben, in welchen der originelle Gedanke mit Glück durchgeführt wird, die Monate nach ihrem Charakter in Märchenbilder zu fassen. Von seinen Dramen wird später die Rede sein. Alexander Eduard Johann Joseph Baltuzzi, geb. 11. März 1813 zu Wien, widmete sich dem Buchhandel, studierte hierauf Medizin und Geschichte, durchwanderte sodann Deutschland, Italien und die Schweiz, wurde 1850 Mitredaktor der Grazer Zeitung und lebt seit 1851 in Wien. „Der Thron von Würtemberg" (Chur 1848. 2. Ausg. 1852), ein Balladencyklus, wurde wohl während des Dichters Aufenthalt in Stuttgart begonnen und vielleicht auch ausgeführt. Wenn auch G. v. Meyerns „Welfenlied" weder in poetischer Auffassung der Personen noch in formeller Hinsicht erreichend, sind doch einzelne Gemälde nicht ohne Werth. Eben so bietet „Des Wanderers Pilgerfahrt und Heimkehr. Liederkranz" manche Gedichte, die von poetischem Sinn und Talent zeugen.

Wir erwähnen noch einige Dichtungen, die einzelne Persönlichkeiten zum Gegenstande haben. Die schöne und unglückliche Augsburgerin Agnes Bernauer, welche in Balladen und Romanzen vielfach besungen und von mehreren Dichtern dramatisch behandelt wurde, bildet auch den Stoff einiger epischen Gedichte. Emil Seippel ist in „Engel Agnes. Ein Lied der Liebe" (Barmen 1851) mit vollem Recht von der

rischen Wahrheit abgegangen, indem er den
zog Albrecht nach Ermordung der Geliebten
villigen Tod in der Donau suchen läßt, in
he Agnes gestürzt worden war. Eben so
die Motive, die er von ihrer Ermordung
ihrt, unhistorisch, aber poetisch von großer
rheit und Wirkung. Obschon sich in der
nes Bernauer. Poet. Studie" (Bresl.
3) von C. Hermann ein gewisses ein-
zes Talent nicht verkennen läßt, so ist sie
weder dem vorhergehenden Gedicht eben-
ig, noch viel weniger der „Agnes Bernauer"
Katharina Diez, auf welche wir unten
ckkommen.

on reicherem Inhalt sind zwei Dichtungen,
elchen zwei großartige Heldengestalten ver-
licht werden, die sich beide durch Muth,
ferkeit und Verständniß des Kriegs aus
untersten Ständen zu den höchsten militär-
en Stellen emporgeschwungen haben. Karl
erhorst hat in „Hans Georg Derfflinger.
Reitergesang aus alter Zeit" (Berl. 1859)
Helden und dessen Zeit mit liebevoller An-
ılichkeit dargestellt und eine Dichtung ge-
fen, die der trefflichen Biographie des gro-
Generals von Varnhagen von Ense beinahe
bürtig ist. Franz Löher, geb. am 15.
1818 zu Paderborn, wo er eine Zeit
als Referendar arbeitete, bereiste 1846
1847 Nordamerika, wurde 1849 in die
te preußische Kammer gewählt, habilitierte
1853 in Göttingen und wurde 1855 Pro-
: der Geschichte in München. Da er in
neral Spork" (Gött. 1854) dessen ganze
nsgeschichte vorführt, so kann das Gedicht
den Namen eines Kunstwerkes keinen An-
ch machen, was übrigens auch nicht in der
ht des Dichters lag, da er ausdrücklich
daß er weder ein Gedicht, noch eine Ro-
zenreihe geben wolle, sondern bloß die Ge-
ıte eines originellen tüchtigen Mannes und
r Zeit. Die Mannigfaltigkeit der Situa-
n verleiht dem Ganzen zwar viel Leben,
der Dichter hat manche aufgenommen, die
poetischen Behandlung widerstrebten, so daß
olchen Stellen die Darstellung, die im
zen von großer Kraft ist, zur prosaischen
ierei herabsinkt. G. N. Bärmanns
ev IV., der Held von der Schaumburg.
vaterländisches Gedicht in 7 Gesängen"
ıb. 1832) vertiefte sich allzuwenig in die
und deren äußere und innere Verhältnisse.
e Geschichte der Schweiz wurde, wie wir
r sehen werden, meist in einzelnen oder
eren ineinander gereihten Balladen behan-
doch gab sie auch den Stoff zu einigen
ren Dichtungen. Außer Roquette, der
r besprochen wird, haben sich vorzüglich
Schweizerische Dichter Anerkennung er-
en. Salomon Tobler, geb. am 10.
1794 in Zürich, studierte daselbst die
logie, versah seit 1819 verschiedene Pfar-
, bis er 1861 wegen vorgerückten Alters
Entlassung nahm. Er lebt jetzt in der
: seiner Vaterstadt, sich mit Literatur und
t beschäftigend. Er stand schon in reiferem
nesalter, als er seine erste Dichtung „Die
l Winkelrieds" (Zür. 1837) herausgab,
es ist dieselbe in der That auch die Frucht
gereiften Sinnes, eines männlichen, sich
nie in hohle Phrasen verlierenden Patriotismus.
Der Dichter erzählt den Heldenkampf des kleinen
Halbkantons Nidwalden gegen die französische
Uebermacht im J. 1798, der allerdings der
poetischen Momente und Charaktere viele ent-
hält, einfach, wahr und natürlich; und wenn
einerseits die hie und da unnöthige Breite zu
tadeln ist, verdienen auf der andern Seite die
getreuen und plastisch anschaulichen Schilde-
rungen der einzelnen Kämpfe und der groß-
artigen Localitäten, so wie die Charakteristik
der Personen, ungetheiltes Lob. Eine zweite
epische Dichtung „Columbus" (Zür. 1846)
beurkundet einen wesentlichen formellen Fort-
schritt des Dichters, der darin die italienische
Stanze in ihrer reinen Gestalt mit großem
Glück behandelt, während er in der ersten sich
derselben nur anzunähern wagte. Von richtigem
epischen Sinn zeugt, daß er nicht die ganze
Geschichte des großen Mannes dargestellt hat,
sondern nur dessen erste Fahrt nach Amerika
bis zu seiner Rückkehr und dem Triumphzug
in die Heimat. Ein wesentlicher Charakterzug
beider Dichtungen ist die schöne Mäßigung, die
der Dichter selbst in den Stellen zu bewahren
weiß, die einen weniger durchgebildeten Geist
leicht zu Ueberschreitungen hätte verleiten können,
so in der trefflichen Schilderung des Einzugs
der Franzosen in den „Enkeln Winkelrieds"
und in der vielleicht noch schöneren Schilderung
des Sturms und in der meisterhaften Erzäh-
lung der Empörung der Schiffsmannschaft im
„Columbus". Der zweite Dichter, den wir
zu erwähnen haben, Thomas Bornhauser,
wurde am 26. Mai 1799 zu Weinfelden im
Kanton Thurgau geboren, studierte nach vollen-
deter Vorbereitung die Theologie in Zürich,
worauf er Pfarrer in Metzingen, später in
Arben wurde. Durch das gründliche Studium
der alten Klassiker zum Republikaner gebildet,
nahm er lebhaften Antheil an den politischen
Bewegungen im J. 1830, die er zum Theil
selbst hervorrief und leitete; der Kanton Thur-
gau verdankt vorzüglich ihm die kräftige Ent-
wickelung, die dem kleinen Staat eine ausge-
zeichnete Stellung in der Eidgenossenschaft
verschaffte. Im J. 1851 gab er wegen Kränk-
lichkeit seine Entlassung und zog sich nach Müll-
heim zurück, wo er am 9. März 1856 starb.
Der kräftige und reine Sinn der ihn in seiner
politischen Wirksamkeit nie verließ, charakterisiert
auch seine Dichtungen, die in ihrer Mehrzahl
der Freiheit und seinem Vaterlande gewidmet
sind. Sein letztes Werk „Rudolf von Werden-
berg im Freiheitskampf der Appenzeller" (Frauen-
feld 1853) ist auch sein bestes; zwar ist es
keineswegs kunstgerecht, aber es weht darin ein
so frischer, naturkräftiger Geist, es ist so ganz
der Ausdruck der tüchtigen, echt republikanischen
Gesinnung des Dichters, daß es jeden unbe-
fangenen Leser fesseln muß. Es ist um so er-
freulicher, als sich darin ein wesentlicher Fort-
schritt gegen sein früheres Epos „Heinz von
Stein, oder die Schlacht an der Schwarzach"
(Zür. 1836) kund giebt, worin er nur durch
Ungeheuerlichkeiten aller Art zu wirken suchte,
wie auch seine Romane „Ida von Tockenburg,
oder die schrecklichen Folgen der Eifersucht"
(Schwäbisch Hall 1840) und „Herzog Johann,
oder Königsmord und Blutrache" (2 Thle.

St. Gallen 1846) des Ungeheuerlichen viel bieten. Seine „Lieder" (Trogen 1832) sind frisch und volksthümlich, wie er denn in allen seinen Dichtungen vorzüglich das Volk im Auge hatte.

Von dichterischen Bearbeitungen aus der Niederländischen Geschichte ist uns nur Ein Gedicht „Die Geusen. Epische Dichtung" von J. L. K. F. Seyffarth bekannt geworden, welche Emil Palleske nach des Dichters, eines Holländers, Tod herausgab (Elberf. 1860). Es weht darin ein gesunder, edler Sinn und der talentvolle Dichter hat es verstanden, den lebensvollen Stoff poetisch durchzudringen.

Die Englische Geschichte wurde von Adelheid von Stolterfoth, die wir im Nachfolgenden ausführlicher besprechen werden, und dann auch von Herm. v. Bequignolles poetisch bearbeitet, dessen „Blondel. Ein Lied vom Kreuze" (Lpz. 1851) in den mystischen Schwärmereien der Romantiker verfangen und zu subjectiv lyrisch gehalten ist, weshalb, einige gute Balladen abgerechnet, die lyrischen Einschiebungen am Besten sind, obgleich auch in diesen die schwärmerisch sentimentale Haltung unangenehm berührt. Wilhelm Osterwald, den wir schon bei der lyrischen Poesie erwähnt haben, schrieb „König Aelfred. Epische Dichtung" (Berl. 1855) in der unpassenden Titurelstrophe. Die gründlichen historischen Studien, die dem Gedicht zum Grunde liegen, haben den Dichter zu sehr überwältigt, als daß er zu einer poetischen Erfassung des Stoffs hätte gelangen können.

Von den Dichtern, welche ihren Stoff der Französischen Geschichte entnommen haben, ist O. L. B. Wolff schon erwähnt worden. Wie der schon genannte Konrad Meier hat auch der bei der Lyrik besprochene Joseph Fasching „Die Jungfrau von Orleans. Ein Gedicht in 7 Gesängen" (Ulm 1856) episch behandelt, dabei aber eine so ungeeignete Form gebraucht (achtzeilige Strophen mit dreifüßigen Versen), daß auch die besten Stellen unerquicklich werden. Auf Adolf Schults, der dem unglücklichen König Ludwig XVI. eine schöne Dichtung gewidmet hat, sowie auf den Freiherrn Gaudy und dessen „Kaiserlieder" werden wir später zurückkommen. Außer diesem hat auch Constantin Wurzbach Edler von Tannenberg den großen Helden des 19. Jahrhunderts besungen. Am 11. April 1816 zu Laibach geboren, studierte Wurzbach in Graz die Rechte, trat 1836 in die Armee, wo er von Unten auf diente. In Krakau garnisonierend, lernte er Polnisch und gewann für die polnische Literatur eine so große Vorliebe, daß er sich auch später noch erfolgreich mit ihr beschäftigte. Als er Offizier geworden war, entschloß er sich zu den Studien zurückzukehren; er besuchte die Vorlesungen in Lemberg, wohin er versetzt worden war, erwarb sich 1843 die Doctorwürde, und trat 1844 in Civildienste über. Zuerst an der Universitätsbibliothek in Wien, dann an der Hofbibliothek angestellt, wurde er 1848 zum Archivar im Ministerium des Innern ernannt, als welcher er die Bibliothek des Ministeriums gründete, an deren Spitze er noch steht. Auf seine poetische Entwickelung hatte zuerst Elise Schmidt in Lemberg, später A. Grün und Seidl bleibenden Einfluß. Unter dem Namen W. Constant gab er eine Sammlung „Mosaik" (Krakau 1841) heraus, welche außer Uebersetzungen aus verschiedenen Slavischen Sprachen mehrere gute Balladen enthält. Vorher schon hatte er die schöne Dichtung „Von einer verschollenen Königsstadt. Ein Romanzenkranz" (Krakau 1838; 2. Aufl. Hamb. 1857) veröffentlicht, die eine treffliche Charakteristik des Volkes und seiner geschichtlichen Entwickelung bietet und in der rührenden Klage über verschwundene Größe ergreifend ist. „Der Page des Kaisers. Ein Gedicht von der Treue" (Düsseld. 1854), welches von einer formell schönen und inhaltreichen Canzone „Napoleon" eingeleitet wird, ist zwar in der Ausführung weniger gelungen, und es tritt die schöne, ihm zu Grunde liegende Idee von der Allgewalt des Geistes nicht klar genug hervor; allein man wird selbst bei dem Bewußtsein dieses Mangels von der Begeisterung des Dichters unwillkürlich fortgerissen. Glücklicher ist Wurzbach in den kleineren poetischen Erzählungen und Balladen, deren er in den „Gemmen" (Hamb. 1854) und in den „Cameen" (Düsseld. 1856) eine Anzahl bietet und unter welchen sich ganz besonders das sinnige und gemüthvolle Fastnachtsmärchen, „Die Brautschau des Gyges" und „Der Schwank von Oliver" durch zarte Behandlung, durch glückliche Darstellung und liebenswürdigen Humor auszeichnen. Wurzbach hat sich außerdem durch das treffliche „Schillerbuch" (Wien 1859) und das seiner Vollendung entgegensehende „Biographische Lexikon des Oesterreichischen Kaiserstaats" verdient gemacht.

Aus der Italienischen Geschichte hat die Gräfin Hahn-Hahn, wie schon berichtet, den Dogen Marino Falieri, Karl Förster den großen Raphael besungen; dieser unsterbliche Meister bildet auch den Mittelpunkt des Epos „Die Sixtinische Madonna. Ein erzählendes Gedicht in 10 Gesängen" (Braunschw. 1836) von Wolfgang Robert Griepenkerl, das sich durch Adel und Tiefe der Empfindung, so wie durch kunstgerechte Entwickelung des glücklich erdachten Stoffes und durch die schöne, in wohlgebauten Hexametern sich bewegende Darstellung auszeichnet.

Die Spanische Geschichte behandelte Ida von Düringsfeld im „Stern von Andalusien" und Sal. Tobler im „Columbus", welche zwei Dichtungen wir schon besprochen haben; der „Columbus" von L. A. Frankl wird später erwähnt werden, so wie die Dichtungen von K. Beck, welche Ungarische und Polnische Verhältnisse darstellen.

Siegfried Kapper hat schon dadurch ein tüchtiges Talent beurkundet, daß er in „Lazar der Serbenczar" (Wien 1851), dessen 2. Aufl. unter dem Titel „Fürst Lazar. Epische Dichtung nach serbischen Sagen und Heldengesängen" (Lpz. 1853) die zerstreuten Lieder zu einem künstlerisch geordneten Ganzen zusammengestellt und sie in vortrefflicher Uebersetzung wiedergegeben hat, noch mehr aber dadurch, daß er die Lücken, welche sich zwischen einzelnen serbischen Liedern ergeben, mit großem Tact und Geschick ausgefüllt hat, so daß sich seine Ergänzungen von den ursprünglichen Gesängen nicht leicht unterscheiden lassen. Musterhaft in Anordnung

id Uebersetzung sind auch die von demselben rausgegebenen „Gesänge der Serben" (2 Thle. pz. 1852).

Wie die Geschichte, so fand auch die Sage, sbesondere die deutsche und das Volksärchen, vielfache Behandlung. Die altutsche Sage behandelte der schon erwähnte ugo Hagendorf in der „Mähre vom hörrn Siegfried". Wilhelm Stricker, geb. 333 im Achenthal, jetzt Actuar zu Knittelld in der Steiermark, veröffentlichte in der razer Wochenschrift „Der Aufmerksame" 857) ein kleines Epos „König Laurin", ahrscheinlich mit Benutzung mündlicher Ueberieferungen, während der „König Laurin und in Rosengarten. In neue Reime gebracht" on Gottlieb Putz (Insbr. 1868) den im ten Gedicht überlieferten Gang der Sage belgt. „Wieland der Schmied" von Simrock t schon früher erwähnt worden. Der Sagenreis von Karl dem Großen ist, wie schon bechtet, von Pfarrius und von Simrock, nn von L. Ettmüller behandelt worden, em wir eine ausführlichere Besprechung zu ndmen haben. Ohne Kunst und Composition, ber von reichem Inhalt ist „Das Zauberhwert. Epos in 13 Gesängen" (Braunschw. 836) von Karl Sternberg, in welchem, n Karl den Großen anlehnend, eine Reihe on Harzsagen mitgetheilt werden. Philipp och, geb. am 5. Jan. 1804 zu Ulm, später ehrer in Lindau, gest. im J. 1866, gab, ohne ch zu nennen, „Die Haymonskinder. Ein Geicht in 20 Gesängen" (Nördl. 1840) heraus; r folgte dem altfranzösischen Roman, der sich ei uns als Volksbuch eingebürgert hat, vermochte jedoch nicht, die dichterische Größe der chönen Sage festzuhalten. Max Maria von Weber, der Sohn des berühmten Componisten, at in „Rolands Graalfahrt" (Lpz. 1852) ine nicht unbedeutende Erfindungsgabe und in schönes Darstellungstalent, an passenden Stellen auch schönen Humor entwickelt. „Roland und Hildegunde" (Berl. 1857) von Albert Gebhard ist zum großen Nachtheile des chönen Stoffs in eine Reihe von Romanzen ufgelöst; eben so hat „Eginhart und Emma. Ein episch-lyrisches Gedicht" (Frankf. 1860) on Eduard Ziehen durch den willkürlichen Wechsel der Form wesentlich verloren, was um o mehr zu bedauern ist, als der schöne Stoff onst beinahe durchgehends mit Glück behandelt st. Das Einzige ist zu tadeln, daß Eginharts Nebenbuhler, während er ihm nach dem Leben rachtet, auf eine so ganz zufällige und unmotivierte Art seinen Tod findet. Otto Friedrich Gruppe, der die Karlssage und zugleich die Longobardische Geschichte mehrfach bearbeitete, bleibt späterer Besprechung vorbehalten. In „Engelhart und Engeltrut. Ein Gedicht" (Trier 1855) hat Nicolaus Hocker die schöne alte Sage ohne besonderes Glück neu behandelt; übrigens verdient das Streben nach naiver Auffassung und alterthümlicher Haltung Lob, wenn auch der Erfolg der Absicht nicht entsprach. Thüringer Sagen haben Ißleib, den wir schon besprochen haben, und Katharina Diez, die wir weiter unten ausführlicher erwähnen, poetisch behandelt; den „Wartburgkrieg" der Gräfin Hahn-Hahn haben wir ebenfalls schon erwähnt. An diesen Sängerkrieg erinnert „Klinschor. Ein Gedicht" (Nürnb. 1864) von E. Solger, aber nur in sofern, als wir in dem Helden den zauberkundigen Gegner Wolframs von Eschenbach erkennen, denn des Sängerstreites wird nicht gedacht, wie denn das Ganze ein abenteuerliches Gemische von Zeiten, Personen und Gedankenverbindungen ist, aus dem man sich schwer herausfinden kann. Und zudem ist die Darstellung oft trostlos prosaisch. Ungleich tüchtigere Begabung tritt uns aus dem Epos „Der Tannhäuser" (Weimar 1854) von Adolf Franckel aus Wien entgegen; aber das Gedicht kann, so viel schöne Stellen es enthält, doch nicht befriedigen, theils weil die dargestellten Begebenheiten so wirr durcheinander laufen als des Helden Leben, theils weil die epische Erzählung beinahe ganz in Schilderungen und Beschreibungen aufgeht. So schön diese sind, so glücklich die Abschnitte sind, in denen der Dichter einzelne Begebenheiten in balladenartiger Form vorträgt, so kann wegen der mangelnden Einheit das Ganze doch keinen wohlthuenden Eindruck hinterlassen. Ein großer Mangel des Gedichts ist, daß die Gestalt des getreuen Eckart nicht lebendig genug hervortritt. Die poetische Bearbeitung dieser schönen Sage durch C. Siebel, und Apels „Melusine" sind schon besprochen worden. „Lothar und Maller. Ein episches Gedicht" (Münch. 1863) von Friedrich Beck in der glücklich behandelten Nibelungenstrophe bietet eine gute Erzählung des bekannten Stoffs. „Die schöne Magelone. Volksmärchen in 12 Gesängen" (Lahr 1856) von Ellen ist im Geiste der schönen Dichtung aufgefaßt. Einfach und schlicht, jedoch nicht ohne Gewandtheit hat Adolf Steppes die liebliche Sage von der „Griseldis" behandelt (Darmst. 1839). Von Livius Fürst, geb. in Leipzig 27. Mai 1840, wo er jetzt als Arzt lebt, besitzen wir das „Märchen von den sieben Raben. Eine Dichtung nach Moritz Schwinds gleichnamigem Bilde" (Lpz. 1863), in welcher der Stoff verständig geordnet und in einfacher, aber fließender Sprache behandelt ist. Ihr folgte das „Dornröschen. Eine Märchendichtung" (Lpz. 1865), welche durch das unpassende monotone Versmaß (es ist in reimlosen vierfüßigen Trochäen geschrieben) von seiner Wirkung viel verliert; auch ist die Anordnung des Stoffs allzu chronikartig, die Darstellung hie und da matt, im Ganzen aber poetisch belebt. Das „Märchen von den sieben Raben" wurde auch von Luise von Plönnies und das vom Dornröschen von Jul. Rodenberg bearbeitet. In eigenthümlicher Weise hat Max Jähns im „Reinhart" (Berl. 1859) die Märchen vom Dornröschen, Schneewittchen u. a. zu einem Ganzen verschmolzen, wodurch die selbstständige Bedeutsamkeit der einzelnen bis auf einen gewissen Grad verschwindet. Dabei hat der Dichter jedoch ein nicht geringes Talent künstlerischer Composition und in der Ausführung eine reiche Phantasie entwickelt, der die blühende, echt poetische Darstellung entspricht. Das „Schneewittchen vom Graal. Epos in 12 Gesängen" (Münster 1856) von Joseph Pape ist in seiner Tendenz schwärmerisch und unklar; der Dichter theilt den alten Irrthum aller Romantiker, daß

Deutschland nur auf Grundlage der Bildung, der Staats- und Religionsverhältnisse des Mittelalters groß und frei werden könne. Die nämliche Nebelhaftigkeit herrscht in „Josephine. Romanzen" (Münster 1854) von demselben Dichter. Das „Schneidermärchen" von Osterwald haben wir bereits erwähnt, eben so die epische Behandlung der Faustsage von Nürnberger. Die Sage vom ewigen Juden ist vielfältig behandelt worden; außer der Bearbeitung derselben durch Eduard Duller und den großartigeren von Julius Mosen und Robert Hamerling, die wir später besprechen werden, haben wir noch den „Neuen Ahasver" (Jena 1841) von Ludwig Köhler zu erwähnen, dessen an sich gute Idee ungenügend ausgeführt ist. Ahasver kann nicht sterben, ehe Wahrheit und Freiheit auf Erden herrscht, seine durch die gewaltsamen Umstürzungen und Völkerbewegungen immer wieder genährte Hoffnung wird immer wieder vernichtet und auf Börnes Grab überläßt er sich der Verzweiflung. In neuester Zeit hat S. Heller „Ahasverus. Ein Heldengedicht" (Lpz. 1866) in Terzinen veröffentlicht, in welchem er mit tiefem Blick und in schöner Form eine Entwickelungsgeschichte der Menschheit vorführt, wobei aber das epische Element allzusehr vor der Reflexion zurücktritt, die allerdings immer bedeutend, oft großartig ist, aber die dichterische Gestaltung hindert, zu welcher er kein ausgesprochenes Talent hat, wie viele Stellen des Gedichtes beweisen. Auch die Sagen und Märchen der verschiedenen deutschen Volksstämme fanden mehr oder weniger glückliche Bearbeitung. „König Rübezahl und seine Gnomen. Gedicht in 20 Gesängen" (2 Thle. Frankf. 1842) von Heinrich Schwarzschild erzählt des Berggeistes Bewerbung um die schöne Emma, die seine Geistermacht durch weibliche List besiegt, während G. Deutschmann in „Rübezahls Schwänken" (Prag 1861) eine größere Reihe von Sagen in einfacher Darstellung berichtet. Die schöne Leandersage vom Traunsee behandelte Otto Prechtler in dem romantischen Epos „Das Kloster am See" (Ebend. 1847), dessen wohllautende Stanzen sich dem lieblichen Inhalt glücklich anschmiegen. Daß Christian Schneller eine tiroler, Wolfgang von Göthe eine thüringer Sage poetisch bearbeitet haben, ist schon berichtet worden. Friedrich Ernst hat „Die Sage vom Minneberg des Neckarthals" (Stuttg. 1840) in einem Romanzenkranz, Wilhelm Hertz, der ausführlicher zu besprechen ist, Heinrich von Schwaben besungen. Amélie Speyer, verehelichte Linz, geb. 22. Nov. 1824 zu Lemberg, erhielt im älterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung, verlebte als junges Mädchen einige Zeit in München in einem Kreise bedeutender Menschen, die auf ihre Geschmacksbildung vortheilhaften Einfluß ausübten. Mit 19 Jahren einem preußischen Offizier verlobt, vertauschte sie die Heimat mit der Rheinprovinz. Häufiger Wechsel des Aufenthalts trug wesentlich dazu bei, ihren Gesichtskreis zu erweitern. Jetzt lebt sie in Stralsund. Sie trat zuerst mit den „Märchen von einer Mutter erdacht" die sie Anfangs ohne Namen (Stuttg. 1858), in zweiter und dritter Ausgabe (Ebd. 1860 und 1862) unter dem Namen Amélie Godin herausgab, in die Oeffentlichkeit. Nachdem sie eine ähnliche Sammlung „Märchen aus Feld und Wiese" (Ebd. 1860) herausgegeben, die nicht weniger gelungen sind als jene ersten, ob sie gleich weniger Anklang fanden, wagte sie einen größeren Versuch in dem Roman „Eine Katastrophe und ihre Folgen" (Bresl. 1862), in welchem sie eine feine Beobachtungsgabe entwickelt. Die Erfindung ist einfach, aber bedeutend, die Ausführung gewährt steigendes Interesse, obgleich die Verfasserin nicht, wie es jetzt beinahe allgemein Mode ist, darauf ausgeht, aufregende Spannung hervorzubringen, hinter welcher sich nur zu oft Mangel an Erfindungsgabe und an tieferem Erfassen der Verhältnisse verbirgt. Die Sprache ist fließend und würdig, nur wäre die Einflechtung der Münchner Mundart an einer Stelle wegzuwünschen, die nicht nothwendig ist und das Ganze verunstaltet. Ihre letzte uns bekannt gewordene Dichtung „Der Magdborn. Eine Sage aus dem Rheinlande" (Wittenb. 1864) bewegt sich in wohllautenden Reimen und gut gebildeten Versen; der Stoff ist dichterisch erfaßt und mit großer Zartheit dargestellt. Die Anordnung ist geschickt, die Begebenheiten entwickeln sich ungesucht und die Charaktere sind mit großer Sicherheit gezeichnet. G. Dürrbachs, eines Elsässers, „Rappoltstein. Eine Wundersage aus dem Mittelalter, dichterisch bearbeitet" (Zür. 1836) ist in schönen, wohlklingenden Octaven und in reiner Sprache geschrieben, aber es fehlt dem Gedicht an künstlerischer Behandlung, besonders stören die ohne jegliches innere Motiv eingeschobenen Episoden. Das von Ida von Düringsfeld bearbeitete „Alpenmärchen" ist früher erwähnt, über Hauenschilds Graubündner Sage ist später zu berichten.

Mehrere Dichter haben die altnordische Mythe zum Gegenstande poetischer Bearbeitung genommen; so löblich es aber auch ist, nationale Stoffe zu wählen, so bedenklich erscheint es, sich dem skandinavischen Alterthum zuzuwenden. Die Mythologie steht unserem Bildungszustand zu fern; die wenigsten Leser haben eine auch nur oberflächliche Kenntniß derselben, noch weniger aber Sinn dafür. Abgesehen davon wird es immer bedenklich sein, sie zum Stoffe größerer Dichtungen zu nehmen; denn wenn ihr auch manche schöne und besonders großartige Idee zum Grunde liegt, so fehlt ihr doch die harmonische Abrundung, welche die griechische Mythologie charakterisiert, sie hat vielmehr ein barbarisches Gepräge, das sich kaum überwinden läßt, wovon „Balders Tod. Episches Gedicht in 3 Gesängen" (Karlsr. 1837) von A. Schütt einen vollgültigen Beweis giebt. Noch deutlicher ergiebt sich dieses aus den Versuchen zweier begabterer Dichter, aus Geibels „König Sigurds Brautfahrt" (Berlin 1846) und aus Rodenbergs „König Haralds Todtenfeier" (Marb. 1853), in denen die moderne Anschauungsweise und Weltbetrachtung mit dem alterthümlichen Stoff nicht harmoniert. C. A. Bruhin hat in seinem Gedicht „Der Skalde. Nordlands Sagen" (Glarus 1854) ein eingehendes Studium an einen nicht immer dankbaren Stoff verwendet, doch ist dasselbe immerhin besser als sein Roman „Arnold" (Bern 1853), der in Form und Gehalt bedeutungslos ist. Ob Hegeners „Gunhilde" (Berl. 1857) eine

e Märe behandelt, wissen wir nicht, nicht bekannt geworden ist. Adolf „Sängerkönig Hiarne" ist schon er- den; den nämlichen Stoff hat Curt im „Harald Sängerkönig, d. i. das er Liebe Macht" (Lpz. 1857) warm fend dargestellt. Von W. F. Voll- in Berlin 1864, der unter dem F. A. Zimmermann mehrere natur- tliche Schriften herausgab, erschienen Namen C. Morvell „Romantische en in poetischem Gewande" (4 Thle.), welche meist in Jamben geschrieben in gewandter Sprache Sagen und e Thatsachen aus den verschiedensten d Völkern darstellen. Von großem A. Johns „Kolostogade, ein Helden- den Sagen der persischen Vorzeit" Prag 1832); ist aber die Ausdauer ers dieser 26 Gesänge zu bewundern, die des Lesers, der sich durcharbeitete, zu bewundern sein.

oße Anzahl von epischen Dichtungen Stoffe, die von den Dichtern mehr er selbstständig erfunden worden sind; r gehörigen Dichtungen von Apel, zel, Elisabeth Glück, Emma lberg, Höppl, Auguste Kurs, tigg, Anna Löhn, Oelbermann, Sallet, der Gräfin Franziska von t und Strodtmann, sowie die amkeit" eines Ungenannten haben erwähnt; eine ausführlichere Be- der epischen Gedichte von Aug. Gottschall, Mosen, Wolfgang Neumann, Redtwitz und Schef- weiter unten nachfolgen; für jetzt sind t erwähnen; „Der Wunderstein. Ro- Gedicht in 5 Gesängen" (Quedlinb. n Cl. Frantz ist ein verwirrtes Ge- Kämpfen mit Drachen, Riesen, Gei- trotz der Anhäufung übermenschlicher n Nonnen, Feen, Elfen u. dgl. m. Interesse zu erwecken vermag. In ılische Welt mit historischem Hinter- hrt „Zuleima und Saladin. Ein edicht in 3 Gesängen" (Zeitz 1838) Aug. Steger. Auch „Antonello. t 4 Gesängen" (Kiel 1841) von Hardthausen hat einen historischen ıd, doch sind die handelnden Personen öpfe der eigenen Erfindung des Dich- hierin und in seinen Schilderungen ıige Phantasie an den Tag legt. Die ı des Stoffes, so wie die gewandte erdienen alles Lob. Von demselben r ein anderes Gedicht „Die Ostsee" 347), in welchem die deutsche Klein- it Humor und treffendem Witze ge- ird. Victor von Strauß besingt rd" (Bielefeld 1841) die Bekehrung Freiheit glühenden Jünglings, der Geliebte erwirbt, daß er für seinen den Kampf zieht. Das Gedicht ist t gebildeten Hexametern geschrieben. s Epos des nämlichen Dichters „Ro- eufel, eine christliche Heldensage in gen" (Heidelb. 1854) hätten wir r erwähnen sollen. Es erzählt die ıte normannische Sage, an die es mit andern Sagen, nicht in Verbindung gebracht, sondern nur ausgeputzt ist, indem der Dichter, statt selbst neue Motive für die Entwickelung zu erfinden, solche nur aus andern Ueberlieferungen oder Dichtwerken entlehnt. Eine gewisse Erfindungsgabe ist jedoch nicht abzustreiten; sie zeigt sich in der Masse von Ungeheuerlichkeiten und Gräßlichkeiten, die dem Helden zugeschrieben werden, welche natürlich zu dem Behufe angehäuft worden sind, um die spätere Bekehrung des Scheusals recht lebendig hervortreten zu lassen. „Des Sängers Grab. Ein modernes Epos" (Lpz. 1844) von R. Eichner fand bei der Censur keine oder nur zweideutige Gnade, da sie manche Stellen zu drucken verbot, was die Tendenz des Gedichts sicher genug bezeichnet. Hätte sie die übermäßige Reflexion, die übrigens von Geist zeugt, gestrichen, so würde es dem Gedicht zum Vortheil gereicht haben, da die Handlung kräftiger hervorgetreten wäre. Eben so wenig Handlung bietet der „Hesperus. Gedicht in 3 Gesängen" (Wien 1844) von Theodor Stamm, dessen „Gedichte" (Lpz. 1845) manches Gute enthalten. Julian Heins hat in „Alvila. Eine Dichtung in 6 Gesängen" (Lpz. 1846) die Märchenwelt glücklich mit den Ideen der Gegenwart in Verbindung gebracht. „Wladislaw und Dissephi. Eine tscherkessische Erzählung" (Lpz. 1846) von J. H. Sievers interessiert schon durch den Stoff, dessen Darstellung von dem Talent des Dichters Zeugniß giebt. Weit bedeutender ist jedoch „Gulat und Dschadra. Gemälde aus Tscherkessien in 4 Gesängen" (Dresden 1848; 2. Ausg. 1860) von Richard von Meerheimb, dessen episches Talent sogar die unangemessene, und wie schon erwähnt, dem rhythmischen Gang der deutschen Sprache widerstrebende Form der vierfüßigen reimlosen Trochäen zu besiegen vermochte. Wir heben nicht hervor, daß der Dichter schon durch die aus dem Ganzen hervorleuchtende Gesinnung, durch die reine Theilnahme an dem Schicksal der gemordeten Völker ein günstiges Vorurtheil erweckt. Es war ein glücklicher Gedanke des Dichters, neben den Tscherkessen auch Polen einzuführen, es hat dadurch die Dichtung an Mannigfaltigkeit und Leben gewonnen. Daß der Dichter dem Lande und dem Volke der Tscherkessen ein gründliches Studium gewidmet, geht aus jeder Zeile des Gedichts hervor; er hat sich so ganz in die Sitten und Lebensverhältnisse des heldenmüthigen Volks hineingelebt, daß wir uns mitten unter demselben zu befinden glauben. Diese Wahrheit und Anschaulichkeit verleitete sogar einen nicht unberühmten Orientalisten, den Professor Kolenati in Brünn, in seiner „Bereisung Circassiens'" einige Stellen des Gedichts als Proben tscherkessischer Volksgesänge abzudrucken, welche ihm sein Dollmetscher, ein geborner Abadze, mitgetheilt habe. Ja es hat der gelehrte Professor auch Schilderungen von Gefechten und Nationalgebräuchen aus dem Gedicht in Prosa übersetzt. Die Erfindung der dargestellten Handlung ist eben so glücklich als ihre Anordnung; die Sprache, der man nur hie und da zu viel Breite vorwerfen könnte, eine Folge des Versmaßes, ist schön, rein und fließend, die Darstellung ist würdig und durch glücklich gewählte und mit poetischem Sinn ausgeführte Gleichnisse belebt. So schön

und anschaulich der Gebirgs- und Guerillaskrieg in dem erwähnten Gedicht dargestellt ist, so trefflich ist der großartige Schlachtenkampf in einem andern „Die Sachsen an der Moskwa" (Dresd. 1853; 2. Aufl. 1860) dem Dichter gelungen, namentlich sind die Reitertreffen mit eben so viel Verständniß als dichterischem Schwung geschildert; auch die Charaktere sind, oft in wenigen Zügen, meisterhaft gezeichnet. Der Zorn über Deutschlands Unmacht Dänemark gegenüber begeisterte den Dichter zu der kleinen Dichtung „Trutz Dänemark und Kopenhagen" (Dresden 1863), worin er den Feldzug Karls X. Gustav, Königs von Schweden, erzählt, der im 17. Jahrhundert über den zugefrornen Belt nach Kopenhagen zog. In diesem wie im vorhergehenden erkennt man das Studium der altdeutschen Heldenlieder, sowie der Uhlandschen Rhapsodien, denen sie mit Glück nacheifern. Ein wahres Verdienst erwarb sich Meerheimb durch die Umdichtung des Magyarischen Nationalgedichts „Paul Kinischi, der ungarische Volksheld" (Pest 1865), dessen Inhalt steigendes Interesse erweckt, das durch die kernhafte, demselben entsprechende Darstellung gehoben wird. In „Soldaten-Welt" (Dresd. 1857) hat der Dichter eine große Zahl von Balladen und Erzählungen vereinigt, welche bald in tiefernstem, bald in heiterem, hie und da humoristischem Tone interessante Begebenheiten und Charaktere aus dem Kriegsleben, und zwar mit Vorliebe aus dem deutschen und insbesondere dem sächsischen darstellen; auch vermeidet er, was dankbar anerkannt werden muß, Begebenheiten zu wählen, in denen Deutsche gegen Deutsche kämpfen. Daß er Italiens und Ungarns Kämpfe gegen Oesterreich in anderm Sinne auffaßt, als die der Polen und Tscherkessen gegen Rußland ist eben so wenig zu billigen als die Einmischung französischer Phrasen, welche zur poetischen Wirkung keineswegs beitragen, sondern dieselbe vielmehr beeinträchtigen. „Das Buch für Edelfrauen und edle Frauen" (Dresd. 1862) führt uns eine Galerie durch Talent, Muth und echt weibliche Gesinnung ausgezeichneter Frauen vor, welche mit Liebe gezeichnet sind; wir müssen bedauern, daß sich in diese schönen Poesien einige Mißtöne in Folge der politischen Vorurtheile des Dichters eingedrängt haben, der, von seiner vorgefaßten Meinung geblendet, gar nicht bemerkt hat, daß in „Adelgunde, Herzogin von Modena" die Fürstin vor der Trefflichkeit des Volks verschwindet, das sich in seinem berechtigten Zorn und Haß selbst bezwingt, bei welchem Ein Wort genügt, um „den Funken menschlich edlerer Gefühle zu entzünden". Der uns schon bekannte Friedrich Maximilian Hessemer hat in „Jussuf und Nafissa" (Frankf. 1847) ein bekanntes orientalisches Märchen in erfreulich selbstständiger Weise bearbeitet; mit seltenem Geschick ist der orientalische Sinn und Geist reproduziert; Anschauungsweise, Reflexion, die bilderreiche Darstellung und selbst der eigenthümliche Schwulst erinnert an das Morgenland. Sein Gestaltungstalent hat sich auch in seiner letzten Dichtung „Ring und Pfeil. Ein Gedicht in 10 Gesängen" (Frankf. 1859) nicht verläugnet. Adolf Doerr, den wir schon bei der lyrischen Poesie haben kennen lernen, hat in „Ismelda Lambertazzi" (Darmst. 1850) den historischen Verhältnissen viel zu wenig Rechnung getragen. Nicht ohne Gewandtheit der Darstellung erzählt Joseph Friedrich Arnoldi in „Benno" (Berl. 1853) die in vielerlei Ueberlieferungen mitgetheilte Geschichte eines in der Wiege vom Tode geretteten Mädchens, das später als von hohem Geschlecht abstammend erkannt und ihrem Retter, einem armen Fischerknaben, als Belohnung vermählt wird, als dieser durch seine Tapferkeit den mächtigen Landesfeind besiegt. C. A. Weber entwickelt in der „Jungfrau von Damaskus. Romantisches Gedicht in 4 Gesängen" (Magdeb. 1852) eine nicht geringe Erfindungsgabe, die er jedoch mehr den Episoden als der Haupthandlung zuwendet. Im „Athelstan" (Kassel 1853) von K. Arend ist die Versification und die Darstellung recht hübsch, der Inhalt nicht ohne Interesse. Von Felix Dahn, den wir schon als talent- und geistvollen Lyriker haben kennen lernen, besitzen wir ein kleines Epos „Harald und Theano" (Berl. 1855), in welchem der Dichter seine gründlichen und tiefeingehenden historischen Kenntnisse mit großem Glück poetisch verwerthet hat. Er hat die Handlung nach Cypern verlegt, zu der Zeit des absterbenden römischen Kaiserthums, als die Sachsen ihre Eroberungsfahrten bis ins mittelländische Meer ausdehnten, und so gewinnt er die Möglichkeit, die interessantesten Gegensätze vorzuführen; auf der Einen Seite die üppige Sittenlosigkeit der Römer, unter denen nur noch einzelne Charaktere an die vormalige Großartigkeit erinnern, auf der andern die rohe Kraft der nordischen Barbaren mit ihrem Glauben an Treue und Manneswort, den die feigen Römer benutzen, um sie zu verderben; hier der alte Götterdienst, den selbst seine Anhänger verhöhnen, dort das neuentstehende Christenthum, das seine Bekenner, wenn nicht zu kräftiger That, doch zur heldenmüthigen Duldung der größten Martern begeistert. Die handelnden Personen und Völkermassen sind sämmtlich in scharfen Zügen charakterisiert, die Localitäten und Begebenheiten mit der größten Anschaulichkeit gezeichnet. August Hermann Francke, als dramatischer Schriftsteller unter dem Namen Heinrich Lindau bekannt, geb. 18. Apr. 1830 zu Halle, wurde bei dem frühen Tod seines Vaters genöthigt, sich gegen seinen innern Beruf einer praktischen Thätigkeit zuzuwenden. Nachdem er sich zuerst im Bergwesen, dann im Baufach versucht hatte, widmete er sich schließlich dem Postfach und lebt jetzt als Postbeamter in seiner Vaterstadt. Sein erster dichterischer Versuch war das in Prosa abgefaßte „Märchen der Thränen" (Halle 1848), das er unter dem Namen Mittau herausgab. Ihm folgte „Ein Frühlingstraum. Gedicht in 7 Gesängen" (Lpz. 1852; 2. Aufl. 1853); dieser zeugt zwar nicht von Erfindungsgabe, da die märchenhaften Verhältnisse zum Theil entlehnt sind, auch beweist er keine große Gestaltungskraft, da die beiden Hauptpersonen, Arthur und Margarethe, weder in ihrer äußerlichen Erscheinung, noch in ihrem innern Wesen charakteristisch hervortreten; doch ist im Ganzen ein schönes Talent sichtbar, das nur größerer Klarheit bedarf, um Gelungeneres zu leisten. Ob im „Kyffhäuser" (Ebd. 1859),

veiten epischen Gedicht desselben, Fort-
vahrzunehmen ist, können wir leider
rtheilen, da wir dasselbe nicht kennen.
" (Berl. 1852) von Heinrich Lan-
n, der Anderes unter dem Namen Hie-
us Lorm herausgab, schwebt zwischen
her und epischer Poesie, ja die Reflexion
a noch mächtig, wo der Dichter berichtet
ldert. Das Gedicht ist zwar nach jeder
n bedeutend, aber das Ueberwuchern des
genElements zerstört die künstlerische Wir-
s um so mehr zu bedauern ist, als der
in soentschiedenes Talent hat, daß es ihm
einer mehr künstlerischen Durchführung
elungen wäre, die dem Gedicht zu
liegende Idee hervortreten zu lassen.
(Lpz. 1853) von Ludwig Stiebritz,
ebensverhältnisse uns unbekannt geblie-
, führt uns in die Zeit der Religions-
n Frankreich zur Zeit Karls IX. Hugo,
n des Grafen Tavannes, bekennt sich
en Lehre; sein Vater flucht ihm, er
s dem väterlichen Schloß, geräth unter
he Reiter, denen er nur durch seine
egenwart entgeht. Er gelangt in die
; in den Bergen des Jura verirrt,
t Gregor, der greise Diener des greisen
t, der selbst wegen seines Glaubens aus
ich hatte flüchten müssen, nachdem ihm
ziger Sohn von Feindeshand getödtet,
hloß verbrannt worden war. In der
enheit lebend, hatte ihm seine später
ne Gattin eine Tochter geboren, die,
: schönen Jungfrau erblüht, in Hugo
igste Liebe erweckte, wie auch er in
erzen Liebe erweckt hatte. Nach eini-
t, die Hugo in Genf zubrachte, warb
ie Geliebte, für die er in schöner Lage
schen hatte bauen lassen, dem ähnlich,
chem sie scheiden sollte. Als Bertram
lbe trat, sah er das Bild von Hugo's
es war der, der seinen Sohn ermordet
er reißt seine Tochter mit sich fort.
e Liebenden blieben sich treu, wenn sie
ne Aussicht auf Wiedervereinigung hat-
ls Hugo nach längerer Zeit erfahren,
nrich IV. den Thron bestiegen und Re-
uldung befohlen, zugleich auch, daß sein
erbend den Fluch zurückgenommen habe,
a. den alten Bertram wieder aufzu-
Als er hin kommt, steht die Hütte in
n, Hugo rettet die Geliebte, und der Vater
hren Bund. Dieß die einfache Ge-
es Gedichts, das nur den Fehler mit
n andern theilt, daß es zu reflectirend
isch gehalten ist, so daß die Handlung
hr zurückgedrängt wird, was nament-
zweiten Buch der Fall ist. Pauline
verehelichte Schanz, geb. 10. Sept.
n Leipzig, verlebte eine glückliche Kind-
der sie schon dichterische Anlagen zeigte.
Vater, als sie 12 Jahre alt war, sein
des Vermögen verlor, wurde sie zur
in erzogen, als welche sie später zwei
n Chemnitz lebte. Da ihr Vater schon
1848 gestorben war und ihre Mutter
Kränklichkeit der Pflege bedurfte, kehrte
r nach Dresden zurück, wo die Familie
äher ihren Aufenthalt genommen hatte.
rnte sie 1853 den Dichter Julius
Schanz kennen, mit dem sie sich bald darauf vermählte. Nebst einer großen Anzahl Gedichte und Novellen, die sie in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte, gab sie zwei lyrisch-epische Dichtungen heraus, die erste „Liande. Eine Märchendichtung" (Zwickau 1854) unter dem Namen ihres Mannes, die zweite „Das Rosenmärchen" (Berl. 1855) unter ihrem eigenen, beide lieblich und sinnig, beide gleich schön in Auffassung und Darstellung, zart in Gedanken und Sprache, beide in fließenden Versen. In späterer Zeit hat Pauline Schanz beinahe ausschließlich Kinderschriften verfaßt, die wegen ihrer angemessenen und sittlich-reinen Haltung vielfachen Beifall erworben haben. „Schloß im Wald" (Berl. 1852) von A. Jordan, würde gewiß weniger breit erscheinen, wenn der Dichter statt der reimlosen vierfüßigen Trochäen ein anderes Versmaß gewählt hätte. Wilhelm Schultz verfolgt in seinem Epos „Der Rhein. Gedicht in 13 Gesängen" (Lpz. 1855) diesen durch die Nichtswürdigkeit der Fürsten und die Schwäche des Volkes zum Gränzfluß gewordenen Strom von seinem Ursprung bis zu seiner Mündung in beinahe immer gehobener Sprache, die Personificationen sind meist glücklich. „Nior Atta. Ein Gedicht" (Berl. 1855) von Eduard Schmidt würde, wenn der Dichter nicht vierfüßige reimlose Trochäen gewählt hätte, gewiß größere Anerkennung gefunden haben, als ihm zu Theil geworden zu sein scheint; denn es gewährt bei der schönen Erfindung und der gelungenen Ausführung, in welcher nur das Gräßliche zu gräßlich dargestellt ist, ein immer steigendes Interesse. Die „Luana" (Berl. 1855) von Gustav zu Putlitz, dem wir beim Drama wieder begegnen werden, beginnt mit einer Einleitung, auf welche eine zweite folgt; diese berichtet von einem Traum, der dem Dichter so behagt hat, daß er in den folgenden Abschnitten noch von drei oder vier Träumen erzählt. Und so geht Alles gar träumerisch zu. Da der Dichter auch seine eigenen träumerischen Gedanken in großer Ausführlichkeit mittheilt, so bleibt für die Handlung nur wenig Raum übrig, der aber vollkommen genügt, weil sie sich auf wenige Zeilen zusammendrängen läßt. Man hat dabei nur zu bedauern, daß die schöne Sprache, der fließende Vers und der wohllautende Reim einem so nichtssagenden Märchen, wie der Dichter seine „Luana" nennt, verwendet worden ist. Nicht gehaltreicher ist „Was sich der Wald erzählt. Ein Mährchenstrauß" (Berl. 1850), worin in der Weise der Romantiker die Blumen und Bäume redend eingeführt werden; aber man vermißt die tiefe Mystik der Tieckschen Dichtungen, die immerhin poetisch wirkt; statt derselben tritt uns gar zu häufig die gewöhnlichste Prosa entgegen. Die pseudonyme Lola Milford versuchte, die Emancipation des Weibes und des Fleisches poetisch zu begründen, allein ihr „Triclinium. In 3 Gesängen" (Weimar 1856) konnte schon deshalb keinen Erfolg haben, weil sie den Stoff nicht bewältigt, was schon der Mangel an verständiger Anordnung beweist. Von dem Prinzen Emil von Wittgenstein, den wir bei Erwähnung der fürstlichen Dichter hätten nennen sollen, besitzen wir zwei epische Gedichte,

die von glücklicher Begabung zeugen. In „Aßlan Aga“ (Frankf. 1856) gewährt der glückliche Stoff — die Scene der Handlung ist Kurdistan — eine große Freiheit der Behandlung, die der Dichter auch mit Talent benutzt. Das zweite Gedicht „Hadshi-Jurt“ (Ebd. 1860) besingt die Heldenkämpfe der Tscherkessen mit liebevollem Eindringen in deren Sitten und Charakter, doch erreicht es Meerheimbs „Gulat“ weder in der Lebendigkeit der Darstellung, noch in der glücklichen Schilderung des Volkslebens. Karl Schütze hat in „Assad der Hirt. Romantisches Gedicht“ (Berl. 1857) seinen Stoff zum Theil aus orientalischen Märchen entlehnt, denselben zwar nicht künstlerisch beherrscht, aber er hat im Einzelnen ein schätzenswerthes Talent beurkundet. Das gesegnete Weinjahr 1857 begeisterte Theodor Meurer zu einem schönen Gedicht „Siebenundfünfziger. Ein Lied vom Rhein“ (Coblenz 1858), das wir unbedingt zu den erfreulichsten Erscheinungen der Zeit rechnen dürfen. Wir wollen nicht hervorheben, daß der Dichter Sprache, Vers und Reim in seiner Gewalt hat, daß die Darstellung fließend und gewandt ist, daß seine Schilderungen, unter anderen die der Weinlese, äußerst glücklich sind; dagegen müssen wir auf den heiteren, jugendlich frischen Sinn aufmerksam machen, der das Gedicht belebt, auf die glückliche Verbindung der Märchen- und Traumwelt mit der wirklichen und ganz besonders auf die treffliche Composition, die vom künstlerischen Bestreben des Dichters zeugt, was sich schon in den eingefügten lyrischen Stellen kund giebt, welche nicht subjective Empfindungen des Dichters, sondern organische Theile der dargestellten Handlung sind. Diese ist zwar sehr einfach, aber der Dichter weiß ihr durch die geistvolle Darstellung ein immer steigendes Interesse zu geben; nur die letzten Gesänge scheinen mehr aus politischen als künstlerischen Gründen angeschweißt zu sein. Und doch übertrifft es, was die Composition betrifft, ein anderes Epos, „Die Kimmung. Gedicht in 9 Gesängen“ (Lpz. 1864) von Carl Lüdecke, in welchem die Vertheilung des Stoffs in neun Abschnitte ganz willkürlich ist, da deren in der That nur drei sind, die freilich an Umfang so ungleich wären, daß der Dichter, um das Gleichmaß herzustellen, den Einen zerspalten mußte. Ein weiterer Mangel liegt darin, daß der an Bedeutung und Umfang wesentlichste Theil der Erzählung einer handelnden Person in den Mund gelegt wird, was einen Stillstand in der epischen Entwickelung hervorbringt. Noch bedenklicher ist der Stoff selbst, der sich eher zu einem Cramerschen Romane oder einem französischen Melodrama eignen würde, als zu einem ernsthaften Epos. Trotzdem aber zeigt sich im Gedicht, namentlich in der glücklichen Schilderung der Situationen und der landschaftlichen Bilder ein entschiedenes Talent, was der Dichter mit liebenswürdigem Selbstbewußtsein ausspricht: „Gleich alten Freunden grüßen Des Nordens Stürme mich, des Südens Flammen, Und ihrer Farben reiche Töne fließen Vertraulich in ein buntes Bild zusammen.“

Das von Voß begründete, von Göthe zur Meisterschaft entwickelte idyllische Epos fand im vorliegenden Zeitraum mannigfache und zum Theil glückliche Behandlung. Mehrere haben wir schon erwähnt, namentlich die von Groth, Mähly, Matzerath, Meyer-Merian, Neubürger, Stelzhamer und Waldmüller (Duboc); einer ausführlicheren Besprechung bleiben die von Moritz Hartmann, Moritz Horn, Möricke und Wolfg. Müller vorbehalten. Melchior Meyr, den wir schon als Lyriker haben schätzen lernen und dem wir bei der Prosadichtung wieder begegnen werden, versuchte sich zuerst im idyllischen Epos. „Wilhelm und Rosine, ein ländliches Gedicht“ (München 1835), dessen acht Gesänge in schön gebauten und wohllautenden Hexametern Land und Leute des Rieses schildern, mag zwar bei dem einfachen Stoff zu breit ausgedehnt erscheinen, aber der Dichter weiß auch die gewöhnlichste Erscheinung mit so liebenswürdiger Gemüthlichkeit auszumalen, daß man stets gern bei derselben verweilt. Auch W. Elias hat in der Idylle „Die Liebenden. Ein Gedicht in 9 Gesängen“ (Leipzig 1835) den einfachen Stoff gut durchgeführt. „Der Dammbruch, oder das Pfarrhaus zu Weidau. Ein Natur- und Familiengemälde in 4 Gesängen“ (Elbing 1839) von Hermann Krüger giebt gute, auf Beobachtung gegründete und poetisch gehobene Schilderungen des im Norden Deutschlands für Uferbewohner so bedeutungsvollen Naturereignisses. Die Wahrheit des Ausspruches, daß der Reiz einer Dichtung nicht in dem Stoff als solchem, sondern in dessen Behandlung liege, wird durch die „Pepita. Italienische Idylle“ (Leipzig 1844) von Eduard Boas bestätigt, deren an sich unbedeutender Gegenstand durch die poetische Aus- und Durchführung lebendiges Interesse erregt, das der Dichter nicht nöthig gehabt hätte durch zu scharfes Betonen des sinnlichen Elements noch zu erhöhen. August Corrodi hat mit Glück dem Vorgang seines genialen Landsmannes Martin Usteri nachgeeifert. Schon in seinem ersten größeren Versuch „Der Herr Professor. Idyll aus dem Züribiet“ (Winterthur 1858) beweist er, daß er den Dialekt seiner Heimat mit Gewandtheit und Geschick zu dichterischen Darstellungen zu gebrauchen versteht. Nicht weniger glücklich ist „Der Herr Vikari. Winteridyll usem Züripiet“ (Ebd.), in welchem, wie schon im ersten, die gelungenen Naturschilderungen mit ihrer plastischen Anschaulichkeit den Maler verrathen. Wenn manchen Dialektsdichtern mit Recht der Vorwurf gemacht wird, daß sie zwar die Sprache des Volks gebraucht, aber nicht dessen Gedanken- und Empfindungswelt, sondern vielmehr die der gebildeteren Klassen dargestellt hätten, der Gebrauch der Mundart daher ungeeignet sei und mit dem Inhalt in Widerspruch stehe; so kann dieser Vorwurf die Dichtungen Corrodis nicht treffen. Allerdings kommt ihm dabei ein Umstand zu Statten, der ihn nicht wenig begünstigt, der nämlich, daß in der Schweiz auch in den gebildeteren Ständen das volksthümliche Element noch in beinahe ungeschwächter Kraft fortlebt. Der größeren Städte giebt es nur wenige, und selbst in diesen ist der bürgerliche Sinn, den man vielleicht am Besten mit dem Ausdruck „reichsstädtisch“ bezeichnen könnte, noch keineswegs verschwun-

höhere Bildung aber ist in der Schweiz
if die Städte beschränkt, man findet
den kleinsten Ortschaften eine mehr
niger große Anzahl von Personen, die
Leben gewonnene höhere, ja sogar solche,
gelehrte Bildung besitzen. Aber sie sind
diesen Ortschaften geboren, haben ihre
darin zugebracht und stehen daher mit
sse der Bevölkerung in der innigsten
endigsten Verbindung, so daß sie in
edanken- und Empfindungswelt leicht
er eingehen, oder vielmehr es ist diese
ihrige, die nur durch die höhere Stel-
redelt und erweitert ist. So ist es denn
ch, daß Corrodi seine Professoren, Vi-
d Doctoren ganz in der Sprache reden
id reden lassen kann, die der Bauer
rtschaft spricht, daß diese Personen Aus-
ebrauchen, die man vergeblich in hoch-
n Schriften suchen würde, und es steht
ucht im Widerspruch, wenn er ihnen
n und Redewendungen in den Mund
ie über den Gesichtskreis gewöhnlicher
ohner hinausgehen. Diese Bemerkung
besondere „De Herr Dokter. Herbstidyll
üripiet" (Winterthur 1860) hervorge-
welches das treueste Bild der eben be-
n Bevölkerung giebt. Die Darstellung
großer Lebendigkeit, die Personen sind
nd mit Liebe gezeichnet, indem deren
ere in ihren Reden und Handlungen
schauung gebracht werden. Durch das
weht ein liebenswürdiger Humor, der
verschiedenen Personen mannigfaltig
erscheint, wodurch sie eine kräftige In-
lität gewinnen. „Die Verlobung. Ein
es Gedicht in 8 Idyllen" (Sondersh.
von G. F. Eduard Crusius erinnert
t an Vossens „Luise", doch ist diese Er-
g eben nicht störend, und das Gedicht
ißt jedenfalls einen angenehmeren Ein-
ls das „Licht und Leben in Stillnau.
ntefestlied" (Erlangen 1845) von Jo-
s Friedrich, das eine unerquickliche
urt des Erlanger Pietismus ist. Wohl-
erühren dagegen die „Glockentöne, oder
erabend eines Greises. Ländliches Ge-
(Lpz. 1854) von Karl Kirsch, in
ich eine wahrhaft fromme, von aller
rei freie Gesinnung ausspricht. Die ein-
egebenheit ist im Ganzen glücklich dar-
nur die dem Homer nachgeahmte Wie-
ng einzelner Schilderungen und Reden
inen unangenehmen Eindruck, weil sie
absichtlich herbeigezogen ist und dem
überhaupt die Naivetät abgeht, die al-
lches genießbar machen könnte. Aller-
at auch Göthe in „Hermann und Doro-
ine ähnliche Wiederholung, aber diese
ch ganz natürlich und ist der Haltung
dichts vollkommen angemessen. „Die
emeinde" (St. Gallen 1849) von An
nth giebt ein ziemlich treues Bild einer
Volksversammlung in den rein demo-
n Kantonen der Schweiz, und ist in so
achtenswerth, wenn auch poetische Ge-
vermißt wird. Der Verfasser, ein
r, hat in der „Näfelser Fahrt. Ein Ge-
schweizerischer Mundart" (Ebd. 1852)
er anschaulich, aber ziemlich prosaisch
beschrieben, die jährlich am Tage der im J. 1386 über die Oesterreicher gewonnenen Schlacht bei Näfels in dieser Ortschaft unter zahlreicher Theilnahme des Glarner Volkes begangen wird. „Anna. Eine Idylle in 7 Gesängen" (Kiel 1850) von Karl Heinrich schildert das Landleben in Holstein mit großer Wahrheit, aber nicht immer poetisch genügend. Adolf Tellkampf, geb. zu Hannover am 23. Mai 1798, als 17jähriger Jüngling bei Waterloo mitkämpfend, seit 1838 Director der höhern Bürgerschule seiner Vaterstadt, ein durch pädagogische Schriften und praktische Thätigkeit höchst verdienter Schulmann, dichtete eine Idylle „Irmgard. Ein Gedicht in 12 Gesängen" (Hann. 1850), das diejenige Anerkennung nicht erhalten zu haben scheint, die es im hohen Grade verdient, was wir weniger einer wirklichen Gleichgültigkeit des Publikums zuschreiben, als dem unpassenden Druck des Gedichts — auch solche Aeußerlichkeit entscheidet nicht selten über das Schicksal eines Buchs. Denn in der That gehört die „Irmgard" zu den erfreulichsten Erscheinungen im Gebiete des idyllischen Epos. Wie Göthes „Hermann und Dorothea", den der Dichter offenbar zu seinem Vorbild genommen, ist die dargestellte Begebenheit mit einer großartigen geschichtlichen Thatsache, der Erhebung Deutschlands im J. 1813, in Verbindung gebracht, nur steht sie noch in weit näherer Beziehung zur Handlung, indem mehrere Personen mitwirkend eintreten, wodurch der idyllische Charakter allerdings einigermaßen getrübt wird. Doch liegt darin kein Vorwurf, da der Dichter die besondern Verhältnisse mit den öffentlichen in eine organisch nothwendige Verbindung gebracht hat. Es war ein glücklicher Gedanke, das Gedicht mit den zwei größten Gestalten der damaligen Zeit gleichsam einzurahmen, indem es mit Napoleon eröffnet und mit Blücher geschlossen wird. Daß Tellkampf auch in verschiedenen lyrischen Gattungen Gefälliges leistet, beweisen die „Zerstreuten Blätter", die er „für die Nächstbefreundeten als Manuskript" hat drucken lassen. Wie die „Irmgard" ist auch „Bernhard und seine Kinder. Ein ländliches Gedicht" (2. Aufl. Stuttg. 1851) von Erdmann Müller in guten Hexametern geschrieben. Der Stoff desselben ist beschränkter, aber der Dichter hat demselben durch Wärme der Darstellung Interesse verliehen. „Der Pachthof. Idylle" (Kassel 1852) von Max Holdau steht den erwähnten Dichtungen in Form und Gehalt nicht gleich. Wenn tüchtige und edle Gesinnung allein hinreichte, eine Dichtung zu schaffen, so würde „Anne und Lisbeth. Poetische Erzählung von Charlotte K. geb. S. v. C." (Dresd. 1853) einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der zeitgenössischen Literatur einnehmen; allein die Erzählung ist zu prosaisch gehalten, als daß an ihr etwas mehr als ihr sittlicher Geist gelobt werden könnte. Bedeutender ist ihre zweite Idylle „Der Alpensee" (Lpz. 1858) mit geschichtlicher Unterlage aus den tiroler Kämpfen — denn ohne Zweifel ist deren Verfasserin Charlotte Krug, geb. Schnorr von Carolsfeld keine andere als die obgenannte Charlotte K. In „Robert und Ludmilla. Eine Idylle" (Augsb. 1854) von Franz Huber sind zwar idyllische Verhältnisse

dargestellt, aber es fehlt ihnen die poetische Gestaltung. Der Tiroler Isidor Müller, der, wenn wir nicht irren, eine gelehrte Bildung erhielt und später aus uns unbekannten Gründen als Bauernknecht diente, schrieb „Die Braut des Kaiserjägers. Epische Dichtung“ (Innsbr. 1854), worin das Leben des tiroler Volkes mit großer Anschaulichkeit dargestellt wird. Außerdem hat man von ihm „Friedrich mit der leeren Tasche. Tirolisches Nationalschauspiel in 5 Acten“ (Innsbr. 1845). Ergötzlich ist „Der Lahrer Prozeß in Lahrer Mundart. Nach dem Tagebuche eines Zeitgenossen“ (Lahr 1855) von K. Steinmann, worin die früheren Verhältnisse der kleinen Stadt nach ihren Licht- und Schattenseiten mit frischem Humor berichtet werden. Werner Bergmann hat in „Minona“ (Hann. 1856) südamerikanisches Leben geschildert. Wenn „Volkmann und Rosta, oder das Landleben“ (Tangermünde 1857) von Karl Dieterici mit Recht als gemüthlich bezeichnet werden kann, so erscheint dagegen „Der Christabend. Festidyll“ (Halle 1. u. 2. Aufl. 1856) von Friedrich Doerr nur als behaglich. F. Rohde hat seiner Idylle „Heinrich und Lenore“ (Berl. 1857) ein größeres Interesse dadurch zu geben gesucht, daß er der dargestellten Handlung den dänischen Krieg des Jahres 1848 mit seinem schmählichen Ausgang zum Hintergrund gegeben hat. Paul Wigand, geb. am 10. Aug. 1786 zu Kassel, seit 1833 Stadtgerichtsdirector in Wetzlar, als welcher er 1848 in den Ruhestand trat, hat sich als ausgezeichneter Geschichtsforscher durch seine zahlreichen Schriften allgemeine Anerkennung erworben; weniger bekannt ist, daß er auch als Dichter zu nennen ist. Unter dem Namen W. Hesse gab er nämlich „Ländliche Erzählungen“ (Wetzlar 1857) heraus, zwei Idyllen, unter denen besonders die zweite „Stadt und Land“ durch den einfachen, aber bedeutenden Stoff anspricht, der mit liebenswürdiger Heiterkeit und Wärme des Gefühls ausgeführt ist. Karl Ernst Ferdinand Bäßler, geb. 16. Jan. 1816 zu Zeitz, seit 1858 Pfarrer zu Meseberg bei Wolmirstedt, gab außer den „Legenden und Balladen“ (Berl. 1851) den „Willfried. Episches Gedicht in 9 Gesängen“ (Ebd. 1859) heraus, eine gut angelegte Dorfgeschichte, die wie die „Irmgard“ von Tellkampf zur Zeit der Leipziger Schlacht vorfällt und wie diese, ja noch in entschiedenerer Weise, die handelnden Personen mit den damaligen Verhältnissen in enge Verbindung bringt. Ob der Stoff auf einer wirklichen Begebenheit beruht, was wahrscheinlich ist, oder ob ihn der Dichter erfunden hat, so ist er jedenfalls mit Glück und Talent durchgeführt, und es ist insbesondere die Zeichnung der Charaktere durchaus lobenswerth, namentlich der der muthigen Jungfrau, welcher die glückliche Lösung des drohenden Verhältnisses gelingt. Zu wünschen wäre, daß der Feldherr, unter welchem wohl der Fürst von Schwarzenberg zu denken ist, unter seinem Namen vorgeführt würde, da ein Grund, diesen zu verschweigen, nicht vorhanden ist; eine bloße Bezeichnung als Fürst oder Feldherr ist immer zu abstrakt und daher ohne die nothwendige Anschaulichkeit. Die weitaus bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete der Idylle ist „Mutter und Kind. Ein Gedicht in 7 Gesängen“ (Hamb. 1859) von Friedrich Hebbel. Sie würde dem Dichter schon einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur sichern, wenn er ihn nicht schon durch seine dramatischen Dichtungen gewonnen hätte. Auch hier hat die schaffende Hand des Dichters aus einem unscheinbaren Stoff ein Gemälde hervorgezaubert, das in seiner Gesammtheit wie in den einzelnen Partien gleich reizend ist. Schon die beiden ersten Gesänge, in denen der Dichter Bilder der Armuth und des Reichthums einander entgegenstellt, beweisen dessen Gestaltungskraft, die sich in Schilderung der Zustände wie in der Zeichnung der Personen kund giebt, in denen wir edle Menschen, nicht zwar in der Art der mittelmäßigen Romane und Dramen, sondern wahre Menschen, wie sie das Leben bildet, kennen lernen: Arme, die bereit sind, noch Aermere zu unterstützen; Reiche, deren Glück im Wohlthun besteht. Der Glanzpunkt des Gedichts liegt aber in den letzten Gesängen. Der reiche Herr lebt nämlich in kinderloser Ehe, was seine geliebte Frau mit täglich sich erneuendem Schmerz erfüllt, den er nicht zu mildern vermag. Der Arzt und Hausfreund giebt den Rath, ein fremdes Kind anzunehmen; die arme Magd des Hauses, welche mit einem tüchtigen, aber eben so armen jungen Mann verlobt ist, soll ein entferntes Landgut als Besitzthum erhalten, wenn sich Beide entschließen, ihr erstes Kind der Herrschaft abzutreten. Sie gehen die Bedingung ein, aber als die Zeit kommt, wo sich die Mutter von dem Kind trennen soll, will sie lieber im Elend leben, sie flieht mit dem Kind, ohne es dem geliebten Mann zu sagen, weil sie weiß, daß er sich nicht entschließen würde, sein Wort zu brechen. Er aber eilt ihr nach und findet sie auch; Liebe zu Weib und Kind bringt ihn zum Entschluß, ebenfalls auf das bisherige Glück zu verzichten; er bringt Alles in Ordnung, nimmt von dem Ertrag des Guts nur so viel, als der Lohn des letzten Knechtes und der letzten Magd betragen würde und reist mit Weib und Kind ab, in der Absicht, nach Amerika auszuwandern. Doch gelingt es der Herrschaft, die von der Vater-, Mutter- und Gattenliebe gerührt ist, die Flüchtlinge vor ihrer Einschiffung zu entdecken und sie lassen ihnen Kind und Gut als vollständiges Eigenthum. Was wir nur in trockenen Zügen mittheilen konnten, ist mit einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens und zugleich mit einer großen Kunst der Darstellung entwickelt, die auch dem geringsten Zug Bedeutung verleiht. Großartig ist namentlich der Kampf der Mutter und ihr endlicher Entschluß zu fliehen geschildert, und nicht weniger trefflich die Liebe des Mannes zur entflohenen Gattin und zum Kinde, die ihn bewegt, seinem Versprechen untreu zu werden; denn daß er zugleich den bisherigen Wohlstand aufgeben muß, kommt bei ihm gar nicht in Betrachtung; trefflich endlich ist die Schilderung des Seelenglücks der inneren Ruhe der Beiden, als der wichtige Entschluß gefaßt ist.

Wir haben noch von den wenigen Versuchen im komischen Epos zu sprechen, die während des vorliegenden Zeitraumes gemacht wurden.

hergehörigen Dichtungen Gollenper- nd Lepels haben wir schon besprochen; laßbrenner und Rappaport wird ie Rede sein. Nicht ohne Einfluß von iths „Gulliver" ist die „Geranopygmaio- oder Kampf der Kraniche mit den n. Komisches Gedicht in 5 Gesängen" 1837) von Heinrich Ernst Pöschl; eicht dies dem Gedicht nur zum Vor- as voll gesunden Humors ist und vom des Dichters in Schilderung und Cha- ichnung zeugt. Unter dem Namen tand Bereslas erschien „Der Amei- id Immen-Krieg. Ein komisches Hel- ht in 5 Gesängen" (Berl. 1841) von Ferdinand Bäßler. Dieses lehnt sich t Anlage und Ausführung an Homers homyomachie"; denn hier wie dort wird nz getödtet; hier wie dort erregt Dies krieg zwischen den beiden Reichen; hier t sitzen die Götter zu Rath; hier wie cheint eine Hülfe, dort die Krebse, hier erling, der freilich den Krieg dadurch det, daß er sich beide Mächte wohl n läßt; aber bei aller dieser allgemeinen hkeit zeigt der Dichter im Einzelnen ße Selbstständigkeit und eine nicht ge- he Erfindungsgabe. Zudem erhält das einen großen Reiz dadurch, daß Alles n größten Ernst dargestellt ist, so daß it dem Inhalt einen höchst ergötzlichen t bildet. Hätte Karl Schröder, des- amen vortheilhaft bekannt sind, die in rethiplethiade. Ein heroisch-komisch- isch-idyllisches Epos" (Berl. 1855) zer-

Hiebe auf Dichter und Philosophen, nservative und Communisten, auf Je- nd Pietisten zu selbstständigen Satyren t, würde er ohne Zweifel Besseres ge- haben; denn er hat Scharfsinn, das hafte in den verschiedenen Erscheinungen nnen und Talent, die erkannten Ge- darzustellen. Leider hat er diese besten seines Gedichts in einer abenteuerlichen ition versteckt, die so ganz aller Ueber- mangelt, daß er sich gezwungen sah, mit eiten Gesang aufzuhören, weil er nicht ußte, wie er die Sache weiter bringen Die „Chronik des Pfaffen Mauritius" oritz Hartmann werden wir später n. Johannes Scherrs „Hans von . Satire" (1. Heft Zür. 1850) läßt bei oft cynischen Haltung nicht bedauern, unvollendet geblieben ist.

schließen unsere Uebersicht mit der Be- ig der kleineren epischen Dichtungen, n dem vorliegenden Zeitraum sehr zahl- scheinen, wenn auch einzelne Gattungen nig vertreten sind, so namentlich die und Parabel, welche außer den schon ten Bowitsch, Hammer, Moritz ann, Hermannsthal, Morell, ius, Sturm und W. Zimmermann h von einem einzigen Dichter in größerem ehandelt wurde. Wilhelm Hey, geb. a im Gothaischen am 20. März 1790, 3 Superintendent in Ichtershausen am ai 1854, ist wegen seiner geistlichen schon im vorigen Bande erwähnt wor- ine beinahe zwanzig Jahre später er- schienenen „Funfzig Fabeln für Kinder" (Hamb. 1833) und „Noch funfzig Fabeln" (Ebd. 1837) haben seinen Namen fast allgemein bekannt gemacht. Sie erschienen nicht nur in wiederhol- ten Ausgaben, sondern wurden auch fast in alle europäischen Sprachen übersetzt. Und in der That verdienten sie diese Anerkennung, die ihnen nicht bloß wegen der beigegebenen treff- lichen Zeichnungen von O. Speckter zu Theil wurden, denn sie besitzen die Wahrheit und Ein- fachheit, welche den Grundzug der Fabel bilden muß, und zugleich sind sie bei ihrer dramati- schen Behandlung von großer Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit.

In größerem Umfang erscheint die poetische Erzählung, sowohl die ernste als die heitere, und der Schwank. Schon haben wir bei Be- sprechung der lyrischen Poesie folgende berührt: Candidus, Drobisch, Endrulat, Fr. Ernst, Gaudy, Groth, Hammer, Hebbel, Wilh. Heyse, Holtei, Kaltenbrunner, Kobell, Kopisch, Krais, Leutrum-Er- bingen, Löwe, Mähly, Nadler, Nord- mann, Oër, Rau, Mathilde Raven, Ruperti, Scheifele, Schild, Schober, Schurgraf, Simrock, Adolf Stern, Aug. und Ludw. Adolf Stöber, Strachwitz, Sturm, Wagner, Wilson, Wohlmuth und Constantin Wurzbach; außer ihnen sind noch folgende zu nennen: Ignaz Hub, dessen wir schon früher gedacht haben, dichtete gute ernste und heitere Erzählungen, so wie Sagen und Balladen, die jedoch noch nicht gesammelt sind. Unter den Erzählungen, welche Adolf Pichler in seinen früher erwähnten Gedichten mittheilt, ist „Der Deserteur" auszuzeichnen, worin er einen Zug aus Seumes Leben anschaulich und ergreifend darstellt. Von Ludwig Kalisch, der später noch zu berühren ist, besitzen wir eine Sammlung „Poetische Erzählungen", welche gewandte Sprache mit anschaulicher Darstellung verbinden. Fritz Reuter wird erst später aus- führlicher besprochen werden. Ueber Jac. Stutz ist schon im dritten Band berichtet worden. Da- gegen sind des Münchner Studienlehrers A. Schöppner „Augsburgerinnen. Bildnisse deut- scher Frauen der Vorzeit" (Augsb. 1850) hier zu erwähnen, in denen er in einer nicht sehr poetischen Sprache dreizehn mehr oder weniger berühmte Augsburgerinnen besingt. Marlovs poetische Erzählungen („Im Hafen. Lyrische und epische Dichtungen". Wien 1849) sind in Stoff und Ausführung als gelungen zu bezeichnen. Die „Sänge und Klänge" von August Nitzschke (Braunschw. 1854) hätten füglicher bei der Lyrik erwähnt werden sollen, da sie nur we- nige epische Dichtungen enthalten; aber auch diese verdienen wegen ihrer Eigenthümlichkeit und angemessenen Darstellung lobende Erwäh- nung. Von Heinrich von Treitschke be- sitzen wir „Vaterländische Gedichte" (Gött. 1856), in denen er Stoffe aus der älteren deutschen Geschichte mit patriotischer Begeisterung er- zählt; auch die „Studien" (Lpz. 1857) ent- halten poetische Erzählungen von gut gewähl- ten und gewandt durchgeführten Stoffen. Die Sage und das Märchen wurde ebenfalls vielfältig bearbeitet; schon früher erwähnt wur- den Boas, Bowitsch, Bube, Hermanns- thal, Alex. und Mathilde Kaufmann,

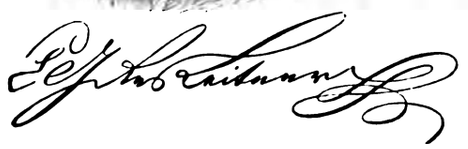
Kopisch, Kugler, Langewiesche, Lengerke, Osterwald, Pfarrius, Plattner, Rollet, Schild, Schnezler, Schurgraf, Simrock, Aug. Stöber, Storch, Vincke und Zetter. Noch verdient A. Wilhelm Zuccalmaglio Erwähnung, der seine Dichtungen unter dem Namen Waldbrühl, seinem Geburtsorte, herausgab. Derselbe, väterlicher Seits von einer alten florentinischen Familie, mütterlicher Seits von einer vlämischen (Deycks) stammend, wurde im J. 1803 geboren. Er studierte die Rechte in Heidelberg, wo er wegen seines musikalischen Talents mit dem berühmten Thibaut in nähere Beziehung kam. Im J. 1830 gieng er nach Rußland, wo er die Erziehung der Kinder des Fürsten Gortschakoff übernahm; nach 10 Jahren kehrte er wieder in die Heimat zurück, wo er seinen Aufenthalt öfters wechselte. Zuccalmaglio hat sich um das Volkslied in musikalischer Beziehung vielfache Verdienste erworben; dagegen trug er zu mancher Fälschung der Texte bei, indem er Stellen, an die er sich nicht mehr erinnerte, willkürlich, obgleich nicht ungeschickt, ergänzte. Eine Frucht seines Aufenthalts in Rußland und verschiedener Reisen in die benachbarten slavischen Länder war die „Slavische Balalaika" (Lpz. 1838), in der er russische, polnische und serbische Volkslieder bekannt machte. Hier ist er wegen seiner Dichtung „Die Mosellieder" (2. Aufl. Coblenz 1859) zu nennen, zu der ihn eine Reise in die schönen Moselgegenden begeisterte. Als Ganzes ist das Gedicht ungenügend, da es in Form einer Reisebeschreibung die Ufer des Flusses schildert und dabei auf das Volk und dessen Sage, Geschichte und Sitte eingeht; durch diese Form wird das Gedicht schwerfällig und selbst langweilig, so daß man durch die bessern Stellen nicht entschädigt wird. August Nodnagel, geb. 1803 in Darmstadt, gest. daselbst 1856 als Gymnasiallehrer, hat sich durch seine zwei Sammlungen „Deutsche Sagen, aus dem Munde deutscher Dichter und Schriftsteller gesammelt" (Dresd. u. Lpz. 1836) und „Sieben Bücher deutscher Sagen und Legenden. In alten und neuen Dichtungen" (Darmst. 1839) verdient gemacht. Seine eigenen Sagen und Balladen, die er theils in diese Sammlungen aufgenommen, theils in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat, zeugen sowohl von seinem glücklichen Tact bei der Wahl seiner Stoffe, als von großer Gewandtheit in deren Behandlung. N. Hocker, von dessen Lebensverhältnissen uns Nichts bekannt geworden ist, veröffentlichte „Des Mosellandes Geschichten, Sagen und Legenden, aus dem Munde deutscher Dichter. Als Anhang: Hagen von Throneck und die Nibelungen" u. v. A. (Trier 1852), worin seine eigenen Beiträge mehr als ein Drittel des Ganzen bilden. Da er dieselben, wie es scheint, vorzüglich abgefaßt, um die Lücken auszufüllen, so ist es begreiflich, daß sie den mitgetheilten von Wolfg. Müller, A. Schults, Simrock und einigen Andern nicht gleichkommen. Verdienstvoller ist der Anhang, der interessante Mittheilungen enthält.

Die Legende fand im vorliegenden Zeitraum nur wenige Bearbeiter; wir haben die bedeutendsten schon im Laufe der Darstellung erwähnt; so Bowitsch, Daxenberger, Hammer, Krais, Kugler, Morell, Pocci, Rollet, Ruperti, Sturm, Wagner, Zingerle; andere werden sogleich besprochen werden, und es bleibt uns außer Peter Fischbach, in dessen „Heiligen Geschichten und Sagen" (Düsseldorf 1843) der zum Theil neuere, oft wahrhaft poetische Stoff mit Liebe behandelt ist, nur noch Adolf Pichler zu nennen, in dessen Gedichten einige gute Legenden mitgetheilt sind. Dagegen wurden die Ballade und Romanze nebst der Rhapsodie von einer äußerst großen Anzahl Dichter bearbeitet. Genannt haben wir schon Bowitsch, Brunner, Brünnow, Bube, Candidus, Dahn, Daxenberger, Dräxler-Manfred, Annette von Droste-Hülshoff, Fechner, Förster, Freiligrath, Gaudy, Geibel, Hagenbach, Emma von Hallberg, Hebbel, Hick, Hirsch, Heinrich Hoffmann, Hölty, Uffo Horn, Alex. Kaufmann, Kopisch, Kugler, Linga, Löwe, Elise Ludwig, Marbach, Herm. Marggraff, Matzerath, Gall Morell, Niklas Müller, Nürnberger, Oelckers, Oer, Gust. Pfitzer, Luise von Plönnies, Prutz, Rau, Mathilde Raven, Rollet, Ruperti, Scheurlin, Schücking, Schultz-Ferrand, Seeger, Simrock, Aug. und L. Adolf Stöber, Storch, Strachwitz, Tschabuschnigg, Vincke, Wagner, Wegener, Graf von Württemberg, W. Zimmermann und Pius Zingerle; ausführlicher werden Duller, Fontane, Hartmann, Leitner, Meißner, Wolfg. Müller und Adelheid von Stolterfoth zu erwähnen sein. Ueber Jac. Stutz ist schon im dritten Bande berichtet worden. Neben diesen sind noch folgende zu nennen: Karl Friedrich Günther, geb. im J. 1807 zu Altenburg, wo er seit 1844 als Diakonus lebt, gab „Romanzen und Balladen" (Lpz. 1842) heraus, die in Haltung und Darstellung gleich selbstständig und in denen die gut gewählten Stoffe mit Geschick behandelt sind. Johann Jakob Reithard, geb. im J. 1806 zu Küßnacht bei Zürich, bekleidete verschiedene Lehrerstellen, nahm in den dreißiger Jahren lebhaften Antheil an den politischen Bewegungen in der Eidgenossenschaft, wurde 1840 Schulinspektor des Kantons Glarus, welche Stelle er nach einigen Jahren aufgab. Er gieng nach Zürich, wo er sich mit Verläugnung seiner bisherigen Ansichten der damals herrschenden conservativen Partei anschloß. Er starb am 9. September 1857. Reithard hatte ein ausgesprochenes poetisches Talent, das zwar in den „Knospen" (Zür. 1829) noch wenig sichtbar war, desto reichlicher aber in den „Gedichten" (St. Gallen 1842) hervortrat. Ohne ihm Begabung für das Lyrische abzusprechen, war sein Talent doch vorzüglich dem Epischen zugewendet, und seine Balladen, Rhapsodien und Legenden (darunter vornehmlich „Die Geister am Greifensee") sind frisch und lebendig erzählt; die Sprache ist zwar nicht ohne Mängel, aber im Ganzen doch rein, und die Form ist meist gelungen und dem Stoff angemessen. Namentlich ist er glücklich in Darstellung des Grauenhaften. Auch seine „Geschichten und Sagen aus der Schweiz. In Dichtungen" (Frankf. 1853) verdienen Aner-

, ob sie gleich den früheren Balladen eichkommen und manche sich nicht über iche Reimerei erheben. Alfons von ein Graubündner, gab in dem „Prätti- reiheitskampf. Ein Bild aus der Ge- Graubündens" (Chur 1844) begeisterte, icht poetisch durchgebildete Darstellungen ßartigen Kämpfe der schlichten Bauern e kriegsgeübten Heere der Oesterreicher. ht Gerstell, geboren am 24. Jan. u Königslutter im Braunschweigischen, nach vollendeten Gymnasialstudien die in Göttingen, versah mehrere gerichtliche ngen und lebt jetzt als Kreisrichter in hweig. Seine epischen Dichtungen in nzen und Lieder" (Braunschw. 1847) lücklich gewählte Stoffe dar, die er nicht schick behandelt, wenn er sich auf Dar- einfacher Verhältnisse beschränkt („Das hiff"), wogegen ihm umfangreichere Dich- nißlingen, wie das „Sängerleben"; auch chen Gedichte verrathen Talent. Lieblich Märchen, die er unter dem Titel „Bilder Traumwelt" (Lpz. 1852) herausgab. ßerer Bedeutung ist Balthasar Re- m 7. Dez. 1803 zu Basel geboren, er von 1825—1830 in Berlin Phi- Geschichte und Theologie, privatisierte in seiner Vaterstadt, in welcher er 1852 cofessor der Geschichte ernannt wurde. ben hier seine gediegenen historischen nicht zu berücksichtigen, unter denen Hemmerlin von Zürich" (Zür. 1846) erarhistorisch wichtig ist; als Dichter sich durch seine „Bilder aus den Bur- iegen (Bas. 1855) Anerkennung ver- e von schönem Talent zeugen und durch Schilderungen, wie durch glückliche ristik der Personen und Zustände er- Die in verschiedenen Almanachen ver- ten epischen Gedichte verdienten gesam- werden. Sechs Bilder aus der Ge- und Sage der kleinen Stadt Wyl im St. Gallen veröffentlichte ein Unge- unter dem Titel „Klänge von der Thur" llen 1865). Bis auf das letzte sind alle end, besonders jedoch die zwei ersten Berchthold in Wyl" und „Rudolf von g in Wyl", die zwar künstlerischer Ge- ermangeln, aber durch kräftige Sprache ue, oft allerdings auch seltsame Bilder samkeit erregen. Hugo Freiherr lomberg, geb. am 26. Sept. 1820 in, besuchte das Gymnasium und die te seiner Vaterstadt; er sollte Jurist dwirth werden, aber von früher Jugend stehlichen Trieb zur Kunst fühlend, ist erei sein Lebensberuf geworden. Von Leistungen in derselben erwähnen wir e Skizzen zu Dante's „Göttlicher Co- die namentlich nach der phantastischen ristischen Seite hin vielfache Anerken- funden haben und von der eine photo- e Nachbildung mit erklärendem Text (Berl. 1864), für welche ihm der Kö- jann von Sachsen, bekanntlich Einer utendsten Kenner Dantes, das Ritter- s Albrechtsordens verlieh. Seine in enen Zeitschriften veröffentlichten Auf- r Kunst und Kunstgeschichte sind geist- reich und fördernd. Nachdem er eine Anzahl Gedichte in verschiedenen Almanachen veröffentlicht hatte, für die ihm großer Beifall zu Theil geworden war, gab er sie, mit neuen vermehrt, unter dem Titel „Bilder und Romanzen" (Bresl. 1860) heraus. Sie gehören zu den besten Erscheinungen in dieser Gattung. Schon die glückliche Wahl, die Neuheit und Mannigfaltigkeit der Stoffe zeichnet sie aus, noch mehr aber die kunst- und geistvolle Behandlung. Blomberg ist Meister der Form, wie namentlich seine kunstvoll gebildeten Terzinen beweisen; er beherrscht die Sprache, die bei ihrer Einfachheit doch wirkungsvoll ist; er ist glücklich in der Zeichnung der Charaktere, malerisch in der Schilderung der Zustände und Lokalitäten; er mag uns in das Mittelalter führen („Der Graf vom Linzgau") oder in die neuere Zeit („Otto Martin von Schwerin"), nach Frankreich („Der Herr von Argouges") oder nach Schottland („John Morton") und nach Böhmen („Matthias Hunyades") oder in das Familienleben der Juden („Vom Richter Simon"), immer weiß er die eigenthümlichen Verhältnisse, wenn auch oft nur durch kurze Andeutungen, klar und anschaulich mit der größten Wahrheit darzustellen. Wir können unmöglich alle Stücke nennen, die Auszeichnung verdienen; wir begnügen uns, noch auf diejenigen aufmerksam zu machen, in denen er Stoffe aus der Kunstgeschichte behandelt („Ein Portrait von Alba"; „Die Freske zu San Gregorio" u. a. m.), und fügen hinzu, daß ihm die ernste Ballade („Der Köhlersohn") — und die meisten Dichtungen sind eher zu den Balladen, als zu den Romanzen zu rechnen — eben so gut gelingt, als die Sage, selbst wenn er einen schon bekannten und bearbeiteten Stoff wählt („Das Urtheil des Tok-tamish"), und daß seine Legenden zu den besseren der Gattung aus der neueren Zeit gehören („Sanct Phokas"). Obgleich weit weniger bedeutend, sind die Balladen und Romanzen in den „Gedichten" von Karl Fink (Hann. 1860) wegen ihrer wirkungsvollen Einfachheit zu loben, so auch die poetischen Erzählungen und Sagen. P. J. Willatzen, geb. 1824 zu Silberstedt im Herzogthum Schleswig, war Lehrer in Hadersleben, wurde jedoch unter der dänischen Herrschaft wegen seiner politischen Ansichten von seiner Stelle entlassen, fand aber wieder eine ähnliche in Bremen, wo er jetzt lebt. Er hat sich vorzüglich durch seine „Nordlandsharfe" (Elberf. 1858) mit gelungenen Uebersetzungen skandinavischer Dichtungen Anerkennung erworben, aber auch seine „Gedichte" (Hadersl. 1860) und „Gedichte. Zweite Sammlung" (Bremen 1862) verdienen namentlich wegen der von schöner Gestaltungsgabe zeugenden Balladen und Romanzen lobende Erwähnung.

Wir gehen nun zur Betrachtung derjenigen Dichter über, denen wir eine ausführlichere Besprechung widmen zu müssen glaubten.

Karl Gottfried Leopold Ritter von Leitner.



Karl Gottfried Leopold Ritter von Leitner, geb. am 18. Nov. 1800 zu Grätz, verlor seinen Vater schon in seinem 5. Jahre. Seine Mutter heirathete in zweiter Ehe den Cameralverwalter Pokorny in Rothenfels, in welchem der Knabe nebst seinen zwei jüngern Brüdern einen zweiten Vater fand. Weil er aber dort nur mangelhaften Unterricht erhalten konnte, wurde er seinen in Graz wohnenden Großeltern anvertraut; er besuchte dort die unteren Schulen, trat 1812 in das Gymnasium und studierte seit 1818 Philosophie und die Rechte. Während dieser ganzen Zeit lebte er mit Ausnahme der Ferien die er bei seinem Stiefvater zubrachte, im k. k. Convicte, dessen Abgeschlossenheit und verschiedenartige Beschränkung ihm oft genug beschwerlich fiel. Um sich daher nicht neuem Zwange zu unterwerfen, beschloß er, sich dem Lehrerstande zu widmen; er erhielt provisorische Anstellung am Gymnasium zu Cilli, später in Grätz; allein da die meisten Lehrerstellen Ordensgeistlichen anvertraut wurden, somit wenig Aussicht auf Beförderung vorhanden war, trat er in die Dienste der steiermärkischen Stände, deren Körperschaft er durch seine Familie angehörte. Nachdem er 10 J. lang in untergeordneter Stellung seine Geschäftstüchtigkeit bewiesen, wurde er 1836 einstimmig zum ersten und 1837 zum zweiten Sekretär gewählt. Erholung von seinen vielseitigen Beschäftigungen fand er auf Reisen, auf welchen er die österreichischen Länder, Deutschland, Belgien und England besuchte. Das Jahr 1848 häufte seine Geschäfte dermaßen, daß seine Gesundheit den Anstrengungen erlag, und als die Reaktion immer mächtiger wurde, gab er 1854 seine Entlassung, zumal da auch seine vortreffliche Gattin krank geworden war und ihr der Aufenthalt in Italien verordnet wurde. Doch starb sie unerwartet in Pisa. Er kehrte mit ihrer Leiche nach Grätz zurück, wo er in stiller Zurückgezogenheit lebte, bis man ihn 1858 in die Vorstandschaft des von ihm gegründeten Johanneums zog und ihn zu einem der Curatoren ernannte, als welcher er sich mannigfache Verdienste um Kunst und Wissenschaft erwarb. 1864 gab er jedoch seine Entlassung von dieser Stelle, um sich ganz literarischen Arbeiten zu widmen.

Leitners „Gedichte" blieben in erster Auflage (Wien 1825) ziemlich unbemerkt; die zweite sehr vermehrte Auflage, die über ein Vierteljahrhundert später erschien (Hann. 1857) erfreute sich größeren Beifalls, wie sie denn auch in der That wesentliche Fortschritte erwies. Doch ist er, und zwar zum Vortheile seiner späteren Dichtungen, dem einfachen, treuherzigen und edlen Charakter der früheren treu geblieben, und wenn ihn auch das eigene Wesen oft zur Darstellung des Wehmüthigen veranlaßte, so hat er dabei stets wahrhaft künstlerische Mäßigung an den Tag gelegt; er ist nie in krankhafte Schwärmerei oder in eben so krankhafte Sentimentalität verfallen. Bei dem Adel der Gesinnung, die sich durchweg in seinen Dichtungen ausspricht, und der unläugbaren künstlerischen Durchbildung, die ihm eigenthümlich ist, muß es doppelt auffallen, daß er sich hie und da solcher Ausdrücke bedient, die nicht nur höchst unpoetisch sind, sondern auch den natürlichen Geschmack verletzen. Diesen freilich sehr bedauerlichen Mangel abgerechnet, ist die Darstellung in den lyrischen wie in den epischen Stücken bei all ihrer Einfachheit recht glücklich. In den Liedern begegnen wir manchem schönen und neuen Gedanken, und wir freuen uns der gemüthlichen Frömmigkeit, die recht aus der Tiefe des Herzens quillt („Drang aus der Ferne", „Des Schifferjungen Abendfahrt"). Die Sonette bilden einen Glanzpunkt der Sammlung; viele derselben verdienten wegen ihrer Form so wie wegen ihres trefflichen Gehalts allgemeinere Verbreitung („In der Alpenhütte", „Das Erdbeben", „Der Gang auf dem Meere"). Nicht weniger glücklich sind die Sinngedichte, die oft durch höchst anmuthige und zarte Gedanken überraschen. Am Höchsten steht Leitner jedoch in den Balladen, die sich durch glückliche Wahl und eine wahrhaft schöpferische Entfaltung des Stoffs, durch die echt künstlerische Composition und die vollendete Darstellung auszeichnen. Er weiß die Sprache, den Ton und die Form dem Gegenstand auf bewunderswürdige Weise anzupassen, so daß die meisten dieser Gedichte als Muster ihrer Gattung bezeichnet werden können. Mit Vorliebe behandelt er

afte Stoffe, deren Darſtellung ihm um
licher gelingt, als er ſie mit pſycholo-
chärfe entwickelt und zugleich mit ſicherem
es Uebertriebene und Ungeheuerliche ver-

Des Harfners Meiſterſpruch.

, alten Haine, in hoher Eichen Kreis,
m Felſenſteine, da ſitzt der Harfnergreis,
hoch begeiſtert in Stern- und Wolkenlauf,
t laut, und meiſtert die Saiten ab und auf.

, goldnen Locken ein Knabe ſitzt dabei.
wie Trauerglocken, wie Siegesmelodei —
nuth und Entzücken in ihm der Harfe Ton.
ts an ſeinen Blicken, er iſt des Sängers Sohn.

inden und verklingen die Töne allgemach,
nur noch ſingen des Waldes Elfen nach.
lauſcht und lauſchet, drauf weint er laut vor Luſt,
vom Lied berauſchet, dem Vater an die Bruſt.

! lehr mich ſingen ſo recht nach deiner Art,
s muß bezwingen die Herzen weich und hart."
t ſtolz und zittert vor Vaterluſt der Greis,
ihm, tief erſchüttert, der Stirne reinen Kreis.

ohn! und willſt du ſingen ſo recht nach meiner Art,
s muß bezwingen die Herzen weich und hart.
du erſt erfahren tief innig Schmerz und Luſt,
t du nicht bewahren es dann in ſtiller Bruſt.

zuhellen wagen den dunklen Meeresgrund,
zeheim willſt tragen, das eben thue kund;
in dich ſank nieder, wie in den See der Stein,
t tief auch wieder ins fremde Herz hinein."

rt davon verwehet, verſchlungen hats der Sohn,
Nacht erflehet er Sang und Lautenton.
oft beiſammen beim Saitenklang allein,
ern Irrlichtflammen, die tanzten dann im Hain.

zlich ſchwieg er ſtille. der Alte, und erblich,
, nicht wars ſein Wille, am Spiel herniederſtrich,
ſich gelinde nur Silberhaar und Bart
enkleid im Winde, ſonſt ſaß der Greis erſtarrt.

e kniete weinend vor ihm im Mondenglanz,
, die Reiſer einend, ihm einen friſchen Kranz.
n Raum der Eiche legt fromm er ihn zur Ruh,
die theure Leiche mit grünem Raſen zu.

nit ſeinem Schwerte dem Baum den Namen ein,
die heilge Erde, und wandert aus dem Hain.
aus goldnen Haaren gar bleich ſein Angeſicht,
r Schmerz erfahren, nur, ach! — die Freude nicht.

und Strom geführet, durchzog er manches Land,
ebte unberühret die Harf an ſeiner Hand.
e gern den Klängen bei Spiel und Feſtgeſang,
n er zu verdrängen den eignen Liederdrang.

it er ſtill inmitten der Horcher, da gar mild
: ihn mit Sitten das ſchönſte Frauenbild:
der Harfenknabe! wohlauf, und faſſe Muth,
hen uns zur Labe der Saiten goldne Fluth."

: die Augen nieder, und höbe doch ſie gern,
et zart Geſieder ihr Schleier in der Fern!
rheim entwinden ſich Seufzer ſeiner Bruſt:
vorerſt empfinden des Lebens höchſte Luſt."

Da bebet und erblühet von ſtiller Gluth die Maid,
Mehr als die Roſe glühet und bebt am Bruſtgeſchmeid.
Und aus der Menge ſchleichet der Knabe träumend fort,
Er wanket und entweichet zum allerſtillſten Ort.

Und bang im Mondenſtrahle umwandelt er das Schloß,
Er weinet tief im Thale, im kühlen Waldgeſproß.
Was neigt am Fenſterbogen ſich aus der Schleier Kreis,
Was kommt herab geflogen auf grünen Schwingen leis?

Die Jungfrau nickt hernieder vom Fenſter, ſpitz und ſchmal,
Auf grünem Laubgefieder die Roſe ſinkt ins Thal.
Er drückt die Roſ' ans Herze, — ſie hieng an ihrer Bruſt, —
Er fühlts, er kennt zum Schmerze nun auch die höchſte Luſt.

Und nun mit Sturmgewalten, ein heilger Strom, entquoll
Das Lied den tiefſten Spalten des Herzens übervoll.
Von Tod und Liebe rauſchte des Sängers erſtes Lied,
Und Thal und Jungfrau lauſchte, bis Nacht und Vollmond ſchied.

So ſang er nun zur Zither in mancher Felsburg Raum,
Da ſaßen Fraun und Ritter, verſtummend, wie im Traum.
Und ſtand er auf, ſich neigend, und ſchritt aus dem Gemach,
So blickten Alle ſchweigend mit naſſen Augen nach.

2. Jung Erich und ſchön Elſe.

Schön Elſe ſitzt auf dem Leichenſtein,
Sie harret ſo bang im Halbmondſchein!
„Herzliebſter, ſprich, wo verzogſt du ſo lang?
Mir wurde auf der Heide gar bang
Hier unter den ſtillen Kirchhofslinden."

Ich ſchlich ſo ſacht und leiſe, damit
Dein harter Vater nicht höre den Tritt.
„Herzliebſter, hier wandeln die Geiſter umher,
Bei dieſem Grabſtein wart ich nicht mehr,
Hier unter den ſtillen Kirchhofslinden."

Und wandeln hier Geiſter gleich durch die Nacht,
Verſcheun ſie die Menſchen und halten uns Wacht.
Drum laſſe ſie wandeln und herze mich traut,
Hier weilt kein Späher, ders mit anſchaut,
Hier unter den ſtillen Kirchhofslinden.

„Und ſiehſt nicht die Eule dort ſitzen du?
Die ſchaut uns mit glühenden Augen zu."
Laß ſchauen die Eule! — und ſchließ mich ans Herz,
Hier lauſcht kein Verräther auf Kuß und auf Scherz,
Hier unter den ſtillen Kirchhofslinden.

„Und hörſt du nicht klagen die Unk im See,
Als riefe ſie über uns Unheil und Weh?" —
Da ſchlug jung Erich ums Liebchen den Arm,
Und ſLiebchen vergaß dabei Sorg und Harm
Wohl unter den ſtillen Kirchhofslinden.

Die Eule flog zur Burg auf das Dach,
Und kreiſchte heiſer: Erwach! erwach! —
Die Unke kroch in den Brunnen von Stein,
Und ſung in den öden Burghof hinein:
Dort unter den ſtillen Kirchhofslinden —

Da fuhr der Alte vom Schlaf empor:
„Was ſummt mir heut für ein Lied ums Ohr?"
Es krähte der Hahn, und der zweite darauf,
Da fuhren auch Erich und Elſe auf
Wohl unter den ſtillen Kirchhofslinden.

Leb wohl, Treuliebchen! — Ade! Ade!
Bis morgen Nachts ich dich wieder seh.
„Ade, Herzliebster! — Ich stelle mich ein.
Hier ists ja so friedlich, so heimlich und fein,
Hier unter den stillen Kirchhoflinden."

„Halt an," rief's jetzo dazwischen, „halt an!
Jetzt wehr dich des Lebens, du frecher Kumpan!" —
Da klirrten die Degen. — „Um Gottes Gebot!
Schlag nicht den lieben Vater mir todt.
Hier unter den stillen Kirchhoflinden.

„Herr Jesus! — mein Vater, — was kam dich an?
Du hast mir erstochen den viellieben Mann!" —
Schön Else sank in die Knie zugleich,
Und wusch mit Thränen die schöne Leich
Wohl unter den stillen Kirchhoflinden.

Drauf legten sie sanft jung Erich zur Ruh,
Und deckten mit grünem Wasen ihn zu.
Bald stellte sich auch schön Else ein;
Es war ja so friedlich, so heimlich und fein
Wohl unter den stillen Kirchhoflinden.

Die Wettfahrt.

„Welch Schiff kommt dort gefahren mit schwarzen Wimpeln am Mast?
Was braust es übers wallende Meer in solcher Hast?"
„Ihr edlen Königssöhne! von Thule schifften wir aus,
Zu künden, daß Euer Vater todt liegt im Trauerhaus."

Da wischt Holmar, der Aeltre, die Thräne vom Aug und ruft:
„Zu früh bist du gestiegen, o Held! in deine Gruft."
Und Holm, der Jüngre, spricht: „Sei ihm Alvater hold!
Wer aber soll nun tragen seine Kron aus rothem Gold?"

„Laß rings entzwei sie schneiden," versetzt Holmar gewandt,
„So bleibt ein Goldreif Beiden uns sammt dem halben Land."
Drauf sagt der Jüngre finster: „Das duld ich nicht im Traum;
Sitz ich auf Thules Throne, hat drauf kein Zweiter Raum."

„Laß fliesen denn," meint Jener, „die Recken edelfrei,
Die gewaltigen Seebelten, wer jetzt ihr König sei?" —
„Nein!" schreit der Ungestüme, „nicht fremder Willkür kann
Sich knechtisch unterwerfen, wer selbst ein freier Mann."

„So greif zum Würfelbecher," spricht Holmar rathbereit,
„Auf daß die Götter selber entscheiden den Bruderstreit."
„Nicht Menschen und nicht Göttern, „erwidert Holm, „vertraut
Das Glück und Heil des Lebens, wer auf eigne Kraft noch baut.

Wer will nach Kronen streben, ist er der herrlichen werth,
Schont nicht sein ärmlich Leben, mißt mannhaft Schwert mit Schwert."
„Nicht doch, nicht doch, mein Holm! Die Kron ist hohes Gut;
Doch kann ich darum vergießen nicht theures Bruderblut.

Hör an mich, Ungefüger! sieh nicht so unwirsch drein,
Ich geh mit dir einen Wettkampf, einen kühnen, ein.
Willst sein du ein Inselkönig, so gut als Einer je,
So mußt du können bändigen die wilde, wogige See.

Wir treiben in fremden Meeren hier weit vom Heimatland,
Laß rüsten uns zwei Fähren und steuern nach seinem Strand.
Und wessen Hand die erste berührt den theuern Grund,
Den soll als König grüßen der Andre zu selber Stund."

„Wohlan, ich bins zufrieden!" ruft Holm frohgemuth,
„So laßt vom Bord uns nieder der Nachen zwei in die Fluth."
Drauf steigen die Königssöhne Jeder in sein Boot,
Und Purpur auf ihrem Heimweg zog auf das Abendrot.

Wohl bäumten sich widerspänstig goldmähnige Wogen auf,
Doch peitschten die jungen Helden die Schäumenden an zum Lauf.
Und rasch in wilden Sätzen, gehetzt durch Schlag und Ruf,
Mußte sie nordwärts tragen manch brausend Wellenroß.

Doch wie auch Beide bezwingen mochten das alte Meer,
Einander abzuringen den Sieg, war ihnen zu schwer.
Es hüpften und schlüpften die Boote dahin in gleicher Eil,
War ihnen zu tief kein Abgrund, kein Wogenberg zu steil.

So schifften sie Tag um Tage, schifften sie manche Nacht,
Zuletzt ermattet Beide, kaum mehr des Kampfs bedacht.
Da plötzlich stieg aus dem Meere, felszackig und sonnenglüh,
Das heilge Väter-Eiland vor ihnen im Glanze der Früh.

Und schier zusammen schraken die Helden vor Bangen und Lust,
So nah vor sich erschauend Gewinn oder Verlust.
Sie faßten von Neuem rüstig des Ruders Eichenschaft,
Und schlugen die trägen Wellen mit doppelter Hast und Kraft.

Und jäh voraus glitt Holmar, nur wenige Speere lang,
Doch nimmer überholbar, wie auch der Jüngre rang.
Da rasch, wie Jener will landen, haut Dieser sich ab die Hand,
Und schleudert weit die Blutige voraus in den Küstensand.

Entsetzt starrt Holmar den triefenden Stummel an:
„Wehe Bruder, lieber Bruder! was hast du da gethan!"
Und Holm, der Kühne, spricht: Was ich will, das will ich recht,
Drum bin ich jetzo König, du aber bist — mein Knecht."

Otto Friedrich Gruppe.

Otto Friedrich Gruppe, Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns und Fabrikbesitzers zu Danzig, geb. 15. April 1804, sollte dem Berufe seines Vaters folgen und erhielt daher eine demselben angemessene Vorbildung. Im 16. Jahr entschloß er sich jedoch zum gelehrten Studium, er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog 1825 die Universität Berlin, um Philosophie zu studieren. Zugleich beschäftigten ihn naturwissenschaftliche und philologische Studien, unter letzteren besonders auch altdeutsche unter Lachmann; auch ward er durch Freunde zum Studium der Kunst und ihrer Geschichte veranlaßt. Kaum der Universität entwachsen, trat er als Schriftsteller in verschiedener Richtung auf und erwarb sich schnell Anerkennung; so wurde es ihm möglich, sich selbst nach dem Verlust seines väterlichen Vermögens von dem Ertrag seiner schriftstellerischen Arbeiten ein unabhängiges Leben zu sichern. Im J. 1835 übernahm er die Leitung des literarischen Feuilletons der Preußischen Staatszeitung, wurde 1842 unter dem Mi-

hhorn im geistlichen Ministerium zu- das Kunstfach verwendet, im J. 1844 fessor an der Berliner Hochschule er- ls welcher er verschiedene Fächer der ie und ihrer Geschichte lehrte. Be- trat er schon früh als Gegner Hegels urch er sich so lange den Weg zum unst verschloß. Seit 1862 ist er be- Sekretär der Akademie der Künste.

O. F. Gruppe.

ist von großer Vielseitigkeit, die auf nfalls große Productivität eben so schlimmen Einfluß ausgeübt hat; il seine Schriften dadurch an innerem wonnen haben, schlimmen, weil er sehr zersplittert hat. Wir befassen nicht mit seinen beachtenswerthen im Gebiete der Literaturgeschichte, der ie und Philologie*); seine lyrischen n haben wir schon berührt, und seine tische Komödie „Die Winde" bereits n Bande erwähnt; hier haben wir eine epischen Dichtungen zu bespre- e zahlreichen Balladen, welche die g seiner Gedichte enthält, sind nur il gelungen (z. B. „Der Wrack"), zu schnell hingeworfen und entbehren er Gestaltung oder verlieren sich in n. Entschiedneres Talent entwickelt er größeren Dichtungen, in denen er sich jedoch zum Theil in der Form verfehlte, so in „Alboin, König der Longobarden, ein Gedicht in 6 Büchern" (Berl. 1839), das in fünffüßigen, und in „Theudelinde, Königin der Lombarden" (Ebd. 1849), die in den nothwendig zur Breite verleitenden vierfüßigen reimlosen Trochäen abgefaßt ist. Allerdings behandelt er diese, wie überhaupt jede Form mit großem Geschick und es gelingt ihm, bei seinem ausgezeichneten Erzählertalent das Interesse für seine Personen zu erregen. Um so bedenklicher ist das Ende, das den angenehmen Eindruck, welchen das Ganze macht, gründlich verwischt. Agilulf, dem von einem mit Prophetenblick begabten Knaben, dessen Herkunft Niemand kannte, verkündet worden war, daß er nach des Autharis Ermordung König werden und dessen noch jungfräuliche Wittwe heirathen würde, hatte ihr diese Prophezeiung mitgetheilt, so wie auch, daß er den Knaben auch von sich gestoßen. „Aber Eines doch verschwieg er — O daß er es jetzt verschwiegen — Denn nicht wieder kehrt die Stunde." Der Knabe war wieder gefunden und lebte, von König und Königin geliebt, am Hofe. Einst brachte er der Königin einen Strauß; wie er sie erblickte, erröthete er, und auch die Königin erröthete, „Aber er ins Herz getroffen Tief von einem dunkeln Schatten — In Gedanken gieng er abwärts: „Die Gestalt! — o Gott, wie ist mir! Fremde, fremde!" Als Theudelinde einen Sohn geboren, war Alles glücklich, nur der Knabe nicht, der jetzt erst sich unglücklich fühlte, seine Eltern nicht zu kennen, eine Ahnung durchbebte ihn, aber Dieß machte ihn noch unglücklicher und er entfloh. Ein Mädchen, das Theudelinde gebar, sah dem Knaben täuschend ähnlich. Nach Jahren fühlte der König seinen nahen Tod, da sprach er zu Theudelinde: „Jener Knabe mit den schwarzen Locken und dem blauen Auge" — Aber der Tod hinderte ihn zu vollenden. Und damit schließt das Gedicht, ohne die verschiedenen Räthsel zu lösen, die entweder hätten ganz verschwiegen oder gelöst werden sollen. Denn hier handelt es sich nicht bloß um Befriedigung der Neugierde, sondern um Abrundung des Gedichts.

Vor „Firdusi, ein episches Gedicht in 7 Büchern" (Stuttg. u. Augsb. 1856) und „Ruth, Tobias, Sulamith, drei biblische Gesänge" (Berl. 1857), die uns nicht bekannt geworden sind, war „Kaiser Karl. Eine epische Trilogie" (Berlin 1852) erschienen, deren ersten Theil „Königin Bertha. Ein romantisches Epos" der Dichter schon früher allein veröffentlicht hatte (Berl. 1848). Was er in der ersten Ausgabe der „Bertha" von der Behandlung des Stoffes sagt, daß er hie und da im Sinne künstlerischer Composition von der Quelle abgewichen sei, indem er die Ueberlieferung theils vereinfacht, theils motiviert und bereichert habe, findet auch auf die zwei andern Theile „Karl und Hildegard. Ein romantisches Epos" und „Eginhard und Emma. Ein romantisches Epos" seine volle Anwendung; er hätte hinzufügen können, daß er die Quellen gründlich studiert und fleißig benutzt habe. Am Wenigsten gelungen ist der dritte Theil, obgleich auch dieser nicht ohne Vorzüge, und insbesondere das idyllische Leben der Liebenden an-

ne. Ueber d. tragische Kunst d. Griechen. Berl. old Lenz, Leben und Werke. Ebd. 1861. Deutsche kunst. Hannov. 1859. Leben und Werke deutscher Bde. Berl. 1864 f. — Antäus. e. Briefwechsel ire Philosophie in ihrem Conflict mit Wissen- prache. Ebd. 1831. Wendepunkt d. Philosophie . Ebd. 1834. Gegenwart und Zukunft d. Phi- Deutschland. Ebd. 1855. — Die Römische Elegie. tersuchungen mit Uebersetzungen. 2 Bde. Lpz. .

muthig und zart dargestellt ist. Die beiden andern Theile sind, was freilich der Stoff mit sich brachte, reicher an Thatsachen, welche lebendig und ergreifend dargestellt werden, auch sind die Personen mit plastischer Anschaulichkeit geschildert. „Bertha" hätte wohl bedeutend gewonnen, wenn der Dichter eine andere Form gewählt hätte, denn die kurzen vierzeiligen Strophen mögen wohl zu kleineren Dichtungen passen, aber bei einer längeren erscheinen sie doch sehr eintönig; haben ja sogar die achtzeiligen, in denen „Karl und Hildegard" abgefaßt ist, eine ähnliche Wirkung, und es würde dem Gedicht zum Vortheil gereicht haben, wenn die Strophe, was sie doch eigentlich ist, als Nibelungenstrophe behandelt worden wäre. Beide Dichtungen, deren Ton an Uhland erinnert, der sicherlich auch Vorbild war, berichten die Begebenheiten beinahe in chronologischer Ordnung, aber durch die Hervorhebung des Bedeutenden und das Zurückdrängen des Unbedeutenden hat das Ganze Licht und Farbe gewonnen. Und wenn man auch auf diese Dichtungen den Modeausdruck „spannend" nicht anwenden kann, so darf man doch behaupten, daß der Dichter das Interesse bis ans Ende nicht bloß zu bewahren, sondern auch zu steigern weiß, und daß der Abschluß durchaus befriedigend ist.— Pipin, Dieß ist in Kurzem der Inhalt der ersten Dichtung, den wir zum Verständniß des mitgetheilten Bruchstücks angeben, läßt um Bertha, die Tochter des Königs von Oesterreich, werben; die Abgesandten haben sich verschworen, die Tochter Eines von ihnen für jene auszugeben, und wollen sie ermorden. Einer widersetzt sich dem Verbrechen und sie wird in der Wildniß zurückgelassen, von wo sie zu einer Mühle gelangt, in der sie aufgenommen wird. Nach einiger Zeit kommt Pipin, der sich auf der Jagd verirrt hatte, dahin, verliebt sich in sie, die er für die Tochter des Müllers hält, und zeugt mit ihr einen Sohn, den er, als er zum kräftigen Knaben herangewachsen war, an den Hof beruft, und später zu seiner fernern ritterlichen Ausbildung an den Hof des Königs von Oesterreich schickt. Auf der Hinfahrt besuchte er seine Mutter, die den Vater ihres Sohnes für einen vornehmen Ritter hält, wie auch Karl keine Ahnung davon hat, daß seine Mutter eine Königstochter ist. Der König und die Königin von Oesterreich sind wegen Karls Aehnlichkeit mit ihrer Tochter und einer Nadel, welche dieser gehört hatte, überzeugt, daß er ihr Enkel ist; da er aber entschieden behauptet, daß seine Mutter die Tochter eines Müllers sei, entschließen sie sich, selbst in die Mühle zu reisen, wo sich Alles aufklärt. Als sie nun zu Pipin kommen, flüchtet die falsche Bertha und Karls Mutter wurde dann als Königin feierlich vermählt.

Aus „Bertha".

Der Morgen.

Nun öffnet sich des Tages Thor,
Und über der Berge Gipfel
Stieg rosig der frische Morgen empor,
Röthend der Tannen Wipfel.

Und Bertha in ihrer Kammer Raum
Schlug auf die Augen, die schönen.
Es weckte sie aus dem Morgentraum
Draußen im Hof ein Tönen.

Sie sprach ein kurzes Morgengebet;
Umspielt von rosigen Scheinen,
Sie kleidet schnell sich: „Es ist schon spät,
Ich muß hinab zu den Meinen!"

Es war von Leuten der Hof erfüllt,
Des Königes Ingesinde,
Die hohen Krüge zum Rand gefüllt,
Saß traulich unter der Linde.

Sie sprangen vom Sitz und beugten sich
Vor der Königstochter, der hehren,
Und im Garten die Ritter neigten sich,
Die hohe Herrin zu ehren.

Der König und die Königin dann
Kamen des Wegs geschritten,
Sie führten den jungen Rittersmann,
Den Enkel in ihrer Mitten.

„O meine Eltern, die ich verlor!"
Sie neigt auf das Knie sich nieder,
Sie blickte dann zum Himmel empor,
Ihr bebten nicht mehr die Glieder.

Es hob sie der Vater an seine Brust,
Sprachlos mit stillem Umfangen,
Die Mutter empfing sie mit Herzenslust,
Und küßt' ihr den Mund und die Wangen.

„Wir haben dich wieder, du süßes Herz,
Nach langem, langem Entbehren,
Von deiner Freude, deinem Schmerz,
Ließ keine Kunde sich hören.

O warst du glücklich auch immerdar?
Hat deine Seele gelitten?"
Sie sprach: „Ich bin ja glücklich! fürwahr!
Ich bin ja in eurer Mitten!"

Die Königin sprach: „Daß dein Gemal
Dich so verstoßen, wie kam es?
Wie kamest du, Kind, in dieses Thal?
Du hattest wohl viel des Grames?"

„O Mutter, forsche nur heute nicht,
Du sollst es morgen erfahren,
Die Kunde, die wohl das Herz dir bricht,
Von meines Leidens Jahren."

Dann hat sie zu ihrem Sohn sich gewandt
Mit mutterliebendem Blicke
Und ihn ergriffen bei seiner Hand:
„Jetzt hab ich doch dich zurücke!

Jetzt wirst du mir nicht so schnell entfliehn,
Jetzt wirst du länger verweilen!"
„Nein" sprach er, „wir müssen zu König Pipin,
Wir haben noch heute zu eilen!"

Er sprach es so froh und voller Lust,
Und hatte nimmer ein Ahnen,
Es sei das Wort durch der Mutter Brust
Ein Schwert und ein schmerzlich Mahnen.

r, was iſt, das dich erſchreckt?
l gen Aachen dich führen,
Pipin, daß aufgedeckt
that ſei nach Gebühren.

e Tochter des Königs hier,
ht die Magd in der Mühle!
ard bin ich! — So folge mir!
ein Leiden am Ziele!"

ı ich die Tochter des Königs hier,
ſein Enkel" — da brachen
ten ihr aus. — „So eilen wir„
Jener, „zum Vater nach Aachen!"

ach Frau Bertha mit ſchluchzendem Mund:
eibet es nicht verborgen,
s euch doch ſchon heute kund,
lt es verſchweigen bis morgen!

iſt nicht des Königs Pipin,
llet ihr Alles wiſſen —
ı Ritter ihn hier erziehn —
atte mich hingeriſſen."

ſt du, Tochter? armes Herz!
gt mir ſchreckliche Kunde!
h verſtehe deinen Schmerz,
nes Herzens Wunde!"

ı ſah ſie bedauernd an,
n herab auf die Wange
ne wohl dem greiſen Mann,
e ſchwiegen ſie lange.

r Karl: „Nein, nimmermehr,
ter, ſo iſts mit nichten!
uch darum nicht ſo ſehr,
ß euch anders berichten.

r Sohn des Königs Pipin!
i ich nimmer mir nehmen!
. ich weiß es ja ſelbſt durch ihn,
uchſt dich nimmer zu ſchämen!"

gs Pipin? — du biſt es nicht!
olle die Schmach mir wenden!"
rbarg ihr ſchönes Geſicht
hluchzend mit ihren Händen.

r! verläugneſt du deinen Sohn,
gneſt du meinen Vater!
: mein Vater auf dem Thron,
er Throne Berather!"

ha, die deckt ihr Angeſicht
mer mit ihren Händen;
aunten und wußten nicht,
eſes ſolle noch enden.

Müllers Tochter in ſchnellem Lauf,
r ihr guter Gedanke,
s Kammer ſprang ſie hinauf,
te aus Berthas Schranke

: Bildniß, und wie ſie es fand,
ſie ſchnell hinunter,
s Bildniß in Berthas Hand,
end freundlich und munter.

Und Jene rief: „O Sohn, mein Sohn!
Hier ſiehe des Vaters Bildniß!
Ein Ritter iſt es — nicht fern dem Thron —
Mein Troſt einſt in der Wildniß!"

„Nun ja!" rief Karl, „der König Pipin!
Was brauchen wir da zu ſtreiten,
Mein Vater iſt es, wohl kenn ich ihn,
Ich muß ihn wohl kennen von Weiten!"

Er gab es dem Köhler von Schlachtenbrand,
Der drehet es hin und wieder,
Und wie er den König Pipin erkannt,
Verſetzet er feſt und bieder:

„Ich ſag es auf meine Ritterehr,
Und ſetze dafür mein Leben,
Das iſt der König!" — „Was wollet ihr mehr!"
Sprach Karl, „nun wißt ihr es eben!"

Frau Bertha hatte der Worte Lauf
Gelauſcht mit bebenden Sinnen,
Ihr ſchönes Antlitz hellte ſich auf,
Sie ſollte Freude gewinnen.

Der König ſagte: „Des Himmels Hand
Hat hier gewaltet, gerichtet,
Und hat uns den Knaben Karl geſandt,
Der hat das Dunkel gelichtet."

Da trat in den Kreis der Eremit,
Der lange von Fern geblieben,
Es hatte ſein ſündenbeſchwert Gemüth
Ihn jetzt zu reden getrieben.

Er ſprach: „So iſt es! Des Himmels Huld
Hat ſichtbarlich hier geſchaltet,
Und hat gewendet der Sünde Schuld,
Und wunderbarlich gewaltet.

Der König Pipin iſt dein Gemal,
Und iſt der Vater des Sohnes;
Ein Engel führt' ihn in dieſes Thal,
Und der iſt der Erbe des Thrones.

Und daß er der Vater des Kindes iſt,
Das hat er mir ſelber gebeichtet,
Doch er weiß nicht, daß du ſein Eheweib biſt —
O, daß ihr nun ſchnell ihn erreichtet!"

Nun warf er Bertha zu Füßen ſich hin,
„O Königin, mir verzeihe!
Und kennſt du mich auch, wer ich bin?
Ich bin ein Kind der Reue!

Als dich verriethen im ſchwarzen Wald
Die Grafen, und wollten dich tödten,
Da jammerte mich deine junge Geſtalt,
Ich half dir in deinen Nöthen.

Erkennſt du, Königin, nun mich wohl,
Erkennſt du den Eremiten?
Der Eremit iſt der Graf Riol,
O wolle Vergebung ihm bieten!"

Sie ſprach: „Vergebung braucheſt du nicht,
Ich ſchulde dir ja mein Leben;
Ja, Vater, ſo iſt es, wie er ſpricht,
Mich tödten wollten ſie eben;

Und dieser Mann hier rettete mich;
Doch irrt' ich verlassen im Walde,
Und als ich betete brünstiglich,
Erschien der Müller mir balde.

Der Müller hielt mich mit seiner Magd
In dieses Thales Enge!
Doch hat mir mein hoffend Herz gesagt,
Daß Rettung noch zu mir dränge.

Da kam ein Ritter in dieses Thal,
Ach, dem mein Herz sich ergeben!
Und dieser Ritter war mein Gemal,
Doch Das erfuhr ich erst eben.

Ja Sohn, du bist des Königs Pipin,
In rechter Ehe geboren,
Und alle Thränen und Sorgen fliehn,
Und alles Leid ist verloren!

Und liebe Eltern, es nahet euch
Noch eure Tochter in Ehren" --
Der Karl rief: „Auf, und lasset uns gleich
Die Reise nach Aachen kehren!"

Eduard Duller.

Eduard Duller, geb. am 8. Nov. 1809 zu Wien, verlor seinen Vater, noch ehe er das Licht der Welt erblickte; der zweite Gatte seiner Mutter behandelte ihn jedoch mit großer Liebe und gab ihm eine sorgfältige Erziehung und freute sich seines sich schon früh entwickelnden poetischen Talents. Noch sehr jung bezog Duller die Universität seiner Vaterstadt, um sich zunächst philosophischen, später juristischen Studien zu widmen; aber die Neigung zur Poesie trat immer entschiedener hervor; und als ein Drama „Meister Pilgrim", das er in seinem 17. Jahre zur Aufführung brachte, mit Beifall aufgenommen wurde, entschloß er sich, ganz der Poesie und der literarischen Beschäftigung zu leben. Seine freie Gesinnung fand in Oesterreich unter dem Metternichischen Drucke keinen Boden, er verließ daher im J. 1830 sein Vaterland und wendete sich zuerst nach München, lebte dann eine Zeit lang in Trier, wo er mit Sallet ein inniges Freundschaftsbündniß schloß, und in Frankfurt, wo er 1834 den „Phönix" gründete, der zwar Beifall fand, aber doch schon 1838 eingehen mußte. Im Jahre 1836 wählte er Darmstadt zu seinem bleibenden Wohnsitz. Trotz seiner großen Thätigkeit gelang es ihm nicht, sich eine sorgenfreie Existenz zu schaffen. Der Deutsch-Katholicismus fand in ihm einen begeisterten Anhänger, aber seine warme Theilnahme an demselben, so wie an den politischen Bewegungen im J. 1848 u. 1849 hatte für ihn die Folge, daß er sich genöthigt sah, Darmstadt zu verlassen. Er ließ sich in Mainz nieder, wo er als Prediger der deutsch-katholischen Gemeinde wirkte, nachdem er in Heidelberg das theologische Examen bestanden hatte. Seine rastlose Thätigkeit zog ihm Nervenleiden und endlich eine längere Krankheit zu, der er nach schmerzlichen Leiden am 24. Juli 1853 erlag.

Duller hatte ohne Zweifel ein reiches poetisches Talent, aber da er dasselbe zunächst benutzte, um seine Lebensanschauung, seine Wünsche und Ideale darzustellen, die Poesie nur als Mittel zu seinen Lebenszwecken gebrauchte, konnte er sich nicht zu der Höhe entfalten, die er unter andern Verhältnissen erreicht haben würde. Aber bei alle dem sind seine Dichtungen nicht ohne poetischen Werth; ihr größter liegt aber in der tüchtigen Gesinnung, die sich in ihnen ausspricht. Zwei Ideen sind es vornehmlich, die den Mittelpunkt seiner Dichtungen bilden, Religion und Vaterland; aber wenn sie bei Klopstock ohne gegenseitige Verbindung neben einander auftreten, schmolzen sie bei Duller gleichsam zu einer einzigen, oder, um es vielleicht besser auszudrücken, jede derselben war durch die andere bedingt. So hatte seine Vaterlandsliebe, wenn nicht den größten, doch einen sehr bedeutenden Antheil an seinem Uebertritt zum Deutsch-Katholicismus; er wollte Deutschland von jedem fremden Einfluß befreit wissen. Mit Recht sagt er daher in der seinen „Gedichten" (Berlin 1845) vorgesetzten „Weihe":

„Mein Dichten ward, mein Sein zu eigen
Dem hohen einzgen Vaterland!"

Und wie die Vaterlandsliebe seine kirchliche Richtung bestimmte, so erhielt sein Patriotismus eine religiöse Färbung; es ist derselbe nicht bloß Ansicht und Gesinnung, er ist ein religiöser Cultus.

Als epischer Dichter (von seinen übrigen Leistungen ist an andern Stellen die Rede) trat Duller zuerst in dem Balladencyclus „Die Wittelsbacher" (München 1831) auf, in welchem er, Anastasius Grüns „Letzten Ritter" nachahmend, das Bayrische Herrschergeschlecht poetisch zu verherrlichen suchte. Doch hat er sein Vorbild lang nicht erreicht, weder in der poetischen Auffassung, noch in der dichterischen Sprache (er bediente sich der Nibelungenstrophe); das Ganze erscheint mehr als eine gereimte Geschichte, in der nur einzelne Stellen von poetischer Wirkung sind. In „Freund Hain. Grotesken und Phantasmagorien" (Stuttg. 1833) besingt er den Tod in einer Reihe von mannigfaltigen Bildern, unter denen einige sehr gelungen sind, z. B. „Die Waschfrau", „Der Schuldner" u. s. w. Dem Ganzen fehlt jedoch die künstlerische Einheit, und viele Bilder verirren sich allzusehr in das Mystisch-symbolische. Weitaus bedeutender ist „Der Fürst der Liebe. Dichtungen" (Lpz. 1842. 2. Aufl. Kassel 1854), der überhaupt seine gelungenste Leistung ist. Wenn er auch hier einen didaktischen Zweck verfolgt und sich darin seine Entrüstung gegen alles Schlechte und Verkehrte, gegen die Tyrannen, die bestochenen Richter, die Heuchler, gegen Trug und Herzlosigkeit in rhetorischer Fülle ausspricht, so hat er seinen Ideen poetische Gestaltung gegeben, indem er dieselben in einer Reihe von epischen Bildern darstellt. Nur sind dieselben oft allzu düster gehalten, z. B. in der „Hungersnoth" u. a. m. Das gelungenste ist ohne Zweifel „Das Kind", das wir unten mittheilen.

Gedichte“ bestehen zum größten Theil
den, deren Stoff er meist aus der
Sage und Geschichte entnahm. Es
elben der Einfluß Uhlands nicht zu
und er behandelt sogar Stoffe, die
n Uhlandischen verwandt sind: „Sän-
„Friedrich der Sieghafte von der
ssen Abschnitt „Das Mahl auf dem
r Schloß“ bekanntlich auch von G.
etisch behandelt wurde.

Das Kind.

gespracht
Königs Schloß um Mitternacht;
ind von Würz und Spezerein
umme Sclaven streun
Weihrauch in die goldnen Becken.
hinschwebt in leichtem Tanz
Mänade, Wollust ganz,
nattend dann auf seidne Decken.

Gelocke fließt
gen Wellen und umschließt
n Leib; aus feuchten Wimpern fliegt
r glühnd ins Herz sich schmiegt
und durchrieselt seine Glieder.
webt. Ein Atlasvorhang rauscht;
ehet sie dahinter, lauscht,
Schultern sinkt die Hülle nieder.

irm verhallt;
schläfernd noch ein Brautlied schallt.
Dämmer webt um ihn und sie,
Kuß wird Melodie.
rt endlich ein, betäubt, befangen
auber, liegt an ihrer Brust wie todt,
igt der mächtige Despot,
ch wach vor fieberndem Verlangen.

bang, als hielt
le ein kaltes, ehrnes Bild;
kt ihr des Fürsten schwellend Bett,
arges rauhes Brett;
s Rauchwerks liegt ihr auf dem Herzen,
ihten Harzes edler Duft
amt in lang verschloßner Gruft,
uch von Katafalkes-Kerzen.

r todesschwer,
in Säuseln hörbar rings umher,
r Graun ihn, daß ihn Schmerz erweckt.
— Horch! Emporgeschreckt
etzt auf und läßt den Schläfer fahren.
rt durch die Nacht? So deutlich klang
s ob ein Kind in Schmerzen rang;
Frost, deckt sich mit ihren langen Haaren.

Kindes Mund,
als schölls herauf aus tiefem Grund.
, ruft sie; — „ein Mord, nah am Gemach!“
halb im Schlaf, halb wach,
t bleich: „Auf, faßt den Mörder, Schergen!“
ihm: „Hörst wimmern dus?“ — „Ich
hörs“ —
s schon zu spät! Errett es! Schwörs!
. . . nächste Nähe muß es bergen.“

Zurück rauscht die Gardin,
Sie nimmt die Lampe, Beide eilen hin
Durch Säl und Prunkgelasse, Eins umfaßt
Das Andre bang, — sofort in Hast.
Hier wars! — — Nein dort! . . . Allüberall das Wimmern!
Sternlos die Nacht. Sie schleichen bebend fort; —
Nichts hörbar als der Wächter Losungswort,
Nichts sichtbar als der Partisanen Schimmern.

Schneebleich ins Schlafgemach
Zurücke kommen sie, und Graun folgt nach,
Und haucht sie an, zupft sie am Nachtgewand.
Los reißt sich aus der Nymphe Hand
Der Fürst, verhüllt die Augen sich, die Stirne.
Ists Graun? Ists Scham? Sie faßt ihn schmeichelnd an.
„Hinweg die Hand!“ ruft er, „Blut klebt daran,
Und Fluch und Abscheu! Fort von mir, du Dirne!“

Und vor die Schwelle stößt
Er sie, die heiße Lieb ihm eingeflößt;
Wild tobt Gewissen durch die nächtge Ruh.
An seine Kissen tritt herzu
Ein bleiches Kind mit einer Wund im Herzen —
Ein luftges Bild . . . . Er stürmt entsetzt hinaus,
Er weckt die Diener all in seinem Haus:
„Licht! Licht! Anzündet Lampen, Fackeln, Kerzen!“

Und als der Morgen graut,
Läßt ers verkünden durch den Herold laut:
„Ein Mord geschah in meinem Schloß heut Nacht,
Ein Kind ward meuchlings umgebracht.
Wer mir den Thäter bringt, dem will ich fürstlich lohnen!“
Da schaart das Volk sich, bangend ob dem Wort,
Als träfe All ein einzger neuer Mord,
Wenn Frevel sich nicht scheut, im Fürstenschloß zu wohnen.

Doch wie der Fürst auch schreckt,
Verheißt, — der Thäter bleibet unentdeckt.
Die Kunde flieget durch des Reiches Gaun
Und träuft in alle Herzen Graun; —
Da hört ein alter Mann, ein unbekannter,
Jenseit des Grenzsteins sie, und eilt herbei
Zur Hauptstadt; wer ihn siehet, senkt voll Scheu
Das Haupt; denn jener Greis ist ein Verbannter.

Der Alte aber tritt
Zum finstern König hin mit festem Schritt.
„Ich kann dirs sagen, Fürst,“ so hebt er an,
„Wer diesen Frevel hat gethan;
Du wirst mich tödten, wenn du es erfahren.
Weil ich die Wahrheit sprach, ward ich verbannt;
Mit Wahrheit kehr ich heim ins Vaterland,
Und Wahrheit will ich sterbend offenbaren.

Als ward der Grund gelegt
Zu diesem Schloß, das Tyrannei jetzt hegt,
Da hielt kein Stein, kein Mörtel band: bei Nacht
Zerfiel, was man bei Tag emporgebracht.
Da gab ein böser Mann den Rath, den argen:
Wohl hält der Bau, wenn in den Grund ihr senkt
Ein reines Kind, das noch den Himmel denkt;
Das sollt im Grund lebendig ihr einsargen!

Und wie er rieth, geschahs
Und ohne Scheu und Scham und Mitleid sahs
Dein Ahn, o Fürst, wie man das Kindlein hub
Hinab, und in den Grund begrub,
Auf welchem wuchsen Mauern, Thürme, Zinnen.
Nun steht das Schloß, gefeit; kein Feind nimmts ein;
Das Kindlein aber lebt noch unterm Stein.
Denn Gottes Engel sind mit ihm darinnen.

Und ob dein Schloß auch gleißt
Mit goldnem Dach und unbezwinglich heißt, —
Das Kindlein lebt, Du hasts gehört bei Nacht,
Wie es in seinen Schmerzen wacht!
Es wächst so lang, als Tyrannei hier oben;
Doch Tyrannei, so trotzig sie auch steht,
Ein Odem Gottes ists, der sie zerweht.
Und über Nacht ist sie in Asch zerstoben.

Das Kind, o Fürst, das lebt
Im Grabe, wisse, daß es einst begräbt
All Deine Macht und deine Herrlichkeit,
Weil Gott, sein Vater, es betreut;
Wann es im Wachsthum hoch geschossen,
Wird es mit seinem heilgen Scheitel dann
Durchbrechen deine Dielen, o Tyrann,
Das Gotteskind, und deinen Trotz durchstoßen!

Fragst du, wie heißt das Kind? —
Antwort giebt dir der nächste Frühlingswind,
Der Dich nicht fragt, ob Du ihn auch gebannt,
Ruft: Freiheit ist das Kind genannt,
Das Gotteskind, das schnöde Fäuste haben
Hinabgesenkt, lebendig wie für todt,
Auf dessen Haupt Du wandelst jetzt, Despot!
Doch Freiheit ist nicht todt, wenn auch begraben!"

Den Fürsten fasset Graus,
Er bebt, und mit ihm bebt und wankt sein Haus;
Es neiget sich der Zinnen goldne Pracht,
Es dröhnt der Pforten Erz; es kracht
Des Estrichs glatter, schöngefügter Spiegel,
In Staub stürzt jeder Säule goldner Knauf.
Horch! Ein Triumphlied schallt vom Grund herauf!
Geborsten ist der Grund; es schmolz das Siegel.

Julius Mosen.

Wenn wir von Mosens lyrischen und lyrisch-epischen Dichtungen gesagt haben, daß sie im Ganzen unklar seien, so müssen wir dieses Urtheil auch in Bezug auf seine größern epischen Dichtungen wiederholen, die übrigens schon deshalb merkwürdig sind, weil sie gleichsam in prophetischem Geist des Dichters eigenes Schicksal ahnen lassen, da er in dem ersten einen Menschen darstellt, der nicht sterben will und in dem zweiten einen, der nicht sterben kann.

„Das Lied vom Ritter Wahn. Eine uralt-italische Sage in 24 Abenteuern" (Lpz. 1831) ist, wie schon der Titel besagt, einem älteren italienischen Volksepos*) entnommen, welches der Dichter freilich mit der größten Selbstständigkeit bearbeitet hat, indem er nur die äußeren Begebenheiten beibehielt, diese aber mit deutschem Sinn und deutscher Tiefe entwickelte, wie er denn vermuthete, daß die Sage ursprünglich deutsch gewesen und von den Germanen in das südliche Italien gebracht worden sei, was sich übrigens mit Bestimmtheit nicht nachweisen läßt, da die einzelnen Züge der Sage, die sich in andern deutschen Märchen wiederfinden, so allgemeiner Natur sind, daß sie auch bei andern Völkern vorkommen. Ein reicher und tapferer Ritter in Griechenland — dieß ist im Kurzen der Inhalt der Dichtung — zieht aus, um den zu suchen, der ihn vor dem Tode bewahren kann; diesem will er ewig dienen. Er bekämpft die wildesten Thiere und die mächtigsten Riesen. Nichts kann vor seiner Kraft bestehen. Drei wunderbare Alte, denen er begegnet, Ird**), Raum und Zeit, versprechen ihm Jahrhunderte langes Leben, wenn er bei ihnen bleiben will, allein am Ende müsse er doch mit ihnen sterben. Auf seiner andern Wanderung gelangt er in einer Wüste zur Fee Morgana, die sich als die trojanische Helena zu erkennen giebt; denn sie lebt noch und wird noch so lange leben, bis sie mit ihm im Tode sich vereinigt. Auf ihren Rath setzt er seine Wanderung fort. Er gelangt an das Thor des Himmels, wo er mit dem Tode ringt und diesen nach hartnäckigem Kampf überwindet. Nun tritt er in den Himmel, wo ihm der Sohn Gottes das ewige Leben verspricht. So lebt er lange selig unter den Seligen, bis er endlich von Heimweh nach der Erde ergriffen wird. Es wird ihm ein Pferd gegeben, mit der Warnung, nie von demselben herabzusteigen, widrigenfalls er dem Tode verfallen würde. Auf der Erde findet er Alles verändert, die drei Alten sind todt, der alte Gottesdienst ist verschwunden, der Herr, den er im Himmel kennen gelernt, wird jetzt auch in Griechenland angebetet; es ist mehr als ein Jahrtausend vergangen, seitdem er seine Wanderung angetreten. Der Tod stellt ihm nach und sucht ihn zu veranlassen, von seinem Pferd abzusteigen; er entgeht aber immer den ihm gelegten Fallstricken, bis ihm einmal ein Wagen begegnet, auf dem sich Helena befindet. Von seiner Leidenschaft bethört, springt er in den Wagen, wo ihn der Tod erfaßt, der den Wagen als Fuhrmann begleitete.

Die Ausführung zeugt von großem poetischen Talent; die Begebenheiten sind vortrefflich erzählt, die Charaktere sind von großer Wahrheit und Anschaulichkeit, die Schilderungen sind von seltener Schönheit; alles Einzelne ist erschöpfend und doch ohne die geringste Breite dargestellt; die Sprache ist einfach, aber von großer Kraft und, wo der Inhalt es verlangte, auch von seltener Anmuth. Die Darstellung ist immer edel, nirgends findet sich Uebertriebenes oder Gesuchtes, nirgends begegnet man blendenden bildlichen Ausdrücken, die den Gedanken eher verbergen als darlegen. Aber bei allen diesen Vorzügen macht das Ganze keine erfreuliche Wirkung, weil es offenbar eine bestimmte Idee zur Anschauung bringen wollte, die aber nicht mit Sicherheit zur Erscheinung gelangt, wie dieselbe denn auch beinahe von Jedem, der die Dichtung besprach, in anderer Weise aufgefaßt wurde. Zwar sagt der Dichter in den Anmerkungen zum „Ahasver", daß er im „Liede vom Ritter Wahn" gesucht habe, „die zur Vereinigung mit Gott in der Unsterblichkeit ringende Seele zur poetischen Anschauung zu bringen", aber wenn man auf die Entwickelung des Ge-

*) Istoria di Senso che cerca di non morir mai.

*) Was der Dichter unter diesem Ird versteht, können wir nicht erklären. Manche Literarhistoriker sehen in ihm den Tod, was aber nicht sein kann, da Ird ja stirbt und der Tod später wieder erscheint.

ſieht, überzeugt man ſich leicht, daß
t ihm nicht gelungen iſt.
ſteht der „Ritter Wahn“, als Kunſt-
ıtet, noch höher als der „Ahasver.
htung“ (Dresden 1838). Ahasver
nder, Ruben und Lea, die nach dem
Gattin ſein ganzes Glück ausmachen.
heit zieht das lüſterne Auge eines
ɜ der Familie der Cäſaren auf ſich;
oll ſie ihm abtreten. In der Ver-
oendet er ſich an Chriſtus, deſſen
:en den allgemeinſten Glauben an
erweckt hat, dieſer aber entläßt ihn
oſtloſen Antwort, daß Jeruſalem
müſſe. Ahasver tödtet ſeine Kinder,
der Schmach Preis geben zu müſſen.
f wird Chriſtus zum Tode geführt;
: der Laſt des Kreuzes bei Ahasvers
rſinkt, und er dieſen bittet, an ſeiner
ıſten zu dürfen, ſtößt er ihn mit
n zurück, worauf ihm Chriſtus zu-
uch er von nun an keine Ruhe mehr
de. Im Tempel, wohin Ahasver
en über dieſen Fluch flüchtet, erfährt
ı Munde des Engels Michael, daß
Ruhe gelangen könne, wenn er es
rmöge, reuig an Gottes Vaterbruſt

Drei Friſten ſeien ihm dafür ge-
i Mal würden ihm ſeine Kinder
:n werden, wenn er aber die dritte
lich vorübergehen laſſe, müſſe er bis
richte auf der Erde wandern. Ahasver
ieder, und wiederum ſind ſeine zwei
dem Tode ſeiner Gattin ſein höchſtes
war zur Zeit des Kaiſers Titus.
agerung Jeruſalems nimmt er Theil
:, aber als aller Widerſtand vergeb-
l er dem Feinde und den Chriſten
ng nicht verdanken, er ſtößt ſeine
die Flammen des brennenden Tem-
ob er ſich gleich auch in dieſelben
:n ſie ihn unverſehrt. Der dritte
ırt in die Zeiten Julians des Ab-
Ahasver, der wieder zwei Kinder
:e, erhält von dem Kaiſer den Be-
alem und den Tempel wieder auf-
ber Gott verwirrt die Bauleute, ſo
hts zu Stande bringen; die Heiden-
kündigen, daß der Bau nur dann
nne, wenn man zwei Kinder ver-
Geſchlechts opfere. Ahasver als der
l das Opfer vollziehen. Da er-
ne Kinder, die er in der Wüſte zu-
hatte, und die voll Sehnſucht nach
hm nachgezogen waren. Verzweifelnd
ver hin, Chriſtus aber entzieht die
ı Opfertode. Und darauf zerreißt
ɜ zum Grunde, eine mächtige Feuer-
t empor und vernichtet den ganzen
ɜver aber beginnt wieder ſeine Wan-
von Haß gegen Chriſtus erfüllt, der
:inder geſtohlen. Jahrhunderte ver-
ammed verkündet eine neue Religion.
ziehen gegen die Römer, die ſich
ım Chriſtenthum bekehrt hatten; als
m beſtürmen, ſchließt ſich Ahasver
it dem Schwur, keinen Chriſten bei
ıb zu verſchonen. Die Stadt wird
: Chriſten ſind niedergehauen, nur
knieen bei dem heiligen Grabe, es

ſind Ahasvers Kinder, die ein Engel hinge-
bracht hatte. Ahasver erkennt ſie; noch im
Glück der Umarmung begriffen, erinnert man
ihn an ſeinen Schwur; er trotzt den Arabern,
da fallen ſeine Kinder, von ihren Pfeilen ge-
troffen, die an ſeiner Bruſt wie Glas zerſplittern.
Aus langer Ohnmacht erwachend, ruft er ver-
zweifelnd aus, daß er von nun an gegen Gott
kämpfen wolle, bis er die Menſchheit von ihm
errettet habe, bis Gott den Menſchen die brüder-
liche Hand reiche oder ſie vernichte. Da erſcheint
ihm Chriſtus. Ich bin nicht herabgekommen,
ſagt er, Frieden zu bringen, ſondern das
Schwert:

„Du haſt zuerſt die Fehde angenommen,
In ihr zerbrochen alle irdſchen Schranken,
Mir gegenüber haſt du dich geſtellt,
Wie ein Gedanke wider den Gedanken.
So ringe weiter! weiter! Zwiſchen Beiden
Wird einſt, wo ſich vollendet hat der Kreis,
Das allerletzte Weltgericht entſcheiden.“

Im „Ahasver“ ſtellt ſich, wie der Dichter
es ſelbſt ausdrückt, „die im irdiſchen Daſein be-
fangene Menſchennatur, gleichſam der in einem
Einzelweſen verleiblichte Geiſt der Weltgeſchichte,
erſt in unbewußtem Trotze, dann endlich mit
deutlichem Bewußtſein dem Gott des Chriſten-
thums ſchroff gegenüber“; es iſt ſomit das Ge-
dicht in der That eine Erneuerung der altgrie-
chiſchen Mythe des Prometheus mit Beziehung
auf die modernen Lebensverhältniſſe. So viel
Großartiges die Dichtung auch darbietet, ſo iſt
der Geſammteindruck derſelben doch nicht er-
freulich. Schon die Expoſition iſt nicht glücklich.
Allerdings mußte motiviert werden, weshalb
Ahasver Chriſtum haßte und ihn von ſeinem
Hauſe ſtieß; allein das vom Dichter gebrauchte
Motiv, daß Chriſtus Ahasvers Kinder nicht
retten wollte, iſt nicht gut, weil einerſeits der
rein menſchliche Schmerz des Vaters über den
Verluſt ſeiner Kinder ihn, wenn auch nicht
rechtfertigte, doch gewiß entſchuldigte, und an-
dererſeits Chriſtus durch ſeine Weigerung als
lieblos erſcheint, um ſo mehr als der Grund,
den er anführt, daß Gott Judäa verderben
wolle, ſehr unglücklich gewählt iſt, da er den-
ſelben eben ſo gut bei allen denen hätte vor-
ſchützen können, die er bis zum letzten Augen-
blicke geheilt hatte, Ahasver aber ſein Volk und
Land keineswegs im höhern Grad repräſentierte,
als jeder Andere, der bei Chriſtus Heilung und
Troſt gefunden hatte. Auch die Darſtellung
bietet manche Schwächen dar; ſo iſt die Ueber-
häufung der Bilder und Gleichniſſe, deren er
öfters zwei und mehr an einander reiht, zu
tadeln, da hierdurch die Wirkung der einzelnen
geſchwächt und ſogar aufgehoben wird.

Beide Dichtungen ſind in unvollkommenen
Terzinen abgefaßt, in denen die mittlere Zeile
ſtets reimlos bleibt; was nothwendig eine un-
angenehme und ſelbſt ſtörende Wirkung hervor-
bringen muß, da man ſtets den fehlenden Reim
erwartet. In größeren Strophengebilden mögen
reimloſe Verſe oft recht zweckmäßig ſein, in
kleineren könnten ſie höchſtens dann eintreten,
wenn dadurch eine komiſche Wirkung erzielt
werden ſollte.

Aus „Ritter Wahn".

Fünftes Abenteuer.

Fee Morgana.

Ob Regenströme gleich vom Himmel floſſen,
Ob aus der dunkeln Wetterwolke gleich
Zu ſeiner Seite Blitze niederſchoſſen:

So konnte doch den Ritter nichts bewegen
Von ſeiner Fahrt nach Oſten abzuſtehn;
Fort giengs durch Hagelſchauer, Sturm und Regen!

Und mochte brauſend auch ein Strom ihm mitten
Durch ſeinen Weg mit tauſend Wogen ziehn,
Mit ſeiner Schwimmkraft ward er doch durchſchnitten.

In Angſt und Noth, mit Kämpfen und mit Ringen
Währt ſieben Jahre ſchon die harte Fahrt;
Doch Nichts vermochte ſeinen Sinn zu zwingen.

Schon lang vergeblich war es, nachzufragen
Nach jenem Helden, der des Todes Arm
Beſiegen könnte, brechen und zerſchlagen.

Denn, zog er noch ſo müde durch die Wüſte,
Doch fand er nirgendwo ein gaſtlich Dach,
Noch einen Menſchen, der ihn freundlich grüßte.

So irrt in unwirthbaren, wüſten Oeden
Erſchöpfet Ritter Wahn; der Sonne Gluth,
Des Sandes Brennen ſcheint ihn faſt zu tödten.

Schon auch beginnt das Roß ihm zu ermatten;
Und dennoch rieſelt nirgendwo ein Born,
Und nirgends beut ein Baum ihm kühlen Schatten.

Vom Sonnenglanze wird ſein Aug geblendet,
Es brennt die Gegend rings in rothem Schein,
Von einem Glutmeer, Dämpfen gleich, entſendet.

Halb hat der Ritter ſchon ſich aufgegeben;
Denn unbezwingbar ſcheinet ihm die Noth
Und kaum zu retten noch das arme Leben,

Da ſelbſt das Roß wegmüde hingeſunken,
Und er bewußtlos iſt herabgeſtürzt,
Häuptlings, der Mähn entgleitend, matt und trunken.

Ach! was iſt Noth, wenn man auf Rettung ſinnen,
Was Angſt, die auszuſprechen man vermag,
Der man mit Kraft noch irgend kann entrinnen?

Ja, was iſt Tod im Arm ſogar der Lieben
Noch gegen ſolch unheilbar ſchwere Pein,
Wo der Verzweiflung ſelbſt nicht Raum geblieben?

Doch ward auch dies Mal wahr das Wort erfunden,
Daß uns die Rettung ſtets am Nächſten iſt,
Wenn uns am Engſten hält die Noth umwunden.

Denn mitten noch in trübem Sinnesbrüten
Gemahnts ihn plötzlich, als erbrauſt es laut,
Gleich Büſchen, Stromflut, Blumen, Baum und Blüthen.

Dann hört ſein Ohr viel tauſend Stimmen ſingen,
Und vieler Vöglein wunderlieben Schall,
Die ganze Luft durchhallend, luſtig klingen.

Er ſieht empor, kann kaum dem Auge trauen:
Welch hohe Pracht, welch wunderſchönes Land
Sich aufgethan dem nimmerſatten Schauen!

Vielgrüner, hoher Palmenwald ſchwankt dorten,
Viel Blumen ſteigen himmelhoch empor,
Erblühen blau und röthlich aller Orten;

Springquellen hochaufrauſchend luſtig ſtiegen
Kryſtallnen Säulen gleich ſo funkelhell,
Als könnte niemals ihre Flut verſiegen.

Viel grüne Schmetterlinge leuchtend zogen.
In Blüthen hieng manch goldnes Vögelein
Und ſog und webt' in ſchwanker Wipfel Bogen.

Ei, was da rings für ſüße Früchte hiengen
So groß und ſchwer in rothen Goldes Schein,
Indem rings durch die Lüfte Düfte drangen!

Und mitten aus der Bäume grünen Fächern
Ragt hoch in Goldlicht prangend hehr ein Schloß
Mit Säulen, Treppen und mit Silberdächern.

O, Paradies! glückſelig, wer dich funden!
O, Paradies! glückſelig, wer dich ſah!
Wer müßte dort nicht aller Pein geſunden!

Auf ſteht der Ritter, faſſet bei den Zügeln
Das treue Roß; wie giengs hinüber ſchnell
Zu dieſes Eilands Blumenhügeln!

Welch üppge Fluren, dufterfüllte Matten!
Welch ſchönes Wechſelſpiel im Farbenſchein!
Und ſaftig Grün, erquicklich tiefe Schatten!

Wie dieß ſo wonniglich den Ritter grüßet,
Da ſchwindet leicht ihm alle Müdigkeit,
Indeß vor lauter Luſt die Bruſt zerfließet.

Er läßt das Roß auf wunderfettem Raſen
Ergehen ſich und zügellos
Und in den blätterreichen Stauden graſen,

Steigt nun zum Schloß hinan. Das Thor ſteht offen.
Schnell tritt er ein. O Wunder, das er ſah!
Wie ſteht von all dem Schimmer er betroffen!

Im allerreinſten Ebenmaße ſchlingen
Sich um den weiten, glanzerfüllten Hof
Zwei weite Gäng umher in halben Ringen.

Statt Säulen ſtehn jungfräuliche Geſtalten,
In Marmor ausgehauen, ſchlank und fein,
Die das Gebälk mit zarten Händen halten.

Der Boden, ausgelegt mit Edelſteinen,
Ergötzt das Auge mit manch ſchönem Bild,
Wie ſanft verſchmolzen ſich die Farben einen.

Smaragde formen grüngerankten Eppich,
Karfunkel ſind als Roſen eingeſtreut
Und bilden kunſtreich buntgeſtickten Teppich.

Hei! wie Das ſternenähnlich funkelt, pranget!
Da giebt es, was des Ritters Auge labt,
Was nur der allerkühnſte Wunſch verlanget.

Daß er gekommen in ein Schloß, wo Feen
Gebieten, merkt er wohl, und wagt es kaum
Bis zur lazurnen Treppe hinzugehen.

K. E. Helbig

Geschichte

der

deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

von

Heinrich Kurz.

Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt.

Vierter Band.

Von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit.

Neunte Lieferung.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1869.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1913 L

Er rufet laut, er ſtößt ins Hifthorn ſchnelle;
mand erſcheinet, noch erwidert ihm.
ruft noch Einmal: Niemand kommt zur Stelle.

Er ſteigt hinauf: viel tauſend Lampen ſchimmern,
gleich es Tag iſt, längs der Treppe hin.
i angeſtralt die bunten Pfeiler flimmern.

Und an den Wänden hangen prachtvoll Schilder;
Erz gegoſſen ſtehn in Blenden hier
l edler Herrſcher rieſenhafte Bilder.

Von einem neuen Thor zieht er die Riegel,
tt ein und ſtaunend ſchauet er herum;
m Deck und Wände ſind ein einzger Spiegel.

Da ſtürzt er taumelnd fort aus ſolchem Schimmer,
dem Geſtaltenmeer des Spiegeltrugs,
h einem andern hochgewölbten Zimmer.

Wie viel, wie lange müßt ich euch berichten,
lt ich erzählen von der Lieblichkeit
hier gemalten heiligen Geſchichten!

Bald wähnt man in des Meeres tiefſte Gründe
ſchauen, bald ins fernſte Sternenhaus,
d in der Erde gluterfüllte Schlünde.

Doch mag der Ritter nicht dabei verweilen;
ht hält ihn Götter- oder Heldenmär
von dem Vorſatz, weiter vorzueilen;

Denn endlich hofft er doch, den Herrn zu finden;
ſolch ein prachtvoll Wunderwerk gebaut,
iß auch erſehnte Mär gewiß zu künden.

Noch Eine Pforte thut ſich auf. Verſchieden
r andern Zimmern war dieß Zimmer ſchier,
) doch war nie ein ſchönres wohl hinieden.

Mit himmelblauen, goldgeſtickten, langen
ſtartgen Schleiern war der Boden gar
ecket und die Wände rings behangen.

Draus lachten glühe, friſch gepflückte Roſen;
ndharfen hört man aus den Wänden ſanft
langen, ſchmelzenden Accorden toſen,

Nach denen Mägdelein mit nackten, weißen
) zarten Füßlein tanzten leicht und ſchön
:ſchlungnen Arms in vielverſchlungnen Kreiſen.

Doch konnte nichts den Ritter Wahn beſtricken;
in mächtig zog zur Königin der Schaar
n Aug ein hochbezaubertes Entzücken.

Die ſaß auf einem lichten Blumenthrone,
) Tulpen und aus Lilien aufgebaut,
) heller Mandelblüth und rothem Mohne.

Und ob auch Schleier um ſie loſe floſſen,
ht bargen ſie die Reize der Geſtalt,
ebenmäßig leicht hin ſchien gegoſſen.

Als Zeichen ihres feenhaften Waltens
rt Miſtelzweig, und einen Spiegel ſie
Herrſcherin vielfältigen Geſtaltens.

Und vor ihr ſteht des heilgen Grales Schale,
) dem hervor ein wunderſeltſam Licht
h blendend bricht in magiſch hellem Strale.

Der Ritter neiget ſich zu ſanften Grüßen,
Dann, ſcheu Verzeihung flehend, tritt er vor
Und wirft ſich ehrfurchtsvoll zu ihren Füßen.

„Verzeih dem Wagniß", ſpricht er, „Aphrodite,
Wenn ich mich ſtelle deinem Angeſicht
Und nur Gebete ſtatt der Opfer biete."

Die Fee verſetzt: „Laß ab von deinem Wahne!
Helene bin ich, ob Frau Venus mich
Auch nennt der Völker Lied und Fee Morgane.

Vorausgeſehen hab ich längſt dein Kommen,
Und lange hab ich deiner ſchon geharrt;
Drum ſei zuvörderſt, Ritter, mir willkommen!"

Alsbald nun läßt ſie ihm die Schale reichen,
Willkommner Ankunft ſüßen Labetrunk,
Der heilge Gral wars mit ſymbolſchen Zeichen.

Wie wird dem Ritter, als er trinkt, zu Muthe!
Ein Feuerſtrom durchglühet ſeine Bruſt
Und miſcht ſich wonneheiß mit ſeinem Blute.

„Helene, ſagſt du? Wahrlich, ja, Helene!
O lekte ſie, „ſprach Wahn," fürwahr, du wäreſt
Sie ſelbſt, zu der ich mich in Träumen ſehne."

„Und lebte ſie nicht mehr?" beginnt zu fragen
Die ſchöne Fee, indem den Schleier ſie
Vom holden Antlitz hat zurückgeſchlagen.

Der Ritter meint, in Wonne zu vergehen
Vor dieſem Huldblick, ſtarrt ſie an und ſtaunt,
Wie angezaubert, kann ſich ſatt nicht ſehen.

Sein Auge wurzelt feſt in ihrem ſüßen,
Holdſelgen Antlitz, das die Locken braun,
Wie Abenddämmrung ſchleierhaft umfließen,

Des Schwanennackens Schnee, der Schultern Prangen,
Des vollen Buſens ſanft gewölbte Pracht,
Das ſüße Roth der zartgeformten Wangen,

Das alles iſt ſo leicht, ſo ſchön verwoben,
Als hätt aus Meeres Schaum ſich eben erſt
Die Minnegöttin ſelbſt emporgehoben!

Der Ritter ſchwelgt mit heiß erglühten Sinnen,
Berauſcht vom Anſchaun ſolcher Himmelshuld:
Ach wer auch könnte ſoviel Reiz nicht minnen?

„O, heilger Glut allſelge Herzdurchzückung!
Helene! ja, du biſt Helene ſelbſt,"
Ruft Wahn; „o überſchwängliche Beglückung!

Helene, Freundin, künde mir: berichten
Von deinem Tod die Mären lügenhaft?
Doch Thor, was frag ich? Wer mag dich vernichten?"

„Siehſt du die Miſtel hier in meinen Händen?"
Entgegnete die Fee; „die wahrt mich jung,
Bis ich mit dir vereinigt kann vollenden."

An ihre Bruſt, an ihren Hals geſunken
War Ritter Wahn; ſie barg das zarte Haupt;
Wer hätt an dieſem Mund ſich ſatt getrunken!

„Noch aber iſt die Stunde nicht gekommen.
Nach Oſten geht, Geliebter, nun dein Weg!" —
Sprach ſüß ihr Mund, das Herz ſchien ihr beklommen. —

Doch müssen einst wir uns noch wiedersehen,
Um dann vereinet in das Todtenreich
Zu stillem Traume still hinabzugehen."

Sie beut noch Einmal ihm die weichen Wangen;
Schwingt dann die Mistel und — o Wundermär! —
Schnell war die Fee sammt Feenschloß vergangen.

Wie oft ein Wolkenbild vor uns entstehet,
Das uns entzückt, das aber, kaum geschaut,
Schon wieder dann in blaue Luft zergehet:

So war die Jungfrau mit des Schlosses Hallen
In aller Herrlichkeit und aller Pracht
Zergangen, gleich des leichten Rauches Wallen.

Betäubt auf einer grünenden Oase
Stand träumend Ritter Wahn, sein treues Roß
Gelagert neben ihm in hohem Grase;

Und dennoch lags, wie Wüst', ihm vor den Blicken.
Er fühlt sich an das Herz, an seine Stirn
Und weiß sich nicht in solchen Traum zu schicken.

Er fühlt den Trunk noch, den er kaum genossen,
Die sonderbare Glut, die ihm durchs Herz
In alle Fibern kräftig ist geflossen.

Sein Aug ist hell, wie nimmer es gewesen;
Durchsichtig liegt vor ihm der Erde Kern.
Darinnen schaut er allerseltsam Wesen,

Wie Gnomen unten in den tiefen Grüften
Die Adern der Metalle schließen auf,
Mit großen Hämmern schmieden in den Klüften;

Wie weiter oben kocht auf manchem Herde
Der Erdenmännlein Schaar der Wurzeln Saft,
Und weiße Keime pflanzet in die Erde;

Wie unten sich ergießt durch finstre Spalten
Ein brausend Meer mit einem grausen Heer
Viel schauerlicher, häßlicher Gestalten.

Draus ranken aufwärts Bäume von Korallen,
Und er vernimmt, wie hehren Orgelton,
Der Kräfte Walten, wie ein Donnerhallen.

Ja! selbst verständlich war ihm, was in Lüften
Die leicht beschwingten Vögel sangen fern,
Indeß sie lustig durch die Wolken schifften.

Doch mitten durch dies Treiben und dies Klingen
Hört er die Fee: „Nach Osten immer vor
Mußt du, o Held, o mein Geliebter, dringen!"

Da schwang sich auf das Roß der flinke Reiter;
Nach Osten hin, dem Sonnenaufgang zu
Gieng fort und fort die Fahrt und immer weiter.

Doch ob er weiter ward und weit getragen,
Des süßen Minnebildes kann er nicht,
Nicht seines Liebedurstes sich entschlagen.

„So lebst auch du, so lang ich leben werde,"
Sprach er, „Helene, heißgeliebte Braut!
Und lebst mit mir auf dieser schönen Erde?

Wohlauf! so muß ich jene Burg noch finden,
Wo Einer thront, der mit der kräftgen Hand
Den Tod bezwingen kann und ewig binden."

Ludwig August Fran

Wenn die Vorwürfe, die man d
Schriftstellern der neuern Zeit mach
vielleicht gerechtfertigt sind, Vorw
Wolfgang Menzel den herbsten un
sehr tadelnswerthen Ausdruck gegebe
er behauptet, daß sie den guten G
dorben und einen Gifthauch von
und Entsittlichung um sich verbreite
können sie den Dichter nicht treffe
jetzt zu besprechen haben, da sich
höchste Kraft religiöser Ueberzeugu
sittlichen Anschauungen verbindet
Werke von dem edelsten Geschmack

Ludwig August Frankl, geb
in Böhmen am 3. Februar 1810,
erste Erziehung im elterlichen Hause
Volksschule des Ortes, wobei dar
wurde, daß er mit der deutschen
böhmische Sprache erlernte. Da ihn
einer wissenschaftlichen Laufbahn
ließen sie ihm bei einem katholischen
Unterricht im Lateinischen ertheilen
türe der deutschen Dichter weckte in
früh den Sinn für Poesie. Im
trat er in das Piaristengymnasium i
Neustadt. Durch den im Jahre 18
Tod seines Vaters mittellos gewor
sich gezwungen, sich durch Ertheilu
vatunterricht die nöthigen Unterha

affen. Nach beendigten Gymnasialhrte er in die Heimath zurück, wo er er Sohn das Geschäft seines Vaters en sollte, doch gelang es seiner Mutter, wenden, und er gieng Ende 1826 nach hl, um im dortigen Piaristencollegium ie zu studieren. Aus dieser Zeit mehrere Balladen und Dramen, von ie Brautnacht" zum großen Mißfallen sten aufgeführt wurde. In den Ferien ng er nach Wien, wo er dem Freiherrn mayr ein episches Gedicht in Hexa-Jan Pancir", überreichte, das dieser im abdrucken ließ. Ende 1828 begab sich ach Wien, um Medizin zu studieren; tterhalt mußte er auch jetzt durch Eron Privatunterricht gewinnen. „Das slied", das er 1832 veröffentlichte, ihm den Umgang und die Freundschaft tendsten Wiener Schriftsteller; auf einer h Dresden und Leipzig wurde er mit norddeutschen Dichtern, unter Andern bekannt. Im Januar 1837 promoin Padua als Doctor der Medizin, r Italien bis Neapel bereiste und in hauung der großartigen Kunstwerke neuer Zeit, so wie durch den Umgang ttenden Künstlern und Gelehrten manAnregung fand. In Mailand lernte ichter Hilscher kennen, dessen Nachlaß essen bald darauf erfolgtem Tode her-Nach Wien zurückgekehrt, nahm er ihm angebotene Stelle eines SekreWiener israelitischen Gemeinde an und m ärztlichen Berufe entsagend, der und seinem Amte. Er übernahm die des „Oesterreichischen Morgenblattes" seit 1842 die „Sonntagsblätter" herche mit Geist, Takt und Geschmack von den besten Talenten Wiens unterl zur Entwickelung des geistigen Strees Oesterreich beitrugen. Nach der Unterder Revolution durch den Fürsten ätz wurden die „Sonntagsblätter" und sind seitdem nicht wieder ersetzt Er selbst sollte sogar wegen einer von sichtigten Geschichte der Wiener Reverbannt werden, doch wurde der Beer zurückgenommen. Im Jahre 1856 nach Jerusalem, um eine Lehr- und igkeitsanstalt daselbst ins Leben zu ne zweite Reise nach Palästina unterim Jahre 1865. Frankl hat sich vieldienste um seine Glaubensgenossen erderen geistige und sittliche Hebung er Poesie zu seinem Lebenszweck gemacht ch die Pflege einer großen Anzahl Talente, hat er sich den Dank aller n erworben.

s epische Dichtungen gehören zu den ten Erscheinungen in diesem Gebiete. n erster Versuch „Das Habsburgslied. Balladen" (Wien 1832), in denen Letzten Ritter" von Anastasius Grün ilde nahm, erwarb ihm verdiente An. Ihnen folgten „Epische und lyrische n" (Ebd. 1833) und die „Sagen aus genlande" (Lpz. 1834), in denen er Wahl der Stoffe sowohl als durch ihre ng echt poetischen Sinn und geläuterten Geschmack beurkundete. Durch diese kleineren Arbeiten trefflich vorbereitet, unternahm er ein größeres Werk, „Christophoro Colombo. Episches Gedicht" (Stuttg. 1836), das von der gestaltenden Kraft und der fruchtbaren Phantasie des Dichters ein glänzendes Zeugniß ablegte. Es besteht aus drei Gesängen, deren Titel „Die Sendung," „Die Fahrt" und „Die Entdeckung" den Inhalt schon hinlänglich bezeichnen. Dem Dichter ist es namentlich gelungen, den großartigen Geist des genialen Mannes im Fortgang der Erzählung immer lebendiger hervortreten zu lassen, indem er solche Ereignisse ausführlicher darstellt, die geeignet sind, eine neue Seite seines Wesens zur Anschauung zu bringen. Ganz vortrefflich ist insbesondere die Erzählung der Meuterei des Schiffsvolkes. Von der gemeinen Ueberlieferung abweichend, nach welcher Columbus es durch Versprechungen und auf Bedingungen hin zur Ruhe gebracht habe, begründet er die Unterwerfung der Meuterer dadurch, daß Columbus sie durch die Ueberlegenheit seines Geistes und die Energie seines Benehmens zum unbedingten Gehorsam zwingt. Mit feinem Talent hat der Dichter zwei andere Gesänge von dem eigentlichen Epos abgetrennt und sie als selbstständig und nicht zu den andern gehörend schon dadurch bezeichnet, daß er ihnen eine andere Form gegeben hat; sie sind nämlich in Canzonen gedichtet, während das Epos in Octaven abgefaßt ist. Der erste dieser Gesänge schildert uns den Helden, wie er, von seinen großartigen Ahnungen erfüllt, die Theilnahmlosigkeit seiner Zeitgenossen beklagt, bei denen er keine Unterstützung findet. Da erscheint ihm der Genius der neuen Welt, der ihm in reichen Gemälden dieselbe schildert, zugleich aber auch im Spiegel der Zukunft zeigt, welches Elend derselben und ihm selbst bevorsteht. Doch kann dieß den Helden nicht bewegen, seinen Hoffnungen zu entsagen, vielmehr fühlt er „neue Kraft sich regen, Was er gedacht, ins Leben zu bewegen." Im Schlußgesang „Colombos Tod" erscheint der Held auf dem Sterbebett; der Gedanke an den schwarzen Undank, der ihm zu Theil geworden, erfüllt ihn mit dem herbsten Schmerz, „doch soll nicht sein so schmerzlich ihm das Ende, Er soll nicht scheiden also tief vernichtet, Es dehnen sich hinaus des Saales Wände, Ins Unbegränzte kann sein Auge sehen"; eine Vision enthüllt ihm die welthistorischen Folgen seines Unternehmens, er stirbt mit der beseligenden Ueberzeugung, daß er mit der neuen Welt auch der Welt die Freiheit entdeckt habe, die sich mit der Zeit über die ganze Erde verbreiten werde.

Eine kleinere Dichtung „Rachel. Romantisches Gedicht" (Lpz. 1842) ist eine tiefgefühlte Klage über den trostlosen Zustand der Juden, die, wie in der Vorzeit, so auch jetzt „um ein goldnes Kalb tanzen". Ist Frankl in diesem Gedicht ein ganzer Jude, so ist er wieder in „Don Juan de Austria. Heldenlied" (Lpz. 1846) ein ganzer Oesterreicher, ein ganzer Deutscher; wie aber Beides sich so innig verbinden kann, darüber giebt er uns in der „Rachel" Aufschluß, wenn er sich an die Stammmutter des jüdischen Volkes wendet und zu ihr fleht:

„Lehre Heimweh deinem Volke,
In ein Kanaan will sein Herz?
Fahre denn als Feuerwolke
Seine Sehnsucht himmelwärts!

„Don Juan de Austria" ist nicht sowohl ein Epos als eine Zusammenstellung selbstständiger Gesänge, in denen der Dichter einzelne Begebenheiten aus dem Leben des Helden vorführt; indeß werden sie durch einen, wenn auch schwachen, doch äußerst lieblichen Faden zusammengehalten, erst durch die Jugendliebe Don Juans zu Marien, der schönen und engelreinen Tochter des Dichterhelden Cervantes, und dann durch die Mutterliebe, welcher der Dichter in der Mutter Don Juans eine überaus schöne und tief empfundene Gestaltung gegeben hat. Eines großen Dichters würdig ist der Gesang, in welchem Don Juan durch die Erinnerung an die Jugendgeliebte und die Erkennung der ihn treu pflegenden Mutter, die er nie gesehen hatte, mit himmlischem Trost erfüllt, den Heldengeist aufgiebt. Am 15. März 1848 veröffentlichte er ein Gedicht „Die Universität", das erste censurfreie Blatt in Oesterreich, das in einer halben Million Exemplare verbreitet, von 27 Musikern componiert und das populärste Flugblatt jener Zeit wurde.

„Ein Magyarenkönig" (Lpz. 1850), ein Gedicht in Balladen, das ohne Namen des Verfassers erschien, wurde auf Befehl der Belagerungsbehörde in Pesth öffentlich vernichtet, weil man darin, wohl mit Recht, eine Anspielung auf die Blutscenen in Ungarn erblickte. Es wurde später im „Helden- und Liederbuch" (Prag 1861. 2. Aufl. 1863) wieder abgedruckt, ohne von der Polizei beanstandet zu werden. Diese Sammlung wiederholte auch die „Rachel" und Einiges aus den morgenländischen Sagen; mehrere andere Balladen sind hinzugefügt, in denen meist ein schöner Stoff mit Talent dargestellt ist; vortrefflich ist die Reihe mit der Ueberschrift „Glaubensstreiter", in denen jüdische und christliche Märtyrer verherrlicht sind. Auch die „Ahnenbilder" (Lpz. 1864) sind eine einfache Wiederholung der obengenannten Dichtungen. Einem jüdischen Märtyrer ist „Der Primator. Gedicht in 7 Gesängen" (Wien, 1861) gewidmet, worin die rohe Behandlung der Juden in den früheren Jahrhunderten und der unsägliche Jammer, der solcher Gewaltthat folgte, in ergreifender Weise dargestellt wird. — Noch hat sich Frankl durch eine gelungene Uebertragung serbischer Nationalgesänge verdient gemacht, die er unter dem Titel „Gusla" (Wien 1852) herausgab, so wie auch durch die drei Gedichte „Hippokrates und die moderne Medicin" (Ebd. 1853), „Die Charlatane" (Ebd. 1854) und „Hippokrates und die Cholera" (Ebd. 1854), von denen die beiden ersten sieben, das dritte drei Auflagen erlebte, und in welchen er den medicinischen Charlatanismus mit vielem Humor und treffendem Witze geißelte, ein nicht geringes Talent zur Satyre beurkundet.

Aus „Don Juan de Austria".

Im engen Hüttenraum, die Lippen trocken,
Liegt Don Juan, vom Fieberbrande heiß.
Oft färben sich die schwärzest dunklen Locken
In einer Nacht, voll Seelenkummers, weiß:
So giebts Geschicke, die urplötzlich stocken
Und frieren machen heißes Blut zu Eis.
Hat es dich angehaucht aus giftgem Munde,
Bringt andres Gift die frühe Todesstunde?

Die Nonne, die uns betend hinter Bäumen
Entschwand auf ihrem mitternächtgen Gang,
Sitzt an dem Lager, lauscht den Fieberträumen,
Und jedem Wort und jedem Athem bang.
O könnte machen sie sein Leben säumen,
Sie zögerte mit ihrem Tod nicht lang,
Schön ist vom Pelikan die Wundermäre,
Daß er, sich tödtend, seine Jungen nähre.

O Mutterherz, der ewgen Liebessonne
Irdischer Widerglanz, nur du bist wahr.
Ein selger Rausch ist alle Liebeswonne,
Ein Mutterherz allein bleibt ewig klar.
Wie pocht das deine dir, du bleiche Nonne!
Du brächtest seinen letzten Tropfen dar,
Die Flammen, die in diesem Herzen wühlen,
Die heiße Stirne deines Sohns zu kühlen!

Als einst dein Mund, dein Blick um Einlaß flehte
Im Dornenkloster, dachtest du wohl nicht
Daß noch Einmal dein Fuß die Welt betrete;
Demüthig stiller Wandel schien die Pflicht,
Seit dir vom Haupt der Kronenglanz verwehte,
Verglommen war der Liebe goldnes Licht.
Die einen Kaiser einst beseligt haben,
Die Jugend und die Schönheit sei'n begraben!

Wie Götter einst genaht dem sterblich Schönen,
Süß schaurig sie beglückt und sie geweiht,
Kam er, ein Schicksal, dich als Weib zu krönen —
Und dich zerstörend traf die Seligkeit
Des abgrundtiefen Glücks. Doch zu versöhnen
Magdlicher Mutterschaft so tiefes Leid,
Willst du dein Kind im Leben nie begrüßen,
Und so die selge That im Kloster büßen.

Und oft, wenn Kunde drang in seine Mauern
Von deinem Sohn, dem kühnen Heldensohn,
Wie jubelte dein Herz in selgen Schauern;
Doch sprach die scheue Lippe nie davon,
Sie könnten dein Geheimniß dir erlauern —
Und ist es nicht die schwerste Buße schon:
Des Kindes Ruhm und Hoheit durstig schlürfen,
Und nie: Mein Sohn ists, mein Sohn! sagen dürfen

Ihm nie zu nahn mit treuem Muttergruße,
Begraben sein für ihn, lebendig todt?
Und doch, du nahtest jetzt mit raschem Fuße,
Dich drängt zu ihm ein innerstes Gebot.
Frei fühlst du dich der angelobten Buße,
Dir dünkt sein Ruhm, sein ewges Heil bedroht,
Du bist für ihn vom Grabe auferstanden,
Den Kronen locken zu der Hölle Banden.

Er wird der Mutter Warnungswort vernehmen
Der Nonne sagt ein menschlich milder Geist,
Daß an der Ketzerjäger Diademen
Das Blut vergoßnen Menschenrechtes gleißt.
Er muß sie hören, muß die Luft verfehmen,
Die ihn vom Weg des blauen Aethers reißt.
Kein Fleck darf seines Ruhmes Sonne schwärzen,
Rein leb ein Kind in seiner Mutter Herzen.

mſt — o welch ein Anblick! Schnell vergeſſen
e Sendung, Leben, Gott und Welt!
t der Glut von allen Feueressen
de hat das Weh dein Herz geſchwellt.
utter kommt, ihr Kind ans Herz zu preſſen,
en Leuchten des Gefühls erhellt,
mt, zum erſten Mal die Züge ſchauen —
ber weht des Todes kaltes Grauen.

keine ward das Weib nach griechiſcher Sage,
der Gott die Kinder hingerafft;
le waren ihr die frühern Tage,
s Heil beglückter Mutterſchaft.
? ach du! Bei lautlos tiefer Klage
e den Sohn mit weiblich frommer Kraft.
t nicht und ſie vergießt nicht Zähren,
der Herr, was ihm gefällt, gewähren.

n geſendet hat er ſchöne Träume
igen Helden auf dem Sterbepfühl:
r vor ihm ſich unermeßne Räume,
ilzt die rothe Schlacht ſich todesſchwül.
ingt das Schwert, er hält des Roſſes Zäume,
rherrſcht das tolle Schlachtgewühl.
er Stunden ſchon in Fieberflammen —
tten, Heere ſtürmen wild zuſammen.

haft ſtets, wie einſt in friſchem Leben,
er in der geträumten Schlacht zu ſein.
menkugel iſt im Sinken eben,
zt ein Meer von Abendroth herein.
hnt er, ſich im Sattel zu erheben:
oß geſpornt und in den Feind hinein!
e Hufe will der Sieg ſich heften!"
und ſpringt empor mit Rieſenkräften.

llt die Nonne ſeinen Leib umſchlungen.
Maria!" ruft ſie aus entſetzt.
tzlich, wie von dieſem Laut bezwungen,
zurück, von Ruhe ſanft geletzt.
lachtruf ſeines Lebens iſt erklungen,
ßt er hell die blauen Augen jetzt,
mend blickt er rings umher im Kreiſe —
me kniet am Lager weinend leiſe.

Gruß — und dunkle Nebel fliegen
em Klang empor mit Einem Mal:
her Morgengluten ſieht er liegen
dheit Glück und Villagarcias Thal,
Schloß, die Waldung tief verſchwiegen,
elgenoſſen wilde, muntre Zahl,
chen auch mit goldnen Lockenwellen,
r ſchlank, mit Augen wunderhellen.

rd nicht ſchon bei früher Morgenſtunde
ß von fremd-bekanntem Angeſicht?
lt, es ſchwebt der Name auf dem Munde;
ſich und kennt den Grüßer nicht —
ßlich — Andres ſinnend, tauchts im Grunde
le auf, ſo wie des Blitzes Licht:
ein Freund, der treue, wohlbekannte,
n Gruß, vorbeigeeilt, uns ſandte.

in Schleier plötzlich abgeſunken,
m die liebliche Erſcheinung klar:
chen, das, von ſeinem Anblick trunken,
em Roſſe hingeſunken war.
Cervantes Schiff ihm ſtill gewunken,
t von rothen Fackeln wunderbar.
ſo mild, ein ſeliges Erinnern,
uch durch Harfen, klingt in ſeinem Innern.

„Jugendgeſpielin! Schön, daß du gekommen;
Weil ich verlaſſen bin, naht Liebe mir
Und giebt ſich zu erkennen. Liebentglommen
War oft mein Herz, nur Sehnſucht ward nach dir.
Schön, daß du kommſt mit deinem milden, frommen,
Verklärten Angeſicht, o weile hier!
Luſtwandelnd ſeh ich dich in einem Garten
Mit meiner Mutter fromm der Blumen warten.

Nie ſah ich dich zuvor, der Liebesſonne
Irdiſchen Widerglanz, o Mutterherz!
Und niemals gab ich meiner Mutter Wonne."
So redend blickt er ſchmerzlich himmelwärts.
Und zitternd rafft ſich auf die bleiche Nonne,
Entzücken jauchzt in ihr und tiefſter Schmerz:
„Mein Sohn, mein Sohn!" ſie rufts und ſinket wieder
An ſeinem Lager in die Kniee nieder.

„Wer ruft mich noch? Beſorgt iſt alles Leben!
Biſt du es, Mutterherz?" Er ſpricht es matt.
In ihrer Seele mehr Gefühle beben,
Und Alles, was ſie je durchzittert hat,
Und ſelig weint voll Jubel und voll Schmerzen
Ein Liebeshymnus aus dem Mutterherzen.

Er lauſcht, wie man, verirrt, von Nacht umgoſſen,
Den Glockenſtimmen lauſcht aus fernem Thal,
Die Ahnung naher Heimat iſt erſchloſſen
Und freier athmet ſichs mit einem Mal.
Er regt ſich nicht, die Augen nachtumfloſſen,
Nach Innen iſt geſenkt ihr heller Stral.
Ein ſtilles Lächeln ſpielt um Mund und Wangen —
Einhält die Mutter, lauſcht dem Hauch mit Bangen.

„Hörſt du mich noch? Mein Kind, mein Kind, verweile!"
„Du ſingſt ein ſchönes Lied, mein weißer Schwan!
O ſinge, ſüßer Liedermund, und theile
Melodiſch mir die blaue Aetherbahn.
Mich trafen ſcharf des Bruders giftge Pfeile,
Doch ſink ich nicht, du flügelſt mich hinan.
Ein ſchönes Schlaflied ſingſt du deinem Kinde
Von Mutterliebe — Nachwelt — Stralenbinde —"

Er ſchweigt. Die Nonne ſenkt das todtenbleiche
Und bange Antlitz auf des Helden Hand.
Frei zieht die Seele ſchon zum Sternenreiche —
Durchs Fenſter wirft der rothe Abendbrand
Leis einen Purpurmantel auf die Leiche,
Der ſeine Sehnſucht nicht im Leben fand.
Ein tiefes Schweigen rings, nur hörbar hämmert
Ein banges Herz; das Abendroth verdämmert.

Adelheid von Stolterfoth.

Adelheid von Stolterfoth, verehelichte Freifrau von Zwierlein, geb. 11. Sept. 1800 zu Eiſenach, verlor ihren Vater ſchon im 5. Jahr, nach deſſen Tod ſeine Wittwe mit ihren Kindern zuerſt nach Erlangen, 1816 nach Bingen, und 1819 nach Langenwinkel am Fuße des Johannisbergs in der Nähe von Geiſenheim zog, wo ein reicher Verwandter, der Geheimerath Baron von Zwierlein lebte. Adelheid, deren poetiſches Talent ſich ſchon früh entwickelt hatte, benutzte die reiche Bibliothek ihres Verwandten zu ihrer weiteren Ausbildung.

Nach dem Tode ihrer Mutter im J. 1825 nahm sie ihren Aufenthalt im Hause der Zwierleinschen Familie, die sie in den folgenden Jahren auf ihren Reisen nach England, der Schweiz und Oberitalien begleitete. Bei einem Besuche des Stiftes Birken bei Baireuth (1832), welchem sie seit ihrem 12. Jahre angehörte, lernte sie Jean Pauls Wittwe kennen, die sie im folgenden Jahre nach München begleitete, wo sie mit den bedeutendsten Männern, unter Andern mit Platen, in nähere Verbindung trat. Im Sommer des nämlichen Jahres kehrte sie an den Rhein zurück, von wo sie mehrere Reisen machte, so im Sommer 1840 nach Tyrol, 1841 nach Holland und Belgien. Im J. 1844 vermählte sie sich mit ihrem alternden Oheim, der ihr aber kurze Zeit darauf durch den Tod entrissen wurde. Seitdem lebt sie abwechselnd am Rhein und in Frankfurt a. M.

Wollte man Adelheid von Stolterfoth nach ihren lyrischen und kleineren epischen Gedichten beurtheilen, die sie in zwei Sammlungen veröffentlichte*), so würde man wohl den edlen, echt weiblichen Sinn und die öfters in begeisterten Worten sich aussprechende vaterländische Gesinnung anzuerkennen haben, man würde manche Ballade („Frauenlobs Tod"), manches tiefgefühlte Lied, („Letztes Lied") als gelungen bezeichnen, man würde gestehen, daß die Dichterin Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur besitzt und ihrem geliebten Rhein manchen schönen Gesang gewidmet hat; aber man würde auch hinzufügen müssen, daß sie in allen diesen Liedern und Balladen selten die Sprache und die Form beherrscht, daß der Reim sehr häufig nicht des Gedankens, sondern der Gedanke des Reims wegen eintritt, daß überhaupt alle diese Dichtungen eine zwar liebliche, aber doch nur mittelmäßige Begabung beurkunden. Ganz anders aber muß das Urtheil ausfallen, wenn man ihre größeren Werke prüft, von denen das Eine „Alfred. Romantisch-episches Gedicht in 8 Gesängen" (Wiesb. 1834. 2. Aufl. Frankf. 1840) früher erschienen ist, als die oben erwähnten Sammlungen. Wir können auf den Inhalt der schönen Dichtung nicht näher eingehen, da eine auch nur kurze Uebersicht bei dem großen Reichthum an Begebenheiten den uns gegönnten Raum weit überschreiten würde; dagegen dürfen wir nicht verschweigen, daß die Composition des reichen Stoffs eben so glücklich ist als dessen Ausführung, aus der unverkennbar hervorgeht, daß die Dichterin die großen epischen Dichter Italiens sowie die Geschichte des heldenmüthigen angelsächsischen Königs gründlich studiert hat. So reich die Begebenheiten sind, so vielfach verschlungen und durch Episoden unterbrochen sie auch erscheinen, so sind sie doch in vollster Klarheit und Uebersichtlichkeit entwickelt. So zahlreich und mannigfaltig die handelnden Personen auch sind, so hat sie die Dichterin doch sämmtlich kräftig und wahr charakterisiert; so häufig die Schlachtgemälde sind, so begegnet man doch keiner Wiederholung. Besonders gelungen sind die Frauengestalten und die Liebesverhältnisse, die mit großer Zartheit dargestellt sind. Auch die Form verdient alles Lob; die Octaven sind fließend und wohlgebaut und die Dichterin hat sich nur an wenigen Stellen durch den Reim beherrschen lassen. — Ein zweites episches Gedicht: „Burg Stolzenfels. Romantische Dichtung" (Frankf. 1842) ist nicht weniger gelungen. Kurt von Rays, der Kammermeister Werners von Falkenstein, Erzbischofs von Trier, auf Stolzenfels ist durch einen Fremdling, Manso, verleitet worden, nach dem Stein der Weisen zu forschen; er hat sein ganzes Vermögen, das seiner Tochter Elsbeth aufgeopfert und selbst das anvertraute Geld des Erzbischofs verbraucht. Dieser wird eben erwartet; Kurt ist in Verzweiflung und entschlossen, sich das Leben zu nehmen. Manso, der den Greis betrogen und alles Geld sich angeeignet hatte, fühlt, daß mit dem Erscheinen des Erzbischofs seine Schandthaten entdeckt werden müssen, denn er ist ein wegen Mordes verfolgter Mönch. Er will noch diese Nacht entfliehen, aber von Liebe zu Elsbeth entbrannt, die selbst zum Ritter Reinhart von Westernburg Liebe fühlt, will er sie diesem nicht gönnen. Er überredet sie, daß ihr Vater mit dem Blut einer reinen Jungfrau den Stein der Weisen gewinnen könne, und sie entschließt sich zu sterben, um den Vater zu retten. Schon hat sie den Dolch gezückt, als Reinhart ihr denselben aus den Händen reißt und von ihr den Grund ihres Beginnens erfährt. Er erkennt sogleich Mansos Schlechtigkeit, er läßt ihn, der schon entflohen war, verfolgen; um zu entkommen, stürzt sich dieser in den Rhein, wird aber von der Last des Goldes hinabgezogen. Daß der Ritter von Westernburg später um die Jungfrau warb, deren herrliches Gemüth sich ihm so ganz unverhüllt offenbart hatte, läßt die Dichterin mit Recht nur ahnen.

*) Rheinischer Sagenkreis. Ein Cyklus von Romanzen, Balladen und Legenden des Rheins. Frankf. 1835; Rheinische Lieder und Sagen. Ebd. 1839. 4. Aufl. 1859.

Aus „Burg Stolzenfels".

Doch droben — bleich am Herd steht Kurt von Rays,
Er bebt — auf seiner Stirn liegt Todesschweiß,
Um ihn sind hundert Gläser und Phiolen,
Schmelztiegel, Erze, halbverglüte Kohlen,
Erstickend qualmt umher ein blauer Dampf.
Und Kurt stöhnt auf, die Brust verengt von Krampf:
„Nichts — wieder Nichts! so sei verflucht der Tag,
Wo ich zuerst im Licht der Sonne lag, — —"
Er fährt empor — er schlägt und tritt mit Füßen
In die Tinkturen, daß sie sich ergießen
Ein einzger Strom durch dieses Vielerlei
Von Kupfer, Schwefel, Eisen, Zinn und Blei.
„Ha! mischet euch nun so zum Stein der Weisen
Verfluchte Säfte, die sich falsch erweisen!
O Manso, Manso! — wo ist hin mein Gut
Und mehr — und mehr — ich sühn es nur mit Blut,
O meine Tochter, süßes Engelskind,
Ich laß dich arm zurück wie Bettler sind!
Arm! eines Wort voll Hohn und Bitterkeit,
Voll stillem Grämen und voll lautem Leid,
Voll wilder Flüche und voll Thränen heiß,
Voll bleicher Sorgen und voll Müh und Schweiß.
Arm — arm — ich wollte schmücken dich allein,
Du solltest Erbin stolzer Güter sein;
Du solltest Edelstein und Perlen tragen,
Hoch über alle Ritterfräulein ragen,

im Turnier, die Schönſte aller Schönen,
ıpferſten mit deinem Kranze krönen, —
, geehrt — und einſt im goldnen Haar
du vielleicht ein Grafenkrönlein gar;
ı nicht —? Gold iſt Herrſcher und Regent,
t die Erde dieſen Zauber kennt.
)er biſt du arm, in Noth und Mühen,
akelheit und Gram wirſt du verblühen;
)er iſt verſchmolzen und verraucht
Gut und deins — o Gott, und mehr verbraucht,
n dem Gold des Herrn, mir anvertraut,
– wehe mir, mein Tod wird ſchmachvoll ſein,
norgen zieht er Rechnung fordernd ein."

)n drei Mal hats geklopft, erſt leis, dann laut,
urt hört Nichts, von dumpfer Nacht umgraut;
ägt die Bruſt, zerreißt ſich wild das Kleid
uft ſein Haar in ungemeßnem Leid.
nts: „„Mach auf, mein Vater, auf geſchwind!
vor Angſt um dich vergehn dein Kind?""
orcht; er ordnet eilig ſein Gewand,
lde Haar und ſeine kalte Hand
zögernd nun den Riegel vor der Thür, —
lsbeth, noch ſo ſpät — was willſt du hier?
ditternacht mein Kind — geh, geh zur Ruh,
ies Gemach. du weißt es, bleibt dir zu." —
länger mehr —" ſie drängt ſich durch den Spalt
)ern Eiſenthür halb mit Gewalt,
ht nun da im weißen Nachtgewand,
ıpel in der hochgehobnen Hand.
en Nacken, um die Schultern rollt
ufgelöſt der Flechten weiches Gold.
:ller Stral mit ſeinem rothen Licht
uf ihr ſorgenbleiches Angeſicht,
ıunen Augen, ſanft und engelmild,
gt des Schmerzes und der Schönheit Bild,
och ein andrer halbgebrochner Schein
– ſein Geheimniß ihr und ſeine Pein.

·gib mir, Vater, — doch die Knechte ſagen,
en Flammen durch den Thurm geſchlagen;
' ich fort, mir ward um dich ſo bang,
ab ich dich belauſcht, doch klopft' ich lang
rte — noch durchbebt es mein Gebein —
hreckenswort: mein Tod wird ſchmachvoll ſein.
·r, Vater! ſag es deinem Kind,
ine Sorgen, deine Schmerzen ſind?
ı ſeit lange ſchon ein finſtrer Gram
lbſt die Lieb für mich gefangen nahm?
Du biſt ein Adept, machſt Gold aus Eiſen
hſt mit Manſo nach dem Stein der Weiſen,
ß es, Andre haben mirs vertraut;
g, warum dir vor dem Tode graut? —"
m, warum? Dahin iſt all mein Gut,
egt verſchlackt das letzte bei der Glut,
Biſſen, meine Werke ſind nur Dunſt.
— — oder die geheimnißvolle Kunſt,
in alten Schriften mancher Art
ls dreitauſend Jahre wird bewahrt,
ein Gaukelſpiel, in Abgrundsnacht
ſen Geiſtern uns zum Hohn erdacht. —
ein Bettler — —"

n, mein Vater nein,
) ererbt vom Oheim iſt auch dein;
öne Wald, die Wieſen, jener Bau
ıienfeld mit Thürmen, alt und grau. — —"
cklich Kind! wend ab dein Angeſicht,
ares Aug und fluch dem Vater nicht;

Denn ſtatt dir Glanz und Reichthum zu erwerben,
Lebſt du in Gram nun, wirſt in Sorgen ſterben; —
Längſt iſt verpfändet, was du dein genannt,
Ich machte dich zur ärmſten Magd im Land."
Sie ſtürzt an ſeine Bruſt — „Des Herrn Gebot
Iſt heilig deinem Kind bis in den Tod!"
„„Arm ſein iſt trüb — doch friſch und heiter ziehn
Die Bauern drunten zu der Arbeit hin,
Die Kinder ſpielen doch, die Frauen ſingen,
Wenn ſie ihr Tagwerk hier und dort vollbringen.
Mein Vater, traure nicht! Dahin iſt hin;
's iſt irdiſch Gut, mir bleibt mein froher Sinn,
All meine Lieb für dich und fleißge Hände,
Auf daß ich Noth und Sorgen von uns wende:
Den Webſtuhl kann ich meiſterlich beſchicken,
Die Spindel drehn, in Gold und Seide ſticken;
Auch fühl ich einen Schatz in meiner Bruſt,
Von was, kann ich nicht ſagen, — bald iſts Luſt,
Bald Andacht, blick ich auf zum Himmelszelt,
Bald iſts Vertraun zu Menſchen. Gott und Welt.
Nein, traure nicht! auch bleibt Dir ja dein Sold,
Und immer war der Erzbiſchof Dir hold. — "
Kurt fährt empor —: „Weh mir verlornem Mann!
Erfahr es denn, daß Nichts mich retten kann:
Herr Werners Truhen alle ſind geleert,
Ich bin ein Dieb und ſterbe drum entehrt;
Doch Manſo ſterbe mit: er führte mich
An dieſen Abgrund tief und fürchterlich,
Und ſein Geheimniß nehm er mit hinab,
Weil er nicht reden will, ins dunkle Grab."

Elsbeth verhüllt ihr Antlitz ſtarr und bleich,
Aus ihrem Aug entquellen Thränen reich.
Was hat ſie dann in dieſer Schreckensnacht
Für eitle Plane nicht für Kurt erdacht, —
Und All und All umſonſt! — der Tag bricht an,
Wo Biſchof Werner und die Gäſte nahn.

Karl Beck.

Das bedeutende Talent, welches Karl Beck in ſeinen lyriſchen Dichtungen entwickelte, ließ erwarten, daß er auch Größeres zu ſchaffen fähig ſei. Und dieſe Erwartung wurde nicht getäuſcht; ſchon ein Jahr nach Veröffentlichung der „Stillen Lieder" erſchien „Jankó, der ungariſche Roßhirt. Roman in Verſen" (Lpz. 1841), eine Dichtung, die nach vielen Seiten hin merkwürdig iſt. Ein deutſches Mädchen, dieß iſt in kurzen Zügen ihr Inhalt, war als dreizehnjähriges Kind von einem Manne am Grabe ſeiner Gattin gefunden und, da ſie eine Waiſe war, angenommen worden. Später war er mit ihr nach Ungarn gezogen und hatte ſich dort als Wirth eine geachtete Stellung erworben. Eines Nachts wird die Schenke von Räubern überfallen; Einer verhilft ihr zur Flucht, auf welcher ſie vom Roßhirten Jankó getroffen wird, der ſogleich Lärm macht und Marias Pflegevater rettet. Jankó, der früher mit einer Zigeunerin zuſammengelebt, ſie aber ſpäter verlaſſen hatte, wirbt um Maria. Sie entſchließt ſich, ihm auf den Wunſch ihres Vaters ihre Hand zu geben, doch mit entſchiedenem Wider-

willen, da sie den Gutsherrn liebte. Bei der Hochzeit erscheint dieser, es gelingt ihm, die Braut zu verführen; die Zigeunerin verräth es, Janko tödtet den Herrn und wird ein Räuber, als welcher er zuletzt hingerichtet wird. Maria kehrt mit ihrem Pflegevater nach Deutschland zurück, ist lange Zeit schwermüthig, bis sie von einem Knaben entbunden wird, der dem Grafen ähnlich sieht, worauf sie gesundet und ihren Pflegevater bis zu dessen Tod treulich pflegt.

Die Composition des Gedichtes reizt zum entschiedensten Lobe und zum schärfsten Tadel. Lob verdient sie dadurch, daß eine große Menge von Begebenheiten auf den kurzen Zeitraum von zwei bis drei Tagen zusammengedrängt ist, ja daß die Hauptmasse derselben auf den ersten Tag fällt, ohne daß dadurch der Entwickelung Gewalt angethan wäre, welche vielmehr dadurch an Uebersichtlichkeit und klarem Verständniß gewinnt. Zu tadeln ist dagegen, daß der Dichter glaubte, das wilde Leben auch in einer wilden Form darstellen zu müssen. Der Dichter hat darin zwar auch eine nicht geringe Kunst entwickelt, da trotzdem die Klarheit im Gange der Begebenheiten nicht verloren gegangen ist; aber da der Leser bei den wild durcheinander brausenden Gesängen die zum vollen Genusse der Dichtung nöthige Ruhe verliert, so geht auch ein großer Theil der Wirkung für ihn verloren. Ein zweiter Mangel und zwar ein sehr wesentlicher liegt im Schluß, der in drei kleinen Romanzen einen Zeitraum von mehreren Jahren umfaßt, wodurch es den Anschein gewinnt, als ob dem Dichter die Lust an einer gleichmäßigen Vollendung vergangen wäre. Zudem hat der Schluß an sich etwas Verletzendes, da er nicht glücklich motiviert ist. Auch die Ausführung giebt zu Lob und Tadel Veranlassung. Die wilde Gestaltung haben wir schon angedeutet. Zwar sind die einzelnen Gesänge, für sich betrachtet, von großer Schönheit, und ihre Form ist für den einzelnen Fall auch vollkommen angemessen, allein im Zusammenhang stört das Durcheinanderwerfen der mannigfaltigsten Formen den künstlerischen Eindruck; der bunte Wechsel von lyrischen und epischen Formen, von verschiedenartigen Strophen, von gereimten und reimlosen Versen, denen sich sogar Makamen anreihen, erscheint als Ergebniß unkünstlerischer Willkür. Der Ausdruck verfällt öfters ins Ungeheuerliche, doch ist er im Ganzen edel und echt poetisch, besonders sind die lebendigen, meist der Natur entnommenen Gleichnisse von oft überraschender Schönheit. Die Charaktere sind scharf und wahr gezeichnet, nicht weniger glücklich sind Land und Volk in mannigfaltigen Erscheinungen geschildert; Alles ist von der größten Wahrheit und lebendigsten Anschaulichkeit. Einzelne Scenen, z. B. der Tanz, das Einfangen der Pferde u. s. w., sind von höchst malerischer Wirkung.

Lange Zeit nach dem „Janko" veröffentlichte K. Beck ein zweites Epos „Jadwiga.*) Gedicht in 11 Gesängen" (Lpz. 1863), in welchem er, wie in jenem das ungarische, so das polnische Leben in seinen merkwürdigsten Erscheinungen zur Anschauung bringt. Es ist in dieser zweiten Dichtung ein sichtbarer Fortschritt der künstlerischen Behandlung anzuerkennen, da sie sich in einer gleichmäßigen Strophenform bewegt. Der Dichter hat zum großen Vortheil seiner Dichtung erkannt, daß man zur Darstellung der mannigfaltigsten Verhältnisse keineswegs auch mannigfaltigere Formen bedürfe, daß durch die Einheit der Gestaltung auch die Einheit des Inhalts wesentlich gefördert werde. Auch in diesem Gedicht hat Beck seine Compositionskunst so wie seine Meisterschaft in Gestaltung und Schilderung bewährt. Jadwiga, eine polnische Wittwe, fährt mit einem Kind von einem großen Feste zurück; auf dem Wege wird sie von einem Rudel Wölfe verfolgt; der Kutscher spannt zwei Pferde aus, um sie den Bestien zu opfern und dadurch Zeit zur Flucht zu gewinnen, dann opfert sich der Kutscher selbst, aber auch nutzlos, zuletzt kämpft Jadwiga mit einer Wölfin, die sie verwundet; aber während sie an die andern Kinder zu Hause denkt, an ihre Verlassenheit, wenn sie umkommen sollte, raubt ihr die Wölfin das Kind und es gelingt ihr zu entfliehen. Aber sie fühlt, daß sie ihre Mutterpflicht verletzt habe, als sie sich ihr Kind halb freiwillig habe rauben lassen, und sie läßt sich in der Verzweiflung durch den Alten des Dorfes tödten. Das Gedicht bietet wenig Charaktere und wenig Situationen, aber die Einen wie die andern sind mit der lebendigsten Dichterkraft gestaltet und es müssen die Schilderungen der winterlichen Landschaft, die verschiedenen Kämpfe mit den Wölfen und ganz besonders die Darstellungen der Gemüthszustände als meisterhaft bezeichnet werden. — Auch die Erzählung „Mater Dolorosa" (Berl. 1853) führt ein Stück polnischen Lebens vor, aber aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, wo der polnische Adel noch im vollen Glanze seiner Macht, seines Reichthums und seiner Rohheit stand; das Gemälde erhält durch die Schilderung der Pariser Sitten der damaligen Zeit einen lebendigen und wirkungsvollen Gegensatz.

Aus „Janko".

Zweites Buch.

1.

Die Mitternacht ins Dörflein kam,
Das längst entschlief in süßer Ruh;
Des Herdes Glut, sie hatte längst
Die spuckendrothen Augen zu;
Kein Rosseshuf den Grund zerstampft,
Des Mondes Strahlen wachen nur;
Den Monolog, den dumpfen, spricht
Der Pendel in des Thurmes Uhr.

Zuweilen ruft in Ungeduld
Des Hühnerhofes Padischah,
Der stolze Hahn! Er träumt gewiß,
Daß er die schönste Henne sah;
Zuweilen nur die Katze sucht
Das eingeschlafne Vögelein;
Zuweilen bellt ein Hund hinauf
Zum schlummerlosen Mondenschein.

Wandrer nahn der Schenke sacht
tern rasch den Bretterzaun,
tahl im Gurt! Verwildert weht
art im Angesichte braun;
se, die zinnoberroth
ll an ihrer Lende brennt —
gt, daß es Hufzären sind
Blankensteiner Regiment.

Friedenszeit, ach! jeden Tag
eritt im alten Trott!
Kreuzer Sold, ach! früh und spat
ienst versehn, — du großer Gott!
ts im Wald sich besser, hei,
äuber, als ein freier Mann:
ns behagt, das finden wir,
ers nicht leidet, kommt heran!"...

eiden rasch das Fensterglas
m gezackten Feuerstein,
hwingen sich und steigen rasch
ins stille Kämmerlein.
läft die Maid, das Angesicht
Hochgenuß des Schlummers heiß,
et und es wogt die Brust,
änzt wie Schaum des Meeres weiß.

reißen aus dem warmen Bett
ebeln fest den deutschen Hund,
immer uns sein Angstgeschrei
he in des Dorfes Rund.
ibst und horchst und trennst dem Kind
eiße Hälslein rasch vom Rumpf,
fre nun dein Meisterstück!"...
echen zwei der Räuber dumpf.

ehn. Da fährt das Mädchen auf,
ocken auf vom tiefen Schlaf,
hauert bang und hat geträumt,
e das Beil des Henkers traf;
rt entsetzt, halb schlummernd noch,
hrill ums Haus der Rabe krächzt,
rt entsetzt, wie halb erstickt
ildgeschleifte Vater ächzt.

gt gekrümmt und athmet kaum
lten Schweiß des Angesichts;
ickt empor so flehentlich —
ert: „Närrchen, fürchte Nichts!"...
immig tritt ein Räuber ein:
geschlachtet?"... „Gleich, sogleich!
ch allein, ich hebe schon
rm zum letzten Todesstreich."

gt gekrümmt und athmet kaum,
ert: „Närrchen, fürchte Nichts!
nm, so geh, so rette dich,
Schein des lieben Mondenlichts!
enn er uns sein Gold geschenkt,
rett ich auch den Vater Dein, —
test Du, dann bete mit
verfluchte Seele mein!"...

ht. Er hat sich blitzesschnell
inem Stahl den Arm geritzt,
rudelnd heiß das schöne Blut
elen und das Bett bespritzt;
t das Beil, und färbt die Hand,
den Mantel und den Schuh,
Pfühl auf Pfühl, und legt und deckt,
t er eine Leiche zu.

Und grimmig tritt ein Räuber ein:
„Ist sie geschlachtet?"... „Still und todt!
Das Taubenblut, es schminkt gewiß
Mein Angesicht, das blasse, roth.
Doch tödtet noch den Alten nicht,
Bevor er uns die Schätze weist,
Vergraben tief, und schlau versteckt
Im finstern Kellerloch zumeist!"...

2.

Sie war durchs Kammerfensterlein
Gestiegen auf die Straßen still,
In fieberischer Todespein
Nach Hülfe rufen will.

Umsonst, umsonst! mit Macht, mit Macht
Die Angst den zarten Busen schnürt,
Wie wenn ein böser Traum der Nacht
Ans Bett Gespenster führt.

Da braust es wie des Sturmes Well,
Horch Peitschenknall und Roßgetrapp!
Drei Kreuze schlägt der Reiter schnell.
Es zuckt, es stutzt der Rapp....

„Bist du ein ruhelos Gespenst?
Und sprich und wie erlös ich dich?
Wo flammt die Glut, in der du brennst?
Ich folge, führe mich!"...

„Ich brenne nicht in Höllenglut,
Bin nicht ein grabentstiegner Geist,
Bin ein Geschöpf aus Fleisch und Blut,
Das Gott den Herren preist!

Ich bin des Schenken Töchterlein,
Und bin den Schlächtern bang entflohn,
Die räuberisch den Vater mein
Mit blankem Beil bedrohn."...

Des deutschen Wirthes Töchterlein?
Ich sah dich nicht in Jahr und Tag,
Bist groß geworden, schmuck und fein,
Seit ich auf Haiden lag."

„Da nimm den Zaum, hin muß der Rapp,
Wo tief der Sand den Grund bedeckt,
Daß seines Hufes dumpfer Trapp
Die Räuber nicht erschreckt.

Sei stumm und still! Ich rufe dann
Zum Kampf die Freunde schnell herbei,
Mit Axt und Sense, Mann an Mann,
So schlagen wir die Drei"...

Sie faßt den Zaum, es bebt die Hand,
Der Busen nackt, die Füße bloß!
Und setzt sich frierend auf den Sand,
Und weint in ihren Schooß.

Da neigt den Kopf das treue Roß,
Haucht wärmend an das Mädchen bleich —
Und eine Sternenschnuppe schoß
Erlöschend in den Teich.

„O, wenn die Sternenschnuppe streicht,
Dann bricht ein Herz auf Erden hier!
Schon steht mein Vater jetzt vielleicht,
O großer Gott, vor Dir!"...

3.

„Horch! Horch! Was regt sich in der Runt?
Ihr Freunde laßt uns eilen!
Laß tödten uns den deutschen Hund!“...
„Ei laßt uns immer weilen!
Schön Rößlein steht im Stalle noch,
So geht und seht und stehlt es doch;
Ich mag indeß dem Alten
Den morschen Schädel spalten!“...

Zwei gehn ... — „Nun sieh ich rette Dich.
Die Fesseln kann ich lösen.
Nicht weine, Mann, — doch segne mich,
Den wüsten Sohn des Bösen!
Leg mir aufs Haupt die Hände lind,
Und wisse nur, es lebt Dein Kind.
Ich hab mit meinem Blute
Gerettet Dir die Gute! ...

Flieh, flieh!“ da brauft es dumpf im Thurm
Da wogt es in den Gassen:
Und Kameraden auf zum Sturm!
Die Hunde losgelassen! —
Und Mann an Mann, in Saus und Braus
Umringen sie das stille Haus,
Die Art ans Thor gewittert,
Daß es mit Macht zersplittert.

Triumph, so brüllt der volle Chor!
Die Raubgesellen rennen:
„O kennt ich nicht, ich alter Thor
Das Haus zu Asche brennen?
Dann konnten wir so schön, so bald
Entfliehen in den sichern Wald,
Indeß die Gottverfluchten
Den Brand zu löschen suchten!

Ha wie die Bauern, uns zu fahn
Die Bullenbeißer hetzen,
Die Thiere mit dem scharfen Zahn
Die Mäntel uns zerfetzen!“...
Und schnaubend stürmt das Volk herbei,
Und fluchend, keuchend fliehn die Drei,
Von zwanzigfachen Bissen
Die Beine wund gerissen.

„Nun Brüder, rechts! Ich sehe dort
Ein schwarzbemähntes Fohlen,
Ha, drauf geschwungen! — fort und fort
Wie auf des Windes Sohlen!
Doch seht, was glänzt und zuckt und liegt
Ans schwarze Rößlein eng geschmiegt?“...
„Der Sand, der weiße, flimmert
Vom vollen Mond beschimmert.“

Und fliehend schleudern sie den Blitz
Der Streitart vor die Hunde,
Und raffen auf die Steine spitz
Sie schleudernd in die Runde,
Daß wenn der Kies am Boden rollt,
Flugs hinterdrein die Meute trollt,
Hui nach dem Ziele laufend,
Und um den Brocken raufend.

Sie jagen rechts, sie jagen heiß,
Da steht die bleiche Dirne,
Im Nachtgewande schloßenweiß,
Verschwörend die Gestirne!
Und angstgefoltert rufen zwei:
„Von Blut ist mein Gewissen frei,
Ich hab Dich nicht erschlagen,
Der hat die Schuld zu tragen!“...

„Daß Ihr die Last von Eurer Brust
Auf mich zu wälzen strebet!
Und ist es Euch noch nicht bewußt,
So hört: die Dirne lebet!“...
„Hast uns verrathen? schlugst sie nicht?
Hast uns verkauft, Du feiger Wicht?“...
Und tauchen ihm in die Seite
Den Stahl — und rennen ins Weite!

Ha, wie die Bullenbeißer jach,
Sich um die Leiche balgen!
Auf, auf, und jagt den Beiden nach,
Und holet sie zum Galgen!
Der Köter hängt an ihrem Ohr
Triumph! so brüllt der ganze Chor,
Lebendig eingefangen,
Und nächsten Mond gehangen! ...

O schöne Sommernacht, es ist
Dein Zauber dir genommen!
O schöne Sommernacht, Du bist
Um deinen Frieden kommen!
Du hast den Weidenbaum belauscht,
Der auf dem Acker Gottes rauscht,
Und sahst in Mutterzähren
Die Rose still gebären.

Hast dein geheiligt Werk bestellt,
Gekühlt so manche Stirne!
Und schautest eine große Welt
Im kleinen Menschenhirne;
Und sahst mit ihren Herbsten fahl,
Und sahst mit Sang und Maienstrahl
Des Herzens Jahreszeiten
An dir vorübergleiten;

Und hast die Mutter still beschaut,
Vom warmen Lager springend,
Ihr schreiend Kindlein liebetraut
In süßen Schlummer singend —
Und dürstend, saugend hängts in Lust
An der geduldigen Mutterbrust —
Und hörtest Engel reden
Von dem verlornen Eden!

O, schließ den Bilderkasten zu,
Die Sterne sind verglommen,
Im Thurm hat nicht die Glocke Ruh,
Die Menschen gehn und kommen.
Die Peitsche gellt, des Reiters Spora.
Es stößt der Hahn ins Wächterhorn,
Schon schickt sich an der Morgen
Für Duft und Thau zu sorgen ....

Triumph, Triumph! Hei, Saus und Braus!
Die Massen wogen dichter,
Noch schlummertrunken tritt heraus
Des Dorfes weiser Richter.
Mit Fesseln sind die Schergen nah
Und lautlos stehn die Räuber da,
Und knirschen mit den Zähnen,
Und wissen Nichts von Thränen!

Wolfgang Müller von Königswin

Wie Müllers lyrische Dichtungen, s
auch beinahe seine sämmtlichen epischen G
die größeren, wie die kleineren, dem
und der Verherrlichung desselben gewidm
in ihnen weht auch der heitere leichte
der jene belebt; doch soll damit nicht ges

ein ernster Ton nicht auch gelinge. inen zahlreichen epischen Dichtungen Ganzen die kleineren den großen vor- die er in den Balladen und Roman- sfeld. 1842) und in der „Lorelei" 851. 3. Aufl. 1858) sammelte; daß aber nicht alle gleichen Werth haben, dadurch bedingt, daß er die Absicht e gesammte Sagenwelt des Rheins arzustellen, er daher hie und da eine einschob, die er nur der Vollständig- Stoffs wegen abfaßte; es sind diese can zu erkennen, daß deren Schluß n ist. Indem er in der „Lorelei" den n seinen Quellen bis zu seinen Mün- oerfolgt und auch die Nebenflüsse in s seiner Bearbeitungen zieht, giebt er reichhaltige Sagengeschichte, in der e mythischen als die historischen Sagen bedacht sind, welchen sich Legenden und anschließen. Manche von ihnen sind n Epen erweitert, wie z. B. „Der mel", „Die sieben Schwaben". Einige auf eigener Erfindung, es sind diese Wenigsten gelungen, wie es denn über- n Dichter an schöpferischer Erfindungs- gelt, was aus seinen größeren Dich- m Schärfsten hervortritt, in denen er e, aus theils bekannten Märchen oder Dichtungen entlehnt, ohne sie selbst- u verarbeiten; vielmehr scheint er von orbildern so mächtig bedrückt, daß er ihrer Auffassungs- und Darstellungs- st befreien kann. Es ist dieß schon in alladen und Sagen bemerklich, von ejenigen am Schwächsten sind, deren on von Andern behandelt worden war, as Mahl zu Heidelberg", „Der bucklige ", „Nichts Neues", das von der Hebel- ählung weit übertroffen wird.

s erste größere Dichtung „Die Rhein- rankf. 1846) stellt Natur und Leben, d Geschichte des Rheins in lebens- mälden dar, die freilich nur lose zu- halten werden, aber für sich betrachtet r Wirkung sind. Der „Rheinfahrt" Die Maikönigin. Eine Dorfgeschichte " (Stuttg. u. Tüb. 1852), die einen rtschritt in der künstlerischen Behand- Stoffs beurkundete. An die Geschichte ebenden anlehnend, die durch Beharr- n Seite des Mädchens, durch Muth, ng und jegliche Tüchtigkeit von Seite iebten den Bauernstolz des Vaters be- ebt der Dichter eine vortreffliche Dar- es Dorflebens in den Rheingegenden, ach einander die Weinlese, das Drei- Birthshaus, die Feier des St. Mar- s, die Winterbeschäftigung und die st, der Eisgang und das Maifest in hen Gemälden vorgeführt werden. Al- bilden diese Schilderungen den Kern ung, aber sie sind mit großem Geschick zählte Begebenheit verwebt, so daß sie organischen Theilen der epischen Hand- den. Als Kunstwerk betrachtet, steht inz Minnewin. Ein Mittesommer- chen" (Köln 1854) nicht gleich, da und zwar besonders in den ersten Ge- e Reflexion zu stark hervortritt. Den Stoff hat der Dichter dem Amerikaner Wa- shington Irving entlehnt, zugleich aber manche Züge aus andern Märchen und bekannten Dich- tungen hineingearbeitet. Obgleich Wieland, dem der Dichter ohne Zweifel nachgestrebt hat, keineswegs weder in der Behandlung der Form, noch in der Ausführung erreicht ist, so ist das Ganze doch erfreulich, besonders durch den liebenswürdig humoristischen Ton, der das Ge- dicht belebt. Weniger reflectierend und besser angelegt ist „Der Rattenfänger von Sankt Goar. Rheinische Kleinstädtergeschichte" (Köln 1854; 2. Aufl. 1857). Der Dichter ist darin wieder ganz in seinem Element, der Schilderung des Lebens am Rhein, von welchem er eine neue und eigenthümliche Seite poetisch darstellt; denn wenn sich auch die Kleinstädterei mit ihrem philiströsen Charakter im ganzen lieben Deutschland ähnlich sieht, so hat sie doch überall wieder ihre eigenthümlichen Färbungen, und die rheinische ist jedenfalls eine der interessan- testen, und Müller hat dieses Leben eben so scharf aufgefaßt als glücklich dargestellt. Wie im „Rattenfänger", so fehlt es auch in „Johann von Werth. Eine deutsche Reitergeschichte" (Köln 1858) nicht an mancherlei Entlehnungen aus andern Schriften, in jenem aus Hebel, in diesem aus dem „Simplicissimus", aus Löher und ebenfalls aus Hebel und auch hier erreicht Müller seine Vorbilder nicht. Mit der Ge- schichte des berühmten Reitergenerals wollte der Dichter zugleich ein Gemälde der Zeit des 30jährigen Kriegs geben; er suchte, die Ereig- nisse und Gestalten lebendig und interessant zu gruppieren, so daß die Staatsgeschichte nicht zu viel Raum einnehme, die Schlachten nicht zu bunt auf einander folgten, das culturge- schichtliche Element durchleuchte und man das Bild des Helden nicht aus den Augen verliere. Es ist ihm dieß auch bis auf einen gewissen Grad gelungen; nur ist das Historische doch zu weit ausgedehnt und zugleich für Leser, die die Geschichte nicht kennen, zu knapp gehalten. Die Anlage des Gedichts ist übrigens recht glücklich und die Darstellung im Ganzen gelungen, nur fehlt es der Schilderung der Schlachten an An- schaulichkeit; es treten die einzelnen Gestalten sowohl als die Massen zu wenig hervor. Sein Erzählertalent hat Müller in seinem letzten epischen Gedicht „Aschenbrödel" (Frankf. 1862) von Neuem beurkundet; und es würde das Ge- dicht gewiß noch schönere Wirkung hervorbringen, wenn es nicht in den vierfüßigen reimlosen Trochäen abgefaßt wäre, die ihn, wie so viele Andere, zur Breite gezwungen haben.

Müllers epische Dichtungen haben im Allge- meinen keinen höhern Kunstwerth, aber es sind ihnen bedeutende Vorzüge nicht abzusprechen. Vor Allem bewundern wir an ihm die schöne Mäßigung, die ihn jede Uebertreibung ver- meiden läßt. Seine Sprache ist reich und ge- bildet, seine Verse sind wohllautend, seine Reime beinahe immer glücklich und ungesucht. Er ist weder in Gedanken noch in Darstellung neu, aber jene sind immer schön und diese ist immer einfach, ruhig und klar. Er ist über- haupt nicht schöpferisch, aber er besitzt das Talent, den Stoff, wenn er sich nicht von irgend einem Vorbild beherrschen läßt, gewandt und anschaulich zu entfalten.

1. Schwert und Pflug.

Einſt war ein Graf, ſo geht die Mär,
Der fühlte, daß er ſterbe;
Die beiden Söhne rief er her,
Zu theilen Hab und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
Rief dann der alte Degen;
Das brachten ihm die Söhne werth —
Da gab er ſeinen Segen.

„Mein ältſter Sohn, mein ſtärkſter Sproß,
Du ſollſt das Schwert behalten,
Die Berge mit dem ſtolzen Schloß,
Und aller Ehren walten! —

Doch dir, nicht minder liebes Kind,
Dir ſei der Pflug gegeben,
Im Thal, wo ſtille Hütten ſind,
Dort magſt du friedlich leben!“ —

So ſtarb der lebensmüde Greis,
Als er ſein Gut vergeben;
Die Söhne hielten das Geheiß
Treu durch ihr ganzes Leben.

Doch ſprecht, was ward denn aus dem Stahl,
Dem Schloſſe und dem Krieger?
Was ward denn aus dem ſtillen Thal,
Was aus dem ſchwachen Pflüger?

O, fragt nicht nach der Sage Ziel,
Euch künden rings die Gauen:
Der Berg iſt wüſt, das Schloß zerfiel,
Das Schwert iſt längſt zerhauen!

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
Im lichten Sonnenſchimmer,
Da wächſt und reift es weit und breit:
Man ehrt den Pflug noch immer.

2. Der Mönch von Heiſterbach.

Ein junger Mönch im Kloſter Heiſterbach
Luſtwandelt an des Gartens fernſtem Ort;
Der Ewigkeit ſinnt ſtill und tief er nach,
Und forſcht dabei in Gottes heilgem Wort.

Er lieſt, was Petrus der Apoſtel ſprach:
Dem Herren iſt ein Tag wie tauſend Jahr,
Und tauſend Jahre ſind ihm wie ein Tag! —
Doch wie er ſinnt, es wird ihm nimmer klar.

Und er verliert ſich zweifelnd in den Wald;
Was um ihn vorgeht, hört und ſieht er nicht.
Erſt wie die fromme Veſperglocke ſchallt,
Gemahnt es ihn der ernſten Kloſterpflicht.

Im Lauf erreichet er den Garten ſchnell,
Ein Unbekannter öffnet ihm das Thor,
Er ſtutzt, — doch ſieh, ſchon glänzt die Kirche hell,
Und draus ertönt der Brüder heilger Chor.

Nach ſeinem Stuhle eilend tritt er ein —
Doch wunderbar — ein Andrer ſitzet dort!
Er überblickt der Mönche lange Reihn,
Nur Unbekannte findet er am Ort.

Der Staunende wird angeſtaunt ringsum:
Man fragt nach Namen, fragt nach dem Begehr.
Er ſagts. — Da murmelt man durchs Heiligthum:
„Dreihundert Jahre hieß ſo Niemand mehr!“

„Der Letzte dieſes Namens,“ tönt es dann,
„Er war ein Zweifler und verſchwand im Wald;
Man gab den Namen Keinem mehr fortan.“ —
Er hört das Wort, es überläuft ihn kalt.

Er nennet nun den Abt und nennt das Jahr,
Man nimmt das alte Kloſterbuch zur Hand;
Da wird ein großes Gotteswunder klar:
Er iſts, der drei Jahrhunderte verſchwand!

Ha, welche Löſung! Plötzlich graut ſein Haar;
Er ſinkt dahin und iſt dem Tod geweiht.
Und ſterbend mahnt er ſeiner Brüder Schaar:
„Gott iſt erhaben über Ort Zeit.

Was er verhüllt, macht nur ein Wunder klar;
Drum grübelt nicht, denkt meinem Schickſal nach!
Ich weiß, ihm iſt ein Tag wie tauſend Jahr,
Und tauſend Jahre ſind ihm wie ein Tag!“

3. Kurfürſtliche Rechtspflege.

Herr Max Franz hält zu Bonn ſeinen Hof
Als Kölner Kurfürſt und Erzbiſchof
Führt Krummſtab und Scepter dem Volk zum Dau
Und liebte auch Luſt und Witz und Schwank. —
Einſt, da er eben Grillen fieng,
Sah er durchs Fenſter — das Fenſter gieng
Grad in den breiten Schloßhof hinein —;
Dort erblickt er ein armes Bäuerlein.
Das Männchen im blauen Kittel ſtand
Gar traurig und weinte und rang die Hand.
„Da möcht ich doch wiſſen, meiner Seele,
Was dieſem armen Teufel fehle!“ —
Er öffnet das Fenſter, ſo wie er ſprach,
Und winkte den Bauer in ſein Gemach.
Gar ängſtlich und zaghaft trat er heran.
Der Kurfürſt fragte: „Was fehlt dir, Mann?“
Und Jener nahm ſich bald ein Herz
Und klagte einfach mit bitterem Schmerz
Wohl über die Herrn auf der Kanzlei,
Und wie dort kein Recht zu holen ſei,
Wie ſie ihn ſchon ſeit Jahren und Tagen
Vertröſteten, ohne Beſcheid zu ſagen. —
Max Franz, der forſchte nach dem Recht
Und ſprach: „Ja langſam iſt das Geſchlecht,
Doch will ich ihnen Beine machen.
Sie ſollen dir ordnen Deine Sachen!
Sei nur im Herzen fröhlich und munter,
Und geh gleich zu den Herren hinunter
Und frage ſie, wie das Urthel ſteh,
Und thun ſie aufs Neu dir mit Grobheit weh,
Dann rufſt du den Kanzliſten: Marſch!“
Und er ſprach vier Worte: ....
Der Spruch wars, den Götz von Berlichingen
Einſt durch das Fenſter ließ erklingen;
Der Vater Göthe hat ihn geſchrieben,
Ich thus nicht, weil ihn die Damen nicht lieben. —
Ei, denkt der Bauer, was der Kurfürſt ſprach,
Das geb ich den Herren getroſt aufs Dach. —
Er geht und traut ſchon ſeinem Siege. —
Max Franz folgt ihm hinab die Stiege. —
Blaukittel tritt in die Kanzlei.
Bald hört der Herrſcher drin ein Geſchrei:

'rechen Schurken, haltet ihn feſt!" —
er geſtochen ins Wespenneſt,
auer ſtürmt athemlos heraus,
olgen in ungezügeltem Braus
intenfäſſer und Aktenſtöße
olgen mit verletzter Größe
:rren in Talar und Perrücken,
ollen den Frevler reißen zu Stücken.
oie ſie ſtürmen, poltern, fegen,
tt der Herrſcher ihnen entgegen.
Gott," ſo ruft er, „welch ein Spektakel!
Sündflut, Erdbrand, Aufruhr, Mirakel?
n, Ihr Herren, gebt an den Grund!" —
rren ſie offen Naſen und Mund,
orn verrauchte, und Richter und Schreiber
hen da wie die alten Weiber.
rnſter fährt ſie der Kurfürſt an:
ill jetzt wiſſen, was Ihr gethan!"
otternd erzählte Einer da,
hnen für Schimpf vom Bauer geſchah:
reche Bauer war gar zu barſch,
ach vier Worte: . . ."
pruch wars, den Götz von Berlichingen
urch das Fenſter ließ erklingen;
ater Göthe hat ihn geſchrieben! —
t der Kurfürſt die Hände gerieben,
cheind ſprach er gleicher Weile:
Herrn, hat Das denn ſolche Eile?" —
aute herum gleich einem Luchſe,
ingsum ſchwiegen die Federfuchſe.
agt man, es ließen die Genarrten
auer nicht mehr auf ſein Urtel warten.

Ein Grab in Köln.

des Kloſters weiten Hof, die Gruft deckt jener
graue Stein:
Mauern düſterm Raum lacht frühlingsgrün das
Grab allein,
warm die Roſe drauf, die Wolken drüber halten
ein,
l grüßt es aus der Luft, es glühet drum der Roſen
Schein.

, von dem ich dir erzählt, das wunderſame Brüder-
paar,
rſelben Schmerzenſtund die Mutter ſchmerzenfroh
gebar.
r ſogen Eine Bruſt, Ein Prieſter tauft, ſie am
Altar,
Liebe pflegte ſie, — ſie wuchſen ſtark und wun-
derbar.

inem Haar, mit blauem Aug, darin des Lebens
friſcher Stral,
n ſie die Jugendzeit im Sonnenſchein durch Berg
und Thal.
ß gleich und an Geſtalt und gleich an Herz und
Sinn zumal,
te Jeder ſich mit Luſt an goldner Bruderliebe
Stral.

r Krieg. Die Trommel ſcholl, die Banner wallten
ſtolz hinaus,
erland begeiſtert ließ das Jünglingspaar ſein
Ahnenhaus.
ten die Hengſte ſchnell und flogen zu der Schlachten
Braus,
:sfahnen trugen ſie und ſangen kühn dem Heer
voraus.

So ritten ſie voll wildem Muth des Tags vereint von
Schlacht zu Schlacht,
In Einem Bett verträumten ſie denſelben Traum im Schlaf
der Nacht,
In Luſt und Leid hat Jeder nur des Andern Luſt und Leid
bewacht;
Sie zogen treu verſchlungen heim, als nach dem Sieg der
Friede lacht.

Wenn Einer liebt, wenn Einer haßt, muß Jener dann Das-
ſelbe nicht? —
Sie ſchauten Eine Jungfrau Beid, in beiden Herzen ward
es Licht;
Sie liebten Beide tief und warm, und übten Beide Bruder-
pflicht,
Sie gönnten Beide ſich das Glück und thaten Beide ſtill
Verzicht.

Die Liebſte ſoll des Andern ſein? — Und heimlich zogen
Beide fort.
In heilgem Eifer eilten ſie zugleich an einen heilgen Ort,
Und fanden Beide wieder ſich in eines Kloſters Ruheport;
Sie ſagten ab der frohen Welt, gelobten Beid ihr Prieſter-
wort.

Sie kämpften froh im Heer des Herrn, wie einſt für ihrer
Freiheit Pfand.
Zur Meſſe klang die Orgel laut, die Glocken tönten durch
das Land,
Die Kirchenfahnen flatterten, es rauſchte manches Gold-
gewand,
Und Gottes ſegnend Heiligthum erglänzte in der Brüder
Hand.

Ihr Haar ward grau, ihr Leib ward alt, die Liebe blühte
fort in Luſt,
Es wärmte Jeder ſich als Greis noch an des Bruders glühnder
Bruſt.
Sie ſtarben an demſelben Tag, und Keiner litt des Freunds
Verluſt:
Die Leiber faſſet Eine Gruft, die Geiſter Eine Himmels-
luſt. —

Die Sonne ſinkt. Wie ſpielet hier ſo lind und leis die
Abendluft!
Wie glüht des Weſtens Abſchiedskuß! Wie hellen Gruß
der Vogel ruft!
Es ſtehn, verſchlungen Zweig und Laub, zwei Roſenſträuche
auf der Gruft:
Sie einen hold die Blüthenglut, ſie einen hold den Blüthen-
duft.

Meiſter Tancho.

Zu Aachen durch die Gaſſen
Da tönte luſtger Braus;
Von Mann und Weib verlaſſen
Stand öde jedes Haus.
Mit ſeinem Hofgelage
Kam ſelber Karl zur Schau:
Es war an dieſem Tage
Vollbracht des Domes Bau.

„Gott wird mit Wohlgefallen",
Begann der Kaiſer laut,
„Bewohnen dieſe Hallen,
Die wir ihm aufgebaut.
Für unſrer fleißgen Hände
Vieljähriges Bemühn
Wird reichen Segens Spende
Im Gotteshaus uns blühn.

Doch fehlt der Mund, der helle,
Der uns zu kommen heißt,
Wenn sich der Gnaden Quelle
Im Heiligthum erweist.
Mit ihrem freudgen Schallen
Fehlt noch die Glocke hier,
Drum bringet von Sankt Gallen
Tancho, den Gießer, mir!" —

Der Meister ward gerufen,
Karl reichte ihm zur Stund
Gediegner Silberstufen
Dreitausend schwere Pfund;
Und Kupfererz und Eisen
Gab er in Fülle aus,
Und ließ zur Arbeit weisen
Ihm ein gelegen Haus.

Ans Werk ging unverdrossen
Der rüstge Künstler dann,
Doch seine Thür verschlossen
Hielt er vor Jedermann;
Nicht, daß die Störung ferne,
Ihm lag Betrug im Sinn:
Das Silber hätt er gerne
Vertauscht mit schlechtem Zinn!

Und als dahin drei Wochen,
Da war das Werk vollbracht;
Die Form ward abgebrochen:
Ha, wie die Glocke lacht!
Seht nur die hellen Bilder,
Die Sprüche Zeil an Zeil,
Im Sonnenglanz die Schilder!
Dem wackern Meister Heil! —

Mit freudgen Angesichtern
Steht rings das Volk im Kranz,
Doch in des Erzes Lichtern
Merkt Keiner falschen Glanz.
Man zieht zur Glockenstuse
Die Glock und fügt sie ein,
Und frohe Jubelrufe
Erschallen mächtig drein.

Und Karl ritt aus der Menge
Zuerst zu läuten vor,
Er rührt die Glockenstränge —
Kein Laut tritt in sein Ohr:
„Nichts liegt an meiner Stärke,
Die regte Größres schier,
Es lieget an dem Werke.
Den Meister rufet mir!"

Und Tancho tritt zur Mitten,
Im Auge grimme Glut,
Er geht mit schwanken Schritten,
Er reißt am Seil mit Wuth.
Ein Prasseln und ein Toben
Dröhnt durch die Balken dann;
Der Klöpfel fällt von oben
Und trifft den falschen Mann.

Wie sie ihn stürzen sehen,
Und sehn des Blutes Lauf,
Da staunt das Volk, da gehen
Ihm erst die Augen auf.
Und weitum Alles schweiget;
Der alte Kaiser spricht:
„Wo Gottes Hand sich zeiget,
Da reden Menschen nicht!"

Moritz Rappaport.

Dr Moriz Rappaport

Moritz Rappaport, geb. zu Lemberg a
9. Febr. 1808, widmete sich, nachdem er
seiner Vaterstadt und seit 1822 in Wien d
Gymnasium absolviert hatte, nach dem Wunsc
seines Vaters, eines durch Geistesreichthum au
gezeichneten Israeliten, dem Studium der M
dizin. Sein poetisches Talent, das schon fri
erwachte, nährte sich gleichzeitig an der älte
hebräischen Poesie und der deutschen Literatu
Als er im J. 1833 zum Doctor der Medizi
promoviert worden war, kehrte er in die Heim
zurück, wo er bald eine ausgebreitete Prax
gewann. Um einen Mittelpunkt für das deu
sche Element zu gründen, gab er eine literarisch
Zeitung „Leseblätter" heraus, die sich bald eine
großen Rufs und Leserkreises erfreute. Im J
1848 nahm er an den politischen Bewegunge
regen Antheil, die „Constitutionsweihe un
Amnestie" war das erste ohne Censur in G
lizien gedruckte Gedicht, welchem eine Zahl ar
derer politischer Dichtungen folgten. Bei ein
tretender Reaktion zog er sich von dem politi
schen Leben zurück, erwarb sich jedoch als Mitglie
des Stadtraths, in welchem er im Geiste de
Freiheit wirkte, und als Leiter des Lemberge
Spitals vielfache Verdienste.

Außer den früher schon erwähnten hebrä
schen Gesängen und den obengenannten politi
schen Liedern verfaßte Rappaport mehrere G
legenheitsgedichte, die wegen ihres gediegene
Inhalts und ihrer schönen Form großen Beifa
fanden. Er besang in denselben Deutschland
geistige Größen, deren Bedeutsamkeit er ti
erfaßte und poetisch zur Anschauung brachte

Seinen Manen geweiht" (Wien 1852), zur Schillerfeier" (Lpz. 1859); „Am ge Moses Mendelssohns" (Ebd. 1860); ıcht zur Lessingfeier" (Ebd. 1860). Vor- ı hatte er eine größere Dichtung ver- ɣt: „Mose. Episches Gedicht" (Ebd. die ihm verdienten Beifall erwarb. Wenn Wechsel der Form nicht zu billigen ist erste und fünfte Gesang sind in Can- ie mittleren Gesänge in Octaven abge- wenn auch chronologische Erzählung ɔensgeschichte die künstlerische Gestaltung ıfkommen läßt, so hat der Dichter da- hern Takt und Geschmack darin bewie- ɜ er nur die wichtigsten Momente aus ɔen des großen Gesetzgebers behandelt nche Einzelnheiten übergeht, die wegen etischen Bedeutsamkeit manchen andern zur Behandlung gereizt hätten, wodurch ɜ Ebenmaß der Dichtung verloren ge- sein würde. Die Dichtung ist gleich- ɔn religiöser und poetischer Begeisterung ; man fühlt es ihr bald an, daß der ihr seine ganze Liebe gewidmet, daß er r Verehrung für den großen Propheten ngen ist, der das Gesetz verkündigte, er sich nach so vielen Jahrtausenden

e merkwürdige und einigermaßen auch Erscheinung ist ein zweites Gedicht o" (Lpz. 1863). Es besteht dasselbe ı Abtheilungen, deren erste eigentlich ang zur zweiten gedacht werden sollte. r nämlich ist die Geschichte einer jüdi- ımilie erzählt, die in Folge der Ver- ɟeit in den religiösen Ansichten der ein- Mitglieder untergeht. Der Vater, ein r Jude und reicher Kaufmann, ist durch ɔtudium und den Einfluß seiner gebil- ıd gemüthreichen Frau, einer Deutschen, ıterten Ansichten gelangt; ihm steht ein gegenüber, der streng an den alten Ge- ı hängt und durch die Macht seiner Rede ıer Ueberzeugung es dahin bringt, daß ɔn Zweifeln gefoltert wird. Der Gegen- beiden Ansichten ist mit Talent und rgestellt, und der Dichter hat die ent- ɐtzten Meinungen mit so klarer Objec- usgesprochen, die Gründe und Gegen- mit solcher Schärfe entwickelt, daß man g auf dessen eigene im Zweifel wäre, ıcht das Ende auf das Entschiedenste , daß er den reformatorischen Bestre- im Schooße des Judenthums zugethan n wesentlichem Einfluß auf die Ent- ist der Sohn des Kaufmanns, der das e Haus an dem Tag heimlich verläßt, sich mit einer liebenswürdigen Ver- vermählen soll, um einer Seiltänzerin n, zu der er eine leidenschaftliche Nei- faßt hatte. Die Nachricht seiner Ent- bringt dem Vater und der Braut den aber schließt sich der Seiltänzertruppe wird ihr Bajazzo, was der Dichter frei- t ausdrücklich sagt, aber deutlich genug ı läßt. Zur Begründung der im Laufe ichts ausgesprochenen Ansichten hat der einige allegorische Erzählungen einge- die auch selbst dann von großer Wir- ɔ, wenn man die allegorische Beziehung unberücksichtigt läßt. In einer derselben ist die bekannte Sage von der Matrone zu Ephesus mit großem Glück selbstständig bearbeitet. Dieser Bajazzo nun bildet den Mittelpunkt der ersten Abtheilung, indem ihm die Betrachtungen über mannigfaltige Lebensverhältnisse zugeschrieben werden. Die einzelnen Abschnitte waren ursprünglich selbstständige Gedichte, die mit einander in keinem Zusammenhang standen. Sie haben meist eine satyrische Tendenz, indem sie die verschiedenen Erscheinungen im Gebiete des politischen, religiösen, bürgerlichen und literarischen Lebens in ihrer Haltlosigkeit darstellen. Erfreulich ist der gesunde und vaterländische Sinn, der sich darin ausspricht. Mit feinem Takt und richtiger Beobachtung ist unter Anderm der deutsche Staatsmann geschildert, der in der neuesten Zeit auf die Umgestaltung der deutschen Verhältnisse einen so wesentlichen Einfluß ausgeübt hat.

Aus „Bajazzo".

Ein Mägdlein jung spazieren gieng,
Es war ein Kind, ein schönes,
Voll Sorgen ihm das Köpfchen hieng,
Es denkt an Dies und Jenes.
Und wie es so dachte an Allerlei,
Da gieng es an einer Grube vorbei,
Und wie die Gedanken im Kopfe ihr wallen,
Da ist die Jungfrau in die Grube gefallen.

Ein Jüngling grad vorüber zieht,
Hört bang ein Schreien, Weinen,
Und wie er in die Grube sieht,
Spricht er zur herzgen Kleinen:
„Ich will dich befreien aus Noth und Pein,
Doch gieb mir erst das Versprechen dein,
Gelobe als Gattin mir anzugehören,
Mir Hand und Herz und Lieb zu gewähren."

Versprichts die Jungfrau, und ernennt
Als Zeugen dieses Bundes
Die Katze, die vorüber rennt,
Die Grube, stummen Mundes.
Da steigt er so lustig zur Tiefe hinab,
Befreiet das Liebchen aus sumpfigem Grab,
Und Beide bekräftgen, das heilge Versprechen
Mit Treue zu wahren, und nimmer zu brechen.

Die Jungfrau harrt — ein Jahr entflieht,
Kein Jüngling läßt sich blicken,
Ein zweites rasch vorüberzieht,
Kein Jüngling läßt sich blicken.
Sie harret, und harret, getreulich dem Eid;
Er aber hat eine Andre gefreit,
Eine Andre treulos zur Gattin erkoren.
Die hat ihm ein Knäblein, ein holdes geboren.

Und an der vollen Mutterbrust
Gedeihts zu kräftgem Leben,
Der Eltern Glück, der Eltern Lust,
Ein frisches Röslein eben.
Erschallet auf Einmal ein Jammergeschrei,
Voll Schrecken eilet die Mutter herbei,
Todt liegt der Knab zu der Wärterin Füßen,
Es hat ihn die Katze, die schlimme, gebissen.

Der Himmel gnädig niederblickt
Zu einer Mutter Sorgen,
Ein zweites Knäblein sie beglückt,
So strahlend wie der Morgen.
Und wie da der Lenz die Blumen verstreut,
Da spricht zur Wärtrin die Mutter erfreut:
„Mein Söhnchen so süß, hinaus mußt du wandern,
Mein Blümchen so hold, zieh hin zu den Andern."

Nach schaut noch lang ihr treuer Blick
Der Wärtrin, die gegangen,
Bald kehrt mit Schluchzen sie zurück,
Entsetzt, mit fahlen Wangen.
„O Herrin! o Herrin! ein Unglück so schwer!
Der Liebling, der süße, er ist, ach, nicht mehr!
Er spielt unter Blumen mit kindlichem Lallen,
Und ist in die Grube, die tiefe, gefallen."

Zerrauft die Mutter wild ihr Haar
Mit krampfgewundnen Händen,
Weint blind sich fast das Augenpaar,
Der Jammer will nicht enden.
Aber der Vater, vernichtet, zerstört,
Todtbleich dastitzet, still in sich gekehrt,
Der Mund ist verstummt, kein Laut ihn geweckt,
So sitzt sieben Tag er, am Boden gestreckt.

Dann mit des Ernstes Vollgewicht
Erhebt er sich vom Orte,
Wäscht Hände sich und Angesicht,
Und spricht die schweren Worte:
„Nicht klaget die Katze, die Grube nicht an!
Es haben die Zeugen die Pflicht nur gethan;
Es waltet kein Zufall, die Summe des Leides
Sie ist die Frucht bloß gebrochenen Eides!"

Friedrich August von Heyden.

So bedeutend Friedrich von Heydens Talent für das Lyrische ist, so hat er doch als Epiker noch Größeres geleistet. Seine epischen Dichtungen zeichnen sich durch glückliche Wahl und ebenso glückliche Durchführung des Stoffes aus. In allen entwickelt er eine große Erfindungsgabe und reiche Phantasie, wie ein nicht gewöhnliches Talent der Gestaltung; die Charaktere sind kräftig und mit großer Wahrheit gezeichnet, die Erzählung ist klar, selbst wenn die Begebenheiten in reicher Fülle zuströmen, die Schilderungen der Zustände wie der Naturscenen zeugen von tiefer Beobachtung, und endlich beherrscht er die Sprache wie die Form mit gleicher Meisterschaft.

Sein erster Versuch „Die Gallione" (Lpz. 1825) ist zwar noch ohne Sicherheit der Behandlung in Composition und Darstellung; dagegen erwarb ihm schon der zweite „Reginald. Romantisches Gedicht in 5 Gesängen" (Berlin 1836), den er schon im J. 1838 vollendete, allseitige Anerkennung. Er erzählt darin die Geschichte zweier Zwillingsbrüder, von denen der Eine, Reginald, schon bei seiner Geburt der Mutter entrissen und heimlich erzogen worden war, so daß ihn Niemand kannte, während er selbst, nach langer Abwesenheit in Palästina in die Heimat zurückgekehrt, seinen Bruder Heinrich erkannte und für ihn eintrat, als dieser von den Feinden gefangen genommen war. Es war freilich gewagt, die Aehnlichkeit von Zwillingsbrüdern, d. h. einen Stoff, der sich vorzüglich für das Lustspiel eignet, zu einem ernsten Epos zu verwenden; aber man muß gestehen, daß Heyden ihn mit großem Glück durchgeführt hat. Weit bedeutender ist jedoch „Das Wort der Frau" (Lpz. 1843; 16. Aufl. 1868), über dessen Tendenz er sich selbst in einem Briefe an Th. Mundt folgendermaßen aussprach: „Der große Gedanke der Frauenemancipation ist von diesem Zeitalter auf das Kläglichste und Gemeinste mißverstanden worden, und zwar nur allein deshalb, weil es keine Epoche gab, welche an den Begriff wahrer — nicht bloß in Formen beruhender — menschlicher Freiheit und Liebe ärmer war als die gegenwärtige. Ich wollte im „Wort der Frau" anschaulich machen, daß die Zeit, welche man in der deutschen Geschichte vorzugsweise die echt deutsche und starke mit Grund nennt, den Frauen die würdigste Beachtung widmete, und daß die Helden jener Perioden ihnen deshalb gestatteten, stark, frei und bedeutend zu sein, weil ihr eignes Wesen nur auf Kraft und Freiheit fußte, und weil Liebe und Treue in ihnen war." Wenn gegen diese Anschauung der Hohenstaufenschen Zeit auch Manches eingewendet werden könnte, so war der Dichter doch befugt, sie in dem von ihm angegebenen Sinn aufzufassen, und er hat sie mit großem Glück durchgeführt. Kaiser Heinrich VI. und dessen Oheim, Pfalzgraf Konrad, Bruder Friedrichs I., (Dieß ist in gedrängten Zügen der Inhalt der Dichtung) beabsichtigen, Konrads Tochter Agnes mit Philipp August von Frankreich zu vermählen; ihre Mutter Irmengard erklärt sich gleich Anfangs unbedingt dagegen, weil sie nicht bloß den Glanz der Stellung, sondern vor Allem das Glück ihrer geliebten Tochter im Auge hatte, die schon als Kind mit dem Sohn Heinrichs des Löwen von Kaiser Friedrich verlobt worden war und die kindliche Neigung zu demselben noch bewahrte. Die Beiden hatten sich zwar seit lange nicht mehr gesehen, aber ein glücklicher Zufall brachte sie wieder zusammen und fachte die Neigung zu leidenschaftlicher Liebe an. Obgleich nun Kaiser Heinrich und Konrad der Verbindung der Liebenden ihr Machtwort entgegensetzten und auch Heinrich der Löwe, der stolze Welfe, aus Haß gegen die Waiblingen erklärte, daß er nie in die Vermählung der Liebenden einwilligen würde, so siegte doch die Mutterliebe, die weibliche Milde, Entschiedenheit, Kraft und List über die unbesiegbar scheinenden Hindernisse, und sie erkämpfte die Einwilligung aller Widerstrebenden, nachdem sie die Liebenden schon heimlich hatte trauen lassen. Wir theilen die schöne Stelle mit, in welcher die Pfalzgräfin, nachdem ihr Gemahl schon seine Einwilligung gegeben, die Rechte des Weibes gegen die rohe Willkür des Kaisers vertheidigt und alle Betheiligten, zuletzt sogar den Kaiser gewinnt.

Der herrlichen Gestalt der Pfalzgräfin stellt der Dichter im „Schuster zu Ispahan. Neupersische Erzählung in Versen" (Lpz. 1850) das Bild einer gemeinen Frau entgegen, das, um der Eitelkeit zu fröhnen, keinen Anstand nimmt, das Leben ihres Mannes der größten Gefahr auszusetzen. Sie quält ihren Mann, den Schuster Ahmet, so lang, bis er sich für einen Stern-

en ausgiebt, damit er durch reichen Ge-
ihr ähnlichen Schmuck verſchaffe, wie
e Frau des Hofaſtrologen beſitzt. Der
will, daß der erſte Verſuch über Er-
gelingt, und ſo treibt ſie ihn ſtets
zu neuen, gefährlicheren Verſuchen. Das
ſteht ihm jedoch immer zur Seite, und
gewinnt ihm ſeine Schönheit und ſein
liebenswürdiger Charakter die Liebe der
des Schah und die Freundſchaft des
n Abbas, der durch ihn das Vertrauen
Vaters und Antheil an der Macht er-
wofür er mit der Hand der Prinzeſſin
wird, nachdem er ſein ſchlechtes Weib
en. Der anmuthige Wechſel heiterer und
Scenen verleiht der Dichtung großen
für welche der Dichter das Intereſſe nicht
is ans Ende zu erhalten, ſondern mit
Kunſt zu ſteigern weiß.
ie Zeit vor ſeinem Tode veröffentlichte
n Heyden noch „Die Königsbraut. Ge-
n 5 Geſängen" (Lpz. 1851), in welcher
kehrung des Frankenkönigs Chlodwig
Wunder und Liebe in meiſtens gut ge-
Terzinen erzählt wird. Das Gedicht,
nche gute Schilderung darbietet, ent-
auf kleinem Raum eine große Mannig-
it und vermeidet die rhetoriſche Ueber-
die im „Wort der Frau" oft ſtörend
, dem es jedoch in der Behandlung nach-
a es Maſchinen und Perſonen einmiſcht,
z unnöthig erſcheinen, während im „Wort"
uch die untergeordnetſte Perſon zur Ent-
ng der Handlung als nothwendig er-

Aus dem „Wort der Frau."

ſin ohne Zagen zum Kaiſer wendet ſich
et, mein Herr Vetter, kein einzig Wort für mich?
ß ich ſehr bedauern. Steht Euch dieß Feſt nicht an,
Euch alle Pforten des Schloſſes aufgethan."

ſpricht er,— „ſie ſind offen; ich gehe ſtolz hinaus.
laſſe zürnend dem Welfen dieſes Haus,
m Sturm erobert, mein Wort in Trümmer ſchlägt,
h darf nicht beſtehen, das meine Feinde hegt.

ich deutſcher Kaiſer, wies jemals einer war.
ch beleidigt, ſchreitet in äußerſte Gefahr.
s mein eigner Oheim, ja wärs mein einzger Sohn,
n vor allem Andern mein Herrſcheramt, mein
Thron."

lzgraf fährt entrüſtet aus Agnes Armen auf.
iſer", — ruft er drohend, — „zum Abgrund geht
der Lauf.
es nimmer dulden" — „Was wollt Ihr dulden
nicht?"
t Heinrich ein. — „Man ſchweiget, ſo lang der
Kaiſer ſpricht."

mit Euch verhandeln, wird oft der Himmel grau.
der Knecht der Gattin. Ich ſprach mit Eurer Frau,
ine ſtolze Muhme, ſag ſchweren Kampf ich an.
den Weibern anſteht, habt Ihr höchſt keck gethan.

inner ſind zu Lenkern des Schickſals hingeſtellt,
uen ſind zum Dienen geſetzet in die Welt.
n die Frau vermeſſen die Hoffart ſich erlaubt,
nt man ihre Spindel und ſchlägt ihr auf das Haupt."

Aufs Haupt, noch einmal ſag ichs, das ſie zu hoch erhebt.
Ich dulde nicht am Helden, daß er mir widerſtrebt.
Mein Wollen und Beſtimmen darf nur allein beſtehn,
Und ſollt ich deſſentwegen durch Ströme Blutes gehn.

Was ſind mir tauſend Leben bei meinem großen Ziel!
Nicht mehr als Thurm und Läufer in jenem eiteln Spiel.
Was Ihr gethan, zerreiß ich, und werf es in die Glut,
Ich will in meinem Hauſe nicht freches Welfenblut.

Was heut iſt Eure Tochter, nicht kümmert meinen Sinn.
Weib iſt ſie nicht des Welfen, nur ſeine Buhlerin.
Der Bund iſt null und nichtig, den ich genehmigt nicht.
Den eiteln Spruch der Kirche mein Kaiſerwort zerbricht.

Ich hab Euch meine Muhme zum letzten Mal genannt.
Nicht Ihr, nicht Eure Tochter ſeid ferner anerkannt.
Mein Oheim mag es halten, mit wem es ihm beliebt;
Es iſt dieß Wort das letzte, das Euch der Kaiſer giebt."

„Doch wahrlich nicht das letzte", — ſpricht muthig Irmengard, —
„Das Euch, erzürnter Kaiſer, von meiner Seite ward.
Ihr ſeid zu hoch gewachſen in Eurem ſtolzen Glück,
Ich geb in ſtrenger Weiſung Euch Euer Maß zurück.

Ihr ſcheltet, Ihr beleidigt, und ſchmäht Euch ſelbſt damit.
Der Kirche Spruch iſt ewig, liegt außer Eurem Schritt.
Daß Euch der Spruch nicht zuſagt, gilt wahrlich einerlei.
Vermählet ſind die Beiden, und alſo bleibts dabei.

Fürwahr, ſehr übel wär es um Menſchenglück beſtellt,
Wenn Eigenſucht beherrſchte nach Willkür dieſe Welt.
Trotz hundert Kaiſern bleibet die Selbſtbeſtimmung frei,
Danach ward hier gehandelt, und merkt: — es bleibt
dabei.

Dieß Kind iſt meine Tochter, der Mann dort iſt mein Sohn.
Seht nicht nach meinem Hauſe, ſeht nur nach Eurem Thron.
Seid ihr darauf nicht menſchlich, ſo bricht er bald entzwei.
Hier ſteht mir zu das Hausrecht, hier,— und es bleibt
dabei.

Ob Ihr uns anerkennet, ob Ihr mich Muhme nennt,
Acht ich, bei Gott, ſo wenig, als obs in Island brennt.
Was wir ſind, uns zu nehmen vermag nicht Euer Schrei,
Wir geben uns die Würden, und folglich — bleibts
dabei.

Ihr wollt dieß Schloß erobern, zerſtören im Gefecht?
Vergebt mir, mein Herr Neffe, nicht wißt Ihr, was Ihr
ſprecht.
Kein Waibling wird hier ſtürmen; kein Welfe kommt
herbei.
Ich lach Euch aus vom Söller, und ruf: es bleibt dabei.

Ihr habt von mir empfangen vorerſt nun, was Euch frommt.
An Euch, viel edle Fürſten, nun auch die Reihe kommt.
Für eine böſe Sieben ſollt Ihr mich halten nicht,
Wenn hier, ach ſehr genöthigt, mein Mund viel Herbes
ſpricht.

Der Wurm ſelbſt, wenn getreten, hebt ſich und ſticht gar ſehr.
Das iſt der Wurm, und wahrlich, ich bin wohl etwas mehr.
Wenn ich hier wiederholte mehrfach der Worte drei,
Will ich, mit Gunſt, erläutern den Spruch: Es bleibt
dabei.

Montjoie! ruft der Franzoſe beim Angriff in der Schlacht.
Hie Waibling hie! — der Deutſche, wenn er den
Sieg ſich macht.
Sie künden ſo den Feinden, daß ihre Kraft ſich ſpannt.
Nun, Loſungswort der Meinen hab ich vorhin genannt.

Meint nicht, daß Konrads Gattin dieß stets im Munde führt.
Sie macht damit sich selten, wie Solches sich gebührt.
Gefällig sanfte Sitte die Frau vornehmlich schmückt.
Doch muß den Zahn sie zeigen, wenn man sie unterdrückt.

Hier steht mein hochverehrter, mein trefflicher Gemahl.
Er hat jen Wort vernommen im Jahre kaum zwei Mal.
Und wenn er es vernommen, nach leichtem Wortgefecht
Sprach stets er gütig lächelnd: nun, Irmengard hat Recht.

Ihr billigt Dieses, merk ich, als schön und ehrenhaft,
Weil bei der edeln Milde nur wohnt die wahre Kraft.
Der Ahnen hohe Richtung habt Ihr daran erkannt,
Die Romas freche Wölfin bekämpft und übermannt.

Sie wohnten unter Eichen, ein Volk von großer Art.
Keins hat die Frauenwürde wohl herrlicher bewahrt.
Sie hörten Götterausspruch von ihrer Weiber Mund,
Als Priesterinnen machten die Krieg und Frieden kund.

Und warum galt bei ihnen der Fraun: „es bleibt dabei?"
Weil sie die Starken waren, und weil sie waren frei.
Die Stärke nur erkennet die Zartheit innerlich,
Und wahre Stärke duldet nur Freiheit neben sich.

Nun frag ich, ob an Stärke man bei dem Kaiser glaubt,
Nimmt er der Frau die Spindel und schlägt ihr auf das Haupt?
Die Schwäche nur wird Roheit, wo sie sich sicher meint,
Weil ihr der Gegner schwächer noch, als sie selbst ist, scheint.

Und einer solchen Schwäche, die mit dem Schwächern ficht,
Entkeimet auch der Segen der wahren Freiheit nicht.
Sie will das Allerschwächste, nur Sklaven mehr und mehr.
Sie will nur stumpfe Mägde des Harems um sich her.

Aus der des Hauses wuchert des Reiches Sklaverei.
Ihr saht die Morgenländer; — sagt, Deutsche, sind sie frei?
Geht dort die wahre Tugend mit Starkem Hand in Hand?
Und jene stolze Reiche, sprecht, — hatten sie Bestand?

Damit besteht das Deutsche, seid Eurer Ahnen werth.
Und von dem Kaiser fordert, daß er die Freiheit ehrt.
Weil nur allein der Freie des Weibes Werth ermißt,
Belehrt ihn, was den Frauen der Starke schuldig ist.

Ein Weib gab seinem Vater die Herrschaft von Burgund,
Ihm eins Siciliens Krone, wie Jedem von Euch kund.
Wer nicht für Wohlthat, — sagt ihm, — geziemend danken mag,
Sei nicht der Wohlthat würdig, verdient des Himmels Schlag.

Er hat geschmäht die Frauen, die Gott zu Hütern schuf
Der höchsten, schönsten Freiheit. Zwingt ihn zum Widerruf.
Für Eure Mütter, Weiber kommt muthig auf den Plan,
Und weiset Euren Kaiser zu bessern Sitten an.

Ich rufe nicht die Ritter, nur Männer sollt ihr sein.
Von Eurem Ritterthume denk ich fürwahr sehr klein.
Es kniet nur vor der Dame, so lange sie gefällt,
Dem Manne sei die Tugend das Höchste dieser Welt.

Ich rief Euch, und Ihr zaudert? — Ihr lächelt spitz und schweigt?
Ihr hegt nur Höflingssitte, die vor der Macht sich neigt.
Bin ich denn ganz verlassen? zeigt sich kein Edler mir,
Das Frauenwort zu wahren? Wo weilt ein solcher?" — „Hier!"

So rufet eine Stimme, stark tönend, wie Metall.
Und aus dem Seitenzimmer kommt dieser tiefe Schall.
Die Blicke zucken Aller dahin mit Einemmal.
— Wer zeigt sich in der Thüre? Wer schreitet in den Saal?

Im fürstlichen Gewande, mit Augen stolz und klar,
Den Herzogshut von Golde gedrückt aufs Silberhaar,
Tritt ein der große Welfe, der alte Löwe, nickt
So stolz wie der Gebieter, wenn er auf Diener blickt.

Die Fürsten stehn versteinert. Der Kaiser selbst ist still,
Wie wenn ihm Athem fehlet zu künden, was er will.
Der greise Herzog redet die Gräfin freundlich an:
„Ihr riefet nicht vergeblich. Hier ist, hier kommt ein Mann.

Es ist dem Fürstenworte das Frauenwort verwandt.
Für jenes hat nicht selten gestritten meine Hand.
Nun tret ich ein für dieses, und wo der Löwe steht,
Sei wohl gefaßt ein Jeder, der nah vorüber geht.

Herr Kaiser, wenn die Frauen Ihr hier zu schmähen meint,
Habt Ihr von Werken Gottes das Edelste verneint.
Ihr nennt Euch selber edel, indessen läugnet nicht,
Daß edler als das Edle, was Edles giebt ans Licht.

Wer aber seinen Ursprung gemein und niedrig macht,
Hat selbst sich in Gemeinheit und Niedrigkeit gebracht.
Ob Solcher zwanzig Kronen aufs Haupt sich häufen kann,
Er ist kein wahrer Herrscher, weil er kein Ehrenmann.

Man nennet mich den Löwen. So viel ist davon wahr,
Daß ich die Brust geboten noch jeglicher Gefahr,
Daß meinen Eisenwillen noch wankend nie gemacht
Die sturmbewegte Brandung der höchsten Uebermacht.

Noch gestern hätt ich lieber den Sohn im Sarg geschaut,
Als an der zarten Rechten der Hohenstaufenbraut.
Was hat mich so verwandelt, daß nachließ ich den Bund?
Nur eines Weibes Weisheit, nur eines Weibes Mund.

Und da ich zu vertreten gewöhnt bin auf und an,
Was ich in Willensfreiheit mit guter Kraft gethan,
So tret ich vor Euch selber, als Löwe, ganz allein,
Für eine gute Sache, Herr Kaiser, die nun mein.

Und wer den Werth der Frauen hier schmähn will noch einmal,
Für den werf ich den Handschuh — da liegt er! — in den Saal,
Und geb ihm die Benennung des Unwerths in den Kauf.
Wer Lust dazu verspüret, heb meinen Handschuh auf."

Der Herzog blicket drohend im ganzen Kreis umher.
Der Kaiser und die Fürsten sind still und athmen schwer.
Zuletzt zieht Herzog Philipp den Handschuh von der Hand,
Wirft ihn zu dem des Herzogs als zweites Ehrenpfand.

Und mit der sanften Stimme, die doch so kräftig klar,
Spricht er: — „Da liegt auch meiner, und voll ist nun das Paar.
Dem Welfen als Genosse der Hohenstaufe naht.
Hier stehen wir verbrüdert, ein Mann und eine That.

Es gilt den Werth der Frauen. Wir bieten hohen Kauf.
Wer mit uns fühlt und denket in freiem deutschem Sinn,
Der werfe seinen Handschuh dort zu den unsern hin."

Da, wie von einem Munde, mit dröhnender Gewalt,
Der Ruf von allen Fürsten den weiten Saal durchschallt:
„Da lieget auch der meine": gesprochen und gethan.
Mit Handschuhn ist bedecket im Nu der ganze Plan.

hweiget immer und schweiget fast zu lang.
lugen Aller auf ihm erwartungsbang.
lbst den Handschuh, wirft zu den andern hin,
„Preis den Frauen! — Der Kaiser
hat verziehn."

erzog reichet er mild die Rechte hin,
„Edler Vetter! Gott lenket Herz und Sinn.
r hier geschlossen, beschließet unsern Streit,
neinem Reiche, was in der bessern Zeit."

- entgegnet Dieser. — „Verfolget Euer Glück,
Welschland blühet, mich laßt getrost zurück.
en Frieden hütet Euch hier des Welfen Arm,
hron beschützen, so lang dieß Herz noch warm."

irft sich glühend an seine Brust. So stehn
nge, lange. Viel Augen übergehn.
gard und Konrad — sie treten freundlich ein,
ersöhnung geschlossen auch zu sein.

junge Heinrich allein noch bleiben fern.
auch ihnen der Gnade schöner Stern.
ißt sie Beide, die hocherröthend knien.
sten bringen mit Freudenruf um ihn.

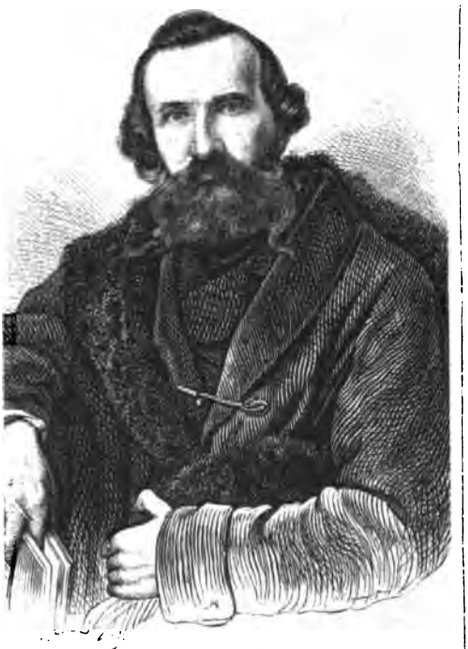
Welfen wendet der Kaiser sich mit Huld.
Dir genommen der Frauen Hand die Schuld
möge lange der Stolz der Deutschen sein;
d einst ihm folgen als Pfalzgraf hier am
Rhein.

t vermittelt ein gottgeliebtes Paar,
Welf und Waibling der Zwietracht Anlaß war.
n Parteien vereinigt dessen Kuß.
es Umarmen ist Deutschlands Friedensschluß.

Zorn gesprochen, ich nehm es froh zurück.
rzens Stimme bestimme Völkerglück.
er Frau bezeichne, was rein und menschlich sei.
Gottesurtheil ihr mild: „Es bleibt dabei."

nann Kunibert Neumann.

nn Kunibert Neumann, geb. am
1808 zu Marienwerder, wurde, da
ächlich war, in seinem dritten Jahre
sen Oberförsterpaare übergeben, das
einem Tannenwalde wohnte. Dort
s zum sechsten Jahre und kam dann
Schullehrer auf dem Lande. Ohne
che Kenntniße kehrte er in seinem
Jahre nach Hause, erhielt vorbereierrichtet und besuchte das Gymnasium
werder, und später in Elbing. Im
tat er in die preußische Armee, stand
Elbing, bald darauf in Wesel und
, verließ aber den Militärdienst im
ls Premierlieutenant. Im J. 1840
die Militärverwaltung zu Düsseldie Ende 1841 als Vorstand der Garaltung nach Wetzlar, 1842 als Garwaltungs-Oberinspektor nach Torgau
im J. 1848 ward der stille Dichter
zwingende Vertrauen der Bürger in
he Bewegung gezogen, ward Leiter fast sämmtlicher Vereine der Stadt und des Kreises, organisierte die Bürgerwehr, gieng als Vertreter vieler Vereine zum constitutionellen Congreß nach Berlin, wurde von der Bäckerinnung durch Diplom zum Bäckermeister ernannt, erhielt aber Ende des Jahres den Befehl, Torgau zu verlassen um die Garnisonverwaltung in Glatz zu übernehmen. Dort wurde er von der durchweg katholischen Bevölkerung der Grafschaft in die Volkskammer gewählt. In derselben gehörte er zur Partei Waldeck. Nach Auflösung der Kammer lebte er in Glatz und seit 1853 als Garnison-Verwaltungs-Oberinspector in Neisse in tiefer Zurückgezogenheit nur seinem Amte, seiner zahlreichen Familie und der Poesie, indem er in der Beschäftigung mit derselben seine anhaltenden körperlichen Leiden und den Druck schwerer Sorgen jeglicher Art zu vergessen sucht. Das Kriegsjahr 1866 brachte ihm neue Sorgen, die nur ein Vaterherz zu ermessen vermag, da drei Söhne den Fahnen folgten, zwei im preußischen, der älteste im österreichischen Heere. Glücklicher Weise konnte er alle drei nach beendigtem Feldzuge wieder an sein Herz schließen.



Hermann Neumann

Wir haben Naumann schon als begabten lyrischen Dichter kennen lernen; seine epischen Dichtungen sind noch bedeutender und sichern ihm eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der vaterländischen Literatur. Wir übergehen seine ersten Versuche, die er im ersten Theil seiner „Dichtungen" (Düsseld. 1838) gesammelt herausgab, „Irisholdlein und Rosaliebe", ein

phantastisches Märchen, das schon früher besonders erschienen war (Elberf. 1835), „Die Wunderperle“ und „Des Dichters Reich“ sind noch im phantastisch-romantischen Sinne gehalten, verrathen aber schon des Dichters gestaltendes Talent, das durch die häufigen lyrischen Reflexionen immer wieder durchbricht. „Das Glück der Ehe“ beurkundet schon einen wesentlichen Fortschritt, indem es reale Verhältnisse in schöner Form poetisch verklärt. Noch bedeutender ist „Johannes“, eine Idylle voll plastischer Anschaulichkeit, in welcher das Unheimliche jedoch nicht hinlänglich motiviert ist und daher willkürlich erscheint. Die Neigung zum Düsteren spricht sich auch in „Des Dichters Herz“ aus (Wesel und Lpz. 1836; 3. Aufl. Neisse 1859). Ein Greis schaut auf sein Leben zurück; drei Klänge haben ihn durchs Leben geleitet; „Gott, reiner Sang und ewig junges Lieben“. Neumanns Meisterschaft im Bau der italienischen Stanze, die schon in der eben erwähnten Dichtung zu erwähnen war, tritt in „Nur Jehan. Gedicht in 4 Gesängen“ (Torgau 1843; 2. Aufl. Bresl. 1852) beinahe noch glänzender hervor, wie es auch als Epos höher steht. Der Dichter führt uns in die paradiesischen Gegenden Indiens die er mit anschaulicher Lebendigkeit schildert. Dort lebt in der Nähe der Kaiserstadt, aber in tiefer Zurückgezogenheit, ein junges Weib, die seit drei Jahren mit Taimador, einem Diener des Herrschers Jehangir in freier Ehe verbunden ist, doch erlaubt ihm sein Dienst, nur die Nächte bei ihr zuzubringen. Jehangir hat ein Fest ausgeschrieben, in welcher er der Schönsten eine goldene Rose zuwerfen will, um sie zur Gemahlin zu erheben. Kumela sieht in einer Grotte verborgen, wohin sie Taimador gebracht hat, dem Feste zu; Jehangir wirft die Rose, die in der Nähe Kumelas niederfällt; sie ergreift sie; aber als Alles sich hindrängt, um sie zu Jehangir zu führen, entflieht sie und verbirgt sich im Felsengebirg. Taimador findet sie auf, er meldet ihr, daß Jehangir sie aufsuchen lasse; sie aber will den Geliebten nicht mit dem Thron vertauschen; er redet ihr zu, und sagt, daß dem, der sie bringe, die reiche Landschaft Kashmir zur Belohnung versprochen sei, der Lohn sei zu groß, als daß er nicht suchen sollte, ihn zu verdienen; sie werde, erwiedert sie, auch dem Verräther treu bleiben, da werden sie von den Leuten des Kaisers überrascht, und sie muß ihnen folgen, entschlossen, sich das Leben zu nehmen, wenn sie gezwungen werden sollte, ihre Treue zu brechen. Wie sie vor dem Throne steht, erkennt sie in Jehangir ihren geliebten Taimador, der ihre Treue hatte prüfen wollen. Den schönen Stoff von des Weibes Treue, das alle Prüfungen, auch die schwersten siegreich besteht, hat der Dichter mit Liebe und Talent behandelt und sowohl in den Schilderungen der Scenerien eine reiche Phantasie, als in der Charakteristik der Helden eine tiefe Kenntniß des weiblichen Herzens entfaltet.

Wir haben nie mehr Grund gehabt, die unkünstlerische Auflösung des Epos in einzelne, nur durch den Inhalt zusammenhängende Romanzen zu bedauern, als bei Neumanns „Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge“ (Lpz. 1846), nicht nur weil der Stoff sich ganz füglich in einer künstlerisch abgerundeten Ausführ hätte behandeln lassen, sondern und ganz züglich deshalb, weil der Dichter, wie sich „Nur Jehan“ und selbst aus dem vorliegen Gedicht deutlich genug erhellt, die Fähigkeit vollen Maße gehabt hätte, den schönen zu einem strengen Kunstwerk zu gestalten. einzelne Abtheilung ist freilich für sich betrac von großer Schönheit, voll Kraft und Le die wechselnden Formen sind meisterhaft beh delt und sind dem Inhalt der Gesänge g angemessen. Die in den ernsten, wie in humoristischen Stellen gleich gewandte stellung, der freie, tüchtige Sinn, der Ganze beseelt, muß uns mit Liebe und ehrung gegen den Dichter erfüllen, aber reicher uns sein Talent entgegentritt; um entschiedener müssen wir ihn tadeln, daß er erste und höchste Anforderung der Kunst beachtet hat.

In seiner letzten Dichtung „Dinonhy. dicht in drei Gesängen“ (Lpz. 1865) ist mann wieder zur italienischen Stanze zur gekehrt, und mit ihr zur künstlerischen Ge tung seines Stoffs, der uns in die Urwäl und Sandwüsten Afrikas mit ihren Schre führt, von denen er lebenswarme Gemälde wirft. Wie in „Nur Jehan“ besingt der Dic auch hier die Macht der treuen Liebe mit so tiefem Gefühl als psychologischer Wahr in schöner, stets wohllautender Sprache. Portugiese Don Almar wird in Afrika einem schönen Negermädchen drei Mal vor verfolgenden Feinden gerettet. Er vermählt mit ihr, wird aber mit ihr auf der Flucht schlagen, von einem Juden verrathen, der aus Portugal begleitet hatte, um sich an zu rächen, der seine Tochter verführt und lassen hatte. Der tragische Schluß zeugt des Dichters tüchtigem Sinn wie von sein echten Talent; weder die Mannesgröße Almars noch die weibliche Hoheit Dinon haben ihn verleitet, sie einem glücklichen zuzuführen, oder vielmehr gerade diese Gr bestimmt ihn zum tragischen Ausgang, da Almar wegen seines Vergehens gegen die Tod des Juden, Dinonhy wegen ihres Verraths ihrem Volke doch nicht zur innern Ruhe hät gelangen können.

Sehen wir auf Neumanns Leistungen im biete der lyrischen und epischen Poesie zu und erwähnen wir noch, daß er auch in men sich versuchte, so müssen wir nicht nur große Fruchtbarkeit bewundern, sondern anerkennen, daß er ein reiches Talent hat, von der sittlich schönen Gesinnung gehoben die sich in allen seinen Dichtungen mit Wä ausspricht; Tiefe der Empfindung verbindet in ihm mit sicherer Gestaltungsgabe, schöne gewandte Sprache mit Meisterschaft in der handlung der Form; namentlich sind wie Sonette auch seine Stanzen vollendet zu nenn denen er bald liebliche Anmuth, bald hinreiße Kraft einzuhauchen weiß.

Aus „Nur Jehan".

nela trieb mit raſchen Ruderſchlägen
achen fort, indeß Taimador ſprach:
du, o Mädchen, daß auf allen Wegen
iſer ſpüret ſeinem Lichte nach?
eine Welt will er zu Füßen legen
Jehan Dir, du riefſt die Liebe wach
er Bruſt, drum ob du arm geboren,
iſerin biſt du allein erkoren!"

i hohes Wunder hab ich dir erſchloſſen,"
Kumela ihr erregtes Wort,
Shahlimars gedenk ich faſt verdroſſen,
des Kaiſers eitles Prangen dort?
ounden iſt es raſch, was ſchwer entſproſſen,
ieſer Bau lebt durch die Zeiten fort,
r wenn alle Feſten donnernd beben,
er zuſammen mit dem Weltenleben.

iefen ungeheuren Räumen beuget
klave ſelbſt ſich vor dem Herren nicht,
n den rieſ'gen Marmorſäulen ſteiget
ein Gedanke zu dem Sonnenlicht;
o das kleine Menſchenleben ſchweiget,
ndra nur aus dunkeln Höhlen ſpricht,
igt der Letzte zu dem Höchſten wieder,
chſte aber zu dem Letzten nieder.

m wünſchte ich, mein armer Nachen trüge
aiſer Jehangir und all ſein Glück,
gt' ich ihm, daß ſeine Hoheit Lüge,
ihm mit ſtolzem Wort und ſtolzem Blick,
enn mein Herz an deinem Herzen ſchlüge,
n verlach ſein glänzendes Geſchick,
np zum ſchönſten Weib er mich erkoren,
dem treuſten ſeine Lieb verloren."

ſchwieg wie zürnend, und den See durchſchnitten
neller jetzt in neue Nacht hinein,
ls ſie wieder durch die Felſen glitten,
lt ſie plötzlich zauberiſcher Schein:
mmels Blau, des Silbers Weiße ſtritten
n den Sieg, vermiſcht bald, bald allein,
den Pfeilern, die herniederhangen,
uchtem Glanz wie Morgenthau zu prangen.

h ſtaunt Taimador in die Farbenſchöne,
ſcht das Waſſer unter ihrem Kiel,
erund bald wie ferne Orgeltöne,
ie der Aeolsharfe flüſternd Spiel,
rt und fort durch kreuzende Kanäle,
große Labyrinth zum dunklen Ziel
et ſie dies Tönen und dies Klingen,
Geiſterchören, die im Waſſer ſingen.

landeten. Es folgt durch Nacht und Schweigen
lden Führerin auf enger Bahn
ador wieder; rohe Stufen ſteigen
der Fackel dunkler Glut hinan.
ie ein Punkt will ſich die Helle zeigen,
ihrt ſie nicht ein Irrlicht nur zum Wahn,
lötzlich treten ſie aus dunklem Grunde
r Höhle lichterfüllte Runde.

Wölbung iſt durchbrochen und geſpalten
oge Ranken bringen aus der Höh,
ffen ſich am Marmor zu entfalten,
nkles Grün auf blendend weißem Schnee,
rten auch, von liebevollem Walten
t zur Blüthe, und in ſeiner Näh
ines Haus. ein Sitz vor ſeiner Pforte;
unte nicht, fänd ers an ſolchem Orte?

Doch als den Freund die holdeſte der Frauen
Zum Sitze führt und nach dem Bogen zeigt,
Den hoch und breit die Marmorblöcke bauen,
Da hat der Wunder höchſtes ihn erreicht;
Das ganze Paradies kann er erſchauen
Mit einem Blick, das Thal, dem keines gleicht,
Ja, Kaſhmir iſts mit Städten und mit Seen,
Mit goldnen Zinnen und mit weißen Höhen!

Das große Shahlimar im Sonnenglanze,
Der blaue Spiegel mit dem Inſelheer,
Und Sirinagur mit dem Tulpenkranze,
Der Behut ſtürmend nach dem fernen Meer,
Und volles Leben wie geſchmückt zum Tanze,
Kameele ziehn und Barken hin und her,
Die dunklen Wälder und die hellen Matten
Bis zu den Schluchten und den Felſenplatten.

So liegt es vor ihm — weit, im reinſten Lichte,
Mit ſommerwarmer Blüthenpracht geſchmückt,
Wohin er auch das ſcharfe Auge richte,
Sieht er zu neuem Staunen ſich entrückt;
Gleich einem großen herrlichen Gedichte,
Das neu genoſſen höher nnr entzückt,
Wird hier die Luft, wohin der Blick auch kehret,
Mit neuem Zauber wunderbar genähret.

„Reizvolles Leben, reizender empfunden
Glühſt du Natur in heißer Trunkenheit,
Und ſchlingſt den Kranz, den Indras Hand gewunden,
Dir um das Haupt in Liebesſeligkeit!
Schön iſt, zu ruhn in nächtig ſtillen Stunden,
Doch ſchöner iſt, was dieſe Stunde beut,
Bei hellem Licht, bei ſonnenwarmen Glänzen
In Einſamkeit ſein holdes Lieb zu kränzen!"

Taimador ſprichts und hält ſie feſt umfangen,
Die feſt um ihn die weißen Arme ſchlägt,
„Wiß, „rief er dann," ſo weit in dieſes Prangen
Dein ſcharfes Auge dich herniederträgt,
So weit wird auch für deine Tulpenwangen,
Für dich dies holde Thal als Preis erlegt,
Denn Jehangir ſchwur Kaſhmir dem zu eigen,
Der es erringt, zu dir den Pfad zu zeigen."

„Wie thöricht iſt der Kaiſer ſo zu ſchwören,
Und dennoch iſt der hohe Preis zu karg,
Den Einen kann er nimmer doch bethören,
Ihn, der es weiß, wo ſich Kumela barg;
Und könnt der Zufall Jehangir belehren,
So würd ſein Kaiſerbette nur mein Sarg,
Denn auch ich ſchwur, und Frauenſchwüre gelten
Bis zu dem Tod und noch in jenen Welten!

„Ja, deine Treue, ſie iſt ohne Wanken,"
Antwortet ihr der Freund, „doch du gedenk:
Des Mannes Herz hat nicht ſo enge Schranken,
Ein Fürſtenthum, ein Kaſhmir zum Geſchenk,
Und du ein Weib, ein Spiel nur der Gedanken,
Dies Thal ſo weit und dieſer Arm ſo eng,
Jetzt knechtiſch dienen und — ein Weib verrathen,
Und Herrſcher ſein im ſchönſten aller Staaten;

Wer weiß, wie lang ich ſelber widerſtehe
So hoher Lockung, — bin ich doch ein Mann,
Dem niemals ſchwindelt auf der Ehrſucht Höhe,
Der keck zum Thron die Stufen ſteigt hinan;
Drum laß dir rathen, Mädchen, eh ich gehe,
Nimm ſelbſt dies Kaſhmir, dieſe Krone an,
Sei Kaiſerin! — ich will es gern verzeihen,
Denn ſolch ein Loos kann Liebe wohl entzweien!"

Sie ſpringt empor, und ihre Blicke glühen
In unbeſchreiblich zornentbrannter Wuth,
So mögen wohl der Löwin Augen ſprühen,
Setzt ſie das Leben ein für ihre Brut,
„Ja", ruft ſie wild, „nur mir kannſt du erblühen,
Du zweifelloſe, ſtarke Liebesgluth!
Geh hin, Verräther, um den Preis zu werben,
Doch wiß, mir treu werd ich dich haſſend ſterben!"

Wie iſt ſie ſchön im zornigen Verzagen,
Denn eine große heiße Thräne bricht
Aus ihrem Aug, und dunkle Schatten jagen
Auf ihrer Stirne, kämpfend mit dem Licht; —
Und jetzt — das Knie gebeugt, den Arm geſchlagen
Um ihren Freund, das holde Angeſicht
An ſeine Bruſt gelehnt, — nur ihm ergeben,
Hebt ſie ihr Wort mit ſchmeichleriſchem Beben:

„Verzeihung Herr! Dich haſſen? Nur dich lieben,
Im Leide ſelbſt, das mir vom Freunde ward,
Doch ſcherze nicht, zum Kampfe mich zu üben.
Der ach! vielleicht zu bald ſchon meiner harrt;
Denn leicht zu zweifeln, leicht ſich zu betrüben,
Das iſt der Frauen und der Liebe Art,
Doch gilts zu kämpfen, — bei dem Werth der Frauen!
Auf meine Stärke kann Taimador bauen!"

„Ich baue drauf! und ſtaunen ſollen Alle,
Die jemals zweifelten an Weibertreu!"
Er rief es laut in die gewölbte Halle,
Und wie ein Geiſterwort erklang es neu;
„Wie auch mein Loos in dieſem Kampfe falle,
Von einem Zauber werd ich ewig frei:
Vom Zweifel laſſen und die Liebe halten,
Von Liebe laſſen und in Schmerz erkalten!"

O meine Taube, ſtreichelt dein Gefieder,
Das röthlich ſchimmernde, Taimadors Hand,
Dann fühl ich mich in ſicherm Schweigen wieder
Auf deinem ſtillen zauberiſchen Land."
So ſprechend, beugt der Freund ſich zu ihr nieder
Und ſchlingt um ihren Hals ein Perlenband:
„Ich dachte dein und dachte unſrer Nächte,
Und ihre Zahl flocht ich in dies Geflechte."

Sie will ihm danken, doch in ihrem Munde
Erſtirbt das Wort, denn plötzlich wird es laut,
Und Krieger ſteigen aus dem Felſengrunde
Und knieen jauchzend vor der Kaiſerbraut.
„Wir kennen dich an jenem Perlenbunde,
Zum Zeichen hats Taimador uns vertraut;
Ihm folgten wir durch Schluchten und durch Seen,
Für Jehangir die Herrin zu erflehen!"

Der Führer ſprichts zum ſchönſten Marmorbilde.
Die Königin der Frauen ward zu Stein,
Ihr Angeſicht voll Ruhe und voll Milde,
Ihr Auge ohne Regung, tief und rein,
So ſteht ſie lang und ſchaut in das Gefilde,
Das fröhlich lacht im goldnen Sonnenſchein,
Bis endlich ſie das große Auge wendet
Und, Einen ſuchend, ſeine Stralen ſendet.

Sie trifft ihn nicht, denn ihren Blick gemieden
Hat er, der jüngſt ihr einzger Schützer war;
Geflohn, verrathen, ewig nun geſchieden
Von ihrem Glück und elend immerdar —
So ſteht ſie da, die jüngſt voll tiefem Frieden.
„Gebt eine Leuchte mir!" ruft ſie zur Schaar.
Man reicht die Fackel ihr; aus lichter Runde
Voran den Kriegern ſteigt ſie zu dem Grunde.

Katharina Diez.

Katharina Diez, am 2. Dec. 1809 Neuphen an der Sieg, einem kleinen weſ liſchen Dorfe geboren, zeigte ſchon frühe d teriſche Anlagen. Nach dem Tode ihrer El fand ſie bei ihrer Schweſter Eliſabeth, ver lichte Grube in Düſſeldorf, die wir ebenf als begabte Dichterin haben kennen ler eine zweite Heimat, wo ihr Talent friſche regung fand. Im J. 1846 zog ſie nach Be zu einer andern dort verheiratheten Schwe doch kehrte ſie nach zwei Jahren wieder Düſſeldorf zurück, wo ſie im Hauſe ihrer tre Eliſabeth liebevolle Pflege findet, deren ſie fortdauernder Kränklichkeit ſo ſehr bedarf. D Vermittelung der verwittweten Königin Preußen wurde ihr eine kleine Penſion Theil, und der Schillerverein hat im J. 18 durch Ueberſendung von 100 Thalern ſ Verpflichtung gegen die edle, von ſchweren krankungen heimgeſuchte Dichterin erkannt. März 1864 ernannte die Königin Eliſabeth Preußen die bürgerliche Dichterin zur Ehr ſtiftsdame des adelichen Stiftes Kuppel.

Katharina Diez.

Wenn wir oben (S. 59) geſagt haben, Katharina Diez mehr durch ihre epiſchen T tungen bekannt geworden ſei, ſo iſt das also zu verſtehen, daß dieſe jenen vorzuzi ſeien, vielmehr ſtehen die lyriſchen als K werke betrachtet, höher als die epiſchen, ſie der Natur der lyriſchen Poeſie entſpre

:d die epiſchen Dichtungen fortwährend
ıfgabe vergeſſen und ins Lyriſche hinüber-
:n, und zwar in ſolchem Maße, daß nicht
ıdelnden Perſonen ihre Empfindungen
:fühle in lyriſchen Ergüſſen ausſprechen,
ı die Dichterin überall mit dem Ausdruck
:mpfindungen und Gefühle die Perſonen
ren Handlungen begleitet. Freilich ſind
Stellen immer vortrefflich, gedankenreich,
ın großer Innigkeit, in blühender Sprache,
ʒenden und wohllautenden Verſen dar-
, ſo daß man ſie nur mit Befriedigung
ann; aber wenn man auch die Dichterin
› lieb gewinnt, ſo muß man ſich doch
:er Prüfung geſtehen, daß ſie die epiſche
ng als ſolche zerſtören. Ihr erſter Ver-
Die heilige Eliſabeth von Ungarn, Land-
von Thüringen" (Eſſen 1845) berichtet
echſelnden Versmaßen, eine Form, die
ch in den folgenden Dichtungen wieder-
ie ganze Lebensgeſchichte der edlen Frau,
eilich ſchon von vornherein eine künſt-
Geſtaltung unmöglich macht. Die „Dich-
nach dem Alten Teſtament" (Berl. 1852)
en, was wir im Allgemeinen über die
ı Poeſien der Dichterin geſagt haben.
Hagar" beſteht aus einer Reihenfolge von
ogen, in denen ſie ihre Verſtoßung und
en beklagt, die ſie mit ihrem Kinde auf
Wanderung durch die Wüſte erfahren.
ies iſt vortrefflich, beſonders die Stellen,
Mutterliebe ergreifenden Ausdruck ge-
In „Ruth" iſt die plötzlich entſtehende
erſelben und die nach und nach ſich ent-
›e Liebe des Boas glücklich geſchildert,
auch hier das Lyriſche überwiegend und
weniger zu entſchuldigen, als es nicht
ühle der handelnden Perſonen, ſondern
pfindungen der Dichterin darſtellt. „Abra-
)pfer" iſt ein unglücklicher Stoff, deſſen
:ſche Behandlung zudem unpaſſend iſt.
: dieſen, zeugt auch im „Joſeph. Ge-
ch dem Alten Teſtament" (Berl. 1855)
ıraktériſtik der Perſonen von Menſchen-
ß und glücklicher Beobachtung, dagegen
s zu modern gehalten; man vermißt den
liſchen und bibliſchen Ton, obgleich das
ſich genau an die altteſtamentariſche
:ferung hält. Es iſt dieſe genau wieder-
, es iſt Nichts hinzugedichtet, und man
: insbeſondere die tieferen pſychologiſchen
, welche die Handlungen der Perſonen
ten. Dagegen iſt das Gedicht mit einer
›on Reflexionen ausgeſtattet, die aller-
n ſich ſchön ſind, aber den epiſchen Gang
n. Auch in der „Agnes Bernauer"
1857) herrſcht die Reflexion allzuſehr
› zudem wird die epiſche Erzählung von
hilderung zurückgedrängt, was freilich
vermeidliche Folge des einfachen Stoffes
zu wenig Thatſachen darbietet, als daß
zu epiſcher Geſtaltung eignen könnte.
ten davon aber, läßt ſich dem Gedicht
getheilteſte Lob nicht verſagen, und es
Fortſchritt der Dichterin ſichtbar. Wie
m früheren hat ſie den Stoff ſchöpferiſch
lt, und es zeichnen ſich einzelne Erfin-
durch ihre Trefflichkeit aus. Wir machen
lich auf das eben ſo glücklich gedachte als
ʒ ausgeführte erſte Zuſammentreffen des
Herzogs Albrecht mit der ſchönen Bürgerstochter von Augsburg aufmerkſam, auf das vortrefflich motivierte und mit echt poetiſchem Sinn berichtete Wiederſehen der Liebenden im Wald, und endlich auf den glücklichen Schluß, in welchem die Dichterin der Ueberlieferung treu bleibt, ihm zugleich aber eine ſolche Wendung giebt, wodurch der Charakter des Herzogs verehelt erſcheint.

Wir erwähnen hier ſogleich die „Frühlingsmärchen" (Berl. 1851) und die „Neuen Märchen aus Wald, Feld und Wieſe" (Ebd. 1854), die an die ähnlichen Gebilde des Guſtav zu Putlitz und der Gräfin Franziska von Schwerin erinnern, ferner den „Onkel Martin" (Stuttg. 1859) und „Thoms. Aus dem Dorfleben. Zwei Erzählungen" (Ebd. 1860), idylliſche Geſchichten, denen Naturwahrheit abgeht.

Aus „Agnes Bernauer".

Und reichlich wählt ſie aus dem Schrein,
Was ihr von ihrer kleinen Habe
Entbehrlich ſchien, zur milden Gabe.
Dann hüllt das ſchöne Haupt ſie ein
In dichte Schleier und durch das Dunkel
Des Abends eilte ſie hinaus;
Es leuchtete ihr der Sterne Gefunkel
Mit freundlichem Licht ins kleine Haus.
So trat ſie ins enge, dumpfe Gemach —
Doch von dem Schmerzenslager, ach!
Wie ſonſt nicht ſtreckte zum dankenden Segen
Die Kranke ihr die Hand entgegen,
Es ſchien ſo ſchmerzlich getäuſcht ihr Blick,
Als Agnes auf mit leiſem Drucke
Die Thüre macht — es war als zucke
Ihr Haupt vor dem ſchönen Bild zurück,
Das doch ſo oft in andern Tagen
Ihr Troſt und Freude nur hergetragen.

„O, ſagt, was bangt, was kümmert Euch:"
So fragte die Maid mit ſanftem Munde,
„Was ſeh ich Euch ſo trüb und bleich?
Verhehlt mir nicht die Trauerkunde."

„Weh mir, die Kinder ſchickt' ich aus,
Mir Brod zu holen ins leere Haus,
Die Sonne glänzte ſo hell am Morgen —
Da zogen ſie aus — der Tag iſt zu Ende! —
Könnt Ihr ermeſſen meine Sorgen? —
So ruft das Weib und ringt die Hände.
Mein Otto, er hörte nicht auf zu flehen,
Bis ich ließ das Schweſterlein mit ihm gehen,
Maria, das zarte, das ſchwächliche Kind! —
Wie langſam Stund auf Stunde verrinnt! —
Wie gräßlich die Nacht durch das Fenſter dunkelt! —
Wie ſchauerlich bleich das Sternenlicht funkelt! —
Wer bringet nach Haus die Kinder mein?
Wer wird in der Nacht ihr Hüter ſein?" —
„Gott iſt es, der ſchaut aus dem Sternenzelt,
Er hat auf alle Wege geſtellt
Seine Engel, die breiten aus die Schwingen,
Wo fromme Kinder einſam gehn;
Sie werden auch die Euren ſehn
Und wieder treu nach Hauſe bringen." —

Die Jungfrau ſpricht es mit ſanftem Ton,
Und kaum daß ſie das Wort geſprochen,
Da iſt die Sorge ſchon entflohn! —
An der Thüre hört man ein freudiges Pochen —
Und jauchzend herein mit ſchnellen Sprüngen
Der Knabe fliegt auf die Mutter zu,

Seine Arme ihr fest um den Nacken sich schlingen
Und zärtlich fragt er, was weinest Du? —
Ich weiß es wohl, wir blieben lange,
Hab schon gedacht, daß es dir bange — —
Das Schwesterlein fiel auf dem Wege nieder —
Doch nun — nun hast du uns Beide wieder! —

Und siehe, hinter dem Knaben stand
Ein Jüngling im schlichten Rittergewand,
Doch schön, wie Künstler die Erzengel malen,
Prächtig umglänzt von des Mondes Strahlen,
Es mußte die hohe Gestalt sich bücken
Der niedern Decke im kleinen Gemach:
Vom Lager ertönte ein freudiges Ach! —
Denn siehe, er trägt auf kräftigem Rücken
Den Liebling der Mutter, das zarte Kind,
Und hält es mit schützenden Armen gelind.
Des Mägdleins kleines Angesicht
Glänzt über ihm, wie ein Sternlein licht,
Sein langes goldnes Lockenhaar,
Das sanft zu beiden Seiten sich theilte,
Gleich eines Engels Flügelpaar,
Das schützend auf seinen Schultern weilte,
Der Mutter aber, o, wie drang
Sein Wort in ihr Herz wie Himmelsklang:
„Hier ist Euer Kind, auf meinem Wege
Fand ich es, liegend am Gartengehege,
Den Knaben daneben, mit Zittern und Klagen,
Zu schwach, um es selber nach Hause zu tragen.
Wie nahm ich so gern auf die Schulter mein
Die kleine, süße, liebliche Bürde!
Das Brüderchen zeigte den Weg nach heim —
Kaum dacht ich, daß er ihn finden würde;
Die Nacht ist dunkel, doch diese Schwelle,
Scheint wie die Stufe des Himmels mir helle!"
Die letzten Worte wie im Traum,
Sprach er leise und wußt es kaum,
Als über die glückliche Mutter geneigt
Agnes das liebliche Antlitz ihm zeigt;
Und während Mutter und Kinder voll Lust
Weinend und lachend umschlungen sich halten,
Sich küssen und ruhen Brust an Brust —
Da stehn vor einander die hohen Gestalten,
Der Jüngling, die Jungfrau, mit stummen Fragen —
Und schauen sich an mit freudigem Zagen. —
Wohl leuchtete in dem dürftigen Raum
Der Beiden Schönheit, gleich dem Karfunkel,
Der leuchtet aus schwarzer Grube dunkel,
Wie durch die Nacht ein seliger Traum.
Verwirrt sie schlagen die Augen nieder —
Und heben mit leisem Entzücken sie wieder —
Und wissen es nicht, daß versunken sie stehn
Und sich einander ins Angesicht sehn. —
So eilen auf dunklen Wolkenwegen
Zwei glänzende Sterne sich plötzlich entgegen —
Und gießen ihres Lichtes Flammen
In Einen Freudenstral zusammen! —

Der Jüngling aber, als würd es schnelle
In seiner Seele auf einmal helle,
Naht sich der Maid und faßt ihre Hand;
Er spricht: „O, schöne Jungfrau mein!
Du bist es, die man mir genannt,
Die ich von jedem Mund hör preisen.
Du kannst nur Agnes Bernauer heißen;
Du kannst fürwahr nur ein Engel sein!"

Da steht, von holder Scham umflossen,
Von hellem Purpur übergossen,
Die schöne Jungfrau und ihre Hand
Zieht aus des Jünglings Hand sie zurück
Und sieht ihn an mit flehendem Blick. —
„Agnes Bernauer werd ich genannt,"
Mit leisem Tone sie schüchtern spricht,
„Ein Engel aber bin ich nicht,
Bin nur ein armes Erdenkind
Und sündig wie alle Menschen sind." —

Es war in ihrem Wort so zart
Demuth mit stiller Hoheit gepaart,
Daß, wie von Schuld getroffen, nieder
Der kühne Jüngling senkt den Blick
Und zaghaft tritt von ihr zurück;
Doch bald naht er sich schüchtern wieder
Und schaut zu ihr empor aufs Neue
Mit einem Blick so voller Treue,
So voll von Demuth und von Leid,
Spricht er zu ihr: „Verzeiht, verzeiht!
Wenn ich zu dreist, zu kühn es wagte.
Zu reden, was das Herz mir sagte; —
O, hebet Euer Angesicht
Und sagt mir nur: ich zürne nicht!"

O, diesen Blick, so treu und wahr,
Wie drang er zu des Mägdleins Herzen
Mit süßen, wehmuthsvollen Schmerzen
Und doch wards ihr so licht und klar
In seinem dunkelhellen Schein,
Als müßt in ihm ein Himmel sein!
Ein leiser Seufzer, ihr unbewußt,
Hebt höher ihre junge Brust,
Sie senkt das helle Auge und spricht:
„Gott hüte Euch! — ich zürne nicht!"

Dann haucht sie schnellen Scheidegruß
Der Kranken zu und herzt die Kleinen,
Die ihre Aermchen fest vereinen,
Zu halten ihren flüchtgen Fuß;
Doch, wie ein Reh so scheu und schnelle
Entflieht sie über der Hütte Schwelle.

Der Jüngling aber steht entzückt,
Als hätt er einen seligen Traum
Geträumt in diesem armen Raum
Und zu der Stelle er hin sich bückt,
Wo hold vor ihm die Jungfrau stand —
Als müsse er diese Stelle segnen,
So streckt er über sie die Hand;
Es sieht die Arme staunend regnen
Einen Strom von Gold, so reich und blank,
Daß ihre Augen wie geblendet!
Er spricht zu ihr: „Das sei mein Dank,
Daß Gott mich hat hierher gesendet —
Die Hütte muß gesegnet sein,
Wo seine Engel kehren ein!
Lebt wohl! und betet für meine Seele,
Daß Gott sie hüte vor Schuld und Fehle."
Dann eilt er auch hinaus. — Die Armen,
Die in der Hütte bleiben zurück,
Die heut ein himmlisches Erbarmen
Hat überschüttet mit reichem Glück,
Sie heben die Hände empor nach oben,
Die stille Nacht hört sie beten und loben!

Ernst Moritz Ludwig Ettmüller.

Ernst Moritz Ludwig Ettmüller, g
am 5. Oct. 1802 zu Gersdorf in der sächsisc
Oberlausitz, erhielt seinen ersten Unterricht
seinem Vater, der dort Prediger war, befu
dann seit 1816 das Gymnasium in Zittau

von 1823—1826 in Leipzig zuerst , bald aber widmete er sich ausschließ- Studium der germanischen Sprachen Geschichte. Auch betheiligte er sich mit ifer an den Bestrebungen der Burschen- Nachdem er anderthalb Jahre in der privatisiert hatte, gieng er 1828 nach er 1830 promovierte, sich bald darauf te und Vorlesungen über mittelhoch- Dichter hielt. Im J. 1833 wurde er essor der deutschen Sprache und Lite- das Gymnasium von Zürich berufen, er 1863 in den Ruhestand versetzt, aber zum Professor an der Hochschule an welcher er übrigens schon seit 1833 atdozent thätig gewesen war.

ller hat sich als Kenner der germa- Sprachen einen geachteten Namen er- und eine Reihe von schätzenswerthen in diesem Gebiete herausgegeben; wir nur die Uebersetzung der „Lieder der den Nibelungen" (Zürich 1837) und „Beowulf" (Ebd. 1840), in denen er irende Form der Vorbilder wiedergibt. ne eigenen poetischen Versuche, das os „Adalgis", welches er in dem Jahr- pina" (Soloth. 1841) veröffentlichte, utschen Stammkönige" (Zürich 1844), s verhängnißvolle Zahnweh, oder Karl e und der heilige Goar" (Ebd. 1852) ieser Form abgefaßt. Wenn auch in Dichtungen poetisches Talent unver- ist, so hat doch die Form, so gut er behandelte, ihre größere Verbreitung t, da dieselbe in kleineren Dichtungen ch hingenommen, bei größeren da- r unsere Ohren ungenießbar wird. r Weise verließ er dieselbe in einem Gedicht „Kaiser Karl der Große und lische Jungfrauenheer". Ein Beitrag vergänglichen Ruhme der Frauen in rn von Frauenlob dem Jüngern" 46). Hrothland verläßt mit tapfern Genossen den Hof Karls des Großen, um Abenteuer aufzusuchen. Gerhard von Fratta hält den Augenblick für günstig, sich an Karl wegen einer ihm zugefügten Beleidigung zu rächen. Auf seine Veranlassung zieht Marsil, der König der Mauren in Spanien, mit mächtigen Heerschaaren gegen Karl, auf seinen Rath lockt er die Fremden in einen Hinterhalt, wo Alle trotz der tapfersten Gegenwehr erschlagen werden; nur Karl entkommt unter dem Schutze des heiligen Georg. Als er sich der Verzweiflung hingiebt, räth ihm ein Bote Gottes, die fränkischen Jungfrauen zu bewaffnen und mit ihnen den Mauren entgegenzuziehen. Während dieselben aufgerufen und bewaffnet werden, entspinnt sich ein arger Zwist im Lager der Heiden; ein großer Theil der verbündeten Fürsten verläßt den König, dessen geschwächtes Heer von Furcht ergriffen wird, als es die zahlreichen Schaaren Karls heranziehen sieht; Marsil entschließt sich zur Unterwerfung; er führt seine Truppen mit gesenkten Waffen den Jungfrauen entgegen, die freilich nicht wenig zittern, als sie die Feinde heranmarschieren sehen. Doch Karl erklärt ihnen den Stand der Dinge und nun erheben sie lauten Jubel über den erfochtenen Sieg. Als sie auf der Heimfahrt vor Aachen lagern, verwandeln sich ihre vor den Zelten aufgesteckten Speere in Bäume, ihre Schilde in Schüsseln und Mulden, ihre Schwerter in Spindeln, wodurch die Männer von der Furcht befreit werden, künftighin den Frauen unterthan zu sein. Karl entläßt sie mit großen Belohnungen. Dieß ist der freilich nur sehr magere Abriß des Gedichts, das sowohl in der Ausführung der angegebenen Thatsachen als in den eingefügten Episoden eine reiche Mannigfaltigkeit gewährt, die sich in großer Klarheit und Uebersichtlichkeit entwickelt. Wie die Anordnung des Stoffes, verdient auch das Detail die vollste Anerkennung. So sind die Schlachtengemälde von der lebendigsten Anschaulichkeit, ob der Dichter ganze Massen vorführt oder Einzelngefechte schildert; eben so trefflich ist die Siegesfeier und der Zwist der Mauren, die Klage Karls über die verlorne Schlacht, das Aufgebot und die Heerschau der Jungfrauen, ihr Auszug, ihr Sieg und ihre Heimkehr geschildert. Nicht weniger vortrefflich ist die Zeichnung der Personen, deren Charakter und äußere Erscheinung er in wenigen Zügen zur lebendigsten Anschauung bringt. Mit großer Kunst hat der Dichter eine Menge schöner und guter Gedanken angebracht, bei denen er zum Theil die Verhältnisse unsrer Zeit im Auge hat, die er aber sehr glücklich auf die geschilderten Zustände anzuwenden weiß. In diesen Stellen entwickelt er einen köstlichen Humor, so wenn er die Staatsmänner verspottet, die alles Heil im Gleichgewicht der Staaten erblicken, oder wenn er die Orden und Titel, oder die pedantischen und rathlosen Räthe der Krone lächerlich macht, oder im König Marsil einen geist- und wortreichen Fürsten unserer Zeit persifliert, oder die liebenswürdigen Schwächen der Frauen schildert. Nicht vergessen dürfen wir, daß in dem Gedicht Alles mit großer Ueberlegung motiviert ist — wir erwähnen in dieser Beziehung nur den Zwist der heidnischen Fürsten — und daß der Dichter

zwar auch das Wunderbare, aber in sehr mäßiger Weise und mit Rücksicht auf die Ueberlieferung als Motiv gebraucht. Die Form des Gedichts — die Nibelungenstrophe — ist sehr glücklich behandelt, die Darstellung ist fließend und gewandt und stets dem Inhalt angemessen, bald kräftig und kernhaft, bald heiter und naiv. Die Sprache ist reich und erhält durch geschickten, immer ungesuchten Gebrauch alter Wörter, deren Bedeutung übrigens aus dem Zusammenhang leicht ersichtlich ist, einen eigenthümlichen Reiz.

Aus „Karl der Große" u. s. w.

Das Aufgebot.

Was wären wohl die Männer, wärt ihr nicht, holde Frauen?
Man würde nach Nordens Sage nur Ungeheuer schaun;
Ein Volk gar unverträglich, zu Händeln stets geneigt,
Gar sonder Recht und Sitte: Wafthrudnir selbst es deutlichst zeigt.

Gewiß, ihr lieben Frauen, ihr widersprecht mir nicht.
Ihr habt die besten Gründe, bezeichnet ihrs als Pflicht,
Daß stets die Männer lauschen auf eurer Augen Wink:
Und wers nicht thut, den Frauen, ja den verdammt mit Recht ihr flink.

Denn euch gebührt die Herrschaft in Kirche, Staat und Haus!
Ihr wißt Dieß selbst am Besten und zieht die Stirne graus,
Besinnt sich auch nur Einer und folgt er nicht sogleich:
Denn Frauen, ihr beschütztet voreinst das heilge römsche Reich!

Da zupft mich Turpin am Aermel und raunt: „Was soll das sein?
Jungfrauen, schrieb ich, Jungfraun, Jungfrauen zart und fein
Besiegten dort die Heiden, und Frauen thatens nicht:
Wer da will Geschichte schreiben, dem sei die Wahrheit erste Pflicht!"

Sehr wohl, ehrwürdiger Bischof! Doch wollt ihrs recht beschaun,
Es freiten jene Jungfraun und wurden also Fraun.
Doch Keine darum sich minder der That zu rühmen pflag:
Drum ehrt man auch die Frauen mit Recht deshalb bis diesen Tag.

Die Männer auch, so da lebten in jener großen Zeit,
Erkannten der Fraun Verdienste, wie billig, sonder Streit,
Und warben ohne Wanken bei Tage wie bei Nacht,
Bis sie das muntre Hannchen zu Rom auf Peters Stuhl gebracht.

Jetzt freilich steht es anders. Die schlimme Männerwelt
Vergaß, o Schmach! sie gänzlich. Wer unterm Himmelszelt,
Wer thäte Dieß für Eine von euch wohl jetzt? Fürwahr,
Der Undank herrscht auf Erden! auch hieran wird es offenbar.

Doch wären auch alle Männer dem Ruhme der Frauen blind,
Getrost! noch lebt Euch einer: verwehet es nicht der Wind
Das Wort, und bleibt der Männer Vernunft nicht völlig taub,
So leg ich, holde Frauen, zu Füßen euch den schnöden Raub.

O Wonne, wenn ich sähe, daß wieder eine Frau
Auf Peters Stuhle säße! So wahr der Himmel blau,
Ich würde freudigst ziehen gen Rom, ihr meinen Gruß
In Ehrfurcht darzubringen, zu küssen ihr den schönen Fuß.

Für jetzt nun will ich melden der Jungfraun hohe That.
Ihr wißt es wohl noch alle, wie Karl auf des Engels Rath,
Ein Flüchtling, zog gen Aachen. Des Engels Wort allein
Gab Muth ihm zum sauren Gange; er säße sonst jetzt noch auf dem Stein.

Wie staunten die guten Bürger, da sie betrübt, zu Fuß,
Allein ihn kommen sahen, traun, Jeden es wundern muß!
Sie zogen aus den Fenstern die Köpfe scheu zurück:
„Der Kaiser! seht den Kaiser! O weh, Das kündet nimmer Glück."

Wer sah, daß je der Kaiser so dürftig und so still
Von gutem Kampfe kehrte? Nun glaube, wer da will,
Des großen Sieges Kunde, die jüngst der Kanzelar
Dem Volke thät zu wissen; man sieht, daß es ein Traum nur war."

„Ja sonst", begann da Benzo, da zog er anders her,
Zu Rosse hoch, goldstralend, umringt von Schwert und Speer,
Unter, hinter ihm in Fesseln gefangener Feinde viel:
Der Himmel woll uns schützen; ich fürchte, der Teufel trieb sein Spiel!"

So sprachen Aachens Bürger und krauten sich hinterm Ohr.
Und manches Weib vor Schrecken die Spindel selbst verlor.
Die greisen Muhmen straften die Welt um ihre Lust,
Und selbst die Kindlein weinten aus Furcht an ihrer Mütter Brust.

Doch Karl mit raschem Fuße durchschritt der Straßen Raum:
Sein Antlitz hüllte der Mantel, man sah die Augen kaum.
So schritt der hohe Kaiser auf manchem Nebensteg
Hin nach der Pfalz; er kannte, wies schien, recht wohl noch den Weg.

Wie traf sichs gut! Versammelt, als Karl die Pfalz betrat,
War grad im weiten Saale des Reiches hoher Rath.
Vom Fenster her rief Landfrid, da Karl so ganz allein
Und recht nach Diebes Weise betrat des Hofes bunt Gestein:

„Der Kaiser kommt! der Kaiser!" Da flog von Mund zu Mund
Das Wort, wer kommt? der Kaiser? der Kaiser? geht es kund!
Um Gott, was will Das sagen? Drauf sprangen all empor
Die Herren durcheinander; denn Karl erschien in des Saales Thor.

„Euch wolle Gott beschützen, ihr Herren insgemein!
Ich komm euch unerwartet? ich komm auch ganz allein!
Es gieng mir leider übel! mein Heer der Heide schlug:
Vielleicht in kurzen Tagen sein Roß ihn schon vor Aachen trug!"

Da fahlten rothe Wangen vom plötzlichen Schrecken schnell;
Da starrten todt die Blicke, so scharf sonst und so hell.
Kein Wort da fand die Zunge, ob offen auch der Mund;
Mit Mühe nur gab endlich der Kanzler seine Weisheit kund.

„Die Heiden stehn vor Aachen? Ihr seht uns bleich vor Schreck!
Das wolle Gott verhüten! Das wäre, traun, zu keck!
Erhabner Herr und Kaiser, ersinnt ihr da nicht Rath,
Wir sind, ihr seid verloren, verloren ist der ganze Staat."

„Wie helf ich? „sprach der Kaiser;" berathet euch und mich!"
„O Herr," versetzte der Kanzler. „ein schneller Federstrich.
Ob der vielleicht uns hülfe, — wenn ihr der Basken Land —"
„Verstummt!" rief Karl mit Zorne, „und rathet mir nicht Unverstand!"

t es, ich bin geſchlagen. Ihr habt es ſchlecht bedacht:
: ich, was der Heide ſchon unter ſich gebracht?
euch beſſer, ihr Herren! beſinnt euch beſſer! ſprecht,
ptigen wir den Heiden, wenn er zu nahn ſich erfrecht?"

jt, o Herr und Kaiſer, Das hatt ich überſehn:
ıb iſt ſchon erobert. O Frevel wird geſchehn,
iner noch erlebte. Verruchter Gerhard du,
du nie geboren, ich fände Rettung im Nu!

ın ich das Leid mir deuten, das Leid, das mir geſchah,
: ich geſtern morgen die Gäul im Stalle ſah!
daß ich dieß Zeichen nicht früher recht verſtund!
jetzt ſeh ichs deutlich, es gab mir unſern Tod da kund!

ß euch nicht zu rathen; mein Kopf iſt öd und leer.
:b in meinem Leben mein Amt mir noch ſo ſchwer!
nirgends Rettung: das Eine Heer iſt todt,
ıre hält der Sachſe, und Hrothland kennt nicht unſere Noth."

ıach da Landfrid grollend, „Der kümmert ſich viel ums Reich!
hn nach Abenteuern, fort iſt er auch ſogleich.
cht ihm mehr Vergnügen, als für das Reich zu ſtehn:
erhabener Kaiſer, ihr laßt ihn jedes Mal auch gehn!

: ihrs nun, Herr Kaiſer; ihr wißts, wir riethen nicht
m Unglückskriege: wir kannten unſere Pflicht;
rßen wir Hrothland ziehen. Ihr ſelbſt ergrifft das Schwert,
ſt ließt Hrothland ziehen: ihr habts nicht anders begehrt!"

ieß ſind meine Räthe?" Der Kaiſer Karl da ſprach,
ranken? Nun beim Himmel! ich ſehe, die Feder brach
ıwert euch. Nahm euch wirklich, die mehr in kleiner Liſt
ıt dem kühnen Muthe, die Furcht ſelbſt der Gedanken Zwiſt?"

ımt uns nicht, Herr Kaiſer," verſetzte der Kanzelar:
jt auf unſerm Leibe kein einziges falſches Haar.
gt ihr Deß Beweiſe, die werden euch ſogleich:
ien ſtets und riethen für euch und für das ganze Reich.

elten, dieweil ihr kriegtet, ein ſtrenges Halsgericht.
den dreier Male den ſchnöden Böſewicht,
:rhard; doch er ſtellte ſich nicht, wies denn ſo geht:
jieng man ihm im Bilde, wie dieß in unſern Rechten ſteht.

" — „O ſchweigt der Poſſen", zerbrach ihm Karl das Wort,
rdet ſonſt mir wahrlich all die Geduld noch fort.
lt euch billig ſchicken, da Sinn und Witz euch lahm.
tag es ſein, da ſelber der Himmel uns zu Hülfe kam.

mt, ich will gebieten, und merkt es mir genau:
en Boten eilen in jeden fränkiſchen Gau,
ten alle Jungfraun bis vierundzwanzig Jahr
chszehn an gerechnet: die retten uns aus Noth und Fahr."

ıollt, erhabner Kaiſer", ſprach Matfrid da geſchwind,
nicht den Heiden ſenden ſo manches holde Kind?
uß das Volk empören, es greift zu Spieß und Schwert."
eigt", rief der Kaiſer zürnend, „bis man zu hören euch begehrt!

Verzagt das Herz der Männer, ſo wird der Franken Ruhm
Der Jungfraun Muth bewahren; der ſchützt mein Kaiſerthum,
Der wird das Kreuz beſchirmen: ihr Lob ob Allem ragt."
Darauf erzählt der Kaiſer, was ihm der Engel dort geſagt.

Die Räthe zwar erſt meinten, der höchſten Einſicht voll,
Doch nur im tiefſten Herzen, die Sache klinge toll;
Wer hörte je denn Gleiches? jedoch, da ſonder Wank
Der Kaiſer drauf vertraute, wars endlich ihnen auch zu Dank.

Allein man weiß, daß immer ein ſchlichtes nacktes Ja
Dem Munde der Räthe bittert; ſo meinten auch dieſe da:
Ein ſolches Heer zu leiten, erheiſche doch viel Geduld,
Verſtand, der beſten Laune, Beſonnenheit und Ernſt und Huld.

Der Kaiſer jedoch beharrte darauf mit feſtem Sinn,
Und blitzte mit ſeinen Augen und ſtrich den Bart am Kinn.
„Der Himmel wills!" rief laut er, „drum ſtimmt nur ſchleunigſt bei:
Wo laut der Himmel redet, ſchweigt billig eure Klügelei."

Da ritten denn ſchnelle Werber in jeden fränkiſchen Gau
Und hielten an allen Orten die ſtrengſte Mädchenſchau,
In Städten, Dörfern, Burgen; und die man ſchon erfand,
Der legten des Kaiſers Pfennig die Werber in die weiße Hand.

Daß ſie nur ſchöne wollten, geſchahs auf Karls Geheiß,
War es nur Werberlaune? Das ſage, wers da weiß.
Turpin verſchweigt den Umſtand und hat wohl guten Grund;
Denn jenes Engels Botſchaft thät davon nicht ein Wörtlein kund.

Doch hatten dabei die Werber genug Verdrießlichkeit.
Wenn Eine nicht ſie wollten, flugs war der Spiegel bereit,
Der Schönheit feinſter Kenner, und jede Maid verglich
Sein Wort mit dem der Werber, und Keine, ſo gerüſtet, wich.

Der Väter und der Neffen, der Ohme, der Liebſten Mund,
Beſchwurs, und Mütter und Muhmen beſtätigtens all im Bund:
In dieſem Streite hätten die Mädchen das klarſte Recht,
Und ſähens nicht die Werber, ſo wären nur ihre Augen ſchlecht.

Auch half ein ſchuldlos Mittel wohl Mancher aus der Noth;
Denn war ſie bleich, ſo färbte ſie flugs die Wangen roth.
Das thäte ſie, meinte Jede, mit Recht für des Kaiſers Heil,
Und eh daheim ſie bliebe, das Leben wär ihr eher feil.

Drum, wollten des Kaiſers Werber nicht ſchmälern des Kaiſers Ruf;
So mußten ſie ſchön wohl finden, was ſchön der Spiegel ſchuf.
Das thaten ſie denn auch klüglich und ſchloſſen Aug und Mund:
Sie warben, was zu werben, und machten Karls Befehle kund:

Die Zeit, den Ort der Sammlung benannten ſie getreu.
Im ganzen Reiche waren ſo kühne Dinge neu;
Drum gab es viel zu reden, und damit kam die Zeit,
Die hin berief die Jungfraun gen Aachen und von da zum Streit.

Doch als der Tag ſich nahte, beſtimmt zur großen Schau,
Da wards ſo manchem Knaben ums liebe Herzlein flau.
Sie flehten wohl und baten „Vergiß nicht, Traute, mein.
Erblickſt du dort am Hofe die ſüßen Junker glatt und fein!

Und wenn ein frecher Heide dir nach der Wange haut,
Dann hoch den Schild gehoben! ſo, Kind! dann aufgeſchaut!
Da Gott im Himmel ſelber den rothen Münden hold,
Wie könnte dich ein Heide verſehren und der Hölle Sold?

Drum Kind, nur drauf geschlagen! der Heide schrammt dich nicht:
Wer möcht auch wohl verderben so holdes Angesicht?
Doch flehte dich ein Heide um Leben, Leib und Blut,
Da laß dich nicht erbitten; er meinte sonst, dir fehle Muth.

Und komme treu mir wieder, wie treu du, Liebchen, gehst.
Bedenk es wohl und immer; in Gottes Dienste du stehst.
Nur Treue wird er schirmen; drum bleibe, Kind, mir treu:
Und wankst du nur um ein Härlein, der Heide raubt dich ohne Scheu."

Die Väter, Brüder, Neffen und Ohme weinten sehr,
Und Mütter und Muhmen und Nichten, die weinten noch viel mehr.
Doch fröhlich zog von dannen der kühnen Jungfraun Schaar
Von Neugier voll und Hoffnung, des Kummers und der Sorge bar.

Schaarweis aus jedem Gaue betraten sie die Bahn
Und kamen wohl behalten in Aachens Mauern an.
Bis vor die Burg des Kaisers schritten sie dicht geschaart.
Zum Klange der Trommeln und Zinken; des Schalles ward da nicht gespart.

Wie schlug das Herz des Kaisers bei solchem Anblick stolz:
Ihm däuchte die Macht der Heiden dagegen nur faules Holz.
Wie labt' er seine Blicke an solcher Stralen Glanz:
Schon fühlt' er auf seinem Haupte des schönsten Sieges Ehrenkranz.

Vom Fenster in lauter Freude nicht selten er eilte fort
Und trug in höchster Selbstheit hinab des Willkomms Wort.
Von Einer Maid zur andern mit flinkem Fuß er gieng:
Da gabs ein Händedrücken, als er die Jungfraun empfieng.

Und schmückten auch nicht Bärte der stolzen Krieger Kinn;
Er meinte doch, es bringe solch Heer dem Reiche Gewinn.
Er sah, wie seine Schranzen erlagen ohne Schlag:
Der Heid auch wird ihm fallen, er glaubt es fest, erschien sein Tag.

Geherbergt wurden freundlichst die Jungfraun in der Stadt,
So viel sie der Schönen faßte, die jetzt vom Wege matt;
Die andern unter Zelten im Freien wohl verpflegt:
Es gieng auf Reiches Kosten, und wohl wars Geld angelegt.

Adolf Glaßbrenner.

Da wir im Abschnitt von der lyrischen Poesie den dichterischen Charakter Glaßbrenners schon dargestellt haben, können wir sogleich auf die Besprechung seiner epischen Dichtungen eingehen. „Der neue Reinecke Fuchs", (Frankf. 1846. 2. Aufl. 1854) hätte eben so gut als die „Hochzeit des Figaro" von Beaumarchais unverschämt genannt werden können; und die Polizei muß ihn in der That dafür gehalten haben, da sie ihn sogleich nach seinem Erscheinen mit Beschlag belegte. Nur hätte sie sich auch daran erinnern sollen, daß die „Hochzeit des Figaro" die Revolution verkündigte, und daß der „Neue Reinecke" wohl ebenfalls eine Aehnlichkeit mit dem französischen Drama haben könne. Und in der That, das Gedicht ist eine so bittere, ja man kann wohl sagen giftige Satyre gegen die damaligen Zeitverhältnisse, insbesondere gegen das Königthum, das seine Aufgabe nicht begriff, gegen den impotenten Bundestag (der Dichter spricht freilich nur von einem Hundestag), der nur dann Kraft entwickelte, wenn es sich darum handelte, die Freiheit der Völker zu unterdrücken, gegen den immer mehr um sich greifenden Einfluß des Jesuitismus, den der Dichter mit einem naheliegenden und passenden Ausdruck Fuchsitismus nennt, es sprach sich eine solche Unzufriedenheit, ein solcher Haß gegen die Regierungen, ja selbst eine solche Verachtung derselben in einer so entschiedenen und unverhüllten Sprache aus, daß man schon daraus entnehmen konnte, es sei das Gedicht nicht bloß der Ausdruck der Meinung eines Einzelnen, sondern der des gesammten Volks oder wenigstens der überwiegenden Mehrheit desselben. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, hat der „Neue Reinecke Fuchs" eine historische Bedeutung, die nicht unterschätzt werden darf. Als Kunstwerk läßt es sich dagegen in keiner Weise mit den alten Bearbeitungen der Thiersage vergleichen. Wenn in dieser den Thieren auch menschliche Sprache beigelegt und menschliche Handlungen zugeschrieben werden, so vergißt man doch niemals, daß es Thiere sind; was sie sprechen und thun, ist stets ihrem ausgeprägten thierischen Charakter gemäß. Im „Neuen Reinecke" können selbst die Thiernamen den Leser nicht bestimmen, dabei an Thiere zu denken, eben so wenig als wenn man in einem Romane den Namen Wolf, Bär, Fuchs, Löwe u. s. w. begegnet. Die handelnden Personen sind nicht bloß ganze Menschen, es sind sogar oft bestimmte Persönlichkeiten, die kenntlich genug gezeichnet sind. Auch bietet das Gedicht zu wenig Handlung, es ist allzusehr mit Reflexionen überladen und es sind diese häufig allzu breit ausgesponnen. Aber bei allen diesen Mängeln ist es doch eine der besten Satyren der neueren Zeit, die nicht bloß geistreich und witzig ist, sondern auch die verspotteten Zustände und Personen mit großer Wahrheit und Anschaulichkeit schildert, und durch ihre gute und fließende Versification, ihre heitere Darstellung Wohlgefallen erregt. Daß der Blick des Dichters sich nicht auf die nächsten Verhältnisse beschränkte, sondern auch die späteren Zeiten übersah, beweist der Schluß des Gedichts. Der Fuchs wird nämlich vom erwachten Volke halbtodt geprügelt, aber „Der Fuchs und das Fuchsitenkind Sind schlaue, schuftge Leute, Und wenn sie nicht gestorben sind, So leben sie noch heute."

Ein zweites Epos „Die verkehrte Welt. Ein komisches Gedicht" (Frankf. 1856; 5. Aufl. 1865) ist ebenso glücklich versifizirt; der Wechsel des Metrums erscheint hier als Verspottung dieser Mode vollkommen berechtigt, wie auch die Ghaselenfabrikation durch einen Liebesbrief in „Doppelghaselenform" glücklich versifizirt wird; und so wird auch die neue Kunst nicht gescheut. Doch ist es vorzüglich das bürgerliche, religiöse und politische Leben, welches der Dichter zum Gegenstande seines immer witzigen, immer geistreichen Spottes macht. Er ist dabei an komischen Einfällen unerschöpflich, wobei nur zu bedauern ist, daß er zu oft in das Allegorische verfällt. Inhalt und Tendenz des Gedichts giebt sich schon darin zu erkennen, daß der Titel am Ende steht. Die Handlung geht im Stern der verkehrten Welt vor, wohin der

Dichter nach ſeinem Tode kommt. Er bewohnt die Reſidenz Dummdummdumm; die Gräfin Lotte bezahlt ihm monatlich dreißig Scudi, um ihm als Magd dienen zu dürfen. Sobald der Sultan ſeine Ankunft erfährt, macht er ihm eine Aufwartung, bei welcher ihn der Dichter mit einem Calabreſerhut und einem Dolch, in Schlafrock und Pantoffeln empfangen muß, wenn wenn er es nicht thäte, müßte er zur Strafe zehn Jahre lang den Verhandlungen der erſten Kammer beiwohnen. Der Dichter erhält einen Orden, weil er den Sultan für den dümmſten Menſchen erklärt, den er je geſehen; er muß ihn tragen, bis er ſich um den Staat verdient gemacht hat, dann muß er ihn aber wegwerfen. Die Miniſter führen den Titel Rock, z. B. Finanzrock; weſſen Name ſich auf en des Sultans reimt, gehört zum höchſten Adel und kommt in die Regierung, Namen mit halben Reimen machen zum Deputierten. Im Geſetzgebungs-Cadaver, d. h. der Deputirtenkammer muß Einer nach dem Andern auftreten und ſchweigen, worauf abgeſtimmt wird. Das Zunftrecht iſt im Reich auf das Vortrefflichſte entwickelt, ſo darf z. B. nur der Zuckerbäcker Zuckererbſen verkaufen. Wer einen Brief erhält, muß eine Abgabe dafür zahlen, daß ihn die Polizei zuerſt geleſen hat. Jeder, der ausgehen will, muß einen Paß haben, ſo z. B. der Schneider, der einen neuen Rock zu ſeinem Kunden trägt; überhaupt muß Jedermann paſſiv ſein, d. h. einen Paß haben; nur Betrüger und Diebe ſind ausgenommen. So oft ein Sultanchen geboren wird, trauert das Volk aus Schmerz dafür, daß ſich wieder Einer für das Wohl des Volks aufopfern muß. Doch trifft die Satyre des Dichters nicht bloß die Lächerlichkeiten der politiſchen Verfaſſungen, er beißt ſeinen Spott auch über den Jeſuitismus, die Communiſten, die emanzipationsluſtigen Frauen, die Gelehrten aus, und überall ſind ſeine Einfälle neu und treffend.

Aus dem „Neuen Reinecke Fuchs".

1. Kapitel.

Bei Thieren hat es niemals Noth,
Wenn ihnen ſtirbt ein König todt;
Im Augenblick, ſo es geſchah,
Iſt eben ſolcher König da.
Was ſonſt auch Gutes fehlt dem Vieh,
Ein König fehlt ihm nun und nie.

So war denn auch im Bärenreich
Ein andrer Herrſcher da ſogleich
Von alleredelſtem Geblüte,
Von ganz vorzüglichem Gemüthe,
Von frommem Sinn und beſtem Willen,
Die hohe Aufgab zu erfüllen,
Von Muth und Weisheit, hellem Geiſt,
Und Allem, was man ſonſt noch preiſt.
Der hatte auch es nicht verſchmäht,
Zu werden Seine Majeſtät,
Und alle fürchterlichen Plagen
Des Herrſcherthumes zu ertragen,
Und zwar mit ſolchem Eifer, daß,
Als ſich das Volk erbot fürbaß,
Ihm Einges davon abzunehmen.
Er ſich dazu nicht wollt bequemen.

Der ſprach herab von ſeinem Throne
Daß Gott gegeben ihm die Krone,
Und er ſie würdig wolle tragen
Und ſtillen ſeines Volkes Klagen,
Und ſprach ſo manches ſchöne Wort,
Daß jubelnd man rief hier und dort:
„So viel wie dieſer Fürſt verſpricht,
So viel verſprach noch Keiner nicht!

Die Großen ſtanden rundherum:
Kein Mund blieb leer, kein Auge ſtumm!
Es war das freudigſte Bewegen,
Denn ſolch ein Wort iſt ſchon ein Segen!
Man ſah nur glückliche Geſichter,
Man brannte hunderttauſend Lichter,
Und ſchmückte auch das kleinſte Haus
Mit Hoffnungsgrün und Blumen aus.
Es tönten Pauken und Schallmein,
Die gläubge Orgel ſtimmte ein,
Und orgelte in Einem fort
Wohl über dieſes Fürſten Wort,
Und alle Zweifel hieß man fliehn
Und glaubte nur an Gott und Ihn.

Herr Reinecke ließ ſich nicht ſehen;
Man ſprach, es ſei um ihn geſchehen,
Er habe ſeinen Rang verloren,
Und ſchon ein Andrer ſei erkoren,
Deß Weſen nicht die Selbſtſucht ſei
Und Trug und Liſt und Schelmerei;
Der nicht in ſolchem Weltgewebe
Von niederträchtgen Ränken lebe,
Und immerdar mit frommen Augen
Die Kraft der Thierwelt auszuſaugen,
Den edlen Geiſt zu unterdrücken,
Der feindlich allem Knien und Bücken,
In Finſterniß und Aberglauben
Die höchſten Güter ſich zu rauben,
Freiheit und Wahrheit zu ermorden,
Wie Reinke und ſein böſer Orden.

Doch ob man ihn auch nicht gewahrte,
Wars doch, als ob ſich offenbarte
Durch manche Thaten, manche Streiche,
Wie fort und fort ſein Gift noch ſchleiche
Im Körper dieſes Staates, den
Wir bald in Trübniß wieder ſehn.

Vom Fuchſe ſelbſt war keine Spur;
Doch las man in der Zeitung nur,
So flüſterte man ſich ins Ohr:
„Das kommt mir wie vom Fuchſe vor!"
Der Künſtler rief: „Herr Bruder, he,
Merkſt Du nicht was vom Reinecke?"
Es ſprach ſo manches Vieh im Amte:
„Spukt denn der Fuchs noch, der verdammte?"
Im armen Volk lief ein Gemuckſe
Und ein Gemurre von dem Fuchſe;
Ja ſelbſt manch Vieh von hohem Rang,
Es witterte den Fuchsgeſtank!
Es ſprach ein jedes Blatt und Buch
Vom Hühner- und vom Haſen-Fluch.

„Wenns ſo iſt," ſprach ein kluges Pferd,
Als Staatsmann lange hochgeehrt,
„So kann der Fürſt beim beſten Willen
Die Klagen ſeines Volks nicht ſtillen;
So ſucht ſein edelmüthger Sinn
Vergebens das Woher, Wohin!
Denn ſchleicht der Fuchs noch durch das Land
So iſt die Hoffnung draus verbannt,

Und mit ihr gegenseit Vertrauen,
Ohn das Verschwendung alles Bauen,
Ohn welches nie der Geist erscheint,
Der Volk und Fürst zur That vereint!
Statt dessen schauen durch das Fenster
Des Staatsgebäudes die Gespenster
Des Argwohns und der Heuchelei,
Der Schlaffheit, List und Kriecherei,
Und statt des Lorbeers wachsen Ruthen,
Und nimmer, nimmer führts zum Guten!"
„Wie aber", sprach darauf zum Pferd
Ein alter Esel, hochgeehrt,
„Wie aber wird die böse Sieben
Der Thierwelt aus dem Reich vertrieben?
Ist dieser schlaue Fuchsengeist,
Wie ihr uns so gelehrt beweist,
Ein solch verderbend, schleichend Gift,
Das unsres Staates Herze trifft,
Wie wollet Ihr, Herr Medicus,
Ableiten diesen bösen Fluß?"

Darauf das Pferd: „Es ist nicht leicht;
Doch wird ein jedes Ziel erreicht
Durch Offenheit und Thatenkraft.
Man befreie die Wissenschaft,
Erlöse sie von den Lehren,
Mit denen List und Trug verkehren,
Man gebe den Gedanken frei!
Im ganzen Vaterlande sei
Oeffentlichkeit, offener Krieg
Der Geister, deß Sieg
Stets die Tugend ist,
Und der nur böses Blut vergießt!
Der Alles sondert aus der Thiere Reihn,
Was falsch, verderblich und gemein,
Der Jeden am Staate beschäftigt,
Und diesen erhebt und kräftigt,
Der ihn erlöst, von aller Knechtschaft,
Und Jedem sein göttliches Recht verschafft!"

Der Esel sprach kein Wort dagegen,
Doch fand er diesen Plan verwegen;
Natürlich, denn mit langen Ohren
War Baldewein ja schon geboren,
Und darum eben à tout prix
Ein ungemein loyales Vieh,
Das nicht gern dachte, lieber schlief,
Und immer J-a, J-a! rief,
Und das sich ließ mit Knuten schlagen,
Bekams nur Disteln in den Magen.
So hat es denn nicht mehr verkehrt
Hinfürder mit dem edlen Pferd.

Alfred Meißner.

Außer einigen Balladen, welche den düstern Charakter tragen, den wir als Eigenthümlichkeit seiner lyrischen Dichtungen haben kennen lernen, hat Meißner ein größeres episches Gedicht „Zizka. Gesänge" (Lpz. 1846; 10. Aufl. Ebd. 1867) herausgegeben, welches wie die zahlreichen schnell aufeinander folgenden Ausgaben darthun, großen Beifall gefunden hat. Wie wir schon oben (S. 230) bemerkt haben, war Meißner nach Leipzig gereist, um einen Verleger für dieses Gedicht zu suchen, da er wohl wußte, daß es in Oesterreich unter den damaligen Censurverhältnissen nicht gedruckt werden dürfe. Da der Verleger außerordentlich schnell drucken ließ, mußte er das noch unvollendete Gedicht in aller Eile zu Ende bringen, so daß einzelne Gesänge darunter litten. Dennoch war die starke Auflage schon nach vier Monaten vergriffen, so daß eine zweite und auch bald eine dritte nöthig wurde, die zahlreiche Verbesserungen und Bereicherungen darboten.

Das Gedicht hat den Aufstand, die Kämpfe und Siege der hussitischen Böhmen unter dem großen Zizka zum Gegenstand, welchen der Dichter mit der nämlichen Leidenschaftlichkeit und demselben vaterländischen Sinn behandelt, den wir in seinen lyrischen Gedichten haben kennen lernen. Er faßt diese Kämpfe von dem höchsten Standpunkt auf, er will ihre Bedeutsamkeit für die geistige Entwickelung der Menschheit darstellen, wie er es im „Schlußgesang" ausspricht.

„Der Kelch für Alle!" dieses Donnerwort,
Es trat von hier aus in die Weltgeschichte;
Nun braust es durch der Erde Lande fort
Und ruft der Herrschaft Sclaven zu Gerichte — —
Ob halbverstanden es im Geist geruht,
Die Welt erschrak von dem gewaltgen Schalle;
Nicht nur der Kelch mit Christi heilgem Blut,
Der Kelch des Lichts und Lebens sei für Alle!

Das Gedicht wäre deshalb an sich schon höchst beachtenswerth, wenn es auch in poetischer Beziehung weniger Anerkennung verdiente, weil es historische Bedeutung hat, in so fern nämlich es in dem jesuitischen Oesterreich wie früher schon Lenaus „Savonarola" und „Albigenser" für die religiöse Freiheit einsteht und das geisttödtende „Pfaffenthum" in seinen festesten Verschanzungen bekämpft, weil es uns die Gewähr giebt, daß Oesterreich zu neuem kräftigem Leben aufblühen wird, das weder Concordat noch Jesuitenmissionen aufzuhalten im Stande sind*).

Wenn auch der Kampf der Hussiten gegen ihre Dränger der Gegenstand des Gedichts ist, so hat ihm der Dichter doch mit Recht in Zizka einen Mittelpunkt gegeben, in jenem gewaltigen Helden, der selbst noch, als er des Augenlichts beraubt war, von seinem Wagen oder seinem Streitrosse aus die Schlachten leitete und seine schlechtbewaffneten Bauern gegen die trefflich gerüsteten und zahlreichen Truppen der Feinde zum Siege führte. Er hat uns in den vorbereitenden Gesängen mit Glück den Grund und Ursprung des mächtigen Aufstandes gegeben, indem er den Märtyrertod des unglücklichen Huß durch einen Augenzeugen berichten läßt, der durch seine Erzählung das Volk zur Empörung reizt, die dann auch blutig ausbricht, als ein unkluger Steinwurf aus dem Fenster des Prager Rathhauses den Redner verletzt. Der Dichter hat endlich auch die Theilnahme Zizkas da durch glücklich motiviert, daß er auch persönliche Rache an den Feinden der Hussiten zu nehmen hatte, da ein Pfaff seine Schwester entehrt hatte, die sich dann aus Verzweiflung in die Fluthen eines Sees stürzte. Aber so glücklich dieß Alles ist, so macht doch das Gedicht als Ganzes keinen günstigen Eindruck, weil ihm in der Ausführung alle Einheit fehlt. Schon dieß läßt unbefriedigt, daß das Gedicht mit Zizkas Tod

*) Dieß war schon vor 1866 niedergeschrieben.

nn wenn er auch die Hauptperson doch der Kampf der Hussiten der Gegenstand der Dichtung, und dieser zkas Tod noch lange nicht beendigt. ren aber von diesem Nichts weiter, ussiten verschwinden, wie wenn ihre Empörung bedeutungslos gewesen war freilich schwer, Beides zu ver- Zizka zum Haupthelden zu machen, ch die Erzählung des Kampfes bis durchzuführen; aber es ist dieß eine eit, die der Dichter hätte überwinden können, wenn es selbst auf Kosten ieferung geschehen wäre, welche der rigens an manchen Stellen schon bewahrt hat, was er sich als Dichter ben durfte. Auch die Form, die der nem Gedicht gegeben hat, ist unkünst- tatt uns ein einheitliches Gemälde as sich in Darstellung eng verknüpfter lseitig motivierter Begebenheiten in larheit vor unsern Augen entrollt, Dichtung in einzelne Bilder oder aufgelöst, die nur durch den allge- faden der Geschichte lose zusammen- erden. Es ist diese epische Form- ets zu tadeln; im „Zizka" wird sie idlich, weil sie sich sogar auf die form erstreckt, die in den einzelnen , ja selbst innerhalb derselben in lkürlicher Weise abwechselt, bald in scher Erzählungsform, bald in den igsten Strophengebilden erscheint. Es durch die Unruhe, die dem epischen angemessen ist und den Dichter zu rgüssen dahinreißt, die selbst einmal ung und die Form der Hymne an-

ber das Gedicht als Ganzes betrachtet erungen und Gesetzen der Kunst nicht verdient es dagegen in den Einzeln- vollste Anerkennung, und es ist bei- Gesang, dem man nicht alles Lob könnte. Die Schilderungen der Na- Zeichnung der Charaktere, die Dar- r mannigfaltigen Verhältnisse, Alles elungen. Die Sprache ist von großer it, oft gewaltig, wenn der Dichter he Tyrannei oder das Unglück des dert. Die einzelnen Bilder sind mit gewählt und mit Geschick behandelt, elne in seiner Art meisterhaft durch- So treten uns die Reden der ver- Personen durchaus charakteristisch ent- Ritters von Chlum Bericht von dem Märtyrers Huß ist schlicht und einfach t gerade dadurch die größte Wirkung ihrend die Rede des Jan von Zelau stürmischen Gang, der doch die rhe- anst nicht zu verdecken vermag, un- ch hinreißt. Er weiß, daß er auf irer, meistens rohe Bauern, am Besten er und Gleichnisse wirken kann. Ein zählt er ihnen, sei auf der Jagd durch von seinen Getreuen getrennt worden. Begriff waren, ihn zu ermorden, habe en, nur noch Ein Mal auf dem Jagd- n zu dürfen; sie hätten es gestattet, ewußt, daß seine Begleiter zu weit eien, um die Töne zu hören. Aber kaum hatte er das Horn angesetzt, als seine Hunde herbeirennen, und, den König rettend, die Verräther zerreißen. So habe man auch, schließt er, den edlen Huß, den Feind der Großen und Verstockten, durch heuchlerische Versprechungen von seinen Getreuen weggelockt. Nun habe man die Böhmen Hunde genannt, so wollten sie denn auch treue Hunde sein und den großen Todten rächen. Wie vortrefflich ist im Abschnitt „König Wenzel" dieser grausame Wütherich gezeichnet! wie ergreifend ist das erste Auftreten Zizkas geschildert, dessen Größe wir schon ahnen und die in den folgenden Gesängen immer lebendiger, immer anschaulicher hervortritt. Einer der trefflichsten Abschnitte „Die Adamiten" ist leider zu lang, als daß wir ihn mittheilen könnten. Wenn Meißner nur diesen Gesang gedichtet hätte, würde er Anspruch auf die vollste Anerkennung haben, so meisterhaft ist die fanatische Verirrung dieser Sectirer, ihr Fest und ihre Niederlage geschildert. Aber auch die von uns mitgetheilten Stücke sind vortrefflich. Im Gesang, der die Ueberschrift „Simplicitas" hat (1), erzählt der Dichter, wie ein altes Weib zu Constanz im Glauben, ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, einen Bündel Reisig zu Hussens Scheiterhaufen getragen habe. Huß sah sie, als sie sich herbeidrängte, mit einem Blicke von solcher Milde an, wobei er das Wort Simplicitas aussprach, daß sie davon ganz erschüttert wurde; sie wollte das Reisig wieder wegnehmen, aber sie wurde daran verhindert, und das Entsetzen über ihre That warf sie ohnmächtig nieder, als sie den Scheiterhaufen brennen sah. In der Nacht erwacht sie und sie erblickt den Herrn von Chlum, der des Märtyrers Asche sammelt. Diesem folgt sie von nun an bis nach Böhmen und schließt sich dort dem Hussitenheere an. Sie hat aber Sinn und Sprache verloren, und nur das einzige Wort „Simplicitas" ist ihr im Gedächtniß geblieben. Wir wollen auf die tief psychologische und zugleich echt poetische Entwickelung des Gesangs nicht erst aufmerksam machen, sie tritt von selbst kräftig genug hervor, was auch bei dem ebenfalls mitgetheilten Stück „Eine Mutter" (3) der Fall ist, das in seiner Einfachheit von ergreifender Wirkung ist. Des Dichters wohlbegründete Empörung gegen das heuchlerische und mordsüchtige Pfaffenthum, findet in dem Abschnitt „Der Kreuzzug" (2) beredten Ausdruck, so wie er die Verleitung des unwissenden Volkes auf der Einen Seite und die großartige Hingebung der Hussiten an ihre gerechte Sache in wirkungsvollen Zügen meisterhaft schildert.

1. Simplicitas.

Ein armes Weib an einem Krückenstabe
Folgt dem Hussitenheer auf allen Zügen.
Wie den Bestattern auf dem Weg zum Grabe
Oft in der Ferne folgt ein alter Rabe.

Um ihr Gesicht, voll klagender Beschwerde
Verstört, die grauen Locken niederwallen,
Ihr alter Leib ist hager und verfallen,
Und jeder Tag beugt ihn noch mehr zur Erde.
Wenn sich der Abend nach geschlagner Schlacht
Wehmüthig senket auf die Fluren nieder,

Und das Hussitenheer mit voller Macht
Einstimmt in seine heilgen Lieder —
Indeß der Nebel wandelt durch die Thäler,
Die fernen Wälder Klaggesänge rauschen,
Und um die aufgehäuften Leichenmäler
Der Geier kreist — des Mordes graue Hehler,
Der Frist des ungestörten Mahls zu lauschen —
In solchen Stunden, wenn der Vollmond scheinet
Auf die verlornen Gründe, wüsten Steine,
Sitzt das geheimnißvolle Weib alleine
Bei ihrem Bündel, und sie weinet, weinet.

Seltsames Weib! was soll dein einsam Klagen,
Schlug dich der Herr mit schrecklichem Gerichte?
Auf deiner Stirn steht seltsame Geschichte,
Ich, der die Schrift versteht, will sie euch sagen.
Als Huß zu Konstanz stand am Marterpfahle,
Und um den heilgen Mann mit lautem Singen
Wachskerzen in der Hand, die Cardinale
Mit rothem Hut, wie Henkersknechte, giengen —
Da brach den Weg sich durch die Henkersreihn
Ein altes, abgezehrtes Mütterlein.
Ein Bündel Reisig trug sie auf dem Rücken,
Fast bis zur Erde drückt es ihre Glieder —
Ein Kreuzlein schlagend und mit frommen Bücken
Legt sies als Opfer auf den Holzstoß nieder.

Huß hats gesehn! und Schmerz ists, nicht Erbarmen,
Was seine Stimme wunderbar verklärt,
Als sprach er: Wehe denen, die dir, Armen,
Als gottgefällig solch ein Thun gelehrt!
Glaubst du, o Weib, dein kleines Bündel Sünden
Jetzt abzuwerfen mit dem Bündel Scheiter?
Und hilft ein Scheit mein feurig Bett zu zünden,
Wird es zur Sprosse deiner Himmelsleiter?
Doch sagt ers nicht. Nur eine Thräne rinnet
Die Wange ihm hinab in stillem Gleise,
Sein Mund will lächeln, seine Stirne sinnet —
Sankta Simplicitas! so spricht er leise.

Du heilge Einfalt! Wort voll milder Klagen,
Des Reinsten würdig, den die Welt getragen —
Das Mütterlein hat zwar dich nicht verstanden.
Allein der Blick voll Vorwurf und voll Trauern,
Das Lächeln selbst, schon in des Todes Banden —
Mehr als ein Blitz ihr Innerstes durchschauern.

Sie will ihr Holz vom Scheiterhaufen reißen,
Es ist zu spät. Ins harrende Gedränge
Wirft sie zurück ein Mann in Stahl und Eisen,
Und lauter schwellen an der Pfaffen Sänge.
Der Holzstoß brennt! Das Feuer schlägt zusammen.
Das dürre Holz loht auf wie tausend Kerzen,
Der Alten ists als zuckten alle Flammen,
Die Huß umlodern, auch nach ihrem Herzen.
Da sinkt sie hin. An ihren tauben Sinnen
Vorbei des letzten Kampfs Sekunden rinnen,
Mit ihrem Frevel, ihrem tiefen Grausen,
Und dem Verklärungspsalm im Flammenbrausen.

Wie sie erwacht, ists Abend, dunkler Abend,
Am Himmel steht es schwarz, gewitterschwanger —
Unfern dem Rheine, auf dem Todesanger
Kniet noch ein Mann, still in der Erde grabend.
Sinds Flüche, sinds Gebete, die er stammelt
Wie er im Helm die schwarze Asche sammelt?
Nun schleicht er fort, die Alte folgt ihm stumm
Der Mann im Mantel ist der Herr von Chlum.
Und wie der Silberbart beim Sternenschimmer
Fortzieht zu Roß, den Kummer zum Begleiter,
Weit, ohn zu rasten, weit und immer weiter —
Die wunderbare Alte folgt ihm immer.

Seltsame Fügung, dunkler Schicksalsschluß!
So kommt sie bis zum Lande der Hussiten
Und küßt, wohlfahrend, jeden Stein, wo Huß
In bessrer Zeit gepredigt und gelitten.
Das arme Weib! In ihres Herzens Nöthen
Schleicht sie auf ihren Knien ins Kelchnerheer,
Entblößt die Brust und zeigt auf Schwert und S
Als flehe sie, daß sie die Krieger tödten.
Erinnrung starb im Hirn der armen Alten,
Und auch die Sprache. Doch im Herzensgrunde,
Hat sie ein einzges, fremdes Wort behalten:
Simplicitas! Sie sprichts mit zagem Munde,
Die Krieger ahnen nicht des Unglücks Schwere,
Das auf der sinnverstörten Greisin lastet;
Doch bis ihr armes Herz im Grabe rastet,
Simplicitas heißt sie im ganzen Heere.

2. Der Kreuzzug.

Das Kleid gefärbt in Schwefelpfuhlen
Und in der Hölle dunklem Strom,
So sitzt, bewirthend ihre Buhlen,
Auf goldnem Stuhl das stolze Rom.
Die Metze schwelgt im Schoos der Fürsten,
Bis ihr die üppge Brust verdorrt,
Und ihre heißen Lippen dürsten
Nach Tyrannei und Völkermord,
Kund vor dem Thor des Vatikanes
Hat sie gethan ein Zauberwort,
Das auf dem Flügelroß des Wahnes
Nun braust durch alle Lande fort.
Es ist ein Wort wie Pest und Plage,
Ein Wort wie Höllenfürstenhuld;
Wer Ketzer mordet vierzig Tage,
Holt Ablaß sich von jeder Schuld!

Und rings im Land mit frischen Kräften
Rafft sich empor, was schuldbewußt,
Läßt sich ein rothes Kreuzlein heften
Als Gotteswehre vor die Brust.
Kein Sünder will zu Hause rasten,
Von Kriegern wühlt es wie ein Meer,
Von Köln und Mainz und Trier hasten
Die Kirchenfürsten vor dem Heer.

So oft erklungen durch die Reiche
Von einem Volk der Sterbeschrei,
Ziehn, sich zu werfen auf die Leiche,
Die Völkergeier auch herbei.
Ihr Flügelschlag ward oft vernommen,
Die Weltgeschichte kennt den Ton —
Doch wehe, wenn die Geier kommen
In deinem Namen Religion!

Dann giebts kein Hoffen für die Armen,
Kein Halten an ein irdisch Recht,
Sind Menschenherzen ohn Erbarmen,
Sind Pfaffenherzen doppelt schlecht.
Ein Morden giebt es wie von Wilden,
Und angerollend stimmt der Wahn
Auf den zertretnen Schlachtgefilden
Sein gräßliches Te deum an.

Und also stirbst du, armes Böhmen.
Nie sah die Welt ein gleiches Weh,
Des Landes Blut aus tausend Strömen
Erstarrt in Wintereis und Schnee.
Die Flur wird stumm, die Städte fallen,
Stets kleiner wird der Kämpfer Bann,
Allein ein Wahlspruch lebt in Allen,
Er heißt: Bis auf den letzten Mann!

3. Eine Mutter.

t und wehet die Kunde durchs Land,
:n die Heere am Moldauſtrand.
:en ein Treffen geſchlagen,
zerner Brücke, hoch über dem Fluß,
en die Deutſchen die Kinder des Huß,
ıber des Kelches erlagen.

:er dem Tritte der Pferde zerbrach
lende Brücke mit Donnergekrach,
en die Pfeiler im Falle.
:ter, das Fußvolk voll Wunden und Blut,
:zten kopfüber hinab in die Flut,
'en, ertranken ſie Alle.

miſche Mutter, ſie höret die Mähr,
hn iſt mit im verſunkenen Heer,
ter geboren, verloren.
et der Sturmwind, die Nacht iſt kalt,
ht durch den ſauſenden, brauſenden Wald,
ter geboren, verloren!

larrende Felſen, ſo wüſt und ſo leer,
donnernd und brauſend die Moldau daher
'ende Trümmer und Thore.
ume des Strands, wo der Weidenbuſch rauſcht,
: die Mutter und lauſcht und lauſcht,
ſchoſſener Vogel im Rohre.

: ſie ſo lauſcht mit dem Auge voll Glut,
: und regt ſich die grollende Flut,
en ſich ſeltſam die Wogen.
ühn des Morgens, das ſo ſie beſtralt?
:rzblut der Edeln, das alſo ſie malt —
: kommen Leichen gezogen.

ichen mit bleichem, erſtarrtem Geſicht
ımen daher wie zum Todtengericht,
utſchaum auf offenem Munde.
ınete Krieger, ein gräßlicher Knäul,
ım ſie die Wogen mit Klagegeheul
chend vom Grunde, vom Grunde.

hen der Pferde, ſie ſchleppen ſo ſchwer
eln und Bügeln die Reiter einher,
ſen die bleichen Geſichter.
iſernen Augen, mit wallendem Haar,
bt auf der Flut die geſprenſtige Schaar,
)aar ſie wird dichter und dichter.

ımiſche Mutter erfaſſet ein Graun,
r des Himmels, den Sohn laß mich ſchaun;
n ich geboren in Schmerzen.
l Maria, da nahet er ſchon
tige Leiche der herrliche Sohn.
ſende Wunde am Herzen.

ickſt mit metallenen Augen mich an,
ſt nicht ſchwimmen zum Ocean,
ırſt du, du herrliche Leiche."
ıpft mit den Leichen, ſie ringt mit der Flut,
ıket der Helden hellrothes Blut
ſie den Sohn nur erreiche.

nes Ringen! nun iſt es geſchehn,
het die Erde, die Sinne vergehn —
und der Leichen kein Ende —
miſche Mutter, der böhmiſche Sohn,
ben auf jagenden Wellen davon,
npfe verflochten die Hände.

Eduard Mörike.

Eduard Mörike hat, wie wir geſehen haben, wegen ſeiner lyriſchen Gedichte und ſeiner Balladen bei vielen Kritikern und Literarhiſtorikern eine Beurtheilung gefunden, mit der wir nicht übereinſtimmen konnten, dagegen können wir im Ganzen das von Jenen über ſeine „Idylle vom Bodenſee, oder Fiſcher Martin und die Glockendiebe. In 7 Geſängen" (Stuttg. 1846. 2. Aufl. 1856) gefällte Urtheil unterſchreiben, denn es ſind die Mängel dieſes Gedichts ſo offenbar, daß auch ſeine entſchiedenſten Lobredner dieſelben nicht unbeachtet laſſen konnten. Eine kurze Ueberſicht des Inhalts wird ſie zum Theil ſchon erſcheinen laſſen. Schneider Wendel und Steffen, ſein Verwandter ſitzen bei der Kapelle, deren Geſchichte ihnen der alte Fiſcher Martin erzählt. Als man nämlich den Grund gegraben, berichtet er, fand man alte eherne Opfergeräthſchaften und einen Kriegsgott, die man zum Theil einſchmolz, um daraus eine Glocke zu gießen. Die gab aber, weil der heidniſche Geiſt noch darin war, keinen Ton, bis ihn ein Franciskaner beſchwor, worauf die Glocke gar lieblichen Ton hören ließ. Seitdem wallfahrteten die Frauen zur Kapelle, denn welche die Glocke läuten hörte, gebar keine ſtummen oder tauben Kinder. Doch verlor ſpäter die Glocke ihre Kraft und man behauptete, ſie ſei geſtohlen und vertauſcht worden; ſeitdem iſt das Kirchlein zerfallen. Zwar, ſetzte er hinzu, glaubt man, daß keine Glocke mehr vorhanden ſei, doch wiſſe er, daß ſie noch im Thürmchen hänge. Dieß ſagte er, um den Schneider zu prüfen, worauf er ſich entfernte, ſich aber in der Nähe verſteckte, wo er denn hörte, daß dieſer ſeinen Vetter überredete, mit ihm die Glocke zu ſtehlen. Der Schiffer Tom liebt die Gertrud, ein ſchönes Mädchen, aber hart von Gemüth, das ihn oft quälte. Als er ſie einſt, um ſie wegen ihres ungebührlichen Betragens zu ſtrafen, ſechs Tage lang vermieden hatte, erfährt er von ſeinem Freunde Martin, daß ſie mit dem reichen und dummen Müller von Bürnau verlobt ſei. Martin tröſtet ihn und verſpricht ihm, dem Ehepaar einen Streich zu ſpielen. Dieſer beſtand darin, daß er mit ſeinen Freunden am Hochzeitabend den Wagen mit der Ausſtattung der Braut, dazu Bänke und Stühle nebſt Speiſe und Trank auf eine Waldwieſe ſchaffte, und dort Alles, namentlich das Ehebett aufſtellte und ein gebackenes Kind in die Wiege legte. Die jungen Burſche und Mädchen des Dorfes, die der Hochzeit nicht beigewohnt hatten, verſammelten ſich auf der Wieſe, ſchmauſten und tanzten bis zum anbrechenden Tag, wo ſie ſich heimlich in das Dorf zurückbegaben. Einer der Heimgekehrten, machte Lärm, das Brautfuder ſei geſtohlen und ließ merken, wo es hingebracht worden ſei. Das Ehepaar begab ſich unter Begleitung des ganzen Dorfes hin, wo der Anblick Jammer und Jubel erregte. Der dumme Müller frißt das Kind, Alles wird wieder aufgeladen. Am folgenden Abend begiebt ſich der Schneider mit Stephan auf den Thurm, auf welchen der alte Martin einen alten Hut gehängt hatte, den ſie für die Glocke halten. Als ſie hinaufgeſtiegen, ertönt

eine Klarinette mit der Melodie „Was gleichet uns Schneidern an Witzen und Listen;“ es war der alte Martin, der sich im Thurm versteckt hatte. Der Schneider verspricht ihm drei Maß Wein, wenn er die Sache nicht ausbringen wolle, was dieser annimmt.

Aus dieser Uebersicht ergiebt sich, daß das Gedicht aus zwei ganz verschiedenen Schwänken besteht, von denen der Eine ohne allen Grund und Zusammenhang in den ersten eingeschoben ist, wodurch die Einheit der Dichtung zerstört wird. Es ist nicht zu läugnen, daß der Dichter aus den beiden Schwänken Alles gemacht hat, was sich daraus machen ließ, allein es ließ sich eben wenig daraus machen; sie hätten wohl den Stoff zu kurzen Erzählungen gegeben, aber zu einer längeren Dichtung sind sie zu dürftig. Der Dichter hat sie zwar in die Breite gezogen, aber gerade dadurch hat er ihre Bedeutungslosigkeit recht deutlich hervortreten lassen. Ja zu diesen zwei Theilen kommt eigentlich noch ein dritter, die Liebesgeschichte der Schäferin Margarete und des Schiffers Tane, in welchen nach der schnöden Untreue Gertruds die alte Neigung zur Jugendgespielin wieder erwachte; denn es ist dieß in der That eine Episode, die mit dem zweiten Schwank, in welchen sie eingeschoben ist, nicht in Verbindung steht. Auch die Form ist nicht glücklich; die Hexameter sind nicht leicht und fließend genug, wie es der Stoff verlangt hätte; sie würden sich mit ihrem schwerfälligen Rhythmus eher zu Schlachtgemälden eignen als zur Darstellung heitrer und selbst komischer Begebenheiten. Die Sprache ist in Folge dessen eben so wenig angemessen, hie und da leidet sie sogar an Unverständlichkeit.

So fehlerhaft die Anlage des Gedichts und so mangelhaft dessen Form ist, bietet es im Einzelnen viel Schönes und wahrhaft Poetisches, so namentlich die oben erwähnte Episode; auch die Charaktere sind mit Sicherheit und Takt gezeichnet.

Aus der „Idylle vom Bodensee“.

Sonntag war es gewesen, und schweigende, finstere Nacht wars,
Als mit seinem Gesellen der Schneider den Gang nach dem Kirchlein
Antrat, bestens mit Allem versehn, was die Absicht erheischte,
Ihn durchjästete ganz, wie ein giftiges Fieber, die Habgier,
Seit er die Glocke gesehn, die vermeintliche, drüben vom Hügel.
Denn am hellen Mittag dort standen sie, spähten und blinzten,
Oefter den Standpunkt wechselnd, hinauf; und die Hand vor die Sonne
Ueber dem Auge gedeckt, rief, schluckend in freudigem Schrecken,
Wendel zumal: „Da ist sie, bei Gott! Mit der unteren Schweifung
Sticht sie finster ins Licht, wie der Alte gesagt! und ein Weltsding,
Ein allmächtiges, wie mich bedünkt — die macht uns zu schaffen!“
— Gleichfalls sah der Geselle sie dann und bekräftigt es lebhaft.
Trug hingegen war Alles und Gaukelwerk des durchtriebnen
Greisen. Er war mit dem frühesten Tage bereits in dem Thürmchen
Oben gewesen, indem er den Chor von Außen erklettert
— Siebenzigjährig ein Jüngling noch —, in die Lücke des Kirchdachs
Stieg und über das Steckengewölb weglaufend zur Schnecken-Treppe gelangte, von welcher hinabwärts hoch das Gemäuer
Halte, der Stiegen beraubt. Dort aber ins Glockengebäude
Hatte der Alte den Speck, um die diebischen Katzen zu fangen,
Heimlich gebracht und war, wie er kam, bald wieder gegangen.
Jetzt, in der Nacht, schon lange bevor ankamen die Diebe,
Wartet er ihrer am Felsengestad, dicht unter dem Kirchlein.

Weit noch waren die Schneider entfernt, die beschwerliche Leiter
Zwischen sich tragend; der Meister voran und hinten der Bube.
Während sie nun so giengen und Keiner ein Wort mit dem Andern
Redete, häufig die Ohren gespitzt, anhielten und horchten,
Kamen dem Wendel Gedanken der Furcht. Ihm fiel nach einander
Ein, was er früh in der Schule gehört von Wundergeschichten,
Bald wie ein Heiligenschänder gestraft ward, bald wie ein Räuber
Sein ruchloses Beginnen gebüßt, noch eh es vollbracht war;
Jener zumal, von welchem erzählt wird, daß er die Mutter
Gottes bestohlen im Dom, ihr strahlendes Bild am Altare,
Und wie die Himmlische seiner geschont anfänglich und stille
Hielt, da er frech aus der Hand ihr die goldene Kugel gebrochen,
Ja noch geduldig es litt, die Erbarmende, daß er den Mantel
Ihr von der Schulter geraubt, aus gediegenem Silber getrieben;
Aber indem er die Hand ausstreckte zuletzt, ihr die Krone
Selber zu nehmen vom Haupt — urplötzlich die mächtigen Arme
Warf sie um ihn und hielt so gefangen ihn bis an den Morgen,
Wo die staunende Menge den schon Entseelten befreite.
Noch auf den heutigen Tag steht sie mit gebogenen Armen,
Zum Wahrzeichen, die Heilige, dort und zur ewigen Warnung.
„Aber,“ — so tröstete Wendel sich bald — „hab ich doch im Leben
Nichts dergleichen geglaubt! Und dächt ich, es wäre die Wahrheit,
Schaut' ich die lumpige Glocke doch nicht. Ja wenn es die ächte
Wär, und man führte sie über den See, ich wollte noch eher
Denken, es hätte Gefahr; daß sie etwa, schwerer und immer
Schwerer von selbst sich machend, das Schifflein brächte zum Sinken.
Aber so ist es ein Wechselbalg, ein elendiger. Diebe
Haben hieher sie gebracht, drum holen auch Diebe sie wieder.“

Dieß und Anderes sprach er bei sich. Und sie standen am Kirchlein,
Traten hinein und rasteten nicht erst, sondern der Bube
Schlug gleich Feuer und steckte das Blendlicht an (das der Schneider
Eigenhändig gemacht), es wurde die Leiter gerichtet
Und sie stiegen hinauf nach einander mit Feilen und Zangen
Bis an die steinernen Stufen und weiter sofort; der Geselle
Dießmal voran. Doch unhörbaren Tritts, in geringer Entfernung
Folgte der Fischer und blieb in der obersten Wendung der Treppe
Unter dem Schlupfloch stehn, so, daß er nur halb mit dem Kopfe
Ragt' aus dem Boden hervor, den Jene so eben betraten.
Doch kaum hatte der Schneider beim streifenden Scheine des Lichtes

erblickt, was im Stuhl dort Zweifelhaftes herab-
hieng,
der Muth einsank, und jetzo, näher getreten,
:n Beide mit offenem Mund. Denn, ach, statt der
Glocke
ein Ungeheuer von Hut, dreieckig am Stricklein!
n solcher fürwahr, wie er Sonntags während der
Predigt
em Sitze des Schultheiß hängt, andächtiger Stille,
e der Schäfer ihn hat am festlichen Tage des Wett-
laufs
Gröninger Markte, geziert mit farbigen Nesteln;
ie im Acker der Landmann ihn aus der werdenden
Furche
:r Pflugschar ziehet hervor und ihn wirft in den
Graben;
m Regen gewaschen der Filz und gedörrt an der
Sonne,
ohne Gestalt, ein Auswurf seines Geschlechtes.

hlos waren die Zwei, unfähig, ein Glied zu bewegen.
ı Verraths Ahnung und die Angst unauslöschbarer
Schande
n unseligen Schneider den Schweiß aus. Selber
das tiefe
:n des Orts — nur der Nachtwind blies durch die
lockeren Laden —
ım ängstlich und schien nach größere Schrecken zu
bergen.
ım es auch jetzt; denn die nächtliche Stille zerrissen
, schreiende Töne der Dorf-Clarinette mit Einmal,
genug, doch verzweiflungbringend dem Ohre der
Frevler,
ıtstürzte dem Nest jählings vor Entsetzen der Eule
wach flatternde Brut, daß der Flaum an den Balken
umherflog.
hl kannten die Weisen des schelmischen Liedes die
Weiden,
begann: Was gleichet uns Schneidern an Witzen
und Listen.
schnelle erriethen sie auch den unsichtbaren Spiel-
mann,
zu spielen so lang fortfuhr in beschleunigtem Zeit-
maß,
das Lachen den Blast abstieß, ihm die Pfeife vom
Mund sank
ch jetzo nach Lust ausschüttete, Thränen vergießend.
dem Dunkel nun trat er und stand von der Leuchte
beschienen.
gelangte zum Wort und ruhigen Tones begann er:
Ihr habt zwei Schneider im Garn — was hülfe
das Läugnen!
r, ich lache vielleicht noch mit: doch, seid Ihrs zu-
frieden,
er Spaß unter uns! Wie meint Ihr, könnet Ihr
schweigen?
ıß Wein Bärnauer Gewächs sind Euer noch heute."
um — sagte der Fischer, „es gilt! Hier nehmet die
Hand drauf."

Gottfried Kinkel.

er mehreren gelungenen Balladen und
en („Dietrich von Bern", „Der Maure
etuan," „Dorothea," „Petrus"), unter
sich namentlich „Die Windsbraut" durch
he Erfindung, treffliche Personification
bendigen Gang auszeichnet, hat Gott-
Kinkel eine einzige größere epische Dich-
tung verfaßt; aber diese sichert ihm eine ansehn-
liche Stelle unter den deutschen Epikern zu.
„Otto der Schütz. Eine rheinische Geschichte
in 12 Abenteuern" entstand im Jahr 1841
im Rausch der neuen Liebe zu seiner nachma-
ligen Gattin, erschien aber zuerst 1843 in dem
„Gedichte", dann 1846 in besonderem Druck,
von welchem 1863 die 29. Auflage nöthig wurde.
Otto, ein kecker Jägersmann, fährt auf einen
von ihm allein geleiteten Kahn den Rhein
herab, landet in der Nähe von Cleve, wo er
mit dem alten kernhaften Förster Hugo zu-
sammentrifft, mit welchem er an den Hof zieht,
wo ein großes Armbrustschießen Statt findet.
Hugo thut den besten Schuß mitten in die
Scheibe, aber Otto thut einen noch besseren,
indem er den Bolzen Hugos mit dem seinigen
zerspaltet. Es wird ihm der erste Preis zuge-
sprochen, den ihm Elsbeth, die reizende Tochter
des Grafen Dietrich ertheilt, deren Schönheit
ihn mit solcher leidenschaftlicher Liebe erfüllt,
daß er in die Dienste des Grafen tritt. Bald
wird er durch sein tüchtiges und zugleich be-
scheidenes Wesen der Liebling des Hofes, und
obgleich Elsbeth seine in einem Liede ausge-
drückte Liebe streng zurückweist, kann sie doch
selbst ihr Herz nicht bewahren. Ein anderer
Diener des Grafen, der neidische Ebbo, hat das
Geheimniß durchschaut und verräth es dem
Grafen. Obgleich dieser nicht darauf eingeht,
sieht die Gräfin schärfer und sorgt dafür, daß
die Beiden nicht mehr allein zusammentreffen.
Als aber später eine große Jagd veranstaltet
wird, übergiebt der Graf seine Tochter der
Obhut Ottos. Ein gehetzter Auerochse bedroht
die junge Gräfin; um ihm zu entgehen, springt
sie in einen Weiher, in welchem sie dem Er-
trinken nahe ist, als Otto sich ihr nachstürzt
und sie rettet. Die Dankbarkeit entlockt ihr
das Geständniß der Liebe. Während sie im
Hause Hugos ruht, entdeckt Otto diesem, daß
er der Sohn des Landgrafen Heinrich von Thü-
ringen sei und sich geflüchtet habe, weil sein
Vater ihn in ein Kloster habe stecken wollen.
Nach einiger Zeit kommt Herr Homburg nach
Cleve; er hatte den Auftrag, den Aufenthalt
Ottos auszukundschaften. Als dieser sich ent-
deckt sieht, flieht er zu dem braven Förster; der
Graf, der unterdessen von Homburg erfuhr,
daß Ottos älterer Bruder gestorben sei und
der Vater ihn aufsuchen lasse, um ihn in dessen
Rechte zu setzen, schickt den Ebbo ab, um ihn
herbeizuholen, mit dem strengen Befehl, keine
Gewalt zu gebrauchen; da dieser jedoch sich an-
schickt, den alten Hugo zu erschießen, der den
Eingang zu Ottos Kammer vertheidigt, wird
er von des Försters Hund zu Boden gerissen
und erwürgt. Nunmehr begiebt sich Otto frei-
willig an den Hof, wo er die geänderte Lage
der Dinge erfährt. Bevor Elsbeth erfahren,
wer Otto sei, erklärt Graf Dietrich, um sie zu
prüfen, daß er ihre Liebe zum jungen Jägers-
mann bemerkt habe, und er sie ihm vermählen
wolle. Zuerst empört sich ihr fürstlicher Stolz;
sie gesteht zwar ihre Liebe zu Otto, doch würde
sie nie einwilligen, eines Dienstmanns Weib
zu werden. Als aber der Graf erklärt, es
würde, wenn sie beharre, Otto sein Leben in
einem Kloster vertrauern müssen, und Ottos
stummer Mund zu fragen schien: „Ists denn

so schwer, dem Stolz entsagen? Ich gab um dich mein junges Leben, Du willst mir nicht die Ahnen geben?“ da stürzte sie sich an des Geliebten Brust. Noch ehe Otto in die Heimat zog, wurde die Hochzeit gefeiert.

Die anmuthige Geschichte, die schon von andern Dichtern behandelt worden ist, hat in Kinkel ihren glücklichsten Bearbeiter gefunden. Er hat die alte Sage in ihrer reinsten Erscheinung aufgefaßt und die romantische Seite derselben mit aller Treue bewahrt, ohne sie mit dem mystischen und bombastischen Beiwerke zu verunstalten, das man bei anderen Bearbeitungen mittelalterlicher Verhältnisse nur zu oft angehäuft findet. So schlicht und einfach die Erzählung zu sein scheint, so ist sie doch mit tiefem Verständniß der Kunst angelegt und durchgeführt, und wir bewundern vor Allem die Zartheit, mit welcher das Liebesverhältniß in allen seinen Phasen dargestellt wird. Begebenheiten, Charaktere und Naturscenen sind mit gleichem Glück geschildert und überall mit wirkungsvoller Mäßigung. Nirgend läßt sich der Dichter zu inhaltloser Breite verleiten und doch ist auch nirgend zu knappe Kürze zu gewahren. — Kinkel hatte schon in den „Gedichten“ Bruchstücke aus einer zweiten lyrischen Dichtung mitgetheilt; es ist di se der „Grobschmied von Antwerpen“, der, als das Obige schon zum Druck vorbereitet war, vollendet erschienen („Gedichte. 2. Sammlung“. Stuttg. 1864). Der interessante Stoff — der Schmied Quintin Messys wird aus Liebe zur Tochter eines Malers selbst zum Maler — ist mit Talent verwerthet, und einzelne Stellen sind von großer Vortrefflichkeit, doch ist das Ganze dem „Otto“ nicht ebenbürtig, dem es in der glücklichen Abrundung weit nachsteht.

Aus „Otto der Schütz“.

Schön Elsbeth mit den Schützen ritt
Ins Thal hinab mit sachtem Schritt.
Schon witterten den Wasserduft
Die Falken, gierig nach dem Raube,
Und schrien wild nach Licht und Luft,
Laut schüttelnd die verhaßte Haube.
Schon zeigte sich des Waidwerks Ziel;
Der kleinen Wasservögel viel
Verkrochen sich im Schilf am Weiher.
Doch stehen blieb ein starker Reiher,
Der schaute trotzig und verwegen
Des Feindes Angriffsstoß entgegen.
Schön Elsbeth löst des Falken Band;
Er reckte sich auf ihrer Hand,
Und sträubte zornig sein Gefieder,
Doch duckt, er sich gehorsam wieder.
Nun aber hub sie seinen Hut;
Da schwang der Vogel keck die Schellen
Und stürmte hoch mit wildem Muth
Und ließ den Jubelruf ergellen.
Schnell faßt sein scharfes Aug den Feind,
Der seinem Groll zu trotzen scheint;
Fast naht er ihm in jähem Lauf,
Da schwingt der Reiher rasch sich auf
Und beut mit starken Flügelschlägen
Dem Gegner seine Brust entgegen.
Nun strebt ein Jeder obzusiegen
Und will den andern überfliegen,
Und Beide wild mit Pfeilesschnelle
Erheben sich zur Sonnenhelle.
Der Reiher stellt sich unbehut,
Da stößt behend auf ihn der Falk —
Drauf harrte längst mit tückschem Muth
Der wohlerfahrne arge Schalk —
Schnell reckt er vor den spitzen Schnabel
Und spießt den Falken auf die Gabel;
Recht mitten brach die Brust entzwei,
Er endete mit kurzem Schrei
Und fiel mit schwirrendem Gefieder
Zu seiner Herrin Füßen nieder.
Der Reiher aber im Triumph
Sah nieder auf des Feindes Rumpf,
Und schwang in blinder Siegeslust
Die weiten Kreise stolzbewußt.
Da ward vom Tod er doch ereilt;
Denn Otto hat schon unverweilt
Auch seinen Falken losgebunden,
Den besten, den man je gefunden.
Den hatt er nach der Kunst gelehrt,
Wie man des Reihers Waffen wehrt,
Und nun im rechten Augenblick
Zog er die Haub ihm vom Genick.
Jach rauscht er auf: in weitem Kreis
Umzog den Sieger er mit Fleiß,
Mit manchem trügerischen Stoß
Macht er ihn kühn und sorgenlos,
Als wär zu bang er, bei dem Nacken
Den starken Gegner anzupacken.
Zuletzt, da schon der Reiher träg,
Hub er sich über ihn, und schräg
Schoß er zum Halse links hernieder.
Weiß stob des Vogels weiß Gefieder,
Und nun im wilden Todeskampfe
Mit gellem Schrei und grimmem Krampfe
Strebt fort des Wunden matter Flug,
Der oft im Flattern überschlug;
Doch mit des Schnabels spitzem Zahn
Hielt sich der Falke grimmig an,
Indeß die Schenkel stark von Fängen
Sich in des Gegners Seiten drängen,
So ließ er sich entlang dem Weiher
Fortschleppen von dem matten Reiher.

Rasch ritt schon Otto Beiden nach
Und spähte nach des Vogels Falle,
Da — rechts von ihm ein jäher Krach!
Die junge Fichte sprang mit Knalle.
Durch dicht Geheg in schneller Flucht
Brach eines Ungeheuers Wucht:
Es war der Auerstier! Mit Macht
War er vorbeigestürmt der Jagd
Und wollte durch das tiefe Moor
Zum hohen Bergeskamm empor,
Von wo er sich zu seinem Schaden
Beim niedern Wald zu Gast geladen.
Nun schoß er mit gewaltgem Satz
Hervor auf offnen Wiesenplatz.
Ein Sohn der Hölle schwarz und wild,
Unbändger Kraft ein schaurig Bild.
Dumpf drang aus seiner Brust die Stimme,
Er schnaubte wild im Rachegrimme
Denn aus den Seiten graufig floß
Ihm Schweiß von Speeren und Geschoß;
Die Klauen troffen ihm vom Blute
Der Hunde, die er niederwarf.
Wenn sie mit allzukeckem Muthe
Begegneten dem Horne scharf.
Und als die Beiden er erschaut,

:n Feinde, auf dem Plan,
den Schweif und brüllte laut
:te glaſtgen Augs ſie an.
sbeths bunter Federhut
:s Zelters weiße Pracht
:n zu Vernichtungswuth
:ern Sohn der Waldesnacht.
nd er einen Augenblick —
räubt er borſtig ſein Genick
:te ſchon zum Stoß im Zorn
jend das gewaltige Horn.
, daß Ottos lauter Schrei
te zu erneutem Streite —
e wild an ihm vorbei
ß voran nach Elsbeths Seite.

der Menſch des Lebens Zier
i giebt dem Ungeheuern,
ien Liſten noch dem Thier,
ur Rettung kühn befeuern.
lsbeths Pferd, gewandt und klug,
h den ſtraffen Zügel freier
uſte langgeſtreckt im Flug
zwiſchen Wald und Weiher.
to, männlich raſch gefaßt,
den kurzen Jägerſpeer,
ent ſein Roß zu wilder Haſt.
:en ſie am Ufer her:
zuerſt, der Ur ſodann,
ter ihm der kühne Mann.
tte nun des Zelters Kraft
id dem trägen Feind entrafft:
hat ſich auf des Waldes Wilde,
gte wohl der Renner leicht,
rſt das ebne Blachgefilde
gſtbeſchwingter Lauf erreicht:
h, es zwingt das Todesgrauen
id, im Ritt zurückzuſchauen —
, daß Ottos lautes Wort
ngt zur linken Seite fort;
zel zieht ſie an im Krampf —
ommte nun des Thieres Kampf!
hten wird es abgelenkt,
n der Wald den Weg verengt,
ts des Weihers düſtre Flut
ernd auf ein Opfer ruht.
jen ſie auf hohem Damm —
ngt hervor ein Eichenſtamm,
in harten Fels gezwängt
den Pfad zuſammendrängt.
n die ſähen Klippen düſtern:
rd hält an mit weiten Nüſtern,
taubend, zitternd ſtarrt es an
ndes todverkündend Nahn.
:to im Verzweiflungsgraus
on den ſichern Stoß voraus —
ſich Elsbeth hoch im Bügel,
te ſie die ſtraffen Zügel,
das Thier mit klarem Muth
zu des Weihers Flut.
er Kraft ein Gertenhieb
rd zum kühnen Sprunge trieb,
i dem ſteilen Damm im Flug
r in den Abgrund trug.
ier ſetzt an — allein es kürzt
den Satz im halben Sprunge,
:r ſeinen Nacken ſtürzt
hinab in jähem Schwunge.
erd, ſich ſelber überlaſſen,
ild den beſten Rath zu faſſen,
Und rennt an dem gewaltgen Ur
Vorbei auf kaum verlaßner Spur,
Vorbei an Otto dann, und leicht
Hats bald den freien Raum erreicht.
Still ſteht der Ur mit ſtieren Blicken
Und will zum Sprung hinab ſich ſchicken,
Wo Elsbeth aus den Fluten winkt
Und tiefer, tiefer ſchon verſinkt.
Da trifft ihn Ottos Meiſterſtoß,
Recht wo das Ohr am Nacken ſchließt,
Wo aus des Lebens tiefem Schooß
Das dunkle Blut zum Haupte fließt.
Ab brach der Speer in mächtgem Pralle,
Und Otto ſelber kam zu Falle,
Weil ihm ſein todverſchöpftes Roß
Im Gegenſtoß zu Boden ſchoß.

Da war er hin dem Feind gegeben,
Und ſie verſank im kalten Grab,
Wenn nicht ein neu verſiegelt Leben
Den Beiden die Frau Minne gab.
Denn eh noch Otto auf ſich ſchwingt,
Ertönt ein Horn, und grimmgemuthet
Hervor ein mächtger Rüde ſpringt;
Der packt den Ur, der matt verblutet.
Der Förſter Hugo eilt ihm nach,
Der ſchnell des Ures Spur erjagte;
Kaum ſchaut er die Gefahr und jach
Beginnt den Kampf der Unverzagte.
Geſchützt von dem gewaltgen Hunde
Giebt er dem Grauſen Wund auf Wunde.
Doch Otto ſtürzt ſich in die Flut —
Ach, längſt iſt Elsbeth ſchon geſunken!
Doch ſchwimmt noch hoch ihr Federhut
Und zeigt, wo ſie den Tod getrunken.
Er taucht hinab — o Glück! er faßt
Mit ſtarkem Arm die ſüße Laſt;
Er taucht hinauf mit kräftgem Stoß:
Ein ſtarker Schwimmer, ſammt der Bleichen,
Er zwingt das dunkle Todesloos
Und hebt ſie zu des Lichtes Reichen.
Ihr Haar, vom Naß des Hafts beraubt,
Umfließt ſein kühngehobnes Haupt —
Das Leben ſpürt ſie neu ſich regen,
Sie neigt ſich ſeiner Bruſt entgegen,
Sie fühlt mit innigem Erwarmen
Sich in des Vielgeliebten Armen.
Er ſchwimmt mit ihr zum Uferſaum;
Da ſtand ein junger Weidenbaum;
Den faßt er bei den ſchwanken Zweigen,
Die ſich zum Waſſerſpiegel neigen,
Und hebt mit ſeiner nervigen Hand
Sie auf des Ufers trocknen Sand.
Sie ſchlägt die Augen auf zum Licht,
Sie ſchaut ihm ſtill ins Angeſicht,
Sie preßt die Lippen bleich und kalt
Auf ſeinen Mund in ſelgen Schmerzen
Und hält mit liebender Gewalt
Ihn feſt und feſter an dem Herzen.
Da faßt auch ihn ein Wonneſchauer,
Vergeſſen Sorg und Angſt und Trauer!
Er ſchmiegt in ſtolzer ſüßer Luſt
An ihren Buſen ſeine Bruſt.

O Prieſter Tod, du treuer, ächter!
Du ſchmiedeſt feſt der Liebe Band;
Du mehr als Welt und Glück gerechter,
Raſch einſt du Buſen, Mund und Hand.
Du ſprengſt im ungeheuern Schwanken
Des Lebens ſcharfgezogne Schranken;

In deinem grausen Donnerlaut
Ergiebt dem Mann sich kühn die Braut.
Denn vor der aufgesprengten Pforte,
Die eine Ewigkeit erschließt.
Da gilt das Herz nur statt der Worte,
Das dann sein tiefst Gefühl ergießt.
So einigst du in dieser Stunde
Ein scheues Paar zu ewgem Bunde.
Sie haben tiefste Qual erfahren
Und dann genossen höchstes Glück —
Es nimmt ein Leben lang von Jahren
Des Todes Gaben nie zurück!

Oskar von Redtwitz.

Oskar Freiherr von Redtwitz, geb. am 28. Juni 1823 zu Lichtenau bei Ansbach, verlebte seine Kindheit in Kaiserslautern in den Mauern des dortigen Centralgefängnisses, dessen Beaufsichtigung seinem Vater bald nach des Sohnes Geburt übertragen worden war. Er besuchte später die Schulen in Speyer, Weißenburg und Zweibrücken, und studirte seit 1841 Philosophie und Jurisprudenz in München und Erlangen. Von 1846—1849 arbeitete er als Rechtspraktikant in Speyer und Kaiserslautern, besuchte häufig das nahe gelegene Gut Schellenberg, wo er an der Seite seiner Braut, Mathilde Holscher, einen großen Theil seiner „Amaranth" dichtete, die ihm 1851 einen Ruf als außerordentlicher Professor der Aesthetik und Literaturgeschichte an der Wiener Universität erwarb. Doch blieb er nur kurze Zeit dort; schon im folgenden Jahre zog er sich nach Schellenberg zurück, das er durch seine Heirath erworben hatte.

Oskar von Redtwitz erste Dichtung „Amaranth" (Mainz 1849, 25. Aufl. 1864) erwarb ihm sogleich eine Anerkennung, die kaum unsern größten Dichtern zu Theil geworden ist. Freilich war dieß nur in der Zeit der geistigen Abspannung möglich, die auf die Erhebung des Jahres 1848 folgte, und nur möglich, weil der katholische Ultramontanismus und der protestantische Pietismus sich vereinigten, den Dichter für einen poetischen Heiland zu erklären, durch den die deutsche Poesie wieder zur strengsten Gläubigkeit geführt werden müsse. Dazu kam das begeisterte Lob aller sentimentalen und weichlichen Gemüther, die sich von dem ahnungsvollen Dunkel und der Gefühlsüberschwänglichkeit der Dichtung bezaubern ließen. Denn kann diese vor einer unparteiischen Prüfung nicht bestehen. Wir sind weit entfernt, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß sein Gedicht eine katholische und selbst nicht, daß es eine ultramontane Tendenz hat, wohl aber daraus, daß er sie in sentimentale und süßliche Empfindelei aufgehen läßt, daß er sich in dogmatische Erörterungen und Spitzfindigkeiten verliert. Doch ist nicht bloß diese ausschließliche Tendenz zu tadeln, sondern auch die künstlerische Behandlung, welche, um es mit Einem Worte auszusprechen, vollständig mißlungen ist. Schon daß das Gedicht eine wahre Musterkarte aller möglichen Versmaße ist, und daß diese zudem mit der größten Willkür wechseln, man könnte sogar sagen, durcheinander geworfen sind, zeugt von des Dichters unkünstlerischer Bildung; noch mehr tritt dieser Mangel in der Composition hervor, die gänzlich zerfahren ist. Von einer epischen Entwickelung ist keine Spur; die einzelnen Abschnitte stehen mit einander weder in logischem, noch in künstlerischem Zusammenhang. Die „Amaranth" ist ein epi-sches Schubladenstück, aus dem man beinahe jeden einzelnen Abschnitt herausnehmen und in das man ähnliche einschieben könnte, ohne daß es Schaden litte. Es hat dieß darin seinen Grund, daß das Gedicht nicht sowohl Begebenheiten erzählt, als vielmehr Situationen schildert, die zudem in einer Flut von Reflexionen, Empfindeleien und dogmatischen Auseinandersetzungen verschwimmen, weshalb das Ganze den Eindruck einer Reihe von Guckkastenbildern macht, von denen das zweite die Erinnerung an das erste auslöscht. Da jeder Abschnitt als selbstständiges Ganzes gedacht und ausgeführt ist, so ist es begreiflich, daß alle Einzelheiten gleichmäßig behandelt sind, daß dem Unbedeutenden eben soviel Gewicht beigelegt wird, als dem Bedeutenden, und daß es daher der Dichtung an Licht und Schatten fehlt. Manche Abschnitte sind allerdings, wenn man sie als selbstständige Balladen, Romanzen oder Lieder betrachtet, recht gut, aber als Theile eines größeren Ganzen betrachtet, verlieren sie aus den angegebenen Gründen allen Werth.

Die Sprache der Dichtung ist dem Inhalt entsprechend, d. h. sie ist süßlich, oft gesucht, nicht selten unklar. Häufig begegnet man Ausdrücken, deren Bedeutung man vergeblich zu

ı ſuchen würde, wenn nicht der Zu-
jang einiges Licht auf ſie würfe. Wer
B. was „Ein Rößlein mit Gedanken-
iſt? Metaphern, denen eine unklare
ıng, Halbgedachtes zu Grunde liegt,
häufig vor; fehlerhafte Gleichniſſe ſind
nicht ſelten, und hin und wieder wirken
zar komiſch, z. B. wenn es heißt, daß
ıme, wenn ſeine erſte Knoſpe im Früh-
ießt, ſo zu Muth ſein muß, als dem
g, dem die Geliebte den erſten Kuß
Lippen drückt.
ı der „Amaranth" berichtete Begeben-
infach. Der junge Walther zieht nach
um ſich nach dem Willen ſeines ver-
ı Vaters mit der reichen Ghismonde
ählen. Unterwegs lernt er im Schwarz-
fromme Amaranth kennen, zu der er
entbrennt, die auch von ihr erwiedert
Doch ſetzt er ſeine Reiſe fort, um des
Verſprechen zu erfüllen; er findet in
ıraut ein ſtolzes, gemüthloſes und un-
s Weſen, das ihm Amaranth deſto
r erſcheinen läßt. Alle Verſuche, ſie
ren, ſcheitern an ihrem ſtarren Gemüth;
ſie auf dem Gang zur Trauung auf-
vom Unglauben abzulaſſen, verhöhnt
worauf er ſie verläßt, in den Schwarz-
ırückkehrt und Amaranth heimführt.
weifel iſt dieß ein tüchtiger Kern, den
rer Dichter zu einer lebensvollen Ge-
hätte entwickeln können; aber abge-
on den oben bezeichneten weſentlichen
ı ſind einzelne Punkte der Erfindung
verletzend. So läßt Ghismondas
m Walther werben; ſo will Walther
aranth ſeinen Brautring aufdringen;
iſt über ſeiner Braut Herzloſigkeit und
en empört, aber er wird von ihrer
Erſcheinung gefeſſelt, und während
innlichkeit ſeine beſſere Ueberzeugung
ntſchuldigt er ſich damit, daß er das
hen ſeines Vaters halten müſſe, dem
noch vor dem Traualtar untreu wird.
u bewegt ihn nicht das harte und böſe
ſeiner Braut, nicht das Bewußtſein,
ine andere liebt, nicht die Ueberzeugung,
dieſe unglücklich macht, die ihm ihre
ne Liebe gewidmet hat, ſondern der
, daß Ghismonda ſeine Frage nicht
rtet, ob ſie auch Chriſtum ihren Hei-
'enne, und zwar, wie der Dichter un-
Weiſe ausdrücklich bemerkt, aus Stolz
ntwortet. Und ſo iſt das harte Ur-
ches Daumer in der „Polydora" (Bd. I.
llt, vollkommen gerechtfertigt. „Es giebt
, ſagt er, „die, wie die bekannte Ama-
ien formellen Charakter der Frömmig-
Sittlichkeit tragen, während ſie der
ach einen empörenden Mangel an wahr-
giöſem und ſittlichem Adel enthalten".
den Beifall ermuntert, den die „Ama-
gefunden hatte, ließ Redtwitz bald da-
ie zweite epiſche Dichtung erſcheinen
ärchen" (Mainz 1850); aber obgleich
es mehrere Auflagen erlebte, ſo mußten
s Dichters Verehrer geſtehen, daß die
ei mit Sonnenſchein und Waldesduft,
elgeſang und Wellengerieſel" eine gar
nackloſe Koſt ſei.

Aus „Amaranth".

Gondelfahrt.

Der See iſt ganz mit ſich allein,
Ihn überkömmt das Schlafen;
Ihn ſang verhallend der Regen ein
Vom Schloße her des Grafen.
In einem kühlen Bett er liegt,
Hat nimmer ſeines Gleichen;
Kein Königskind iſt ſo gewiegt
In all der Erde Reichen.

Die Ammen ſind das Felsgeſtein,
Viel hohe Fraungeſtalten;
Die beugen ſich zu ihm hinein,
Die betend ſein Haupt umhalten;
Dort lehnen zwei halbeingenickt,
Umſchlungen zu innigem Paare,
Doch ewig wach die Alte blickt,
Fernüber mit ſchneeigem Haare.

Wohl treuer nimmer Mütter ſind,
Als ſolche Wartefrauen;
Sie alle nur im fremden Kind
Ihr eignes Bildniß ſchauen;
Sie nehmen den Sammt vom eignen Kleid,
Damit das ſeine zu ſchmücken,
Des eignen Hauptes Laubgeſchmeid
Auf ſeine Stirn ſie drücken.

Doch auch der Himmel ſchmückt ſein Bett,
Er giebt ihm all ſein Prangen
Den Mond, als himmliſch Amulet,
Hat er ihm umgehangen;
Sein blaues Friedensparadies
Hält ſchirmend ihn umbogen,
Ihm haben die Sterne ihr goldnes Vließ
Verklärend angezogen.

Und erſt die Nacht, die ſingt ihn ein
Mit ihren Wiegengeſängen;
Längs hin am Strand in Kluft und Stein
Die luftgen Harfen hängen;
Sie rauſchen aus Cypreſſen bald
Wie alte Heldenſagen,
Bald flüſtern ſie im Lorbeerwald
Wie ſehnend Liebesklagen.

Und drüben am Strand im bleichen Licht,
Durchs Dunkel der Oliven
Des Schloſſes weißer Giebel bricht,
Wie Eis aus Meerestiefen;
Von ſeiner Herrin träumt der See,
Sie käme bald gefahren,
Und kräuſelnd ſpielt der Finger Schnee
In ſeinen ſchimmernden Haaren.

Und wogend die feuchte Bruſt ſich hebt,
Ihm kömmt ein ſelig Ahnen;
Der Kranz auf ſeinen Locken bebt,
Da rauſchts in den Platanen, —
Und ſchaukelnd und plätſchernd mit reizender Tracht,
Die Gondeln vom Strande ſtoßen;
Es klingeln die Lauten, es glühn in die Nacht
Die Ampeln wie Lilien und Roſen.

Und in der reichſten Gondel ruht
Das Paar auf ſammtenen Sitzen,
Am Baldachin voll Purpurgluth
Die lichten Franzen blitzen;

Der Edelknab ist Gondelier,
Gar stolz hinausgebogen;
Ihn grüßt in schwanker Reiherzier
Sein Antlitz aus den Wogen.

Wohl geht ein Flüstern leis ringsum,
Ein Biegen und ein Senken;
Das Brautpaar nur allein ist stumm,
Es hat wohl viel zu denken;
Es senkt das Haupt der Bräutigam,
Dreht spielend an seinem Ringe,
Sie starrt hinaus, sie knüpft voll Schaam
Das Gürtelband zur Schlinge.

Da hat sie von der Gondel Kiel
Die Harfe herauf gezogen,
Drückt fest ans Herz das goldne Spiel,
Vom nackten Arm umbogen;
Und zitternd Klang um Klang sie weckt,
Sie sollen mit ihr klagen;
Herr Walther fest den Ring sich steckt,
Sein Aug ist aufgeschlagen.

Sie lehnt vom Fackelschein umflammt,
Das Haar im Nachtwind lose;
Aus ihrer Wange bleichem Sammt
Taucht eine matte Rose;
Ihr leuchtend Auge starrt ihn an
Wie eine stumme Klage:
Was hab ich dir zu Leid gethan?
Gieb Antwort meiner Frage!

Herr Walther biegt zu ihr heran
Von dem geschwellten Pfühle,
Ihm ist, als ob geheim den Kahn
Zum tiefsten Grund es spüle;
Und ohne daß sein Herz es denkt,
Reicht er die Hand hinüber,
Und wieder sich sein Antlitz senkt,
Die Locken quellen drüber.

Sie läßt, des Liebsten Hand im Schoos,
Die Harfe wieder hallen;
Es brechen ihr die Thränen los,
Auf seine Hand sie fallen;
Die zuckt, als fiel es brennend drauf,
Sie spürts durch alle Glieder;
Er hebt das Haupt vom Schwertesknauf
Legt ihr den Arm ums Mieder.

Da hebt, umfaßt von seinem Arm,
Sie singend an zu klagen,
Sie blickt ihn an in reizendem Harm,
Er kann es kaum ertragen;
Als wär mit der verschleierten Nacht
Sie im geheimen Bunde,
Durchkreist ihr Aug mit trügender Macht
Der Wasser stumme Runde:

„Ahnst du, mein Lieb, den Geist der Welt?
Er kömmt einhergezogen
Herab vom höchsten Sternenzelt
Bis zu den tiefsten Wogen,
Er stieg hervor aus der Natur,
Darin er aufgegangen —"
Was hält sein Arm so zitternd nur
Das Herz der Braut umfangen?

„Die Berge spüren seinen Hauch,
Er flüstert rings im Riede;
Cypressenkron und Myrthenstrauch
Durchströmt er in lispelndem Liede. —"

O Walther, es grüßt dich am Himmel dort
Wie deiner Mutter Züge!
Es weht um dich ihr frommes Wort:
Kind! Glaube nicht der Lüge!

„In meinem Garten auf sein Geheiß
Beginnen die Rosen zu springen,
Von ihm gelehrt im Lorbeerreis
Die Nachtigallen singen. —"
„O Amaranth, was weinest du,
Kniest betend vor dem Bette?
Was nickst du mir so schmerzlich zu,
Als ob ich nicht lieb dich hätte? —"

„Mir selber ist sein Odem nah,
Wie bin ich von Schauern durchronnen!
Mein Lieb! Auch wir entflossen ja
Zwei Tropfen vom ewigen Bronnen! — —"
Da stockt ihr Odem, ihr Lied, es bricht
Wie von geheimen Gewalten;
Sie sinkt zurück, aufs Angesicht
Muß sie die Hände halten.

Herr Walther bricht vor ihr ins Knie,
So heiß und so erkaltet,
Er beugt sich zitternd über sie,
Die Hand er ihr entfaltet;
Er muß ihr an die Lippe roth
Zu langem Kusse sinken;
Ihm ist, als tränk er dran den Tod,
Und doch! Er muß ihn trinken.

Otto Roquette.

Um die nämliche Zeit wie die „Amaranth" erschien „Waldmeisters Brautfahrt. Ein Rhein-, Wein- und Wandermärchen" (Stuttg. 1859) von Otto Roquette. Auch dieses Gedicht erlebte eine große Zahl von Auflagen (die 27. 1866); doch haben weder ultramontane, noch pietistischere Parteien dessen Verbreitung befördert, und wenn auch manche sentimentale und romantisch schwärmende Gemüther sich von der „Brautfahrt" angezogen fühlten, so hat sie gewiß auch nicht weniger manche jugendkräftige Seele angesprochen. Prinz Waldmeister wird auf seiner Brautfahrt zur Prinzessin Rebenblüthe, der Tochter des Königs Feuerwein, von einem Professor, der mit seinem alten Freunde, dem Kaplan, spazieren gieng, aufgegriffen und in die Botanisierbüchse gesteckt. Singende Studenten stören das Gespräch der Beiden, und der Kaplan ergießt sich in Zornausbrüchen gegen die muthwillige Jugend und den Mißbrauch des Weins; noch gewaltiger wird aber sein Zorn erregt, als er die Studenten in seinem Garten bei seinem Wein trinkend und singend erblickt, den seine Köchin ihnen gebracht hatte. Der Hofstaat des Prinzen wartet vergeblich auf ihn, bis ihm endlich die Nachricht seines Unglücks berichtet wird. Alles eilt in das Haus des Kaplans, wo der Professor die Nacht zubrachte, und quält diesen mit Brennen und Stechen u. s. w., doch werden auch viele von dem Professor erschlagen und unterdessen ergreift der Prinz die Gelegenheit, sich zu befreien. Er eilt zu seiner Braut, wo er feier-

pfangen wird; alle edlen und unedlen
n Weine bringen ihren Glückwunsch.
ller zu Johannisberg trifft man Vor-
igen zur Hochzeit; die Diener des Prin-
hließen, noch weitere Rache an dem Ka-
nehmen, der die herrliche Gottesgabe des
so oft geschmäht und verläumdet habe. Die
heit bietet sich dar, als der Kaplan auf
Spaziergange in ein Wirthshaus geräth,
hem die Studenten sich der Jugendlust
n. Sie ziehen ihn halb widerwillig in
kreis und setzen ihm so lange zu, daß
in- und Kräutergeister ihm in den Kopf
und er zum Entsetzen seiner Pfarrkin-
ten er so oft Enthaltsamkeit und Mäßi-
rgepredigt hatte, das tollste Zeug treibt.
ganze Gedicht ist von einer jugendlichen
it beseelt, die den Leser unwiderstehlich
und ihn über die Mängel hinwegsehen
s deren größter der zu bezeichnen ist,
n nicht recht weiß, ob der Dichter die
und Weine personificiert hat oder nicht,
elmehr, daß er zwischen der doppelten
ng hin- und herschwankt. Als Glanz-
der Dichtung sind das Zechgelage der
ten und die Episode von der Liebe des
zum Winzermädchen zu bezeichnen, wo-
märchenhafte Verbindung des Prinzen
ister und der Prinzessin Rebenblüthe
alistischen Gegensatz erhält.

Dichtung, welche Roquette der ebener-
n folgen ließ „Der Tag von St. Ja-
tuttg. u. Tüb. 1852), hat den Beifall
funden, aber auch nicht verdient, der
n Theil ward. Es fehlt ihr an Ein-
dem zwei Handlungen neben einander
werden, die zwar in einander greifen,
ir ganz äußerlich verbunden sind, die
schichte eines Landmanns aus Einer
ldstätte und seiner Pflegeschwester und
denkampf der Schweizer gegen die Arma-
welche der Volkswitz so prächtig „Arme
nannte. So viele poetische Schil-
mittel der Dichter auch aufbietet, so
doch kein anschauliches Bild des Lan-
mehr sogar ein falsches, indem er z. B.
inbergen an den Ufern des Vierwald-
es spricht und die Heldin von Alpnach
letscher nach dem Jura ziehen läßt. Die
ist den Munde der schlichten Landleute
unangemessen, z. B. wenn das Mäd-
„Glorie" ihres Geliebten rühmt. Auch
se sind hart, was der Dichter selbst ge-
it, da er sein Lied ein „starres, sprödes"
Nicht besser ist „Herr Heinrich. Eine
Sage" (Stuttg. u. Tüb. 1854), die
märchenhaften Beziehung Heinrichs des
zur Fee Ilse beginnt und dann dessen
ur Tochter Kaiser Konrad's erzählt,
erkunft Heinrich erst erfährt, als Kon-
auf dem Sterbebette seine Wahl zum
bekannt macht. Auch hier hat der
die doppelte Handlung nicht zur har-
en Einheit gestaltet. Ein drittes Epos
Heidekuckuck" (Berl. 1855), das eben-
ne historische Unterlage hat, entbehrt der
frische, die in vielen Gedichten Ro-
und in seinem „Waldmeister" so sehr
it. Von seinen kleineren epischen Dich-
erwähnen wir nur das höchst ergötzliche
„Doctordiplom". Der liebe Gott will promo-
vieren, bringt dem Professor eine Dissertation,
wird jedoch abgewiesen, weil sie nicht gelehrt
genug sei und viel Bedenkliches, ja Polizei-
widriges enthalte; auch habe er die Collegien
nicht fleißig genug besucht. Der Satan schreibt
ebenfalls eine Dissertation, die er aus tausend
andern, namentlich aber aus den Werken des
Professors zusammenträgt und er erhält unter
den größten Lobeserhebungen das Doctordiplom.
„Hernach war ein großer Doctorschmaus, Die
ganze Fakultät gieng bespitzt nach Haus, Und ist
hinfort daran kein Zweifel, Daß alle Gelehrten
reitet der Teufel."

Aus „Waldmeisters Brautfahrt".

Dort wo der Gießbach vom Gebirg
Heruntertanzt mit hellem Ton,
Durch grüner Dämmerung Bezirk
Schweift wandelnd just des Waldes Sohn.
Frisch blickt er drein, als wär der Wald
Sein Königreich, sein Thron die Felsen,
Hoch, jugendkräftig von Gestalt,
Schlank wie die üppig grünen Elsen.
Ein Jägerhut, die Feder drauf,
Beschattet die gebräunte Wange,
So steigt er kühn den Fels hinauf,
Der schräg sich hebt am Bergeshange.
Dort überblickt man weit das Thal
Im morgenhellen Sonnenstral.
Hoch in der Bäume grünen Wipfeln
Mit leisem Rauschen spielt die Luft,
Und fernher zu des Berges Gipfeln
Dringt Glockenton und Frühlingsduft.
Und unter eines Eichbaums Schatten
Streckt er sich nieder in das Gras.
In seinem dunklen Auge gatten
Sich Stolz und Muth, — doch noch Etwas
Zieht oftmals durch der Seele Spiegel
Mit weicherm Glanz, als läge tief
Im Busen ein geheimes Siegel,
Noch ungelöst, noch unverstanden,
Und doch zur Lösung immer mahnend,
Und sanftere Gedanken fanden
Den Weg, ein tief Geheimniß ahnend.
Und sieh, was zieht des Jägers Hand
Verstohlen, zögernd jetzt hervor?
Es ist — ein einfach blaues Band.
Wie? ob das Jemand hier verlor?
Ob er es nahm? Obs ihm gegeben?
Wie ist dem Jäger nur geschehen!
Er blickt es an, als könnt im Leben
Ihm Nichts so süßen Anblick geben.
Und ist doch dran nicht viel zu sehn!
Nun schaut er auf. Sein treuer Hund
Zu seinen Füßen blickt verständig
Ihn wedelnd an, als sei ihm kund,
Was ihn bewege so lebendig.
Da springt der Jäger auf, erschreckt,
Als ob Verrätherblick hier lauschte,
Er horcht und hat doch Nichts entdeckt,
Als daß es in den Zweigen rauschte.
Er späht umher, rings in die Rund,
Und strafft mit stolzem Trotz die Glieder,
Und — wars doch nur sein treuer Hund,
Der ihn belauscht, der sagts nicht wieder!
Doch gleich als sei sein Stolz verletzt
Von einem spöttisch innern Wort,

So drängt es nun, und treibt und hetzt
Ihn aus dem Waldrevière fort.
Sein Antlitz decket dunkle Röthe,
Als sei das Räthsel von dem Bann
Dem ganzen Walde schon bekannt!
O daß sich jetzt nur Etwas böte,
Mit Einem Ruck die wilde Regung,
Das widerstrebend trotzge Blut
Zu dämmen aus geschwellter Fluth
In die gemessene Bewegung!
Ha, dort die Büchse! Schnell ein Schuß,
Und wärs nur in die blauen Lüfte!
Und wie es donnert durch die Trifte,
Wogt schon in ruhigerem Fluß
Die heiße Lebensströmung wieder,
Als wären so mit Donnerton
Verscheucht die Lauscher und die Späher.
Die aber waren nicht entflohn,
Die saßen fest und saßen näher,
Als ers geahnt, als ers gewußt,
Die saßen in der eignen Brust.
Doch glaubt ers nicht, und pfeift im Gehn
Ein Stückchen seiner Jägerlieder
Mit hellem gellendem Getön.
So steigt er von den Felsen nieder.

Waldmeister schaut ihm lächelnd zu
Und spricht zur Freundin an der Seite:
„Mein hold Gemahl, und wähnest du,
Daß Dem das Wild nur Lust bereite?
In dessen Herzen wards schon reger,
Waldmeister kennet ja die Jäger!"
Spricht Rebenblüthe: „Jenes Band,
Maria hat es einst getragen."
Waldmeister drauf: „In seiner Hand
Ists nun, was kannst du mehr noch fragen?
Warf er es weg? O nein, behende
Verbargens bebend fast die Hände.
Und, hör mich an, ich will dir künden
Warum sein Wesen stolz und starr:
Glaubt mir, Natur schafft wunderbar
Tief in des Menschenherzens Gründen.
Sieh diesen an. Die junge Brust,
Noch ungelöster Räthsel voll,
Ward nur der Kraft sich erst bewußt,
Die frisch, ursprünglich sie durchquoll.
Das Waldrevier war seine Welt,
Hier unterm grünen Laubgezelt
Fand er Entzücken, fand Genügen,
Und schlürfte es in vollen Zügen,
Und horch, da schmettert eines Tages
Ein fremdes Vöglein durch den Hain,
Das schönste ists des ganzen Hages,
Wie trillerts hell im Sonnenschein!
Er horcht, er hats noch nie vernommen,
Wo ist das Vöglein hergekommen?
Und voller stets tönt seine Weise,
Und all die andern horchen leise.
Doch, wie gekommen, ists entflogen,
Der Jäger suchts, er spürts nicht auf,
Der ganze Wald ist schon durchzogen,
Er wiederholet seinen Lauf.
Er findets nicht, es kam nicht wieder,
Es sucht sich einen andern Wald,
Allein die Töne seiner Lieder
Sind nimmermehr dem Ohr verhallt.
Sie summen immer süßre Weisen,
Die andern Lieder sind entflohn,
Sie säuseln stets in innig leisen
Akkorden wohlbekannten Ton.

Wie? Sind sie wirklich denn verloren,
Die andern Klänge? Knall und Schuß,
Und Sturmgebraus aus Wolkenthoren?
Des muntren Jagdhorns helles Dröhnen,
Der Meute Toben durch den Wald,
Des Wiederhalles Antworttönen,
Daß das Gebirge donnernd schallt?
Will sich denn stets zum Ohre drängen,
Und weiter noch, ins Herz sogar,
Mit immer weicheren Gesängen
Das fremde Vöglein? Wunderbar!
Bald ist es Last, bald ists Genuß,
Er sträubt sich, daß ers dulden muß,
Der kräftge Jäger, nicht gewöhnt.
Daß ihn ein fremd Gefühl verhöhnt.
Er muß es dulden ohne Wahl,
Der Baum der Kraft, er treibet Blüthe,
Noch weht es duftend durchs Gemüthe,
Und sieh, er liebt zum Erstenmal!
Doch noch ist nicht das Wort gesprochen,
Das schwer gesundne Zauberwort,
Das all die Knospen aufgebrochen.
Nun hälts zurück, nun treibt es fort,
Nun möchten alle Töne klingen,
Nun heben, senken sich die Schwingen,
Und was Geheimniß ist gewesen,
Das treibt, das drängt, das muß sich lösen —
Komm, komm, in jenen dunklen Gründen
Den Jäger wieder aufzufinden.
Da ist er! Tritt an ihn heran —
Er spürts — er lauscht — er ist im Bann!"

Und sieh, der Jäger fühlt ein Fächeln,
Als ob ihn Rebenduft umwehe,
Er träumt von einer holden Nähe,
Von zweier Veilchenaugen Lächeln!
Er träumt — der Wald wird ihm zu enge,
Und der Gedanken bunt Gedränge
Macht ihn vergessen, daß schon neben
Ihm, statt des Waldes, blühn die Reben.
Er athmet auf aus seinen Träumen,
Er sieht sich fern des Waldes Bäumen,
Er schwankt, ob weiter? ob zurück?
Mit zögerndem, verstohlnem Blick
Sieht er des Winters Haus, den Hügel —
Und wie dem Knaben, der, dem Zügel
Der Streng entsprungen, nach der Frucht,
Des Nachbargartens goldner Spende
Klopfenden Herzens, halb in Flucht
Und halb im Angriff streckt die Hände,
So klopft das Herz des Jägers heftig.
Doch lustig tanzen und geschäftig
Prinz und Prinzessin vor ihm her,
Und locken, bis von Ungefähr
Er steht dicht vor des Winzers Haus.
Sie kichern, wie er sich geberdet,
Als sei die halbe Welt gefährdet,
Und lachen den Verlegnen aus.

Jetzt blickt er an der Gartenthür
Zum kleinen stillen Haus empor.
Wie sind die Blumen all in Flor,
In bunter Reih, in schönster Zier!
Sein Hund fliegt freudig mit Gebelle
Hinauf die überlaubten Stufen:
„Fingal, zurück!" Da hilft kein Rufen,
Er bebt, kaum kann er von der Stelle.

Maria hörts, erschrickt und zittert,
Soll sie dem Aug, den Ohren traun?
Von Lust halb und von Angst erschüttert,

Wagt sie es kaum, hinaus zu schaun.
Da springt schnell durch die offne Pforte
Fingal mit lustgem Sprung herein,
Als wär er längst bekannt am Orte,
Umtänzelt er die Herrin fein.
Erröthend sieht Maria nun
Des treuen Thiers gelehrig Schmeicheln,
Und sie erwidert schnell sein Thun,
Liebkosend ihn mit sanftem Streicheln.
Sie tritt heraus, der Jäger steht
Dort grüßend unterm Laubengange,
Und durch zwei junge Seelen geht
Ein Himmelsodem selig bange.
Noch wechseln sie kein Wort, doch bellend
Springt Fingal hin und springet her,
Sich ihm bald und bald ihr gesellend,
Den strengen Herrn nicht fürchtend mehr.
Sie nähern sich, sie sehn sich an —
Nicht hält sich mehr der Jägersmann.
Er faßt des Mädchens beide Hände,
Ein langer Blick — wer Worte fände!
Und dann, — die Knospe ist gesprungen,
Sie halten innig sich umschlungen.

Adolf Böttger.

Die epische Dichtung ist, wie wir schon oben gt haben, Adolf Böttgers eigentliches iet. Wenn auch keines von seinen zahlen epischen Gedichten den höchsten Grad Vollendung erreicht, so ist doch auch keines, nicht Anerkennung verdiente, und mehrere ren zu den bessern Erscheinungen der Zeit. en einer reichen und fruchtbaren Phantasie, nie in das Uebertriebene und Unnatürliche rt, besitzt er eine große Gestaltungsgabe, die eben sowohl in der sicheren Zeichnung der raktere als in den Naturschilderungen kund , welche durchgängig wahr und anschaulich . Er ist eben so glücklich in der Wahl als er Behandlung seiner Stoffe, in deren Darung er stets den richtigen Ton trifft. So ; er in der Darstellung der verschiedenen en und Nationalitäten, in denen sich seine ichte bewegen, das Costüme mit großer erheit durchzuführen und die wahrsten und svollsten Gemälde zu entfalten. Seine ache ist reich, gewandt, er behandelt die ische Form mit seltener Meisterschaft. Der m ist reich und wohllautend, und er weiß durch elben oft die größte Wirkung hervorzubrin besonders wenn er des komischen Effektes en die kühnsten Verbindungen wagt.

ine seiner frühesten epischen Dichtungen U Eulenspiegel. Modernes Heldengedicht" 3. 1849), das er übrigens schon vor den rztagen des Jahres 1848 schrieb, ist leider ollendet geblieben, so daß sich nicht beurlen läßt, was es als Ganzes geworden e. Die Abschnitte, die er daraus veröffente, sind von dem glücklichsten Humor eingen, mit welchem er emancipationssüchtige auen, habgierige, ihre Schriftsteller mißuchende Verleger, heuchlerische Pietisten, löhnernde Literaten scharf und glücklich rsiflierte. Unter dem Einfluß des Revolutionsjahres 1848 und seiner bejammernswerthen Folgen entstand „Hyazinth und Lilialide. Ein Frühlingsmärchen" (Lpz. 1849), bei welchem nur das zu tadeln sein möchte, daß die Beziehungen auf die Zeitverhältnisse zu scharf hervortreten, was den Genuß der Dichtung einigermaßen verkümmert, weil man durch die Anspielungen von derselben abgezogen wird. Wo sich solche Beziehungen nicht aufdringen oder gar nicht vorhanden sind, ist die Dichtung von der größten Wirkung. — Unter dem Titel „Düstere Sterne" (Lpz. 1851) veröffentlichte Böttger drei Erzählungen „Pausanias", „Magdalene" und „Don Juan", von denen die erste durch reiche Mannigfaltigkeit der Situationen, die zweite durch glückliche Witze anspricht. Des Dichters glänzendstes Erzeugniß ist „Habana" (Lpz. 1853), das noch größere Wirkung hervorbringen würde, wenn die Form nicht willkürlich wechselte; auch macht dies keine angenehme Wirkung, daß die einzelnen Abschnitte meist nur aus wenigen Strophen oder Zeilen bestehen und immer nur Einen Gedanken oder Eine Thatsache enthalten, was dem Ganzen den Charakter des Abgerissenen und Zerhackten aufprägt. Die innere Tüchtigkeit der Dichtung ist jedoch so groß, daß man selbst diese wesentlichen Mängel übersieht. Die Naturschilderungen sind von großer Pracht und lebensvoller Anschaulichkeit; die Begebenheiten sind klar entwickelt und mit großer Kunst dargestellt, die Charaktere scharf und wahr gezeichnet. Die Liebe der Indianerin Guara zu ihrem Retter, dem Spanier Sanchez, die wachsende Leidenschaft derselben, ihr Haß gegen den Mörder ihres Kindes, ihr Entschluß, ihren ganzen Stamm zu verderben, ihr endlicher Wahnsinn und ihr Tod, Alles das ist vortrefflich motiviert und eben so vortrefflich ausgeführt. Wie sicher er seinen Stoff beherrscht, beweist die unten mitgetheilte Stelle, zu deren Verständniß wir Folgendes beifügen. Der wilde Macabo, der sich um Guara bewarb, aber von ihr gehaßt wurde, hatte die Liebenden überfallen, war jedoch von herbeieilenden Spaniern niedergeworfen, gefesselt und darauf in das Gefängniß der Veste Nopla geworfen worden; die mitgetheilte Stelle erzählt, wie es ihm gelang, sich zu befreien.

Von reicher Phantasie und großer Gestaltungsgabe zeugt „Der Fall von Babylon" (Lpz. 1855); spannendes Interesse gewähren die poetischen Erzählungen, die er unter dem Titel „Cameen" (Ebd. 1856) veröffentlichte. „Das Buch der Sachsen" (Ebd. 1858), das in selbstständigen Rhapsodien die Hauptmomente der sächsischen Geschichte erzählt und die bedeutendsten Fürsten so wie andere berühmte Männer vorführt, beweist des Dichters Talent, in den verschiedensten Erscheinungen das poetische Element aufzufassen und in „Göthes Jugendliebe" (Eb. 1862) ersehen wir, daß ihm der gemüthliche Humor eben so gut gelingt, als ihm der witzige und selbst boshafte im „Eulenspiegel" gelungen ist.

Aus „Habana".

Reglas Felſenveſte ſpiegelt
Schaukelnd ſich auf Meereswogen,
Die der Sonne letzter Glutſchein
Ueberſtreut mit Feuerroſen.
Tiefe Stille — nur das Ave
Zieht verhallend durch die Lüfte
Von dem Mund andächtger Beter.

Droben in dem dumpfen Kerker,
Den kein Lichtſtral je erhellte,
Liegt Macabo, Flüche murmelnd,
Auf der feuchten Binſenmatte.
Seine Ketten raſſeln ſchaurig,
Wenn er ſich verhaltnen Grimmes
Auf dem Lager hin und her wirft;
Wüthend ſeine Fäuſte ballend,
Zerrt er an der Eiſenfeſſel,
Doch da fruchtlos all ſein Streben,
Sinkt er matt zurück aufs Lager;
Zu den Göttern geht ſein Wehruf.

Langſam richtet jetzt Macabo
Sich empor, und greift und taſtet
An der moderfeuchten Mauer;
Endlich nähert einem Steine
Sich die nervge Hand — er iſt es,
Den er emſig raſtlos ſuchte.
Und er preßt ſich an die Quadern,
Reibt und ſcharrt mit ſeiner Kette,
Mit den Klammern, die ſich ſchließen,
Der Granitwand morſche Fugen,
Daß der Mörtel niederbröckelt,
Und der Kalk ſich löſt in Stücke.
Immer heißer, immer ſchärfer
Mit vor Kraft verbißnen Lippen
Schabt und ruckt und ſchiebt der Wilde
An der Platte, daß ſie rüttelt,
Locker weicht aus ihrer Lage.

Süßer Lohn von mondenlanger,
Unverdroßner Müh und Arbeit!

Freudig grinſend fühlt Macabo,
Daß am Ziel er ſeines Strebens,
Fiebriſch zuckt ihm jeder Muskel,
Wie der Stein aus Fug und Banden
Sich herausbebt —
Horch! Da dreht ſich
In dem Kerkerſchloß der Schlüſſel;
Klirrend fällt der Riegel nieder,
Und zur Thüre tritt mit derbem
Männerſchritt herein der Wächter;
In der Rechten eine Fackel,
Einen Korb in ſeiner Linken,
Wein darin und Brot und Früchte.

Und zum Wilden, der ſich hurtig
Vor dem losgeriſſnen Steinblock
Hingeworfen und mit Aechzen
Krankheit lügt und Schwäche heuchelt,
Kehrt ſich barſchen Tons der Spanier:
„Was vertrieb dich von dem Lager,
Daß du kauerſt hier im Winkel?
Was ſoll dein Geſtöhn und Winſeln!
Hier iſt Futter, rothe Beſtie!
Deinen Leib kannſt heut noch mäſten,
Hier ſind Früchte, hier iſt Palmwein,
Nimms und weide deine Gurgel
An der letzten Henkermahlzeit!

Morgen in der Dämmerfrühe
Harrt der Halsbandvorden deiner,
Der mit preſſendem Verlangen
Dich umſchnürt und zu den Göttern
Deine Heidenſeele wirbelt.
Fluch den Deinen, daß mit Golde
Sie nicht ausgelöſt dein Leben!"

Nieder zu Macabos Füßen
Setzt der Spanier Trank und Speiſe,
Und verläßt dann ſtumm den Kerker.
Raſſelnd ſchließen ſich die Riegel.

Wie ins Anſchaun eines theuren
Götzenbildes ſüß verloren,
Blickt Macabo auf die Früchte,
Auf den würzgen Saft im Kruge.
Aber ſchauervoll durchrieſelnd,
Eiskalt wie ein Beil den Nacken,
Fährt ihm noch das Wort des Spaniers,
Ihm der Fluch der Henkermahlzeit
Durchs Gebein — er ſchreckt zuſammen,
Jäher Abgrund klafft verſchlingend
Vor der wuthdurchtobten Seele.
Nach dem Weinkrug faßt er krampfig,
Leert ihn halb; mit beiden Händen,
Die vor innerm Grolle zittern,
Hebt er ihn empor und ſtammelt
Zu dem düſtern Geiſt des Unheils
Sein Gebet und ſein Gelübde:
„Du böſer Geiſt, deß Arme rieſig groß
Erſchütternd wühlen in dem Erdenſchoos,
Der Fieber, Peſt in Schauerhöhlen braut,
Mit ihrem Fluch die Frücht und Blüten thaut,
Daß die verruchte, falſche Menſchenbrut
Den Tod draus athmet, Gift zerſtört ihr Blut;
Du großer Geiſt, dich ruf ich flehend an,
Lös meine Ketten, brich den Kerkerbann.

Guaras Herz durchbohr der Rache Pfeil,
Und Sanchez Haupt zerſchmettr ein Donnerkeil.
Hilf mir zur Flucht, mit deiner Liſt und Macht,
Häng drüber tief die ſchwarze Wimper Nacht!
Beim Kranich, hier in meine Bruſt geätzt,
Schwör ich dir, urgewaltges Weſen, jetzt,
Dankopfer Menſchenblutes dir zu weihn,
Sammt der Erſchlagnen Seufzer, Flehn und Schrein
Den letzten Trunk trink ich dir drunten zu;
Die Stunde drängt — nun hilf und rette du!"

Rieſenkräftig, löwenmarkig
Rafft er jetzt ſich auf, und klammert
An den Stein ſich, zerrt und rüttelt,
Daß er rollend niederwuchtet.
Durch die Höhlung drängt er preſſend
Halb den Leib, und ſieht mit Schrecken
Daß er — weh! in eine Zelle
Matt von Lampenlicht beſchienen,
Doch ins Freie nicht hinausblickt.
An der Wand in tiefem Schlummer
Liegt geſtemmt auf einen Schemmel
Ein Soldat und ſchnarcht behaglich.

r überläufts Macabo,
: drängt ihn die Minute;
rath gilts zu ersticken
ern Tod zu leiden —
dank — er hat entschieden.
ngleich quetscht durch die Oeffnung
:racks, erklimmt die Diele,
ft strömt durch das Mark ihm,
Ruck — die Ketten springen —
Anlauf tigergierig
r auf den Spanier nieder,
eelt der Arme hinrollt.

: Kleider ihm entreißend,
r sie zum Strick zusammen,
: Satz zur Gitterluke, —
Eisenring die Schlinge
vorfen — und hinunter
:r langsam an der Mauer.

gann der Tag zu dämmern,
abo auf den Vorsprung
lfenklippe, blutend,
, erschöpft herabsank.
ıutenlange Rast nur,
Herz schlägt freudebebend,
onnen er dem Feinde,
Kerker, seinen Martern,
ıngedrohten Tode;
htet kaum mit Lächeln
unden Glieder Brennen,
n dem Felsgesteine
acken niederklettert;
ıs stürzt er in die Wogen,
inen Füßen rollen,
weißen Wasserkämme
: zusammenschlagen:
t festem Stoß sie theilend
ıt gerettet er, gesichert
orfes Hütten zu.

Theodor Fontane.

)or Fontane, geboren am 30. Dez.
: Neu-Ruppin, verlebte seine Kna-
in Swinemünde, wohin seine Eltern
7 ihren Aufenthalt verlegt hatten, be-
n 1833 die Berliner Gewerbschule,
dem Studium der Naturwissenschaften,
ere der Chemie zu widmen gedachte. Erst
dmete er sich ausschließlich schönwissen-
n Arbeiten. Nachdem er sich schon
t dem Studium der englischen Sprache
:atur beschäftigt hatte, reiste er 1852
zweiten Male 1855 nach England,
drei Jahre verblieb und dessen Lite-
heater und Kunst ein tiefeingehendes
widmete. Seit 1859 lebt er wieder
, meist mit Arbeiten über seine mär-
mat beschäftigt.

)or Fontane trat zuerst mit einer
ammlung „Männer und Helden. Acht
ieder" (Berl. 1850) in die Oeffentlich-
enen er meist Preußische Krieger aus
Friedrich's II. in derber und den
ıgerton glücklich nachahmender Weise
besang. Größeres Talent entwickelte er in dem Balladen-Cyklus „Von der schönen Rosamunde" (Dessau 1850. 2. Aufl. 1853), worin er den bekannten schönen Stoff mit großer Selbstständigkeit in schöner und gewandter Form erzählte. Wenn wir auch nicht wüßten, daß er die englische Poesie mit Vorliebe studiert und sich lange Zeit in England aufgehalten hat, würde man es aus seinen „Balladen" (Berl. 1861) erkennen, und zwar nicht blos aus denen, welche er mehr oder weniger frei englischen Dichtern nachgebildet hat, sondern auch aus seinen selbstständigen Schöpfungen. Schon dieß ist bezeichnend, daß er zum großen Theil Stoffe aus der englischen Geschichte wählt, aber auch die anderen, welche er entweder selbst erfunden oder nach irgend

Th. Fontane.

einer Ueberlieferung behandelt hat, athmen ganz den Geist der englischen Balladen. Davon sind jedoch die in der genannten Sammlung wiederholten Preußenlieder und einige andere auszunehmen, die vor seinem Aufenthalt in England entstanden sind, und mehr den Charakter der deutschen Dichtung an sich tragen. In allen entwickelt er eine schöne Gestaltungsgabe, die sich sowohl in der anschaulichen Darstellung der Begebenheiten als in der kräftigen Zeichnung der Charaktere ausspricht.

Fontane verdient aber noch als lyrischer Dichter Anerkennung; seine „Gedichte" (Berl. 1851) erfreuen durch Gedankenreichthum, glückliche Behandlung der Form und eine einfache, aber stets edle Sprache. Wie in den Balladen macht er einen mäßigen Gebrauch von Bildern, aber es machen dieselben durch ihre glückliche

Wahl stets eine gute Wirkung. Seine Reiseskizzen „Ein Sommer in London" (Dessau 1854), „Aus England. Studien über englische Kunst, Theater, Presse u. s. w." (Berl. 1860) und „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" 2 Thle. (Ebd. 1862—64) zeichnen sich durch gefällige Darstellung und interessanten Inhalt aus.

1. Die arme Else.

Die Mutter spricht: „Lieb Else mein,
Du mußt nicht lange wählen;
Man lebt sich in einander ein,
Auch ohne Liebesqualen;
Manch Eine nahm schon ihren Mann,
Daß sie nicht sitzen bliebe,
Und dünkte sich im Himmel dann,
Und Alles ohne Liebe."

Jung Else hörts und schloß das Band,
Das ewge am Altare,
Es nahm zur Nacht des Gatten Hand
Den Kranz aus ihrem Haare;
Ihr war zu Sinn, als ob der Tod
Zur Opferbank sie triebe,
Sie gab ihr Alles nach — Gebot,
Und Alles ohne Liebe.

Der Mann ist schlecht, er liebt das Spiel,
Und guten Trunk nicht minder,
Sein Weib zu Hause weint zu viel,
Und ewig schrein die Kinder;
Spät kommt er heim, er kost, er — schlägt,
Nachgiebig jedem Triebe,
Sie trägts, wie nur die Liebe trägt,
Und Alles ohne Liebe.

Sie wünscht sich oft, es wär vorbei,
Wenn nicht die Kinder wären;
So aber sucht sie, immer neu,
Den Gatten zu bekehren;
Sie schmeichelt ihm, und ob er dann
Auch kalt bei Seit sie schiebe,
Sie nennt ihn ihren liebsten Mann,
Und Alles ohne Liebe.

2. Treu-Lischen.

„Mein Lieschen, stell das Weinen ein,
Auf Regen folgt ja Sonnenschein,
Ich kehr mit Schwalb und Flieder
Und wohl noch früher wieder."

Der Bursche sprachs. Vom Giebeldach
Sah ihm Treu-Lieschen lange nach,
Bis Hoffnung wiederkehrte
Und ihren Thränen wehrte.

Die Aeuglein wurden wieder klar,
Das Herze jeden Kummers bar, —
Sie wußte, mit dem Flieder
Kam ihr der Liebste wieder.

Der Frühling kam mit Duft und Klang,
Treu-Lieschen harrte mondenlang,
Herbstwind durchfuhr den Garten, —
Vergeblich war ihr Warten.

Wohl kam der Frühling viele Mal,
Ihr Liebster nimmermehr ins Thal,
Doch Lenz um Lenz aufs Neue
Rief sie: „Nun kommt der Treue!"

Es konnt ihr Herz, das Jahr um Jahr
Dem Liebsten treu geblieben war,
Es konnts ihr Herz nicht fassen,
Er habe sie verlassen.

Grau ward ihr Haar, welk ihr Gesicht,
Das Alter kam, sie wußt es nicht,
Ihr Hoffen und ihr Lieben,
Ihr Herz war jung geblieben.

Und als der Tod sie heimgeführt,
Hat ihn das treue Herz gerührt,
Und mit des Liebsten Mienen
Ist er vor ihr erschienen.

3. Die Hamiltons

oder:

Die Locke der Maria Stuart.

Lord William kam zu sterben,
Lord William Hamilton;
Er spricht zu seinem Sohne:
„Nun höre mich an, Sir John!

Ich lasse dir Land und Leute,
Unsren Namen und unsren Ruhm,
Ich lasse Dir, mehr als Alles,
Dieser Locke Heiligthum.

Ich sah die Locke fallen,
Ich hörte der Scheere Schnitt —
Und als Maria gebetet,
Da betete leis ich mit.

Da hab ichs still geschworen:
Zu tragen in Leid und Lust,
Zu tragen in Jubel und Thränen,
Diese Locke auf der Brust.

Ich hab sie in Thränen getragen
Und laß erst im Tode davon; — —
Für die Stuarts zu leben und sterben
Das schwör auch Du, Sir John."

Lord William hat es gesprochen,
Sir John hats treu gemeint:
Erst barg er still die Locke,
Dann hat er still geweint.

Er trug sie zwanzig Jahre
Und als sein Stündlein kam,
Er mit des Vaters Worten
Die Locke vom Herzen nahm.

Er gab sie seinem Sohne
Und der Sohn dem Enkel dann;
Ihr Erbtheil war die Treue,
Und der Locke Talisman.

Und als auf blinkendem Zelter
König James gen London zog,
Und als auf schwarzem Schaffote
Karls Haupt vom Rumpfe flog.

Und als an der Boyne wieder
„Stuart" das Feldgeschrei, —
In Lust und Leid, die Locke
Und die Hamiltons waren dabei.

Und waren dabei zuletzt auch,
Als auf Cullodens Plan
Ihre Augen das Distelbanner
Noch einmal flattern sahn.

's war wieder ein Lord William
Und wieder ein Sir John,
Ein Alter und ein Junger,
Doch Jeder ein Hamilton.

Der Junge focht zu Fuße,
Der Alte focht zu Roß,
Bis eine engliſche Kugel
Ihn aus dem Sattel ſchoß.

Hin reicht er ſeinem Sohne
Die Locke, roth von Blut,
Er hatte nicht Zeit zu ſprechen,
Er ſprach nur: „Wahre ſie gut!"

Er wahrte ſie gut, der Junge,
Manch Mond und manches Jahr,
Der Junge ward ein Alter, —
Das Herz blieb, wie es war.

Und als in letzten Tagen
Ihm Kunde kam ins Haus:
„Sie trugen im fernen Süden
Den letzten Stuart hinaus;"

Da ſprach er, als er ſterbend
Seinem Sohne die Locke gab:
„Die Stuarts ſind geſtorben,
Doch die Treue kennt kein Grab."

Und ſiehe die Hamiltons wahren
Bis heut ihren alten Ruhm;
Doch Eines mehr als Alles,
Der Locke Heiligthum.

Archibald Douglas.

„Ich hab es getragen ſieben Jahr
Und ich kann es nicht tragen mehr;
Wo immer die Welt am Schönſten war,
Da war ſie öd und leer.

Ich will hintreten vor ſein Geſicht
In dieſer Knechtsgeſtalt,
Er kann meine Bitte verſagen nicht,
Ich bin ja worden alt.

Und trüg er noch den alten Groll,
Friſch wie am erſten Tag,
So komme, was da kommen ſoll
Und komme, was da mag."

Graf Douglas ſprichts. Am Weg ein Stein
Lud ihn zu harter Ruh,
Er ſah in Wald und Feld hinein,
Die Augen fielen ihm zu.

Er trug einen Harniſch, roſtig und ſchwer,
Darüber ein Pilgerkleid, —
Da horch vom Waldrand ſcholl es her
Wie von Hörnern und Jagdgeleit.

Und Kies und Staub aufwirbelte dicht,
Her jagte Meute und Mann,
Und ehe der Graf ſich aufgericht,
Waren Roß und Reiter heran.

König Jakob ſaß auf hohem Roß,
Graf Douglas grüßte tief,
Dem König das Blut in die Wange ſchoß,
Der Douglas aber rief:

„König Jakob, ſchaue mich gnädig an
Und höre mich in Geduld,
Was meine Brüder dir angethan,
Es war nicht meine Schuld.

Denk nicht an den alten Douglas-Neid,
Der trotzig Dich bekriegt,
Denk lieber an Deine Kinderzeit,
Wo ich Dich auf den Knieen gewiegt.

Denk lieber zurück an Stirling-Schloß,
Wo ich Spielzeug Dir geſchnitzt,
Dich gehoben auf Deines Vaters Roß
Und Pfeile Dir zugeſpitzt.

Denk lieber zurück an Linlithgow,
An den See und den Vogelheerd,
Wo ich Dich fiſchen und jagen froh
Und ſchwimmen und ſpringen gelehrt.

O denk an Alles, was einſten war,
Und ſänftige Deinen Sinn,
Ich hab es gebüßet ſieben Jahr,
Daß ich ein Douglas bin."

„Ich ſeh Dich nicht, Graf Archibald,
Ich hör Deine Stimme nicht,
Mir iſt als ob ein Rauſchen im Wald
Von alten Zeiten ſpricht.

Mir klingt das Rauſchen ſüß und traut,
Ich lauſch ihm immer noch,
Dazwiſchen aber klingt es laut:
Er iſt ein Douglas doch.

Ich ſeh Dich nicht, ich höre Dich nicht,
Das iſt alles, was ich kann,
Ein Douglas vor meinem Angeſicht
Wär ein verlorner Mann."

König Jakob gab ſeinem Roß den Sporn,
Bergan jetzt gieng ſein Ritt,
Graf Douglas faßte den Zügel vorn
Und hielt mit dem Könige Schritt.

Der Weg war ſteil und die Sonne ſtach
Und ſein Panzerhemd war ſchwer,
Doch ob er ſchier zuſammenbrach,
Er lief doch nebenher.

„König Jakob, ich war Dein Seneſchall,
Ich will es nicht fürder ſein,
Ich will nur tränken Dein Roß im Stall —
Und ihm ſchütten die Körner ein.

Ich will ihm ſelber machen die Streu
Und es tränken mit eigner Hand,
Nur laß mich athmen wieder aufs Neu
Die Luft im Vaterland.

Und willſt Du nicht, ſo hab einen Muth,
Und ich will es danken Dir,
Und zieh Dein Schwert und triff mich gut
Und laß mich ſterben hier."

König Jakob ſprang herab vom Pferd,
Hell leuchtete ſein Geſicht,
Aus der Scheide zog er ſein breites Schwert,
Aber fallen ließ er es nicht,

„Nimms hin, nimms hin und trag es neu
Und bewache mir meine Ruh
Der ist in tiefster Seele treu,
Wer die Heimat liebt wie Du.

„Zu Roß, wir reiten nach Linlithgow
Und du reitest an meiner Seit,
Da wollen wir fischen und jagen froh,
Als wie in alter Zeit."

Richard Georg Spiller von Hauenschild.

„Cordula. Graubündtner Sage." Frühlingslied von Max Waldau (Hamb. 1851. 2. Aufl. 1855) erzählt die Befreiung des Gotteshausbundes von dem Druck der Vögte. Adam von Cawogask nimmt einen Greis auf, der von den Knechten des Vogtes von Gardovall verwundet worden war, als er seinem Sohn zur Flucht verhalf, der im Gebiete der Burg ein Wild erlegt hatte, und läßt ihn dann durch Volker, um ihn der Rache des Vogts zu entziehen, in einen Wald bringen. Volker, der seine Eltern nicht kannte, hatte als Knabe Cordula, Adams Tochter, gerettet, als sie mit ihm von einer Lawine verschüttet worden war. Seitdem waren Jahre vergangen; Cordula war zur blühenden Jungfrau, Volker zum kräftigen Jüngling erwachsen. Bei dem täglichen Umgang war die kindliche Neigung der Beiden zur glühenden Liebe geworden; Volker, der den Abstand zwischen der reichen Erbin und dem armen, elternlosen Jüngling begriff, mied das Haus Adams je länger, je mehr, doch war er heimlich immer um die Geliebte und kam ihr bei jeder Gelegenheit zu Hülfe. Cordula hielt ihr Gefühl für Sünde; sie wallfahrtet nach Madulein, wo sie einem greisen Mönche beichtet, der, ihre Unschuld erkennend, sie freundlich tröstet. Auf dem Rückweg wird sie von drei Knechten des Vogtes überfallen und fortgeschleppt; Volker, der dazu kommt, eilt ihnen nach und es gelingt ihm, die Jungfrau zu befreien. Unterdessen war der Herr der Knechte mit Reisigen gekommen, es entspinnt sich ein Kampf mit herbeieilenden Bauern, welche nach tapferer Gegenwehr vor der Uebermacht flüchten müssen. Volker bringt Cordula zu ihrem Vater, der ihre Liebe billigt; aber weil er Unheil von Seite der Gewaltherrscher voraussieht, bestimmt, daß die Heirath erst nach einem Jahr stattfinden soll. Unterdessen sucht Adam im Volke den Gedanken an Vertreibung der Gewalt zu wecken und zu nähren. Am Abend vor der Hochzeit, als Adam und Volker abwesend waren, erscheint der Vogt, dem es zwar nach dem Besitz der Jungfrau gelüstet, der aber, von ihrem würdevollen Benehmen besiegt, sich wieder entfernt. Einer seiner Knechte, Rolf, überredet ihn, die Jungfrau entführen zu lassen; er giebt diesem den Auftrag, sie zu holen; es begegnet ihm Adam, dem er des Vogtes Willen bekannt macht. Da dieser einsieht, daß hier nur List helfen könne, schwört er, seine Tochter selbst am folgenden Tag in die Burg zu bringen. Während der Nacht sammelt er seine Freunde, die ihre Hülfe zusagen. Am Morgen befiehlt er seiner Tochter, ihr Brautgewand anzulegen und ohne ihr mitzutheilen, was er vorhat, geht er mit ihr auf die Burg. Unterwegs schließen sich die Freunde dem Zug an, und erfährt da entdeckt Adam seiner Tochter den Willen des Vogts. Als der Vogt die Ankunft Cordulas vernimmt, geht er ihr entgegen; er will sie umfassen, aber Adam schlägt ihn nieder; die bewaffneten Bauern, die unterdessen in einem Hinterhalte verborgen lagen, und mit ihnen Volker, eilen herbei; die Burg wird erstürmt und erobert, worauf sie in das Dorf zurückkehren, um die Hochzeit der Liebenden zu feiern.

Dieß ist der gedrängte Inhalt der Dichtung, der freilich den großen poetischen Reichthum nicht ahnen läßt, den der Dichter in der Ausführung des Stoffes entwickelt hat. Die Naturschilderungen sind von seltener Großartigkeit und zugleich von großer Wahrheit; die Begeben-

Hauenschild

heiten sind mit wenigen Ausnahmen klar und lebendig erzählt; die Zeichnung der Charaktere, selbst der untergeordneten, zeugt von eben so tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens, als von der Gestaltungskraft des Dichters; namentlich sind die Stellen von unübertrefflicher Schönheit, in denen er das innere Leben der Personen zur Anschauung bringt. So ist die Schilderung der Verzweiflung Cordulas, als sie in der Nähe der Burg erfährt, daß der Vogt ihrer begehre, des größten Dichters würdig; ergreifend ist der Schmerz des Vaters dargestellt, der seiner Tochter den Plan der Verschworenen nicht entdecken darf, um denselben nicht voreilig zu verrathen. Die reiche und fließende Sprache und der rhythmische Fall der Verse erinnert an Gottfried von Straßburg. Die zweite Bearbeitung zeugt von dem künst

R. E. Helbig

Geschichte

der

deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

von

Heinrich Kurz.

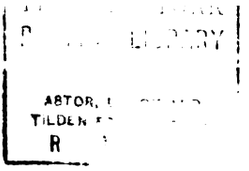
Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt.

Vierter Band.

Von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit.

Zehnte Lieferung.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1869.


ASTOR,
TILDEN
R

leriſchen Streben des Dichters, der beinahe keine Zeile unverändert gelaſſen hat; doch iſt es ihm nicht gelungen, alle Mängel der erſten Bearbeitung zu tilgen. Daß die Erzählung hier und da unklar iſt, haben wir ſchon bemerkt; die Bilder ſind manchmal geſchmacklos („Der Erinnerung Heu"), vor Allem iſt aber die Ueberfülle von Reflexionen zu tadeln. Es ſind dieſelben, an ſich betrachtet, zwar von großer Schönheit, und ſie würden, zu ſelbſtſtändigen Gedichten verarbeitet, an Tiefe des Inhalts und Trefflichkeit der Darſtellung Nichts zu wünſchen übrig laſſen; aber, in das Gedicht verwebt, ſtören ſie deſſen epiſchen Gang um ſo mehr, als in ihnen der Dichter zu ſehr hervortritt.

Ein ebenſo großes Talent tritt uns in „Rahab. Ein Frauenbild aus der Bibel. Dichtung von Max Waldau" (Hamb. 1854) entgegen, da ſich darin eine eben ſo fruchtbare Erfindungs- als Geſtaltungsgabe beurkundet. Rahab iſt die feile Dirne, welche den Juden unter Joſua ihre Vaterſtadt Jericho verrieth, und deshalb bei der Erſtürmung der Stadt allein nebſt den Ihrigen verſchont wurde. Die Motive dieſer That berichtet die Bibel nicht, wie ſie überhaupt zu dem eben Mitgetheilten Nichts hinzufügt. Es reizte den Dichter, „eine rein menſchliche Erklärung für einen in ſeiner grauſen Großartigkeit durchaus vereinzelt ſtehenden Verrath zu ſuchen". Er hat ihn auf folgende Weiſe motiviert. Rahab iſt von einem Vornehmen verführt und dann auf die niederträchtigſte Weiſe geſchändet worden. Während ihrer Abweſenheit war das väterliche Haus niedergebrannt und ihre Eltern waren in den Flammen umgekommen. Man bezeichnete ſie allgemein als die Urheberin des Brandes und ſie mußte ſich auf Befehl des Königs in der ihr angewieſenen Wohnung Allen Preis geben. Aus Rache verräth ſie die Stadt, verfällt aber nach Erſtürmung derſelben in Wahnſinn, da ihr im Kampf zum Tode verwundeter Bruder ſie verflucht, als er ihren Verrath erfährt. Ohne Zweifel iſt das Motiv der Rache glücklich erfunden und beruht auf Kenntniß des weiblichen Charakters, der ſeiner Leidenſchaft, ſie mag als Liebe oder Haß erſcheinen, Alles aufzuopfern vermag; dagegen ſind die Thatſachen welche Rahab zu ihrer That veranlaßten, durchaus ungeeignet, da die Schändlichkeiten, die der Unglücklichen zugefügt worden, eine viel zu vereinzelte Erſcheinung ſind, als daß ſie zum Gegenſtand einer Dichtung gewählt werden dürften; denn die Poeſie hat vor Allem die Aufgabe, allgemein menſchliche Verhältniſſe darzuſtellen.

Aus „Cordula".

Die Kawine. — Volker und Cordula.

„Es war, als ob am Himmelsrund
Derſelbe Stern für Beide zog,
So daß ſie jeder erſte Fund
Zuſammen erhob aus der Fremde Gewog;
Und wie verſchieden auch immer geſtaltet
Ihr Schickſal ſich zunächſt entfaltet,
Man ſah, vom ſelben Rocken rann
Der Faden, den ihr Leben ſpann. —
Wo ihn die Mutter gebar zum Licht,
Das wußt er wahrlich ſelber nicht,
Und die er ſeine Sippe nannte,
Die waren nur menſchlich ihm Verwandte,
Bei denen er oft in freundlicher Hut
In tobendem Wetter und Nachts geruht.
Ein Knabe war er wandernd gekommen,
Der Vögel fieng und Pfeile ſchnitzte,
Und liebreich ward er aufgenommen,
Wo irgend ein gaſtliches Feuer blitzte:
Es lag in ſeinen Augen ein Bann,
Der ihm die Herzen im Fluge gewann.
Heut war er hier, und morgen dort,
Ihm ward zur Heimath jeglicher Ort,
Doch ſeine Herzensheimat ſchien
Das Hochgebirg, und bergwärts ziehn
Sah man den Burſchen, der kräftig gereift,
Stets eh die Wolken das Frühroth ſtreift.

Ihr hatten die Roſen zehnmal kaum
Mit duftger Wonne geſchmückt den Raum
Und friedlicher Kindheit träumeriſch Spiel,
Noch wiegte froh ihr knoſpend Gemüth,
Als längſt ſein Blick ein ernſtes Ziel
In kühner Jagd zu erreichen bemüht.
Das Leben erkämpft er ſich Schritt um Schritt.
Und warb und rang, und ſtritt und litt, —
Ihm ragten am Lebens-Roſenſtrauch
Viel Dornen und dürre Zweige auch.
Doch heiter ſtrebt' er fort und fort,
Im Herzen des Muthes reichen Hort
Stieg Felſen hinan, die ſchroff und ſteil,
Und fällte Gemſen mit Bolz und Pfeil. —
Da fand er einſt, — er war auf der Flucht,
Schneeſtürze bedrohten von Oben die Schlucht, —
Ein ſchlafendes Kind im Haidekraut,
Das hatte ſich ohne Sorge ſein Bett
Aus Moos und Kräutern warm und nett
Hart zwiſchen den Pfad und den Schlund gebaut.
Es mochte mit einer Mähderſchaar,
Die jetzt noch fern auf der Alme war,
Verlaſſen haben der Eltern Haus,
Erdbeeren zu pflücken für Spiel und Schmaus,
Und hüpfte hin und her und ſprang,
Und machte dreifach denſelben Gang.
Dann ward es müde vom rauhen Steg
Und mußte ruhen auf halbem Weg.
Nun lag es da von den Menſchen fern,
Vergeſſen auf öder Alpenwand,
Vergeſſen zwiſchen Himmel und Land,
Halb eine Blume, halb ein Stern: —
Als Blume bald vom Schnee erſtickt,
Als Stern vom Sturme hinabgeſchickt,
Nun lag es freundlich da und ſchlief,
Und ſog die Luft behaglich tief,
Den Kopf in den nackten Arm geſchmiegt,
Das goldene Haar vom Winde gewiegt.
Aufzuckend leiſe der Wimpern Saum,
Wie wenn das Herz umflüſtert ein Traum,
Vom Schlafe gerötheт das liebe Geſicht
Und mild verklärt vom Abendlicht —
So lag wie in der Mutter Schooß
Das Kind im Neſte ahnungslos.

Schon krachts in der Höh und ſtöhnt und brüllt,
Als würden die Rippen des Berges enthüllt;
Die Luft wird ſchwül und drückend ſchwer,
Und heulend ſauſt ſie im Sturme daher;
Die Vögel entflattern wie herbſtlich Laub

Und nieder rieselt eisiger Staub.
Hier schleicht nicht leise heran der Tod,
Vorsichtig schleifend die knöchernen Sohlen,
Und flüstert ins Ohr kein giftig Gebot
Und winkt nicht schweigend und tückisch verstohlen;
Hier ringt er nimmer Brust an Brust
In blutig rasender Schlachtenlust,
Wo Kraft sich messen kann mit Kraft,
Und glühend entfesselte Leidenschaft
Siegloses Leben des Reizes beraubt,
Siegreichen Tod ein Glück noch glaubt;
Hier hüllt er, ein zwiefach grausiger Fluch,
Lebendige selbst in das Leichentuch.
Die Berge, die riesigen Orgelpfeifen,
Die müssen ein schaurig Requiem dröhnen,
Der Sturm muß Tasten auf Tasten greifen
Und blasen, daß die Bälge stöhnen ....
Und drüber wölbt sich zuckend die Luft
Als bleierne Kuppel zum Dome der Gruft.
Wer mit der Sekunde nicht enteilt,
Wer zaudernd, sinnend, berathend verweilt,
Dem wälzt sich eine Welt auf die Welt,
Die ihn für immer begraben behält.
Und Volker blickt auf das rosige Kind,
Und wieder hinauf nach Nebel und Wind:
Dann schleudert er fort Geschoß und Stock,
Dazu von der Schulter den Gemsenbock,
Der tagelangen Gefahren Lohn, —
Und hält in den Armen das Mädchen schon,
Und eilt, so sehr ihn die Last auch hemmt,
Und späht, wo nieder ein Fels sich streckt,
Der überhängend ein Plätzchen deckt.
Kaum ist er gefunden, und kaum erreicht,
Als auch der Aether jäh erbleicht:
Hinunter prasselt und donnert und dröhnt,
Was eben noch den Berg gekrönt,
Felsblöcke, körniges Eis und Schnee,
Ein stürzender Berg, ein strömender See,
— Der Berg zerschmettert zu Schutt und Kies,
Der See erstarrt zu Flocken und Gries, —
Das rollt und wälzt sich endlos fort
Und schwillt und wächst von Ort zu Ort,
Zerknickt die Tannen mit grauser Kraft
Und schießt als Wurfspeer weiter den Schaft.
Der Boden zittert und wankt und wiegt,
Bis rings die Stätte begraben liegt,
Weithin begraben Hügel und Grund,
Des Berges Flanken schrundig und wund,
Mit Splittern und Grond das Thal gefüllt
Und leichenfahl die Sonne verhüllt ....
War Alles vorüber, Alles vorbei?
Verschlungen selbst der letzte Schrei?
Hat ihre Flucht zur Rettung genützt,
Der Felsenhang ihr Leben geschützt?
Wer kann es wissen? Die graue Wand
Wol aufrecht unter den Trümmern stand,
Doch mag sie leicht ein Grabmal sein,
Denn weit umher giebt blendenden Schein
Ein Schneegefilde kalt und dicht:
Der Schleier, einst vor des Berges Gesicht,
Umfängt jetzt faltig seine Hüften,
Und keine Hand vermag, ihn zu lüften.
Ob sie geborgen oder vernichtet,
Ob all ihr Leben zu Ende gedichtet,
Das wüßten sie selber nicht zu sagen,
Auch wenn in der Brust die Herzen noch schlagen.
Das Sausen, das über sie niederkam,
Dem Hirne alles Besinnen nahm;
Zu Boden vom Wirbel der Luft gepreßt,
Hielt sinkend Eins am Anderen fest,
Und dachte nicht mehr, und träumte nicht,
Und schloß die Augen für alles Licht ....
Darüber verrollte lange Zeit,
So blaß und leer wie die Ewigkeit. —

Doch endlich erweckt ein dumpfes Gefühl
Den Jäger auf seinem Felsenpfühl.
Den Athem spürt er schon beengt,
Den Leib in ein eisiges Laken gezwängt;
Er regt die Hand, doch kann ers kaum,
Und wie er zu tasten versucht im Raum,
Da findet er steif sich hingestreckt
Und Brust und Leib mit Schnee bedeckt.
Erst drückt die Angst ihn bleischwer nieder
Und fesselt aufs Neue seine Glieder,
Dann spornt und hetzt sie ihn zum Kampf
Und schnellt ihn aufwärts wie im Krampf;
Ihm pocht das Herz, sein Athem fliegt,
Doch hofft er, so lang die Kraft nicht versiegt,
Und greift und stemmt, und zuckt und stößt,
Bis endlich die lastende Decke sich löst,
Mit Einemmal die Rinde zerspringt,
Und Haupt und Rumpf empor sich ringt.
Noch sind ihm die Sinne halb gefangen,
Und wie er drängt, und wie er stürmt,
Da spürt er rings mit Starren und Bangen
Haushohen Schnee zum Trichter gethürmt,
Der rechts und links an den Stein sich schmiegt,
Dieweil er selbst auf dem Grunde liegt.
Als bleicher Halbmond grenzt sich oben
Des Kraters freie Oeffnung ab,
Und rüstig gilts, die Kraft zu proben,
Sonst weigert seine Beute das Grab.
Kaum trägt ihn der Schnee, oft wühlt sich der Fuß
Versinkend ein und rollt im Schuß
Nach Unten die losen, bröckelnden Massen;
Oft will den Klimmer der Muth verlassen,
Wenn, da die Höhe fast erreicht,
Der starren Faust die Schneeschicht weicht,
Und er, dem schon das Herz sich geweitet,
Nun wieder hinab in die Tiefe gleitet.
Er kann nicht rasten, er muß hinan,
Und immer neu der Kampf sich entspann —
Da ragt er glücklich über den Rand ....
Wer könnte sagen, was er empfand?!
Er ist entronnen der frostigen Gruft,
Er athmet erquickende Sommerluft,
Mit tausend Sternen lichterloh
Begrüßt ihn das Leben wonnig und froh, —
Ihn aber befremdet der nächtige Schein,
Ihm ist, als müßt es Tag noch sein ....
Erst wars genug, daß er leben darf,
Auch weiß er, was ihn nieder warf,
Doch starrt er umher und sinnt sich zurecht,
Als steckt er in eines Traumes Geflecht,
Daß weiter hinab die Lawine schoß,
Und nur ihr Gefolg, ihr rieselnder Troß,
Nach beiden Seiten vom Felsen zertheilt,
Mit minderer Wucht sein Lager ereilt,
Das wird ihm ohne Mühe bekannt,
Doch sinnt er immer noch unverwandt —
Und plötzlich erfaßt ers mit lautem Schrei,
Daß ja das Kind noch zu retten sei.

Verzweifelnd stiert er hinab in den Schlund,
Und wagt nicht zu hoffen auf glücklichen Fund,
Sein Klettern hat die Rettung erschwert,
Denn, wäre das Kind auch unversehrt,
Jetzt ward es sicher beschüttet zu tief,
Als daß es nicht für immer entschlief.

soll er selbst, wo möglich bloß,
rzzerreißende Todesloos,
Wahrheit machen, indem er geht? ...
at ihn so rührend angesleht
iedliche Schlaf und das Kindergesicht ....
ins nicht lassen, er läßt es nicht,
ihn die alte Gefahr auch bedroht,
t nur seines Herzens Gebot,
daß er die Muskeln straffer fühlt,
itet er nieder und starrt und wühlt,
die Hand, die tief im Verließ
ne bewußtlos von sich stieß,
ist im schaurig kalten Schacht;
gräbt er weiter mit ganzer Macht,
den Leib und befreit das Haupt,
– hat die Kleine dem Eise geraubt.
t das Kind ... es lastet dumpf,
abeweglich bleibt sein Rumpf,
lieder sind spröde, die Lippen steif,
impern umblitzt krystallner Reif ....
, von grauser Angst beschwingt,
ten Stufen hinan und bringt
in den lauen, belebenden West
ind im Arme treu und fest.
ucht ers an und küßt es lang,
rcht an der Brust unsäglich bang:
ignes Herz kaum pochen mag,
órbar werde des andern Schlag;
lbst den Athem hält er zurück
rrt, wie auf ein seliges Glück
n ein Hauch des Kindes berührt;
mer wieder lauscht er und spürt,
ingt und küßt, und preßt und reibt,
ch regungslos die Kleine bleibt.
gt er die Hände, klagt und weint,
oftlos er im Herzen meint,
iche sei nur entrissen dem Schlund,
ll ste zu betten in Friedhofsgrund. —
rs ein schwerer, trauriger Gang:
Trümmer und Schnee den Berg entlang,
uchender Brust und brechenden Knien,
ind am Herzen, hinunter zu ziehn.
Tod erschlafft und fieberheiß,
igen trüb und die Stirn voll Schweiß,
gt er ins Dorf. Kaum ists erreicht,
ch die letzte Kraft entweicht, —
t nur noch mit heiserem Schrei
ng ersehnte Hilf herbei,
wird der Kopf ihm wüst und schwer,
lt auf den Rasen und fühlt Nichts mehr.

Moritz Hartmann.

erkennungswerth das lyrische Talent
ns ist, so stehen wir doch nicht an, zu
daß er für die epische Dichtung einen
chiedeneren Beruf hat, denn er besitzt
rkennbare Gestaltungsgabe, die sich ins-
darin kund giebt, daß er die charakte-
Eigenthümlichkeiten fremder Nationa-
mit sicherer Schärfe aufzugreifen und
aulicher Weise darzustellen versteht.
ns Stoffe aus dem alten oder neuen
s Spanien oder Indien, aus England
nkreich vorführt, immer treten die Be-
en und Personen in der größten histo-
Wahrheit auf, welche durch die poetische Behandlung verklärt wird. Wie in seinen lyrischen Gedichten ist auch hier die Einfachheit der Darstellung und die künstlerische Mäßigung zu rühmen, ja es tritt dieselbe hier noch lebendiger hervor. Nirgends hascht er nach effektvollen Worten und Phrasen, und doch weiß er immer den wirkungsvollsten Ausdruck zu finden. Seine Balladen haben oft einen düsteren Hintergrund; der Schmerz um das unglückliche Vaterland konnte den Dichter nicht zu heiteren Bildern gelangen lassen; aber überall zeigt sich des Dichters menschenfreundliches Herz, das für jegliches Elend, für jede Seelengröße tiefes Gefühl hat. Wir erwähnen nur die ergreifende Dichtung „Kiwin", eine treffliche Verherrlichung der Liebe des Weibes, das, von seinem ascetisch-fanatischen Mann verstoßen, ihm überall folgt, seinen Schlaf bewacht, ihn pflegt, ohne daß er es weiß, und immer wieder verstoßen, immer wieder seinen Schritten folgt. Aber des trefflichen Weibes Aufopferung bleibt nicht ohne glückliche Wirkung; mit ihrem Tod wird es ihm klar, daß die wahre Religiösität nicht in äußeren Werken oder Gebeten, sondern in der hingebenden Liebe besteht. Vortrefflich ist die Erzählung „Die Böhmischen Bauern", welche die Sage behandelt, daß der Kaiser Friedrich noch lebe. Ja er lebt noch, ruft der Dichter aus, er lebt noch im Herzen und in den Wünschen der Geknechteten.*) In „Herrn Mannwelts Woche" spricht sich des Dichters Entrüstung über die Trostlosigkeit der Lebensverhältnisse aus. Die Frommen beten, aber jagen die Armen von ihrer Thür weg; die Kaufleute betrügen, der Greis heirathet ein junges Mädchen, die Mütter geben ihre Kinder fellen Ammen, die Eheleute scheiden und stoßen ihre Kinder in das Elend, das Volk verjagt einen tyrannischen König und jubelt einem neuen zu, der es noch ärger bedrängt. Ueberall, wohin Mannwelt seine Blicke richtet, trifft er Elend und Bosheit, nur in der freien, einsamen Natur findet er Ruhe und Zufriedenheit.

Nicht weniger gelungen sind die Parabeln, deren tiefer Sinn lebendig zur Anschauung gelangt; so „Die Perlen" und die „Lampe". In der ersten verspotten die Araber die perlenfischenden Engländer, denn ihnen werden doch trotz aller Anstrengung die schönsten nicht zu Theil, welche Gottes Engel im tiefsten Meeresgrunde bereiten. Aber einst wird sie ein Auserwählter finden, und Dieser wird ein Araber sein.

„Ahnung eines Unerreichten ists, was jedes Volk beseelt,
Und das Höchste zu erringen, glaubt sich jedes auserwählt."

In der „Lampe" klagt die Frau eines Rabbi, daß sie am Sabbath Nichts zu essen und keine passenden Kleider habe. Der Rabbi zeigt ihr eine Lampe, diese sei von Gold, aus ihrem Erlös könne sie alle ihre Wünsche bestreiten. In diesem Glauben lebt sie von Sabbath zu Sabbath und stirbt selig.

*) Des Volkes Kinderblick durchdringt die Hüllen,
Der Kaiser lebt in Geist und Freiheitswillen,
Die schlechte Heiden jetzt in Banden halten.
Des Volkes Glaube wird ihn einst beschwören,
Die Fessel sprengt er dann und kommt, zu hören,
Dann bebt, ihr Heiden! denn die Gläubgen walten!
(Des Kaisers Geist. Sonett.)

Die Sammlung „Schatten" (Darmst. 1851) enthält außer einem lyrischen „Intermezzo" mehrere poetische Erzählungen, die mit einer einzigen Ausnahme („Kalotas oder der Bund der Gleichen. Ein Traum") nicht weniger durch ihren echt poetischen Gehalt als durch ihre vortreffliche Darstellung fesseln. Diese erinnert durch ihre leicht bewegliche Sprache, ihre fließenden Reime, die gelungenen Schilderungen und die meist glücklichen Bilder an Wieland, mit dem Hartmann bei seinem ernsten Wesen sonst nichts Gemeinschaftliches hat. Unter denselben ist die erste „Sackville" auch die beste, bei der wir jedoch eine andere oder gar keine Einkleidung wünschten. Herzog von Sackville, Dies ist der Gang der Erzählung, wartet mit den Seinigen in einer einsamen Herberge des Hochlandes auf den Herzog von Brüce, seinen vertrauten Freund, um sich mit ihm auf Leben und Tod zu schlagen. Brüce hatte nämlich den Ritt, den Sackville einst mit Böhmens Königin gemacht, am Versailler Hof in verletzender Weise erzählt. Auf Bitte seiner Begleiter berichtet ihnen Sackville die Begebenheit. Nach der Schlacht am weißen Berg war er nach Prag geeilt, um die Königin Elisabeth zu retten, mit der er aufgewachsen war, und der er auch als Page gedient hatte. Als er in die königliche Burg kommt, ist Alles geflohen, nur die Königin, die vergessen worden war, findet er in einem Winkel des Hofs. Er schwingt sie auf sein Pferd und rennt mit ihr davon. Die folgende Beschreibung der Flucht und der mancherlei Hindernisse, die zu besiegen sind, ist voll Leben und poetischer Anschaulichkeit; mit der größten Zartheit schildert uns der Dichter, wie der junge Krieger, der das schöne Weib in den Armen hält, von der innigsten, schon lange in ihm schlummernden Liebe erfüllt ist, aber nur die Locke der Schlafenden zu küssen wagt. Am Abend des zweiten Tags kommen sie in ein Schloß, das erst vor wenigen Stunden verlassen worden war. Der Ritter bringt die Königin in ein Gemach, wo sie sich der Ruhe überläßt; er aber bleibt am Thore, um für die Sicherheit der hohen Frau zu wachen. Doch überfällt ihn der Schlaf. Vor Tagesanbruch wird er durch nahen Lärm aufgeschreckt; es sind die Reiter, die sie schon lange verfolgen. Sie stürmen herbei; Sackville, durch die Dunkelheit gedeckt, erlegt Viele; doch fängt schon seine Kraft an zu ermatten, als die Königin mit dem treuen Roß erscheint und ihm eine Hinterpforte zeigt, durch die sie entfliehen. Bald bemerken es die Feinde und stürmen ihnen nach. Endlich erreichen sie, Dank dem trefflichen Pferd, die sächsische Grenze; allein eine hohe Felswand versperrt ihnen den Weg. Sie konnte wohl erklommen werden, aber dem Pferd war sie unzugänglich. Um das treue Thier nicht in die Hände feilen Trosses fallen zu lassen, ersticht er es, nachdem er es noch voll Liebe und Dankbarkeit geküßt. Dann erklimmt er mit der Königin die steile Felswand und sie sind gerettet. Kaum hatte Sackville seine Erzählung geendigt, als Brüce mit einer bewaffneten Schaar erscheint. Die Freunde beginnen den Kampf, in welchem Beide fallen. — Wir bedauern, daß der Dichter den schönen Stoff, den er seinem Freunde, dem berühmten englischen Schriftsteller Thomas Carlyle verdankt, in der berichteten Weise eingekleidet hat. Wenn er die Begebenheit einfach erzählt hätte, würde die Darstellung vielleicht noch an Frische und Lebendigkeit gewonnen haben; aber wenn auch Dies nicht der Fall wäre, so ist die Einkleidung doch störend. Denn erstens ist die Ursache des Zweikampfs nur ganz vorübergehend mitgetheilt, man ist immer gespannt, Näheres zu erfahren, und dann bricht das Ganze mit der kurzen Erwähnung des Zweikampfs ab, so daß man sich keine Rechenschaft geben kann, warum dieser nur erwähnt ist.

Die nämlichen Vorzüge und die nämlichen Mängel, beide jedoch nicht in dem gleichen Grad, theilt die zweite Erzählung „Die Verbannten aus Locarno", in welcher der Dichter den Zug der wegen ihres Glaubens aus Locarno verstoßenen Protestanten über die Alpen nach Zürich berichtet. Auch hier wird uns die Begebenheit nicht unmittelbar vorgeführt, sondern als Bericht des Haupts der Verbannten mitgetheilt, was ebenfalls einen schwachen Abschluß zur Folge haben mußte.

Eine seiner schönsten Dichtungen, vielleicht die gediegenste, ist „Adam und Eva. Eine Idylle in 7 Gesängen." (Lpz. 1851.) Neckisch sind die Ueberschriften der einzelnen Gesänge: „Die Schöpfung", „Das Paradies", „Das Paradies und die Schlange", „Der Baum der Erkenntniß", „Der Baum des Lebens", „Und er soll dein Herr sein", „Aus dem Paradiese ins Leben", welche sämmtlich auf die biblische Erzählung hinweisen, so daß man eine poetische Bearbeitung des Sündenfalls erwartet; aber obgleich der Stoff aus der neuesten Zeit, aus den Jahren der Napoleonschen Kriege ist, so sind jene Ueberschriften doch dem Inhalt der Gesänge vollkommen angemessen. Als die Russen, Dieß ist in Kurzem der Inhalt der schönen Idylle, zwar als Freunde nach Böhmen kamen, aber dort ärger hausten als die Feinde, schickte ein Pächter seine Nichte Eva unter der Obhut seines angenommenen Sohnes Adam in eine im dichten Wald verborgene Hütte, um sie vor allen schlimmen Einflüssen zu bewahren. Thätigkeit und geschwisterliche Liebe macht ihnen die Einsamkeit zum Paradies. Einst wird Eva von einem russischen Offizier, der zufällig in die Nähe gekommen war, überfallen; Adam befreit sie, und so rettet er sie auch später einmal, als sie auf einer Wanderung durch den Wald von einem Wolf überfallen wurden. Unter solchen Verhältnissen war ihnen unbewußt die geschwisterliche Neigung zur innigsten Liebe geworden, der die Jungfrau, von der Trefflichkeit des Jünglings besiegt, in ihrer reinen Unschuld zuerst Ausdruck gab. Pater Cyrillus, der ihnen in ihrer Einsamkeit rathend und helfend beigestanden hatte, segnet ihren Bund, der Vater, der eben gekommen ist, um sie wieder in die Heimat zu führen, bestätigt denselben. Der einfache Stoff ist vom Dichter auf das Glücklichste entfaltet worden, was ihm zunächst durch die trefflichen Schilderungen gelungen ist, die um so größere Wirkung hervorbringen, als sie mit dem Gang der erzählten Begebenheit im engsten Zusammenhange stehen; wir erwähnen vor Allem die großartige Schilderung des Gewitters, von

die Liebenden auf einer Wanderung
t Wald überfallen werden, den Kampf
glings mit dem heißhungrigen Wolf,
r auch die anmuthigen Schilderungen
gen Naturlebens, das mit tief poeti-
nn aufgefaßt ist. Nicht vergessen dür-
zu bemerken, daß auch die Charaktere
jezeichnet sind, alle in kräftiger Indi-
t hervortreten, was der Dichter oft
nige Züge erreicht.
ürfen endlich die „Reimchronik des
t Maurizius" (Frankf. 1849) nicht
Stillschweigen übergehen, die den Ab-
er Halben, Feigen und Verräther im
Raße auf sich gezogen hat, welche glück-
n, ihr Gewissen damit übertäuben zu
Wir müssen sie zwar vom dichterischen
nkt ebenfalls verdammen; denn der
ist von zu gewaltigem Zorn erfüllt,
er die Verhältnisse poetisch gestalten
Aber wir finden seinen Zorn begreif-
r die schönsten Hoffnungen des Vater-
chmählich vernichtet sah. Uebrigens
ie „Reimchronik" manche schöne Stel-
nter wir nur die treffliche Schilderung
sterten Wiener Kämpfer, die tiefge-
innerung an die gemordeten Jellinek,
Blum erwähnen, die aber noch von
ilichen, dem Grafen Batthiany gewid-
esang übertroffen werden, welchen der
päter noch in den „Schatten" aufnahm.

Aus „Adam und Eva".

achen und wanderten sie! Unselige Kinder,
ten es nicht, umgeben, bedeckt von dem Dickicht,
onne schon sank und daß im Osten die Wolken
nd düster geballt, sich zusammen gezogen und
daß der
Wind, der Bote des Sturms, schon bewegte die
Wipfel,
n Nacht sich zu wandeln begann das zitternde
Zwielicht.
jah, das Laub aufrauschte und tiefer der Wind zog,
ier aufwirbelnd die Gruft eines einstigen Früh-
lings —
ere Tropfen mit Macht durchhallten das Laubdach,
auf, wie aus Träumen erwacht, und dachten der
Heimkehr,
: Eva ihr Röckchen geschürzt — schon giengen sie
vorwärts.
n? so fragten besorgt sie nach wenigen Schritten,
nnerten sich, daß sie die Wege nicht kannten,
weit sie gedrungen hinein in den düsteren Urwald.
ringsum. Nichts sah er als Bäume bei Bäumen,
: Dämmerung schon zusammen geschoben zu
Mauern,
dunkles Gestrüpp und nie betretene Pfade.
nnigen Licht so freundlich erschienen und heimlich,
rte sie Alles mit schreckend verändertem Antlitz.
!" rief er doch aus und schwenkte den Hut in
den Lüften.
! es gilt nur, vorzudringen zu menschlichen
Stätten,
egen noch mächtiger fällt, und eh das Gewitter
obt. Es rollt schon näher und näher der Donner."
ngs durch Gebüsch, doch deckte den Wald schon die
Nacht zu.
rauste der Sturm, er pfiff durch Dornen und Büsche,
Wipfeln und Zweig, und fern laut krachten und
stürzten
Mancher vermoderne Stamm, und manche noch grünende
Krone.
Zischend zuckte der Blitz und zerschlitzte die zitternden Himmel,
Polternd rollte durch kochende Wolken der grollende Donner,
Murrend brummte durch Schlucht, Kluft, Bucht der wühlende
Sturzbach.
Schon erschüttert vom Wind ergoß sich der Sturm aus den
Zweigen,
Und durchnäßte den schlüpfrigen Pfad der eilenden Wandrer,
Schon durchschnitt ihren Weg der plötzlich geborene Wildbach,
Der von den Bergen herab sich stürzte mit Steinen und
Stämmen.
Adam erhob mit kräftigem Arm die liebliche Jungfrau,
Drückte sie fest an die Brust und stieg in die schäumenden
Fluthen,
Aber sie brandeten hoch bis zum Gürtel dem kräftigen
Jüngling.
Da erhob er die theuere Last hoch auf in die Lüfte,
Zitternd schlang, doch lächelnd, sie ihm um den Nacken die
Hände,
Und sie hielt ihn umfaßt, bis er wieder ans Ufer sie setzte.
Dann vom Leibe sich zog er den Rock und hüllte die Jungfrau,
Warm und sorgsam ein, um sie vor dem Regen zu schützen,
Welcher nur mächtiger stets und wilder vom Himmel herab
fiel;
Dann vom Halse sich wand er das Tuch und schlangs um
den Hals ihr.
Lächeln mußte das Kind und sie scherzten ob der Verkleidung,
Und so giengen sie hin stets weiter und spottend des Unfalls.
Aber es wurde zuletzt doch schweigsam die liebliche Jungfrau,
Tückisch hatten der Dorn, das Gestein ihr zernagt und zerrissen
Und durchlöchert schon ganz das vom Regen erweichete
Schuhwerk,
Hier und dort blieb hängen ein Stück von Schuhen und
Strümpfen,
Und es wandelte fast auf entblößeten Füßen die Jungfrau,
Und der Dorn, er stach, es stießen die spitzigen Steine.
Adam merkte es bald an manchem verhaltenen Seufzer,
Und er sprach kein Wort und faßte sie wieder behende
In die Arme und trug sie fort, das verzärtelte Kindlein,
Vorsichtig durch das Gestrüpp, daß nicht sie stechen die Dornen,
Sorglich und hoch in der Luft durch jeglichen tobenden
Wildbach.
Aber es wüthete fort der Sturm — es stürzte der Regen
Unaufhörlich herab, es rollte der Donner, und Nacht lag
Dick und schwarz auf dem Wald, und oftmals mußte der
Jüngling
Halten, bis wieder der Blitz aus dem Dickicht zeigte den
Ausweg.
Endlich ruhte er aus an der Wand der zackigen Felsschlucht,
Denn es hatte sein Aug beim Blitzen erspähet die Höhle.
Die ein gewaltiger Stein als schützendes Dach überwölbte.
Tief aufathmend setzte er da die liebliche Last ab.
Trocken noch war der Platz und rein und behaglich den
Wandrern,
Denn es vermochte nicht Sturm hier einzudringen, nicht
Regen,
Und so saßen sie da erholend vom mühsamen Weg sich,
Und betrachteten still und geborgen das herrliche Schauspiel,
Wie aus schwarzem Gewölk der Blitz in Zacken herabfuhr,
Und in bläuliches Licht eintauchte die schwankenden Bäume.

Da erscholl ein Geheul hervor aus der Tiefe der Wald-
schlucht.
Zuckend fuhr der Jüngling auf — es fragte die Jungfrau:
„Welch ein Geheul ist Das? Warum, o Adam, erschrickst du?
Sind es Wölfe vielleicht?" — Es sagte abbrechend der Jüng-
ling:
„Thorheit! verschwunden ist längst aus der Gegend der letzte
der Wölfe."

„Adam," — sprach sie darauf. — „wär Dies das Geheul eines Hundes,
Wärest du nicht so erschreckt. Auch heißt es, daß immer im Urwald
Wölfe noch sind, o Adam, und ich erinnere jetzt mich,
Was der Knecht uns erzählt, daß, wie er noch Schmuggler gewesen,
Er, von Soldaten verfolgt, sich einst in den Urwald geflüchtet,
Und dort Wölfe gesehen."—Es sprach der kräftige Jüngling:
„Thorheit ists; sie sind seit funfzig Jahren verschwunden,
Und was man sich erzählt, sind leere erdichtete Sagen.
Aber um dich zu beruhigen, will ich am Eingang der Höhle
Feuer anzünden, Das scheucht den erdichteten Wolf und den wahren."

„Feuer? allein woher?" so fragte mit Zittern die Jungfrau.
„Freilich", sprach er darauf mit besorgteren Blicken, „es fehlen
Stahl und Stein." Er gieng in die Tiefe der Höhle und kam bald
Wieder zurück mit trockenem Holz, das dort er gefunden,
Sprechend: „Wir machen es so, wie die armen Nomaden Kamtschatkas."

Und er begann, mit eifriger Kraft die Hölzer zu reiben,
Heiß bald trat auf die Stirne der Schweiß, bald fiel er in Tropfen.
Eva stand indeß am Eingang der Höhle und starrte
Vorgebeugeten Leibs hinaus in das Dunkel, und horchte
Furchtsam auf das Geheul, das kam stets näher und näher.
Da! — was leuchtet dort durch die Nacht bei glühenden Kohlen,
Starr erst ohne Bewegung und dann ein steigendes Irrlicht?
Augen waren es, ach! die leuchtenden Augen des Wolfes.
Ein durchdringender Schrei entstieg dem Busen der Jungfrau.
„Hilf! es ist ein Wolf!" sie rief es mit sterbender Stimme,
Und vor Schrecken erstarrt anlehnte sie sich an die Felswand.

Aber es warf der Jüngling von sich behende die Hölzer,
Eilte hervor und drängte zurück in die Höhle die Jungfrau,
Dann vor dem Eingang stellt er sich hin, des Kampfes gewärtig,
Breit und fest — aufschürzt er schnell an den Armen die Aermel,
Wirft den Hut vom Kopf und streicht hinters Ohr sich die Locken,
Ballet die Fäuste und stramm und gerad ausstreckt er die Arme.
Also stand er. Es suchte sein Aug den feindlichen Unhold.
„Wenn es nicht mehrere sind, mit Einem besteh ich den Kampf noch!"
Murmelt er vor sich hin und näher erglänzen die Kohlen,
Und sie kommen heran — aufsteigt ein wüthendes Heulen —
In der Höhle liegt auf den Knien und betet die Jungfrau.

Aber es hält das Thier nur wenige Schritte von Adam,
Mißt seinen Feind und murrt. Lang dauerten diese Sekunden,
Schon dem Jüngling zu lang; schon rafft er sich kräftig zusammen,
Und will selber den Kampf mit dem mächtigen Feinde beginnen.
Aber da springt ihn an mit gewaltigem Sprunge das Unthier,
Rasch weicht Adam zur Seite und neben ihm stürzet das Thier hin,
Weit und lang die Glieder gestreckt vom wüthenden Falle.
Nur der Arm ist geschlitzt von den Zähnen des Thieres dem Jüngling.
Aber er fühlet es nicht, und wirft mit der Schnelle des Blitzes
Sich auf den Feind und drückt, bevor er sich wieder erhebet,
Ihm auf den Rücken das Knie und krallt in den knochigen Nacken
Kräftig die Hände ihm ein und in das borstige Rückgrat.
Und so preßt er und hält er ihn fest an den Boden gekettet.
Heulend krümmt sich's unter der Wucht und sucht zu befreien sich.
Aber mächtiger stets bewältigt der kräftige Arm ihn.
Eva läuft mit zitternder Angst um die Gruppe der Kämpfer,
Betend und weinend zugleich und klagend und rufend nach Hilfe.
Selber möchte sie helfen ihm gern die liebliche Jungfrau,
Aber sie weiß nicht, wie? und will vor Jammer verzagen.

„Gieb," so spricht der Jüngling, „gieb aus der Tasche des Rockes,
Den du trägst, in die rechte Hand mir das Messer und schnell wird
Dir verschwinden die Angst und gründlich beendet der Kampf sein."
Aber sie hörte nicht mehr — sie lief hinaus aus der Höhle,
„Hilfe!" ruft so mächtig sie kann, die liebliche Jungfrau.
„Hilfe, und Hilfe!" ertönts, allein es verhallt in dem Schwalle
In dem Lärmen des Bachs, der nieder sich stürzt in die Schluchten,
In dem Brausen des Walds, im Toben des rollenden Donners.
Dennoch rufet sie stets und noch mit erloschener Stimme,
Und sie rufet es noch und ringet verzweifelnd die Hände,
Da aufs Neue das Heulen erschallt von der Höhle herüber,
Und sie rufet es noch, als schon mit Lachen der Jüngling
Neben ihr steht und zum Scherz auch „Hilfe!" rufet und „Hilfe!"
Schreiend stürzt sie auf ihn und weint vor Lust und vor Freude,
Und sie umschlingt ihn fest und ruft: „Gerettet, gerettet!"

„Ja!" so spricht er darauf und küßt die thränenden Augen
Ja, du Theure, ich bin und du bist glücklich gerettet.
Ein wohlthätiger Blitz hat gezeigt mir den felsigen Abgrund,
Welcher zu Füßen uns gähnt, durchtobt vom schäumenden Wildbach,
Und so zerrt an den Rand ich den Wolf, und warf ihn hinunter.
Selig mög er ruhn, er wird nicht wieder erstehen.
Mit zerschmettertem Leib ankam er gewiß in der Tiefe.
Und es hat schon die Flut ihm gegeben ein würdig Begräbniß."
Schweigend lehnte das Mädchen ihr Haupt an die Schulter des Jünglings,
Ach! sie war von der Angst erschöpft und der plötzlichen Freude,
Faltete andachtsvoll die Hände und folgt' ihm zur Höhle.
„Ruhe hier aus," so sprach er besorgt und mit zärtlicher Stimme,
„Bald ist vertobt die Wuth des Sturmes, es sinket der Regen
Nur noch leise herab, und ferne vergrollet der Donner,
Bald wird leuchten der Mond und uns nach Hause geleiten."

Paul Johann Ludwig Heyse.

Paul Johann Ludwig Heyse, der Sohn des bekannten Sprachforschers K. W. L. Heyse, geb. 15. März 1830 in Berlin, besuchte vom 8. bis 17. Jahre das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, sodann die Universität, wo er sich unter Böckh und Lachmann philologischen Studien widmete. Durch Scheibel schon im Frühjahr 1847 bei Kugler eingeführt, wurde er durch denselben zum Studium der Kunst-

Kulturgeschichte sowie zu eigenen Pro-
nen angeregt. Im Jahre 1849 gieng er
Rom, wo er ein Jahr lang unter Diez
manischen Sprachen studierte; 1850 kehrte
ch Berlin zurück; 1852 reiste er nach
Aufenthalt in Baden-Baden und der
iz nach Italien. Seit 1854 lebt er
ünchen, wohin er vom König Max be-
worden war.

erste Dichtung, welche Paul Heyse ver-
ichte, „Die Brüder. Eine chinesische
chte in Versen" (Berl. 1852), war zwar
hr kleinem Umfang, aber es ließ sich in ihr
ein sehr bedeutendes Talent erkennen,
ne große Herrschaft über die Sprache,
ch die Gabe besaß, aus einem unschein-
Stoff ein lebensvolles Gemälde zu schaf-
Vor Allem zeichnete sich das Gedicht da-
us, daß es sich in den einfachsten Sprach-
)arstellungsformen bewegte und demun-
t Charaktere und Begebenheiten in einer
entwickelte, welche die größte und blei-
e Wirkung hervorbrachte. Ein zweites
it „Urica" (Berl. 1852) entsprach den
tungen nicht, die das erste erregt hatte.
auch die schwierige Form, eine eigenthüm-
baute Stanze, darin mit großer Kunst
)elt ist, wenn auch einzelne Schilderungen
greifender Lebendigkeit sind, so werden
Vorzüge von dem Mangel an Klarheit
edrückt, der an verschiedenen Stellen die
ulichkeit unterbricht; auch die laxe Com-
n hindert eine vollere Wirkung; endlich
Entwickelung, man könnte sagen widrig,
keineswegs psychologisch motiviert ist.
s hat der Dichter sehr übel daran ge-
daß er hierin von der Quelle, die ihm
Stoff lieferte, abgegangen ist, denn die
amige Novelle der Herzogin von Duras
ie ungleich schönere Lösung, die zugleich
eit aus großer poetischer und psychologi-
Wahrheit ist.

reulicher ist dagegen „Die Braut von
n. Novelle in Versen. Mit einem lyri-
Anhang" (Stuttg. 1856), in welcher
ebenfalls eine fremde Dichtung, eine
e Boccaccios bearbeitet und diese zwar
i ihrem Schlusse verändert, aber hierbei
ücklicher ist als in der „Urica". Während
her nur ernste und selbst grausenhafte
ltnisse behandelt hatte, wählte er in der
t" einen heitern Stoff, in dessen Durch-
ig er einen reichen Humor entfaltete, der
den Gegensatz zu den ernsteren Stellen
gehoben wird. Von großer Trefflichkeit
Schilderung des Tölpels Cimone und
haft ist seine Umwandlung durch die
ng dargestellt, den der Anblick der Schön-
uf ihn macht. Das Gedicht ist von
ndscher Grazie durchdrungen, die sich auch
i schalkhaften und muthwilligen Stellen
erläugnet. Unter dem Titel „Hermen"
1854) gab Heyse verschiedene Dichtungen
, unter welchen „Die Furie" von seinem
t für das Launige zeugt. Die Furien sind
iem Rachezug begriffen; die jüngste ver-
einen Schuh und geht zu einem Schuh-
, um sich einen andern zu kaufen. Wäh-
r daran arbeitet, kommt seine Geliebte,
d eifersüchtig auf die Furie, ergreift deren
Schlangengeißel und peitscht sie. Unterdessen
hatten die andern Furien ihre Schwester ver-
mißt, sie suchen sie und kommen zum Schuh-
macher, dessen Geliebte sie für die Verlorne
halten und mit sich nehmen. In der „Margha-
reta Spinoleta" erzählt er die bekannte rüh-
rende Geschichte jener Ragusanischen edlen Jung-
frau, welche des Nachts zu ihrem Geliebten über
einen Meeresarm schwamm, indem sie sich nach
der Leuchte richtete, die Jener am Ufer an-
zündete. Ihre Brüder, darüber empört, er-
mordeten den Geliebten, hiengen eine Laterne
an den Mast eines Schiffs, fuhren dann mitten
ins Meer, so daß ihre Schwester, die sich nach
der Laterne richtete, zuletzt entkräftet untersank.
In den zwölf „Idyllen aus Sorrent", deren
Sprache und Form alles Lob verdient, erscheint

Paul Heyse

italienische Glut und nordische Kälte mit sicherem
Gefühl verschmolzen; auch hier ist das Talent
des Dichters für das Schalkhafte und Muth-
willige anzuerkennen. „Thekla. Ein Gedicht
in 9 Gesängen" (Stuttg. 1858), dessen Hexa-
meter mit großer Kunst gebildet sind, erzählt
die Bekehrung der Griechin Thekla, ihre
Kämpfe und ihre Leiden nebst ihrer wunder-
baren Rettung, als der Scheiterhaufen, auf
dem sie gefesselt stand, schon von den Flammen
ergriffen war. Auch in diesem Gedichte, das
Heyse offenbar mit vieler Liebe behandelte,
hat er eine große Kunst der Schilderung ent-
faltet: die Schilderungen des Cybelefestes,
der Christenversammlung, der wunderbaren
Rettung Theklas bilden die Glanzpunkte der
mit lebendigem Gefühl erzählten Legende.

Ergreifend sind in „Rafael. Eine Novelle in Versen" (Stuttg. 1856) die Leiden eines von Eifersucht und Liebe bedrängten Weibes, so wie das Glück und der Schmerz der leidenschaftlichen Liebe dargestellt.

Alle epischen Dichtungen Heyses zeugen von des Dichters großer Meisterschaft in der Behandlung der Form, worin er von Wenigen erreicht, von Keinem vielleicht übertroffen wird; dagegen befriedigen nur einige in Bezug auf die künstlerische Anordnung des Stoffs, während das Detail meist vortrefflich ist und sowohl durch echt poetische Auffassung als glückliche Beobachtung erfreut.

Als Lyriker verdient Heyse wegen der Wahrheit der Empfindung und der dem Inhalt immer angemessenen Darstellung alles Lob; ausgezeichnet sind seine Uebersetzungen; mit Geibel gab er das „Spanische Liederbuch" (Berl. 1852 in 2 Auflagen), allein das „Italienische Liederbuch" (Ebd. 1860) heraus.

Aus „Die Braut von Cypern".

Auf Cypern also und vor grauen Jahren
Gabs einen Kaufmann, reich an Geld und Gut,
Dem, stets bewahrt vor Stürmen und Corsaren,
Manch wackres Schiff sich schaukelt auf der Flut.
Und doch die liebsten seiner Güter waren
Ihm seine Söhne, frisch an Seel und Blut.
Ergetzt uns ja zumeist von allen Gaben
Was wir nächst Gott uns selbst zu danken haben.

Nur Einer war zu seinem Gram geboren,
Der Schönste zwar, und doch sein steter Kummer.
Jedwede Mühe schien an ihm verloren,
Den trägen Geist zu rütteln aus dem Schlummer.
Er ging umher, wie mit verschloßnen Ohren
Verschloßnem Mund ein Tauber und ein Stummer,
Und mußt er einem ja ein Wörtlein gönnen,
Hätt ihn ein Kind an Witz beschämen können.

Er hieß Galeso. Doch bei allen Leuten
Wars Brauch, daß sie ihn nur Cimone hießen.
Dies dunkle Wort weiß ich euch nicht zu deuten,
Da ich des Cyprischen mich nie beflissen.
So was wie „Tölpel" wird es wohl bedeuten,
Boccaccio sagt es auch, Der muß es wissen.
Genug, mit diesem Namen rief man ihn,
Der ihm durchaus nicht ehrenrührig schien.

Der Vater selbst ergab sich in sein Loos,
Von vieren Einen dummen Sohn zu haben.
Am Ende ward er wirklich auch zu groß,
Zu hoffen auf noch unentdeckte Gaben.
Er sprach ihm also von dem Lehrer los,
Der Frucht erzielt an seinen andern Knaben,
Und dessen Kunst im Schreiben, Rechnen, Lesen
Nur bei dem Jüngsten gar umsonst gewesen.

Denn allzu rasch hat Eines angeschlagen:
Der Kinderzucht ultima ratio
So gut in jenen, wie in unsern Tagen.
Cimone, zwar in allen Künsten roh,
Begriff die Eine schnell, die Kunst zu schlagen,
Und übte sie an seinem Lehrer so,
Daß dieser wackre, vielerfahrne Mann
Im Schüler bald den Meister sich gewann.

Was war zu thun? Man mußt ihn laufen lassen.
Ein Füllen, dem der Zaum nicht anzuheften.
Die Brüder giengen längst auf fernen Straßen
Der Bildung nach, den Weibern, den Geschäften.
Cimone blieb daheim und schlug gelassen
Die Tage, Wochen, Jahre todt nach Kräften.
Doch sonst unschädlich, that er Niemand weh,
Und haßte Nichts als nur das Aberc.

Zwar schien er auch von Liebe Nichts zu wissen;
Den Vater liebt' er kaum, Gott nicht zu sehr,
Sich selbst am Wenigsten. Denn abgerissen
Mit wirren Haaren gieng er stets umher.
Sein Sammtrock war, kaum angeschafft, zerschlissen,
Und ein Barett besaß er bald nicht mehr.
Der Vater, ihm den Unfug zu verleiden,
Ließ endlich ihn wie seine Knechte kleiden.

Das war ihm eben recht. Von da an blieb er
Ganz aus den Mauern weg der dumpfen Stadt.
Ein Leben gleich dem ärmsten Bauer trieb er,
Schlief auf dem Stroh, aß sich am Herde satt.
Sein Vater hatt ein Landgut, wo der Cyper
Auf Felsen reift an wohlgeschirmter Statt,
Maisfelder wogten und Orangengärten
Ihm Schatten, Blut und Frucht zugleich bescheerten.

Da braucht' es Arme, und im Arm Cimones
War Mark genug, um Viere zu beschämen.
Kein Knecht vermaß sich, mit des Herrensohnes
Gewaltger Muskelkraft es aufzunehmen.
Er pflegte jedem Tagwerk, obschon es
Oft nicht das feinste war, sich zu bequemen,
Als thäts ihm Noth, den Uebermuth der Kräfte
Zu bändigen durch knechtische Geschäfte.

Mit einem Faustschlag fällt er jedes Thier,
Daß ihm der Schädel tödlich schütterte.
Und wenn sich losgemacht ein junger Stier,
Der hörnerwetzend Freiheit witterte,
Cimone fieng ihn ein im Waldrevier,
Riß ihn zu Boden, daß er zitterte.
Dann führt' er ihn nach Haus, pfiff seinen Hunden
Und wandert' auf die Jagd für lange Stunden.

Denn fast vergaß ich, Etwas liebt sein Herz:
Die beiden Rüden, die ihn stets umsprangen.
Bald nahm er sie und warf sie himmelwärts,
Um am Genick sie wieder aufzufangen,
Bald, hingelagert, hatt er seinen Scherz,
Wenn wüthend sie auf seiner Brust sich rangen,
Und hetzte laut die ungethümen Bestien;
Es schien im Mindsten nicht ihn zu belästigen.

Doch auch ein nützlicher Vergnügen fand sich
Für ihn und sie: den stolzen Hirsch zu jagen.
Ein Wölflein auch, ein Luchs und Eber stand sich
Nicht wohl dabei, mit ihnen es zu wagen.
So kam mein junger Wildling in die Zwanzig
Und schien dem Weltlauf wenig nachzufragen,
Von des Gedankens Blaß nicht angekränkelt,
Doch desto breitrer Brust und schlank geschenkelt.

Nun wars im Juni eines Nachmittags,
Wo Thier und Menschen große Glut betäubte.
Das müde Meer, im Sonnendunste lags,
Kein Lüftchen gieng, das eine Welle sträubte.
Im tiefen Wald anstatt des Vogelschlags
Klang nur der Bach, der von der Klippe stäubte,
Dem Hirsche, dem Cimon den Rest gegeben,
War heut der Tod bequemer als das Leben.

Sein Jäger, ſonſt ein Freund von Vierzehnendern,
Heut ſchilt er ſelbſt auf den gewichtigen Braten.
Es wär ihm lieber, leer nach Haus zu ſchlendern.
Zumal er weit ins Land hineingerathen.
Doch da Geſchehnes ſelten mehr zu ändern
Und oft uns drücken unſre beſten Thaten,
So geht Cimon, die Hund ihm nach mit Schnaufen,
Verdroſſen leckend an den blutgen Traufen.

Der Wald zog ſich im Innern meilenweit
Die Höhn entlang, und ſchirmte ſo den Rücken
Landhäuſern, die, nicht nach der Schnur gereiht,
Mit bunten Gärten das Geſtade ſchmücken,
Die Reichen bargen hier zur Sommerszeit
Sich mondenlang vor des Scirocco Tücken,
Und oft erſcholl am Waldſaum ihrer Töchter
Geſang und Tanz und fröhliches Gelächter.

Mehr braucht es nicht, daß allen Nachbarpfaden
Der Menſchenfeind Cimone ſtets entflieht.
Doch heut, mit dem verwünſchten Hirſch beladen,
Wählt er den nächſten Weg durch dieß Gebiet.
Zum Glück erſcheint in Stein- und Laub-Arcaden
Ihm Nichts, was einem Menſchen ähnlich ſieht;
Ein jedes Haus gleicht einer ſichern Veſte,
Vor deren Thoren Wache ſteht die Sieſte.

Wie nun ganz friedlich und gedankenlos
Der kleine Jagdzug wandelt ſeine Straßen,
Auf Einmal ſtehn in eines Wäldchens Schooß
Die Hunde ſtill und wittern mit den Naſen.
Ihr Jäger ſtutzt und ſpäht; ſie winſeln bloß
Und fegen mit dem Schwanz den hohen Raſen.
Da plötzlich ſchimmernd aus den grünſten Schatten
Sieht er das Wild, das ſie gewittert hatten.

Ein Fleck des Waldes wars, den Gärtnerhände
Entwildert ſchon, allein nicht zahm gemacht.
Ein Quell ſprang aus den Büſchen vor behende
Und plätſchert in ein Becken, überdacht
Von wilden Roſen. Hohe Lorbeerwände
Umhegten dieſen Traum der Waldesnacht.
Von Ferne ſah das Landhaus eines Reichen
Herüber durch die immergrünen Eichen.

Und hier, ins Moos am Brünnlein hingeſtreckt,
Lag eine Jungfrau, ſchlafend in der Hitze.
Ein luftig ſommerlich Gewand bedeckt
Den ſchlanken Leib bis zu der Füßchen Spitze.
Cimone ſteht wie aus dem Schlaf geweckt,
Wie angefengt von einem flüchtgen Blitze;
Die Hunde ſelbſt, die täppiſchen Geſellen,
Sehn, daß es hier unziemlich ſei, zu bellen.

Ein Künſtler, deſſen Feuergenius
Manch großes Irrlicht ruhig überragt,
Genelli, den die Zeit verkennen muß,
Weil dieß Geſchlecht Nichts mehr nach Größe fragt,
Malt uns den Liebesgott, wie er am Fuß
Der Eiche ſchläft. Das Waldesdunkel tagt
Von ſeiner Fackel, die im Boden ſteht,
Und ihm zur Seite ruht ſein Kampfgeräth.

Und eine Löwin, fraßbegierig, ſchleicht
Am Waldrand zu des Knaben Schlummerſtätte.
Allein ſobald ihr Scheelblick ihn erreicht —
Als ob ſie bang den Gott gewittert hätte,
Hebt ſie die Tatze, duckt ſich und entweicht.
So mit den blöden Thieren in die Wette
Wird ſich Cimon in Tiefen ſeiner Bruſt
Zum erſten Mal des Göttlichen bewußt.

Die Schläferin ließ ſich fürwahr nicht träumen,
Welch wilder Sippſchaft ſie den Weg verlegte.
Feſt lag die Wimper mit den ſchwarzen Säumen,
Kaum daß den Mund einmal ein Seufzer regte,
Wenn ſich der Wind, erwachend in den Bäumen,
Mit ſchwülem Hauch um ihre Bruſt bewegte.
Den bloßen Armen, die ihr Haupt umfiengen,
War viel zu wohl, zu löſen ihre Schlingen.

Das Angeſicht war frei; nur daß ſich eine
Der dunkeln Flechten um die Stirn verſchoben.
Die Wangen ſchimmerten in Jugendreine,
Die zarte Bruſt war mädchenhaft gehoben.
Von ſo viel Adel, Herbigkeit und Feine
War dieſe ſelige Geſtalt umwoben,
Daß auch ein größrer Kenner als Cimone
Sie nennen mußte des Geſchlechtes Krone.

Und er nun gar, mein armer dummer Junge,
Sonſt allen Weibern blind vorbeigerannt,
Er wär auch jetzt vorbei mit einem Sprunge,
Doch hält ein Zauber ſeinen Fuß gebannt.
So ſteht er vor ihr, wie mit blöder Zunge
Der erſte Menſch vorm erſten Weibe ſtand.
Da aber brach Gott Vater ſelbſt das Schweigen;
Und hier — will denn kein Gott ſich gnädig zeigen?

O heilges Wunder! uralt iſt die Welt,
Und dennoch ſteht am Anfang aller Dinge
Das Herz, in das ein Strahl der Schönheit fällt.
Als ob dich eine Schöpfung neu umfienge,
Wird dir die Bruſt erſchüttert und geſchwellt,
Es trifft dich wie ein Schlag von Adlerſchwinge,
Die Thräne fühlſt du dir im Auge beben —
Nun weißt du erſt, lebendig ſei dein Leben.

Sie aber, die mit himmliſchen Organen
Nie in ſich ſaugen dieſe Lebenskraft,
Die nie, in Gold und Staube wühlend, ahnen
Den reinen Schatz verklärter Leidenſchaft, —
Ein dumpfer Nebel liegt auf ihren Bahnen,
Begier allein dünkt ihnen weſenhaft;
Der bleib uns fern, der nicht zu ſcheiden wüßte
Die Schönheitstrunkenheit vom Rauſch der Lüſte!

Es lag auf dieſes Mädchens Stirn und Brauen
Unſchuldge Majeſtät, ſelbſt unbewußte,
Daß, wer nicht würdig war, ſie anzuſchauen,
Sich als ein Knecht vor ihr empfinden mußte.
So ſpürt Cimon ein ungewohntes Grauen,
Dem ſeine Seele nicht zu wehren wußte;
Ahnt gar vor dieſem edeln Menſchenbilde
Die eigne dumpfe Niedrigkeit der Wilde?

Ein dunkler Zug der Andacht, der ihn faßte
Zum erſten Mal, hält ſein Gemüth im Zaum.
Als ob ein ſchweres Schickſal auf ihm laſte,
Steht er von Fern und wagt zu athmen kaum,
Obwohl er wie im Fieber darauf paßte,
Daß ſich, ermuntert aus dem letzten Traum,
Die Wunderſchöne möchte zu ihm neigen
Und was die Wimper noch verhüllt ihm zeigen.

Indeſſen ſchlief das Fräulein immer fort.
Wer weiß, wie lang. Still wars um dieſe Stunde;
Kein lebend Weſen nahte ſich dem Ort,
Als Freund Cimon und ſeine biedern Hunde.
Die aber ſprachen alle drei kein Wort.
Die letztern nur — verzeihlich wars im Grunde —
Beginnen endlich doch ſich langzuweilen,
Da ſie die Kurzweil ihres Herrn nicht theilen.

Anfangs vermag sie noch ein Blick zu bändgen,
Ein Fußtritt und ein Speerhieb zu regieren.
Doch wilder murren schon die Unverständgen,
Die endlich heulend die Geduld verlieren.
Die Schläferin erwacht, fährt mit den Händchen
Sich übers Antlitz, sieht bei seinen Thieren
Cimone stehn, und in des Schrecks Erbleichen
Vergißt sie Rufen, Fliehn und all dergleichen.

Auch unser Freund versäumt, was üblich ist;
Sich zu entschuldgen, mocht er wenig taugen.
Hatt er doch nur geharrt so lange Frist,
Um endlich auch zu schaun die hellen Augen.
Indeß er Alles um sich her vergißt,
Ihr Licht allein in seine Brust zu saugen,
Besinnt das Fräulein sich, und dreist und dreister
Rückkehren die verscheuchten Lebensgeister.

Denn ob Cimone gleich kein Mädchen kannte,
Sie kennen ihn, die Alt und Jungen alle,
Und Manche, der er scheu vorüber rannte,
Gestand sich ein, daß er ihr wohlgefalle,
Obwohl die Welt ihn einen Tölpel nannte.
Das Fräulein zwar war nicht in gleichem Falle,
Doch sagte sie zu ihm mit gütgem Tone
Und holdem Lächeln: „Guten Tag, Cimone!"

Er aber gab den Gruß ihr nicht zurücke,
Er starrte nur sie an. Zu Häupten schoß
Ein Schwindel ihm von unbekanntem Glücke,
Da wie Musik ihr Grüßen ihn umfloß.
Sie ahnt nicht, was so seltsam ihn berücke,
Und mehr und mehr wird ihre Sorge groß:
Wenn seine Wildheit jetzt ihn überkäme,
Was fängt sie an, daß sie allein ihn zähme?

So stellt das kluge Kind sich unbefangen
Und steht mit Hoheit auf von ihrem Quelle.
Ein leichtes Roth entbrennt auf ihren Wangen,
Da sie mit tapferm Schritt, doch nicht zu schnelle,
An ihm vorbeigeht mit geheimem Bangen.
„Behüt dich Gott, Cimone!" spricht sie helle.
Doch er, dem alle Menschenfurcht geraubt ist,
Sagt: „Ich geleit Euch, Fräulein, wenns erlaubt ist."

Das Jungfräulein erschrickt und ist geneigt,
Ein wenig mißzutraun so sanften Sitten.
Doch wenn ein Löwe höflich sich erzeigt,
Wie dürfte sichs ein armes Reh verbitten!
Sie geht voran und staunt bei sich und schweigt,
Er hinter ihr mit seinen Riesenschritten,
Und immer schwankt im Gehn um seine Lenden
Das Hirschenhaupt mit seinen vierzehn Enden.

Der Wald hört auf, und durch des Gartens Gitter
Tritt leichtern Muths das schöne Mädchen nun.
Hier hofft sie, loszuwerden ihren Ritter,
Doch pflegt ein ganzer Mann Nichts halb zu thun.
Gedankenvoll den Laubengang durchschritt er
Und ließ auf ihr allein das Auge ruhn.
Erst als die Villa wird den Blicken frei,
Besinnt er sich, daß er ein Fremder sei.

Auch lädt sie ihn nicht ein. Mit kurzem Gruße
Schlüpft sie hinein und ach! verschwindet drinnen.
Da steht er nun und hat die schönste Muße,
Des Glückes schnellem Wechsel nachzusinnen.
In so beschaulichem Gedankenfluße
Verfällt er auf ein löbliches Beginnen:
Er hebt den Hirsch von seiner Schulter schnelle
Und legt ihn widmend nieder an der Schwelle.

Dann aber macht er eilig sich davon,
Als hätt er, statt zu bringen, ihn gestohlen.
Ihm brennt der Kopf — er meint bei jedem Ton,
Man setz ihm nach, um ihn zurückzuholen.
Durchmessen ist der kleine Garten schon,
Er stürmt den Waldweg hin auf flüchtgen Sohlen
Und macht erst Halt an jener Quelle Rand,
Wo er sein himmlisches Verhängniß fand.

Heinrich Moritz Horn.

Heinrich Moritz Horn, geb. zu Chemnitz am 14. Nov. 1814, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog im J. 1833 die Hochschule Leipzig, wo er neben dem Studium der Rechte auch ästhetische und historische Vorlesungen besuchte. Der Besuch des Theaters und der Concerte des Gewandhauses übte vortheilhaften Einfluß auf seine künstlerische Bildung aus. Nach kurzem Aufenthalte in seiner Vaterstadt im J. 1836 gieng er nach Dresden, wo er sich ein Jahr lang bei einem Advokaten für eine praktische Laufbahn vorbereitete. Nach Chemnitz zurückgekehrt, arbeitete er beim dortigen Amt, an welchem er 1841 als Aktuar angestellt wurde. Seine Neigung für die Bühne, welcher er sich sogar früher ganz zu widmen beabsichtigte, regte ihn zur Begründung eines dramatischen Vereins an, dessen glückliche Erfolge ihn zur Bearbeitung französischer Stücke, so wie zu eigenen dramatischen Arbeiten veranlaßten. Seit 1857 lebt er in Zittau, bei dessen Justizamt er als Assessor angestellt ist.

Horns erste Dichtung „Die Pilgerfahrt der Rose" (Lpz. 1852; 3. Aufl. 1863) hat durch die Composition des genialen Schumann große Verbreitung gefunden; aber daß ein episches Gedicht in Musik gesetzt wird, möchte schon an sich beweisen, daß es kein episches Gedicht ist. Und in der That überwuchert das Lyrische in solchem Maße, daß das Epische beinahe ganz verschwindet. Von einer künstlerischen Entfaltung des Stoffes kann dabei natürlich nicht die Rede sein, da selbst die lyrischen Ergüsse willkürlich durch einander geworfen sind und häufig nicht aus den dargestellten Begebenheiten erwachsen. Die Erfindung ist seltsam genug. Eine Elfenrose wird auf ihr Bitten zum Mädchen; statt des gehofften Glücks erfährt sie Leid auf Leid, das zum Theil jedoch der Klage nicht werth ist, endlich heirathet sie einen Jäger, der von einem Wilddieb erschossen wird, worauf sie vor Schmerz stirbt. Das Romantische und Märchenhafte ist zur poetischen Darstellung ohne Zweifel eben so berechtigt, als das Reale, aber nur wenn das märchenhafte Element so kräftig und sicher erfaßt wird, daß es den Schein einer realen Welt gewinnt. Wo dieß nicht der Fall ist, wo es sich in haltlose Willkürlichkeit verliert, wo diese Willkürlichkeit auch die Form erreicht, da hat alle Kunst ein Ende, und die Dichtung kann selbst durch die schönsten Einzelnheiten nicht gerettet werden, die der „Pilgerfahrt der Rose" allerdings nicht abgesprochen werden können; denn die lyrischen Stellen enthalten viel Schönes, Liebliches und Zartes.

Ruht im selgen Liebeswahne
Auf rothsammtner Ottomane
Leicht verhüllt vom Schleier nur,
Und die üppge Nacht der Locke
Küßt die weiße Blumenglocke
Und das Stirnband von Azur.

Von des Nackens weicher Fülle
Glitt die reichgestickte Hülle,
Leuchtend steigt des Busens Schnee,
So, vom Jugendglanz umflossen,
Lustverlangend hingegossen,
Gleicht sie einer Danae.

Einer Ampel trauter Schimmer
Hellt das duft-durchhauchte Zimmer,
Wirft ihr zauberisches Licht
Auf des Sophas goldne Lehne
Und der reizenden Sirene
Schelmisch lächelnd Angesicht.

Lauschend zählt sie Stund um Stunde,
Horch! Aus hell metallnem Munde
Trifft ein Glockenton ihr Ohr.
„Ja er naht!“ Sie zählet wieder,
Drei Mal fällt der Hammer nieder
An dem kleinen Pfortenthor.

„Ja, er naht, o laß mich siegen,
Liebesgöttin, laß erliegen
Ihn der Liebe süßem Laut.
Laß der Worte brünstig Flehen
In die tiefste Seele gehen
Bis des Herzens Rinde thaut.“

Und der Fischer tritt ins Zimmer,
Ungewohnter Glanz und Schimmer
Blendet fast sein Augenlicht.
„Seid willkommen!“ spricht die Holde,
„Wüßt ich, wie ich danken sollte,
Daß Ihr kamt, ich weiß es nicht.“

Ohne nur den Fuß zu regen,
Steht er staunend und verlegen
Vor Markitta, und das Blut
Steigt in stürmischem Verlangen
Aus dem Herzen in die Wangen
Und erstorben ist sein Muth.

In die schwellend weichen Kissen
Sinkt er, ohne es zu wissen,
Und die holde Zauberin
Zieht, nach seinem Kusse lüstern,
Unter Schmeicheln, unter Flüstern,
Ihn zum heißen Herzen hin.

Süßer als der Ton der Flöten
Lispelt sie: „Willst du mich tödten,
Mich, die glühend heiß dich liebt,
Die für dich, ohn zu erbeben,
Dieser Jugend blühend Leben
Hin wie eine Blume giebt?

Komm, o komm in meine Arme,
An dies Herz, das lebenswarme,
Meiner Seele Licht und Lust;
Oder lockt dich nicht die Rose,
Die dem lauen Westgekose
Schamhaft reicht die junge Brust?“

Und mit stürmischem Verlangen
Will sie küssend ihn umfangen —
Sieh, da steigt Libellas Bild
Aus des Herzens tiefem Grunde,
Wird in der Versuchungsstunde
Seiner Liebe Wehr und Schild.

Springt, getroffen wie von Bissen
Einer Schlange, von dem Kissen,
Und mit festem Ton er spricht:
„Nimmer, Herrin, wirds gelingen,
Mich in Euer Netz zu schlingen,
Euch, Markitta, lieb ich nicht.

Laßt drum ab, mich zu bethören,
Denn Libella angehören
Dieses Herz und diese Hand;
Eine Schuld trag ich mit Schmerzen,
Daß ihr Bild aus meinem Herzen,
Wenn auch kurze Zeit nur, schwand.

Und nun laßt mich sonder Weilen
Unerkannt von hinnen eilen,
Spart uns beiden Reu und Weh.“
Sprichts und aus den Fensterbogen
Nieder in die dunkeln Wogen
Springt er in den Klostersee.

Seine kräftgen Arme schlagen
Rudergleich die Fluten, tragen
Zu Libellas Haus ihn hin.
Doch Markitten ohne Sinnen
Findet in dem Zimmer drinnen
Früh die alte Pförtnerin.

Friedrich Martin Bodenstedt.

Wir haben nur zu oft Gelegenheit gehabt, auf die zur Mode gewordene Auflösung der epischen Gedichte in vereinzelte Romanzen aufmerksam zu machen, oder wie man die Abschnitte nennen will, in denen sie mehr oder weniger willkürlich zerfallen, und auf die andere Mode, mit eben so großer Willkür von einer metrischen Form zur andern überzuspringen. Bei untergeordneten Talenten läßt sich dieses einigermaßen entschuldigen, weil sie dadurch einen gewissen Schein von Formgewandtheit und Formenreichthum gewinnen, bei bedeutenden Talenten ist es aber in keiner Weise zu rechtfertigen. Ein solches Talent ist Friedrich Bodenstedt, aber es ist leider auch seine „Ada, die Lesghierin“ (Berl. 1853) ein solches Epos, in welchem der Mangel an künstlerischer Ausstattung selbst die zahlreichen trefflichen Einzelnheiten herabdrückt, die von des Dichters hoher Begabung zeugen. Wir finden beinahe alle Elemente vereinigt, aus denen sich eine kunstvollendete Dichtung bilden ließe. Schon der Stoff ist glücklich gewählt. Der Dichter führt uns mitten in die großartigen Kämpfe der Tscherkessen mit den Russen, wobei er seine gründliche Kenntniß des Landes und Volkes mit großem Geschick verwerthet. Emir Hamsad ist zur Blutrache gegen Ibrahim, den Sohn Ali Begs, verpflichtet; während er den Feind aufsucht, kommt er in das Haus, in welchem

ie Familie verborgen hielt, um der Blut-
zu entgehen. Er wird von Ada, der
ester Ibrahims, die ihn nicht kennt, gast-
ufgenommen, und auch er erfährt erſt jetzt,
ie Jungfrau iſt, die ſchon beim erſten An-
ſeine Liebe gewonnen, die ſie mit gleicher
nſchaft erwiderte. Da entflieht er, und
t er in den Wildniſſen herumirrt, kämpfen
und Rache in ſeinem Herzen. Dem
iſch Mohammed gelingt es, den Frieden
en den beiden Familien wieder herzuſtellen,
h durch eine entſetzliche That, indem er
Ibrahim in einen Abgrund ſtößt und den
ben verbreitet, als ob er durch göttliche
ng geſtorben ſei, damit die Blutſchuld ge-
ſet. Den Derwiſch hatte Vaterlands- und
eitsliebe zu dieſer That veranlaßt, weil
der Vereinigung aller Kräfte das einzige
l ſah, ſich der Ruſſen zu erwehren. So
g es ihm auch, Ali Beg, den Wolf von
iſtan, für Schamyl zu gewinnen und deſſen
illigung in die Heirat der Liebenden zu
ten; aber mitten unter den Hochzeitsfeier-
ten werden die Tſcherkeſſen von den Ruſſen
allen, die das Brautpaar gebunden fort-
n und im Ruſſenlager Beide tödten. An
Liebesgeſchichte reiht ſich, wie ſchon aus
bigen Bemerkungen erſichtlich iſt, die Schil-
g der Kämpfe, wodurch das Ganze aller-
eine großartigere Geſtaltung gewinnt, aber
ich die eigentliche Geſchichte herabdrückt,
den Kämpfen eine verhältnißmäßig zu
Entfaltung gegeben iſt. Ebenſo werden
Hauptperſonen, Emir Hamſad, Ada und
Volk von Lesghiſtan, ſo bedeutend ſie auch
von den noch großartigeren Charakteren
myls und des Derwiſchs, allzuſehr zurück-
ngt. Die Erſcheinung Schamyls gehört
em Trefflichſten, was die neuere epiſche
e darbietet; der Dichter hat ihn mit großer
t weniger durch deſſen perſönliches Ein-
n in die Handlung gezeichnet, als durch
ngeheueren Einfluß, den er als Prophet
Held auf ſein Volk hervorbringt; und ge-
dieſes beinahe myſtiſche Dunkel, in welches
m einhüllt, bringt die außerordentlichſte
ung hervor. Fügen wir noch hinzu, daß
Schilderungen der Natur, der Kämpfe, der
n und Gebräuche, der Gegenſatz zwiſchen
rmſeligen Feueranbeteru und den wollü-
t Bajaderen, Anderes nicht zu erwähnen,
ſeltener Schönheit und echt poetiſcher Ent-
ng ſind, ſo müſſen wir unſer lebhaftes
uern wiederholen, daß der Dichter alle
Elemente nicht zu einem Kunſtgebilde ver-
t und außerdem noch, daß er die Handlung
ſchöne, aber allzu breite Reflexionen, ſo
urch vortreffliche, aber unpaſſend angebrachte
r unterbrochen hat.

ß Bodenſtedt künſtleriſcher Geſtaltung
iſt, hat er in den „Epiſchen Dichtungen“
l. 1862) bewieſen. Die erſte derſelben
dreas und Marfa“ erfreut ſchon durch die
mäßige Form, ſie iſt in einer eigenthüm-
t ſchön gebauten neunzeiligen Stanze ab-
it, deren Reimfülle von großer Wirkung
Auch iſt der Stoff nicht weniger glücklich;
j-Nowgorod wird von dem „grauſen Zar“
u IV. erobert und zerſtört; nur das Haus
Marfas Vater und deſſen Familie wird
verſchont, weil er zum Frieden gerathen hatte. Andreas, der Jugendfreund und Geliebte Marfas, war unterdeſſen in die Fremde gezogen, um Hülfe gegen die drohende Macht des Zars zu gewinnen; erſt nach der Stadt Untergang war er zurückgekehrt. Als die Liebenden vor dem Altare ſtanden und ſchon getraut waren, erſcheinen Abgeſandte des Zars, die den Auftrag hatten, die ſchönſten Jungfrauen des Landes nach Moskau zu führen, aus denen ſich der Zar eine zur Gemahlin wählen wollte. Andreas leiſtet muthigen Widerſtand, wird aber ſchwer verwundet, und Marfa wird nach Moskau geführt, wo ſie der Zar aus zweitauſend Jungfrauen erwählt. Nach langem Widerſtreben entſchließt ſie ſich, dem Zar die Hand zu reichen, weil ſie den Geliebten für todt hält, und ſie den Zaren zu milderen Geſinnungen zu bewegen hofft. Die Trauung findet unter ungünſtigen Vorbedeutungen Statt. Noch an demſelben Abend erſcheint Andreas; Marfa iſt entſchloſſen, mit ihm zu fliehen; aber ſie werden von Iwan überraſcht, Marfa ſinkt vor Schrecken todt nieder, Andreas erſticht ſich. „Des Zaren Herz brach von demſelben Schlage, Der ihres traf. Er floh die Herrlichkeit Des Thrones ganz, beſchloß in Reu und Klage, Verſöhnt mit Gott, im Kloſter ſeine Tage.“ Die nämliche Kunſt der Geſtaltung erſcheint auch in den beiden andern Dichtungen („Der Edelfalke;“ „Nino“), die ſich wie die erſte zudem auch durch pſychologiſche Entwickelung der Charaktere auszeichnen.

Aus „Andreas und Marfa“.

Das Wiederſtunden.

Sie will ſich opfern für des Volkes Glück,
Zum Werkzeug Gottes ſieht ſie ſich geweiht;
Zum Himmel will ſie blicken, nicht zurück
Nach trügeriſcher Erdenſeeligkeit.
Wie wenn ein Wandrer in der Dunkelheit
Von Fern den Schimmer eines Lichtes ſieht:
Es winkt ihm Troſt, ob auch der Weg noch weit
Und voll Beſchwer durch Sümpfe führt und Ried:
Er hat ein Ziel doch, das ihn rettend nach ſich zieht.

Doch weh, verlockt ſein Aug ein falſcher Schimmer,
Und täuſcht der Hoffnung Stimme Herz und Ohren.
Ein Herz, das Glück gekannt, vergißt es nimmer!
Obs der Entſagung Eide auch geſchworen,
Die Sehnſucht bleibt nach Dem, was es verloren.
Der Lieb Erinnrung läßt ſich nicht verſenken
Nach Willkür. Glaubt, wer ſich ein Ziel erkoren,
Auch frei zu ſein, im Handeln und im Denken:
Sinds höhre Mächte doch, die ſeine Schritte lenken.

Beim offnen Fenſter ſaß am ſpäten Tag
Marfa geſenkten Hauptes trüb allein,
Da plötzlich hallts am Boden wie ein Schlag:
Durchs Fenſter vor ihr nieder fiel ein Stein,
Dran hieng ein Brief. Sie nahm ihn, ſah hinein —
Er kommt von ihm! Das iſt Andreas Hand!
Er iſt gerettet, lebt noch, iſt noch mein! ....
Sie blickt hinaus, ſah, wie er fern dort ſtand,
Ob er verkleidet war, gleich hat ſie ihn erkannt.

Und ſchnell wirft ſie, wie ihr der Brief gebot,
Zuſammt dem Stein ihm dieſe Antwort nieder:
„Ich harre dein, getreu bis in den Tod.“
Laut klopft ihr Herz, ihr beben alle Glieder,

Heiß fiebernd zuckts durch Stirn und Augenlider,
Und, ganz der wirren Freude hingegeben,
Die theuren Züge liest sie immer wieder,
Auf Polster hingestreckt, die wie von Leben
Beseelt, nach jedem Druck sich schwungvoll wieder heben.

Er schrieb an sie: „Geheilt sind meine Wunden,
Nah bin ich Dir in alter Lieb und Treue.
Mit Gottes Beistand, der mich ließ gesunden,
Entführ ich Dich; ob auch Gefahr noch dräue:
Gott ist mit uns, daß sich der Bund erneue,
Von Ihm gesegnet durch des Priesters Wort.
Gieb Antwort mir, dran sich mein Herz erfreue!
Ich weiß uns einen sichern Zufluchtsort;
Am Hochzeitsabend spät wart mein am Fenster dort!"

Die Zeit entschwand, der Hochzeitstag ist da,
Kanonen donnern, alle Glocken dröhnen —
Und solche Pracht, wie hier enthüllt war, sah
Wohl nie die Welt ein Hochzeitsfest verschönen;
Denn nicht bloß gilts, die Zarenbraut zu krönen:
Noch eine andre Braut ist auserwählt
Eudoxia, die Schönste aller Schönen,
Die mit dem Sohn des Zaren sich vermählt,
Daß Kron und Diadem ihr künftig doch nicht fehlt.

So nahten der Erfüllung ihre Loose,
Mit königlichem Festschmuck angethan,
Die bleiche Lilie und die üppige Rose.
Als sähn sie eine Braut des Todes nahn,
Wars Allen, die die Schmerzensreiche sahen,
Als Marfa durch die neugierstumme Menge
Am Arm des Zaren schritt, der im Kaftan
Von purpurrothem Sammt, stolz, mit Gepränge
Sie zum Altare führt. Stumm theilt sich das Gedränge

In Ehrfurcht vor dem hohen Paar, umgeben
Von Fürsten und Bojaren. Aus vielen frommen
Gemüthern Dankgebete aufwärts schweben
Und Segenswünsche, die von Herzen kommen,
Die heilige Weihrauchurne ist entglommen,
Geweihte Kerzen halten in der Hand
Brautpaar und Zeugen. Doch die sie genommen,
Entsinkt verlöschend plötzlich Marfas Hand.
Schon naht der Patriarch im goldnen Meßgewand.

Man eilt, ein andres Kerzchen ihr zu reichen;
Der Zar schaut unruhvollen Blickes drein,
Rings allem Volke däuchts ein böses Zeichen.
Und als der Patriarch, das Paar zu weihn,
Herantrat, fragend: „Wollt Ihr einig sein
In Liebe?" — sah sich Marfa schweigend um.
Doch ihr der Kirche Segen zu verleihn,
Uebt er sein heilig Amt, bleibt sie auch stumm.
Leis durch die Menge ging ein Flüstern und Gesumm.

Der Abend kam. Mit dunklen Wolkenschleiern.
Verhüllt der Himmel sich. Kein Sternlein wacht.
Doch in der Stadt, das Zarenfest zu feiern,
Ein Meer von Lichtern strahlt hinweg die Nacht.
Denn wie der Tag zur Rüste ging, erwacht
Die Luft erst recht bei allen Festesfrohen.
Hoch überm Moskuastrom, voll hehrer Pracht
Der Kreml glänzt im Lichtschmuck seiner hohen
Zahllosen Kuppeln weit, und tausend Fackeln lohen

Wetteifernd mit buntfarbiger Lämpchen Funkeln.
Verborgen liegt vor all dem Lichterschein
Der Gang bei Marfas Wohnung nur im Dunkeln,
Doch hell erleuchtet sind der Fenster Reihn.
Sie weilt im prächtgen Brautgemach allein,
Im Auge Thränen und im Herzen Trauer —
Da schleicht Andreas unbemerkt herein
Zum Gang, stemmt eine Leiter an die Mauer
Und späht in Vorsicht aus, ob Niemand auf der Lauer.

Ein Laut von ihm: am Riegel wird geschoben
Und klirrend ist das Fenster aufgesprungen.
Kaum hat sie ausgeblickt, ist er schon oben,
Hat rasch ins Zimmer sich herein geschwungen.
Und er hält sie und sie hält ihn umschlungen.
Da plötzlich ließen Marfas Kräfte nach,
Wirr starrt ihr Aug ... Zu schwer hat sie gerungen
Mit ihrem Schicksal, die im Brautgemach
An des Geliebten Brust wie todt zusammenbrach.

Er hebt die Sinkende mit starkem Arm,
Will schnell die süße Last von dannen tragen —
Ach, diese kalte Hand wird nicht mehr warm,
Das treue Herz hat aufgehört zu schlagen.
Doch drängt die Zeit, hier hilft kein Flehn und Klagen.
Er eilt, mit ihr zum Hof hinabzuklimmen;
Weh ihm! Die Leiter ist davongetragen,
Im Gange unten steht er Lichter glimmen,
Sieht Menschen nahn und hört verworrnen Schall von Stimmen.

Vom Fenster trägt er seine süße Last
Zurück, — da vochts von Außen an das Zimmer;
Andreas öffnet nicht, krampfhaft umfaßt
Er Marfa mit der Linken; heftiger immer
Pochts an die Thür, man schlägt sie ein; beim Schimmer
Von Fackeln naht der grause Zar. Ihm graut
Vor dem unseligen Bilde und sein grimmer
Blick droht Verderben wie er Marfa schaut
In eines Andern Arm, sein Weib, ihm angetraut.

Todt liegt sie vor ihm, und ins eigne Herz
Ist rasch Andreas scharfer Stahl gedrungen.
Er ruft, sein brechend Auge himmelwärts
Gekehrt: „Du Himmel weißt, wie ich gerungen!"
Und seine Marfa hält er fest umschlungen,
Stürzt leblos mit ihr auf denselben Schleier,
Derweil Iwan, von Wuth und Schmerz bezwungen,
Knieschlotternd stand, ein unheilvoller Freier —
So hielt der grause Zar mit Marfa Hochzeitsfeier.

Da lag sie, die ein fremder Arm umschlang;
Ihr Brautgewand ward ihr zum Todtenkleid,
Vertieft in ihren Anblick stand er lang,
Sein wilder Zorn schmolz hin in Weh und Leid.
Und nicht umsonst war sie dem Tod geweiht!
Des Zaren Herz brach von demselben Schlage
Der ihres traf. Er floh die Herrlichkeit
Des Thrones ganz, beschloß in Reu und Klage,
Versöhnt mit Gott und Welt, im Kloster seine Tage.

Joseph Victor Scheffel.

Eine ganz eigenthümliche Erscheinung ist „der Trompeter von Säckingen. Ein Sang vom Oberrhein" (Stuttg. 1854. 3. Aufl. 1863) von Joseph Victor Scheffel, dessen poetische Begabung wir schon im Abschnitt von der Lyrik haben kennen und schätzen lernen. So viel äußere Aehnlichkeit „der Trompeter" auch mit andern epischen Gedichten der neueren Zeit hat, so ist er doch wieder durch den besondern Geist, der ihn beseelt, ganz von denselben verschieden. Diese Verschiedenheit liegt namentlich

friſchen, kecken Humor, der das Gedicht
ht und der die ſeelenvolle Tiefe der
Stellen deſto kräftiger hervortreten läßt,
ber auch in der großen Naturwahrheit
raktere, wie der Schilderungen und der
n Begebenheiten. Dem Dichter ſind die
ten, in die er die Geſchichte verlegt, die
und Sagen des Volkes, mit Einem
Alles, was die Grundlage des Gedichts
tets gegenwärtig, ſo daß dem Leſer Alles
größten Anſchaulichkeit entgegentritt.
r ſcharf ſind die Zeitverhältniſſe gezeich-
ie Begebenheit findet kurz nach dem
ährigen Kriege Statt), doch iſt der Stoff
Art, daß Dieß keineswegs ſtörend wirkt.
Berner, der in Heidelberg relegiert wor-
eil er in einem kecken Liede der Pfalz-

Jos. Vict. Scheffel

ſeine Liebe bekannt hatte, zieht mit
rompete, die er meiſterhaft bläſt, durch
warzwald, kommt zu einem Pfarrer, der
freundlich aufnimmt und dem er ſeine
eſchichte erzählt. Auf deſſen Rath geht
Säckingen, gewinnt durch ſein Blaſen
nſt des Freiherrn, der ihn zu ſeinem
rompeter ernennt. Bald gewinnt er
: Neigung Margarethens, der Tochter
iherrn. Werner ſchlägt einen Angriff
örten Bauern ab, wird verwundet, von
ethen gepflegt, was die Gelegenheit her-
, ſich gegenſeitig ihre Liebe zu geſtehen.
s er bei dem Freiherrn um die Hand
ter wirbt, weiſt ihn Dieſer ab, weil er
enbürtig ſei. Entſchloſſen, nie oder als
tig zurückzukehren, verläßt Werner das
beſteht manches Abenteuer, kommt zu-letzt nach Rom, wo er Kapellmeiſter des Papſtes wird. Um dieſe Zeit war auch Margarethe mit der Aebtiſſin von Säckingen dahin gekommen; der Liebesſchmerz hatte ſie krank gemacht, man hoffte, daß Zerſtreuung ſie wieder heilen würde. In St. Peters Kirche ſehen ſich die Liebenden, Margarethe wird ohnmächtig und zieht dadurch die Aufmerkſamkeit des Papſtes auf ſich, der, ſobald er den Zuſammenhang erfahren, ſeinen Kapellmeiſter zum Ritter und Marcheſe ernennt und die Liebenden verlobt, worauf ſie in die Heimat zurückkehren.

So einfach die Geſchichte iſt, ſo hat ſie der Dichter mit reichem Leben ausgeſtattet; es ſind die einzelnen Verhältniſſe mit poetiſcher Kraft zu lebensvollen Gemälden entfaltet; wir erwähnen nur die Schilderung von Werners Zug durch den Schwarzwald, die Erzählung ſeines Studentenlebens; ferner die ſchöne Stelle, wo Margarethe von Werner in der Kunſt, die Trompete zu blaſen, unterrichtet wird, die Schilderung des Kampfes gegen die aufrühreriſchen Bauern, die ſeines Aufenthalts in Rom, wo der Dichter in ganz ungezwungener Weiſe den Cardinal Borgheſe, Bernini, Salvator Roſa, die Königin Chriſtine, den gelehrten Naudäus einführt. Ferner haben wir einige glückliche Epiſoden zu erwähnen, die Geſchichte des heiligen Fridolins und die Erbauung des Kloſters und des Städtchens Säckingen, die köſtliche Geſchichte der Gefangenſchaft des Freiherrn in Vincennes, wo ſein Tabackrauchen ihm die Liebe der edlen Leonore du Pleſſis erwirbt, die Schilderung des Fiſchfangs u. ſ. w. Einige Epiſoden ſind dagegen nicht glücklich angebracht und machen, weil ſie gänzlich unmotiviert ſind, eine nicht günſtige Wirkung. Dahin gehört namentlich die Epiſode vom ſtillen Mann und der Beſuch bei den Zwergen.

Wenn wir oben geſagt haben, daß „der Trompeter" ſich weſentlich von andern epiſchen Gedichten unterſcheidet, ſo darf doch nicht verſchwiegen werden, daß auch er der herrſchenden Mode nicht ganz entgehen konnte, den epiſchen Gang durch lyriſche Einſchiebungen zu unterbrechen. Ein ganzer Abſchnitt beſteht aus verſchiedenen Liederreihen, die zwar an ſich des Dichters lyriſches Talent von Neuem bekunden, aber der künſtleriſchen Geſtalt doch weſentlich Abbruch thun. Nicht zu billigen ſind ferner manche Allegorien, die Perſonification des Rheins, der Tiber, des Obelisken, wobei der Dichter freilich, wie in den Liedern, eine reiche Fülle von ſchönen Gedanken entfaltet, die aber doch der epiſchen Haltung widerſtreben. Endlich iſt auch der Schluß zu ſchnell herbeigeführt; Werners ferneres Treiben nach ſeiner Entfernung von Säckingen iſt zu oberflächlich angedeutet.

Bei allen dieſen Mängeln nimmt, wie ſchon bemerkt, „der Trompeter von Säckingen" einen hervorragenden Rang unter den neuen epiſchen Gedichten ein. Trotz der angegebenen Störungen des epiſchen Gangs ſchreitet die Handlung lebendig vorwärts und gewinnt, je länger, je mehr an Intereſſe; die Sprache iſt rein und poetiſch ſchön; ſie iſt reich und durch den Gebrauch glücklich angebrachter Ausdrücke aus dem Volksleben oder alterthümlicher Wörter belebt. Die Vorzüge des „Trompeter" bezeichnet der

Dichter in der „Zueignung“ mit liebenswürdigem Humor in folgenden Worten:

„Manch Gebrechen trägt er leider
Fehlt ihm tragisch hoher Stolz ganz,
Fehlt ihm der Tendenz Verpfeffrung,
Fehlt ihm auch der amaranthne
Weihrauchduft der frommen Seele
Und die anspruchsvolle Bläſſe.
Nehmt ihn, wie er iſt, rothwangig,
Ungeſchliffner Sohn der Berge,
Tannzweig auf dem ſchlichten Strohhut.

Aus dem „Trompeter von Säckingen“.

Der hier ſitzt, heißt Werner Kirchhof,
In der Pfalz iſt meine Heimath,
In der Pfalz zu Heidelberg.
Dort am Neckar hab den ſüßen
Traum der Kindheit ich geträumt,
Bin auch in der Schul geſeſſen,
Hab Latein gelernt und Griechiſch,
Und ein immer durſtiger Spielmann
Lehrt mich früh Trompete blaſen.
Wie ich achtzehn Jahr geworden,
Sprach der Vormund: „Junger Werner,
Seid begabt mit hellem Kopf und
Leiblichem Ingenium,
Seid vom rechten Holz geſchnitten,
Ihr müßt ein Juriſte werden.
Das bringt Ehr und Amt und Würden,
Bringt auch güldene Ducaten,
Und mir iſt, ich ſeh Euch ſchon als
Seiner Kurfürſtlichen Gnaden
Wohlbeſtallten Amtmann, und ich
Zieh dann ſelbſt vor Euch den Hut ab.
Ja, ſchier wag ich die Vermuthung,
So Ihr Euch nur wacker haltet,
Wartet Eurer noch ein Stuhl im
Hohen Reichsgericht zu Wetzlar.“
Alſo ward ich ein Juriſte,
Kaufte mir ein großes Tintfaß,
Kauft' mir eine Ledermappe
Und ein ſchweres Corpus Juris,
Und ſaß eifrig in dem Hörſaal,
Wo mit mumiengelbem Antlitz
Samuel Brunnquell, der Profeſſor,
Uns das römiſche Recht docierte!
Römiſch Recht, gedenk ich deiner,
Liegts wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegts wie Mühlſtein mir im Magen,
Iſt der Kopf wie brettvernagelt!
Ein Geſtunker mußt ich hören,
Wie ſie einſt auf römiſchem Forum
Kläffend mit einander zankten,
Wie Herr Gaius Dieß behauptet
Und Herr Ulpianus Jenes,
Wie dann Spätre drein gepfuſchet,
Bis der Kaiſer Juſtinianus,
Er, der Pfuſcher allergrößter,
All mit einem Fußtritt heimſchickt,
Und ich wollt oft thöricht fragen:
„Sind verdammt wir immerdar, den
Großen Knochen zu benagen,
Den als Abfall ihres Mahles
Uns die Römer hingeworfen?
Soll nicht auch der deutſchen Erde
Eignen Rechtes Blum entſproßen
Waldesduftig, ſchlicht, kein üppig
Wuchernd Schlinggewächs des Südens?
Traurig Loos der Epigonen!
Müſſen ſitzen, müſſen ſchwitzen,
Hin und her die Fäden zerren
Eines wüſt verſchlungnen Knäuels,
Gibts kein Schwert und andre Löſung?“

Oftmals nächtig bei der Lampe
Saß ich brütend ob dem Codex,
Las die Gloß und den Cujacius
Bis mich Kopf und Haupthaar ſchmerzten
Doch der Fleiß blieb ohne Segen.
Luſtig flogen die Gedanken
Von den Lettern in die Weite
Zu des ſtrengen Herrn Cujacius
Schöner Tochter, die dereinſtmals
Glücklicher Pariſer Jugend
Vom Catheder ihres Vaters
Hefte ſüß melodiſch vortrug.
Statt Uſucapion und Erbrecht,
Statt Novella hundertachtzehn,
Schaut ein ſchwarzgelocktes Mägdlein
Grüßend aus dem Corpus Juris.
Aus der Hand entfiel die Feder,
Umgeſtülpt ward Tint und Sandfaß,
Und ich griff nach der Trompete;
Uſucapion und Erbrecht
Und Novella hundertachtzehn,
Klagend im Adagio, zogen
Sie hinaus aus der Studierſtub
Fenſter in die Sternennacht.

Ja, der Fleiß blieb ohne Segen.
Eines ſchönen Morgens ſchritt ich,
Unterm Arm das Corpus Juris,
('S war die ſchöne Elzevirſche
Rotterdamer Prachtausgabe)
Nach der Heugaß, nach dem Pfandhaus.
Levi Ben Machol, der ſchnöde
Jude mit den ſcheelen Augen,
Nahms in ſeine Vaterarme, —
Nahms' und zahlte zwei Dublonen.
Mögs von ihm ein Andrer löſen!

Bin ein kecker Burſch dann worden,
Streifte viel durch Berg und Thäler,
Streifte nächtlich durch die Straßen
Sporenklirrend, ſerenadend,
Und ſo Einer ſchief wollt blicken,
Fuhr die Hand mir an die Wehre:
„Zur Menſur! Die Klingen bindet!
Los! —“ Das ſchwirrte durch die Lüfte
Und auf manche glatte Wange
Hat mein Schläger ſtott und ſchneidig
Sich ein Stammbuchblatt geſchrieben.

Hab mich auch, ich muß geſtehen,
Nicht ſtets in ſehr fein gewählter
Company herumgetrieben,
Und am Liebſten ſaß ich trinkend
Oben im Pfalzgrafenſchloſſe
Bei dem Wunder unſrer Tage,
Bei dem Kunſtwerk deutſchen Denkens,
Bei dem Heidelberger Faß.
Ein ehrwürdger Siedler hauſte
Dort, es war des Kurfürſts Hofnarr,
War mein alter Freund Perkeo.
Der hat aus des Lebens Stürmen
Zu contemplativer Trinkung
Sich hieher zurückgezogen,
Und der Keller war Aſyl ihm.
Lebte drin in ſinnger Pflege

Seiner und des großen Faſſes,
Und er liebt es — treure Liebe
Nimmer hat die Welt geſehen, —
'S war, als ſei er ihm vermählt.
Blank fegt ers mit großem Beſen,
Fort jagt' er die böſen Spinnen,
Stund ein Feſttag im Kalender
Schmückt' ers zart mit Epheukränzen,
Und er ſang den Morgengruß, und
Sang das Schlummerlied dem Faſſe,
Schnitzte auch ſein eigen Standbild
Treu in Holz als Angebind ihm.
Aber wenn vom Faſſesmunde
Er den Lohn ſich küſſend ſchlürfte,
Dann ergieng er ſich in kühnem
Schwunge; — oft zu ſeinen Füßen
Lauſcht' ich den ſeltſamen Reden:
„Oben heißts, ich ſei ein Narre.
Laß ſies ſchwatzen, lieber Junge,
Nimmer kümmert das Geſchwatz mich.
O die Welt iſt dumm geworden!
Wie ſie tappen, wie ſie haſchen
Nach der Wahrheit, und es fährt doch
Immer ihre Stang im Nebel.
Auf die Gründe aller Dinge
Muß der Menſch zurückgehn und er
Muß der Forſchung Endergebniß
In concrete Formen bringen.
So gewinnt er Weltanſchauung;
Solchen Zweck erſtrebend trink ich.
Cosmogoniſch iſt mein Trinken:
Seh den Weltenraum als eine
Luſtig große Kellerwölbung,
Drin als Ur- und als Centralfaß
Iſt die Sonne aufgepflanzet
Und in Reih und Glied die kleinern
Fäſſer — Fixſtern' und Planeten.
Wie die Fäſſer mannigfache
Sort und Qualität des Weines,
Bergen die Weltkörper einen
Vielgeſtuften Geiſterinhalt,
Landwein der, — der Rüdesheimer;
Doch das Erdfaß birgt Gemiſchtes:
Gährende Zerſetzung hat den
Geiſt betrübt halb, halb verflüchtigt.
Der Materie und des Geiſtes
Gegenſatz wird durch das Denken
Zu organiſch höhrer Einheit.
Alſo über Wein und Faſſe
Schwebt mein ſchöpferiſches Trinken,
Und wenn durch den Schädel mir des
Weins Revelationen brauſen,
Wenn mein morſcher Leichnam taumelnd
An dem Faſſe niederſinkt:
Das iſt der Triumph des Geiſtes.
Iſt die That der Selbſtbefreiung
Aus des Daſeins nichtgen Schranken.
„So erſchließt in meiner Klauſe
Klar ſich mir die Weltenordnung.
Anders ſtünd es um die Menſchheit,
Hätten die Germanen ihren
Innerſten Beruf erkannt und
Das Panier des ſtillen Trunkes,
Den bewußten Cult des Weines —
Wie den Feuerdienſt die Perſer —
Durch die ganze Welt getragen!"
O Perkêo! beſſer ſtünd es
Auch mit mir, wenn deiner Weisheit
Niemals ich mein Ohr geliehen!
'S war ein ſcharfer Wintermorgen.
Drunten in dem lauen Keller
Hielt der Zwerg und ich, ſelbander,
Einen philoſophſchen Frühtrunk.
Aber wie im Mittagsſcheine
Ich heraustrat, ſchien die Welt mir
Etwas ſeltſam auszuſchauen.
Roſig ſchimmerten die Lüfte,
Engel hört' ich muſiciren,
Auf dem hohen Schloßbalcone
Stand im Kreiſe edler Fräulein
Huldvoll die Gebieterin,
Die Kurfürſtin Leonore.
Dorthin flog mein keckes Auge,
Dorthin flog mein keckes Sinnen,
Weggeweht war der Verſtand mir.
Schmachtend trat ich zur Terraſſe
Und begann die tolle Weiſe,
Die der Pfalzgraf Friedrich einſtmals
Der engländiſchen Gemahlin
Liebeskrank geſungen hat:
„Ich knie vor Euch als getreuer Vaſall,
Pfalzgräfin, ſchönſte der Frauen!
Befehlet, ſo ſtreit ich mit Kaiſer und Reich,
Befehlet, ſo will ich für Euch, für Euch
Die Welt in Fetzen zerhauen.

Ich hol Euch vom Himmel die Sonn und den Mond,
Pfalzgräfin, ſchönſte der Frauen!
Ich hol Euch die Sterne ſonder Zahl,
Wie Fröſchlein ſollt ihr die funkelnden all
Geſpießt am Degen erſchauen.

Befehlet, ſo werd ich für Euch zum Narr,
Pfalzgräfin, ſchönſte der Frauen!
Ja, Narre bin ich ſchon ſonder Befehl,
Das Sonnlicht blendet mich allzu hell
Aus Euren zwo Augen, den blauen."

* *
*

Hört ihr die Trompeten blaſen?
Hört ihr die Kartaunen krachen?
Dort bei Prag am Weiſſenberge
Wird um Böhmens Kron gewürfelt,
Pfalzgraf — 's war ein kurzer Winter!
Pfalzgraf — haſt die Schlacht verloren!
Sporn den Gaul und ſuch das Weite!
O du ſchönſte aller Frauen,
Wie mußt ich vom Traum erwachen!
Der Pedell kam angeſchritten
Und citiert' mich vor den Rector:
Grimmig faltete die Stirne,
Grimmig ſchüttelte die Locken,
Grimmig kündete das Urtheil
Der Rector Magnificus:
„Habt ob unbefugtem Blaſen
Und noch unbefugterm Singſang
In der Burg geweihtem Frieden
Stadt und Hochſchul in drei Tagen
Zu verlaſſen; weitre Strafe
Iſt Euch auf beſondre Fürſprach
Der Frau Fürſtin nachgeſehn."
Stadt verlaſſen! wie ein Traum klangs,
Und war thatſächliche Wahrheit.
Doch bezahlt' ich, was in ſolchen
Fällen etwas ungewöhnlich,
Vorher noch die Schulden alle,
Und ich ritt am dritten Tage
Aus dem Weichbild, und am vierten
Aus den kurpfälzlichen Landen.

Ungekränkt, ob auch die Heimat
Mir den Riegel vorgeschoben;
Will sie drum nicht minder lieben;
Die Trompet, des Unheils Werkzeug,
Hängt' ich fröhlich um die Schulter,
Und mir ahnt', sie soll auch wieder
Mir zum Segen fröhlich schmettern.
Weiß zwar nicht zur Stund, nach welchem
Ziel mich Roß und Sturm noch tragen,
Doch ich schaue nicht zurück.
Frisches Herz und frisches Wagen
Kennt kein Grübeln, kennt kein Zagen,
Und dem Muthgen hilft das Glück.

August Becker.

Es ist uns von den Lebensumständen dieses Dichters Nichts weiter bekannt geworden, als daß er am 27. April 1829 zu Klingenmünster in der Rheinpfalz geboren ist und in einer amtlichen Stelle in München lebt. Er hat sich durch sein „Jung Friedel, der Spielmann. Ein lyrisch-episches Gedicht aus dem deutschen Volksleben des sechszehnten Jahrhunderts" (Stuttg. u. Augsb. 1854) vielseitiges Lob erworben, aber sich auch manchen Tadel zugezogen, und Beides nicht mit Unrecht. August Becker hat allerdings ein nicht gemeines Talent, aber er hat dasselbe nicht künstlerisch ausgebildet. Zwar weiß er den Vers und den Reim mit Gewandtheit zu behandeln, die Sprache ist fließend und von poetischem Hauch durchzogen; er ist, wenn auch nicht sehr gedankenreich, doch keineswegs gedankenarm. Dagegen fehlt es ihm an künstlerischem Halt, jedenfalls an einem kräftigen epischen Sinn. Dieß leuchtet schon daraus hervor, daß die Handlung seines Gedichts beinahe zum bloßen Rahmen herabgedrückt wird, in welchem er seine lyrischen Ergüsse, Lieder und Balladen, unterzubringen sucht, welche auch in poetischer Beziehung den Glanzpunkt der Dichtung bilden. Dadurch wurde er von der epischen Entwickelung abgezogen, in Folge dessen die Handlung oft unterbrochen werden mußte und ganz stille steht; und was noch übler ist, er wurde dadurch zu manchen Breiten und selbst zu Wiederholungen veranlaßt, die den aufmerksamen Leser unangenehm berühren. Die Wahl des Stoffs ist glücklich; Schilderung des Lebens im 16. Jahrhundert nach seinen verschiedensten Beziehungen; aber der Dichter hat dieselben nicht zu einem Gesammtbilde zu vereinigen gewußt, und zudem hat er das Ganze ohne Noth in das Mystisch-Romantische gezogen. Insbesondere ist die Vermischung des Christlichen und Heidnischen ungenügend oder vielmehr gar nicht motiviert. Es ist nicht leicht, einen kurzen Ueberblick des Gedichts zu geben; denn trotz der zahlreichen Begebenheiten ist doch eigentlich wenig Handlung in demselben. Jungfriedel ist der Sohn eines Grafen und eines Landmädchens. Nach dem Tode des Vaters werden Mutter und Kind von dem alten Grafen verstoßen; sie flüchtet in ein einsames Kloster, wo sie bald stirbt. Auf dem Todtenbett erscheint ihr Frau Holle und verspricht ihr, für den Sohn zu sorgen. Dieser wird von einer guten alten Frau aufgenommen, die seine Phantasie mit Erzählungen alter Sagen erfüllt; besonders macht auf ihn die vom Altfriedel großen Eindruck, der von Frau Holle eine Zauberfiedel erhalten hatte, auf welcher er die wunderbarsten Melodien ertönen läßt. Nach einigen Jahren erscheint ein blinder Geiger mit seiner Tochter Maria, der sich im Dorf niederläßt. Jungfriedel lernt von ihm geigen, und erfährt Näheres von der Zauberfiedel, die zu erlangen sein sehnlichster Wunsch ist. Sie ist im Besitz eines alten Grafen, welcher, wie wir erfahren, Jungfriedels Großvater ist. Als Maria und Jungfriedel herangewachsen waren, entwickelt sich in ihr die innigste Liebe zu ihrem Spielgenossen, der sie aber nicht bemerkt. Als daher Frau Holle ihm wiedererscheint und ihn zum Wandern auffordert, denn nur wenn er das Leben mit seiner Lust und seinem Schmerz habe kennen lernen, würde er die Zauberfiedel erhalten, verläßt er das freundliche Dorf und Marie, deren tiefen Schmerz er nicht ahnt. Ueberall singend und spielend, überall gut aufgenommen, erblickt er im Schwarzwald ein Mädchen, das seine ganze Seele mit Liebe erfüllt; er trifft sie in Straßburg wieder, wo er durch einen Zufall zum Glauben veranlaßt wird, daß auch sie ihn liebe. Doch weiß er noch nicht, wer sie ist. Um Ruhm zu erwerben, zieht er nach Frankfurt zur Kaiserkrönung; er spielt und singt vor dem Kaiser, wo er die übrigen Sänger besiegt und namentlich durch das Loblied auf Kunigunde, so hieß die Geliebte, die auch gegenwärtig war, die größte Begeisterung erweckte. Auch der alte Graf ist gegenwärtig und erkennt in Jungfriedel die Züge seines Sohnes. Doch ist dieser zu sehr von den Gedanken an die Geliebte erfüllt, als daß er auf die Reden des Grafen hören möchte. Er zieht Kunigunden nach; in Straßburg führt ihn ein glücklicher Zufall in ihr Haus, aber er erfährt, daß sie verlobt ist. Im tiefsten Schmerz wird er Soldat. Im Kriege, den er als Trompeter mitmacht, entreißt er Marie, die mit ihrem Vater ausgezogen war, ihn zu suchen, den Händen eines wilden Reiters. Er selbst war verwundet worden und wird von Marie gepflegt. Als er geheilt war, zieht er wieder nach Straßburg, wo er zu Kunigundes Begräbniß kommt. Da erfaßt ihn namenloser Schmerz nnd er entsagt der Welt; er wird ein Mönch, legt sich die ärgsten Büßungen auf und wird immer finstrer. Da erscheint ihm Frau Holle, aus deren Unterredung er wieder neuen Lebensmuth schöpft. Er entflieht dem Kloster, eilt zu Marie, die aber nach ihres Vaters Tod ebenfalls in ein Kloster gegangen war. Er geht nun zu seinem Großvatur, wo der Kaiser sich befand, den er auf einer Jagd von großer Lebensgefahr errettet und der ihm aus Dankbarkeit Mariens Gelübde lösen zu lassen verspricht. Der Graf giebt ihm die Zauberfiedel, worauf er stirbt; Jungfriedel heirathet Marie, mit der er in das geliebte Dorf zieht. Nicht lange dauert das Glück; es zieht ihn immer an den Elfensee, aus dem er endlich nicht wiederkehrt.

So verläuft das Epos in den Sand, wie der Rhein, an dessen Ufern ein großer Theil der Handlung spielt. Wenn aber das Gedicht als Ganzes nicht befriedigen kann, so ist es dagegen reich an trefflichen Einzelnheiten, und der Dichter

eiß die verſchiedenſten Zuſtände, die er vor-
erführt, mit großer Anſchaulichkeit darzuſtellen,
is Leben auf dem Lande, das Wanderleben
s Sängers, der Wettgeſang im Kaiſerſaal,
is wilde Kriegerleben und das ſich ſelbſt quä-
nde Brüten des einſamen Mönchs, die
iebesfreude und der Liebesſchmerz — Alles iſt
it Glück und in wohllautenden Verſen ge-
hildert, was um ſo mehr bedauern läßt, daß
r Dichter nicht die rechte Form für das Ganze
i finden wußte.

Aus „Jung Friedel."

1. Eine Spinnſtube.

Es iſt ein Abend im Advent,
Da draußen Alles trüb und düſter.
Am Ofen, wo das Harzſcheit brennt,
Da geht ein trauliches Geflüſter,
Denn bei dem Rocken Mädeln ſitzen,
Die ihre Aeuglein laſſen blitzen
Dort nach den Burſchen, die ſich freuen
Beim Lieb zu ſein, beim holden, treuen.
Großmutter ſitzt im Stuhl beim Stroh,
Es zittert und es wankt ihr Knie,
Doch daß das junge Volk ſo froh
Beiſammen ſitzt, Das freuet ſie.
Sie denkt: „Es iſt um mich ſo traut
Als hätt der Herr hieher gebaut."
Sie ſinnt und horcht, die Spindel ſurrt
Und hinterm Herd der Kater knurrt;
Der großen Kinder goldne Fibel
Liegt offen neben ihr — die Bibel;
Rothkelchen ihrem Enkel pickt
Aus ſeinen Händlein Brod und Saamen, —
Dann hat ſie fröhlich aufgeblickt
Und ſpricht: „So ſingt in Gottes Namen
Ihr Burſchen und ihr Mägdelein!
Ich bin 'mal luſtig auch geweſen
Und in der Bibel kann man 's leſen:
In Ehren darf man fröhlich ſein."
Da ſpitzen ſich viel rothe Lippen
Im ſchönen lieben Jungfernkranz;
Die Burſchen aber erſt noch nippen
Von ihres Weines Feuerglanz,
Damit die Stimmen goldner tönen,
Wenn Dies ſie ſingen mit den Schönen:

Schön-Elſe ſitzt des Nachts allein
Spinnt Hanf oder ſpinnt Wolle;
Da blickt ein graues Haupt herein,
Sieht, ob der Faden zart und fein,
Ob ſchnell die Spindel rolle:
„Grüß Gott, Frau Holle!"

Elslein iſt fleißig immerdar,
Drum ſchneit es zarte Flocken,
Drum hängt ſich Flachs ſo rein und klar
Als wie ihr goldgelb langes Haar
Dem Mägdlein an den Rocken:
„Dank euch, Frau Holle!"

Schön-Elslein ſpinnt nur immer fort,
Die Flocken dichter fallen,
Der Flachs, der wuchs an hohem Ort,
Die Woll kommt von den Lämmern dort,
Die an dem Himmel wallen:
„Dank euch, Frau Holle!"
So lang Schön-Elſe, ſpinnt und webt
In Lein oder in Wolle,
So lange ſie auch glücklich lebt,
Bis daß man ſie darin begräbt
Tief unter kühler Scholle:
„Gute Nacht, Frau Holle!"

Das Lied verklingt, Großmutter blickt
Gar ernſthaft drein und nickt und nickt
Und ſpricht: „Das Liedlein redet wahr,
Frau Holle kommt wohl jedes Jahr;
Den Fleißigen bleibt ſtets ſie gut,
Schenkt ihnen Glück und frommen Muth.
Ihr könnt ſie Abends öfters ſehen,
Sie kann jetzt grade draußen ſtehen."
Den Mädeln gruſelt wie ſie ſpricht,
Die Burſchen aber glaubens nicht,
Und Einer ſpöttelt gar verwegen,
Das hat Großmütterlein empört
Und eifrig ſpricht ſie ihm entgegen:
„Gott ſegn uns, wenn ſie Das gehört!"
Die Mädeln fahren gar erſchrocken
Vom Stuhl empor und von dem Rocken,
Als ſäh Frau Holle ſchon herein,
Doch Mutter Elſe fällt jetzt ein:
„Gar mächtig iſt die gute Frau!
Man ſagt, ſie ſei ſchon alt und grau, —
Ei ja! Oft ſah man ſie zur Zeit
Als hätt es auf ihr Haar geſchneit,
Als hätt ſie keinen Zahn im Munde;
Sie ging gebückt, gerad wie ich,
Als kröche ſie zu jeder Stunde
Ins Grab hinein, gerad wie ich.
Doch hat man ſie auch ſchon geſehn
Als die liebreizendſte der Feen,
Mit einem Roſenangeſicht,
Mit Augen, wie der Sonne Licht,
Mit Locken, wie das reinſte Gold,
Kurz, über alle Maßen hold,
Und ihres Mundes Lippenglut
Wie Abendroth und Morgenglut.
Dann wird ſie Hulda auch genannt,
Die Königin im Geiſterland.
Doch kommt ſie alt nun oder jung
Stets bringt der Güter ſie genung,
Sei es im Schnee, ſei es im Regen —
Für Haus und Fruchtfeld lauter Segen.
So thut ſie Gutes mancherlei,
So mancher Mutter ſtand ſie bei.
Und ſtarb die Mutter, — ſtatt der Todten
Hat ſie dem Kind die Bruſt geboten.
Doch, die von ihr nur ſpöttlich ſprechen,
Die glaubens nicht — ſie wird ſich rächen,
Kommt wohl zur Nacht im wilden Heer
Mit grauſem Wetterſturm daher,
Kommt mit der Haide wilden Frauen,
Die ſtets dem Menſchen feindlich ſind;
Dann faßt die Spötter doch ein Grauen,
Wenns ſchneit und tobt im mächtigen Wind,
Und Gott genade Denen,
Die ſich dann ſicher wähnen."

2. Das Straßburger Münſter.

Früh Morgens kommt er einſt zum Strom
Gen Straßburg vor das Brückenthor.
Das Münſter, Gottes höchſter Dom,
Strebt da vor ſeinem Blick empor —
Tief in des Himmels dunkle Bläue,
Vom Morgenſonnenſtrahl durchglüht —
Die Rieſenblume, deutſcher Treue
Und deutſcher Kunſt und Kraft entblüht. —

Ums Münster liegt die Mauerkette,
Die ganze Stadt, weit ausgebreitet,
Still fließt der Rhein in seinem Bette,
Da Friedel auf der Brücke schreitet,
Und dann mit Staunen aus dem Land
Die treue Fiedel in der Hand.
Die Pfauenfeder auf dem Hut
Durchs Thor hinein in frommem Muth.
Es war in goldner Sonntagsfrühe,
Vergessen heut der Woche Mühe,
Als er die alte, reiche Stadt
Mit ehrfurchtsvollem Schritt betrat.
Und da er sich jetzt umgesehen,
Wo rings die hohen Häuser stehen,
Die vielen Thürme, langen Gassen,
Wollt ihn sein leichter Muth verlassen.
Das Münster in der Sonne Pracht,
Voll Majestät hoch über allen,
Bezeugt ihm jetzt der Menschen Macht,
Die dort zu seinen Thoren wallen,
Weil seiner Glocken luftge Lieder
Hell klingen von dem Thurme nieder.
Da kamen sie, die greisen Männer,
Wie Könige einhergeschritten,
Der Weisheit und des Rechtes Kenner,
Die Wächter frommer Bürgersitten.
Da kamen sie, die greisen Frauen,
Die Sonnen blühender Familien,
Die Töchter, lieblich anzuschauen
Wie junge Röselein und Lilien;
Und dann die Söhne, hoch und stark,
Voll Jugendkraft und gutem Mark.
Des Wasgaus jungen stolzen Eichen
In ihrer Schönheit zu vergleichen.

O Bürgerweisheit, Kunst und Kraft,
Du reichste Aber deutschen Lebens!
Was du gethan, was du geschafft,
Zeigt einst die Hoheit deines Strebens.
Die Dome stehn im reichen Land
Zum blauen Himmel hoch gereckt,
Als ob ein Riese seine Hand
Anbetend gegen Gott hinstrecket.

O Bürgerkraft, o deutscher Geist!
Als junger Aar bist aufgeflogen,
Und hast mit kühnem Flug umkreist
Die Feinde, die dich überzogen.
Wie leuchteten im hohen Rath
Der Väter fromme, weise Reden!
Wie leuchtete die kühne That
Der jungen Bürger in den Fehden!

O Bürgerkraft, o Bürgermuth,
Der Wind, der deine Segel schwellte,
Das war des freien Athems Glut,
Vom Alpensee bis hin zum Belte.
Euch blühte frisch der Freiheit Mai!
Zu Straßburg, Augsburg, Nürnberg, Speier
Trug man sein deutsches Herz so frei,
Der Aar im Horste trägts nicht freier.

Wie wallten sie so hoch und hehr
Die kühnen, stolzen Städtefahnen!
Längst sind sie flügge übers Meer,
Dem deutschen Geist den Weg zu bahnen!
O Hansabund, du Bund so stark!
Warfst du den Handschuh zum Befehden,
Erbebt' das stolze Dänemark,
Und bebten Engelland und Schweden!
O wahre Gott dich, Bürgerkraft!
Denn bist du todt — das Reich muß schwindn!
Und lägst du auch in enger Haft,
Laß er dich wieder Freiheit finden.
Wohl hast du es dem Herrn geweiht
Was du geschaffen und gestaltet!
Ja, sein ist Kraft und Herrlichkeit,
Die stets in deinen Werken waltet.

Rudolf Gottschall.

„Die Göttin", Rudolf Gottschalls ersten epischen Versuch, haben wir schon früher bei Besprechung seiner lyrischen Dichtungen erwähnt, weil das epische Element vor dem lyrischen und didaktischen so sehr zurücktritt, daß es kaum noch bemerkt wird. „Carlo Zeno" (Breslau 1852, 2. Aufl. 1856), den er bald darauf erscheinen ließ, beurkundet einen mächtigen Fortschritt in der epischen Behandlung, obgleich noch mancherlei Mängel nicht überwunden waren. Diese bestehen namentlich darin, daß er kein harmonisch gegliedertes, sondern in verschiedene Abschnitte zerfallendes Epos gab, die mit einander nur in der losesten Verbindung stehen, ferner darin, daß er sich ebenfalls von der Mode hinreißen ließ, mit der Form zu wechseln, eine Abirrung, die übrigens auch beinahe nothwendige Folge der ersten war. Denn da die fünf Gesänge, aus denen der „Carlo Zeno" besteht, in der That ganz in sich abgeschlossene, ganz verschiedenartige Verhältnisse veranschaulichende Dichtungen sind, so lag es nahe, sie auch durch die Form von einander zu unterscheiden. Auch die Ausführung ist nicht ohne Fehler. Freilich ist dieser Fehler von der Art, daß mancher Dichter ihn darum beneiden könnte; er hat sich nämlich von dem großen Gedankenreichthum, der ihm zu Gebote stand, überfluthen lassen, so daß er an manchen Stellen in rhetorische Breite verfällt. Dieß wird besonders aus den langen Monologen ersichtlich, die er seinen Personen in den Mund legt und die wegen ihres zwar immer inhaltreichen, aber zu großen Umfangs den raschen Gang der Handlung stören.

Diese Mängel verschwinden freilich gegen die großen und seltenen Vorzüge des Gedichts. Was zunächst die Darstellung betrifft, so ist diese von der größten Schönheit; sie hat Alles, was den Leser hinreißen kann; die Sprache ist nicht nur gewandt und fließend, sie ist auch von der reizendsten poetischen Färbung, sie ist würdig und edel und wird auch in den unbedeutendsten Stellen nie matt, vielmehr weiß der Dichter gerade solchen Stellen durch überraschend neue Wendungen oder kräftige Ausdrucksweisen und glückliche Bilder eine höhere Bedeutung zu geben. Seine Schilderungen sind meisterhaft, von der größten Anschaulichkeit und Wahrheit; sie sind gleich vortrefflich, ob er schwelgende Gelage oder idyllische Scenen, Land- oder Seeschlachten, den Sturm oder die Pest beschreibt. Der Stoff ist höchst bedeutend. Carlo Zeno ist eine großartige Erscheinung, die der poetischen Verherrlichung würdig war; ein heldenmüthiger Charakter, der sich in Glück und Unglück gleich groß erweist, in allen Lagen des Lebens die moralische Größe bewahrt. Und doch hat der Dichter keinen Romanhelden aus ihm gemacht; er hat ihm kein Wort in den Mund gelegt,

Handlung beigelegt, die nicht naturnothig aus seinem Wesen folgte. Auch die en Personen sind trefflich gezeichnet, die ſ schöne Eudoxia, der Venetianer Pisano, Paduaner Carrera, die liebenswürdige ca Giustiniani, und wie sie noch heißen t.

hr als zehn Jahre später ließ Gottschall veites Epos erscheinen „Maja. Ein Lotos-nkranz" (Bresl. 1864), in welchem die ichte eines jungen englischen Arztes erwird, der während des bekannten indischen andes, von den Seinigen getrennt, flüchtet, inem Hindumädchen vor deren Landsleuten rgen wird, dann unter mannigfaltigen teuern zu den englischen Truppen gelangt, : seine Retterin wiederfindet, die sich mit Theil derselben in die Luft sprengt, da e Feinde durch Hoffnung auf reiche Beute tet hatte, ihr in einen unterhöhlten Patempel zu folgen. In mehreren Episoden zt der Dichter das Gemälde des indischen s, dem er ein tief eingehendes Studium met zu haben scheint. Das Gedicht theilt orzüge, welche wir am ersten wahrgenommen , und namentlich zeigt sich die Meisterschaft)ichters in Schilderungen in ihrem ganzen ze.

Aus „Carlo Zeno".

t ihr, o Freunde, ein Piratenleben?
ab ich mich im Dienst des Staats ergeben,
ich der See, der wilden kecken Braut,
lder Ehe lustig angetraut,
ie das ungehemmte Element,
ur die Wonnen der Zerstörung kennt.
, der Blitz zu sein, der trifft und zündet,
ch kein Schlachtendonner ihn verkündet.
, den übermüthgen Feind zu necken
vig neuen, unverhofften Schrecken!
immern keine Klippen, keine Brandung,
ilden Sturm versuchen wir die Landung;
mmer ist das Glück der kühnen Schaar,
ürchten nicht, wir bringen die Gefahr.
nsre Heimath ist die Wasserwüste;
ıser Banner naht — erbebt die Küste;
ver Strand und jedes Meer verkündet
euerwerk, das lustig wir entzündet.
) Genuesenschiff gab Oel und Docht,
chten uns zur Nacht mit Feuerschein.
ıanches Mahl hat da das Meer gekocht,
ch gewürzt mit Indiens Spezerein.
) Festgewand von Purpur oder Seide,
Schönen Genuas ersehnte Freude,
ı so hell und lichterloh gebrannt,
inst der Desanira Brautgewand.
Gold und Silber, noch so tief verborgen,
olz in das Meer, das gierig es verschlang.
ıacht jetzt keinen Neid und keine Sorgen,
ıst kein Weib, macht keinen Schuldner bang;
aut Galeeren nicht und nicht Paläste,
eine Jungen kriechen aus dem Neste.
ht im Schoos des Meeres unverbrannt
andes schönstes Kind, der Diamant,
tet weich im Tang, als ob er schliefe,
ngestaunt von jedem Aug der Tiefe.
dort Siciliens und Liguriens Strand,
ft die Nacht erhellt ein lustger Brand!
letna nur, der Alte, schneebedeckt,
Der mit Zerstörung seine Lenden gürtet,
Mit seinen Donnern Erd und Himmel schreckt,
Mit heißer Lava Land und Meer bewirthet,
Er schien uns zuzulächeln aus der Wolke
Und neigte sich wie segnend seinem Volke.
Bezeug es uns, vollblütges Genua,
Im Glanz erstickt, wir ließen dir zu Ader.
War unser schreckenreiches Banner nah,
Wie flohn vor uns die feindlichen Geschwader!
Am Ufer die ligurischen Kastelle,
Oft unbewacht, doch fest und hochgethürmt,
Wir haben sie zu nächtger Zeit gestürmt,
Uns nähernd auf geheimnißvoller Welle.
Dann giengs gen Ost, um unsre Handelsflotten
Im Archipel vor jedem Feind zu schützen,
Dort zu zerbrechen seines Handels Stützen,
Die Wurzeln seiner Herrschaft auszurotten.
Dann nach Byzanz; — dem Kaiser, dem befreiten,
Johannes, unsrem treuen Bundsgenossen,
Half ich den lang ersehnten Thron erstreiten.
Der Griechen Volk hat sich mir angeschlossen;
Galatas Genuesen sahn mit Zagen
Den schönen Sieg, den wir davongetragen.
Andronikus ist aus Byzanz verbannt;
Fest ruht das Scepter in Johannes Hand.
Mit Kronen spielen wir, wie mit Denaren,
Doch besser ists, sie schenken, als sie nehmen.
Kein Kaiser wird die Horden der Barbaren,
Die wilden Thiere aus den Steppen zähmen.
Dann giengs nach Beirut, wie ihr mir befohlen,
Um schützend eine Zufuhr abzuholen.
Dort trafen mich die abgesandten Boten.
Wie schlug mein Herz in namenlosem Bangen!
Zurück zur Vaterstadt, der schwerbedrohten,
Trieb ohne Ruhe mich ein heiß Verlangen.
Wie neidet' ich den Möven ihren Flug,
Der sie so rasch zur fernsten Insel trug!
Und immer wieder stand vor meinem Blick
Ein nächtig Graun, ein Bild, vor dem ich bebte:
Venedig unterliegend dem Geschick,
In Flammen stehend, todt die Republik,
Auf deren Schutt das Drachenbanner schwebte;
Und träumend fuhr ich auf vom leisen Schlaf,
Ob nicht mein Ohr die Schreckenskunde traf.
Da auf den Höhn von Rhodus trägt die Welle
Ein genuesisch Schiff, zahlreich bemannt!
Es hat, gleich einem schwimmenden Kastelle,
Die Segelflossen prahlend ausgespannt,
Und schien mit seinem riesig breiten Rücken
Die Flut bis auf den Grund hinabzudrücken.
Der Leviathan, hoch im Meer gethürmt,
Ward gleich im Flug von Rechts und Links bestürmt.
Da peitscht mit seinem Rüssel umgewandt
Die Flut der schwere Meerselephant,
Sucht zu entwinden sich den Löwenkrallen,
Die ihn von allen Seiten überfallen.
Wir enterten das Schiff — Das war ein Wüthen!
Dreihundert Männer standen, kämpften, fielen.
Wie Frühlingsstürme niederstreun die Blüthen —
So sanken Leichen auf des Deckes Dielen.
Da trifft ins Eine Auge mir ein Pfeil;
Ein andrer lähmt den Fuß zu gleicher Zeit.
Der Leib ist wund, allein die Seele heil,
Und ruft das Vaterland — ich bin bereit.
Zeigt mir den Feind — mich dürstets ihn, zu schlagen,
Das Wild aus den Lagunen aufzujagen;
Gebt mir und meiner Schaar den schwersten Posten,
Wir sind's gewohnt, den Todeskelch zu kosten."
Und so geschahs. Schon in der nächsten Nacht
Stand das Geschwader Zenos auf der Wacht

Bei Brandolos versenkten Meereswällen,
Um die im Zorn gehemmte Fluten schwellen.
Die Nacht war still, es liegt das Meer im Dunkeln,
Wie Feuerwerke seine Wogen funkeln,
Hell leuchteten der Schöpfung Lebensfunken —
Ein Blitz — sie waren in der Nacht versunken.
So taucht ein Menschenleben auf und flieht,
Ein flüchtiges Atom, im All verglüht.
Der Mond im Ost stieg feurigroth empor,
Warf einer Fackel gleich ins Meer den Brand,
Als hätte ihn der Sturm vorausgesandt,
Zu öffnen ihm des Himmels nächtiges Thor.
Die Wogen schauerten so ahnungsvoll,
Als zögen sie entzückter Lust entgegen;
Die Locken flatterten, der Busen schwoll,
Durch alle Pulse ging ein feurig Regen.
Ein donnergleiches Brausen in der Ferne
Verscheucht vom Horizont die ersten Sterne —
Da dröhnt ein Stoß; Das sind des Sturms Posaunen!
Der Bräutgam naht, die freudgen Wogen staunen.
Und jede hat sich schlank emporgethürmt,
Steht aufrecht, den Ersehnten zu begrüßen.
Doch wenn der Wilde treulos weiter stürmt,
Da stirbt sie weinend hin zu seinen Füßen
Nicht länger hält der Anker die Galeere —
Schon schwankt die erste haltlos auf dem Meere,
Schon stürzt es über sie wie Bergeslasten,
Und trunkne Fluten tanzen um die Masten.
Die zweite folgt dem ungestümen Reigen —
Das ist ein rastlos Schwanken, Steigen, Neigen,
Ein Thyrsustanz, von wilder Lust beflügelt,
Am Arm des Sturms ein Taumel ungezügelt.
Die Genuesen sehn von ihren Schanzen
Ins Meer die ankerlosen Schiffe tanzen.
Sie stürzen an den Strand in wilder Hast,
Der Venetianer Dämme zu vernichten;
Sie schleppen näher der Bombarden Last,
Die sie auf die versenkten Kiele richten.
Doch Zeno sucht, im donnernden Orkan
Zum Schutz mit den Galeeren sich zu nahn.
Wie schwankt am Bord das riesge Wurfgeschütz,
Wie zuckt vom Deck der kunstgeschaffne Blitz!
Wie lechzend hoch empor die Woge züngelt,
Das Dampfgewölk verschlingt, das ihn umringelt,
Es scheint ein Krater in der Flut versteckt,
Der Flammen selbst in ihren Tiefen weckt,
Den Strand mit ausgeworfnen Felsen schreckt.
Bald steht die Flutenmauer aufgethürmt,
Wie eine Schanze, die das Schiff beschirmt!
Bald schwingt es sich empor auf ihre Spitze,
Und schleudert hoch herab die Todesblitze.
Da scheints, als flögen durch die Weltennacht:
Des Chaos Kinder, junge Meteore;
Als lieferten die erste heiße Schlacht
Die Elemente vor der Schöpfung Thore,
Der glühe Mond mit eines Dämons Lachen
Verbirgt sich hinter Wolken fern und still,
Und höhnt die Fluten, deren offner Rachen
Mit allen Sternen ihn verschlingen will.
Und mitten drin im Kampfe der Titanen
Dies Heldenvölklein auf gehöhlter Borke,
Mit schwanken Masten, flutbenetzten Fahnen,
Wie Liliputer schwimmend auf dem Korke.
Da wird vom Strudel Zenos Schiff erfaßt,
Geschleudert an den Strand vom grimmen Sturm.
Der Genuesen Schaar vom nahen Thurm
Begrüßt mit Jubel den willkommnen Gast.
Das war von Flut und Sturm ein grausam Spiel,
So nah zu setzen das ersehnte Ziel;
Wie üben sich die Schützen unverdrossen,
Wie regnets rings von Steinen und Geschossen!
Wie Hagelwolken auf die Saatgefilde,
So schauerts nieder auf die Helm' und Schilde.
Als ob er erst die Sichel schwingen lernte,
So scheint der Tod erstaunt ob seiner Ernte.
Hier bei zerbrochnen Rudern schwimmen Leichen;
Der Steuermann umklammert fest das Steuer,
Das Auge halb verhüllt vom Todesschleier.
„Pflanz auf, o Zeno, der Ergebung Zeichen!"
So rufen bittend, drohend die Genossen.
Doch Zeno steht unbeugsam, unerschüttert,
Ob auch der Mast schon in die Lüfte splittert,
Er winkt dem besten Schwimmer fest entschlossen:
„Hier ist das Tau und hier das Meer — nun schwimme
Zum nächsten Schiff und trotz der Fluten Grimme,
Und kannst du meine Barke nicht erreichen,
Die rettend uns ins hohe Meer bugsiert,
So geben wir dem Feind, was ihm gebührt —
Kein Pünktchen mehr — ein Wrack und unsre Leichen."
Der Schwimmer stürzt sich in die Flut — er rafft
Zusammen wie verzweifelt seine Kraft.
Doch rückwärts schleudern ihn gethürmte Wogen,
Wie wandelnde Gebirge näherrückend,
Herüberschießend in gewaltgem Bogen,
Mit ihrer Last den Ringenden erdrückend.
Doch sieh! Er taucht empor — des Sturms Genoß;
O mögst du glücklich auf den Wellen reiten!
Ihn trägt mit Macht ein schäumend Flutenroß
Auf Einmal fort in unverhoffte Weiten.
Dort sinkt er in ein Grab; doch unverloren
Hat neu die neue Welle ihn geboren.
Er hält das Tau wie krampfhaft in der Hand,
Es wächst und wächst, entrollt sich lang und länger.
Den Schwimmer deckt die steile Flutenwand,
Bald winkt Erlösung aus der Hand der Dränger.
Ein Freudenschrei — ein Ruck! Es spannt, es hält!
Werft die Geschütze über Bord! Wie zischt
Die Flut empor, hoch spritzend Schaum und Gischt,
Wenn solch ein Erzkoloß zur Tiefe fällt,
Mit solcher plumpen, dröhnenden Gewalt,
So ungeberdig und so ungestalt,
Das Erz noch von der schweren Arbeit heiß,
Daß es die Woge kaum zu löschen weiß.
Erleichtert hebt vom Strand sich die Galeere;
An zieht das Tau — in trotzigem Behagen,
Wie auch die Fluten ihre Seiten schlagen,
Beginnt sie nun zu ringen mit dem Meere.
Und auf die aufgethürmte Wogenburg
Klimmt sie heran und kämpft sich siegend durch.
Es sieht der Feind das müdgehetzte Wild
Erstaunt vom Todeslager sich erheben,
Sich decken mit der Flut krystallnem Schild
Aus dem Gehege fort ins Weite schweben.
Nach sendet er die zürnenden Geschosse
Voll Wuth, daß solche Beute ihm entgangen.
Rings taumeln in das Meer die Steincolosse,
Und Pfeile zischen um das Haupt wie Schlangen.
Und Zeno, der auf dem Verdecke weilt,
Mit festem Schritt den schwanken Raum durcheilt,
Durch die Musik des Todes unbeirrt,
Die ohne Takt und Rast ums Haupt ihm schwirrt,
Das Steuer leitend und mit Donnerstimme
Den Dreizack schwingend ob der Fluten Grimme.
Er fährt zurück, von einem Pfeil getroffen,
Und tief am Halse klafft die Wunde offen.
Doch rasch ermannt er sich, zerbricht mit Kraft
Des tückschen Pfeiles leichtbeschwingten Schaft.
Und mag das Erz auch haften in der Wunde —
Es sinkt des Lebens Preis in solcher Stunde.
„Quill ungehemmt hervor, du heißes Blut!

:beer wächst, genetzt von deiner Flut!
rwärts — wie's auch vor den Augen flimmert,
hwankt am Himmel nicht der Stern der Pflicht,
ern des Ruhms, der treuen Bürgern schimmert,
dem Tod gesehn ins Angesicht.
hte Pfeil fehlt diesem Bogenspanner,
t des Lebens Mark, die Ehre nicht!
rwärts — seht, schon winkt das Markusbanner!
lt, geküßt vom ersten Morgenlicht!
t ist das Schiff, ist bei den andern;
nn ich selbst getrost hinüberwandern.
ande brennt; fortströmt das Blut, das warme —
sinkt der Held in seiner Freunde Arme."

Julius Grosse.

Julius Grosse

lius Grosse, geb. am 25. April 1828 furt, besuchte das Gymnasium zu Magdewohin sein Vater 1833 versetzt worden machte 1846—1849 den Cursus eines eters durch, worauf er die Universität bezog, um die Rechtswissenschaft zu stu-. Doch waren seine juristischen Studien von Dauer; literarische Bestrebungen, so-Versuche in der Malerei verleideten ihm genannte Brodstudium und veranlaßten m Jahre 1852 nach München zu gehen, die Akademie der bildenden Künste bezog. Verkehr mit dem dortigen Dichterkreise te ihn immer entschiedener zur rein literarischen Thätigkeit und er übernahm im J. 1855 die Stelle eines ständigen Mitarbeiters an der Beilage der „Neuen Münchener Zeitung", für welche er über sieben Jahre lang Kunst- und Bühnenberichte, sowie literarische Kritiken in großer Anzahl lieferte. Unterbrochen wurde diese Thätigkeit nur durch eine größere Reise nach Italien und durch einen längeren Aufenthalt in Leipzig, wo er die Redaction der „Illustrirten Zeitung" übernehmen sollte, was sich jedoch durch Krankheit zerschlug. Im J. 1862 ging die „Neue Münchener Zeitung" als „Bayerische Zeitung" in den Besitz der Regierung über, die ihm die Redaction des nicht politischen Theils übertrug, eine Stellung, die seinen Wünschen vollständig entsprach, weil sie ihm Zeit zu eigenen größeren Arbeiten gewährte.

Einige Jahre nach Veröffentlichung seiner Gedichte, die wir schon oben besprochen haben, ließ Grosse „Epische Dichtungen" (München 1860) erscheinen, welche die den Gedichten gewordene günstige Aufnahme vollkommen rechtfertigten. Diese neue Sammlung bot drei Dichtungen: „Das Mädchen von Capri" (welches schon ein Jahr vorher in Schads Musenalmanach erschienen war), „Farak Musa" und „Der graue Zelter", unter welchen die erste ohne Zweifel als das gelungenste zu bezeichnen ist, wenn ihm auch die andern nicht sehr nachstehen.

Ein Maler, mit dem ein russischer Graf, Alessandro, in Neapel Freundschaft geschlossen hatte, vertraut ihm, daß er in Capri ein holdes Kind treulos verlassen, er könne erst dann Ruhe wiederfinden, wenn sich ein Freund entschlösse, sie zu trösten und ihn zu ersetzen. Um ihn, den Kranken, zu beruhigen, entspricht der Graf seinem Wunsch. Auf der Fahrt nach der Insel trifft er mit einem schönen Mädchen zusammen, die ihren Bruder in die Stadt begleitet hatte, wo er in das Heer hatte eintreten müssen. Es gelingt ihm, sie zu trösten, und es entspinnt sich in der Stille der Nacht, während alle Reisenden schlafen, ein vertrautes Verhältniß zwischen den Beiden, das sich in Capri fortsetzt, wo er längere Zeit verweilt und über dem schönen Liebesglück das dem Freunde gegebene Versprechen vergißt. Eines Tags fragt er im Liebesübermuth Graziella, so hieß die Geliebte, ob sie schon geliebt habe. Da entdeckt sie ihm, daß sie von Einem, den sie innig geliebt, verlassen worden sei; zwar habe sie Dieß nicht so sehr geschmerzt, denn Aehnliches sei schon Vielen begegnet, allein es habe ihr Herz empört, daß er ohne Abschied fortgegangen sei und ihr habe sagen lassen, er wolle ihr den Freund zur Tröstung schicken. Sie habe ihm Rache zugeschworen, und eben so sehr hasse sie den Freund, den er schicken wolle; sie könnte diesen ruhig vergiften, fügte sie hinzu. Aus Rache an dem Ungetreuen habe sie sich der neuen Liebe hingegeben, die sie nun auch getröstet und gestärkt habe. Fünf Tage lang vermied Alessandro, zur Geliebten zu gehen, aber endlich trieb ihn die Sehnsucht, sie aufzusuchen und sie zur Gattin zu verlangen. So glücklich sie sein Erbieten macht, so will sie sich doch nicht von der schönen Heimat trennen, wo sie kindliche Pflicht gegen die alte Mutter zurückhalte; auch würde sie in der Fremde stets fürchten, dem Treulosen zu begegnen. Er gesteht ihr, daß er der von ihr erwartete Freund

sei. Entrüstet flucht sie dem Verräther und dem Freund, dieser verläßt sie zürnend, denn er fühlt, daß sie den Maler noch liebt und sich der neuen Liebe nur hingegeben hat, um den Treulosen zu vergessen. Aber auf der Fahrt nach Neapel wird er ruhiger; er zweifelt nicht mehr, daß sie ihn doch wirklich liebt, und er faßt den Entschluß, nach Capri zurückzukehren, dort seine Wohnung aufzuschlagen und die Geliebte zu heirathen. In Neapel sucht er den Freund auf; dieser war eben gestorben, er hatte einige Zeilen an ihn hinterlassen, in welchen er gestand, daß er die Geliebte verlassen, weil er, brustkrank, seinen Tod vorausgesehen, was das zerrissene Gemüth Graziellas beruhigen mußte. Alessandro konnte es ihr freilich nur schriftlich mittheilen, denn da Napoleon eben Rußland den Krieg erklärt hatte, eilte Alessandro in die Heimat, um am blutigen Kampfe Theil zu nehmen. An der Beresina glückte es ihm, Graziellas Bruder vom nahen Tode zu erretten; er pflegte den Verwundeten und entließ ihn, reich beschenkt, in die Heimat. Zwar entdeckte er sich ihm nicht, doch sagte er ihm so viel, daß Graziella bei des Bruders Bericht ihn erkennen und sich liebevoll dankbar an den Geliebten erinnern mußte.

So einfach die Fabel des Gedichts, so reich ist ihre Ausführung, in welcher der Dichter das Gemüthsleben seiner Personen mit eben so viel Talent zur Anschauung bringt, wobei er eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens entfaltet. Vortrefflich ist insbesondere, daß das, was nicht bloß Graziella, sondern auch die Leser verletzen mußte, durch des Malers letzte Zeilen so wohlthuend gelöst wird. Von großer, oft überraschender Schönheit sind die einzelnen Schilderungen, namentlich die Fahrt nach Capri und die letzte Zusammenkunft der Liebenden, die mit der ewigen Trennung schließt. Mit großem Glück sind kleine Episoden eingeflochten, welche zur Belebung des Ganzen wesentlich beitragen. Wir erwähnen vor Allem die Schilderung des Volkes und des Lebens auf der Insel, die einem Pfarrer in den Mund gelegt wird, welchem Alessandro begegnet, als er die Geliebte aufsucht. Die Sprache ist wohllautend, der Ausdruck edel, die Darstellung klar und fließend; die Bilder sind stets glücklich und die Verse meist gut gebildet.

Wir wissen nicht, ob das „Mädchen von Capri" auf eigener Erfindung des Dichters beruht; dieß ist wenigstens nicht der Fall bei den zwei andern Dichtungen, deren Stoff entlehnt ist, ob wir gleich die Quelle nicht nachzuweisen vermögen. Im „Farak Musa" berichtet der Dichter von einem reichen Jüngling, den ein Mädchen, das er verschmäht hatte und ohne es zu erkennen als Sklavin kauft, durch List in Armuth und Elend stürzt, bis sie endlich, von seiner Liebe überzeugt, ihm entdeckt, daß Alles nur Schein war und er noch sein ganzes Vermögen und zudem ihre Liebe besitzt. Bekannter ist der dem „grauen Zelter" zu Grunde liegende Stoff. Ein Fräulein soll einen von ihr gehaßten Mann heirathen, aber als sie mit dem verhaßten Bräutigam in dessen Wohnung zieht, schlägt ihr Zelter, ein Geschenk des von ihr Geliebten, unbemerkt von der Begleitung einen Nebenweg ein und bringt sie in das Schloß des Geliebten. In beiden Dichtungen entfaltet der Dichter einen köstlichen Humor.

Weniger glücklich ist „Gundel vom Königssee. Epische Dichtung aus dem bairischen Hochland in 7 Gesängen" (Lpz. 1864). Zwar bietet es ebenfalls viele einzelne Schönheiten, und es sind insbesondere die trefflichen Naturschilderungen zu erwähnen; Grosse sieht überall mit dem Auge des Malers und fühlt mit dem Herzen des Dichters. Dagegen sind die verschiedenen Motive nicht scharf genug hervorgehoben, was den Eindruck oft außerordentlich schwächt. Vor Allem aber ist zu tadeln, daß sich der Dichter erlaubt, mundartliche Ausdrücke zu gebrauchen. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß viele derselben allen Lesern, die nicht mit der Mundart des bayerischen Gebirgs vertraut sind, ganz unverständlich bleiben; von größerer Wichtigkeit ist, daß die Einheit der Darstellung vollständig vernichtet wird, und wir halten das Einmischen der Mundart für eben so unkünstlerisch und verderblich, als das Einmischen fremder Worte, da in der That Beides sich auf gleiche Weise gegen die Reinheit der Sprache versündigt.

Aus dem „Mädchen von Capri".

Also kam der Abend heran und die Zeit, wo das Marktschiff
Heimwärts fährt; allwöchentlich zwei Mal kommts nach Neapel,
Um der Hauptstadt Markt zu versorgen mit Wein und Orangen,
Herrlichen Feigen und Fischen des Meers. Schon spät war es dies Mal,
Eh es gerüstet zur Abfahrt war. Noch tanzten am Pharo,
Trunken vom Weine, die Leute des Boots zum Fischergesange,
Lallten von Tarantella, Bottiglien und Mädchen und nahmen
Zutrauensvoll in die Mitte mich gleich und heischten ein Trinkgeld,
Gerne gab ich mehr, denn berauscht war ich selbst in Gedanken.
Schon die Trauernde meint' ich zu sehen auf einsamen Felsen,
Weit hinstarrend ins Meer, Ariadne gleich, der verlaßnen
Deren Thränen ein Bachus besiegt und in Lächeln gewandelt.
Also den Sinn entbrannt, hernieder stieg ich ins Fahrzeug.
Rings schon waren die Bänke gefüllt — Marinari und Mönche,
Weiber betend den Rosenkranz und nackende Kinder.
Ave Maria wars. In Glut aufflammte der Golf noch
Weit in flüssigem Glanz. Fern blitzten Burgen und Villen
Silberschimmernd; aber am Gipfel hoch des Vesuves
Schwamm eine rosige Wolke des Rauchs, doch ohne Bewegung,
Als verbärge sie Götter der'. Im nächtigen Schatten
Standen die Meercastelle, der Mastenwald in dem Hafen;
Draußen aber im Glanz, im fernen, strahlte das Eiland,
Reich an Sagen, ein felsiger Dom von Schwalben umflogen.
Ueber ihm glänzte ein Stern schon klar, und freudig begrüßt' ich
Ihn als Zeichen der Liebe; doch Amor zürnte dem Fremdling
Und voll Schalkheit fügt' er es anders, als es beschlossen,
Wie kein Sterblicher weiß, was ihm gesponnen der Schelm hat.

Aber als nun die Nacht einbrach und das Auge sich wandte,
Müde der Ferne, um näher die bunte Gesellschaft zu mustern,
Die mich begleitete: wunderbar — weit holdere Reize

Blühten mir in der Näh. Zu Seiten mir lagert ein Priester
Auf dem Packtuch breit, doch ihm zu Füßen und tiefer
Zwischen den Körben am Boden gestützt bemerkt ich ein Mädchen,
Blaß in bräunlicher Schöne, wie Bronzen der griechischen Göttin,
Eh sie die Luft mit Giftgrün schmückt, und ehe die Asche
Sie mit eisernem Ton geschwärzt. Das Mädchen war stille,
Flocht zwei Kindern die Zöpfe zurecht, wohl jüngern Geschwistern,
Sah dann ernst vor sich hin und flüsterte leise Gebete
Andachtvoll. Welch seltene Mischung kindlicher Unschuld
Und jungfräulicher Innigkeit beseelte dies Antlitz!
Groß und gedankenvoll zuweilen schlug sie das Auge
Trauerumflort zum Himmel empor. Dann küßte sie wieder
Ihre Kleinen zerstreut. Mit unbeschreiblichem Zauber
Hielt mich die liebliche Gruppe gebannt. Doch lange vergeblich
Sann ich auf Listen, den Platz mit dem geistlichen Vater zu wechseln;
Denn der Gute war breit, und angewachsen wie Felsen
Hielt er die beste Stelle besetzt, wie Viele auch sonst wohl
Pflegen im Land. Nur im Fall, daß zu höherem Rang sie berufen,
Dann wegrücken all Zeit auch gern die Beglückten der Erde;
Drum erhöht ich den Platz mit meinem Gepäcke und endlich
Mit lateinischem Vers Virgils, des holden, gelang es.
Denn ich stellte mich krank, und als er mich fragte versetzt ich:
„**Infandum, regina, jubes renovare dolorem.**
Zahnschmerz, würdigster Herr, vom Luftzug spür ich von links her;
Aber Ihr könnt mir helfen, mein Vater, wollt Ihr die Stelle
Tauschen mit mir. Madonna verleiht Euch sicher zum Lohne
Einstens den rothen Hut dafür." Dies sprach ich lateinisch — Zaubrer Virgil! Du thatst dein Amt. Zwar schirmtest du Roma
Und Neapel dereinst. An ehernen Wunderbildern
Klangen die Glöckchen, sobald Barbaren bedrängten das Weltreich,
Brücken aus Luft und Städte auf Eiern bautest im Meer du,
Sprengtest den Berg Positipp, vertriebst die Schlangen aus Napel;
Nie doch hast du Priester bekehrt, vom Platze zu weichen.
Schmunzelnd that ers sofort, sobald er Lateinisch vernommen.

Völlig indeß sank Dunkel herein. Nicht lange so war ich
Mitten im Plaudern mit ihr. Und lieblich kehrte die Antwort,
Kehrte die Frage zurück. Bald wußt ich die Trauer des Mädchens;
Denn vom Bruder für lange Zeit war sie heute geschieden.
Früher gehorcht' er der Mutter nur, dem Rufe des Tanzes
Und Tamburins. Heut folgt' er gezwungen dem Wirbel der Trommel
Und den Fahnen des Reichs. Denn drohender zogen die Wolken
Rings des Krieges heran. Wer weiß, ob ihm Ehre bescheert einst
Oder ein blutiger Tod auf fremder, feindlicher Erde.
„Schütz ihn, Madonna!" und brünstig erhob sie die flehenden Hände,
Wieder voll Wasser standen die Augen ihr. Wahrlich auf Erden
Schien mir sie heilig, so süß Nichts mehr — als Liebe der Schwester,
— Als ihr Bruder zu sein. Manch Trostwort weckte das andre.
Und so wurden wir bald vertraut, als hätten wir Monde,
Jahre bereits mitsammen verlebt. Darauf als ein Lüftchen
Sich von Osten erhob, aufrollt' ich ein blumengesticktes
Persisches Tuch, die Lust der Fraun. Sie litt es geduldig,
Als ich es ihr um den Nacken schlang. Darauf als sie müde
Einzuschlummern schien und auf die Fässer sich stützte,
Lud ich sie ein, ihr Köpfchen auf meine Kniee zu legen,
Wies im Gedränge auf Reisen zu Schiff die Freiheit gestattet.
Zwar sie weigert' es erst aus Scheu; nicht lange doch währt es:
Lächelnd sah sie empor noch Ein Mal und legte ihr Köpfchen
Wieder auf mich, daß reich mich überströmten die Locken.
Also geschlossenen Auges das Leben, das athmende, fühlt' ich
Ruhen auf mir, im Scheine des Schlafs, denn der lächelnde Mund sprach:
Sieh, ich bin wach und warte auf dich. Noch lange versunken
Starrt' ich die ruhende Schönheit an. Dann beugt' ich mich leise,
Wie wenn ein Wandrer im Busch des Waldsees Nymphen belauschet,
Badend im Mondlicht, oder des Mittags schlafend am Ufer.
Plötzlich schlug sie die Augen auf, die träumerisch dunkeln,
Doch an unendlicher Güte soreich. Wars Kühnheit des Raubes,
Wars magnetische Kraft, daß sich die Lippen gefunden?
Willenlos war es geschehn, und blindlings küßten sie wieder.
Aufrecht zog ich sie dann empor, und sie lehnte sich schüchtern
An die Schultern mir an, doch bald vertraulich und furchtlos.
Und nun begann ich selbst, die Locken ihr scherzend zu ordnen
Reich in phantastischer Märchenpracht. Ein sammtenes Hutband
Schlang ich darum, doch mit seidenem Tuch umwand ich die Stirn ihr
Turbanähnlich. So saß sie geschmückt und schmiegte sich innig
Halb im Wachen und Schlaf in meine umschließenden Arme.

Karl Arnold Schloenbach.

Karl Arnold Schloenbach, geboren am 31. August 1807 auf einem Hütten- und Bergwerke bei Missen an der Sieg, sollte sich dem Militärstande widmen, doch widerstrebte dieß seinem ganzen Wesen und er studierte theoretische Landwirthschaft. Von 1841—1842 war er als Domänenamtssekretär in Mühlheim a. Rhein angestellt, woer Kinkel kennen lernte, von welchem er in den Dichterkreis des Maikäfervereins eingeführt wurde. Dieß entschied seinen Hang nach poetischer Entwickelung, auch veranlaßten ihn seine freisinnigen Ansichten, den Staatsdienst zu verlassen. Rötschers Werk über das Wesen und die Bedeutung der Schauspielkunst erfüllte ihn mit solcher Begeisterung, daß er sich der Bühne zu widmen beschloß. Vergeblich rieth ihm Rötscher, zu dem er nach Bromberg reiste, davon ab. Nach mannigfachen Studien und Schicksalen in Königsberg und Leipzig, kam er im Herbst 1845 nach Oldenburg, wo er bis zum Frühling 1846 im Hause Mosens wohnte, an welchen ihn Rötscher empfohlen hatte. Später ließ er sich in Hamburg nieder, wo er seine schriftstellerische Laufbahn begann. Im Sommer 1848 zog ihn jahrelange Freundschaft mit seiner nachmaligen Frau, einer Tochter der berühmten Sophie Schröder, nach Coburg, wo er 2½ Jahr lang eine freisinnige Zeitung redigierte, von der

er jedoch zurücktrat, als die Reaction immer mächtiger wurde. Von den Polizeibehörden fortwährend beunruhigt, mußte er seinen Aufenthalt öfters wechseln. Von Dresden zog er nach Leipzig, im Herbst 1855 nach Mannheim, wo er sich verheirathete, Vorlesungen hielt und die „Süddeutschen Blätter für Kunst und Wissenschaft" gründete. Im Herbst 1857 zog er wieder nach Coburg, wo seine Frau am Hoftheater ein Engagement gefunden hatte und er über drei Jahre lang die Erziehung mehrerer Knaben leitete. Er starb dort nach längeren Brustleiden am 17. Sept. 1866.

Arnold Schloenbach

Wir haben oben gesagt, daß Schloenbachs lyrische Dichtungen höher stünden als seine epischen; doch sind auch diese aller Beachtung werth. Zwar ist sein erster Versuch in diesem Gebiet „Aus der Blumenwelt. Ein Märchenepos" (Dresd. 1852) noch ziemlich schwach; die zum Grunde liegende Idee gelangt nicht zur Klarheit und das lyrische Element herrscht zu gewaltig vor. Aber er entwickelte schon in einer folgenden Dichtung eine sehr bedeutende Gestaltungsgabe. Allerdings können „Die Hohenstaufen. Ein Epos in 6 Gesängen" (Hildburgh. 1859), die wie die vorgenannte Dichtung anonym erschienen, auf den Namen eines Epos keinen Anspruch machen, da die sechs Gesänge und zum Theil sogar die einzelnen Lieder, aus denen die Gesänge bestehen, nur einen chronologischen, keineswegs aber einen künstlerischen Zusammenhang darbieten. Auch hat die Anlage mancherlei Mängel zur nothwendigen Folge gehabt, unter welchen wir besonders die allzu rasche Darstellung derjenigen Verhältnisse hervorheben, in denen die Hohenstaufen entweder nicht oder nur in untergeordneter Weise betheiligt sind, wodurch die Berichte nicht selten der wünschenswerthen Klarheit ermangeln. Sehen wir jedoch davon ab, daß Schloenbach seine Dichtung mit Unrecht ein Epos genannt hat, was sie nicht ist und nie werden konnte, betrachten wir dagegen die einzelnen Abschnitte als selbstständige Dichtungen, so muß das Urtheil ungleich günstiger ausfallen. Zunächst ist lobend anzuerkennen, daß der Dichter der Geschichte so weit Rechnung getragen hat, als sich irgend mit dem Zweck der Dichtung vertrug, daß er die Lücken der Ueberlieferung im Geist der Geschichte mit poetischem Sinn ergänzte, und daß er die Begebenheiten und Personen in ihrem wahren Lichte darstellte, was sich unter Anderm schon daraus kund giebt, daß er das Streben der Hohenstaufen, wenigstens der gewaltigsten unter ihnen, sich in den Besitz von Italien zu setzen, mit richtigem Blick als Deutschlands Unglück bezeichnet; nur hätte er noch schärfer hervorheben sollen, daß sie im Ganzen das deutsche Reich nur als Mittel gebrauchten, jenen Zweck zu erreichen. Beinahe jeder einzelne Abschnitt zeugt von des Dichters poetischer Kraft, und wenn wir alle schönen Einzelnheiten namentlich erwähnen wollten, müßten wir beinahe jeden Abschnitt bezeichnen. Denn er trifft alle Töne gleich gut und weiß sie alle angemessen darzustellen. Außer den unten mitgetheilten Stellen sind noch manche andere als hervorragend zu bezeichnen, so die Charakteristik des redegewaltigen Bernhard von Clairvaux, die Schilderung von Mailands Fall, der Festtage zu Mainz, wo er die deutschen Sänger in kurzen Zügen glücklich charakterisirt, der Kinder Kreuzzug u. a. m. Von großer Kraft und zuweilen von hinreißender Schönheit sind namentlich die Abschnitte, in denen er die beiden Friedrich und Heinrich VI. vorführt.

Die nämlichen Mängel und die nämlichen Vorzüge wiederholen sich in „Ulrich von Hutten. Ein vaterländisches Gedicht in 20 Liedern" (Berl. 1862). Auch hier zerfallen die Lieder in einzelne unabhängige Abschnitte, von denen manche viel zu knapp gehalten sind, so daß Jemand dem die Geschichte nicht genauer bekannt ist, sie kaum verstehen kann. Manche sind gar zu anekdotenmäßig gehalten. Ferner ist die bloße Anführung der Schriften Huttens zu abstrakt; einzelne, z. B. die Reden gegen den Herzog Ulrich von Würtemberg hätten den Dichter zur poetischen Reproduktion begeistern sollen. Der großartigen Stellen sind sehr viele, so ist diejenige, in welcher der Mord des Hans von Hutten berichtet wird, von ergreifender Schönheit und Kraft. Wie in den „Hohenstaufen" entfaltet der Dichter auch hier eine tüchtige, echt vaterländische Gesinnung, und auch hier müssen wir das lebendige Ergreifen und tiefe Erkennen der großen Zeit und der großen Gestalten rühmend anerkennen.

Einen neuen Ton schlug der Dichter in dem Gedicht „Was sich der Wein erzählt." (Münch. 1862), worin er die romantisch sentimentalen Dichtungen von Putlitz u. A. mit viel Talent persifliert, zugleich aber auch zeigt, wie Jene

hätten erzählen ſollen. Die einzelnen Geſchichten, zu denen ihm nur zum Theil mündliche Ueberlieferungen vorlagen, ſind vortrefflich ausgeführt und zeugen von des Dichters Phantaſie und Geſtaltungsgabe, ſowie von deſſen reichem Humor.

In den „Garibaldi-Liedern“ (Hamb. 1862), einem kleinen Epos in drei Geſängen, deſſen Inhalt ſchon der Titel bezeichnet, und in „Der Stedinger Freiheitskampf. Ein vaterländiſches Gedicht in 18 Geſängen“ (Bremen 1864) kehrte er zum ernſten Epos zurück. Das zweite ſteht künſtleriſch am Höchſten, indem es einen einfachen, aber bedeutenden Stoff, den Heldenkampf des tapfern Völkleins der Stedinger gegen die Grafen von Oldenburg und den Erzbiſchof von Bremen, in organiſchem Zuſammenhang darſtellt und durch vortreffliche Schilderung der Localitäten, verſchiedener Naturerſcheinungen, z. B. eines Sturms, der Sitten und Volksgebräuche poetiſch belebt.

Aus „Die Hohenſtaufen.“

1. Albero, Erzbiſchof von Trier.

Der Kaiſer Konrad an der Werra ſtand,
Nah an der Fulda ſtand der Sachſenfeind,
Und zwiſchen Beiden lag das grüne Land
In ſaftger Saat; der Sonne Gluth vereint
Der beiden Heere hellen Waffenglanz
Zu einem weiten wunderſamen Leuchten;
Erquickend weht es von der Berge Kranz;
Es ſtrahlt des Thaues diamantnes Feuchten
Milliardenfach auf Gräſern und auf Halmen;
Laut rauſchen auf des Waldes ewge Pſalmen.

„O ſchrecklich iſts, daß ſolchen Gottesmorgen,
Der Haß, der Zorn und Menſchenblut entweiht!
O ſchrecklich iſts, daß nun in Angſt und Sorgen
Der Bruderkampf aufs Neu das Land entzweit!“
So, — tiefbewegt, — hat Mancher laut gedacht,
Und tauſend Andre habens nachempfunden.
Es hat Natur in ihrer Zaubermacht
Der Männer Trotz mit Liebe überwunden.
Sie hat auch hier mit ihrem Glanz vereint:
Denn wie bei Konrad, fühlt man auch beim Feind.

Vor Allen friedlich, — nur in andrer Weiſe, —
Stimmt auch Albero, Erzbiſchof von Trier.
Ihm waren Frohſinn, Sang und edle Speiſe
Weit lieber ſtets als Beten und Brevier.
Hoch ob der Feindſchaft lodernden Parthein,
Dem Sterblichen in Rom und jedem Reiche,
Stand ihm das Ewge in dem edlen Wein,
Im Feuergeiſt, dem jeder andre weiche.
Oft hat beglückt ers an ſich ſelbſt erfahren,
Was dieſer Geiſt dem Geiſt kann offenbaren.

Wohl konnt er kämpfen, konnt er rühmlich wagen,
Wenn ihn ſein Kaiſer, wenn die Pflicht ihn rief.
Doch ſtets behaglich; und vor jedem Schlagen
Trank er erſt wacker, aß er gut und ſchlief,
Bis die Trompeten ihn zum Kampfe weckten.
Dann einge Becher raſch noch an den Mund,
Bis, wie er glaubte, ſich die Kräfte weckten
Und ſo der Menſch erſt recht vom Kampf geſund.
Drum wo er gieng, und wo er ritt und ſtritt:
Es muß ſein Wein als Waffenbruder mit.

Und auch nach Sachſen wurd ihm mancher Eimer
In großen Tonnen treulich nachgefahren,
Und zwar ein alter, echter Rüdesheimer.
„Am Wenigſten darf man den beſten ſparen“:
Das war ſein Grundſatz, und ſo läßt er nun
Die edlen Tonnen vor die Zelte wälzen
Für jeden Herrn. Das gab ein emſges Thun!
Des Weines Gluth muß auch das Letzte ſchmelzen
Um aller Bruſt von ſtarrem Groll und Zorn,
Aus jeder Tonne quillt ein Liebesborn.

Man ſchickt Geſandte zu den Sachſen hin,
Und wars nun freilich nicht nach Krieges Brauch,
Doch nach der Sachſen uralt deutſchem Sinn:
Mit *einem* Becher und mit *manchem* Schlauch.
Das Friedenswort hat guten Grund gefunden;
Vom Feind zum Feinde geht der *Eine* Becher.
Leer ſind die Schläuche und man ſieht verbunden,
Treu Arm in Arm die alten, braven Zecher.
Ins Kaiſerlager kommen jetzt die Sachſen
Und Alle trinken wie in Eins verwachſen.

Albero ſorgt, daß ſtets der Becher wandre;
Nie voll, nie leer, — ſo immer in der Schwebe.
Ein gutes Wort gibt immer gleich das andre, —
Des Friedens Saat ſproßt aus dem Saft der Rebe;
Von ſolchem Naß ſtets fruchtbar angegoſſen,
Wächſt raſch die Saat zu einer vollen Blüthe:
Bis übers Jahr wird Waffenruh geſchloſſen,
Das Sachſenland durch ſeines Kaiſers Güte
Dem ſtolzen Heinrich wieder zugebracht.
So ſchließt der Kampf und nun zur Becherſchlacht.

Das Ungemeinſte ſah man jetzt erſt leiſten,
Als gieng durchs Lager einer Wüſte Dürſten.
Sie tranken brav, die Sachſen; doch am Meiſten
Die alten Baier- und die Schwaben-Fürſten.
Albero ſtrahlt von Wein und Friedenswonne,
Und allgemein hat man den Mann verehrt.
Er ſtreift mit Ehrfurcht eine leere Tonne
Und nennt den Wein „das echte Siegesſchwert.“
Er ſchaut umher mit Schmunzeln und mit Lächeln,
Wie ſich die Trinker mit den Schilden fächeln.

Und bis zum Abend woget das Getreibe,
Doch da geſchehn gar wunderbare Sachen.
Ganz ſchief herunter hängt des Mondes Scheibe,
Die Sterne hüpfen und die Berge lachen.
Die Nachtigallen ſingen: „Rüdes — — heimer!“
Die alten Bäume fangen an zu wackeln,
Die leeren Tonnen tanzen und die Eimer, —
Das wird zu arg! Herbei, herbei die Fackeln!
Die Pferde vor! — Und mögen ſie auch ſchwanken —
Fort, fort nach Haus! mag auch der Boden wanken!

2. Friedrich I. Rückzug aus Italien.

Wohl will der Blick ſich jetzt auf Mailand richten,
Doch ſorglich prüft der Kaiſer ſeine Macht.
Auch ruft das Reich mit vielen ernſten Pflichten,
Drum hat er maßvoll ſeinen Zorn bewacht.
Den Einen Theil des Heers entläßt er gleich
Und mit dem kleinſten, doch dem treuſten, andern
Will auf dem Rückweg in das deutſche Reich
Er erſt Italien ſtolzen Schritts durchwandern.
Es ſoll nicht heißen, daß der Kaiſer fliehe.
Wenn er auch jetzt nicht gegen Mailand ziehe.

Und ſtets gefaßt auf offnen Ueberfall,
Geht Friedrich vorwärts; doch ihm folgt die Tücke,
Und der Verrath geht mit ihm überall.

Verena baut ihm eine falsche Brücke:
Wenn ihre Mitte Friedrichs Heer erreicht,
Stürzt sie zusammen mit der Heldenlast,
Heran der Feind von beiden Ufern schleicht,
Die Heerestheile, — die getrennten, — faßt;
Dem Theil im Fluß droht noch mit Todesstoß
Ein nah verborgnes, ungeheures Floß, —

Das war der arge, unheilschwangre Plan.
Schon hielt Verderben rings das Heer umspannt;
Doch Friedrichs Augen, die wie Sonnen sahn,
Sie haben plötzlich Alles klar erkannt.
Was nun zu thun? Da schwebt die Todesbrücke,
Schon dort und hier des Feindes Banner wehn;
Ein deutscher Held kehrt nie den Weg zurücke,
Ein deutscher Held bleibt nicht am Wege stehn.
Es gilt ein kühnes, unerhörtes Wagen:
„Mit Gottes Macht! — Die Brücke muß uns tragen!"

Es zeigten ihm die Klammern und die Fugen,
Die Balken, Joche, Stricke, Nägel, Keile,
Daß sie das Heer in Marschesschritt nicht trugen;
Doch kam es plötzlich an in Sturmeseile,
Und gäbe Gott dazu den rechten Segen,
So könne wohl der seltne Flug gelingen,
Und dieses Wagniß, fürchterlich verwegen,
Dem Feind, der nachfolgt, das Verderben bringen.
So ists beschlossen in der kühnen Seele
Und durch das Heer gehn leise die Befehle.

Und als ob Niemand von der Tücke wüßte,
In seiner steten, ruhgen Marschesweise,
Betritt das Heer das gleißende Gerüste.
Die Feinde nahn in immer dichterm Kreise,
Das Riesenfloß sieht man schon krachend schweben; —
Da hebt sich Friedrich hoch und stolz im Bügel:
„Wer seinen Kaiser lieb hat und sein Leben
Der folge mir!" und wie auf Sturmesflügel
Dahin das Heer auf schwanker Brücke saust,
Von seiner Hurrahs Donnerschall umbraust.

Und nun das Schwert der Rache in die Hände:
Vor schrecklichem Erstaunen starr und bleich
Steht an der kühn errungnen Brücke Ende
Der Eine Feind; er fällt dem Todesstreich.
Der andre war in ungestümer Jagd
Dem Heere nach. — da faßt ihn das Verderben:
Jetzt erst die Brücke auseinander kracht,
Es giebt ein grauses Sinken, Würgen, Sterben;
Zermalmend kommt auch noch das Riesenfloß, — —
Kein Mann entkam dem zorngen Wasserschoß.

Mit neuer Kraft nach solcher Rettungsthat
Schritt an der Etsch das Heer des Kaisers nieder;
Doch immer noch verfolgt es der Verrath,
Bringt die Gefahr ihm neu und größer wieder.
Links schäumt der Strom durch schauerliche Gründe,
Rechts ragen Felsen schroff und wild empor,
Vor jedem Schritte klaffen Brüche, Schlünde;
Der ganze Weg gleicht einem Schreckensthor
Zur Unterwelt; so enge war sein Raum;
Er faßte einen einzgen Reiter kaum.

Und vor dem Ausgang steht mit scharfer Wehr
Zahlreich der Feind in kriegerischem Klang.
Doch ruhig vorwärts dringt das deutsche Heer:
Da plötzlich wie aus dunklen Wolken sprang
Dem Heer zu Häupten eine Felsenwand,
Mit einem alten mächtgen Räuberschloß,
Davor sein Heer mit starker Mannschaft stand,
Umhäuft von Schleudern und von Wurfgeschoß.
Kein Sterblicher kann hier vorüberkommen,
Der nicht vom Leben Abschied schon genommen.

Und höhnisch ruft der Raubherr von der Burg:
„Nicht wahr, Ihr Herrn! Das ist ein trefflich Gitter?
Kein Fischlein kommt mir ohne Zins hindurch.
Wollt Ihr vorbei, so stelle jeder Ritter
Mir seinen Harnisch und sein gutes Roß;
Der Kaiser aber zahle tausend Pfund."
Des Zornes helle Röthe überging
Das Antlitz Friedrichs: „Sagt dem bösen Hund
Gott mög uns eh an Leib und Seel verderben,
Eh wir mit Räubern um die Lösung werben!"

Doch gilt auch hier kein Bleiben und kein Weichen,
Und wie auch forscht und suchet Aug und Hand:
Der Blick nur kann die dräunde Burg erreichen.
Zwar strebt zur Seite eine Felsenwand,
Die mit dem Haupt die Burg noch überragt,
Doch schießt sie jäh und glatt in grause Tiefen;
Kaum daß ein Mensch es je nur hat gewagt,
Die Echos zu erwecken, die dort schliefen.
Ein jeder Schritt führt über Todesgrüfte,
Ja selbst die Geier meiden das Geklüfte.

Doch Einer ist, der nie Gefahr bedacht,
Dem keine Furcht das Angesicht kann bleichen,
Und einzig denkt: „Der Fels ist unbewacht,
Von dort herab kann man die Burg erreichen,
Drum müssen wir und werden ihn gewinnen!"
Er sucht zweihundert Jünglinge sich aus,
Mit ihnen gleich das Wagniß zu beginnen;
Leise und heimlich ziehn die Kühnen aus;
Voran der Held, der diesen Zug erdachte,
Den würdgen Namen nun noch würdger machte.

O Wittelsbach! Hochedler Sohn der Scheyern,
Die der Geschichte ewig grüne Blätter
Durch manch Jahrhundert stolzen Lautes feiern:
Du wackrer Otto! warst der kühne Retter.
Schon steigen sie; aus jeder klüftgen Ritze
Bohren sie Tritte mit dem starken Dolch.
Oft schlängelt sich um seine helle Spitze
In Farbenschiller ein getroffner Molch:
Aus feuchten Höhlen krächzen schwirrnde Eulen,
Und Wolf und Luchs aus dumpfer Tiefe heulen.

Arm, Schulter, Lanze wird zur festen Leiter,
Zum Ruhesitz des Freundes Kopf und Brust;
So geht es furchtbarsicher immer weiter,
Zwar todtenstill, doch kühnen Siegs bewußt.
Ob sie ein Zauber magisch festgehalten:
Kein Einzger stürzt, und sieh — schon sind sie oben.
Otto zuerst; er kniet mit Händefalten,
Den ewgen Gott in heißem Dank zu loben.
Dann hat das Banner jauchzend er geschwungen,
Das er sich unten um den Leib geschlungen.

Und aus zweihundert Heldenherzen schallt
Ein Jubelruf hinunter in das Thal,
Der durch die Burg wie Todesdonner hallt.
Zweihundert Schwerter glühn im Abendstrahl,
Sie glühn der Burg herab wie Rachesflammen.
Jetzt neu geregt die schon gestärkten Glieder;
Die Helden tragen Felsgestein zusammen
Und schleuderns auf die Mannschaft unten nieder,
Dann folgen sie dem fürchterlichen Regen
Mit Gemsensprung auf nie betretnen Wegen.

ung reißt von starrem Staunen los
›herrn Schaar; sie springen auf wie Tiger.
erdröhnt von wildem Hieb und Stoß.
die Burg der deutschen Helden Sieger:
empor zu jubelndem Erretten!
:r kommt zu Hülfe seinen Treuen;
f von Oben Leitern, Balken, Ketten, —
ıgs hinauf zu fröhlichem Erneuen
›weren Kampfs. Bald ist die Burg vernichtet,
)err und Diener mit dem Strang gerichtet.

ıd am Engpaß sah man keine Spur,
Weg; es war ein prächtges Siegen;
ne That lohnt sich durch Thaten nur:
schaft Garda hast Du Dir erstiegen!"
riedrich nun zu seinem Wittelsbach,
t dem Dank durch lieben Gruß der Hand;
ch Trident jetzt eurem Kaiser nach,
urück ins theure Vaterland!"
)en sie. — Mit neuem Ruhm gepaart,
friedrich heim von erster Römerfahrt.

Wilhelm Hertz.

allgemeine Urtheil, welches wir über lm Hertz bei Gelegenheit seiner lyri- ichtungen gefällt haben, gilt auch voll- von seinen epischen Poesien, weshalb hier nicht wiederholen, sondern sogleich trachtung der einzelnen Gedichte über- von denen das erste „Lanzelot und ı. Ein episches Gedicht in 10 Gesängen" 1860) auch in Umfang und Gehalt deutendste ist. Es behandelt dasselbe ›toff aus der von den deutschen Dichtern ttelalters oft besungenen Artussage, die ere Dichter zwar benutzt, aber in selbst- :r Weise bearbeitet hat. Einer der Ritter felrunde, Lanzelot vom See, unterhält)esverhältniß mit Ginevra, der Gemahlin nigs Artus; des Königs Neffe Mordred dieses Verhältniß, macht ihn aufmerksam)errascht mit ihm die beiden Liebenden licher Zusammenkunft. Lanzelot schlägt fer durch die das Gemach umringenden , verwundet den Mordred und entflieht; a wird aber gefangen und zum Scheiter- verurtheilt. Als sie hinausgeführt wird, t Lanzelot und befreit sie, wobei er ıs vier jüngere Brüder niederreitet, was mit solchem Schmerz erfüllt, daß er den drängt, Lanzelot zu bekriegen. Artus egen Lanzelots Schloß Joyeuse Garde, dieser Ginevra geflüchtet hatte. Der wird schwer verwundet auf Joyeuse gebracht, wo ihn Ginevra so treulich daß er sich mit ihr versöhnt. Lanzelot)er schon vorher in die Bretagne abge- Von Ginevra gedrängt, zog Artus mit nacht nach. Während er aber Lanzelot t, wird Mordred, dem Artus sein Land ne Gemahlin anvertraut hatte, von lei- stlicher Liebe zur schönen Königin ent- , und erklärt sich zum König, um sie en zu können. In der Brautnacht ent- jedoch Ginevra und findet Zuflucht in Kloster. Als Artus dieß vernimmt, kehrt sein Land zurück, wird aber in heißer Schlacht von Mordred erschlagen, der später halb wahnsinnig in das Kloster kommt, wo Ginevra sich befand, dieselbe erdolcht, und dann selbst von Lanzelot getödtet wird, der aber selbst von dem Feind tödtlich verwundet wird und neben Ginevras Leiche sein Leben aushaucht.

Hertz hat in seinem Gedicht nicht bloß eine gründliche Kenntniß der Sage und der verschiedenen Dichtungen des Mittelalters bewiesen, welche dieselbe behandeln, sondern auch oft die Sprache derselben mit Geschick und feinem Takt nachgebildet. In der Ausführung hat er seine Vorbilder in so fern weit übertroffen, als er die Seelenzustände der Personen mit größerer psychologischer Schärfe charakterisiert hat, und es sind unter Anderm die Stellen, in denen er Ginevras Reue und Mordreds erwachende Liebe zur Königin darstellt, von großer Schönheit und psychologischer Wahrheit. Daß er in Darstellung der sinnlichen Liebe eine große Meisterschaft bewährt, wissen wir schon aus seinen lyrischen Dichtungen.

Einen Stoff aus der deutschen Heldensage bearbeitete Hertz in „Hugdietrichs Brautfahrt", welche er in dem von Geibel herausgegebenen „Münchener Dichterbuch" (Stuttg. 1862) veröffentlichte. Das Gedicht, das einer selbstständigen Ausgabe wohl werth wäre, erfreut durch die frische, volksthümliche Behandlung, so wie durch die Naturwahrheit der Schilderungen. Nicht weniger schön ist „Heinrich von Schwaben. Eine deutsche Kaisersage" (Lpz. und Stuttg. 1869), worin sich des Dichters Meisterschaft in Behandlung des Verses und Reims neuerdings bewährt. Er ist, wenn wir nicht irren, einigermaßen von der Ueberlieferung abgegangen, denn nach dieser hat nicht die Kaisertochter, sondern irgend eine andre Person den Brief des Kaisers mit einem andern vertauscht; aber der Dichter hat eben dadurch seinen künstlerischen und poetischen Sinn beurkundet, da nunmehr der Bräutigam nicht mehr willkürlich aufgedrungen erscheint, der schöne Jüngling vielmehr von der hohen Jungfrau selbst gewählt wird.

In den „Gedichten" theilt Hertz eine Reihe von Balladen mit, die mit wenigen Ausnahmen düstere, ja selbst schauerliche Stoffe behandeln. Sie sind meist kurz, aber stets vollkommen abgerundet. Eine größere Zahl stellt Stoffe aus der nordischen oder altdeutschen Heldensage dar; sie zeugen von seiner gründlichen Kenntniß der alten Ueberlieferungen, er weiß jedoch mit so sicherm Takte zu ergreifen, daß sie sich auch demjenigen in vollständigster Klarheit entwickeln, der mit ihnen nur wenig oder nicht vertraut ist. So wahr die Gestalten, Begebenheiten, Sitten und Gebräuche gezeichnet sind, so behandelt er Alles mit solcher Kunst und Gewandtheit, daß die Dichtungen niemals den Eindruck des Fremdartigen hinterlassen, welchen gerade andere weniger begabte Dichter hervorzubringen suchen.

Aus „Lanzelot und Ginevra".

Dritter Gesang.

„Und hielte auch in dieser Nacht
Vor Deiner Thür die Hölle Wacht,
Ich gieng' durch all ihr Grauen,
Dein Himmelsbild zu schauen!

Und wäre Gift Dein Lippenroth,
Und wär' Dein ſüßer Leib mein Tod,
Und würd ich noch im Sterben
Um ſeine Minne werben!" —

Aufſprang der Held im Nachtgewand
Und nahm das bloße Schwert zur Hand;
Lautloſen Trittes wandelt er
Durch Saal und Gänge kalt und leer,
In deren weite Säulenreihn
Der Mond ergoß den blauen Schein.
Nichts rührte ſich, nur fern herbei
Drang aus dem Tann des Wolfes Schrei
Und aus des Thurms zerfallnen Kammern
Der Eulenbrut halbmenſchlich Jammern.
Herr Lanzelot ſchlich an der Wand
Mit taſtend vorgeſtreckter Hand,
Bis ihn ein Lichtſtreif fein und helle
Hinführte zur vertrauten Schwelle.

Durch des Gemaches laue Luft
Gieng fremder Blumen würzger Duft,
Und aus der Lampe Muſchelſchalen
Erquollen reiche Dämmerſtrahlen.
Das Lager glänzte erzgegoſſen,
Von blauer Seide rings umfloſſen,
Darauf mit träumeriſchem Sinn
Lag aller Frauen Königin.
Ihr holdes Haupt ruht ſehnſuchttrunken,
In ſeiner Locken Gold verſunken,
Leicht floß um ihre weißen Glieder
Ein roſenheller Schleier nieder.
Da fühlt ſie eines Kuſſes Brand
Und hebt in ſüßem Schreck die Hand,
Doch er umfängt mit Sturmgewalt
Die wonnig blühende Geſtalt. —

O Liebesnacht! In ſelgem Schweigen
Durchwandelſt du den Sternenreigen,
Du fällſt des Tages neidiſche Schranken,
Verſenkſt im Fühlen die Gedanken,
Du ſühnſt manch freudenlos Geſchick
Mit einem Wonnenaugenblick
Und ſpendeſt ungemeſſen
Dein trunkenes Vergeſſen!
O Liebesnacht! In deiner Hut
Des Werdens tief Geheimniß ruht.
Du tränkſt den Keim im Erdenſchooße,
Du ſprengſt die grüne Haft der Roſe
Und hüllſt verſchämter Wangen Schein
In deine keuſchen Schatten ein! —

Ginevra ruht, im Traum gewiegt,
An ihres Helden Herz geſchmiegt,
Der Dank der Liebe glühet licht
Auf ihrem weichen Angeſicht;
Doch wie zum Schlaf ſich neigt die Luſt,
Erwacht der Schmerz in ihrer Bruſt:
„O warum faßt mich oft ein Weh,
Wenn ich Dein liebes Antlitz ſeh'?
Warum iſt meines Herzens Recht
Der Menſchenſatzung banger Knecht?
Was grenzt mein paradieſiſch Land
So nahe an der Hölle Rand,
Daß ich des Heißgeliebten Kuß
Mit Sünde mir erkaufen muß?" —
Da koſt ihr Haupt der kühne Mann
Und blickt ſie lange ſinnend an:
„So fühlſt Du ſchon im Herzensgrunde
Die düſtre Schwere dieſer Stunde?
Verrath ziſcht in des Königs Ohren,
Den Frieden haben wir verloren,
Und ſoll ich jetzt von hinnen gehn
Wann werden wir uns wiederſehn?
In dieſen Gärten, dieſen Mauern
Wird der Verräther Auge lauern,
Und gegen unſrer Liebe Leben
Wird Haß und Zorn den Dolch erheben.
Drum frommt es wohl uns Beiden,
Ginevra, daß wir ſcheiden.
Es zieht mit mir aus dieſem Haus
Der Zwietracht blutger Geiſt hinaus,
Und wandern will ich fern und weit
Und hoffen auf die Gunſt der Zeit.
Ja, ſüßes Lieb, das fühl ich klar,
Wir ſcheiden nicht auf immerdar,
Denn *mein* biſt Du, und dieſen Glauben
Soll Dir nicht Pfaff, nicht König rauben:
Kein Band im wirren Weltgetriebe
Iſt heilig als das Band der Liebe!"

Er neigt ſich, um aus ihren Augen
Ein helles Thränenpaar zu ſaugen —
Da trifft ein Schlag die Thür mit Macht
Fortdröhnend durch die ſtille Nacht,
Und Tritte hallen durch den Gang,
Geſchrei und dumpfer Waffenklang.
Ginevra hüllt halb todt vor Schrecken
Sich bebend in des Lagers Decken,
Doch Lanzelot preßt zornentbrannt
Den Schwertgriff in der ſtarken Hand
Und ſpringt empor in jähem Grimme,
Denn draußen hört er Mordreds Stimme:
„Herr Lanzelot, Ihr ſeid gefangen!
Des Frevels Saat iſt aufgegangen."
Der Held erſchließt die Pforte ſchnell,
Einſtürmt ein muthiger Geſell.
Doch Lanzelot ſperrt nun die Thür
Und wirft den ſtarken Riegel für.
Dann aber lief er wüthend an
Den völlig erzbewehrten Mann
Und gab ihm einen mächtgen Schlag,
Von dem er todt zu Boden lag.
Doch des Gefallnen Kampfgewand
Zog er ſich an mit raſcher Hand;
Ihm ſchnallte Panzerhemd und Schienen
Ginevra mit verſtörten Mienen.
„Hei, „rief der Held," wo lebt der Mann,
Der ſich behender wappnen kann?"

Er riß die Thür auf mit Gekrach
Und ſtürmte wild aus dem Gemach,
Mit flammenhellen Schwerteſchlägen
Bewillkommt' er die fremden Degen,
Elf Männer warens ſtark und hehr
Mit hohem Helm und gutem Speer.
Doch Lanzelot erhob mit Luſt
Den Schildrand vor die breite Bruſt;
Der Held der zarten Frauenliebe,
Er dachte da der alten Hiebe,
Mit denen er in jungen Tagen
Der Drachen Schuppenhaupt zerſchlagen, —
Und hell ſcholl im gewölbten Gang
Erbarmungsloſer Schwerterklang,
Und heißes Blut in vollen Bächen
Sah man aus krachenden Helmen brechen.

Sie ſanken alle Mann für Mann,
Das Blut hinab die Treppe rann,
Und ſtrauchelnd über Freundesleichen
Begann ſelbſt Mordreds Fuß zu weichen,

Doch an der Wendeltreppe Rand
Hielt er mit Rieſenkräften Stand;
Bis heute blieb die Flucht ihm fremd,
Und ans Geländer feſtgeſtemmt
Stritt er mit grimmigem Gebahren,
Die alten Ehren ſich zu wahren.
Hoch ſchleudert' er den Schild empor
Und drängte wilden Ganges vor.
Doch Lanzelot mit ſchnaubendem Munde
Schlug in den Hals ihm eine Wunde,
Daß ihm aus Ring und Spangen
Der Adern Quellen ſprangen.
Nun kam ſein Herz in große Noth,
Er ſah die Mannen alle todt,
Und dunkel wards ihm vor den Sinnen, —
Da wich er blutbeſtrömt von hinnen.

Indeß erwachten von dem Schalle
Im weiten Schloß die Schläfer alle:
Es ſchilt der Knecht, es kreiſcht die Zofe,
Des Wächters Sturmhorn gellt im Hofe.
Ginevras Frauen eilten hin
Nach ihrer bleichen Herrſcherin,
Die, ſchreckdurchzuckt bei jedem Schlag,
Auf nackten Knieen betend lag.
Sie knieten ſchweigend zu ihr nieder,
Verhüllten die erſtarrten Glieder
Und ſtrichen ihr voll Angſt und Bangen
Die Locken von den weißen Wangen.

Da tritt in blutger Waffen Schein
Herr Lanzelot zur Thür herein,
Und mit verſüngten Herzensſchlägen
Eilt ihm die Königin entgegen:
„Du lebſt! Nun will ich Alles leiden.
O glücklich Weh! — O ſelges Scheiden!
Nun ſchau es offen alle Welt,
Wie mich Dein Arm umſchlungen hält.
Hier endet meines Lebens Lauf,
Die Hoffnung und die Furcht hört auf,
Und aller Zwang, der mich umwoben,
Iſt wie ein ſchwüler Traum zerſtoben. —
Leb wohl, und fliehe raſch von hier!
Mein Liebesſegen zieht mit Dir,
Und mag das Bild glückſelger Zeiten
Dich durch die öde Welt geleiten!
Noch küß ich Dich, noch faß ich Dich, —
Und jetzt auf ewig laß ich Dich." —

Da ſchlingt der Held in tiefem Harme
Um ihren Leib die ſtarken Arme:
„Komm mit mir! Komm! Wer ſoll Dich retten
Vor Arthurs Zorn, vor Schmach und Ketten?" —
Sie aber windet ſanft ſich los:
„Das Morgen ruht in Gottes Schooß.
Ich bleibe hier und will den Feigen
Den Muth der Heldenminne zeigen.
Der meine Lieb nicht konnt erringen.
Der ſoll mich auch zur Furcht nicht zwingen.
Mein Schickſal bannt mich in dies Haus:
Nicht ziemt mir Flucht, ich harre aus!" —

Er blickt ins Aug ihr ernſt und ſtumm,
Er nickt ihr zu, er kehrt ſich um
Und ſchreitet raſch aus dem Gemach,
Sie ſchaut ihm von der Schwelle nach.
Doch als er fern im Gang verſchwunden,
Da bluten ihres Herzens Wunden,
Und lautlos ſinkt die Königin
Zu den erſchlagnen Männern hin.

Da gellt ein Jagdhorn ihr ins Ohr,
Erzfäuſte zerren ſie empor,
Und vor ihr glüht in rothem Licht
Des Königs zürnend Angeſicht.
Er hält mit ſeiner linken Hand
Des wunden Mordred Arm umſpannt
Und winkt mit ſeiner Rechten
Den dienſtbereiten Knechten:
„Hinweg das buhleriſche Weib!
Verſenkt in Nacht den ſündgen Leib!
Die Richter ſind geladen:
Ihr möge Gott genaden!"

Robert Hamerling.

„Ahasverus in Rom. Eine Dichtung in 6 Geſängen" (Hamb. 1866. 3. Aufl. 1867) von Robert Hamerling iſt eine der merkwürdigſten Erſcheinungen im Gebiete der neueren Epik. Schon die Wahl der Form zeugt von ſicherem künſtleriſchem Gefühl. Das Gedicht iſt nämlich in fünffüßigen reimloſen Jamben abgefaßt, die für den ernſten, dramatiſch lebendigen Gang weit geeigneter ſind als gereimte Verſe, beſonders wenn ſie in Strophenform gebunden wären. Freilich behandelt der Dichter dieſen Jambus mit derſelben Meiſterſchaft wie die lyriſchen Strophengebäude; er verſteht ihn allen ſeinen poetiſchen Bedürfniſſen anzupaſſen. Eben ſo vortrefflich iſt die Sprache; ſie iſt rein und volltönend, originell, ohne geſucht zu ſein, voll poetiſchen Schwungs ohne Ueberladung, dabei von der durchſichtigſten Klarheit. Vor Allem aber zeugt die Compoſition von tiefer, reifer Ueberlegung, wie von künſtleriſchem Sinn. Zwar liegen zwiſchen dem vierten und dem fünften Geſange mehrere Jahre, allein der Dichter hat die erſten und letzten Geſänge ſo geſchickt verknüpft, daß der lange Zwiſchenraum beinahe unbemerkt bleibt. Sowohl im erſten als im zweiten Theil aber ſind die dargeſtellten Begebenheiten mit ſolcher Kunſt auf den kurzen Zwiſchenraum von wenigen Jahren zuſammengedrängt, daß das Gedicht eine höchſt erfreuliche Ueberſichtlichkeit gewinnt. Es zeigt uns den eigentlichen Helden des Gedichts, den Kaiſer Nero, zuerſt auf einer nächtlichen Wanderung durch die Straßen Roms, dann läßt er ihn in eine abgelegene Spelunke eintreten, wo er verſchiedene Abenteuer mit dem dort verſammelten Geſindel beſteht, deſſen rohe Sinnlichkeit ihm ſo ſehr behagt, daß er es auf den folgenden Abend zu einem großen Feſte einlädt, zu welchem er auch die vornehmſten Römer und Römerinnen beruft. Nero erſcheint dort als Gott Dionyſos, der eine neue Botſchaft, die des Genuſſes, verkündigt. Während ſich Alles den ſinnlichſten Ausſchweifungen überläßt, hat er Gelegenheit, ſeine Mutter Agrippina in einem Geſpräch mit ihrem Buhlen, dem Tänzer Paris, zu belauſchen, wobei ſie die Drohung fallen läßt, daß ſie den Britannicus auf den Thron erheben würde, wenn ſich Nero ihrer Leitung entziehen wolle. Da beſchließt er ihren Tod, und um ſeine Macht zu zeigen, auch den Untergang Roms, das er am Abend des Tags, wo ſeine Mutter in den Fluthen des Meeres ihren Tod findet, durch ſeine trunkenen Gäſte niederbrennen läßt. Dies der Inhalt der vier erſten

Gesänge. Zwischen diesen und den beiden folgenden sind, wie schon berichtet, mehrere Jahre vergangen, da Rom unterdessen aus seiner Asche und zwar in größerer Pracht als vorher wieder erstanden ist. Im fünften Gesang wird Neros bevorstehender Fall angedeutet, der den Inhalt des letzten bildet.

Wie die Anlage, so zeugt auch die Ausführung von künstlerischer Ueberlegung, die sich zunächst in der Charakteristik der Personen und in der Motivierung ihrer Handlungen kund giebt. Nero ist ein mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers begabter Mensch, der die entarteten Römer seiner Zeit verachtet und sie daher behandelt, wie sie es verdienen. Er hat den Glauben an die Menschheit verloren, nur Ein Gefühl hält ihn noch mit derselben verbunden, die ihn erwärmende und selbst beseligende Ueberzeugung, daß ihn seine Mutter liebt. Als ihm auch diese Ueberzeugung geraubt wird, da zerreißt auch das letzte Band, das ihn an die Menschheit knüpft, er ist nunmehr zu Allem fähig, er läßt seine Mutter umbringen und Rom in Brand stecken. Vortrefflich ist endlich sein Untergang motiviert. Seine Größe lag in der Kraft seines Willens; aber diese Kraft untergrub er durch das Uebermaß des sinnlichen Genusses. Als er Alles besaß, was ihm die ganze römische Welt darbot, als ihm Nichts mehr zu wünschen übrig blieb, da brach auch seine Kraft zusammen, und er ließ die Empörung Galbas heranwachsen, bis sie nicht mehr zu bändigen war. Muthlos entflieht er aus Rom, aber als durch die Treue der ihn begleitenden Germanen, durch die begeisterte Verkündigung der christlichen Liebe, die er in der Versammlung der Christen hörte, in welche er zufällig gerathen war, da erwacht wieder der Glaube an die Menschheit und in diesem findet er den Muth, sich durch freiwilligen Tod der schmachvollen Hinrichtung zu entziehen, die ihm drohte. Nicht weniger scharf und wahr sind die andern Charaktere gezeichnet, so der weise Seneca, der stets mit philosophischen Sentenzen um sich wirft, dabei aber an allen Orgien Neros Theil nimmt; die junonisch schöne Agrippina, die sich trotz ihres Stolzes und ihrer männlichen Geisteskraft allen sinnlichen Genüssen überläßt; der ruchlose Mohr Tipellio, dem es Wollust war, die grausamen Befehle seines kaiserlichen Herrn auszuführen.

Die große Gestaltungsgabe des Dichters tritt namentlich auch in den Schilderungen hervor, welche die größte Anschaulichkeit mit der lebensvollsten Wahrheit verbinden. Wir würden nicht erwähnen, daß Hamerling eine tief eingehende Kenntniß des damaligen Roms in seinem Gedicht niedergelegt hat, wenn wir nicht hervorheben müßten, daß er seine Gelehrsamkeit so glücklich in die epische Entwickelung verwebt, daß sie als Ergebniß seiner gestaltenden Phantasie erscheint. In den Schilderungen entwickelt er einen unerschöpflichen Reichthum von poetischen Mitteln, die ihn befähigen, die verschiedenartigsten Verhältnisse mit gleicher Kraft und Anschaulichkeit darzustellen, so die Gärten Neros am Aventin, das Bacchanal, die Frauenschönheit nach ihren mannigfaltigen Erscheinungen in der kindlichen Actäa, in der junonischen Agrippina, oder der blonden Poppäa; so den Brand der gewaltigen Stadt, den muthvollen Tod der zu den wilden Thieren gesperrten Christen, Neros goldenes Haus mit den darin aufgespeicherten Schätzen. Von besonderer Schönheit sind die Schilderungen der wollüstigen Scenen, welche, ob sie gleich in ihrer ganzen Nacktheit gezeichnet sind, oder vielleicht gerade deswegen im Leser kein anderes Gefühl aufkommen lassen, als Entsetzen über die tiefe Versunkenheit des römischen Volkes. Alle diese Schilderungen sind von einer hinreißenden Farbenpracht; sie grenzen oft an das Märchenhafte, und doch überschreiten sie niemals die Grenzen der strengsten Wahrheit. Eben so glücklich, eben so wahr und tief wie die äußern Erscheinungen sind auch die Gemüthszustände geschildert.

Das Gedicht führt den Titel „Ahasver", und doch haben wir diesen bis jetzt noch nicht erwähnt; warum wir es unterlassen haben, wird sich aus dem Folgenden ergeben. Ahasverus ist, wie es sich am Ende des Gedichts erweist, nicht der ewige Jude der bekannten Sage, sondern Kain, der zuerst den Tod in die Welt brachte, und daher zum Dank und zur Strafe von demselben ewig verschont bleibt. Mit dem ewigen Juden hat er in der That nur Das gemein, daß auch ihn „die tiefste Todessehnsucht" erfüllt, wodurch er zu Neros Gegensatz wird, in welchem der „höchste Lebensdrang" personificiert ist. Darin scheint uns aber ein Fehler der Dichtung zu liegen; denn dieser Gegensatz konnte psychologisch den Ahasverus nicht bestimmen, den Kaiser zu verfolgen, ihn zu neuen Gräuelthaten zu veranlassen, damit Nero endlich selbst auch von Todessehnsucht erfaßt werde. Dieser Fehler ist um so unerklärlicher, als Ahasverus zugleich einen ganz anderen Stempel trägt. Er ist, wie gesagt, nicht der ewige Jude, sondern der ewige Mensch, oder besser gesagt, der Repräsentant der Menschheit im Gegensatz zum einzelnen Menschen. Nero ist der höchste Typus des einzelnen Menschen, er fühlt in sich titanische Kraft, die ihn zur Selbstüberhebung, ja zur Selbstvergötterung verleitet; aber neben derselben macht sich das Gefühl der Vergänglichkeit seines Wesens immer wieder geltend. Und dieses Gefühl ist als Ahasverus personificiert, der den Tyrannen vom ersten Augenblick an bis zu seinem Tode begleitet. Ahasverus reizt ihn zu neuen Gräuelthaten; sehr begreiflich: je mächtiger in dem Tyrannen das Gefühl seiner Nichtigkeit erwacht, um so mehr drängt es ihn, seine Macht zu zeigen, und so ist es kein Widerspruch, wenn Ahasverus einerseits ihm den Gedanken zum Brande eingiebt, ja selbst die erste Fackel in die Häuser wirft und er andererseits im Namen der Menschheit den Fluch über ihn ausspricht. Es ist Dieß vielmehr ein Beweis, daß der Dichter der Allegorie eine feste Gestaltung zu geben wußte. Ahasverus führt Nero zu einem Nekromanten, der ihm die Todten heraufbeschwören soll; das Gefühl seiner Nichtigkeit ist schon so mächtig geworden, daß er Höheres über sich anerkennt. Zum letzten Male erscheint Ahasverus dem Tyrannen, als das Gefühl seiner Nichtigkeit ihn übermannt und er sich daher in sein Schwert stürzt.

Vorstehendes war schon gedruckt, als Hamerling ein neues Epos „Der König von Sion" (Hamb. u. Lpz. 1869) veröffentlichte, daß nach

wenigen Monaten schon in dritter Auflage erschien. Und in der That verdient das Gedicht eine solche Anerkennung im höchsten Grade. Es hat die Herrschaft der Wiedertäufer in Münster zur Zeit der Reformation zum Gegenstand und den „König von Sion" (Johann von Leyden) zum Helden. Das Bild, das der Dichter von der eben so merkwürdigen als gewaltigen Erscheinung giebt, ist historisch vollkommen treu und wahr, in so fern es das innerste Wesen der Thatsachen und der Personen eröffnet, und der Dichter war daher vollkommen berechtigt, im Einzelnen von der historischen Wahrheit abzuweichen, so namentlich in Bezug auf die Todesart des Helden, der bekanntlich nach der Eroberung von Münster durch den Bischof unter den gräßlichsten Martern hingerichtet wurde, während ihn das Gedicht sich selbst den Tod geben läßt. Nach der Geschichte unterwarf er sich reuig dem Todesurtheil; reuig zeigt ihn auch der Dichter; die Todesart ist am Ende gleichgültig, das Wesentliche ist die Reue und die Sühne. Das Gedicht beginnt mit dem Einzuge der holländischen Wiedertäufer in Münster und endet mit ihrem Untergang; es zeigt uns in großartigen Zügen die Gründung des „neuen Sion" und dessen allmähliche Entartung, wobei der Dichter ein tiefes Verständniß der Zeit und ihrer Strömungen zeigt und ein treffliches Gemälde der Schwäche und Rathlosigkeit des deutschen Reichs entfaltet. Wir können leider in das schöne Gedicht nicht näher eingehen, sondern müssen uns auf einige wenige Bemerkungen beschränken. Der Gang der Erzählung ist einfach und bei allem Reichthum der Einzelnheiten doch höchst übersichtlich. Die Gestaltungskraft, die wir schon im „Ahasverus" bewundert haben, tritt hier vielleicht noch großartiger hervor: alle Personen, selbst die untergeordnetsten sind mit der lebendigsten Wahrheit und Schärfe gezeichnet. Zuerst tritt uns der fanatische Schwärmer Matthisson entgegen, der, wie zur nämlichen Zeit Sebastian Frank, lebhaft fühlt, daß Luther in seinem reformatorischen Werk einseitig auf halbem Wege stehen geblieben ist, mit dessen finstrer Tugend der Held des Gedichts, ein an Leib und Seele schöner Jüngling von tiefem Gemüth und poetischem Sinn ein neues Element, die Lust, verbinden will, was aber von der Masse mißverstanden wird, die ihn die Vielweiberei einzuführen zwingt, wodurch der Grund zur sittlichen Entartung des Gemeinwesens gelegt wird, die zur völligen Auflösung desselben führt. Daß er Dies zugab, ist seine Schuld, da es mit seinem höchsten Grundsatz im Widerspruch stand. Vortrefflich ist seine Liebe zur Nonne Hilla geschildert, vortrefflich geschildert, wie er durch diese Liebe seine edle Seele ganz entfaltete, vortrefflich, wie er den innern Halt verliert, als er zur Ueberzeugung gelangt, daß sie ihn nicht wieder geliebt hat. Neben der dämonischen, schlangenartigen Divara ist der mißgestaltete Krechting sein böser Genius, der ihn verleitet, seine Macht aus den Händen zu geben, was Jener tückisch benutzt, um das Volk in den Strudel der Gemeinheit hinabzuziehen. Wir erwähnen noch den tüchtigen Volksmann Knipperdolling, der bei aller Kraft des Leibes ein willenloses Werkzeug Derer ist, die ihn zu mißbrauchen verstehen, den Komödianten Lips, der als Schalksnarr des Königs einen frischen Humor und klaren Verstand an den Tag legt, den fanatischen Rollmann, der in der Einsamkeit an Tractaten arbeitet und darüber allen Zusammenhang mit der Wirklichkeit verliert, so daß er von der Auflösung des Reiches Sion überrascht wird, als er wieder erscheint. Von großer Schönheit sind die Schilderungen, deren Wahrheit um so mehr zu bewundern ist, als der Dichter das Land nicht persönlich kennt, das er in so lebendigen Gemälden vorführt. Ob er uns den Wald und die Haide schildert, oder den Markt mit seinem Gewimmel, das häusliche Leben, die Schlacht in ihren Massen wie in ihren Einzelkämpfen, den Krönungszug des Königs, die Orgien der entarteten Wiedertäufer, das Leben der herumziehenden Gaukler, des „wandernden Stammes" der Zigeuner, der Landsknechte, der Mönche und Domherrn, den Fanatismus der verschiedenen Religionsparteien: Alles ist mit gleicher Musterhaftigkeit, mit der lebendigsten Anschaulichkeit und in echt poetischen Zügen dargestellt. Aber es ist nicht bloß das hohe Talent des Dichters, das wir bewundern, wir freuen uns auch der edlen und freien Gesinnung, die sich unverhüllt im ganzen Gedicht kund giebt, der Klarheit, mit welcher er die Bestrebungen der Wiedertäufer darstellt, deren großer Gedanke noch jetzt die Welt bewegt, deren Kampf noch jetzt fortgekämpft wird. Noch erwähnen wir, daß der Dichter die späteren Ausgaben wesentlich verbessert hat, namentlich in Bezug auf die Form — das Gedicht ist in Hexametern abgefaßt — die jetzt beinahe Nichts mehr zu wünschen übrig läßt. —

Zum Verständniß des mitgetheilten Bruchstückes diene Folgendes: der Schwärmer Matthisson hält ein großes Gericht über die Bücher, die sich in Münster vorfanden; er wirft nach einander die papistischen Schriften aus den Klöstern, Urkunden, Schuldbücher u. A. m. aus den Archiven, und was ihm sonst aus den Häusern gebracht wurde, in einen brennenden Scheiterhaufen, in blindem Fanatismus Alles verdammend, was nicht wiedertäuferisch ist. Und so will er auch Ovids Göttergeschichten in die Flammen schleudern, als ihn Jan von Leyden daran hindert, was diesem Gelegenheit giebt, seine Ansichten auszusprechen.

I. Aus „Ahasverus in Rom".

Der Brand.

Von Neros Bacchanal ist hingestürmt
Die wüste, rasende Bacchantenschaar
Und fällt in Romas Gassen lärmend ein
Mit Cimbelklang und lautem Evoë.
An ihrer Spitze, sehe, trabt Silen:
Behängt ist seines Langohrs Haupt mit Weinlaub
Und frischen Rosenkränzen, dran das Thier
Behaglich rupfend nascht, indeß der Reiter
Roms Pöbel aufruft, fröhlich mit zu schwärmen
In Festesjubel, der den neuen Gott
Der Erde feiert, Nero-Dionysos.
Dicht hinter ihm her keucht ein Lastthierschwarm,
Hochauf mit Schläuchen Feuerweins belastet,
Aus welchen quillt für alle durstgen Kehlen
In Fülle goldnes Naß. Auch blinkend Gold
Wird ausgeworfen aus gefüllten Seckeln,

Drauf ſich in wilder Haſt die Menge ſtürzt.
Hoch laſſen Tauſende den Nero leben,
Dem Zug der Bachen ſchließen ſie ſich an
Und ſtimmen ein in ihren Jubelruf.
So wächſt der Strom der Raſenden zuletzt
Zur unabſehbarn Flut, vor deren Toſen
Roms ſieben Hügeln zittern. In die Schenken
Zerſtreut ein Schwarm ſich hier und dort, bezecht
Mit Neros Golde lärmvoll ſich, und ſtürzt
Sich wieder auf die Gaſſen. Doch nicht bloß
Dem Volke — Roms Bewohnern allerſt
Entboten Neros Feſtgruß, und alsbald
Auch in Paläſten, halb aus Sklavenſcheu
Vor dem Tyrannen, halb aus eignem Drang,
Sucht Schlemmerei, ſich wüſt zu überbieten
Bei rauſchenden Gelagen, wo der Name
Des Nero-Dionyſos wild ins Klingen
Der Becher ſchallt! —
So iſt ganz Rom zuletzt
Hineingezogen in den bachiſchen Taumel:
Einbricht die Nacht, es wächſt die Raſerei,
Die Römerſtadt iſt eine trunkne Phryne.
Der Bachen Schaar durchſchwärmt mit ihren Fackeln
Die Gaſſen, in verzücktem Wahnwitz tobend.
Da ſchleudert ein Bacchant — iſts nicht der Alte,
Der Alte, mit den düſtren Feueraugen?
Er ſchleudert als Bachant die Pechkranzfackel
Auf eines Hauſes Dach. Beifall zujauchzt
Dem Wageſtück die trunkne Pöbelhorde
Und grüßt der erſten Flamme Glanzgeflacker.
Und anderswo verſuchen Andre ſchon
Das gleiche rauſe Wagniß. Hier und dort
Auflodert's plötzlich in die Nacht. Der Pöbel
Umſteht, umtanzt, umjauchzt die brennenden
Behauſungen der Reichen, hört behaglich
Die luſtge Flamme praſſeln. Schreck verbreiten
Die Brände nur ins Innre ſtolzer Räume.
Es ſtürzen auf die Gaſſen die Bewohner.
Zu löſchen wird verſucht doch die Bacchanten
Verhindern es mit tollen Scherzen. Sieh,
Mit den Getreuen naht auf ſeinem Eſel
Silen und richtet ſeiner Schläuche Röhren
Auf brennendes Gebälk, als wollt er löſchen
Den Brand mit goldnem Weingerieſel. Doch
Dazwiſchen werfen ſich die durſtigen Zecher,
Auffangend jenes koſtbar ſüße Naß
Mit Mäulern, unerſättlich. Anderswo
Wirft ein Bacchant ins emſige Gewimmel,
Das helfend, löſchend einen Brand umdrängt,
Mit vollen Händen Gold, und ſieh, die Helfer,
Sie laſſen ſtracks das brennende Gebäude,
Und raufen ſich um jenes blanke Gold.

Von Einem Ende Roms zum andern wandert
Die Flamme auf Bachantenfackelſpitzen.
An hundert Stellen lodert Feuer auf:
Erſt wirbelt Rauch empor in lichter Wolke;
Die Wolke glüht bald ſilberweiß, bald roſig,
Durchſtickt mit Millionen goldner Funken,
Die prachtvoll in der dunklen Luft zerſtieben,
Und alle Nachbardächer überſchneien.
Und dichter auch und dunkler qualmts dazwiſchen:
Das Feuer loht erſt trübroth durch den Rauch,
Dann ſchlägt es ſiegend durch in ſeinem Goldglanz,
Dann ſteht der Dachfirſt lichterloh, faſt rauchlos,
In weißlich klaren Flammen prachtvoll da!
Auf Zinnen, Giebeln, ragen Marmorbilder,
Quadrigen, rings umwallt von Rauch und Funken,
Und ſtürzen in die Glut. Es berſten Quadern
Mit donnerndem Gekrach. In blauen Flammen
Loht ſchmelzend Erz, und über lodernden
Oelſtrömen ſteht ein rabenſchwarz Gewölk.
Der Brand hat aufgeſtört die wüſten Schlemmer.
Mit weingerötheten Geſichtern ſtürzen
In purpurnen Gewändern Männer ſich
Und holde Fraun, die Kränze noch im Haar,
Aus brennenden Prunkſälen auf die Straßen,
Und händeringend rennen hin und her
In buntgemiſchtem Wirbel Herr und Sklave
Und Greis und Kind. Aus brandumglühtem Haus
Stürzt Der, um ſich zu retten, Jener ſtürzt
Hinein, zu retten ſeine letzte Habe.

„Hier brennts, und hier und hier und hier!“ ſo gellts
Verwirrt in Schreckensrufen durch einander.
Hier wird gewinſelt und dort wird gefleht,
Der flucht und Jener betet zu den Göttern.
Dazwiſchen ſchallt Gelächter, roher Scherz,
Und ſtets noch übertäubt den Braus der Stimmen
Der Thyrſusſchwinger ſchallend Evoë.

Mit ihrer Habe flüchten Tauſende:
Kleinode rettet Der in wilder Haſt,
Der ſchleppt mit Werkgeräth, Gewanden ſich,
Ein Andrer rettet wie beſinnungslos
Werthloſen Tröbel in des Herzens Angſt.
Da läuft ein Mütterlein mit einem Topf,
Den ſie vom Herd geriſſen. Beſſer hat
Trimalcion, der reiche, ſich beſonnen:
Fortſchleppen läßt er ſeine goldnen Schätze
Von ſchweißbedeckter Sklavenſchaar; er ſelbſt
Folgt hinterdrein in ſeidner Sänfte Kiſſen.
Doch Bahn iſt nicht für ihn im Volksgewimmel:
Es ſtockt der Zug im Schwarme, der ihn anhält
Mit ſtürmiſchem Halloh, ihn lachend plündert,
Und endlich aus der Sänfte johlend reißt
Den dicken Schlemmer ſelbſt. Die Wirrſal wächſt
Entſetzlich in dem raſenden Gedräng
Der Tauſende, die durch einander flüchten.
Es wälzen endlos ſich die Menſchenmaſſen
Durch enge Gaſſen hin, im Dunkel bald
Und bald im grellen Licht der Feuerbrände.
Zertreten werden Kinder, Greiſe, Weiber,
Begraben unter Trümmerſturz, erſtickt
In Wolken Rauchs. Zuletzt wälzt über Haufen
Von Leichen und den Wuſt zerſtreuter Habe
Sich wachſende Verwirrung wie ein Meer
Von Schrecken, drin das Auge keine Welle,
Kein einzeln Schreckensbild mehr unterſcheidet.
Und weiter ſtets und weiter thut der Brand
Den fürchterlichen Flammenrachen auf:
Weiß glühnde Balken leuchten wie die Zähne
Des Ungeheuers aus der rothen Glut.
Es tanzen hoch in jubelnden Spiralen
Lodernd empor purpurne Flammenbänder
Und flattern wie Standarten der Zerſtörung
Rings um die Zinnen her und um die Hügel.
Die Feuerſeen, ſie dehnen weit und weiter
Sich aus und fließen endlich in ein Meer
Zuſammen. An dem Holzwerk in den Buden
Des Circus frißt das glühnde Flammenthier
Sich wie an leckrem Schmauſe voll, und dann,
Gleich einem Raubthier, das ans Waſſer kommt,
Durſtlechzend ſchlürfts mit ſeinem heißen Rachen
Des Oelmarkts ungeheuren Vorrath aus.
Schon iſts ein fettgemäſteter Koloß,
Doch noch nicht ſatt. Es ſind die Niederungen
Schon überglutet, und die Hügel ſtehn
In Rauch gehüllt. Bald aber ſchlägt hoch über
Den Rauch der Höhen noch hinaus die Flamme.

ſind die Hügel Roms Vulcanen gleich,
n Glut und Aſche wie aus Kratern.
ſteht Palatin und Aventin,
umlodert auch ein Flammenkranz
ıms edelſtolze Prachtgebäude,
den hohen Giebeln, Marmorfrieſen,
en, Colonnaden, furchtbar ſchön
wie verklärt im Feuerſchein.
hinüber nun zum hohen, ernſten
nen Capitol auch züngelts ſchon
roth ſteht die heilig ſtolze Höh!
ert wie von tauſend rieſigen
ern auch das weite Marsfeld auf.
hge Element. es ſchweift ſogar
en ſchweigſamen Cypreſſengräbern
uilin — ſelbſt übern Tiberſtrom
t es die glühnden Feuergrüße
in die nächtlich ſtillen Gärten
en Hange des Janiculus.
r Ferne, ſchwarz und düſter hebt
d des Horizonts ſich vom glutrothen
ımel ab das ſchweigende Gebirg.

ken und Tempel, Mauſoleen,
rmen, Portiken, Amphitheater
ımachien und rieſge Circusbauten
den Flammen da wie feurige
er. Coloſſalſche Säulen ſtemmen
pfluſtglühende Giganten ſich
and entgegen mit granitnen Panzern;
ſer ſprengt die Panzer ihnen, leckt
nklammern ſchmelzend Erzgefüg
es Blut aus ihrem Leib und wirft
erhöhlten tückiſch in die Aſche.

ı iſt dem Ungeheuer allzugroß,
chts auch zu gering, und Nichts verſchmäht es,
t nicht, bis es Alles, auch das Kleinſte,
elt hat in Staub und Aſche. Gleich
ihm und Alles macht es gleich.
ner Gier verſchlingts die Citrustiſche
hen wie des Brückenbettlers Krücke,
e wie murrhiniſche Gefäße,
ikers Sandalen wie des Conſuls
eile und curuliſchen Sitz.
die Reichen aus den ſeidnen Kiſſen
ngt die Riegel des Ergaſtulums,
t Gefangne vor die Kerkerthür.
lgt im Ueberreſt luculliſcher Mahle
ıt wie leichengierige Hyänen
enurnen aus den Mauſoleen,
ürſt ſie aus. Den Bart des Philoſophen
mit gleicher Wolluſt wie die Maske
letins. Schandſäulen ſtürzt es hin
enbogen. Kränze fegt es weg
Standarten, ſiegesruhmgekrönt,
der Thür im Haus der Buhlerin...

ıwelgt in ſeinem Fraß das Rieſenthier,
es naht, da flüchtet ſich, was lebt.
h die Plünderer wagen ſich ins Innre
ſer und nur das Verbrechen noch
in umlohter Einſamkeit zuweilen,
ıem Späheraug mehr behelligt,
es, freches Hohngelächter auf.
Rom, das brennt, das laſterhafte,
elvolle Rom; ſo manchen Gräul
es Augenblicks Verwirrung: Jeder
ſein eigner Freund: nicht Brüder, Gatten,
lütter giebts: jetzt ſtößt der Feind den Feind
Geheim und ungeſtraft ins Flammengrab.
Dort ſteht ein ſchönes Weib und ſcheint zu ſchwanken,
Ob ihr Juwelenkäſtchen, ob ihr Kind
Sie mit ſich aus den Flammen retten ſoll;
Sie ſchwankt nicht lange — ſieh, ſie nimmt das Käſtchen.
Der Greis mit weißem Haar dort, kein Aeneas
Trägt aus der Glut auf ſeinen Schultern ihn —
Er hat zu lang gelebt, und Sohneshand
Schob am Gemach den Riegel grinſend vor,
Worin er jetzt verkohlt... Hinweg, hinweg
Von dieſer Schau! wirf deinen Feuermantel
Darüber, Rieſenbrand! Dein Wüthen iſt
Dem Aug erträglicher als Menſchentücke!
Du biſt noch groß und herrlich im Vernichten!
Von Dem, was brennende Penaten ſchaudernd
Erblicken, eh ſie in die Aſche ſinken,
Kehr' ich zurück zu deinen Schreckensbildern. —

II. Aus „Der König von Sion."

Wieder ein anderes Buch nun reicht ihm der grinſende Krechting,
Und er las: „Des Ovidius Naſo Göttergeſchichten,
Zierlich anjetzt in Reimen verdeutſcht." Ein ſtattlicher Band wars,
Und mit Bildern der Götter und Göttinnen lieblich geziert auch.
„Fabelgeſchwätz," ſo rief der Prophet, mit düſterer Strenge;
„Tand, der die Geiſter entfremdet dem Ernſt, mit den lieblichen Worten
Und mit den üppigen Bildern in weichliche Träume ſie wiegend —
Fort auch dieſes!" Er rieſs, und erhob in den Händen das Buch ſchon,
Um es mit kräftigem Schwunge hinab in die Flammen zu ſchleudern.

Doch wer tritt da plötzlich hervor? Ha, ſiehe, der bleiche
Träumer, der Jüngling-Mann, mit den reinen und ſtolzen und ernſten
Zügen, den ſehnenden Augen, den Lippen, die dürſten nach Leben,
Jan von Leyden. Zuerſt am heutigen Tage, ſeit jenem,
Da er nach Münſter gelangt, entreißt er dem brütenden Schweigen
Sich, worein er verſank, zu vereinen ſich mühend des Meiſters
Lehre, die kühn zwar, frei, doch düſter und ernſt, mit dem eignen
Gährenden Drang, den Gedanken der eigenen feurigen Seele.
Nicht Ein Laut war entflohn ſeit Wochen dem Munde des Träumers,
Doch nun trat er hervor und, erfaſſend den Arm des Entflammten,
Rief er ihm zu: „Halt ein, o Prophet! nicht allzugewaltig
Schür und nähre den Brand, ſonſt wird er, uns über den Scheitel
Wachſend, auch Sion verzehren zugleich mit dem ſchuldigen Babel!
Laß uns den Sänger, o Freund! laß leben in Sion die ſchönen
Fabeln und Bilder der Dichter! Es wechſelt auf Erden die Wahrheit,
Ewig wahr iſt die Fabel allein auf den Lippen der Sänger!
Wirf ins Feuer die Bibel, und löſche die Lampen, die dämmrig
Matt uns erhellten die Nacht, da es Tag nun geworden; doch nimmer
Schmähe das liebliche Licht, das aus wieder erſtandenen Rollen,

Wieder erſtandenen Bildern der Heiden heraus uns den erſten
Heiteren Stral in die dunkle, die mönchiſch-verbüſterte Welt warf!
Sie, die aus Welſchlands Schutte gegraben die Bilder der alten
Götter, ihr Grabſcheit wars ja zuerſt, was die Feſten des Mönchthums
Schaufelnd gelockert, eh Wort und Schrift ſich zur Fehde beflügelt!
Iſt durch ſie doch der lieblich-erhabene Name der Schönheit
Ueber die Alpen gedrungen! Da ſahn wir, wie trüb und wie traurig
Hier uns das Leben umgab, und es floß in verkümmerte Seelen
Wieder ein männlich Gefühl, es erſchloſſen ſich wieder die Sinne.
Wirf ins Feuer, was todt, o Matthiſſon, doch verſchone,
Was zu erneuertem Leben erwacht! Da den Phönix der Wahrheit
Du hellblickend erkannt, der, alt und ſchwach, in die Flammen
Eben zu ſtürzen ſich ſehnt, ſo verkenne den Phönix der Schönheit
Nicht, der ſo eben verjüngt aus dem flammenden Grab ſich emporhebt!
Wie du die Evangeliſten geſtürzt und die Bibel verbrannt haſt,
Hat man nicht ſo vereinſt auch die heiteren Götter der Alten
Grollend ins Feuer geſtürzt? Doch ſieh, es verzehrten die Flammen
Auch nur ihr ſterbliches Theil — als Götter nur ſind ſie vernichtet,
Aber als leuchtende Bilder der Schönheit, Leben verklärend,
Sind ſie nun wieder entſtiegen dem Grab: friſch, hehr, in verjüngtem
Reize verbinden ſie ſich dem befreienden Geiſte der Zeiten,
Unſerem Geiſt, dem die Stätte wir eben bereiten in Sion!
Laß uns den Sänger, o Freund, und der Armuth heiteres Erbe;
Laß uns die lieblichen Märchen, die lieblichen Bilder der Dichter!" —

Alſo der muthige Jüngling. Da war wie getroffen ins tiefſte
Herz der ergraute Prophet. Sein flammengehärteter Sinn war
Einwurfs nimmer gewohnt. „Man merkt," rief er, „daß umher du
Zogſt mit der Rotte der Gaukler, der liederlich-ſchnöden Geſellen:
Liederlich ſind ſie ja immer, die Gaukler, die Komödianten!
Liederlich ſind ſie, die Singer und Reimer, die Lautner und Harfner!
Liederlich ſind, die hantieren mit Pinſel und Meißel! Sie geben
Ehre mit zierlichen Worten dem Schönen, in lieblichen Bildern
Stellen ſies dar; ſie erbauen die ſchönſten, die herrlichſten Tempel,
Aber im eigenen Geiſt tief drinnen, da ſind ſie des Unflaths
Voll und der Unſchönheit, unlauteren Sinns und verwildert!
Und indeß ſie um ſich her verklären die weltlichen Dinge,
Hängt es wie Spinnengeweb um ihre verödeten Seelen!
Seht, wie Babel ſich brüſtet mit üppig-verlockenden Künſten!
Seht, wie zu Rom auf dem Stuhle der Päpſte, der weichliche, bunte
Tand mit jeglicher Schmach ſich verſchwiſtert! Da herrſchet die Hoffart,
Und die Tiara befleckt ſich mit heimlichem Mord und mit Blutſchand!
Darum ſtürz ich mit allem papiſtiſchen Zauber auch dieſen!
Darum verbann ich aus Sion die weichlichen üppigen Künſte;
Darum ſchleudr ich hinab in die Glut dies Buch wie die andern." —

„Willſt du von Neuem," ſo rief der erglühende Jüngling, „zur düſtern
Zelle geſtalten die Welt, nur daß uns der Zauber des Schönen
Nicht zum Böſen verlocke? Mir trachtet die Seele nach reinem,
Göttlichem Leben wie dir! Doch wahrlich, ohne der Anmuth
Herzenerhebenden Reiz nicht möcht ich leben auf Erden,
Auch mit Heiligen nicht! Und kannſt du des Guten und Edlen
Würdigen Ernſt nicht einen mit heiterer Freude des Lebens,
Sag nicht, daß du erlöſet die Welt und begründet das neue
Sion, die Stätte des Heils! — Du ſaßeſt in trauriger Kammer,
Still, dein ſchwärmender Sinn, zuwandt er ſich immer nur Einem
Pole des Lebens: es wölbte ſich eng dir der Kreis der Betrachtung
Ueber dem Haupt! Ich aber, ich habe durchwandert die Lande
Jugendlich offenen Sinns; von wärmerer Sonne befeuert
Ward mir das Blut, und zerſtreut hat helleres Blau mir die nordſchen
Nebel im Geiſt. So erſchloß ſich die Welt mir des Geiſtes und Herzens
Voll und ganz; nun glüh ich nach Einem: zu ſchauen auf Erden
Endlich in ſeligem Bunde vereinigt die Luſt und die Tugend!
Siehe, ſo ſpiegelt ſich anders in deinem und anders in meinem
Geiſte das Sionsreich! Bis hieher, o Meiſter von Harlem,
Sind wir zuſammen gewandert; nun aber, nun zweiet der Pfad ſich
Dir und mir; ſo entfalten geſchiedene Banner in Sion
Wir in ehrlichem Streit, und den Irrenden richte das Schickſal!" —

Alſo der Jüngling, und rings aufhorchend erſchrack die Gemeine
Vor den gewaltigen Worten, mit welchen dem hohen Propheten
Jan von Leyden getrotzt. Es erſtaunten die Bürger von Sion
Vor des gebietenden Jünglings Geſtalt, ſchon neigten im Stillen
Ihm die Gemüther ſich zu, durch heimlichen Zauber gewonnen.

Hermann Lingg.

Es giebt für den Geſchichtſchreiber der Literatur nichts Unerquicklicheres, als ſich zu der Erklärung gezwungen zu ſehen, daß ein Dichter ſein bedeutendes Talent an einem Stoffe verſchwendet hat, der von vornherein jeder künſtleriſchen Behandlung widerſtrebt. Die Völkerwanderung bildet ſchon an ſich kein abgeſchloſſenes und eng zuſammenhängendes Ganzes, wie

). der Trojanische Krieg, es läßt sich nicht
ıal die Zeit genau angeben, wo die große
'erbewegung aufgehört hat, selbst wenn man
die germanischen Völkerschaften im Auge
wie es bei Lingg der Fall ist. Vermuth-
führt Lingg die Geschichte bis zur Bildung
Longobardischen Reichs, d. h. bis 568, so
sein Gedicht „die Völkerwanderung. Erstes
zweites Buch" (Stuttg. 1866—1867),
hes mit dem letzten Viertel des vierten
rhunderts beginnt, einen Zeitraum von
ahe 200 Jahren umfaßt. Es geht schon
ıus hervor, daß hierbei an Einheit weder
Begebenheit noch der Helden zu denken ist;
nehr treten so viele bedeutende Persönlich-
n hervor, und der Dichter behandelt dieselben
so ganz gleicher Liebe, daß keine besonders
ortritt, jede vorhergehende vielmehr durch
nachfolgende in den Hintergrund gestellt
). Dadurch, daß die ganze Völkerwanderung
en Stoff aufgenommen wurde, mußten auch
einzelnen Begebenheiten herabgedrückt wer-
. der Dichter konnte keiner einzigen den
igen Umfang, die nöthige Ausführung und
gfalt zuwenden. Wie in der Wirklichkeit,
eht es auch im Gedicht stürmisch und wild
der Stoff reißt den Dichter von einer Be-
nheit in die andere, so daß es auch bei
erholtem Durchlesen nicht möglich ist, eine
: Uebersicht des Ganzen zu gewinnen. Wenn
ohne alle Uebergänge vom Orient ins
ıdland, von Norden nach Süden, aus Ita-
an den Rhein, von Byzanz nach Rom ge-
t werden, macht dieß beinahe den nämlichen
ɔruck, wie die berühmte Reise in der Job-
, nur hat diese den Vorzug, daß sie komisch
en will. Eine Folge dieser stürmischen
wickelung ist es nun, daß das Wesentlichste
ıur in kurzen Zügen angedeutet, wogegen
edeutendes breit ausgesponnen wird, z. B.
Hin- und Herziehen der griechischen Ge-
tschaft an Attila, wobei freilich der Dichter
lbsicht haben mochte, die hunnischen Sitten
Anschauung zu bringen, was ihm aber
einmal in vollständiger Weise gelungen
Aus demselben Grunde ist einer der
ıften Abschnitte des Gedichts „die griechische
l" mit Rücksicht auf das Ganze als eine
hörige Episode zu bezeichnen, da der Kampf
hen Christenthum und Heidenthum schon
hieden war, und ein Versuch, auf einer
legenen Insel die alte Religion wiederher-
llen, ist so ganz untergeordneter Natur, daß
ıf die Entwickelung der Begebenheiten ohne
Einfluß bleiben mußte.
ie Behandlung eines so umfangreichen ge-
ıtlichen Stoffs mußte nothwendig zur ge-
ten Chronik führen, und wir können das
cht unmöglich anders als mit dieser Be-
nung charakterisieren. Der Dichter drückt
m Gedicht diesen Stempel schon durch den
ɔlog" auf, eine höchst unerquickliche gereimte
ɔnik der römischen Kaiser von Augustus
zu Julianus Apostata, welche den Dichter
ıg, oft zur mattesten Prosa herabzusinken
:r Dienst der Tempel und die Staatsver-
ung Erfahren bald die größte Umgestal-
"), was ihm aber auch in dem Gedicht selbst
selten widerfuhr. Mit dieser chronikmäßigen
ıge steht das Bestreben, den Stoff dichterisch
zu beleben, in schroffstem Widerspruch, was
Ungleichheit in der Behandlung des Einzelnen
zur Folge haben mußte.

Die Anlage mußte nothwendig auch von
nachtheiligem Einfluß auf die Ausführung sein.
So war es nicht zu vermeiden, daß ganz ähn-
liche Verhältnisse wiederholt wurden. Die Eile,
die durch den Stoff geboten war, hat nicht
selten zur Knappheit in der Darstellung ge-
führt, die an vielen Stellen zur Dunkelheit
wird, so daß man den Sinn und Zusammen-
hang nur mit Mühe errathen kann. Diese
Knappheit der Darstellung fällt namentlich in
den Schilderungen der Schlachten und Heer-
züge auf, denen häufig alle plastische Anschau-
lichkeit abgeht. Daß der Ausdruck öfters zur
matten Prosa herabsinkt, haben wir schon be-
merkt, die Bilder sind hie und da seltsam,
gesucht und unnatürlich, manchmal ganz bedeu-
tungslos, und eben so bedeutungslos sind viele
der eingestreuten Reflexionen. Auch die Form
läßt viel zu wünschen übrig. Wir wollen kein
Gewicht darauf legen, daß die Stanze nicht
gleichmäßig durchgeführt wird, da sie nicht
durchgängig mit weiblichem Reime beginnt; ein
größerer Mangel ist, daß der Reim dem Ohr
gar häufig verloren geht, weil derselbe entweder
auf einem untergeordneten Begriff liegt oder
nach ihm keine Pause eintritt. Zudem wird der
Gedanke oft vom Reime beherrscht.

Bei allen diesen zahlreichen und wesentlichen
Mängeln ist das große Talent des Dichters
nicht zu verkennen; es zeigt sich sogar in den
Verirrungen. Eine solche ist es z. B., daß die
Dichtung mit der Einführung einer allegorischen
Person, des Hungers, beginnt, wodurch der
Dichter uns in die Zeiten Zachariäs und der
Sächsischen Dichterschule zurückführt. Aber ab-
gesehen von der Unzweckmäßigkeit einer solchen
Maschine, die hier auch in keiner Weise nöthig
erscheint, ist die Stelle von großer Schönheit,
und ähnliche meisterhafte Schilderungen finden
sich in großer Zahl. Neben den oben berührten
bedeutungs- und selbst geschmacklosen Bildern
finden sich andere, die neben dem Reiz der
Neuheit den einer großartigen Naturbetrachtung
gewähren. Wie sehr die Wahl des Stoffes die
erwähnten Mängel bedingt, erhellt ganz beson-
ders daraus, daß die eingeflochtenen Episoden,
selbst die kürzesten, die Glanzpunkte der Dich-
tung bilden. Und so müssen wir mit dem
Ausdruck des tiefsten Bedauerns schließen, daß
der Dichter sein großes Talent an einem Stoff
verschwendet, zu dessen Wahl ihn nur ein übel
angebrachter Patriotismus verleiten konnte.

Das dritte Buch (Stuttg. 1868), welches
erst erschien, nachdem Obiges schon dem Druck
übergeben war, theilt die Vorzüge und Mängel
der beiden ersten. Es umfaßt einen Zeitraum
von beinahe einem ganzen Jahrhundert, und
führt in sieben Gesängen Klodwig und die Fran-
ken, den großen Gothenkönig Theodorich, Gelimer,
den Untergang des Vandalenreichs, die letzten
Gothen und die tragische Geschichte von Alboin
und Rosamunde vor, mit welcher das Ganze nicht
eigentlich schließt, sondern nur endigt.

Aus der „Völkerwanderung".

1. Buch. 5. Geſang.

Die griechiſche Inſel.

An einer Küſte, wo in blauen Buchten
Zum ſchönſten Strand die Meereswelle geht,
Verſchließt das Eiland hinter unbeſuchten
Berghöhn ein Thal von Blumenduft durchweht.
Der Cypich überwuchert Fels und Schluchten,
Am Abhang, wo die ſchlanke Palme ſteht,
Blühn dicht und wild die Lilien und Päonien,
Und milde Lüfte wehn vom nahen Jonien.

Cypreſſengänge führen vom Geſtade
Zur heitern, hochgelegnen Wohnung hin.
Mit Hermen prangt Hofmauer und Arkade,
Die Pinie breitet ihren Baldachin
Ums platte Dach, und hoch wirft die Cascade
Ihr ſchirmend Netz von zitterndem Rubin.
Den Garten ſchließt in ſeinen kühlen Schatten
Ein Portikus, belegt mit Porphyrplatten.

Von hier kann man durch dunkle Rebgelände
Ins Innre dämmernder Gemächer ſchaun,
Wo ſich in Arabesken heitre Wände,
Was zwiſchen ihnen vorgeht, anvertraun.
Im Bade lacht, als ob er mitempfände,
Aus dunkler Niſche keck der Marmorfaun;
Gemalte Früchte, Wildpret, Vögel, Fiſche
Verkünden dort die reichbeſetzten Tiſche.

Hier unter epheulaubumrankter Linde,
Im Arm den jungen Bacchus, lacht Silen;
Der Alte beugt ſich nach dem ſchönen Kinde,
Und läßt ihn, neckend, reife Trauben ſehn.
Wie lockt den jungen Gott das Rebgewinde!
Wie ſchön müßt ihm ein Kranz von Trauben ſtehn!
Schon will er, ſcheints, im kindiſchen Entzücken
Die Feuergeiſter aus der Beere drücken.

Der Fruchtbarkeit Geheimniß zu bedeuten,
Glänzt Ceres dort, und weiter rechts und links,
Die Tatzen aufgehoben zum Erbeuten,
Mit ſchlafenden Geſichtern Sphinx und Sphinx,
Ein Herkules mit Keul und Löwenhäuten,
Und Hirt und Heerde, Flöten und Syrinx;
Diana ruht, ermüdet von der Birſche,
Auf einem Fels und liebkoſt ihre Hirſche.

Dort ſieh, der Sonnengott, er ſpannt den Bogen,
Furchtbar und ſchön, es droht ſein hoher Blick,
Erhabner Zorn ſträubt ſeine Lockenwogen
Vom Glanz der Stirn um Schulter und Genick,
Und rings um ihn, vom Immergrün umzogen,
Sieht man die holden Töchter der Muſik,
Aus jedem Buſchwerk lacht, aus jeder Grotte
Das Marmorbild von einem holden Gotte.

Hier wohnt ein Römer, einſt des Kaiſers Sklave,
Dann Freigelaßner, dann ſein Günſtling, jetzt
Vom bangen Rom in ein Aſyl zur Strafe
Von Rom — und in ein Paradies verſetzt.
Und ſeine Schuld? Vielleicht ſah einſt im Schlafe
Der Cäſar ſich von einem Mann verletzt,
Der Jenem ähnlich war, und Schmeichler kamen,
Und warnten ihn vor ſeines Freundes Namen.

Im Herzen war er Heide ſtets geblieben,
Gebot war ihm der Chriſtusglaube nur,
Wie konnt er dauernd ein Bekenntniß lieben,
Wozu kein Drang der innerſten Natur,
Wozu ihn nur Befehl und Furcht getrieben?
Und hier, wo nimmermehr der Hof erfuhr,
Was angebetet ward in dieſen Gründen,
Beſchloß er, neu den Götterdienſt zu gründen.

Er wagts, auf eines Tempels öden Schwellen
Ein Leben, dem die Zeit ſich abgewandt,
Aus eignem Machtſpruch wieder herzuſtellen.
Und ſieh, der Himmel, den das Kreuz verbannt,
Beginnt, aufs Neue ſich ihm aufzuhellen!
Des Altars Opfergluth, ſchon ausgebrannt,
Erfüllt noch Einmal, eh ſie liſcht für immer,
Das ſchöne Inſelland mit ſeinem Schimmer.

Und ihn, wie einſt den greiſen Labdakiden,
Als auf Kolonos er gebeugt und blind,
Ins Dunkel trat des Hains der Eumeniden,
Begleitete ſein ſchön und einzig Kind.
Auf ihrer Stirne lag ein ernſter Frieden,
Ihr Herz war noch, wie Kinderherzen ſind,
Schuldlos und prieſterlich umwallt vom Schleier,
Vollbrachte ſie Gebet und Opferfeier.

Oft, wenn ſie mit den goldnen Weiheſchalen
Zum frommen Dienſt bekränzt im Tempel ſtand,
Wenn ſich das Purpurlicht der Frührothſtrahlen
Mit ihrer Wangen Andachtsgluth verband,
Und ſchneeweiß auf die reichen Goldſandalen
Herniederfloß ihr ſchimmerndes Gewand,
Erſtand im Volk der alte Glaube wieder,
Es ſtiegen Himmliſche zur Erde nieder.

Sie ſtund am Meer allein und unbeachtet,
Wenn ſanft des Abends letzter Glanz zerſtob,
Und von den ſeidnen Wimpern übernachtet,
Durchflog den Blick, wenn ſie das Haupt erhob,
Ein Feuer, wie aus Sapphos Liedern ſchmachtet,
Ein Feuer, dem ſich ſanfter Schmerz verwob.
Denn als ſchon bald die Winterſtürme tobten,
Hielt ihr das Meer noch ferne den Verlobten.

Teleſtes wars, in Sikyon geboren,
Wohin einſt mit dem reichen Hausaltar,
Nachdem die Freiheit in Athen verloren,
Sein mächtiges Geſchlecht entflohen war.
Zum Bräutigam der Römerin erkoren
Von beiden Eltern, war er manches Jahr
Auf Reiſen fern geweſen, um die Lehren
Der Schulen Roms und in Athen zu hören.

Doch er, der in ſo manchem Feuerliede
Von Freiheit und vergangner Größe ſprach,
Der ſpäte Sohn Athens war kein Pelide,
Er ſah, ein thatenloſer Telemach,
Gelähmt von Roms allmächtiger Aegide
Dem großen Vorbild ſeiner Ahnen nach;
Bald wanden um das Haupt des Hoffnungsloſen
Statt wilder Lorbeern Myrten ſich und Roſen.

Der Sonnenglanz, der einſt Athen verklärte,
Schien noch in ihrem ſeelenvollen Blick,
Der Schmerz, der nagend ſeine Bruſt verzehrte,
Der Schmerz um die gefallne Republik;
Er wußte, daß auch ſie im Buſen nährte
Den Jammer um der Heimath Wehgeſchick,
Und beider Herzen band im Liebesbande
Die Liebe zum verlornen Vaterlande.

nker lag ein Fahrzeug, ihm gerüſtet,
ichlich von den reichſten Waaren trug,
Corinth auf ſeinem Markt ſich brüſtet:
eide, Seidenſtoff und Schmuck genug,
h die Augen einer Braut gelüſtet.
ein guter Wind die Segel ſchlug,
eg ſein Schiff, da kaum der Tag erſchienen,
Fluth, begleitet von Delphinen.

das Meer, durch das am Tag in ſtiller
itrer Fluth das Schiff geruhig ſchwamm,
ndelt ſich vor Nacht in dunklen Schiller
lt empor den weißen Drachenkamm;
gen ſtrömt, die Winde pfeifen ſchriller,
ar droht hier und dort ein Klippendamm,
berſpült, bald aufgedeckt von Wogen,
welche pfeilſchnell kommt das Schiff gezogen.

gſtvoll mit dem vorgebeugten Segel
t ſichs durch die wilde Wetterſchlacht,
't in die gethürmten Wellenkegel
litz herab; der Maſt, die Planke kracht;
ılich flattern graue Sturmesvögel,
chatten in der ungeheuren Nacht —
ılten ſie den Schiffern prophezeien,
ıgend ſie dem Wellentode weihen.

n fleht zum höchſten Segensſpender,
ıs, die Braut, gewarnt durch manchen Traum,
gt ihr Opferrauch dem Blitzentſender,
Gewitter ziehn am Himmelsſaum.
ſt den Sonnengott, den Heilvollender,
le Götter in dem Aetherraum.
len aber Aphroditens Güte,
re Huld den Bräutigam behüte.

icht zu ihr der Greis: „O Kind, Cythere
ädig! Kränz mit Roſen und Akanth
ild, auf daß Teleſtes wiederkehre!
ıngt für ihn, ſein Schiff iſt leicht bemannt,
wie dunkel wird es auf dem Meere!
nidos hat er Boten mir geſandt."
olken rollen dunkler ſich zuſammen
h' und näher glühn die Wetterflammen.

iet am Ufer, dran die Wogen prallen;
ies Tempels Wölbungen durchſtöhnt
lde Sturm, läßt ſie die Locken wallen,
Wetterleuchten wunderbar verſchönt.
als ob ein ſanfter Laut von allen
ötterbildern zu ihr niedertönt.
uhig!" ſcheinen ſie ihr zuzuſprechen,
wird Neptun die Macht der Woge brechen.

hör', o Liebliche! nicht Stürme werden
ſo ſchrecklich ſein als jener Geiſt,
s Olympiern die Macht auf Erden,
ch den heitern Jugendtraum entreißt,
euer armes Herz in Schuldbeſchwerden
nkles Jenſeits halb mit Klagen preiſt:
Sterbliche, dann ſehnet euch zurück
urer Götterzeit verlornem Glück!"

ngs herab, und ſie mit bangem Schritte
vom Altar. „Was wars, das ich gehört?
ein tönend Weh die Luft durchſchnitte,
ein Stern, in ſeiner Bahn zerſtört,
aglied ſang! — Doch horcht! hat meine Bitte
turm nicht übertönt? Ich bin erhört?"
ller ſchon, ſo ſehr die Wogen branden,
llt der frohe Ruf: „Sie ſinds, ſie landen."

Sie kommen ſchon, und wie noch halb mit Bangen
Die Jungfrau nach dem Strand eilt, drängt Teleſt
Sich aus dem Volk und eilt, ſie zu empfangen,
Und hält ſie jubelnd an ſein Herz gepreßt.
Sein fluthbethautes Haar netzt ihre Wangen,
Er hält ſie freudig mit den Armen feſt,
Die, Nächte lang im Kampf mit Sturmgefahren,
Geprüft und ſtark wie Götterarme waren.

„Geliebte, bin ich nicht dem Meer entſtiegen,
Und komme wie Leander aus der Fluth?
Du darfſt es glauben, ſiehe nur, da liegen
Korallen, funkelnd wie die Abendgluth;
Geſteine, die den Sonnenglanz beſiegen,
Und Perlen, deren voll die Tiefe ruht.
Dieß ſchenkten Nymphen mir für ihre ſüße
Holdſelge Schweſter, die als Braut ich grüße."

Er ſprichts und legt mit Lächeln ſeine Hände
Auf ihre Schultern ſanft, faßt ihre Hand
Und ruft: „Mir iſt, als ob ich erſt empfände,
Wie ſüß das Leben iſt, o theures Land,
O ringsum ihr geliebten Gegenſtände,
Jonien, mein ſchönes Vaterland!
Dank Götter! Was ſich künftig noch begebe,
Für dieſe Stunde dank ich, daß ich lebe!"

Jetzt durch den Garten eilt und kommt, begleitet
Von Fackeltragenden, in froher Haſt
Antenor zu den Glücklichen und breitet
Die Arme nach dem theuren Sohn und Gaſt.
„Komm", ruft er, „komm, das Feſt iſt ſchon bereitet,
Dein ſei auf ewig, die Dein Arm umfaßt!
Zu Hymenäen ſtimmen wir die Leier,
Noch dieſe Nacht ſei eure Hochzeitfeier."

Nun blüht der Garten hallend vom Geſange,
Und Blumen blühn von Wohlgerüchen ſchwer,
Aus grünem Dickicht zückt die bunte Schlange.
Die Nachtigall fliegt im Gebüſch umher.
Ein Oelwald dehnt ſich manche Parafange
Tief dunkelnd aus bis weit ans blaue Meer.
Der Pinie Schatten glüht in Abendröthe,
Hymen, o Hymenäen tönt die Flöte.

IV. Dramatiſche Poeſie.

Nächſt der lyriſchen Poeſie wurde im vorliegenden Zeitraum vorzüglich das Drama mit Eifer gepflegt; die große Thätigkeit auf dieſem Gebiet iſt ſchon daraus erſichtlich, daß jährlich eine Reihe von Sammlungen erſchienen, welche ihre Spalten bekannten und unbekannten Dichtern eröffneten. Einige waren ſchon früher begonnen worden, andere wurden erſt jetzt begründet, mehrere mußten allerdings wegen Mangel an Theilnahme aufgegeben werden, ſie wurden aber meiſt durch neue erſetzt. Daß in dieſen Sammlungen manches Gute mitgetheilt wurde, und daß hie und da ein junges aufſtrebendes Talent Gelegenheit fand, öffentlich aufzutreten, was ihm ohne ein ſolches Organ nicht gelungen wäre, darf nicht verſchwiegen werden; doch iſt, was ſie mittheilen, meiſt nur Mittelgut und nicht Weniges darf als abgeſchmackt bezeichnet werden*). Ein

*) Caſtelli, dramatiſche Sträußchen. Wien 1809 ff. — Cosmar, Alex., dramatiſcher Salon. Berl. 1833 ff. — Jahr-

weiteres Zeugniß von der großen Theilnahme, deren sich die dramatische Poesie erfreute, geben die ziemlich zahlreichen Schriften, welche sich über dieselbe, und zwar sowohl im Allgemeinen, als auch über die einzelnen Gattungen und über die Schauspielkunst verbreiteten*). Auch die größeren Zeitschriften und Revuen brachten manche tüchtige Aufsätze über das Drama und die dramatische Literatur, so namentlich die „Deutsche Vierteljahrschrift", „die Gegenwart" und „Unsere Zeit". Trotz der großen Produktivität, die beinahe von Jahr zu Jahr zunahm — nur in einzelnen Jahren war sie weniger fruchtbar — wurde doch im Verhältniß für die Bühne wenig geleistet, wodurch sich dieselbe gezwungen sah, nach ausländischen, vorwiegend französischen Lückenbüßern zu greifen, was übrigens, wie wir sogleich sehen werden, auch in andern Umständen seinen Grund hatte.

Wir müssen nämlich vor Allem die Hindernisse bezeichnen, mit denen die dramatische Poesie zu kämpfen hatte und die namentlich ihrer künstlerischen und bühnengerechten Entwickelung entgegentraten, diese störten oder aufhielten. Soll sich das Drama großartig und lebenskräftig entwickeln, muß es vor allen Dingen einen nationalen Charakter haben, worunter wir nicht verstehen, daß es ausschließlich oder doch vorzugsweise nationale Stoffe, sondern daß es jeden Stoff, welcher Art er auch sei, im nationalen Sinn behandle. Dazu gehört aber eine Nation, die in ihrem ganzen Umfang eine gleichartige Bildung, einen gleichartigen Geschmack, eine gleichartige Anschauung des Lebens und der Weltverhältnisse hat, in welcher das tiefste, alle Stämme, alle Stände und Klassen erfassende Bewußtsein lebt, ein einiges, unzertrennliches Ganzes zu sein. Schon Lessing fand es wunderlich, daß die Deutschen ein Nationaltheater haben wollten, da sie doch kein Volk seien, d. h. denen ein großes öffentliches Leben und ein nationaler Gemeingeist fehle. Zwar ist dieser seitdem nicht bloß erwacht, er hat eine noch im ersten Viertel des Jahrhunderts ungeahnte Kraft gewonnen, doch ist er lange noch nicht in alle Provinzen, in alle Schichten der Bevölkerung gedrungen. Noch ist die Scheidewand zwischen Süden und Norden, zwischen Katholiken und Protestanten nicht gefallen, und daher erklärt es sich, daß selbst bedeutende Erscheinungen bloß im Norden oder bloß im Süden Beifall erwarben. Daher ist auch eine Darstellung von Charakteren, Handlungen und Sitten der nationalen Gegenwart oder der nächsten Vergangenheit beinahe unmöglich, da sie einen bloß provinziellen, nicht aber einen allgemeinen Charakter haben. Weil aber der dramatischen Poesie ein fester nationaler Boden fehlt, so sucht sie denselben im Ausland, sie holt den dramatischen Stoff bei den Italienern, Engländern, ja selbst im Orient, vorzüglich aber bei den Franzosen, übersetzt ihn, oft schlecht genug, ins Deutsche, oder ahmt ihn nach, wenn der Dichter sich größere Kraft zutraut. Der Mangel an nationalem Bewußtsein hat außerdem die verderbliche Folge, daß die Deutschen, und vornämlich die höheren und gebildeten Klassen, die Sitten, Manieren und Moden des Auslandes, und auch hier wieder vornämlich der Franzosen, nachäffen, so daß der gesellschaftliche Ton dieser Stände vorwiegend französisch ist. So lange aber das deutsche Volk in Sitte und gesellschaftlichem Leben so unselbstständig, abhängig ist, wird es nie zu einem wahrhaft nationalen Drama, namentlich nie zu einer nationalen Komödie gelangen. Allerdings darf dieser Charakter einer Anzahl von Erscheinungen nicht abgesprochen werden, wie sich aus der späteren Darstellung ergeben wird, aber es sind dieselben doch nur vereinzelt und sie verschwinden vor der großen Zahl von Dramen, die als Nachbildungen des Auslandes bezeichnet werden müssen.

Zwar findet sich und fand sich namentlich in den Dreißiger und Vierziger Jahren Manches, was den verschiedenen Stämmen gemeinschaftlich war, aber dieses Gemeinsame hatte sich nicht aus dem Volke entwickelt, sondern war ihm aufgedrungen worden. Wir erinnern zunächst an den „durchlauchtigen deutschen Bund," der sich um so folgsamer gegen das Ausland zeigte, als er seine ganze Kraft gegen die Freiheitsbestrebungen richtete; wir erinnern an die Untersuchungscommissionen, an die despotischen Minister der einzelnen Staaten, an die drückende Beamtenherrschaft, an die Junkerei und Militairwirthschaft. Den lähmendsten Einfluß übten vielfache Maßregeln der Regierungen, unter welchen außer den Verboten selbst noch nicht geschriebener Werke vor Allem die Censur zu nennen ist, die bis zum Ende der Vierziger Jahre in manchen Staaten mit beispielloser Strenge geübt wurde. Durfte ja in einem nordischen Staate keine Persönlichkeit aus dem regierenden Hause auf die Bühne gebracht werden, selbst wenn sie schon vor Jahrhunderten gelebt hatte. Und wenn ein Drama bei der von scharfen Preßgesetzen unterstützten Censur Gnade gefunden hatte, vielleicht unter der Bedingung, daß der Dichter die schönsten Stellen streichen mußte, so drohten ihm noch willkürliche Polizeiverbote, die meist aus bedeutungslosen, oft sogar lächerlichen Gründen, wohl noch ohne Angabe derselben erlassen wurden. So wurde unter Anderem in Wien Laubes „Bernsteinhexe" verboten, weil darin ein höherer Beamter bloßgestellt wird; in Wien und Berlin des nämlichen Dichters „Struensee"

buch deutscher Nachspiele, herausg. v. K. v. Holtei. Berl. 1822 ff. — Jahrbuch deutscher Bühnenspiele, herausg. v. F. W. Gubitz. Berl. 1821 ff. — Kurländer, F. A. v., Almanach dramatischer Spiele für Gesellschaftstheater. Wien 1811 ff. — Hell, Th., dramatisches Vergißmeinnicht aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt, von Th. Hell, (Winkler). Dresd. 1823 ff. — Taschenbuch dramatischer Originalien, herausg. v. Dr. Franck. Lpz. 1837 ff. — Zedlitz, J. Chr. Baron v., Almanach fürs Lustspiel. Stuttg. 1839.

*) Biedenfeld, Freih. v., die Komische Oper. Lpz. 1848. — Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. Lpz. 1863. — Devrient, Eduard, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. 4 Bde. Lpz. 1848—1861. — Henneberger, Aug., das deutsche Drama der Gegenwart. Greifsw. 1853. — Jahrbuch für Drama, Dramaturgie und Theater. Herausg. v. E. Willkomm und A. Fischer. Lpz. 1837 ff. — Kneschke, Emil, das deutsche Lustspiel. Lpz. 1861. — Lewald, Aug., Theater-Revue. Stuttg. 1835 ff. — Lohmann, W., die dramatische Dichtung mit Musik. Lpz. 1864. — Mähly, J., Wesen und Geschichte des Lustspiels. Lpz. 1862. — Rötscher, H. Theod., Abhandlungen zur Philosophie der Kunst. 4. Abth. Berlin 1837—1842. — Desselben „Kunst der dramatischen Darstellung." 3 Thle. Ebd. 1841—1846. — Desselben dramaturgische Probleme, Entwickelungen und Kritiken. 1. (und einziger) Jahrg. Dresd. 1865. — Allgemeines Theaterlexikon. 7 Bde. Altenb. u. Lpz. 1839—1842. — Wagner, Richard, Oper und Drama. 2. Aufl. Lpz. 1868. — Wehl, Feodor, Didaskalien. Lpz. 1867. — Wolzogen, Alfred, Freiherr von, über Theater und Musik. Historisch kritische Studien. Bresl. 1860.

Rücksicht gegen die königliche Familie von emark, in Berlin Laubes „Prinz Friedrich" Gutzkows „Zopf und Schwert", weil die ter es gewagt hatten, Personen aus dem lecht der Hohenzollern dramatisch zu behan- ; ebendaselbst wurde „Moritz von Sachsen" Prutz verboten, weil darin ein Anverwand- es Preußischen Königshauses vorkommt, Stück spielt zur Zeit Karls V. und der An- andte ist ein Markgraf von Kulmbach), in ttgart endlich, um damit die lang noch nicht öpfte Aufzählung zu schließen, wurde die tellung der „Karlsschüler" von Laube un- gt, obgleich der darin auftretende Herzog von Würtemberg sehr zart und zurückhal- behandelt und von seinen Gewaltthätigkei- ur Das erwähnt ist, was zur Zeit geschah, als ller in der Karlsschule war. Es ist begreif- daß unter solchen Umständen der Dichter bei Anlage und Ausführung seiner Dra- gedrückt und gelähmt sein mußte, da Cen- und Polizeiverbote wie Damoklesschwerte stets gegenwärtig sein mußten. Diese Ver- isse sind in dem „Lustspiel-Preisaufgabe. vaterländisches Lustspiel in 1 Akte, (Lpzg. 1) von einem ungenannten Dichter höchst lich und zugleich mit scharf einschneidendem e dargestellt worden, weshalb wir dessen alt schon hier mittheilen. Schon der Zu- auf dem Titel „Ein vaterländisches Lust- " ist ein bitterer Hohn. Die Generalinten- der Schauspiele eines deutschen Staats, leicht zu erkennen ist, schreibt bei dem fühl- n Mangel an neuen guten deutschen Ori- lluststücken einen Preis aus für Lustspiele, wei und eine halbe bis drei Stunden aus- n, nicht nach alten Stücken gearbeitet oder fremden Sprachen übertragen sind, und sich gut gezeichnete Charaktere, interessante dlung, gewandten, in der Sphäre des ge- ten Lebens sich bewegenden humoristischen og auszeichnen. Ein junger Literat will urrieren; seine Freunde besprechen sich mit über den zu wählenden Stoff, aber man t, daß dabei so viele Rücksichten zu beob- n sind, daß es nicht möglich ist, ein neues deutsches Originallustspiel zu schaffen; denn, Einer, „was original deutsch ist, Pedante- Titelsucht, Kleinigkeitskrämerei, Schüchtern- Engherzigkeit, Maulsperre, Pantoffelselig- Frömmelei, Bornirtheit, Philisterei, unsere greiflich kindische Leichtgläubigkeit und Im- lität, uns durch schöne Reden hinhalten betrügen zu lassen, unsere kriechende Ge- keit, unser schales Leben, wo Nichts zu lo- ist, unsere sinnlosen Titulaturen und Bück- schmeicheleien, kurz alle die Aeußerungen : süßlichen Hingabe, welche Herder mit dem en Wort deutsche Hundsfötterei nennt — Dieß muß wegbleiben. Alle verletzenden ehungen müssen vermieden werden, Pro- nten und Katholiken, Pietisten und Tar- s, Stände und Beamte, Liberale und Ser- Koburger Sechser und Hofräthe, Das alles ganz außer Spiel bleiben. Die Charak- dürfen nicht adelich und nicht bürgerlich, katholisch und nicht protestantisch, nicht melnd und nicht heuchelnd, nicht servil und liberal, nicht Knechte und nicht Herren, kalt und nicht warm, nicht Fisch und nicht Fleisch sein. Das Stück dürfte nicht auf der See spielen, weil man eine Anzüglichkeit auf unsere Marine und Seehandlung darin wittern könnte."

Aber wenn auch die politischen Verhältnisse wesentlich dazu beitrugen, daß die dramatische Poesie sich nicht frisch entwickeln konnte, so waren sie doch nicht das einzige Hinderniß. Einen Theil der Schuld, und zwar keinen geringen, trugen das Publikum, die Theaterdirectionen und die Dichter selbst. Ein Theil des Publikums besuchte das Theater nur, um sich von des Tages Lasten und Sorgen zu zerstreuen, und fand sich daher am Meisten durch die aus Frankreich geborgte oder nachgeahmte leichte Waare befriedigt; ein anderer, nicht geringer Theil wollte auf der Bühne wie im Roman nur Spannendes, oder nach dem modischen Ausdruck „Packendes", Aufreizendes sehen, und dieß mußte den Dichter natürlich zu Produktionen verleiten, in denen das Uebertriebene, Excentrische, Gräßliche vorwaltet. Die Theaterdirectionen mußten sich allerdings, um finanziell bestehen zu können, dem Geschmack und den Wünschen des Publikums fügen; allein sie thaten Dieß in einem zu großen Umfange; sie ließen alberne Possen oder Schaustücke zu wiederholten Malen darstellen, während bessere Stücke aus früherer und neuerer Zeit selbst dann nicht wiederholt wurden, wenn sie mit Erfolg und Beifall aufgeführt worden waren. Eben so fröhnten die Theaterdirectionen der Schaulust des Publikums durch Bevorzugung der Oper und der Ballette. Dies hatte aber den großen Nachtheil, daß die dramatischen Dichter sich befliſſen, in ihren Dramen, namentlich in den Tragödien und ernsten Schauspielen mit den Opern zu wetteifern und durch großartige Dekorationen, Krönungszüge, massenhaftes Einführen von Personen u. A. m. die Schaulust des Publikums zu reizen und zu befriedigen. Daß Dieß aber auf den Gang der Dramen von schädlichem Einfluß sein mußte, leuchtet von selbst ein, indem die Dichter nach opern- und balletähnlichen Effekten haschten, und diesen alles Uebrige unterordneten.

Wenn die Dichter auch einigermaßen zu entschuldigen sind, daß sie sich den Wünschen des Publikums und den Anforderungen der Theaterdirektionen fügten, so sind sie in anderer Beziehung nicht zu rechtfertigen. Viele von ihnen standen noch unter dem Einfluß der romantischen Schule und förderten daher Werke zu Tage, die in Folge ihrer ins Ungemessene und Phantastische sich verlierenden Anlage jeder theatralischen Aufführung unzugänglich bleiben. Eben so verderblich, ja noch verderblicher war die unbesiegliche Neigung der Deutschen zu philosophieren, weil gerade viele vorzügliche Talente von derselben befangen waren und sie durch ihre Behandlungsweise ihre Dramen der Bühne eigensinnig entzogen. Denn es lag ihnen weniger daran, eine bedeutende Handlung kunstgerecht zu entwickeln, als ihre oft tiefsinnigen, oft aber auch seltsamen und grillenhaften Ideen auszusprechen. Statt das Leben und die Welt in einer inhaltreichen Handlung und an bedeutenden Personen darzustellen und auf diesem Wege irgend eine große Idee zur lebendigen Anschauung zu bringen, verloren sie sich in Abstraktionen und philosophische Phrasen, oder versenkten sich in Ent-

wickelung psychologischer Probleme. Diese Dichter verzichteten natürlich von vorn herein auf die theatralische Aufführung ihrer in solcher Weise behandelten Dramen, und kümmerten sich deshalb wenig oder gar nicht um künstlerische Organisation ihrer Dichtungen, was sie um soweniger nöthig hatten, da sie bloß für die Lectüre schrieben, worin ihnen schon Schiller in seinem „Don Carlos" vorangegangen war, der freilich von seinem Irrthum wieder abkam, so sehr er sich in der Nachschrift zum ersten Entwurfe des „Don Carlos" bemüht hatte, zu beweisen, daß die dramatische Einkleidung von einem weit größeren Umfange sei, als die theatralische Dichtkunst.

Wenn trotz aller dieser Hemmnisse nicht nur die dramatische Production immerhin sehr groß war und eine nicht kleine Anzahl von Erscheinungen als bedeutend bezeichnet werden können; wenn namentlich in der neuesten Zeit das Bestreben immer kräftiger hervortritt, bühnen- und kunstgerechte Stücke zu schaffen; so dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß das Drama einer schönen Zukunft entgegen reift. Wir dürfen um so mehr an dieser Hoffnung halten, als die Betrachtung der dramatischen Erzeugnisse seit Ende der Zwanziger Jahre bis jetzt uns ein unverkennbares und bedeutendes Fortschreiten darthut. So wurden die romantischen Verirrungen im Allgemeinen besiegt, wenn hie und da auch noch Dichter in denselben befangen sind. Die Zeit unmittelbar nach 1830 ist Eine der unfruchtbarsten, die Bühne wurde meist mit schlechten Uebersetzungen schlechter Stücke überschwemmt, mit denen nur die spießbürgerlichen Effektstücke konkurrierten. In der Mitte der Dreißiger Jahre entwickelte sich eine große Produktivität. Es wurden die charaktermalenden, sittenschildernden Compositionsstücke mit entschiedener Liebe bearbeitet, und wenn auch kein so hervorragendes Talent als Kotzebue, und Iffland auftrat, so sind jene Dramen doch in sofern bedeutend, als sie im Ganzen durch feinere Formen, gebildetere Sprache und verwickeltere Motive die genannten Dichter übertreffen. Zu gleicher Zeit begann auch das junge Deutschland das Drama zu bearbeiten, und wenn auch dessen erste Versuche den Erwartungen nicht entsprachen, so wirkten sie doch durch die jugendlich kräftige Auffassung der Charaktere, durch die neuen, oft gewaltigen Ideen, die sie darin aussprachen, durch die steten Beziehungen auf die Zeit. Die Bewegung, die sich vor den Revolutionen von 1848 beinahe des gesammten Volkes bemächtigt hatte, wurde auch in den dramatischen Produktionen sichtbar. Sie haben beinahe sämmtlich einen unruhigen, revolutionären Charakter; sie verkündigen den Sturm, der mit unaufhaltsamer Kraft alle Staaten des deutschen Bundes erfassen sollte. In den folgenden Jahren der Reaktion trat größere Ruhe, ja eine Art Abspannung ein, doch offenbarte sich zugleich ein entschiedenes Streben nach künstlerischer Behandlung. Auch beginnt das reine Bücher- und Literaturdrama immer mehr in den Hintergrund zu treten, ob es gleich bis jetzt noch nicht ganz verschwunden ist. Es wurden vorzüglich antike Stoffe mit Vorliebe bearbeitet, in denen, gleichsam als Mahnung an Das, was man hätte sein sollen, das Wesen des wahren Republikaners dargestellt wurde. In der neuesten Zeit werden hauptsächlich moderne Stoffe und sociale Fragen dramatisch behandelt und zugleich macht sich das Bestreben immer mehr kund, den Anforderungen der Kunst und der Bühne zu genügen.

In diesen allgemeinen Zügen der geschichtlichen Entwickelung des Dramas ist zugleich der Charakter desselben ausgesprochen, den man mit Einem Worte als in einzelnen Momenten schwankend, aber im Ganzen als fortschreitend bezeichnen kann; denn es ist unverkennbar, daß das Drama seit dem Auftreten des jungen Deutschlands sich von der bisherigen Bahn zu befreien und eine neue einzuschlagen sucht, daher die mannigfaltigen Experimente zu erklären sind, die man beinahe von Jahr zu Jahr wahrnehmen kann; daher auch das Grillenhafte zu erklären ist, das sich oft übermäßig vordrängt. Darin haben auch manche Auswüchse ihren Grund, da einzelne Dichter durch raffinirte Behandlung geschlechtlicher Verhältnisse, Zweideutigkeiten, die nicht selten widerlich sind, ihre Genialität zu offenbaren und das Publikum zu gewinnen suchten. Dieses Bestreben, neue Bahnen zu eröffnen, hat auch manche Dichter und darunter mehrere von großem Talent, verleitet, die Gesetze der Kunst unbeachtet zu lassen, ja sie muthwillig zu übertreten. So erscheint bei ihnen große Willkür in der scenischen Behandlung. Es mag die Einheit der Zeit und des Orts wohl als ein drückender und die poetische Gestaltung lähmender Zwang erscheinen, aber es bleibt immerhin unkünstlerisch und tadelnswerth, wenn ein Drama einen Zeitraum von zehn und mehr Jahren umfaßt und die Localität in jedem Akte vier Mal und öfter wechselt. Als ein wesentlicher Charakterzug des modernen Dramas darf ferner das übermäßige Streben nach Effekten bezeichnet werden; aber, wie Gutzkow in seinen „Beiträgen" richtig bemerkt, „ein Rechenexempel von Effekten, eine Combination von Situationen giebt nie ein lebendiges Bild; es kann erschüttern, aber nur die Nerven, nicht die Seele." Endlich ist es für das moderne Drama charakteristisch, daß ihm sehr häufig eine entschiedene Tendenz zum Grunde liegt, die um so weniger zu rechtfertigen ist, wenn es vorübergehende Tagesfragen im Sinn der momentan herrschenden Anschauung behandelt. Der Dichter darf nie zum Nachbeter der besonderen Zeitstimmung sein, vielmehr soll er diese beherrschen und in höherem Sinn zu entwickeln suchen.

Ehe wir zur Betrachtung der einzelnen dramatischen Gattungen übergehen, welche im vorliegenden Zeitraum bearbeitet worden sind, müssen wir einen Punkt berühren, der gerade jetzt große Bedeutung gewonnen hat. Es wird nämlich die Behauptung aufgestellt, es sei die Aufgabe des Dramas der Gegenwart, mit vollständigem Ausschluß antiker, überhaupt solcher Stoffe, die in der Zeit fern liegen, nur solche zu behandeln, welche entweder aus der unmittelbaren Gegenwart entnommen sind oder mit ihr doch in geistiger Beziehung stehen. Nur solche, sagt man, sind dem Publikum verständlich, nur solche können daher auch die Wirkung hervorbringen, welche jedes dramatische Kunstwerk hervorbringen muß, wenn es seinem nächsten Zweck entsprechen soll. Wir sind keineswegs der Ansicht, daß moderne Verhältnisse und Zustände von der Bühne aus-

geschlossen sein sollen, und wir sind weit entfernt jener Behauptung mit den Worten Schillers entgegenzutreten:

„Aber ich bitte Dich, Freund, was kann dieser Misere Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn!"

denn die Verhältnisse der Gegenwart sind allerdings ganz anderer Art als diejenigen, welche in den Dramen Schröders, Ifflands und Kotzebues dargestellt werden, und die Fragen, welche die Zeit bewegen, bürgerliche und religiöse Freiheit, Kampf gegen das Pfaffenthum, gegen die Jesuiten und Militärherrschaft, Verbesserung der socialen Zustände haben ihre vollste Berechtigung. Aber damit können wir nicht übereinstimmen, daß das Drama sich auf Darstellung moderner Verhältnisse, auf Behandlung moderner Stoffe beschränken solle. Was letztere betrifft, so sind sie ja nicht einmal erst aus der Gegenwart hervorgegangen, sie sind so alt als die Geschichte reicht, sie sind nicht ihrem Wesen, sondern nur ihrer Formulierung nach verschieden. Sie können daher eben so gut an antiken, überhaupt an fernliegenden Verhältnissen zur Anschauung und zum Verständniß gebracht werden, als wenn man sie an modernen Zuständen darstellt. Und wenn auch diese Stoffe für die dramatische Behandlung geeignet sind, so bieten sich ihr noch eine große Menge anderer dar, die nicht weniger angemessen erscheinen. Die oben erwähnten Stoffe beziehen sich beinahe ausschließlich auf den Staat, auf den Bürger, nicht aber auf den Menschen an sich, auf seine Leidenschaften, seine Fehler und Gebrechen, seine individuellen Wünsche und Bestrebungen. Nun sind aber die antiken Zustände gerade zur dichterischen Darstellung solcher Stoffe äußerst günstig, weil die Menschen darin in ihrem einfachsten und reinsten Wesen erscheinen. Man bringt als Beweis, daß die Behandlung antiker Verhältnisse nicht mehr zeitgemäß sei, daß sich Dramen dieser Art nicht auf der Bühne erhalten könnten; aber es liegt Dieß gewiß weniger an der Wahl des Stoffes als in der Behandlungsweise der Dichter.

So wie auf moderne, so legt man auch auf nationale Stoffe Gewicht, aber sicherlich mit eben so viel Unrecht. Nicht die Volksthümlichkeit des Stoffs giebt dem Drama Werth und Wirkung, sondern die Volksthümlichkeit der Auffassung und Darstellung. Der Dichter behandle den fremden Stoff so, daß er dem Verständniß des deutschen Volks nahe gebracht werde, daß er auf dasselbe wirke, es erhebe, bilde, heranziehe. Dieß wird er freilich nicht erreichen, wenn er den fremden Stoff auch im Sinn der fremden Nation oder gar in der fremdartigen Form behandelt. Er darf weder die Griechen, noch die Engländer oder die Franzosen kopieren, sondern Verhältnisse und Charaktere der Anschauungsweise und der Bildungsstufe des deutschen Publikums nahe bringen. Nicht als ob man die griechischen Heroen zu deutschen Rittern machen soll, wie sie Racine zu französischen Gentilshommes machte, nicht als ob er die römischen Republikaner zu deutschen Reichsstädtern machen sollte, wie sie Shakspeare zu Londoner Pflastertretern machte. Man kann das Costüm bewahren und doch Zustände und Charaktere so auffassen und darstellen, daß sie dem deutschen Volk verständlich werden. Goethe hat in dieser Beziehung in seiner Iphigenie ein großartiges Muster aufgestellt; er hat darin rein griechische Sitten, rein griechische Charaktere vorgeführt, und doch würde Euripides sie nimmermehr in solcher Weise haben auffassen und darstellen können, weil sie eben mit deutschem Geist und in deutschem Sinne aufgefaßt und dargestellt sind. Die herrliche Antigone des Sophokles wird auf der deutschen Bühne immer unverständlich bleiben; man behandle sie in deutschem Geist und sie wird auf das Publikum die nämliche Wirkung hervorbringen, wie seiner Zeit die des Sophokles auf das griechische. Wenn Goethes Iphigenie auf der Bühne keine große Wirkung hervorbringt, so liegt Dieß nicht im Stoff, nicht in der Auffassung, sondern darin, daß dem Dichter überhaupt der dramatische Effekt Nebensache war; wie Dieß auch aus seinem „Tasso" und der „Natürlichen Tochter" ersichtlich ist, die doch moderne Verhältnisse und Charaktere behandeln. Warum gefällt Schillers „Jungfrau von Orleans", warum sein „Wallenstein", sein „Wilhelm Tell"? Weil die „Jungfrau", obwohl sie einen fremden Stoff behandelt, obwohl die Handlung in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts vorgeht, obwohl das Costüm bewahrt wird, doch in einer Weise aufgefaßt ist, die nur einem deutschen Dichter möglich ist; „Wallenstein", weil Schiller vermieden hat, die Gegensätze der Stämme und der Religionsparteien zu betonen, weil er, was man ihm mit Unrecht vorgeworfen, verständiger Weise selbst den dreißigjährigen Krieg nur oberflächlich berührt hat, weil er endlich nicht Deutsche den Deutschen, sondern den Schweden, dem Kaiser den übermüthigen Feldherrn entgegengesetzt hat, der wie der Kaiser katholisch war und aus des Kaisers Land stammte; „Wilhelm Tell" endlich gefällt, weil er die Schweizer, einen deutschen Volksstamm, nicht im Kampf mit einem andern deutschen Volksstamm vorführte, sondern mit einem herrschsüchtigen Fürstenhaus, so daß die Dichtung das österreichische Volk als solches nicht verletzen konnte.

Die Sprache der meisten dramatischen Dichter ist im Allgemeinen schön und von poetischem Schwung, doch schleicht sich selbst bei den besseren manche Inkorrektheit ein und es ist auch hier im Durchschnitt Abnahme des Sprachgefühls nicht zu verkennen. Zum Verderbniß der Sprache, von der in den einleitenden Bemerkungen (S. 6) gesprochen wurde, haben ganz vorzüglich die Uebersetzungen französischer Dramen beigetragen, die oft von wahrhaft haarsträubender Schlechtigkeit sind; und das Publikum hat selbst so wenig Sinn für Reinheit und Volksthümlichkeit der Sprache, daß es sich die ärgsten Ungeheuerlichkeiten ungestraft gefallen läßt, z. B. wenn Carl Niemann in der Uebersetzung von Scribes „Minister und Seidenhändler" il s'est effrayé mit „er hat sich erschrocken" übersetzt. Aber auch in Originalstücken wird die Sprache oft genug auf das Gründlichste mißhandelt, so wenn ein gewisser Christern in seinem Lustspiel „Fortune" (Hamburg und Lpzg. 1842) unter Anderem schreibt „Es hat sich Jemand ertrunken", was freilich zu dem ganzen Stücke paßt, das wie sein dreiactiges Drama „Die Literaten" von Unsinn sprudelt. — So nehmen die französischen Wortstellungen in wahrhaft

erschreckender Weise selbst bei guten und talentvollen Schriftstellern überhand, was der Sprache das Gepräge des Judendeutsch giebt, nicht zu erwähnen, daß ihr dadurch ein schönes und wirkungsvolles Mittel entzogen wird, durch Abweichung von der gewöhnlichen Wortstellung irgend einem Begriffe eine hervorstechende Bedeutung zu geben.

Wie früher Lessing die Alexandriner seiner Vorgänger mit der Prosa vertauschte und hierdurch einen natürlicheren Dialog begründete, so haben die besseren dramatischen Dichter der Dreißiger Jahre den zerfahrenen Versgebilden der Romantiker ebenfalls und mit demselben glücklichen Ergebniß die prosaische Darstellung entgegengesetzt. Doch sahen sie bald ein, daß die Tragödie und das ernste Drama eine kunstmäßigere Form verlange, und sie sind zum reimlosen fünffüßigen Jambus als dem der deutschen Sprache entsprechendsten Vers zurückgekehrt. Und es wurde derselbe später beinahe ausschließlich gebraucht. Doch findet in seiner Behandlung große Willkür Statt, und viele Dichter haben meist ohne Grund den antiken Trimeter oder irgend ein anderes Versmaß eingemischt, was der nothwendigen Einheit der Form wesentlich schadet. In Nachahmung Shakespeares haben viele Dichter auch einzelne Scenen in Prosa geschrieben, dabei aber nicht immer einen richtigen Takt und gesunden Geschmack bewiesen. Wie Schiller haben viele neuere Dramatiker in den reimlosen Jambus Reime eingemischt, aber es ist dieses wirkungsvolle Mittel nicht selten zum großen Nachtheil der Dichtungen im Uebermaß angewendet worden, indem der Reim bei jeder nur einigermaßen bedeutenden Phrase, oft aber auch bei ganz bedeutungslosen aus Effekthascherei gebraucht wurde. Manche Dichter reimen sogar ganze Reden oder doch längere Theile derselben, wodurch das Drama einen überwiegend lyrischen, daher ganz ungeeigneten Charakter erhält. Selbst bessere und künstlerisch gebildetere Dichter haben sich zu dieser geschmacklosen Effekthascherei verleiten lassen. Endlich sind auch in arger Verkennung der dramatischen Kunst und in unglücklicher Nachahmung der Romantiker lyrische und epische Versmaße, und zwar nicht bloß in einzelnen Stellen und Scenen, sondern durch das ganze Drama gebraucht worden; so sind „Die Verliebten. Schauspiel in 3 Aufzügen" (Aschaffenb. 1834) ganz in Oktaven geschrieben.

Unter den Gattungen, welche in diesem Zeitraum bearbeitet wurden, nimmt das historische Drama, was die Masse der Produktion betrifft, wohl den ersten Rang ein. Auch haben viele Dichter den von ihnen behandelten geschichtlichen Stoff in würdiger Weise aufgefaßt und mit künstlerischem Sinn verarbeitet. Sie haben sich bestrebt, das Wesen der Zeiten und Personen anschaulich zu machen, die Thatsachen als eine innig zusammenhängende Reihe von Ursachen und Wirkungen vorzuführen und zu dem Zwecke mit glücklichem Takte Thatsachen erfunden, welche die Lücken der Ueberlieferung ergänzen, den Personen Gedanken und Anschauungen zugeschrieben, die ihren historischen Charakter erst recht lebendig und wahr hervortreten lassen. Daneben treffen wir aber auch eine nicht geringe Zahl von Dichtungen, die, sei es in Auffassung der Geschichte, sei es in Behandlung der künstlerischen Form, öfters auch nach beiden Seiten den Anforderungen der Kunst nur in geringerem Maße, wohl auch gar nicht entsprechen. Viele haben den geschichtlichen Stoff zur Darstellung von modernen politischen oder socialen Ideen mißbraucht, noch Andere haben ihn zu gewöhnlichen sentimentalen Liebesgeschichten herabgewürdigt. Und es haben gerade diese Tendenz- und Liebesdichter am Wenigsten Erfindungskraft an den Tag gelegt und sich in hohlen Phrasen oder lyrischen Ergießungen verloren. Es ist nicht zu verkennen, daß sehr viele Dichter gründliche Studien, sowohl historische als künstlerische gemacht haben und in letzterer Beziehung haben wir besonders hervorzuheben, daß eine nicht geringe Anzahl sich Shakespeare, Andere Schiller zum Muster genommen und je nach ihrem größeren oder geringeren Talent im Sinn und Geist jener großen Männer echte Dichtungen geschaffen oder sie nur äußerlich nachgebildet haben, daß die Einen durch übergroße Kraft und selbst Rohheit des Ausdrucks, durch Uebertreibung der Charaktere und Situationen, durch Ueberfülle der Begebenheiten und willkürliche Composition, die Anderen durch Entfaltung von rhythmischem Pomp, und Sentenzenreichthum ihren Zweck zu erreichen suchten. Auch Goethe hat Nachahmer gefunden; doch hat wohl Keiner die künstlerische Vollendung mit tief poetischer Auffassung des Stoffes zu verbinden gewußt, wie ihr Vorbild, und sie haben meist nur Das erreicht, daß ihren Dichtungen der dramatische Effekt fehlt, daß sie daher auch für die Bühne unbrauchbar sind.

Den Stoff haben die Dichter der Sage und Geschichte beinahe aller Zeiten und Völker entnommen; in Folge des erwachten Nationalbewußtseins ist vorzüglich die deutsche Sage und Geschichte behandelt worden, und doch bietet die deutsche Geschichte im Verhältniß nur wenige wahrhaft dramatische Stoffe, wie schon daraus zu ersehen ist, daß die Dichter immer wieder zum Cherusker Hermann, zu Heinrich IV, zu den Hohenstaufen, zu den Wittelsbachern, zu Bernhard von Weimar zurückkehren. Und wenn die dramatische Dichtung den Zweck hat, zu bilden, zu erheben, insbesondere für Vaterland und Volk zu begeistern, so werden Stoffe aus der deutschen Geschichte diesen Zweck am Wenigsten erreichen, sie werden meist eine entgegengesetzte Wirkung haben, da sie zum größten Theil das Volk an seine politische Schwäche und Zerrissenheit erinnern, die politischen und religiösen Leidenschaften von Neuem erregen und somit den Zweck, Gemeingeist und patriotische Gesinnung zu erwecken, nicht nur verfehlen, sondern ihm geradezu entgegenarbeiten. Allerdings ist die deutsche Geschichte nicht arm an bedeutenden und selbst großartigen Gestalten; dagegen waren die Verhältnisse, in denen sie lebten und wirkten, traurig und selbst jämmerlich nnd mußten die Größe jener hervorragenden Persönlichkeiten wesentlich herabdrücken. Kämpfe gegen die Freiheit der italienischen Städte, Kämpfe gegen das Papstthum, dem sie stets schwächlich unterlagen, Kämpfe der Herzoge gegen die Kaiser, die zur fortwährenden Abschwächung des Reichs führten, Kämpfe der Großen untereinander, in denen nur das gemeinste dynastische Interesse leitete, Das ist im Allgemeinen das Wesen der deutschen Geschichte

hoch geprieſenen Mittelalter. Und ſpäter ie Zeiten der Reformationswirren, des jährigen, des ſiebenjährigen Krieges nicht r traurig. Daher haben auch im Ganzen enige unter den bedeutenderen Dichtern ıtſche Geſchichte zum Stoff ihrer Dramen t, dieſen vielmehr im Auslande geſucht. ungeeignet erſcheinen die Stoffe aus der en Sage und den erſten hiſtoriſchen Zei- Die deutſche Sage iſt zu grandios, ſie ıdem noch zu viele barbariſche Elemente, ß dieſe in ihrer ganzen Größe und rau- rſprünglichkeit für die Bühne verwendet ı könnten. Und geſchieht es doch, ſo wer- h unbewußt moderne Anſchauungen ein- n, welche den Charakter der Sage noth- vernichten. Auch die Urgeſchichte des ien Volks eignet ſich wenig für die dra- e Behandlung, da Zeit und Verhältniſſe t abliegen, oder vielmehr weil ſie zu bekannt ſind und der Dichter leicht in geräth, Perſonen und Zuſtände zu ſchil- ie bloße Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft Wir haben oben geſagt, daß der Dichter fugniß habe, die Lücken der Geſchichte zu en, damit er Dieß aber könne, muß er hin- he Anhaltepunkte haben, an denen er fort- kann, was aber bei der deutſchen Geſchichte italter Hermanns nicht der Fall iſt.

en dem hiſtoriſchen Trauer- und Schau- ſt auch in der neuen Zeit das hiſtoriſche piel ziemlich häufig und oft mit großem behandelt worden. Sehr viele Dramen Gattung haben eine beſchränkte patriotiſche nz, in der die Poeſie meiſt untergegangen ſu den hiſtoriſchen Dramen ſind endlich ie Literatur- und Künſtler-Dramen ımen, die noch häufiger erſcheinen als in üheren Perioden, und von denen manche eutend ſind, daß ſie das Vorurtheil, als chter und Künſtler nicht als Stoff eines tiſchen Gedichts gebraucht werden könnten, ndig entkräften.

ıuer- und Schauſpiele ohne hiſtoriſche ılage, in denen rein menſchliche Verhält- argeſtellt werden, ſind zwar nicht in dem behandelt worden als die hiſtoriſchen Dra- doch ſind auch ſie ziemlich zahlreich, und örte ein Theil derſelben zu den bedeutend- erſcheinungen im Gebiete der dramatiſchen tur. Manche gehören zu den ſogenannten :dramen, die ſchon dadurch für die Bühne ıchbar ſind, daß ſie ſich in philoſophiſche ktionen verlieren und ſogar oft in der he der Schule abgefaßt ſind. Die bürger- Trauerſpiele und Familiendramen erſchei- :mlich häufig. Die Schickſalstragödie, ınglückliche Abart des Dramas, iſt nur :hr wenigen Dichtern bearbeitet worden. en iſt, von den mit ſo großem Beifall auf- menen Dorfgeſchichten angeregt, eine neue ng, das Volksſchauſpiel, aufgetaucht. den noch nicht ſehr zahlreichen Stücken Art finden ſich manche treffliche Arbeiten, ıch ſolche, die nur auf den äußerlichen Effekt ıet ſind. Eine nähere Betrachtung der- zeigt, daß nicht nur die meiſten, ſondern ie beſten Stücke dieſer Art im Süden ıden ſind, was wohl zunächſt darin ſeinen) hat, daß das Volk im ſüdlichen Deutſch- land, beſonders in Oeſtreich, wenn auch weit weniger gebildet als die Norddeutſchen, mehr Sinn für das einfach Poetiſche hat als jene, wie denn das eigentliche Volkstheater vorzugsweiſe im Süden blüht. Hier kann wohl auch die Bemerkung beigefügt werden, daß das Literatur- und Bücherdrama vorzüglich im Norden ſeine Heimat hat, während es im poetiſcheren Süden nur wenig vertreten iſt.

Das Luſtſpiel hat erſt in den neueren Zeiten einen größeren Aufſchwung genommen; in den Dreißiger Jahren ſind nur höchſtens zwei oder drei Dichter zu nennen, die Bedeutenderes geleiſtet haben. Damals wucherten die Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und es verſtiegen ſich die Dichter höchſtens zu Nachahmungen franzöſiſcher, viel ſeltener engliſcher Vorbilder. Es iſt bezeichnend, daß Diejenigen, welche eigene Schöpfungen auf die Bühnen brachten, dieſe als Originalluſtſpiele ankündigten und auch jetzt noch oft ankündigen. Das Publikum war ſo ſehr daran gewöhnt, nur Ueberſetzungen oder Nachahmungen dargeſtellt zu ſehen, daß die Dichter es für nöthig fanden, ihre Werke als ſelbſtſtändige Dichtungen zu bezeichnen. Freilich hat die Bezeichnung „Originalluſtſpiel" nicht ſelten gerade ſo viel Werth, als wenn die chineſiſchen Kaufleute den Lobpreiſungen ihrer Waarenlager die Bemerkung hinzufügen: „Hier wird nicht betrogen". Obgleich die Produktion von „Originalluſtſpielen" ſeit den Vierziger Jahren bedeutend zugenommen hat, ſo beſteht doch die größere Maſſe der aufgeführten Stücke immer noch aus Ueberſetzungen oder Nachahmungen. Dies hat ſeinen Grund darin, daß im Ganzen nur wenige Dichter wirklich Bedeutendes und Bleibendes geleiſtet haben. Die Franzoſen verſtehen im Allgemeinen die Bedürfniſſe der Bühne beſſer, ſie ſind praktiſcher und glücklicher in der Wahl ihrer Stoffe. Auch iſt das feinere geſellſchaftliche Leben allgemeiner als in Deutſchland, daher die Dichter es aus eigener Anſchauung und Beobachtung kennen, während es der deutſche Theaterdichter meiſt nur aus den franzöſiſchen Bühnenſtücken kennen lernt, was natürlich zur Folge hat, daß, wenn auch die Perſonen deutſche Namen haben, die Handlung in deutſchen Reſidenzen ſpielt, die Luſtſpiele einen vorwiegend franzöſiſchen Charakter tragen. Uebrigens trägt auch das Publikum nicht wenig Schuld an den maſſenhaften Ueberſetzungen, da es von vornen herein ein entſchiedenes Vorurtheil für Alles hat, was aus Paris kommt. Soll man die deutſche Luſtſpieldichtung im Allgemeinen charakteriſieren, ſo hat man zunächſt zu bemerken, daß ſie ſich meiſt in beſchränkten bürgerlichen Kreiſen bewegt, oder daß, wenn ſie größere Verhältniſſe behandelt, ſie aus der Lectüre erwachſen ſind, nicht aber aus der Beobachtung des Lebens. Nur wenige Dichter, die durch ihre Stellung bevorzugt waren, haben auch das höhere, feinere geſellſchaftliche Leben mit Talent und Wahrheit geſchildert. Die provinzielle Zerſpaltung Deutſchlands, die abgeſchloſſene Entwickelung der einzelnen Stämme, der ſchon berührte Mangel an allgemeiner und gleichartiger Bildung hat den bedeutendſten Einfluß auf das Luſtſpiel gehabt, indem ſich in demſelben der Charakter des Nordens und des Südens ſcharf ausprägt. Während das nordiſche Luſtſpiel ſich

in scharfem, beißendem Witz ergeht, sich mit Vorliebe der Satyre hingiebt, und durch ungewöhnliche Situationen zu wirken sucht, herrscht im Lustspiel der südlichen Völkerschaften heiterer Humor und frische Laune; der Norden glänzt durch geistreiche, oft aber auch gesuchte Einfälle, während im Süden ursprüngliche und natürliche Naivetät vorherrscht.

Viele Lustspiele bewegten sich Anfangs noch in der alten Form der Kotzebueschen und Iffländischen Stücke, und haben auch ungefähr gleichen Inhalt. Väter, Onkel und Tanten, in deren Rücken eine Liebesintrigue gespielt wird, und die endlich ihre Einwilligung in die Verbindung des Liebespaares geben müssen, witzige und schelmische Bedienten, naive oder intrigante Kammerzofen, Charaktere der alten Komödie, haben sich auch im neuen Lustspiel erhalten; als neue sind hinzugekommen jüdische Bankiers, die sich den Schein geben, als ob sie Kunst und Wissenschaft beförderten, und jede Gelegenheit ergreifen, mit den Summen zu prahlen, die sie zu diesem Zwecke verwendet haben, abgeschmackte Literaten, anmaßende Journalisten, politische Kannengießer aller Art. Das neuere Lustspiel bewegt sich zwar auch noch in den bürgerlichen Familienkreisen, doch häufig auch in der vornehmeren und gebildeteren Gesellschaft. Das Salonlustspiel und Conversationsstück ist von mehreren Dichtern mit großem Glück behandelt worden. Ferner sind in Nachahmung französischer Vorbilder einige zum Theil gelungene Versuche im politischen Lustspiel gemacht worden; die meisten dieser Gattung verlieren sich jedoch in abstrakte Reflexionen und haben überhaupt ein allzu didaktisches Gepräge. Einen großen Umfang gewinnt das historische Lustspiel und endlich ist auch das sogenannte aristophanische Lustspiel mehrfach behandelt worden, wobei zu bedauern ist, daß die Dichter die unpassende antike Form und die antiken Sprachwendungen beibehalten haben, was den Dichtungen einen großen Theil ihrer Wirkung raubt, da die Form und Sprache allzu fremdartig ist, um Wohlgefallen zu erregen. Das Wesen des aristophanischen Lustspiels liegt aber nicht in der Form, sondern im Inhalt und in der Behandlung; sie liegt in der witzigen, scharf greißelnden Darstellung der mannifaltigen Verhältnisse und Zustände der Gegenwart, und es wird dieselbe nur dann die beabsichtigte Wirkung hervorbringen, wenn dafür eine passende, allgemein verständliche Form vorgefunden wird.

Die Posse, welche sich früher und auch noch in den Dreißiger Jahren nur in den trivialsten Verhältnissen bewegte, nimmt einen immer größeren Aufschwung, indem sie das geistige und politische Leben in ihr Bereich zu ziehen sucht. Der Süden, namentlich Wien, ist die ursprüngliche Heimat der Posse, doch hat sie sich jetzt auch in Norddeutschland eingebürgert, und besonders ist Berlin in dieser Gattung außerordentlich fruchtbar. Sie verfolgt oft höhere, namentlich politische Zwecke, doch sucht sie meist durch den sprichwörtlich gewordenen „höheren Blödsinn" zu wirken, was ihr auch sehr oft in großem Maße gelingt. Die Posse mit ihren Couplets hat das Vaudeville verdrängt, das man in den Dreißiger Jahren zum Theil mit Glück einzubürgern versuchte.

Endlich haben wir noch die Oper zu erwähnen. Wenn auch einige Operntexte — denn von der Musik ist natürlich hier ganz abzusehen — von poetischem und gestaltendem Talente der Dichter zeugen, so sind die meisten doch unbedeutend, eine nothwendige Folge des Uebergewichts, das der Componist über den Dichter, die Musik über die Poesie hat. Die Dichtung wird von dem Componisten nur als ein ganz untergeordnetes, äußeres Mittel angesehen, seine musikalischen Ideen zu verwerthen, und er zieht solche Texte vor, die ihm alle mögliche Freiheit lassen. In der neuesten Zeit hat sich eine bedeutende Coalition gegen diese falsche Anschauung erhoben, selbst ein Musiker von großer Genialität, Richard Wagner, hat die Rechte der Poesie gegen die Musik verfochten; er will nicht, daß die Eine Kunst bloße Dienerin der andern sei, allein er will, wie auch Lohmann („die dramatische Dichtung mit Musik" Lpz. 1864), daß jedes Drama auch in Musik gesetzt und somit gesungen werde, was auf der vollständigsten Verkennung des innersten Wesens der dramatischen Dichtkunst beruht, und zur gänzlichen Vernichtung der Kunst führen müßte.

Indem wir nunmehr zur Darstellung der einzelnen Leistungen übergehen, folgen wir der Ordnung, die wir in der allgemeinen Uebersicht zum Grunde gelegt haben und beginnen daher mit denjenigen Dramen, welche eine geschichtliche Grundlage haben, mögen dieselben Tragödien, Schauspiele oder Komödien sein, um die Bearbeitungen gleichartiger Stoffe nicht zu trennen.

Den Gang der Geschichte im Allgemeinen befolgend, besprechen wir zunächst die Dramen, welche ihren Stoff aus dem Alten und Neuen Testamente, sowie aus der späteren Geschichte der Juden entnommen haben. Doch werden wir hier, wie auch in den spätern Abschnitten, immer auch die andern dramatischen Erzeugnisse der Dichter sogleich berühren, um ein Gesammtbild ihrer poetischen Thätigkeit zu geben. In die ältesten Zeiten führt uns Gottfried Kinkel mit seinem „Nimrod. Ein Trauerspiel" (Hann. 1857). Die Dichtung ist reich an bedeutenden Gedanken und lyrischen Schönheiten, aber sie ist kein künstlerisches Werk; sie konnte schon deshalb keines werden, weil der Dichter sie mit der ausgesprochenen Absicht unternahm, darin seine Ansichten von der Entstehung und Entwickelung der Staaten, insbesondere von der Entwickelung des Despotismus und des Tyrannenthums zu veranschaulichen. Auch die Form ist ungeeignet; zwar herrscht der jambische Rhythmus vor, aber er wird nicht selten vom trochäischen und daktylischen unterbrochen; ferner wechseln kürzere und längere Verse willkürlich ab und endlich erscheint der Reim für die Darstellung der behandelten großartigen Verhältnisse unangemessen. Bei alle Dem ist das bedeutende Talent des Dichters nicht zu verkennen, das sich unter Anderm in der trefflichen Charakteristik der Hauptpersonen, namentlich Nimrods, Abrahams, Ismaels und der heldenmüthigen Ada glänzend beurkundet. „Der ägyptische Joseph. Dramatisches Gedicht in drei Abtheilungen (Augsb. 1854) von E. N. Stützle, soll nach des Verfassers Versicherung „zum Lesen und zur Aufführung gleich geeignet" sein; es wird aber weder bei dem Leser noch bei dem Zuschauer Befriedigung hinterlassen. Besser ist

h und ſeine Brüder. Bibliſch-Hiſtoriſches piel in 5 Aufzügen" (Regensb. 1858) . Behrle. Die Darſtellung iſt einfach hig, die Geſinnung fromm ohne Zelotis- Einer der talentvollſten Bearbeiter der en Geſchichte Alten und Neuen Teſtaments gmund Wieſe, von deſſen Lebensum- uns leider Nichts bekannt geworden, er im J. 1800 zu Culm in Weſtpreußen wurde, nach Vollendung ſeiner Studien eritz bei Potsdam literariſch beſchäftigt ıd im Auguſt 1864 zu Genthin im Her- n Sachſen geſtorben iſt. Seine Compo- ſind meiſt gut, die Sprache iſt rein und er Dialog nicht ohne Lebendigkeit. In sführung iſt er originell, oft auch ſeltſam cht frei von Uebertreibungen, zu welchen ne ſtets arbeitende Phantaſie verleitete. ınn ſeine dramatiſche Laufbahn mit „Drei ſpiele" (Lpz. 1835), von denen das erſte Bilden und die Anſiedler" den Kampf einwohner Nordamerikas mit den engli- Coloniſten, in würdiger, oft zur höchſten chaft ſich erhebender Sprache ſchildert. harakteriſtik der amerikaniſchen Häupt- aber auch die der Engländer, iſt ausge- gelungen. Die Situationen ſind echt dra- und oft von erſchütternder Wirkung. weite Trauerſpiel „Die Märtyrer" ſtellt ſende Gewalt des Chriſtenthums über ſchiedenſten Charaktere dar, an die Ver- en anknüpfend, welche die erſten Chriſten ypten vom Staat, vom Volk und den en zu erleiden hatten. Die Glaubens- it und Ueberzeugungstreue iſt mit hin- er Begeiſterung dargeſtellt. Wenn dieſe Trauerſpiele ſich bei aller Kraft des Aus- und Großartigkeit der Situation von jeder reibung freihielten, ſo kann Dies von dem „Chlotar und Sulamith" nicht auch ge- werden. Ob es gleich das ſchwächſte iſt, ängnet ſich die poetiſche Geſtaltungskraft chters doch auch in dieſem nicht, und es r Anderm die Scene auf den Kirchhöfen den und Chriſten von großer Vortrefflich- In den „Drei Dramen" (Lpz. 1836) das Haſchen nach Seltſamkeiten oft einen tigen Eindruck. Das erſte derſelben „Die e. Trauerſpiel in 5 Akten" behandelt die ſchaft zweier Krieger, eines Preußen und Franzoſen im Ganzen zwar mit Talent, iſt für die Perſönlichkeiten allzu ſchwär- und ſentimental gehalten, was den Dich- manchen Unwahrſcheinlichkeiten verleitet Paulus. Ein Drama" hat zu wenig Hand- nd verliert ſich allzuſehr in dogmatiſche rungen. Des Apoſtels Reden haben Nichts, Gemüther ergreifen könnte, und ſo ſtehen rkungen mit den Urſachen im Widerſpruch. eethoven. Drama in 3 Akten" erkennt en Einfluß von Goethes „Taſſo". Nach Unterbrechung von mehreren Jahren ntlichte Wieſe den „Don Juan. Ein ſpiel in 5 Akten" (Lpz. 1840), das ngs von des Dichters Erfindungsgabe und Talente in der Behandlung der Charak- igt, die ſich ſämmtlich in der lebendigſten dualität bewegen, in welchem aber das che zu überhäuft und zu übertrieben iſt, es am Ende Widerwillen erweckt. Von jetzt an wählte der Dichter ſeine Stoffe aus- ſchließlich aus der bibliſchen Geſchichte. Im Jahre 1844 erſchienen „Moſes. Drama" (Berl.) und „Jeſus. Drama" (Ebend.). Beide ſind von der glühendſten Begeiſterung eingegeben, die den Dichter nur zu häufig zu unkünſtleriſcher Breite hinreißt. In beiden ſind die Charaktere höchſt ſelbſtſtändig aufgefaßt und mit großer Kunſt entfaltet; beide ſind reich an erhabenen und tiefen Gedanken, die in ſchöner, poetiſch wirk- ſamer Sprache dargeſtellt ſind. In den letzten Arbeiten des Dichters iſt Abnahme ſeiner Kraft ſichtbar. Am Wenigſten gelungen ſind „Zwei geiſtliche Dramen. Der Apoſtel Petrus. Der Apoſtel Paulus". (Berl. 1851) und „Die Seleuciden oder die Hasmonäer." Trauerſpiel in 5 Akten" (Eb. 1861), die ſich in unkünſtleriſche Breite verlieren. — J. M. Hutterus, den wir ſchon als lyriſchen Dichter kennen und ſchätzen gelernt haben, hat in „Jephthah und ſeine Toch- ter. Dramatiſches Gemälde aus der heiligen Vor- zeit". (Trier 1856) die Zeit- und Lebensver- hältniſſe mit ſicherem Talent und poetiſchem Sinn erfaßt. Das nämliche Talent hatte er ſchon früher in den „Montenegrinern. Trauer- ſpiel" (Eb. 1853) bewieſen, in denen er die Sitten und Anſchauungen, wie die bürgerlichen und politiſchen Zuſtände mit Geſchick darſtellt. „David. Drama in drei Aufzügen" (Eb. 1851) ſtellt den Kampf des neuen Judenthums gegen das alte in ſchöner Sprache, gediegener Entwicke- lung und kunſtmäßiger Compoſition dar. Weit weniger bedeutend als Hutterus iſt Eduard Kreutzhage in der „Tochter Jephthas. Lyri- ſches Trauerſpiel in drei Aufzügen" (Mainz 1861), deſſen Titel ſchon die verfehlte Auf- faſſung beurkundet. Die Geſchichte Simſons wurde ohne Vergleich am Beſten von Alb. Dulk bearbeitet, auf den wir ſpäter ausführlich zurück kommen*). Eduard Müller (geb. in Brieg am 12. November 1804) hat in „Simſon und Delilah. Eine Tragödie in 5 Akten" (Berl. 1853) ſchon dadurch, daß der Held nicht aus freiem Willen handelt, ſondern durch zauber- haften Einfluß beſtimmt wird, bewieſen, daß er die erſten Geſetze der dramatiſchen Kunſt nicht kennt. Des öſterreichiſchen Dichters Wilhelm Gärtner „Simſon. Tragödie in 5 Handlun- gen" (Wien 1849) erinnert an die alten bibli- ſchen Spiele, denen es auch darin ähnlich iſt, daß der Verfaſſer die zahlreichen Perſonen nicht zu beherrſchen vermag. Es war ein kühnes Unternehmen des Dichters, in „Amadäus. Dra- matiſches Märchen in 5 Handlungen" (Wien 1846), die Fauſtſage in neuer Geſtaltung zu bear- beiten, und wenn darin auch dramatiſches Talent unverkennbar iſt, ſo war er der Aufgabe doch nicht gewachſen. Weitaus glücklicher iſt „Andreas Hofer. Trauerſpiel in 5 Abtheilungen" (Lpz. 1845), in welchem die gründliche und wahre Zeich- nung der Zuſtände und Perſonen alles Lob verdient. Das Talent des Dichters zeigt ſich vor Allem darin, daß er aus Hofer keinen bra- marbaſierenden Bretterhelden gemacht, ſondern ihn als den einfachen, tüchtigen Bauern, der er

*) Künftigbin werden wir, um ſtets wiederkehrende Phraſen zu vermeiden, Dichter, die entweder erſt ſpäter behandelt werden, oder von denen ſchon früher die Rede war, einfach nennen, ohne eine weitere Bemerkung beizufügen.

war, geschildert hat. Er erscheint zwar immer würdig und selbst gedankenreich, aber wenn er z. B. mit dem edelsten Anstand dem Vizekönig von Italien gegenüber tritt, wenn er diesen durch seine treffenden und geistreichen Bemerkungen überrascht, so bleibt er in seiner Haltung und in seinen Reden immer natürlich und wahr; ihm selbst ist seine geistige Hoheit unbewußt. Er ist der würdigste Repräsentant des tirolischen Volkes, dessen Schwärmerei für Vaterland und den angestammten Herrscher etwas tief Rührendes hat; es hat diese Liebe zum Kaiser das vollständige Gepräge einer religiösen Verehrung, da sich das Volk denselben als segenbringenden Vater denkt, und es ist dieses Gefühl so tief gewurzelt, daß es auch dann nicht erschüttert werden kann, wenn auch Alles erkennen läßt, daß Tirol schmählich aufgeopfert worden ist.

Häufiger als Simson wurde Saul dramatisch bearbeitet, und allerdings ist der Stoff weitaus fruchtbarer. Außer K. Gutzkow und J. G. Fischer ist zunächst Karl Beck zu nennen, dessen „Saul. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1841) in eigenthümlicher Weise aufgefaßt ist. Er hat nämlich den Kampf des Priesterthums mit dem Königthum ganz unbeachtet gelassen, was übrigens in keiner Weise zum Tadel berechtigt. Er hat den Schwerpunkt der Handlung auf die Furcht Sauls vor David gelegt, in welchem er den Räuber seiner Krone haßt, eine Furcht, welche die Prophezeiungen Samuels und der Hexe von Endor in ihm erweckten. Die Anerkennung von Davids wunderbarer Waffenthat Seitens des Heeres und des Volks, die Freundschaft Jonathans und die Liebe seiner Tochter Merob zu David steigern seinen Haß und seine Furcht. Es war ein vortrefflicher Gedanke des Dichters, dem König in Gestalt des Heiden Moab die Verkörperung seines bösen Dämons in ihm beizugeben, mit dessen Tod daher auch der böse Dämon ihn verläßt. Nicht weniger zu rühmen ist der trefflich motivirete Wechsel des Wahnsinns und der Verstandesklarheit in Saul, die hingebende Liebe Merabs, die treue Freundschaft Jonathans. Dagegen ist der Plan verfehlt, da Sauls Untergang nicht sowohl eine Folge seiner Handlungen als vielmehr seines zerrissenen Gemüths ist, er somit eigentlich willenlos erscheint. „König Saul. Trauerspiel in 5 Akten (Berl. 1860) von Hermann Kette" ist weniger gelungen als ein anderes, später zu besprechendes Drama desselben Dichters. Von einem schönen Talente zeugen die „dramatischen Gedichte" von F. C. Honcamp (Soest 1847). Das erste derselben, „Agnes Bernauer. Trauerspiel" gefällt durch würdige Behandlung des Stoffs sowie durch maßvolle und poetisch gehobene Sprache, Vorzüge, die auch sein „Saul. Trauerspiel" theilt, an dem außerdem Einfachheit des Plans und glückliche Charakterzeichnung zu loben ist.

Hermann Hölty*) hat unverkennbar ein schönes dichterisches Talent was in seinem „Saul. Eine Tragödie in 5 Aufzügen" (Hann. 1865) noch klarer hervortritt als in seinen lyrischen Gedichten und selbst in seinen Balladen. Man wird darin nicht leicht eine Stelle finden, die nicht von poetischem Sinne zeugte und daß Hölty auch dramatische Begabung hat, beweist schon die schöne Composition der Tragödie, in welcher sich Alles klar und übersichtlich gestaltet. Aber diesem Talent fehlt noch die künstlerische Sicherheit, woraus sich die nicht unwesentlichen Mängel der Dichtung erklären lassen. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß der Kampf des Priesterthums mit dem Königthum zu wenig hervorgehoben ist; dagegen dürfen wir nicht verschweigen, daß in Folge dessen der Charakter Sauls schwankend und schief aufgefaßt ist. Was ihn bewegt, ist nicht das Gefühl seiner Würde als König, nicht das Bewußtsein seiner hohen Aufgabe (nur selten, z. B. im Monolog des ersten Aufzugs spricht er sich in diesem Sinne aus), es ist vielmehr nur kleinlicher Neid auf Samuel und zudem eine seiner Stellung unwürdige Eitelkeit. Was aber am Meisten vermißt wird, Das ist, daß der Dichter eine Reihe von Thatsachen und Handlungen vorführt, ohne sie zu motivieren. Wir sind z. B. vollkommen im Dunkeln, warum alle Brüder Davids auf ihn neidisch sind und ihn hassen; warum sein ältester Bruder ihn verräth und sogar den König zu dessen Ermordung anreizt; und eben so ist es unklar, warum Samuel gerade Einen von Elias Söhnen zum Könige salben will. Daß alle Schwestern Davids ihn lieben und verehren, bedurfte an sich keiner Begründung, da Geschwisterliebe sich von selbst versteht, aber hier wäre eine nähere Begründung deshalb nöthig gewesen, weil alle seine Brüder ihn hassen, die Geschwisterliebe somit als Motiv nicht vorausgesetzt werden kann. Uebrigens sind die fünf Töchter Isais vollkommen überflüssig; sie treten nur in der 5ten Scene des letzten Aktes auf, wo sie nach einander „ihren Part" sprechen, um später nicht wieder zu erscheinen. Ein zweites Drama des nämlichen Dichters „Das Gelübde. Ein Mysterium in 5 Aufzügen" (Kiel 1862), das von mehreren kritischen Zeitschriften gelobt wird, kennen wir leider nicht. David ist der Held in Alfred Meißners „Weib des Urias. Tragödie in 5 Acten" (Lpz. 1851), in deren geschickter Exposition schon der tückische Charakter des Hohenpriesters Nathan, der echt weibliche der Bathseba und der selbstsüchtige des Königs David zur klaren Anschauung gebracht wird. Auch die übrigen Charaktere sind mit Talent gezeichnet, besonders Urias als ein ehrlicher und ehrenhafter Soldat, tapfer im Kampf, sittlich rein, von lebhaftem Ehrgefühl und hingebender Treue. Auch Joab ist gut aufgefaßt, weniger sind Absalon und Dagon gelungen. Dies Drama hat aber zu wenig Handlung, und doch fehlt es derselben an Einheit. Denn die zweite Hauptperson, Bathseba, tritt zuletzt ganz in den Hintergrund und

*) Als wir seine lyrischen Dichtungen besprachen, waren uns seine Lebensverhältnisse unbekannt; jetzt sind wir im Stande, Näheres über ihn mitzutheilen. Unsere Vermuthung, daß er der Großneffe des bekannten Dichters Hölty sei, hat sich bestätigt. Am 4. Nov. 1828 zu Uelzen im Hannöverischen geboren, erhielt er seinen ersten Unterricht an seinem Geburtsort und in Osterode, worauf er vom 10. bis zum 20. Jahre das Gymnasium in Lüneburg und seit 1849 die Hochschule Göttingen besuchte, auf welcher er sich der Theologie widmete. Von 1852 bis 1859 lebte er als Lehrer in verschiedenen Familien; in diesem Jahre wurde er zum Pfarrer in Hoperthausen und Holtersee ernannt und im Jahre 1863 zum Pastor an der St. Johanniskirche in Hannover berufen.

Geschichte

der

deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

von

Heinrich Kurz.

Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt.

Vierter Band.

Von Goethe's Tod bis auf die neueste Zeit.

Eilfte Lieferung.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1870.

PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1918 L

dlung bewegt sich um den Kampf zwi-
nigthum und Priesterthum, der jedoch
öst erscheint. Einem zweiten Drama
s „Reginald Armstrong oder die Welt
es. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz.
vurde der Vorwurf gemacht, daß darin
Clavigo nachgeahmt sei. Allerdings
a daran erinnert, da hier wie dort zwei
vorkommen, von denen der Eine ehr-
nd ein Schriftsteller, der Andere mit
alten Verstande den ersten zu falschen
n verleitet; aber Dies ist doch Alles, da
re und Handlung vollkommen verschie-
. Im Glandover hat der Dichter die
Selbstsucht auf das Glücklichste per-
t und deren unheilvollen Einfluß auf
n zur lebendigsten Anschauung gebracht.
rätentent von York. Trauerspiel in
gen" (Lpz. 1857) behandelt denselben
den Schiller in „Warbeck" bearbeiten
nd dessen Entwurf sich erhalten hat.
t Meißner diesen Entwurf in keiner
nutzt, dagegen hat er dem „Demetrius"
nachgebildet, z. B., daß Warbeck An-
lbst überzeugt ist, daß er der Sohn
ist, daß er später die Geschichte seines
tens erfährt und in Folge dessen eine
ige Veränderung in ihm vorgeht. In
führung derselben ist er aber wieder
bstständig. Das Trauerspiel ist dra-
mit Geschick angelegt und mit Talent
ihrt und Vieles ist geradezu vortrefflich
, z. B. der Schluß, in welchem Warbeck
e und großherzige Natur beurkundet,
nämlich, daß er seiner geliebten Ge-
ein Herkommen entdeckt, indem er sie
schen will, und dadurch, daß er lieber
Tod geht, als daß er sich für einen
anerkenne. Den „Jojachin" von Lud-
lippson, dessen Held der Prophet „Je-
" ist, haben wir schon früher erwähnt.
rthers dramatische Dichtungen, 1. Su-
nd Daniel, 2. Liebe und Staatskunst
855) sind sehr ungleich. Während der
kbare Stoff der Susanna höchst un-
ausgeführt, während das zweite Drama
rch auszeichnet, daß es das politische
gebührend hervorhebt, daher Elisabeth
otperson erscheint, wenn auch der Unter-
es Lieblings unsere volle Theilnahme

Die Geschichte der Judith ist von
behandelt worden, wir werden dieselbe
usführlich besprechen. Die großartige
ung der Makkabäer hat mehrere Dich-
ramatischen Bearbeitung gereizt. Außer
und Wiese, den wir schon oben er-
ben, und Otto Ludwig, auf den wir
ten zurückkommen, sind noch zwei Dich-
nennen. Leopold Steins „Hasmo-
istor. Drama in 5 Akten" (Ff. 1859)
ht ohne Geschick gearbeitet. Ph. H.
hat den Stoff in „Makkabäus. Drama
n" (Berl. 1860) mit Begeisterung behan-
en Grund jedoch weniger in der poeti-
ffassung als in der Religion des Ver-
u suchen ist. Des nämlichen Dichters
med, Drama in 5 Akten" (Berl. 1860)
weniger gelungen und kann Voltaires
e nicht ersetzen. Mit größerem Geschicke
en „Wilhelm von Oranien. Trauerspiel
in 5 Akten" (Berl. 1860) bearbeitet; die Hand-
lung gewährt steigendes Interesse und der Cha-
rakter des Helden ist mit großer Wahrheit dar-
gestellt.

Die Geschichte des Neuen Testaments ist
weniger häufig bearbeitet worden als die des
Alten, aber Eine unter diesen Bearbeitungen,
der „Jesus" von Dulk, gehört zu den großar-
tigsten Dichtungen der neueren Zeit. Der näm-
liche Stoff ist von Siegmund Wiese und außer-
dem von Wilhelm Frohne bearbeitet wor-
den, dessen „Christus. Geistliches Gedicht in 5
Abtheilungen" (Köln 1852) roh in An-
lage und Ausführung, trivial und selbst ge-
mein in der Sprache ist. Den Herodes haben
Hebbel und Lepel behandelt, und außer ih-
nen Rudof Neumeister, dessen „Herodes.
Großes Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1853)
von nicht gewöhnlichem Talent zeugt, aber da-
rin verfehlt ist, daß Verhältnisse und Charak-
tere zum Theil modernisiert sind. In einem
zweiten Drama des nämlichen Dichters „Hanni-
bal und Livia. Trauerspiel in 5 Aufzügen"
hat er den Stoff nicht beherrscht. Den Pontius
Pilatus behandelte Karl Theodor Pyl.
Derselbe geb. zu Greifswald am 10. Nov. 1826,
besuchte das Gymnasium und die Universität
seiner Vaterstadt, wo er sich dem Studium der
alten Kunst und Literatur sowie der Philosophie
widmete, welche Studien er später in Göttin-
gen und Berlin fortsetzte. Nachdem er sich 1850
in Berlin das Doctordiplom erworben, habili-
tierte er sich 1853 in Greifswald, wo er noch
als Docent wirkt. Sein erster dramatischer
Versuch „Heinrich Rubenow, oder die Stiftung
der Hochschule zu Greifswald. Drama in 5
Aufzügen" (Greifsw. 1853) befriedigte ihn so
wenig, daß er ihn vollständig umarbeitete (Eb.
1864), und er nur den Gang der Ereignisse
und die Charaktere im Allgemeinen beibehielt.
In dieser zweiten Bearbeitung hat der Dichter
alles Gewicht auf Rubenows Charakter ge-
legt, dessen Gerechtigkeitsliebe, menschliche Milde,
Liebe zu den Wissenschaften kräftig und mit
Liebe gezeichnet ist. Dadurch hat aber der Dichter
die Handlung so sehr zurückgedrängt und wichtige
Momente in so rascher Eile abgefertigt, daß das
Ganze keinen wohlthätigen Eindruck zurück läßt,
wie es denn allzusehr das Gepräge eines Ge-
legenheitsgedichtes trägt. Sein „Pontius Pi-
latus. Drama in 5 Aufzügen" (Greifsw. 1854)
ist in Anlage und Ausführung vollständig miß-
lungen, wie der Dichter selbst in seiner Schrift
„Schillers Bedeutung für unsere Zeit" (Eb.
1859) zugesteht, wo er sich überhaupt gegen
die Berechtigung des religiösen Dramas aus-
spricht. Einen nicht unbedeutenden Fortschritt
machte er in „Albrecht Dürer. Schauspiel in
5 Aufzügen" (Berl. 1865). Der Charakter
des Helden so wie der des Hans Sachs ist mit
Geschick gestaltet, nur scheint es ungeeignet, daß
die humoristische Figur des dichtenden Schuh-
machers in gereimten Tetrametern durchgeführt,
während alles Andere in fünffüßigen Jamben
abgefaßt ist. Interesse gewährt es, daß der
Dichter Dürers eheliches Verhältniß in neuem
Lichte und den ehelichen Conflikt mit versöhnen-
dem Schlusse dargestellt hat. Die Tragik des
Dramas liegt im Kampfe zwischen dem deutschen
Sittlichkeitsideal und dem romanischen Schön-

heitsideal, das durch Titians Tochter Lavinia vertreten wird. — Zu den Pilatus-Dramen gehört auch „Claudia Porcula. Dramatisches Gedicht in 5 Abtheilungen" (Fkf. a. O. 1859) von P. L. Seidler, da die Heldin des Gedichts die Frau des Pontius Pilatus ist. Judas Iscarioth ist von Elise Schmidt behandelt worden. Wilhelm Molitor, Domherr in Speyer, bearbeitete die „Maria Magdalena. Dramatisches Gedicht" (Mainz 1863); eine spätere Arbeit desselben ist „Der Freigelassene Nares. Dramatisches Gedicht" (Mainz 1865). Die bekannte Legende der Veronika wurde von Emilie Ringseis dramatisch behandelt. Dieselbe, die Tochter des bekannten Geheimrath J. Nepomuk von Ringseis, wurde am 15. Nov. 1831 zu München geboren, wo sie noch im väterlichen Hause lebt, in welchem sie Gelegenheit hatte, mit den bedeutendsten Männern der Universität, der Akademie der Künste und vielen auswärtigen Größen bekannt zu werden, die ihren Vater besuchten, was nicht ohne bleibenden Einfluß auf ihre geistige und gemüthliche Entwickelung blieb. In ihrem 21. Jahre verfaßte sie die „Veronika. Schauspiel in 3 Aufzügen" (1854), von dem im J. 1859 eine dritte neubearbeitete Auflage erschien. Aber auch diese neue Bearbeitung ist Nichts weniger als gelungen. Die Handlung ist unbedeutend und verflüchtigt sich in endlosem Hin- und Herreden über die Frage, ob Jesus von Nazareth der Messias sei oder nicht. Die wenigen Thatsachen sind ungenügend oder gar nicht motiviert. Die ausführliche und mit scharfen Farben geschilderte Darstellung der Leiden Jesu ist unpassend, da sie Widerwillen erregen, ohne daß sie für dessen Göttlichkeit zeugen, ja vielmehr einen umgekehrten Eindruck hervorbringen. Komischen Effekt macht es, daß Veronika das Ganze mit einem lateinischen Spruch aus der römisch-katholischen Litanei beschließt. Das Gelungenste im Drama ist die Darstellung von Veronikas Gemüthszustand. Sie hält nämlich Jesum für den wahren Messias und Gottes Sohn, geräth aber in Zweifel, als er sich fangen, fesseln und schlagen läßt, und doch kann sie sich von ihrem Glauben nicht trennen. Die Verzweiflung, in die sie darüber geräth, ist vortrefflich geschildert und bezeugt das poetische Talent der Dichterin. „Die Sibylle von Tibur. Schauspiel in 3 Aufzügen" (München 1858) ist ebenfalls ohne Handlung, unklar und verworren; auch hier verliert sich die Dichtung in Hin- und Herreden, das zu keinem Ziele führt. Freilich ist die Sage, daß die Sibylle in mystischen Worten anzeigt, daß Christus eben sterbe, kein dramatischer Stoff. „Die Getreue. Märchenspiel in 5 Aufzügen nach dem Volksmärchen vom singenden, springenden Löweneckerchen" (München 1862), das sich an die Grimmische Darstellung anschließt, ist zwar mit romantischer Willkür, aber auch mit poetischem Sinn behandelt. Die Apostel Petrus und Paulus wurden von Siegmund Wiese dramatisch bearbeitet. „Paulus. Eine Tragödie" (Bielef. 1836) von Wilhelm Angelstern ist bis auf die Katastrophe, die unbegründet eintritt, in Anlage und Motivierung gelungen. Die Charakteristik ist tüchtig: Nero mit seinem höhnischen Uebermuth ist meisterhaft gezeichnet; die schändliche Poppäa, der alte Jude Simon mit seinem Christenhaß, Seneca und insbesondere Paulus selbst, dessen Schmerz über sein früheres Leben glänzend geschildert ist, Servilia, Timotheus, mit Einem Wort alle Personen sind wahr und hinreißend geschildert. Ein zweites Drama des nämlichen Dichters „Angelica. Eine moderne Tragödie" (Bielef. 1839), 2. verb. Aufl. Bremen 1860) ist nicht weniger gelungen. Es stellt mit Talent und Geist den unseligen Einfluß der alleinseligmachenden Kirche auf die Familie dar; der Jesuitismus, der, alles menschlichen Gefühles bar, den Glauben und dessen Einfluß auf das Herz benutzt, um seine Zwecke zu erreichen, sollte es auch Glück und Leben kosten, ist scharf und doch in keiner Weise übertrieben geschildert. Die Conflikte sind durchaus natürlich, die Motive psychologisch wahr, die Leidenschaften mit glühenden und wahren Farben dargestellt; der Dialog ist lebhaft und gehaltreich. Die trefflichen Schilderungen stehen mit der Handlung im innigsten Zusammenhang und beleben sie. Die Sprache ist rein, gebildet und poetisch schön. — Die spärere Geschichte des jüdischen Volkes hat zu mehreren Dramen den Stoff geliefert. „Titus. oder die Zerstörung von Jerusalem" Historisches dramatisches] Gedicht in 4 Akten (Lpz. 1855) von Julius Kobarski ist zu phantastisch gehalten; die schönen Einzelnheiten verlieren sich in den langen Reden und Gesprächen. Daß nicht Jeder, der lyrisches Talent hat, auch befähigt ist, ein Drama zu schaffen, beweisen Leonhard Wohlmuths dramatische Werke. „Die Zerstörung von Jerusalem. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Nbg. 1857) ist in Anlage, Ausführung und Form gleich mangelhaft. Die meist übelgebildeten reimlosen Verse sind oft von gereimten unterbrochen, die schon deßwegen keine, oder vielmehr eine schlechte Wirkung machen, weil die Reime meist unrein sind. Die Nachahmung Goethes, hymnenartige Stellen einzuflechten, ist bei der ganzen Haltung unpassend, noch unpassender ist es aber, den Gesprächen eine solche Form zu geben. Ahasver ist eigentlich die Hauptperson des Dramas und doch tritt er nur auf, um sich zu überzeugen, ob Jesu Verkündigung vom Untergange Jerusalems sich erwahre. Die Charaktere sind nicht scharf gehalten; so läßt sich der blutdürstige Tyrann Simon, ein ehemaliger Räuber, die größten Grobheiten sagen, sogar die Krone entreißen, ohne Diejenigen auch nur verhaften zu lassen, die ihm Solches bieten. Von größerem poetischen Werth ist „Mozart. Künstlerlebensbild. Drama in 4 Aufzügen" (Nbg. 1856). Hieße der Titel Bilder aus dem Leben eines Künstlers, so würde man die schöne Sprache, die oft geistvollen Anschauungen, die Wärme des Gefühls loben dürfen; als Drama bezeichnet, macht das Gedicht einen Anspruch, der nicht zu rechtfertigen ist. „Elisabeth von Bayern. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Nbg. 1856) kennen wir nicht, vermuthen aber, daß es die erste Bearbeitung der „Letzten Hohenstaufen. Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen" (Augsb. 1863) ist. Wenn dieses wirklich der Fall ist, so muß die erste Bearbeitung allerdings sehr mißlungen gewesen sein, denn auch diese zweite ist ziemlich werthlos. Der Ausdruck ist oft trivial, jedenfalls ohne poetischen Schwung. Karl von Anjou ist zu

n Ungeheuer gemacht, welcher Freude an den len der Menschen hatte, während er doch aus Politik grausam war. Noch unglück- als im ersten Drama ist Wohlmuth im piel. „Ein treuer Freund. Lustspiel in 3 ügen" (Landsberg 1868) ist gedehnt und veilig. Paul Heinrich August Mö-, geb. zu Leipzig am 31. Mai 1825, Nachkomme Luthers im 9. Gliede, be- ach vollendeten Gymnasialstudien die Uni- ät seiner Vaterstadt, wo er sich dem Stu- der Theologie widmete, zugleich aber auch sophische Collegien besuchte. Zu seiner ren Ausbildung gieng er, nachdem er das idatenexamen glücklich bestanden hatte, nach n. Seit 1848 wirkte er als Lehrer an homasschule zu Leipzig. Er hat ein ein- Drama „Bar Kochba. Trauerspiel in ufzügen" (Lpz. 1863) geschrieben, aber ist durchaus beachtenswerth. Die Con- sind geschickt herbeigeführt, die Leidenschaft r seinen Geliebten beleidigten Weibes, und Rachsucht ist vortrefflich geschildert. Bar a, der großartige Held, geht unter, theils er jeden Halt in seiner Umgebung verliert, er Glaube an ihn und den erwarteten as schwindet, theils weil er sich von Allem t, was ihn liebt. Er fällt im Bewußtsein menschlichen Schwäche. Die Charaktere nach den verschiedenen Nationalitäten (Ju- Samaritaner, Römer u. s. w.) scharf ge- et, die Handlung ist geschickt entwickelt, hätte der Fall des Helden mit dem Falle salems zusammentreffen sollen. Auch sind eben oft zu lang, so daß dadurch die Hand- aufgehalten wird. Denselben Stoff hat auch Oskar Elsner behandelt. „Bar a, der Messias. Trauerspiel in 5 Auf- " (Berl. 1868).

e Griechische Sage und Geschichte im vorliegenden Zeitraum ziemlich zahl- Bearbeitungen, unter denen manche zu esseren Erscheinungen gehören. Oswald bach, dessen lyrisch-epische Dichtungen besprochen wurden, hat mehrere antike e dramatisch bearbeitet. Unter denselben t wohl seine „Medeia. Tragödie (Lpz.); den ersten Rang ein, die im griechischen e aufgefaßt ist, alles Moderne glücklich ver- t, doch Nichts enthält, was mit unsern iffen und Anschauungen im Widerspruche e. Die „Medeia" ist eine Frucht tief- henden Studiums der griechischen Kunst, schon aus der trefflichen Exposition, dann auch aus der maßvollen Haltung selbst bei leidenschaftlichsten Stellen ersichtlich ist. ger gelungen ist der „Hippolyt, Tragö- (Lpz. 1858), dessen Motive meist nicht ich erfunden sind, da sie auf bloßen Miß- indnissen beruhen. Nur der Zug ist glück- daß Hippolyt und Phädra von Liebe zu der entzündet sind, und Beide ihre Leiden- verheimlichen oder bekämpfen; doch ver- dieser Zug durch die weitere Entwickelung Bedeutung, da die Motive, welche die Ka- phe herbeiführen, schwach und unwahr sind. was Amme offenbart nämlich deren Liebe Hippolyt, in Folge dessen dieser der Kö- mit Verachtung begegnet, weßhalb sich tödtet, aber, um sich zu rächen, den Hip- polyt in einem Briefe bei Theseus verklagt, der deshalb seinem Sohn flucht und dadurch Ursache von dessen Tode wird. Weitere Zeugnisse von O. Marbachs Studien der griechischen dramatischen Kunst sind „Proteus. Ein Satyrspiel", die aristophanische Komödie „Herodes" und die Bearbeitung mehrerer griechischen Trauerspiele, von welchen wir die „Antigone" des Sophokles (Lpz. 1839) erwähnen. Die römische Geschichte gab ihm den Stoff zu „Brutus und Cassius. Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1860), dem es an dramatischer Einheit fehlt, während die Charaktere mit Talent gezeichnet sind. „Ein Weltuntergang" (Lpz. 1861) ist uns nicht bekannt. Eines seiner frühesten Dramen „Papst und König, oder Manfred der Hohenstaufe. Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1843) beweist sein poetisches Talent um so mehr, als der unglücklich gewählte Stoff mit Geschick behandelt ist. Endlich erwähnen wir noch, daß er Shakespearrs „Romeo und Julia" (Lpz. 1867) und dessen „Coriolan" mit Erfolg bearbeitet hat. Die düstere Sage von Atreus und Thyest behandelte J. C. Schmid; „Die Brüder. Mystische Tragödie in 3 Abtheilungen" (Wien 1847) zeugen von dramatischem Talent, sowie des nämlichen Dichters „Sophonisbe. Tragödie in 5 Akten" (Eb. 1847); doch entspricht in beiden die Sprache nicht dem tüchtigen Gehalt. Der öfters genannte Friedr. Beck schrieb einen „Telephos. Tragödie (Münch. 1858), dessen schöne Sprache bedauern läßt, daß die klassische Ruhe zur Kälte wird. Die Sage vom Meleager behandelte P. Heyse. Emil Paleske, geb. am 5. Jan. 1823 zu Tempelburg in Pommern, studierte in Berlin und Bonn, wurde hierauf Schauspieler, seit 1845 in Oldenburg, gab aber 1851 seine Stellung auf, und lebt jetzt literarisch thätig in Weimar. Vorzüglich durch sein ausgezeichnetes Leben Schillers berühmt geworden, hat er sich auch als Dramatiker Achtung erworben. Sein „Achilles. Drama" (Gött. 1855) erfreut zwar durch maßvolle Haltung und edle Einfachheit, doch ist dessen Anlage verfehlt. In „König Monmouth. Ein Drama" (Berl. 1853) wird die glückliche Charakteristik der meisten Personen durch die geschickt herbeigeführten Situationen, so wie durch die schwungvolle Sprache gehoben. Doch wird es noch von „Oliver Cromwell. Ein Drama" (Berl. 1857) übertroffen. Die Großartigkeit des Helden wird schon bei seinem ersten Auftreten zur Anschauung gebracht, aber sie entfaltet sich in ihrem ganzen Umfang, in ihrer vollen Bedeutsamkeit erst mit den Verhältnissen. Es ist dem Dichter vorzüglich gelungen, zu zeigen, wie die Verhältnisse Cromwells Thätigkeit bestimmen und wie er wiederum diese Verhältnisse beherrscht. Victor von Strauß, dessen wir schon bei der Lyrik und Epik Erwähnung gethan, hat auch als Dramatiker Beachtungswerthes geleistet. In „Polyxena. Tragödie in 5 Aufzügen" (Fkf. 1851) hat er den einfachen Stoff mit antiker Einfachheit ausgeführt. Wenn auch das rhetorische Element zu stark vorwaltet, so tritt das dramatische doch ziemlich kräftig hervor. Glücklich ist der Gedanke, daß Polyxena erst unmittelbar vor ihrem Tode erfährt, daß sie dem Achilles auf dessen ausdrücklichen Befehl geopfert werden solle. Und jetzt geht

sie gefaßt dem Tode entgegen, weil sie in der Unterwelt wieder mit demselben vereinigt werden soll. Hier hätte aber das Drama auch enden sollen, denn die beiden letzten Scenen, namentlich die letzte, schwächen die Wirkung vollständig. Des Dichters erstes Drama „Katharina. Trauerspiel in 5 Akten" (Halle 1828) behandelt einen einfachen Stoff, der in der Ausführung Interesse gewinnt. Die „Gudrun. Ein Schauspiel" (Fkf. 1851) ist dagegen vollständig mißlungen; ist der Stoff schon ein Mißgriff, so ist es die Form und Haltung noch entschiedener. Der willkürliche, durchaus unbegründete Wechsel des Versmaßes wirkt schon störend und vernichtet die nothwendige Einheit der Form. Neben den fünffüßigen Jamben erscheinen ganz undramatische acht- und fünffüßige Trochäen, die zudem nicht immer glücklich gebildet sind, ferner vierfüßige Anapästen und noch andre mehr. Die drei ersten Akte sind ganz verfehlt, weil sie ausführlich entwickeln, was nur kurz hätte ausgedrückt werden können, indem es zur Handlung nicht wesentlich beiträgt. In der Ausführung folgt der Verfasser zu ängstlich dem alten Gedicht, wodurch das Drama zum dramatisirten Epos wird, nicht zu erwähnen, daß dies mannigfache Wiederholungen veranlaßt. Auf die „Kassandra. Ein Trauerspiel" (Wien 1856) von Heinrich Zirndorf scheint die Erinnerung an die Propheten des Alten Testaments einigen Einfluß gehabt zu haben. Bekanntlich hatte Goethe die Absicht, seiner „Iphigenia in Tauris" eine „Iphigenie in Delphi" folgen zu lassen; diese Idee, welche der große Dichter nicht zur Ausführung brachte, wurde von einigen neueren erfaßt. Außer Friedrich Halm ist Karl Schröder zu nennen, in dessen „Iphigenia in Delphi. Dramatisches Gedicht" (Berl. 1854) das antike Leben mit Einsicht aufgefaßt und dargestellt ist; auch ist die lebensvolle Wahrheit der Charaktere zu rühmen. Die gelungene Charakteristik der Personen ist ebenfalls in dessen „Verschwörung des Catilina. Drama" (Berl. 1855) anzuerkennen, auch ist der Dialog rasch und inhaltreich; dagegen ist die Composition mangelhaft, die Handlung findet meist hinter den Coulissen Statt, daher zu viel erzählt wird, und die Erzählung oft in zu große Breite ausartet. Es scheint beinahe, als ob der Dichter selbst Zweifel an seinem dramatischen Talente gehabt hätte, wenn er bedeutungsvolle Momente, z. B. die Senatssitzung, in welcher Cicero seine Anklage gegen Catalina erhebt, erzählen läßt, statt sie in Scene zu setzen, und doch besitzt er ein nicht gewöhnliches Talent, das selbst dann nicht zu verkennen ist, wenn er den Shakespeare zu offenbar nachahmt, z. B. in den Scenen, in denen er die römischen Bürger auftreten läßt, oder in der Rede an das Volk, die zu lebhaft an die Rede des Antonius in Shakespeares „Cäsar" erinnert. Joseph Victor Widmann, ein begabter junger Dichter aus der Schweiz, hat in der „Iphigenia in Delphi. Ein Schauspiel" (Winterth. 1865) den fruchtbaren Stoff mit Ernst und Geschick behandelt. Auch „Der geraubte Schleier. Dramatisiertes Märchen nach Musäus" (Ebend. 1864) zeugt von tief poetischem Sinn. Leider hat sich der Dichter in die romantische Behandlungsweise Tiecks allzusehr verfangen und diesen sogar auch überboten. Er personificirt nämlich nicht bloß die mannigfaltigsten Naturerscheinungen, sondern selbst allerlei Dinge, die von Menschenhand verfertigt sind. Diese Partien sind an sich allerdings sehr hübsch und von wahrer Poesie durchdrungen, aber sie vernichten den dramatischen Gang der Handlung. Uebrigens ist der Titel der Dichtung zu bescheiden, denn der Verfasser hat von Musäus eigentlich Nichts weiter entlehnt, als daß der Schwanenjungfrau der Schleier geraubt wurde, und sie wieder zu den Ihrigen zurückkehrte, als sie sich desselben wieder bemächtigen konnte. Die „Iphigenia in Aulis. Tragödie" (Berlin 1862) von Fr. Bicking, und des nämlichen Dichters „Iphigenia in Tauris. Tragödie" (Eb. 1863) kennen wir nicht. Von der lieblichen Idylle der Nausikaa, welche bekanntlich Goethe ebenfalls dramatisch zu bearbeiten unternahm und dessen Fragmente, wenn wir nicht irren, Heinrich Viehoff zu ergänzen versuchte, sind uns zwei Bearbeitungen bekannt geworden. Die „Nausikaa. Tragödie in 5 Aufzügen" (Lpz. 1854) von Alexander Fischer wurde nach dem Tode des vielversprechenden Dichters von Adolf Stern herausgegeben*). Die Tragödie zeichnet sich durch Zartheit der Auffassung und Charakteristik aus. Vor seinem Tode veröffentlichte der Dichter „Mas' Aniello. Geschichtliche Tragödie in 5 Aufzügen" (Lpz. 1839), die in Anlage und Ausführung verfehlt ist, aber in mehreren Volksscenen von der poetischen Kraft des Dichters Zeugniß giebt. „Die Nausikaa. Schauspiel in 4 Akten mit Musik und Tanz" (Berl. 1855) von Adolf Widmann gefällt durch glückliche Auffassung des lieblichen Stoffs. Später wiederholte er die Dichtung mit drei andern Dramen in den „Dramatischen Werken" (2 Thl. Lpz. 1858). „Sara Haßfurter, ein bürgerliches Schauspiel" schildert mit Glück und Talent ein dämonisches Weib, das zu seinen an sich nicht tadelnswerthen Zwecken alle Mittel, selbst unerlaubte anwendet, und sich selbst den Tod giebt, um sich der äußeren Gewalt des Staats nicht zu unterwerfen. „Kaiser und Kanzler, historisches Schauspiel" führt uns Kaiser Friedrich II. und seinen Kanzler Petrus von Vinea dramatisch lebendig vor; doch hat der Dichter den modernen Anschauungen zu großen Einfluß gestattet. „Don Juan de Maranna" behandelt die Don Juansage in eigenthümlicher Weise.

Max Remy bearbeitete die „Merope. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1860). Karl Ernst Eduard Tempeltey, dessen liebliches „Mariengarn" wir schon rühmend erwähnt haben, dichtete eine „Klytämnestra. Tragödie" (Berl. 1857), die auf mehreren Bühnen unter großem Beifall gegeben wurde, ein Erfolg, der bei antiken Stoffen nicht sehr gewöhnlich ist. Allerdings zeugt die Tragödie von sehr bedeutendem Talent, und die Ausführung ist im Ganzen von großer Vortrefflichkeit. Wenn sich die „Klytämnestra" jedoch nicht auf der Bühne erhalten konnte, so hat dies wohl seinen Grund in einigen sehr wesentlichen Mängeln, die bei den zahlreichen Schönheiten des

*) Alex. Fischer, geb. in St. Petersburg, studierte seit 1832 in Leipzig und endete im J. 1839 durch Selbstmord.

cks wohl eine Zeit lang übersehen werden
tten, endlich aber doch bemerkt werden muß.
So ist Klytämnestra nicht glücklich ge-
met. Wenn sie noch so sehr über Iphige-
Tod jammert, wenn sie sich und Andere
so sehr überreden will, daß die Erinne-
an die geopferte Tochter sie zur Rache
, so erscheint dies Gefühl nur gemacht, um
elbst zu täuschen, um einen plausiblen Grund
aben, den Gemahl zu ermorden, dessen Rache
vegen ihrer Untreue fürchten muß. Vor-
lich dagegen ist der Umstand, daß Aegisth
aus Liebe um Klytämnestra geworben,
ern nur um sich an ihrem Gemahl zu rä-
. Als Klytämnestra zur Ueberzeugung ge-
t, daß Aegisth sie nur als Mittel brauchte,
ert sie allen Halt; diese Ueberzeugung mußte
ernichten, denn sie hat den Agamemnon
aus Liebe zu Aegisth ermordet, von dem sie
er geliebt zu sein glaubte. Damit hätte
auch das Drama schließen sollen, denn daß
ämnestra ahnt, ihr Sohn Orest werde sie
n, Orest, der eben in die Fremde geschickt
, ist ein zu schwacher Schluß. Ein zweites
ma des Dichters „Hie Welf — Hie Waib-
n! Vaterländisches Drama" (Lpz. 1859)
u lyrisch gehalten, was schon aus den lyri-
Formen ersichtlich ist. So schön die be-
nden Stellen sind, so zerstören sie doch die
natische Entwickelung, was um so mehr zu
nern ist, als die Dichtung von großer Ge-
ungsgabe zeugt. Die Charaktere treten scharf
or und die Leidenschaften sind mit tiefer
schenkenntniß dargestellt. Der Kampf Fried-
I. mit Heinrich dem Löwen ist mit großer
haulichkeit zur Erscheinung gebracht, so wie
Selbstsucht der Fürsten, welche Anhänglich-
und Treue, Vaterlandsliebe, kurz jedes
re Gefühl mit Füßen treten, um ihre Macht
Kosten des Reichs zu vergrößern. Die
elope wurde von Adolf Glaser drama-
bearbeitet. Am 15. Dez. 1829 zu Wies-
n geboren, besuchte er das Gymnasium sei-
Vaterstadt, trat dann im 15. Jahre in
Geschäft seines Vaters, eines Fabrikanten
Mainz, was ihm später Gelegenheit gab,
ere Reisen zu machen. Die Beobachtung
geistigen Bewegungen der verschiedenen Na-
n, die er kennen lernte, erweckte in ihm
Wunsch nach geistiger Thätigkeit. Im
re 1853 gieng er nach Berlin, wo er philo-
ische, historische und literarische Vorlesungen
chte. Im J. 1856 übernahm er die Re-
on der neu zu gründenden „Illustrirten
schen Monatshefte", die sich unter seiner ge-
dten Leitung bald einer großen Theilnahme
rfreuen hatten. Seine „Penelope. Schau-
" (Hamb. 1854), die er unter dem Namen
nald Reimar herausgab, ist reich an Ge-
en, die zwar nicht gerade tief und nicht
er neu, aber stets in edler und würdiger
ache, nur hie und da in zu großer Breite
estellt sind. Die Composition ist einfach
klar, die Ausführung bis auf den letzten
befriedigend, in welchem der Dichter erzäh-
läßt, was er hätte vorführen sollen. Er
reilich dadurch einer großen Schwierigkeit
angen, aber es ist eben zu tadeln, daß er
us dem Wege gegangen ist. Ein früheres
ma „Kriemhildens Rache. Trauerspiel in 5
Aufzügen" (und einem Vorspiel) von Reinald Reimar (Hamb. 1853) sollte besser heißen: Das Nibelungenlied in Gesprächsform und moderne Anschauungsweise umgesetzt. Daß die Composition mangelhaft ist, beweist schon das Vorspiel, das in wenigen Scenen die Erzählung von Siegfrieds Thaten und von dessen Brautwerbung, freilich kaum skizzenhaft, enthält, was entweder ganz hätte übergangen oder in der Tragödie selbst hätte angebracht werden sollen. Auch in „Galileo Galilei. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1861) ist der Stoff zu wenig dramatisch, als daß des Dichters unverkennbares Talent ein Kunstwerk daraus hätte bilden können. — J. A. Overbecks „Krösos. Eine Tragödie in 5 Aufzügen" (Altona 1844) ist in Trimetern abgefaßt, die immerhin fremdartig klingen, wenn sie auch noch so gut gebildet sind. Der Stoff ist unerquicklich, weil er unsern Anschauungen gar zu sehr widerstrebt. Antike Stoffe sind überhaupt nur dann für die dramatische Bearbeitung geeignet, wenn sie allgemein menschliche Verhältnisse behandeln. „Gyges von Hebbel ist später zu besprechen. Polykrates. Schauspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1835) von Wilhelm Schnitter erfreut durch glückliche Benutzung der bekannten Geschichte. Die gute dramatische Anlage und Entwickelung wird von einer schönen, inhalt- und gedankenreichen Sprache unterstützt. Weit weniger gelungen ist „Maria. Trauerspiel in 5 Akten", welches den ersten Band der „Dramatischen Schriften" (Lpz. 1842) bildet (ein zweiter ist, so viel wir wissen, nicht erschienen). Diese „Maria" beruht auf ermüdender Wiederholung des nämlichen Motivs; ein Dutzend Verliebter rauben nämlich die Heldin einander ab, wie weiland die Königin von Golkonda, wobei natürlich Mord und Todtschlag geschieht; doch stirbt sie, verschieden von jener Königin, als Jungfrau. So tief „Maria" unter dem „Polykrates" steht, so tief und noch tiefer steht unter diesem des Verfassers „Fortunat. Trauerspiel in 5 Akten" (Stralsund 1855), der so roh behandelt ist, daß man sich wirklich freuen muß, daß der Held nicht der Fortunat des Märchens ist, sondern ein Geschöpf der Phantasie des Dichters, wenn ja von Phantasie die Rede sein kann. Der „Leonidas. Ein Trauerspiel in 5 Abtheilungen" (Lpz. 1860) des Barons E. Erstenberg ist durchaus verfehlt. Leonidas, der einmal sagt: „An Worten arm ist der Spartaner", scheint Dies nicht auf sich zu beziehen, denn er hält immer lange Reden. Unter mancherlei Seltsamkeiten, ist folgende die seltsamste. Xerxes hat seine Tochter zum Tode bestimmt; sie wird gerettet, bei Leonidas erzogen und ihm am Tage der Schlacht vermählt; sie tödtet sich, als sie erfährt, wem sie das Leben verdanke. Besser, obgleich noch nicht über die Mittelmäßigkeit sich erhebend, ist „Der Sieger von Gravelingen. Drama in in 5 Akten und einem Vorspiel" (Lpz. 1860). Auch darin begegnet man zu langen Reden, die nicht immer gehaltreich sind. Die Diction ist klar und würdig, aber ohne poetischen Schwung. Das Bestreben der geschichtlichen Ueberlieferung treu zu bleiben, hat den Dichter oft gelähmt. Der Sieger von Gravelingen ist bekanntlich der Graf Egmont. Fritz Eickhorns „Pausanias. Eine Tra-

gödie in 5 Akten" (Düsseld. 1858) würde schon wegen der Mannigfaltigkeit der darin gebrauchten Formen mißfallen, wenn auch größeres Talent darin sichtbar wäre. Seine übrigen Dramen „Charlotte Corday" (Eb. 1857), „Der Damascenerschmied von Solingen. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Eb. 1857), und „Zwei Extreme. Lustspiel in 4 Acten" (Eb. 1859) sind gewöhnliches Mittelgut; in letzterem hat der Dichter durch zahlreiche, oft sinnlose Uebertreibungen zu wirken gesucht. Die berühmte Hetäre Lais bildet die Hauptperson eines Dramas der Gisela von Arnim, (Tochter der Bettina), deren „Dramatische Werke" (3 Bde. Berl. 1857—1865) folgende Stücke enthalten: „Ingeborg von Dänemark. Drama in 3 Akten", „Das Herz der Lais. Drama in 1 Akte", „Trost in Thränen. Drama in 5 Akten" und „Das Steinbild der Cornelia. Drama in 5 Akten". Alle haben den nämlichen Charakter. Die Darstellung ist breit und sich wiederholend, bald hochtrabend und bald matt prosaisch, der Ausdruck gesucht, seltsam, bombastisch, oft widrig und unverständlich; dabei ist die Dichterin in einzelne Wendungen so verliebt, daß sie dieselben bis zum Ekel wiederholt. Plan und Ausführung sind gleich mangelhaft, der Dialog ungenügend; öfters spricht jede Person, ohne sich zu bekümmern, was die andern sagen, oder die Personen halten langathmige Reden, die sich mitten im Dialog wie Monologe ausnehmen. Erfreulich sind dagegen „Die letzten Messenier. Trauerspiel in 5 Akten" (Wien 1855), von Guido Conrad in welchen Zeit, Volk und Charaktere mit gleichem Glück und gleicher Wahrheit aufgefaßt sind. Ein noch entschiedeneres Talent haben wir in Ludwig Eckart anzuerkennen, der sich nur allzusehr von Tendenzen, die der Kunst fern liegen, hat beherrschen lassen. Derselbe, am 16. Mai 1827 zu Wien geboren, studierte in seiner Vaterstadt, wurde 1846 zur Zeit der Galizischen Bewegung wegen einiger „Polenlieder" verhaftet und mit dem Spielberg bedroht, jedoch auf Seidls Fürsprache nach dreimonatlichem Gefängniß frei gegeben. Im folgenden Jahre zog er sich durch freimüthige Korrespondenzen in das deutsche „Ausland" neue Untersuchung und Geldstrafe zu. An der Märzrevolution von 1848 nahm er lebhaften Antheil, was ihn nach der Einnahme von Wien durch Windischgrätz zur Flucht zwang. Er wendete sich nach Dresden, wo er in Folge des Maiaufstandes neuerdings flüchten mußte. Nach einem kurzen Aufenthalte in Frankreich gieng er in die Schweiz, ließ sich in Bern nieder, wo er als Docent an der Hochschule über 10 Jahre lang wirkte. Im Jahre 1860 wurde er als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur nach Luzern berufen, wo ihm sein freisinniges Auftreten den Haß der Geistlichkeit in solchem Maße zuzog, daß sich die Regierung gezwungen sah, ihn zu entlassen. Er wendete sich nunmehr nach Karlsruhe, wo er Anstellung bei der Hofbibliothek fand. Auch hier zog er sich den Haß der Ultramontanen zu, die in Verbindung mit der sogenannten kleindeutschen Partei seine Entlassung durchsetzten. Hierauf wendete er sich nach Mannheim, wo er an dem republikanischen „deutschen Wochenblatt" regen Antheil nahm. Nach dem Krieg von 1866 und dem Sturz des reaktionären und ultramontanen Ministeriums Belcredi kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Eckardts erstes Drama „Sokrates. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Jena 1858, 3. Aufl. 1863) ist auch sein bestes; es wurde vom Münchener Preisgericht als eine höchst achtbare, durch ihren Gedankengehalt ausgezeichnete Dichtung bezeichnet, und zwar mit vollem Recht. Das Drama ist zwar nicht ohne wesentliche Mängel, aber es würde, wenn diese noch größer und zahlreicher wären, Anerkennung verdienen, daß der Dichter es unternahm, uns den Sokrates, Plato, Aristophanes, die Sophisten, die Demagogen und Priester in einem einheitlichen Gemälde vorzuführen; um so mehr gebührt ihm diese Anerkennung, als ihm das kühne Wagniß in überraschender Weise gelungen ist. Das Drama zeichnet sich durch eine Fülle von schönen und edlen Gedanken aus, und wenn man unter ihnen manchen fremden begegnet, so hat sie sich der Dichter doch immer mit Glück angeeignet. Weniger zu rechtfertigen ist es, daß der Dichter hie und da Ideen und Anschauungen der neuesten Zeit den alten Griechen in den Mund gelegt hat. Die Charaktere sind im Ganzen gut gehalten, nur scheint es uns, daß Chärephon als gar zu einfältig dargestellt wird. Platos und Hellenes Liebe ist zu romanhaft, daher dem Geiste des Alterthums widersprechend, eben so romanhaft ist die Episode von dem Raube der Tochter des Sokrates und zudem ist dieselbe ohne allen Einfluß auf die Entwickelung der Handlung. Die Gerichtsverhandlung, in welcher doch ein Schwerpunkt des Ganzen liegt, ist ohne nachhaltige Wirkung. Die Reden sind zu schwach; sie hätten, wenn auch nicht überzeugen, doch blenden sollen, und Dies thun sie nicht. Daß das Urtheil unmittelbar nach der Rede des Sokrates gefällt und er zum Tode verurtheilt wird, ist undenkbar, da doch nur ein Theil der Richter schon im Voraus gegen ihn eingenommen war. Ganz vortrefflich ist es, daß der Dichter den Charakter Xanthippens, ohne ihm seine Herbheit zu benehmen, dadurch veredelt hat, daß ihr Benehmen gegen Sokrates durch die Liebe zu ihren Kindern motiviert wird. Die dritte Auflage der Tragödie ist zugleich eine mit Rücksicht auf theatralische Darstellung abgefaßte Bearbeitung, welche mancherlei Vorzüge vor der ursprünglichen Gestalt hat. Namentlich ist in ihr manches Ueberflüssige ausgeschieden worden. Auch hat die Exposition in der neuen Bearbeitung viel gewonnen.

Die folgenden Dramen stehen tief unter dem „Sokrates", nicht etwa, weil eine Abschwächung des Talents zu bemerken wäre, sondern weil er solche Stoffe gewählt und ihnen solche Tendenzen unterlegt hat, die den Dichter nothwendig zu Phrasenhaftigkeit, falschen Charakterzeichnungen und unrichtigen Motiven verleiten, und ihm die künstlerische Gestaltung und poetische Durchführung unmöglich machen mußten. In „Friedrich Schiller. Drama in 5 Aufzügen" (Jena 1859) hat Eckardt zwar gesucht, durch die das Ganze durchziehende Idee eine Einheit hervorzubringen, es ist aber mißlungen, da sich das Drama in einzelne Gemälde auflöst. Von den Charakteren ist Lotte von Lengefeld durchaus verfehlt; sie erscheint zu naiv und sogar kindisch, und ist dabei ein arger Blaustrumpf.

Auch ist zu tadeln, daß sich der Dichter öfters von der historischen Ueberlieferung entfernt; es ist bei einem solchen Stoff, der Jedem bekannt ist, durchaus ungeeignet. Uebrigens enthält das Drama manchen tüchtigen Gedanken und es sind einzelne bekannte Anekdoten und Züge mit Geschick benutzt. „Palm. Ein deutscher Bürger. Trauerspiel in 5 Akten" (Jena 1860) ist von edler Begeisterung eingegeben; doch mit der Begeisterung allein ist es nicht abgethan; das Drama verlangt Handlung, Thaten und einen thatkräftigen Helden, Palm aber ist nur ein duldendes Opfer. Wie Lotte von Lengefeld, so ist auch Palms Tochter allzu naiv. Franz ist falsch gezeichnet. Wenn er auch schwankenden Charakters ist und sich leicht bestimmen läßt, so hätten doch die vom Dichter gebrauchten Motive ganz anders behandelt werden sollen, so daß man an dessen endliche Bekehrung glauben könnte, ohne ihn für einen Dummkopf halten zu müssen, der er doch nicht ist. Eben so fehlerhaft gezeichnet ist Forster, die Hauptperson in „Weltbürger und Patriot. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Jena 1862). Er geht unter, weil er aus mißverstandenem und zu weit getriebenem Cosmopolitismus das Vaterland und das Ausland verräth. Die Tendenz beherrscht das Drama in solchem Maße, daß poetische Entfaltung unmöglich wird. Sehr ungeeignet ist es, daß der französische Feldherr Custine in gebrochenem Deutsch spricht, weil Dies ihm ein lächerliches Ansehen giebt, das er doch nicht haben soll. Von selbstbewußter Kraft des Dichters zeigt „Josephine. Drama in 5 Aufzügen" (Mannheim 1863), in welchem er es wagte, die gewaltigen Naturen der Revolution und des Kaiserreichs auf die Bühne zu bringen. Wenn auch das Drama der Absicht nicht ganz entspricht, so ist doch schon das Unternehmen lobenswerth. Unter den Personen ist Talleyrand am wenigsten geglückt. Er wird zum Bourbonisten gemacht, der er doch nicht war, es werden ihm Pläne zugeschrieben, die er nicht hatte und nicht haben konnte. Talleyrand hat zwar die Verhältnisse mit unübertrefflicher Sicherheit benutzt, er hat sie aber nicht gemacht. — Den Alcibiades hat Hans Koester zum Helden eines Dramas gemacht; außer ihm auch J. B. von Schweitzer in „Alcibiades, oder Bilder aus Hellas. Lustspiel und historisches Charakter- und Zeitgemälde in 4 Akten" (Fkf. 1858), der auch einen „Friedrich Barbarossa. Dramatisches Gedicht in 4 Akten" (Eb. 1858) verfaßt hat. Wenzel Messenhauser, geb. 4. Januar 1813 zu Proßnitz in Mähren, seit 1829 Soldat, im Oktober 1848 Oberkommandant der Wiener Nationalgarden, als welcher er nach Einnahme der Stadt am 16. Nov. standrechtlich erschossen wurde, ist mehr durch sein tragisches Geschick und seine Prosadichtungen bekannt geworden, als durch seinen „Demosthenes. Ein Trauerspiel in 4 Akten" (Wien 1841), das in Composition und Darstellung gänzlich verfehlt ist. Denselben Stoff behandelt Karl Arend „Demosthenes oder Hellas Untergang. Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1848), dem es zwar an dramatischer Einheit fehlt, das aber ein anschauliches Gemälde der damaligen Verhältnisse in Griechenland giebt und den großen Redner und Staatsmann in würdiger Weise zeichnet. Georg Schmidt-Ebers, von dem uns nur bekannt ist, daß er in den Fünfziger Jahren gestorben ist, hat im „Timoleon. Trauerspiel in 5 Abtheilungen" (Lpz. 1849) den Kampf zwischen Bruderliebe und Liebe zu Freiheit und Vaterland mit Talent geschildert und den Charakter der Zeit glücklich getroffen. Weniger gelungen ist sein „William Penn. Dramatisches Gemälde der Gründung Philadelphias in 4 Abtheilungen" (Lpz. 1850), dessen undramatische und unpoetische Haltung durch die darin ausgesprochene schöne Gesinnung nicht aufgewogen wird. „Timoleon. Tragödie" (Bresl. 1854) von Karl Arthur Müller hat Nichts von der dramatischen Frische und Kraft, die den talentvollen Dichter sonst auszeichnet. Gelungener sind „Geächtet oder Otto der Große und sein Haus. Ein deutsches Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1867) und „der Fluch des Galilei. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1865), dessen ungenügende Composition jedoch die Wirkung schwächt, die in der markigen Charakteristik und der schönen Sprache liegt. In „Goethe-Tasso. Dramatisches Gedicht in 1 Aufzuge" (Jena 1853) hat er das Verhältniß Goethes zur Herzogin Amalia in ähnlicher Weise darzustellen versucht, wie Goethe das Verhältniß Tassos zu Leonore von Este; aber es mußte dieser Versuch schon deswegen mißlingen, weil der Dichter stets beflissen war, sich von dem Einfluß des Goethischen Meisterwerks fern zu halten und dieses ihm doch immer vor der Seele schwebte. Ueberhaupt hat Arthur Müller ein entschiedeneres Talent für das Lustspiel und das Volksschauspiel als für die Tragödie, obgleich ihn das unmäßige Haschen nach äußerem Effekt oft auf Abwege führt, so in „Ein' feste Burg ist unser Gott. Volksstück in 5 Aufzügen" (Jena 1861), welches die Vertreibung der Lutheraner aus Salzburg und deren Aufnahme in Preußen zum Gegenstande hat. Mangelhafte Composition schadet auch wesentlich einem andern Stücke: „Ein Haberfeldtreiben. Volksschauspiel in 5 Aufzügen" (Münch. 1866), das außerdem durch Wahrheit in Charakterzeichnung, Darstellung des Volkslebens, durch glückliche Situationen und eine meist tüchtige Darstellung von großer Wirkung ist. Viel komische Kraft bewies er in dem Lustspiel „Gute Nacht Häuschen", worin er den Kampf gegen den von der Kaiserin Maria Theresia beschützten Jesuitismus zur Anschauung bringt. Weniger edel gehalten ist „Preußenritt ins deutsche Land. Lustspiel" (1866), welches zur Zeit des siebenjährigen Krieges spielt, aber in der That die Siege Preußens im Jahre 1866 und die Abschaffung der kleinen Staaten verherrlicht. Sein Talent für komische Situationen erscheint vorzüglich auch im Lustspiel „Die Verschwörung der Frauen oder die Preußen in Breslau", worin der alte Dessauer mit Liebe gezeichnet ist, nicht weniger in „Der Teufel ist los", welches das an sich höchst komische Verhältniß Gottscheds zum schalkhaften Rost mit lebhaften Farben schildert. — Alexander der Große gab den Stoff zu zwei Trilogien. Die Eine „Alexander der Große. Charaktergemälde in 3 Abtheilungen" (Stuttg. 1836) von L. Bauer besteht aus den drei Dramen „Alexander und Memnon. Schau-

spiel in 5 Aufzügen", „Eine Nacht in Persepolis" und „Alexander und seine Freunde. Trauerspiel in 5 Aufzügen". Die Charaktere und Zustände sind mit oft genialem Sinn dargestellt, aber der Dichter hat soviel Gewicht auf die Charakterzeichnung gelegt, daß er darüber die künstlerische Entwickelung der Handlung vernachlässigte. Eben so wenig gelang es dem zweiten Dichter F. O. Maercker seiner in Trimetern abgefaßten „Alexandrea. Tragische Trilogie" (Berl. 1857) mit den Abtheilungen „Philippos", „Demosthenes" und „Alexander der Große", deren jede aus 5 Akten besteht, trotz oder vielleicht wegen des großen Umfangs eine klare und überschauliche Entwickelung zu geben. Sie enthält übrigens viele schöne Einzelnheiten, wie auch sein „Karl Martell. Tragödie in 5 Akten" (Berl. 1859) und „Karl der Große. Tragödie in 5 Akten" (Eb. 1861), in denen wie in der „Alexandrea" dramatische Anlage und Wirkung vermißt wird. Die „Olympias" wurde von Fr. Marx, „Die Wittwe des Agis" von Wilhelm Jordan, „Perseus von Macedonien" von Franz Nissel, „Der letzte Grieche" (Philopömen) von Julius Große und „Heliodora" von A. L. Klein dramatisch behandelt. „Leo Bardas. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Dessau 1852) von F. Rohde bietet den sich so oft wiederholenden Fehler, daß es kein Drama ist und sich in Breite verliert. Es hat wenig Handlung, die Motive sind häufig schwach und die Hauptcharaktere sind schwankend. Am Besten ist der unheilvolle Einfluß des heuchlerischen Pfaffenthums dargestellt. Uebrigens zeugt das Drama von poetischem Sinn und die Sprache so wie der Vers sind mit lobenswerther Gewandtheit behandelt. Auch in seinem „Desiderius. Trauerspiel" (Dresden 1860) ist dichterisches Talent sichtbar, das aber nicht zur klaren Erkenntniß dessen gekommen ist, was ein Drama sein soll. In die spätere Geschichte Griechenlands gehört „Constantin" XI." von K. Adam Kaltenbrunner.

Die Römische Geschichte ist von den neueren Dramatikern in eben demselben Umfang bearbeitet worden wie die Griechische. Mit der Sage beginnend, haben wir zunächst die „Dido" von Franz Nissel zu erwähnen, sodann „Die Sabinerinnen" von Paul Heyse und „Die Tarquinier" von Adolf Pichler. K. Hugo, eigentlich Karl Hugo Börnstein (geb. 1810 zu Pesth, Arzt in Paris), bewies in seinem gesinnungstüchtigen „Brutus und Lucretia. Drama in 4 Akten" (Wien 1845), daß er Zeit und Personen mit Geschick zu behandeln versteht, aber auch, daß es ihm an künstlerischer Mäßigung fehlt. Eben so wenig hat er sich in der philosophirenden „Großen Fibel in zwei dramatischen Dichtungen" (2. Aufl. Wien 1844) zu beschränken gewußt, was um so mehr zu bedauern ist, als beide Stücke „Das Schauspiel der Welt" und „Der Stein der Weisen" schöne poetische Anschauungen und kräftig gestaltete Charaktere darbieten. „Ein Ungarkönig. Drama in 4 Akten" (Pesth 1847) ist die Bearbeitung eines ursprünglich in ungarischer Sprache geschriebenen Schauspiels, das nicht ohne Poesie, aber in der Anlage höchst verwirrt ist. Großes Aufsehen erregte in der neuesten Zeit Albert Lindner durch sein Drama „Brutus und Collatinus" (Berl. 1866) welches den preußischen Schillerpreis von 1000 Thalern erhielt, und diese Auszeichnung nicht nur deßhalb verdiente, weil es das beste unter den bei der Preiserwerbung eingezogenen Stücken war, sondern weil es wirklich von einem sehr bedeutenden Talente zeugt. Allerdings kann man der Dichtung den Vorwurf machen, daß ihr die dramatische Einheit fehlt, daß die Sprache ungleich ist, dagegen muß man anerkennen, daß die Situationen geschickt herbeigeführt und mit poetischer Kraft entwickelt, daß endlich auch die Charaktere mit großer Wahrheit gezeichnet sind. Seine poetische Begabung hatte A. Lindner schon früher durch seine mit Begeisterung erfaßten Dramen „Dante Alighieri" (Jena 1855) und „William Shakespeare. Schauspiel in 3 Abtheilungen" (Rudolstadt 1864) beurkundet. Den Appius Claudius Regillensis und dessen Ankämpfen gegen die Bestrebungen der Plebejer behandelt A. Twesten in „Ein Patricier. Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1848) mit trefflicher Auffassung des römischen Charakters der verschiedenen Personen, in deren Reden er eine Fülle von tüchtigen, oft großartigen, ihrem Wesen angemessenen Gedanken ausspricht. Den nämlichen Stoff behandelten Peter Lohmann sowie auch Friedrich Röber, später Hedwig Henrich in „Virginia. Trauerspiel mit Anhang von Gedichten" (Stuttg. 1853), die ihn mit Talent und ganz besonders mit weiblicher Würde durchgeführt hat. Auch ist ihre glückliche Auffassung des republikanischen Römersinnes anzuerkennen. Eben so glücklich hat Alfred Königsberg die römische Größe in „Manlius. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1864) aufgefaßt. Früher hatte er in „Deutsche Kämpfe. Schauspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1862) den Kampf zwischen Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen mit Geschick dramatisiert. In der neuesten Zeit hat er in dem „Sekretär des Generals von Tauenzien oder Vorurtheile. Lustspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1868) Lessing mit gutem Erfolg auf die Bühne gebracht. Zwar hat der Dichter frühere und spätere Begebenheiten aus dem Leben des trefflichen Mannes in die Zeit seines Aufenthalts in Breslau herbeigezogen, aber sie doch so behandelt, daß selbst ein mit dessen Lebensgeschichte vertrauter Zuschauer und Leser die chronologischen Unrichtigkeiten leicht übersehen kann. In der Charakteristik findet sich manches Uebertriebene, die meisten Personen aber sind glücklich aufgefaßt und dargestellt, insbesondere Lessing mit seiner Unbestechlichkeit, seinem schneidenden Witz und seinem humanen Freisinn. Die Sprache ist, von einigen modernen und übersprudelnden Wendungen abgesehen, im Ganzen rein und würdig, der Dialog lebendig und inhaltreich. Daß Oswald Marbach den Coriolan nach Shakespeare bearbeitet, haben wir oben erwähnt. F. A. Toelcken entwickelt in „Das Gesetz und die Republikaner. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1849) ein recht hübsches Talent und zugleich ein tiefes Verständniß des republikanischen Staatslebens. Papirius Cursor, der seinen Schwiegersohn Quintus Fabius Maximus zum Tode verurtheilt, weil er gegen seinen Befehl gesiegt hatte, ist ein würdiger

Repräsentant des großen Römersinns. Außer dem schon erwähnten Rudolf Neumeister hat auch P. F. Willatzen, dessen Uebersetzungen nordischer Volkslieder ihm einen geachteten Namen erworben haben, in „Hannibals Tod" (Bremen 1857) den großen karthagischen Feldherrn dramatisch behandelt, dessen Seelengröße durch den Gegensatz zum schwachen, im Sinnengenuß versunkenen König Prusias lebendig hervortritt. Die Karthagerin Sophonisbe ist ein so glücklicher und fruchtbarer Stoff, daß er eine größere Zahl von Dichtern zur Bearbeitung reizte. Außer Friedrich Röber, ist zunächst A. v. Hake zu erwähnen, dessen „Sophonisbe. Trauerspiel in 1 Akt" (Lpz. 1839) bei gedrängter Kürze inhaltreich ist und durch gute Charaktere, Zeichnung und eine einfache, aber immer edle Sprache erfreut. Die „Sophonisbe. Trauerspiel in 5 Akten" (Gotha 1857) von Eduard Rüffer ist zwar in der Anlage ungenügend, spricht aber durch schöne und gehaltreiche Darstellung an. In der „Hermannsschlacht. Drama in 5 Aufzügen" (Gotha 1862) des nämlichen Dichters ist es ihm nicht gelungen, den Gegensatz des Alles verschlingenden Römerthums und des Strebens der Germanen nach nationaler Unabhängigkeit klar zur Anschauung zu bringen. Seine „Lurelei. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Gotha 1862) ist zu prosaisch, und „Die Walpurgisnacht. Lustspiel in 3 Aufzügen" (Eb. 1863) ungeachtet des glücklichen Dialogs und des heiteren Witzes doch wegen der mangelhaften Composition ohne dramatische Wirkung. Hätte Hermann Hersch nur die „Sophonisbe. Trauerspiel in 5 Akten" (Ff. 1859) verfaßt, so würde er schon vollkommene Anerkennung verdienen, denn sie gehört unzweifelhaft zu den besten Bearbeitungen des Stoffs. Die Anlage zeugt von Verständniß der dramatischen Kunst; die Begebenheiten und Charaktere erscheinen in der schönsten Wechselwirkung und es sind die Hauptpersonen, Sophonisbe und Scipio in ihrer antiken Größe würdig aufgefaßt. Größeres Aufsehen erregte er jedoch durch „Die Anne-Lise. Schauspiel in 5 Akten" (Ff. 1859), deren Held der junge Fürst Leopold von Dessau ist, der nachmals unter dem Namen „Der alte Dessauer" berühmt wurde. Seine Liebe zur liebenswürdigen Apothekerstochter, die er trotz aller Einwendungen, Intriguen und Standesvorurtheile heirathete, ist mit Glück und Heiterkeit geschildert, wie denn das Stück weit eher ein Lustspiel ist als ein Schauspiel. Die Personen, besonders aber die beiden Liebenden und die Mutter des jungen Fürsten sind mit echtem Dichtersinn gestaltet; dagegen kann nicht entschieden genug getadelt werden, daß der Hofmeister des Prinzen in gebrochenem Deutsch spricht, was höchst unüberlegt oder ein Beweis ist, daß der Dichter keine Ahnung von den Sitten eines deutschen Hofes hat. Der Hofmeister ist nämlich ein Franzose, und da alle Personen des Hofes nicht bloß Französisch verstanden, sondern sogar vorzugsweise Französisch sprachen, so hat er nothwendig in seiner Muttersprache mit ihnen gesprochen. Da aber diese Sprache hier natürlich keine Anwendung finden konnte, so blieb Nichts übrig, als den Hofmeister ebenfalls in gutem Deutsch sprechen zu lassen. Es liegt durchaus kein Grund vor, warum ihm diese Sprache nicht geläufig sein konnte, und es würde gewiß keinem Leser oder Zuschauer auffallen, wenn er sich derselben bediente. Dadurch aber, daß er in gebrochenem Deutsch spricht, wird er zur Karikatur, und er bringt komische Wirkung hervor, was mit seinem ganzen Charakter im Widerspruch steht. Des nämlichen Dichters „Krebsmühle. Schauspiel in 5 Aufzügen" (Berlin 1860) behandelt den bekannten Prozeß des Müllers Arnold mit dem Kammergericht in Berlin und die gut gemeinte, aber immerhin despotische Entscheidung Friedrichs II. nicht eben sehr glücklich. Der „Benedictus Schwartz. Schauspiel in drei Aufzügen" (Eb. 1865) ist uns unbekannt, und so haben wir nur noch seine „Maria von Burgund. Historisches Lustspiel in 3 Aufzügen" (Ff. 1860) zu erwähnen, die übrigens den Vergleich mit Deinhardsteins und Freytags Behandlung des nämlichen Stoffs nicht aushält. — J. F. Horns „Sophonisbe. Tragödie in 5 Akten" (Kiel 1862) zeigt eine gute Auffassung des Stoffs, verständige Motive, und einen raschen, gehaltvollen Dialog mit inhaltreichen, den Charakteren entsprechenden Sentenzen. Auch ist die Charakterzeichnung gelungen. Vortrefflich gedacht und ausgeführt ist der Gegensatz des Scipio und der Sophonisbe, wenn jener die Gnade und Hülfe der Götter erfleht, diese der Götter Hülfe trotzig herausfordert. Durchaus gelungen ist ferner der Charakter der Sclavin Chrysis, der Vertrauten der Sophonisbe. Sie ist griechischen Ursprungs und hochgebildet, daher Sophonisbe sie zur Freundin wählen konnte. Der Dichter hat die Verschiedenheit ihrer Charaktere mit großem Glück gezeichnet und benutzt. Chrysis ist eine milde, sanfte, echt weibliche Gestalt, Sophonisbe männlich kühn und starken Geistes. Auch die Männer, Scipio, Massinissa, Lälius, Syphax, sind vortrefflich gezeichnet. Die Handlung schreitet rasch vorwärts und wird nirgends durch leere Declamationen aufgehalten. Leider hat der Dichter durch den Gebrauch verschiedener metrischer Formen der künstlerischen Gestaltung wesentlich geschadet. So schön unter Anderm die Octaven sind, so sind sie bei dem antiken Stoff doch ganz unpassend, da sie ihm ein modernes Gepräge geben, welches mit der sonst gelungenen antiken Haltung im Widerspruch steht. Eben so wenig ist zu loben, daß die Reden oft mit gereimten Versen beginnen und dann in reimlose übergehen, oder daß sie mit reimlosen Versen beginnen und enden, während in der Mitte gereimte erscheinen. Die „Sophonisbe. Trauerspiel in 5 Akten" (Dresden 1862) von R. Prölß ist das Ergebniß eines hübschen Talents, dem es nicht an Gestaltungsgabe fehlt, die auch in „Katharina Howard. Trauerspiel in 5 Akten" (Dresd. 1864) erscheint, welche übrigens der Bearbeitung Gottschalls nicht ebenbürtig ist. Im „Michael Kohlhaas. Trauerspiel in 6 Akten" (Dresd. 1863) hat der Dichter ein warnendes Beispiel für Diejenigen aufgestellt, die ihr gutes Recht auf ungesetzlichem Wege erreichen wollen, während ein gesetzlicher Weg möglich ist. Er hat darin die ewige Idee, die vom Apfelbiß und Prometheus an bis zu Faust herab in so mannigfacher Weise ausgesprochen erscheint, nicht

ohne Glück in ein neues Gewand gekleidet. „Das Recht der Liebe. Lustspiel in 5 Akten" (Dresd. 1847) beruht auf der oft behandelten Verwickelung, daß sich der Herr für den Diener, die Dame für das Kammermädchen ausgiebt, und ist ebenso heiter als geschmackvoll ausgeführt. Emanuel Geibel, dessen lyrische Dichtungen wir oben eingehend besprochen haben, nimmt als Dramatiker eine weniger hervorragende Stellung ein, und Dieß hat seinen Grund theils darin, daß er sich in der Wahl der Stoffe irrte, theils daß er keine entschiedene Sicherheit in der formellen Behandlung zu gewinnen wußte. Daß übrigens alle seine Dramen, wenn sie auch nicht künstlerisch vollendet sind, einzelne Stellen von großer Schönheit bieten, braucht bei seinem poetischen Talent kaum erwähnt zu werden.

In seinem ersten Drama „König Roderich. Tragödie in 5 Aufzügen" (Stuttg. u. Tüb. 1849) tritt keine einzige Persönlichkeit so gewaltig hervor, daß sie den Mittelpunkt der Handlung bildete. Roderich, Julian, Palayo, Florinde, alle haben gleichen Anspruch auf den Titel der Tragödie. Der Ausdruck ist hie und da unklar und selbst inkorrekt, manchmal wohl auch trivial und prosaisch; die Bilder sind nicht immer glücklich und öfters mit epischer Breite ausgeführt. Die Gedanken sind wohl passend und schön, aber nicht neu und man begegnet im Verlaufe der Dichtung manchen Reminiscenzen. Hat der Dichter in „Roderich" nicht aus dem Stoff gemacht, was aus demselben hätte gemacht werden können, so tritt in „Brunhild. Eine Tragödie aus der Niblungensage" (Stuttg. u. Augsb. 1857) das Entgegengesetzte ein, freilich nicht gerade zum Vortheil der Tragödie. Bei der verfehlten Wahl des Stoffs war der Dichter nämlich genöthigt, Personen und Verhältnisse zu modernisiren; wenn diese nun aber, als modern betrachtet, vortrefflich gehalten sind, so stehen sie im Widerspruch mit der allgemein bekannten Ueberlieferung, und dieß muß nothwendig der dramatischen Wirkung schaden. Der Dichter hat das Ungeheure und Wunderbare zum größten Theil beseitigt, aber ohne dieses wird die Handlung mehr oder weniger bedeutungslos. Allerdings ist die Dichtung reich an sinnigen Gedanken, die in schöner, wahrhaft poetischer Sprache dargestellt sind, allein man könnte oft mit Chriemhildens Worten fragen: „Wie kommt dein rother Mund zu solcher Weisheit?" denn es sind eben moderne Gedanken, und die Anschauungen sind oft sogar eher griechisch als nordisch. Auch ist der Wechsel des Metrums nicht zu billigen, da er durch Nichts motivirt ist, und endlich sind dem Dichter manche Inkorrektheiten des Ausdrucks entschlüpft. Die romantisch-schwärmerische „Loreley" (Hannover 1861) ist als Operntext ausgezeichnet; Erfindung und Ausführung sind durchaus gelungen, da der Dichter Gelegenheit fand, sein lyrisches Talent vorwalten zu lassen. Die Verse sind von reizendem Wohllaut, der zur musikalischen Behandlung auffordert. „Meister Andrea. Lustspiel in 2 Aufzügen" (Stuttg. u. Augsb. 1855) ist nach einer italienischen Novelle bearbeitet, welche dem „Dicken Tischlermeister" von Tieck zum Grunde liegt. Die Geschichte ist im Ganzen gut in Scene gesetzt, aber uns scheint, als ob die Persönlichkeit eines „echten Künstlers", wie Meister Andrea doch ist, für einen solchen Scherz (man bringt ihn nemlich dazu zu glauben, daß er ein Anderer sei) unpassend gewählt ist; ein Tischlermeister paßt jedenfalls besser dazu. Auch macht es einen widrigen Eindruck, daß der gute Andrea wegen seiner Zerstreuung so hart bestraft wird: er hatte Freunde eingeladen, es aber vergessen, weshalb sich diese rächen wollen. Solches läßt sich in einer Novelle gut lesen, aber auf der Bühne ist es unpassend. Auch ist da die Sache so unglaublich, daß der Zuschauer unmöglich in den Scherz eingehen kann. Geibels letztes Drama „Sophonisbe. Tragödie in 5 Aufzügen" (Stuttg. 1868) zeigt die nämlichen Mängel, die schon in seinem ersten sichtbar waren, wenn sie auch in andrer Weise erscheinen, was eine nothwendige Folge des verschiedenen Stoffes ist. Was zunächst den Ausdruck betrifft, so ist derselbe allzu offenbar den Griechen nachgebildet, was hie und da zu Unklarheit und gesuchten Wendungen veranlaßt. Auch sind ungeeignete Bilder nicht selten. Die Charakteristik der Personen ist im Ganzen gelungen; um so mehr fällt es auf, daß der Dichter den Knaben Hiram eine Sprache sprechen läßt, die mit seinen Jahren und seiner geistigen Entwickelung im vollsten Widerspruche steht. Bei Scipio hat der Dichter wohl Napoleon im Sinne gehabt, was keineswegs zu tadeln ist; in der Ausführung hat er aber wenigstens an Einer Stelle fehlgegriffen. Er hat nämlich die Macht des Feldherrn über den Soldaten vortrefflich zur Anschauung gebracht, aber dabei unbeachtet gelassen, daß Scipio nicht zu Römern, nicht zu langjährigen Bundesgenossen spricht, sondern zu Barbaren, die sich erst seit Kurzem und zwar nur aus Haß gegen Karthago mit den Römern verbunden hatten, so daß seine Rede, die für Römer berechnet war, in der That keinen Eindruck auf jene Barbaren machen konnte. Die Auffassung des Verhältnisses der Heldin zu dem Römischen Feldherr ist neu und tief gedacht. Sophonisbe liebt Diesen, weil sein hoher Geist dem ihrigen entspricht, sie glaubt sich von ihm verrathen, und will ihn ermorden. Schon hat sie den Dolch auf ihn gezückt, als ihr ein Brief zu Gesichte kommt, in welchem er mit Bewunderung von ihr spricht, und er den Römern verheißt, sie zur Bundesgenossin zu gewinnen; der Dolch entfährt ihren Händen und sie gesteht ihre Absicht dem Feldherrn ein. Indessen vernimmt sie, daß sich ihre vertrauteste Freundin, die Priesterin Thamar, für das Vaterland geopfert habe. Sie wird dadurch an ihre Pflicht gegen das Vaterland erinnert; aber bei ihrer leidenschaftlichen Liebe zu Scipio kann sie sich nicht entschließen, ihm feindlich zu begegnen; unfähig, im Kampfe zwischen Liebe und Pflicht Partei zu ergreifen, sieht sie nur ein einziges Mittel, ihm ein Ende zu machen, den Tod. Moritz Heydrich, der am 13. März 1830 zu Dresden geboren, in Leipzig studierte und, so viel uns bekannt ist, seit 1842 in Loschwitz lebt, behandelte im „Tiberius Gracchus, geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Dresden 1861) den Kampf der Römischen Demokratie gegen die Patrizierherrschaft, wobei er alle Anspielungen auf die deutschen Verhältnisse in aner-

kennenswerther Weise vermied und nirgends eine Tendenz durchblicken ließ; doch bringt es der Stoff mit sich, daß man unwillkürlich an die neuesten Erscheinungen auf politischem Gebiet erinnert wird. Die Tragödie ist zwar nicht ohne Längen, aber sonst durchaus gelungen, der Dichter entwickelt darin eine nicht gewöhnliche dramatische Kraft, die Anlage ist klar, der Stoff übersichtlich angeordnet, die Personen sind mit Sicherheit individualisirt, die Sprache ist würdig und angemessen, so daß das Drama bei höchst einfachen Mitteln und gründlicher Motivirung eine bedeutende Wirkung hervorbringt. Leider hat der Dichter dem Bau der Verse nicht immer hinlängliche Aufmerksamkeit gewidmet. Großen Beifall erwarb sich Heydrich durch „Prinz Lieschen. Posse in 3 Aufzügen" (Dresden 1869), ohne ihn jedoch zu verdienen. Die Erfindung ist nicht neu (Lieschen, die sich als Schulmeister verkleidet, wird von einem dummen Edelmann für den Kronprinzen gehalten) und die Ausführung ist Nichts weniger als gelungen. Die Charaktere sind übertrieben, der Humor ist nicht natürlich, der Witz ist weder fein und gebildet, noch bewegt er sich in dem „höhern Blödsinn", der wider Willen Gelächter erregt. Endlich ist die Lösung schlecht motivirt. Hermann Brandes behandelte den „Cajus Gracchus. Trauerspiel in 5 Akten" (Braunschw. 1860). Franz Trautmann, der später bei der Prosadichtung ausführlicher zu besprechen ist, hat auch eine Reihe von dramatischen Dichtungen veröffentlicht, die seinen Romanen jedoch nicht ebenbürtig sind. Aus der Römischen Geschichte bearbeitete er den „Jugurtha. Trauspiel in 5 Akten" (München), in welchem sich die Handlung in so große Breite verirrt, in so viele Einzelnheit zersplittert, daß die Uebersichtlichkeit ganz verloren geht. In den übrigen Stücken hat er sich schon in den Stoffen vergriffen, die eher zur novellistischen als zur dramatischen Behandlung geeignet sind, daher die Entwickelung unklar ist, wie im „Schloß Latour. Original-Lustspiel in 4 Akten" (München 1846), dessen Handlung oft stehen bleibt, und wie in „Frauenhuld tilgt jede Schuld. Historisches Charakter-Lustspiel in 5 Akten" (Eb. 1853). Gelungener als diese sind „das Debüt wider Willen. Dramatischer Scherz in 1 Akt" (Eb. 1851), und „Blemers Leiden oder Ein Gedicht. Original-Lustspiel in 1 Akt" (Eb.), welches nach Anlage und heiterer Ausführung als sein bestes Drama zu bezeichnen ist. Der „Jugurtha. Ein dramatisches Gemälde in 3 Handlungen" (Stuttg. 1861) von Eugen Ruland ist nicht ohne Geschick behandelt. Beda Weber, dessen lyrische Dichtungen früher erwähnt wurden, hat in „Spartakus. Tragödie." (Wien 1846) den fruchtbaren Stoff glücklich behandelt. Die Motive sind einfach, aber wahrhaft tragisch. Die Darstellung ist im Ganzen würdig, artet aber hie und da in Trivialität aus. Der „Spartacus. Trauerspiel in 5 Akten" (Freib. 1861) von T. de Séchelles erlebte eine zweite Aufl." (Würzb. 1862). Neben Carl Schröder haben auch Kürnberger und Lingg den Catilina dramatisch behandelt. Ferdinand Kürnberger, dessen Prosadichtungen später zu erwähnen sind, hat in seinem „Catilina. Drama in 5 Aufzügen" (Hamb. 1855) ein bedeutendes dramatisches Talent entwickelt. Obgleich darin nicht weniger als funfzig Personen auftreten, außerdem noch Abgeordnete der Allobroger, Männer aus Hetrurien, Männer aus Heraklea, Lictoren, Bewaffnete, Sensenschmiede, Soldaten und Sklaven, so gelingt es ihm doch, diese Massen in lebensvoller Anschaulichkeit und Individualität vorzuführen. Wie die Exposition, so ist auch die weitere Ausführung gelungen, die sich nur hie und da in Breite verliert. Die römischen Zustände und die Tyrannei Roms den andern Völkern gegenüber sind mit dramatischer Lebendigkeit dargestellt, die Versammlungen des Senates sind mit wahrer Meisterschaft in Scene gesetzt, und die Schilderung der nichtswürdigen Senatoren und Ritter, die nur an sich, nicht an das Vaterland denken, ist von unwiderstehlicher Wirkung. Die Sprache ist würdig und von poetischer Schönheit, nur wäre die geschmacklose Einmischung lateinischer Brocken wegzuwünschen. Hermann Lingg's „Catilina. Trauerspiel in 5 Akten" (Münch. 1864) giebt neuerdings Zeugniß von seinem großartigen poetischen, aber zugleich von seinem vorwiegend lyrischen Talent, woraus sich ergiebt, daß er keine Begabung für das Drama hat, wie er denn unglückliche Stoffe gewählt oder glückliche unglücklich behandelt hat. Das Bewußtsein, daß er durch dramatische Mittel nicht zu wirken vermag, hat ihn verleitet, durch Seltsamkeiten Wirkung hervorzubringen. Nicht anders läßt sich in „Catilina" die Einführung der Parzen und die Erscheinung des Lars erklären, was zu dem Unglauben der Zeit und Catilinas insbesondre wenig paßt. Man fragt sich vergeblich, welchen Plan der Dichter bei der Abfassung des Dramas verfolgte, es herrscht ein solcher Wirrwarr, der Wechsel der Scenen ist so schnell und unmotivirt, daß man bald den Zusammenhang verliert. Auch fehlt es nicht an Wiederholungen jeglicher Art. Einen widrigen Eindruck macht es insbesondere, daß die Verschworenen sich immer gegenseitig beschimpfen. Der Dialog ist ohne festen logischen Gang, die Sprache hart und geschraubt, oft bis zur Trivialität prosaisch. Einzelnes ist dagegen von großer Trefflichkeit, besonders wenn er sich seinem lyrischen Talent hingiebt, z. B. die erste Scene des zweiten Aktes und manche Reden Catilinas. Auch den „Walkyren. Dramatisches Gedicht in 3 Akten" (Münch. 1864) fehlt es an künstlerischer Gestaltung, was freilich zum großen Theil im verfehlten Stoffe liegt. Uebrigens macht das Ganze doch einen bessern Eindruck als der „Catilina", weil Willkür in der Behandlung bei dem mythischen Stoff eher erlaubt war. Doch sind manche Mängel gar zu auffallend. Gleich Anfangs ist der Argwohn Hamals, daß seine Brüder ihm die Herrschaft entreißen wollen, ganz unmotivirt. Die Walkyren verkünden sich als Prophetinnen und doch entgeht ihnen, daß drei Jünglinge in der nächsten Nähe sind; der Ostgothenkönig Walarmir will mit den Hunnen brechen, aber erst lange nachher erinnert er sich, daß seine Söhne als Geißel bei Attila sind, und zwar muß er noch von dem Hunnenboten darauf aufmerksam gemacht wer-

den; Dieß alles sind Züge, aus denen ersichtlich ist, daß der Dichter den Stoff nicht zu beherrschen weiß. Uebrigens enthalten auch die Welkyren manche hochpoetische Stellen. Merkwürdiger Weise hat, so viel wir wissen, nur ein einziger Dichter den Cäsar zum Helden eines Dramas gewählt, nämlich Eduard Arnd, dessen „Israelitische Gedichte" schon früher besprochen wurden. Seinem „Cäsar und Pompejus. Eine Tragödie." (Hamb. 1833) fehlt es zwar an dramatischer Gestaltung, die Handlung bewegt sich zu rasch, so daß man ihr nicht folgen kann und sie denen, welche keine genauere Kenntniß der Geschichte haben, unverständlich bleiben muß. Es ist Dieß schon beim Lesen der Fall, um wie viel mehr muß es bei der Ausführung stören, wo der Zuschauer keine Zeit hat, über das Gehörte nachzudenken. Das Ganze löst sich in einzelne Scenen auf, von denen beinahe jede, für sich betrachtet, trefflich ist, die aber zu wenig in einander greifen. Die Charaktere sind scharf und wohl aufgefaßt, werden aber des gerügten Mangels wegen nicht recht lebendig. Den „Brutus und Cassius" von Oswald Marbach, haben wir schon erwähnt. J. C. Hauch aus Dänemark, geb. 1791, Professor der Physik an der Akademie zu Soröe, hat in „Tiberius, der dritte Cäsar. E. Tragödie in 5 Handlungen" (Lpz. 1836) dramatische Begabung bewiesen. Er hat nicht nur die Charaktere, namentlich Tiberius, Sejan und Germanicus mit Glück gezeichnet, es sind auch die Situationen meist von großer Wirksamkeit. In der „Belagerung von Mastricht. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Eb. 1834) finden sich gelungene Volksscenen, in welchen jedoch die nemlichen Gedanken zu oft wiederholt sind. Eben so gelungen ist der Gegensatz des wahren Patrioten und des Philisters dargestellt, der in ruhigen Zeiten viel vom Vaterlande spricht, aber kleinlaut wird, wenn es seine Vertheidigung gilt, bei der Etwas zu verlieren ist, der aus Furcht vor möglichem Verlust die wahre Gefahr nicht erkennt. Vortrefflich ist ferner der verderbliche Eifer der protestantischen Geistlichkeit geschildert, die nicht weniger unduldsam und blutdürstig ist als die katholische, deren hinterlistige Heuchelei auch hier lebendig zur Erscheinung gelangt. Eine schöne Episode ist der Schmerz der Spanierin Isabella um ihren getödteten Sohn. Die Mutterliebe reizt sie zur Rache und, von dem Jesuiten Ignatio verleitet, zum Morde Oraniens, der jedoch ihrem Anschlag entgeht. Der geistreiche Ferdinand Gregorovius hat, wahrscheinlich durch die Zeitverhältnisse verleitet, am „Tod des Tiberius. Tragödie" (Hamb. 1851) sein Talent an einem unglücklichen Stoffe verschwendet, den auch Chn. und Fr. Kiedaitsch: „Der Tod des Tiberius. Ein dramatischer Versuch" (Stuttg. 1862) ohne besonderen Erfolg gewählt haben. Karl Gutzkow, dem eine ausführlichere Besprechung gewidmet werden soll, hat den Kaiser Nero zum Stoff eines Dramas gewählt, neben ihm, aber freilich in sehr untergeordneter Weise, W. Molitor, den wir schon erwähnt haben. „Nero. Tragödie in 5 Akten" (Münch. 1852) ist schon deswegen verfehlt, weil der Held als das vollendete Werkzeug seiner Umgebung erscheint, indem er sich immer nur von dem Einen befreit, um sich von einem Andern gebrauchen zu lassen. Von größerem Werth sind Schleichs „Gesammelte Lustspiele und Volksstücke" (2 Bde. München 1863), ob sie gleich durchaus nicht als vollständig gelungen bezeichnet werden können. Zunächst ist zu bemerken, daß die Sprache nicht sehr gebildet, und daß der Dichter auch da Provinzialismen einmischt, wo sie nicht nur von keiner Bedeutung sind, sondern sogar die Einheit der Darstellung stören. In einzelnen Stücken reden Personen in der Mundart, aber ohne hinlängliche Motivirung, weil in demselben Stücke Andere hochdeutsch sprechen, die nach Zeit, Land und Umständen nicht anders als im Dialekt reden sollten. Eines der besten Stücke ist das erste, „Bürger und Junker. Altbürgerliches Charakterbild in 4 Akten", das zuerst einzeln erschien (Münch. 1855). Es ist dieß ein echt deutsches, ein echt bayerisches Stück. Der Plan ist sehr einfach, aber giebt dem Dichter Gelegenheit zu manchen wirksamen, zu mehreren komischen Situationen. Die mannigfaltigen Charaktere sprechen durch individuelle Auffassungen; in den meisten ist der Ton der Zeit glücklich getroffen. Das Komische in den Schwächen der edleren Charaktere tritt kräftig hervor, ohne daß dieselben jedoch dadurch lächerlich werden. Selbst die den Bürgerstand herabwürdigende Stellung des Adels verletzt nicht und wirkt nicht widerlich, weil der Dichter auch die wahrhaft schönen Seiten des Verhältnisses zwischen Adel und Bürger darzustellen versteht. „Der Bürgermeister von Füßen", ein Stück, das zur Zeit des Bauernkrieges spielt, hat manche gute und wirksame Scene, doch sind die politischen Anschauungen zu sehr modernisirt. „Die Haushälterin" ist von frischem Humor eingegeben und ist reich an guten und wirksamen Einfällen. In „Ansässig" hat der Dichter das ehemalige Zunftwesen dargestellt; der Humor, der sich darin ausspricht, macht jedoch auf der Bühne keine Wirkung. Unter den Dramen, welche den Kaiser Nero behandeln, nimmt ohne Vergleich „Der Günstling eines Kaisers. Tragödie in 5 Aufzügen" (Hamb. 1862) von Goldhan die erste Stelle ein, worin die psychologische Auffassung der Charaktere mit der poetischen in vortrefflicher Weise verbunden ist. Die Schilderung der Leidenschaften macht um so größere Wirkung, als sie in den verschiedenen Personen individualisirt erscheinen. Von tiefer Ueberlegung zeugt der vom Dichter durchgeführte Gegensatz des Christen- und des Heidenthums. Die Erfindung ist im Ganzen lobenswerth, nur verschwimmt die Tendenz am Ende, so daß das Stück keinen rechten Ausgang hat. „Herculanum in dramatischen Dichtungen" (Clausthal 1860) von E. Buchholtz macht keinen Anspruch auf künstlerische Entwickelung. Franz Kugler, dessen lyrische und epische Dichtungen früher erwähnt wurden, ist als Dramatiker eine Zeit lang überschätzt worden. Er konnte allerdings dadurch bestehen, daß er seine Stoffe geschickt anlegte, sie klar und übersichtlich ausführte, der Dialog sich im Allgemeinen leicht bewegte und die Sprache, ohne besonders hervorragende Schönheiten darzubieten, meist korrekt war. Allein es fehlte den

ɔn an einem tieferen Gehalt und an poe-
Verklärung der Stoffe. Ein durchgängi-
angel ſeiner Dramen, die in ſeinen oben
hrten „Belletriſtiſchen Schriften“ ge-
lt ſind, erſcheint ſchon in ſeinem erſten
h; „Pertinax. Trauerſpiel in 5 Auf-
(1847) verfehlt ſeine Wirkung, weil
andlung oft ſtecken bleibt, es ihr an
ı Fortgange fehlt. Am Beſten unter
iſt „Jakobäa. Trauerſpiel in 5 Aufzü-
1848), obgleich auch darin die Handlung
raſch fortſchreitet und manche untergе-
e Situation in zu großer Breite aus-
t wird. Nicht ohne Geſchick iſt die Ka-
he herbeigeführt. Obgleich geiſtreich und
iftigem Sinn, verſäumt Jacobäa von leiden-
ſcher Liebe befangen, den rechten Augen-
ɔer Verrätherei entgegen zu treten, die
its dieſe Schwäche zu benutzen verſteht
ie ins Verderben reißt. Das Wagniß,
Stoff dramatiſch zu bearbeiten, der von
Byren in großartiger und E. T. A.
ann in eigenthümlicher Weiſe behandelt
ı war, mußte bei Kuglers untergeordne-
alent ſcheitern, und in der That iſt ſein
und Dogereſſa. Trauerſpiel in 5 Auf-
durchaus mißlungen. Die vorbereiten-
otive treten zu grell hervor, ſo daß ſie
Birkung ſchon im Voraus verrathen. In
von Baiſen. Trauerſpiel in 5 Akten
inem Vorſpiel“ (1850), worin der Zer-
s deutſchen Ordens geſchildert wird, ſind
rhältniſſe nicht mit der nothwendigen
it entwickelt, weil der Dichter den Stoff
ɔu bewältigen vermochte. Eine der will-
ſten Compoſitionen iſt „Die Tatariſche
dtſchaft. Schauſpiel in 5 Aufzügen“
), die nur einigermaßen durch die Schil-
einiger Charaktere, namentlich des Feld-
all Derfflinger und ſeines früheren Mit-
ı Kilian Neumann, gerettet wird. Die
gkeit „Vor Tiſche. Luſtſpiel in 1 Auf-
(1851) iſt von größerem Werth als
rſten Stücke. Der Einfluß, den ein Koch auf
Herrn, einen eingefleiſchten Gaſtronomen,
ɔinnen und zu benutzen verſteht, iſt recht
ich. Auf den Kaiſer Hadrian von
e iſt bei ausführlicher Beſprechung der
ɔn dieſes Dichters einzugehen; endlich
ıen wir noch die „Cäcilia, Hiſtoriſche
die“ von F. Weißbrod (Münſter 1863),
Handlung in die Zeiten des Kaiſers.

franzöſiſche Geſchichte iſt von einer
kleinen Anzahl von Dichtern dramatiſch
ɔelt worden und zum Theil mit ent-
nem Glück. Der ſtaatskluge und despo-
Philipp Auguſt iſt der Held der ſchon
chenen „Ingeborg von Dänemark“ von
von Arnim und von F. Th. Wan-
ɔims „Krone und Herz. Tragödie in
ɔzügen“, das er nebſt zwei andern Stü-
ı der Sammlung „Dramatiſches“ (Caſſel
) veröffentlichte. Die Expoſition dieſer
die iſt eben ſo unklar als die Ausführung;
itt der unſelige Einfluß des nach Allgewalt
ıden Papſtthums noch ziemlich lebendig
. Größeres Talent hat der Dichter in
Juriſten. Eine Komödie in 5 Aufzü-
ewieſen, deren Erfindung glücklich und deren
g überraſchend iſt, indem dem tragiſchen Stoff durch geſchickt angebrachte Motive ein heiterer Ausgang gegeben wird. Auch „der Egoiſt. Original-Schauſpiel in 5 Aufzügen“ beruht auf einer guten Erfindung, doch ſind die Charaktere zum Theil unwahr und überladen. „Philipp Auguſt, König von Frankreich. Dramatiſches Gemälde in 5 Aufzügen“ von einem Ungenannten (Berl. 1850) ſtellt den Kampf des Königs mit ſeinen Vaſallen und dem Pabſt dar; das Drama iſt mit großer Ueberlegung componirt und mit Geſchick ausgeführt. In die Zeiten Franz I. fällt das ſpäter zu beſprechende Trauerſpiel „Karl von Bourbon“ von Robert Prutz. Eduard Mohr hat in ſeinem „Coligny. Trauerſpiel in 5 Aufzügen“ (Amſterd. 1857) eine nicht gemeine Geſtaltungsgabe und großen Gedankenreichthum an den Tag gelegt; es iſt daher lebhaft zu bedauern, daß es ſowohl in der Anlage, in der Alles zerſplittert erſcheint, als in den Hauptmotiven verfehlt iſt. Gelungener iſt „Francesco dei Pazzi. Trauerſpiel in 5 Aufzügen“ (Amſt. 1862), worin die berühmte Verſchwörung der Pazzi gegen die Medici in klarer und wahrer Auffaſſung der Verhältniſſe dargeſtellt wird. Unter den neueren Dramatikern verdient Johann Heinrich Auguſt Ebrard mit Auszeichnung genannt zu werden, dem zudem wegen ſeines freiſinnigen Wirkens als Theolog Anerkennung gebührt. Derſelbe wurde am 18. Jan. 1818 zu Erlangen geboren, ſtudirte nach vollendeten Gymnaſialſtudien von 1835 bis 1859 zuerſt in Erlangen, dann in Berlin, war hierauf zwei Jahre lang Hauslehrer, habilitirte ſich 1841 in Erlangen, und wurde 1844 nach Zürich und 1847 nach Erlangen als Profeſſor der Theologie berufen. Im J. 1853 wurde er zum Rath am Conſiſtorium für die unirte Kirche der Rheinpfalz in Speier ernannt, wo er unter harten Anfeindungen von Seiten der altlutheriſchen Partei bemüht war, die beſtehende Union auszubauen und zu befeſtigen. Im J. 1861 gab er, da er ſich nicht dazu hergeben wollte, Gewaltmaßregeln des Miniſteriums zu unterſtützen, ſeine Entlaſſung und er lebt ſeitdem in Erlangen, wo er von der Erlaubniß, Vorleſungen halten zu dürfen, Gebrauch macht. Die franzöſiſche Geſchichte zur Zeit Heinrichs III. u. IV. behandelte er in „Dupleſſis-Mornay. Eine Tragödie von Gottfried Flammberg“ (Ff. 1859), die leider ohne Rückſicht auf die Bühne bearbeitet iſt, wie denn die Darſtellung bei dem zu raſchen Scenenwechſel unmöglich iſt, der übrigens auch den weiteren großen Nachtheil hat, daß die Ueberſichtlichkeit im Gang der Handlung verloren geht. Dagegen iſt die treffende Charakteriſtik ſelbſt der Nebenperſonen zu loben, nur Heinrich IV. erſcheint zu ſchwach, ja man könnte ſogar ſagen erbärmlich; daß er ſich von Gabriele einreden läßt, Dupleſſis widerſetze ſich ſeiner Thronbeſteigung, daß er aus Mißmuth und Zorn hierüber zum Katholicismus übertritt, nicht aber um dem Land Ruhe zu bringen, iſt weder hiſtoriſch wahr, noch poetiſch zu rechtfertigen. Die Tragödie iſt reich an ſchönen und tiefen Gedanken, die nur hie und da zu rhetoriſch breit ausgeführt werden, auch begegnen Wiederholungen, wenn auch nicht der Worte, doch des Sinnes, wodurch manche Scene ſchleppend wird. Die Darſtellung iſt

klar, ruhig und würdig, zwar nicht gerade hochpoetisch, aber auch ohne jegliche Art von Schwulst und Schwärmerei. Die freie, allen äußeren Zwang bekämpfende Gesinnung, die der Dichter in seiner praktischen Wirksamkeit zeigte, findet in der Tragödie einen durchaus würdigen Ausdruck. Noch bemerken wir, daß die Volksscenen mit großem Geschick behandelt sind. „Rudolph von der Pfalz. Eine Trilogie von Gottfried Flammberg. Otto Krondorfer. Mutter und Sohn. Rudolfs Tod" (Ff. 1861) ruft die Bemerkung hervor, daß es immer bedenklich ist, einen Stoff zu einer Reihe von Dramen zu gestalten. Es läßt sich beinahe immer annehmen, daß das Ganze bei größerer Ueberlegung und kunstmäßiger Durcharbeitung in Ein Stück hätte zusammengezogen werden können, das um so bedeutender hätte werden müssen, als alle Weitschweifigkeit und Breite vermieden worden wäre und die Motive durch ihre gedrängte Darstellung eine weitaus größere Wirkung hätten hervorbringen müssen. Aber auch in der jetzigen Gestalt ist das Drama werthvoll, und es ist dem Dichter gelungen, jeden Theil als selbstständiges Ganzes zu gestalten, obwohl ein strenger Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen herrscht. So bildet „Otto Krondorfer" eine geschickte Exposition des Ganzen, indem die Entfremdung Rudolfs von seiner Mutter das Motiv alles Folgenden ist. Die Charaktere sind, wie in den übrigen Abschnitten, so auch hier vortrefflich gezeichnet, nur ist die letzte Rede Krondorfers psychologisch unwahr, da er, der gemeine Schurke, sich darin zur Höhe eines Märtyrers erhebt. Die größte Schwäche der zwei letzten Theile besteht darin, daß der Dichter den bedeutendsten Begebenheiten allzu schwache Motive unterlegt, die zudem fast immer gleicher Art sind; sie beruhen meist auf irgend einem Zufall, einer kleinen Verspätung. Der Dialog ist rasch und inhaltreich, die Sprache dem Charakter der Personen durchaus angemessen. Das dritte Drama „Hermann. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen" (Erlangen 1861) ist mit dramatischem Sinn componirt; die bedeutenden Verwickelungen sind mit großem Geschick gelöst. Heinrich IV. ist der Held eines kleinen Dramas von Deinhardstein, der später zu besprechen ist, und einer größeren Tragödie von Georg Köberle. Derselbe am 21. März 1821 zu Nonnenhorn am Bodensee geboren, besuchte das Gymnasium zu Augsburg, trat dann in das Collegium germanicum zu Rom, entfloh aber aus demselben und veröffentlichte „Aufzeichnungen eines Jesuitenzöglings" (Lpz. 1846), die großes Aufsehen erregten. Nachdem er in München Philosophie und die Rechte studirte, ging er 1845 nach Leipzig, wo er sich, so viel uns bekannt ist, noch aufhält. „Der erste Bourbone auf Frankreichs Thron. Geschichtliche Tragödie in 5 Aufzügen" (Lpz. 1851) zeugt von poetischem Sinn und dramatischer Gestaltungsgabe, wenn auch manche Breite wegzuwünschen wären. Den Glanzpunkt bildet die vortreffliche Darstellung des Verhältnisses Heinrichs IV. zu seinem treuen Sully; von großer Schönheit ist die Schilderung der Mutterliebe der Königin; wirkungsvoll sind die Scenen, in denen des Königs Geliebte Henriette von Balsac von den entgegengesetzten Leidenschaften bestürmt wird, ergreifend der Auftritt, in welchem sie den König vor dem beabsichtigten Meuchelmord warnen will und ihr plötzlicher Tod bei dem Anblick des Ermordeten. Das Motiv, welches Ravaillac zur Ermordung des Königs bewog, ist weder der Geschichte gemäß, noch gut erfunden: man hatte ihn nämlich überredet, daß Heinrich seine Schwester entehrt habe. In einem früheren Versuche. „Die Medizäer. Drama in 5 Akten" (Mannh. 1849) ist dramatische Begabung ebenfalls nicht zu verkennen, auch entwickelt der Dichter darin einen großen Gedankenreichthum, aber es verliert sich in rhetorische Breite, wodurch die Handlung allzusehr zurückgedrängt wird. B. Kaim hätte bei der Bearbeitung seines Dramas „Heinrich der Vierte, König von Frankreich und Navarra. Geschichtliches Original-Trauerspiel in 4 Aufzügen" (Lpz. 1834) bedenken sollen, daß aus der Anhäufung von Greueln noch keine Tragödie wird, und daß Dieß kein Beweis von Originalität ist. In die Regierung Ludwigs XIII. fällt „Cinq-Mars. Trauerspiel in 5 Aufzügen" von Andreas May, einem in München lebenden Beamten. Wie auch in seinen andren Stücken, die er in den „Dramen" (2 Thle. Lpzg. 1867) veröffentlichte, hat er in „Cinq-Mars" den fruchtbaren Stoff nicht auszubeuten verstanden, es gelingt ihm nicht, die einzelnen Begebenheiten gehörig zu motiviren, dagegen ist Dialog und Sprache von frischer Lebendigkeit. Bedeutender als „Die Jünger der Freiheit. Schauspiel in 5 Aufzügen" und „Zenobia, die letzte Heidin. Trauerspiel in 1 Aufzuge" ist „Der Courier in der Pfalz, oder die Schlangen und Jupiter. Lustspiel in 5 Aufzügen", das von frischem Humor eingegeben ist, und „Wittenborg. Drama in 5 Aufzügen", das von Fortschritt in der künstlerischen Behandlung zeugt. Am Gelungensten ist „Amnestie", ein Drama, dessen Situationen gut erfunden und wirkungsvoll dargestellt sind, und das durch humane und liberale Gesinnung Wohlgefallen erregt. Die Zeit Ludwigs XIV. bildet den Stoff eines Dramas von K. L. Klein, auf den wir zurückkommen, wie auf Charlotte Birch-Pfeiffer, Heinrich Laube und Paul Heyse, welche Stoffe aus der Zeit Ludwigs XIV. dramatisch bearbeiteten. In dieselbe gehört auch „Herzog Richelieu, seine Welt und seine Zeit. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen" (Münch. 1840) von F. George Grötsch, das ein gelungenes Gemälde der Zeit der Regentschaft giebt, in welchem insbesondere die Eleganz und feine gesellschaftliche Bildung der damaligen höheren Gesellschaft und deren tiefe sittliche Verdorbenheit glücklich geschildert ist. Die französische Julirevolution und die deutschen Märzrevolutionen des J. 1848 und ihre Folgen veranlaßten viele Dichter, Stoffe aus der ersten französischen Revolution zu bearbeiten, welche allerdings viele dramatische Motive darbietet. K. Klause entwickelt in „Berg und Gironde. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1862) ein hübsches dramatisches Talent, das die Sprache mit Geschick zu behandeln weiß. Die Gironde und Robespierre sind von Robert Griepenkerl, auf den wir zurückkommen, dramatisch bearbeitet worden. F. v. Heine-

gab in „Robespierre. Trauerſpiel in 5 Auf-
“ (Braunſchw. 1850) eine gelungene Cha-
ſtik des merkwürdigen Mannes, den ſeine
nloſe Freiheitsliebe zum Tyrannen machte,
röme Bluts vergießen ließ, ohne blutdür-
ſein. Das Drama enthält viele echt
tiſche Situationen, von denen jedoch ein-
in der Ausführung ſcheiterten. Ergrei-
t der Schluß, wo Robespierre zur Er-
iß gelangt, daß er den rechten Weg zur
ung ſeines Ideals verfehlt habe. Georg
ter, geb. am 17. Okt. 1813 in einem
bei Darmſtadt, gieng nach vollendeten
aſialſtudien 1831 nach Straßburg, um
in und Naturwiſſenſchaften zu ſtudieren,
nach Gieſſen, wo er ſich außer ſeinen
ıdien mit Geſchichte und Philoſophie be-
ıte. Im J. 1834 gründete er daſelbſt
ſellſchaft der Menſchenrechte, die vorzüg-
m Zwecke hatte, freiſinnige Flugſchriften
breiten. Um einer drohenden Verhaftung
gehen, ergriff er die Flucht und gieng zu-
nach Straßburg, wo er ſich wieder eifrig
:n Wiſſenſchaften beſchäftigte. zugleich
uch poetiſch thätig war. Im J. 1846
e er ſich nach Zürich, wo er als Privat-
auftrat und ſich bald des größten Bei-
rfreute. Aber die übergroße Anſtreng-
g ihm eine gefährliche Krankheit zu, der
19. Febr. 1837 erlag. Sein Drama
ons Tod. Dramatiſche Bilder aus Frank-
Schreckensherrſchaft“ (Ff. 1835), das zu-
33 von Gutzkow mit willkürlichen Aen-
en herausgegeben wurde, verdient das
ob nicht, das ihm bei ſeinem Erſcheinen
allſeitig zu Theil wurde, aber zeugt
von bedeutendem Talent. Er ſchrieb es
s Wochen während der größten Aufre-
nieder, daher es auch den Stempel
Eile zeigt. Es geht darin Alles ſtürmiſch
ion einem Plan iſt keine Spur zu fin-
e Scenen ſind willkürlich an einander
und könnten gerade ſo gut in einer an-
rdnung erſcheinen. Sie gewähren keinen
, ſelbſt keinen innern Zuſammenhang.
ie Sprache iſt ſtürmiſch und wird oft
ıerlich. Büchner hat daher die Dichtung
echt als eine Reihe von dramatiſchen
n bezeichnet. Dieſe ſind nun, einzeln
tet, wirklich großartig und ſelbſt genial,
:r Andrem die Scene zwiſchen Robes-
und Danton, in denen die einander gegen-
ehenden Ideen lebendig dramatiſch ver-
ärtigt werden. Aber die Geſtalten ſind
Franzoſen, es ſind deutſche ſpekulative
Auch iſt zu tadeln, daß der Dichter nur
e, die gräßliche Seite des Lebens in Paris
ıd der Revolution ſchildert, was weder
ch wahr, noch poetiſch zu rechtfertigen
ein Luſtſpiel „Leonce und Lena“ iſt ein
ng aus der romantiſchen Schule und
t öfters an Tiecks „Blaubart“. Es ent-
nzelne gute Einfälle, doch iſt der Witz
eſucht; die Sprache iſt confus, die Aus-
g voll Seltſamkeiten. Die ſchwärmeriſche,
ıle Corday wurde, wie ſchon berichtet
, von Eickhorn dramatiſch behandelt,
em noch von Max Kurnik bearbeitet,
ı Sartompel in Poſen im J. 1819
ich zuerſt dem Lehrfache widmete, ſpäter
die Univerſität Breslau bezog, um Philo-
ſophie und Philologie zu ſtudiren, und ſeit
1846 beinahe ausſchließlich mit journaliſtiſchen
Arbeiten beſchäftigt iſt. Seine „Charlotte Cor-
day, ein Revolutionsdrama“ iſt, ſo viel wir
wiſſen, nicht gedruckt erſchienen, eben ſo wenig
als ſein Drama „Der Verbrecher aus dem
Volke“ und ſein Luſtſpiel „Ein Mann“, welche
ſämmtlich unter Beifall aufgeführt worden.
Ferner behandelt Julius Bamme den näm-
lichen Gegenſtand. Am 10. Juli 1828 zu
Cönnern im Herzogthum Sachſen geboren, be-
ſuchte derſelbe das Pädagogium in Halle, dann
von 1849 bis 1852 die Univerſitäten Halle,
Leipzig und Berlin, wo er ſich vorzüglich mit
dem Studium der romaniſchen Sprachen be-
ſchäftigte. Seitdem lebt er, einen vorübergehenden
Aufenthalt in Gotha ausgenommen, in ſeiner
Vaterſtadt. Seine „Charlotte Corday. Drama“
(Magdeburg 1852) iſt nur in wenigen Einzeln-
heiten erfreulich. Die Sprache iſt geſchraubt und
geſucht und entſpricht der Unklarheit der Gedan-
ken. Die Heldin iſt ganz falſch aufgefaßt; ſie
ſpricht wie ein überſpannter deutſcher Student,
der nur Collegien gehört und das Gehörte halb
verdaut wieder an den Mann bringen will.
Von einem Dialog iſt nicht die Rede, da nicht
ein Austauſch von Meinungen Statt findet,
ſondern der Gedanke der Einen Perſon von
der folgenden einfach fortgeſetzt wird. Nicht
beſſer iſt „Maria Stuart, oder die Reforma-
tion in Schottland. Drama in 5 Akten“ (Halle
1860), in welcher die hochtrabenden Worte füe
den Ausdruck der gewöhnlichſten Gedanken einen
höchſt unangenehmen Eindruck hervorbringen.
Außerdem iſt die Sprache ſehr unkorrekt und
verletzt die einfachſten Geſetze des Styls; die
Verſe ſind beinahe ohne Ausnahme ſchlecht ge-
baut. Hie und da begegnen Verſuche, Shake-
ſpeare nachzuahmen, aber immer am unrechten
Ort. Die Handlung wird durch lange theolo-
giſche Diſſertationen in ihrem Fortgang auf-
gehalten. Maria Stuart iſt viel zu ſchwarz
geſchildert, es ſind der Greuel gar zu viele ge-
häuft. Allerdings begegnet man auch einzel-
nen, aber nur wenigen guten Stellen. „Die
Adoptivtochter. Schauſpiel in 5 Akten“ (1862),
in welcher eigene Erlebniſſe des Dichters dar-
geſtellt ſein ſollen, iſt ohne alle Handlung,
und verliert ſich in breiten, langweiligen Dia-
logen ohne Inhalt, deren Sprache oft von
troſtloſer Unbeholfenheit iſt. Ernſt Rommel,
geb. zu Hannover am 19. Juli 1819, wurde
nach dem Tode des Vaters von ſeiner Mutter
im ſtreng orthodoxen Glauben gezogen, was in
ihm den lebhaften Wunſch erweckte, Theologie
zu ſtudiren, wozu ihm jedoch bei der tiefen
Armuth ſeiner Mutter alle Mittel fehlten. Er
entſchloß ſich daher, ſich dem Lehrerſtande zu wid-
men, und beſuchte deshalb das Schullehrerſemi-
nar, und ſchon ſtand er im Begriff, ſeinen Be-
ruf praktiſch als Hauslehrer zu beginnen, als
religiöſe Zweifel ihn bewogen, dieſen aufzu-
geben. Um ſeinen Unterhalt za verdienen,
wurde er Schriftſetzer, benutzte aber jeden freien
Augenblick und ſelbſt den größten Theil der
Nacht, um ſich fortzubilden. Nachdem er im
23. Jahre geheirathet, verließ er den neuen
Beruf und beſchäftigte ſich mit bibliothekari-
ſchen und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Im J.

1848 nahm er lebhaften Antheil an der Bewegung; seit 1849 ist er an der Bibliothek der polytechnischen Schule angestellt. Seine „Charlotte Corday. Eine historische Tragödie in 5 Akten" (Hann. 1856) ist als Ganzes unbedeutend, bietet aber im Einzelnen vieles Erfreuliche, so die schöne Stelle, in welcher Durand von der Heldin spricht. Diese ist überhaupt glücklich charakterisirt, und so sind auch Marat mit seinem Cynismus und Robespierre, wenn auch in wenigen Zügen, doch treffend und anschaulich geschildert. Auch finden sich viele schöne und mit poetischem Sinn ausgedrückte Gedanken. Ernst Gustav Läßig bearbeitete die unglückliche „Elisabeth, Prinzessin von Frankreich. Trauerspiel in 5 Akten" (Lpzg. 1834) mit mittelmäßigem Erfolg. Außer dem schon erwähnten Ludwig Eckart und dem später zu nennenden J. L. Klein und Griepenkerl wurde Napoleon von dem Berner Professor Gelpke dramatisch behandelt. Er bezeichnet seinen „Napoleon. Dramatisches Gedicht" (Bern 1854) als eine Trilogie, ob er gleich nur aus zwei Theilen besteht: „Der Brand von Moskau. Großes historisches Drama in 5 Aufzügen" und „die große Völkerschlacht bei Leipzig. Großes historisches Drama in 5 Aufzügen". Das Gedicht behandelt den Stoff mit geschichtlichem Sinn, zwar mehr episch als dramatisch, aber mit Talent. Vorzüglich gelungen ist die Episode der Liebe Poniatowskys zur Tochter Rostopschins, des Gouvernenrs von Moskau. Napoleon gegenüber erscheinen die drei feindlichen Herrscher gar zu unbedeutend.

Die italienische Geschichte bietet eine große Zahl fruchtbarer Stoffe, die auch von den neuen Dichtern mit Vorliebe behandelt wurden. Venetianische Geschichten wurden von dem schon erwähnten Franz Kugler und dem später zu besprechenden Salomon Mosenthal behandelt, außer ihnen auch von Oskar von Redtwitz, dessen „Doge von Venedig. Historische Tragödie" (Mainz 1865) zwar zu seinen bessern dramatischen Arbeiten gehört, aber doch viel zu wünschen übrig läßt. Die Motive sind schwach und zudem nicht neu. So erinnert des Dogen Foscari Verhältniß zum Spion Bevilacqua an Fiesko und den Mohren; daß aber die verächtliche Behandlung, die der Doge dem Spion wiederfahren läßt, die Ursache alles nachfolgenden Unheils wird, ist zu unwahrscheinlich, und noch unwahrscheinlicher ist es, daß dieser Bevilacqua, der noch dazu ein Fremdling ist, eine so große Gewalt ausübte. Eben so unglücklich ist der Umstand, daß Loredano zum Tode verurtheilt wird, weil er den Dogen beleidigt hatte. Ein nicht weniger schwaches Motiv ist, daß Bevilacqua das Testament Loredanos entwendet, was so bedeutende Folgen hatte, und man fragt sich unwillkürlich, wie wußte er, daß ein solches Testament vorhanden sei, wie konnte er es entwenden, da Saffi, dem es übergeben worden war, es gewiß in sicherem Verschluß hielt, wenn er es nicht schon vernichtet hatte, was das Wahrscheinlichste ist? Sein erstes Drama „Siglinde, eine Tragödie" (Mainz 1854), die sich an Kaiser Albrechts Tod anlehnt, trägt wie die „Amaranth" eine poetisch-mystische Sentimentalität zur Schau, und ist in Anlage und Entwickelung durchaus von romantischer Willkür. Ihr folgte „Thomas Morus. Historische Tragödie" (Eb. 1856), die ein christliches Drama sein soll, aber nur ein römisch-päpstliches Machwerk ist. Es wäre unvernünftig, dem Dichter das Recht zu bestreiten, das Wesen des Katholicismus poetisch darzustellen, aber er muß ihn dann in seiner tieferen Bedeutung auffassen, was aber nicht gelingen kann, wenn er ihn dem Protestantismus entgegen stellt, weil gerade dann dessen Schwächen hervortreten müssen, wenn er nicht das Wesen des Protestantismus wissentlich verfälscht. In der dramatischen Behandlung herrscht die eigenthümliche Symmetrie, daß jeder Aufzug mit einer Volksscene eröffnet wird. Diese Volksscenen sind übrigens viel zu breit und geschwätzig, als daß sie von Wirkung sein könnten. Dramatisch verfehlt ist ferner, daß Anna Boleyns Schicksal noch herbeigezogen wird, als Morus schon todt ist. Die Handlung wird durch die häufigen und breiten theologischen Auseinandersetzungen allzu oft aufgehalten. Redtwitz läßt häufig wie andre mittelmäßige Dichter Reime in bedeutungslosen Stellen eintreten, was nicht nur wirkungslos ist, sondern sogar die Wirkung schwächt. Das gereimte Vorwort zum „Thomas Morus" muß schon deshalb erwähnt werden, weil sich der Dichter darin mit einem Adler vergleicht und sich einen Sänger von Gottes Gnaden nennt. In „Philippine Welser. Historisches Schauspiel in 5 Akten" (Mainz 1859) ist es nicht bloß für den Herzog, sondern auch für den Zuschauer verletzend, daß der Kaiser in der letzten Scene das Erscheinen seines Sohnes für „ein listig Spiel" hält. Dieß war nach dem, was vorangegangen, psychologisch unmöglich. Eben so zu tadeln ist, daß der Kaiser in dieser Scene die Philippine noch versucht und sich stellt, als ob es ihr nur um den Glanz der Verbindung zu thun gewesen sei. Dieß ist ein abgenutzter theatralischer Streich, den ein wahrer Dichter jedenfalls vermieden hätte. Solches ist nur in den Birch-Pfeifferschen Stücken am rechten Ort. Ob sich gleich auch sonst noch mancherlei Mängel in der dramatischen Entwicklung vorfinden, so ist doch gegen die früheren Dramen ein erfreulicher Fortschritt wahrnehmbar, ebenso in dem „Zunftmeister von Nürnberg. Schauspiel in 5 Akten" (Mainz 1860), in welchem jedoch die Lösung auf eine gar zu wohlfeile Art herbeigeführt wird. Das Drama stellt den Kampf der Zünfte mit dem Patriciat dar; es ist Dieß ein dankbarer Stoff, dessen Behandlung im Ganzen zu loben wäre, wenn der Dichter den Personen nicht moderne Ideen und Anschauungen an die Stelle der damals geltenden zugeschrieben hätte. Das Lustspiel „Verbot und Befehl" von F. Halm stellt die Eigenthümlichkeiten der ehemaligen Verfassung von Venedig in heiterer Weise dar. Ergiebiger war die Florentinische Geschichte. Die Verschwörung der Pazzi wurde von Eduard Mohr und vor ihm von Otto Fürsten zu Lynar in den „Mediceern. Drama in 5 Akten" (Lpzg. 1842) behandelt, worin die Zeichnung der Charaktere und die Behandlung der einzelnen Situationen von Ta-

ugen. „Die Ritter von Rhodus. Trauer-
in 4 Akten" schildert die Eroberung die-
nsel durch Soliman, dessen Charakter
ezeichnet ist; nur ist es sehr unwahr-
ich, daß er, der Besieger der Christen, die
ig gehabt hat, der Halbmond werde einst
m Kreuz erbleichen. Die Feindschaft der
r Buondelmonte und Uberti wurde
ulius Mosen, das Haus Buondelmonte
tto Jacobi, die Mediceer von Hans
er dramatisch behandelt. M. Plate ent-
in „Lorentino von Medici. Trauerspiel"
1836) ein schönes, aber noch unausge-
s Talent. Joseph Rank, der durch
Dorfgeschichten, die später zu erwähnen
erühmt geworden ist, schrieb „Der Herzog
then. Historisches Schauspiel in 4 Ak-
Lpzg. 1854), dessen Held Walther von
ie ist, der Feldhauptmann von Florenz
Pisa, der sich später der Herrschaft be-
gte. Die Charaktere sind alle mit Talent
net mit Ausnahme des Helden, der ein
gewöhnlicher Tyrann ist. Der gut an-
Plan giebt vielfältig Gelegenheit zu
igsvollen Situationen. Die Sprache —
rama ist in Prosa abgefaßt — ist wür-
d von poetischer Kraft. „Filippi-Lippo.
a in 5 Aufzügen" (Stuttg. 1852) von
Kaler Heinrich Rustige führt mit Ta-
nd poetischem Sinn in die italienischen
ltnisse zur Zeit der Mediceer ein. Die
ung ist durchaus lobenswerth, die Aus-
ig besonnen und würdig. Hie und da
t zu große rhetorische Breite den raschen
if der Handlung. In „Conrad Wider-
Dramatisches Charakterbild in 5 Akten"
1856) hat der nämliche Dichter deut-
Leben mit vaterländischem Sinn darge-
und sein „Kaiser Ludwig der Baier.
isches Schauspiel in 5 Akten" behandelt
kannten Verhältnisse dieses Kaisers mit
ich von Oesterreich mit historischer Treue
oetischem Sinn; doch vermißt man dra-
he Kraft. Der große Staatsmann und
tsteller Machiavelli begeisterte Elise
idt zu einem Drama, und dessen Sohn
ieo Machiavelli ist eine Hauptper-
a den „Florentinern. Trauerspiel in 5
" (Reutl. 1866) von dem Schauspieler
Schenk aus Insbruck, dessen „Michael
as. Romantisches Trauerspiel in 4 Ak-
Nach Heinrich von Kleists Novelle frei
itet" (Eßlingen o. J.) zwar theatralisch
m, dramatisch aber nicht gelungen ist.
halm ist der einzige Dichter, der die
chte von Bologna dramatisch bearbeitete.
er Römischen Geschichte hat der Volks-
Rienzi vorzüglich die Aufmerksamkeit
ichter auf sich gezogen, und allerdings ist
ein Stoff, der nicht nur an sich bedeutend
ruchtbar ist, sondern auch wegen seiner
chen Tragweite zur dramatischen Behand-
reizen mußte und es ist auch bezeichnend,
e meisten Dramen. welche den merkwür-
Römer zum Gegenstand genommen ha-
m Ende der Vierziger Jahre erschienen,
lso gleichsam den bald darauf ausbrechen-
turm verkündigten. Neben Julius Mo-
nd Julius Grosse die später erwähnt
t, sind noch drei andere Dichter zu nennen.

Kirner hat in „Cola di Rienzi. Trauerspiel" (Lpzg. 1845) die Zeitverhältnisse richtig aufgefaßt, und ist in der dramatischen Behandlung nicht unglücklich gewesen, auch ist er reich an schönen Gedanken, die in poetischer Sprache ausgedrückt sind. Karl Gaillard wollte in seinem „Cola Rienzi. Tragödie in 5 Aufzügen" (Lpzg. 1846) den Helden als einen zweiten Brutus erscheinen lassen, der durch seine Verstellung die Feinde täuschte; es ist ihm Dieß aber nicht gelungen. Die Rede, in welcher Rienzi das Volk zum Aufstand bewegen will, ist kraft- und wirkungslos; philosophische Floskeln sind in Rom gar zu übel angebracht. Einige gute Motive gehen verloren, weil sie ohne Geschick behandelt sind. Aehnlicher Art ist „Thomas Aniello"; doch sind hier wie auch im „Rienzi" Spuren von Talent sichtbar, was selbst in seinem ersten Versuch „Ottavio Ghalfagna, oder die Rose von Santa-Croce. Trauerspiel in 5 Akten" (Berlin 1844) der Fall ist, worin sich der Dichter meist in rhetorische Phrasen verliert und sich überhaupt jugenblich überstürzt. C. Essellen hat in seinem „Rienzi Cola. Ein Trauerspiel in 5 Akten" (Arnsb. 1848) den Helden zwar nicht der geschichtlichen Ueberlieferung gemäß, aber sonst glücklich geschildert. Francesca von Rimini wurde von Hans Koester und Paul Heyse, Maria Moroni von letzterem dramatisch behandelt. Wir werden auf Beide zurückkommen. Von Ernst Meyr ist „Galileo Galilei. Ein historisches Trauerspiel in 5 Akten" (Lpzg. 1862) und von Julius Minding „Sixtus V. Historisches Drama" bearbeitet werden. Beide Stücke zeugen von Talent, besonders „Sixtus V.", in welchem der Dichter die Gegensätze des demokratischen, monarchischen und pfäffischen Elements mit großem Glück zur Anschauung gebracht hat. Das monarchische Element ist durch den Papst, das pfäffische durch die Jesuiten repräsentiert, welche jenen angriffen, weil er aus dem Papstthum eine erbliche Monarchie machen wolle. Ein echt tragischer Stoff, „Beatrice Cenci. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Wien 1835) ist von Friedrich Schön in eigenthümlicher Weise, aber mit entschiedenem Glück bearbeitet worden. Lucrezia Cenci, in zweiter Ehe mit Francesco Cenci vermählt, hat aus erster Ehe zwei Kinder, Giacomo und Beatrice. Um letztere vor den standhaften Nachstellungen Francescos sicher zu stellen, läßt sie ihn ermorden. Durch Zufall verdächtig geworden, wird sie eingezogen; sie gesteht nach zweimaliger Folter und so auch Giacomo: Beatrice dagegen hält die Folter aus. Als sie aber erfährt, daß ihre Mutter gestanden, giebt sie sich als die Schuldige an, um die Mutter zu retten. Der Papst ist geneigt, zu begnadigen; als er aber eben unterschreiben will, wird ihm berichtet, daß ein Steinmetz seine alte Mutter ermordet habe, und er muß daher, um nicht parteiisch zu erscheinen, das Todesurtheil gegen die drei vollziehen lassen. Die Anlage ist ganz gut, und mit Gefühl durchgeführt, einzelne bedeutende Situationen sind dagegen nicht gehörig entwickelt. Die Neapolitanische Geschichte wird zunächst durch Johanna I. Königin von Neapel, von Otto Prechtler vertreten, der eine ehrenvolle Stellung unter den östreichi-

schen Dramatikern einnimmt, von dessen Dramen aber zu wenig gedruckt sind, als daß sich ein abschließendes Urtheil über ihn gewinnen lasse. Am 21. Januar 1813 geboren, sollte sich Derselbe dem geistlichen Stande widmen, und schon hatte er nach vollendeten philosophischen Studien den ersten Schritt ins Kloster gethan, als er sich entschloß, seinen Studien eine andere Richtung zu geben, weshalb er sich nach Wien wandte, wo er an Grillparzer und Feuchtersleben theilnehmende Beschützer fand. Welche Stellen er bekleidete, seitdem er in den Staatsdienst trat, ist uns unbekannt, wir wissen nur so viel, daß er seit längerer Zeit Archivdirektor im Finanzministerium ist. Prechtlers lyrische und epische Dichtungen haben wir schon erwähnt; ob seine Operntexte, deren er beinahe vierzig schrieb und die von den besten Componisten in Musik gesetzt wurden, im Druck erschienen sind, haben wir nicht ermitteln können, auch von seinen zahlreichen Dramen sind nicht alle gedruckt worden „Johanna von Neapel. Historische Tragödie in 5 Akten (Berl. 1850) ist in Anlage und Ausführung gleich gelungen, und es sind insbesondere der Charakter der Königin und ihres Gemahls Andreas von Ungarn mit großem Talent gezeichnet. Sein frühestes Drama, „Die Braut aus Süden, eine Dichtung." (Wien 1836) beruht auf einer guten Erfindung, auf dem talentvoll durchgeführten Gegensatz des südlichen und nordischen Charakters. Die Sprache ist fließend, der Dialog beweglich, so wie „König Heinrich IV. von Deutschland. Historisches Drama in 5 Akten" (Wien 1846). Die Liebe Heinrichs zur schönen Gräfin Emma von Spatenberg veranlaßt ihn zu einem Bruch mit dem Reich und führt ihn an den Rand des Verderbens, aber giebt ihm auch Gelegenheit, seine moralische Kraft zu zeigen, indem er willenskräftig seine Leidenschaft besiegt. Die Charakteristik der Personen ist durchaus gelungen, und so sind auch die Motive glücklich erfunden, namentlich ist die Entsagung Emmas vortrefflich motiviert. Von mehren andern Dramen, unter Andern von „Adriene", dem „Falconiere", Der Rose von Sorrent" wird berichtet, daß sie unter mehr oder weniger Beifall aufgeführt wurden, es scheint aber, daß dieselben nicht im Druck erschienen sind. Der merkwürdige Aufstand des Thomas Aniello fand mehrere Bearbeiter, unter welchen wir Alexander Fischer und Karl Gaillard schon erwähnt haben und Pet. Lohmann noch später erwähnen werden. Vor ihnen hatte ihn schon Wilhelm Zimmermann behandelt, dessen „Masaniello, der Mann des Volkes. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Stuttg. 1833) unter Einfluß von Schillers Wilhelm Tell entstanden und der weder dramatisch noch theatralisch gelungen ist. Es tritt beinahe nach jeder Scene eine Localveränderung ein; Eine und dieselbe Person erscheint in zwei unmittelbar auf einander folgenden Scenen an zwei verschiedenen Orten. Die Handlung will oft nicht vorrücken und das Ganze ist ohne tiefen Gehalt. Eine der besten Bearbeitungen des Stoffs ist „Masaniello. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Lpzg. 1856) von dem Freiherrn K. v. Fircks, der, so viel uns bekannt, aus Rußland stammt, wenn sich auch gegen Anlage und Sprache Manches einwenden läßt. „Eine Bildhauerwerkstatt in Florenz. Drama in 3 Akten" (Eb. 1856) ist dramatisch bedeutend, dagegen der Inhalt weniger allgemein ansprechend. Mehrere Dramen, in denen Neapolitanische und Sicilianische Verhältnisse behandelt sind, werden später bei denjenigen besprochen, welche die Hohenstaufen betreffen. Nach Corsica führt uns ein Drama von Fr. Halm, der später zu erwähnen ist.

Die Spanische Geschichte bot in Roderich dem letzten Könige Gothischen Stammes, einen anziehenden Stoff, der mehrfach bearbeitet wurde, zuerst von Joh. Karl Braun von Braunthal, dessen „Graf Julian. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Berlin 1831; 2. Aufl. 1838) bei vielen Schwächen auch viel Schönes bietet, die Sprache hat meist ein echt tragisches Gepräge, aber wird oft abenteuerlich. Ein zweites Drama „Die Geopferten. Trauerspiel in 4 Aufzügen" (Wien 1834) wird durch die gereimten Trochäen eintönig. Zwar ist „Shakespeare. Drama in 3 Akten. Nach L. Tiecks Novelle: Dichterleben" (Eb. 1836) einfach dialogisirt, doch ist es für die Bühne nicht unbrauchbar. In „Faust. Tragödie" (Lpzg. 1835) führt der Dichter seinen Helden in die verschiedensten Situationen wie Goethe, an den man nur zu oft erinnert wird. „Don Juan. Drama in 5 Abtheil." (Lpzg. 1842 2. Aufl. Dresd. 1844) ist eine unerquickliche Zusammenstoppelung der Juan- und Faustlage, hat aber viel einzelne Schönheiten. Emanuel Geibels und Adolf Pichlers Dramen „Roderich" und „Rodrigo" sind schon früher erwähnt worden, den Untergang der Maurenherrschaft behandelt Heinrich Ritter von Levitschnigg in „Löwe und Rose. Trauerspiel in 5 Akten". Die Charaktere sind verständig gezeichnet, die Conflikte geschickt herbeigeführt und mit Glük entwickelt. Ein Hauptmangel ist, daß der Haß Omars gegen die Abencerragen nicht motiviert ist, wenigstens nicht genug, da hierin doch das bewegende Princip des Ganzen ist. Auch ist es fehlerhaft, daß der Haß den Löwen (Tarik) nicht besonders betrifft, daß ein eigentlicher Kampf zwischen ihm und Omar nicht besteht, wodurch der Held (Tarik) zur untergeordneten Person wird. Gustav Kühne, der bei dem Roman ausführlicher zu behandeln ist, schrieb die „Isaura von Castilien", die wie sein „Kaiser Friedrich III. in Prag ohne höheren Werth ist. Gelungener ist seine Fortsetzung von Schillers „Demetrius" und noch weit bedeutender „Die Verschwörung von Dublin. Drama in 5 Akten" (Lpzg. 1856), worin die echte tragische Anlage, die einfache, vortrefflich motivierte Verwickelung, die nur im Untergang des Helden ihre Lösung finden kann, weil Dieser, durch persönliche Rücksichten geleitet, seiner Ueberzeugung zuwider den Kampf mit England beginnt, so wie die lebendige Entgegenstellung des englischen und irischen Charakters und der kräftig sich bewegende Dialog gleichmäßig zu loben ist. Fernando IV. bildet den Stoff eines Dramas von Friedrich Halm, von dem später die Rede ist. „Astolf. Dramatisches Gedicht in 5 Akten" (Lpzg. 1842) von Eduard Gervais beruht auf einer reichen, meist mit Geschick durchgeführten Handlung, die von den Charakteren bedingt wird.

Einige Personen scheinen überflüssig, jedenfalls der Einsiedler, der zwar den Zuschauer von der Unschuld Astolfs überzeugt, nicht aber die handelnden Personen, zu deren Ueberzeugung er am Schlusse wieder hätte eintreten sollen. Der Schlußgedanke, welcher der „Braut von Messina" nachgebildet ist, erscheint zu bedeutungslos. Wie so manche andre Dramatiker glaubte auch J. M. Bachmeyer im „König Alfonso". Trauerspiel in 5 Akten" (Wien 1860) durch Anhäufung von Mord und Todtschlag tragisch zu wirken; während er das Wesen der Tragödie in „Der Trank der Vergessenheit. Volksdrama in 5 Aufzügen" (Lpzg. 1851) viel richtiger ergriffen und durch tiefes Auffassen des Volkslebens dramatische Begabung an den Tag gelegt hatte. Den großen Entdecker von Amerika behandelte Carl Werder in „Columbus. Tragödie" (Berlin 1858) mit Geist, aber ohne poetischen Sinn. Die Anlage ist überlegt, aber die Katastrophe unglücklich motiviert. Die Sprache ist kräftig, der Dialog gedankenreich, der Vers aber nicht glücklich gebildet. Der „Columbus. Ein historisches Trauerspiel" (2. Aufl. Wiesb. 1863) von Karl Kösting ist uns unbekannt geblieben, doch läßt sich trotz des wiederholten Druckes nicht Bedeutendes erwarten, da ein andres Drama des Dichters „Zwei Könige. Ein historisches Trauerspiel" (Eb. 1863) in keiner Weise genügt. Es ist darin der Ton der Zeit nicht getroffen; die Liebe spricht sich im 8. Jahrhundert anders aus als im 19. Das Drama bewegt sich überhaupt in modernen Phrasen, spitzfindigen Reden und gesuchten Wendungen. Die Sprache ist wild, stürmisch, selbst roh in der Art jetziger Packträger, nicht aber barbarisch, wie in den Zeiten Karls des Großen. Die Charaktere sind über einen Leisten geschlagen: Desiderius rast, Gilberge rast, Adelgis rast. Der Umschlag im Charakter des Desiderius ist nicht motivirt, die Handlung ist unbedeutend, im zweiten Akte stockt sie ganz. Die Verse sind hart und schlecht gebaut. Ein drittes Drama „Shakespeare" (Eb. 1864), in welchem des großen Dichters Jugendgeschichte behandelt wird, bietet viele schöne Einzelnheiten, aber der Gedanke, ihm in Ahasver eine Art Mephistopheles beizugeben, ist für den Stoff doch entschieden unpassend und giebt der Dichtung ein zu allegorisches Gepräge. Perez wurde von A. Gutzkow, Don Juan von Oestreich von Julius Mosen und Puttlitz, Philipp V. von Gottschall behandelt, die alle später ausführlicher besprochen werden.

Einen Stoff aus der Portugisischen Geschichte bearbeitete Hermann Kette, dessen Saul schon oben erwähnt worden ist, hat im „Don Jose von Tavora. Drama in 5 Aufzügen" (Berl. 1852) die Verhältnisse zur Zeit Pombals mit anerkennenswerthem dramatischem Talent in schöner, poetischer Sprache entwickelt. Doch treten die Liebesverhältnisse, die der Dichter mit Vorliebe und großer Kunst darstellt, zu mächtig hervor, so daß die wichtigen politischen Beziehungen zu sehr zurück gedrängt werden.

Altnordische Stoffe behandelte außer Flir, Pet. Lohmann und H. Lingg noch Curt Oswald von Querfurt, der in „Harald Sängerkönig" (Lpz. 1856) aus dem Stoff Alles gemacht hat, was sich machen ließ, ihn aber, weil er zu weit abliegt, nicht zum Verständniß gebracht. Der bekannte Geschichtschreiber Eutych Kopp entwickelt in dem Trauerspiel „Harald und Sigrith" große Kenntniß des altnordischen Lebens, aber ist darin wie in den übrigen Stücken seiner „dramatischen Gedichte" (3 Bdchen Luzern 1855—59) in „Rudolf von Habsburg", und „Herzog Karl von Burgund" eben so geschmacklos als in seinen gründlichen Geschichtswerken. Otto Jacobi, der seine Dramen unter dem Namen Otto von Ravensberg herausgab, verfaßte einen „König Hiarne. Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1835), der mehr Beachtung verdienen würde, wenn er nicht durch romantische Sentimentalität abgeschwächt wäre. Ein wesentlicher Mangel ist ferner, daß das Motiv, die Berserkerwuth des Königs Friedlef, zu häufig wiederkehrt, wodurch es an Wirkung verliert. Uebrigens beurkundet das Drama dramatische Gestaltungskraft, wie auch „Buondelmonte. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Ratibor 1833). „Richardetto. Drama in 1 Akt" (Lpz. 1838) ist dadurch beachtungswerth, daß es oft gebrauchte Motive in neuer und wirkungsvoller Weise benutzt. „König Erich von Schweden. Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1855) ist im Ganzen mißlungen, im Einzelnen, besonders in den Volksscenen, tüchtig. „Der böhmische Krieg. Tragödie in 5 Akten. Des dreißigjährigen Kriegs erster Theil" (Berl. 1856) ist zu breit gehalten und durch Ueberhäufung von Personen auch für die Bühne unbrauchbar. In „Mansfeld und Tilly. Tragödie in 5 Akten" (Berl. 1840) ist die Nachahmung Schillers in Sprache und Gedanken zu offenbar, die einzelnen Scenen sind zu willkürlich an einander gereiht. „Gustav Adolf und Wallenstein. Tragödie in 5 Akten" (Berl. 1840) ist planlos und sucht durch überkräftige Sprache zu wirken. Wie in den übrigen Dramen, so finden sich auch hier manche Scenen, die von poetischem Talent eingegeben sind.

Die Dänische Geschichte ist durch „Düwecke" von Salomon Mosenthal repräsentirt, auf den wir zurückkommen. Den nemlichen Stoff behandelt Hermann Marggraff in „Das Täubchen von Amsterdam. Trauerspiel in 5 Akten nebst einem Vorspiel" (Lpzg. 1849), worin die Charaktere scharf und meist äußerst glücklich gezeichnet sind. Düwecke erscheint als ein reines, kindliches Gemüth, ohne Selbstsucht und Ehrgeiz, nur ihrer Liebe lebend, ihre Mutter dagegen als herrsch- und rachsüchtig, daher zu jeglichem Frevel bereit; der König ist grausam und tyrannisch, und doch der Liebe sich beugend. Die Leidenschaft ist trefflich geschildert, in welcher Gestalt sie auch auftritt. In der Entwickelung finden sich manche Schwächen, welche die Wirkung stören; so sind die Motive, welche den Schloßhauptmann Torben Ora bewegen, Düwecke zu vergiften, nicht glücklich erfunden, der Schluß „Heil König Christiern, Heil!" ist verletzend und zudem psychologisch unrichtig, da die Verschwörer, der unterdrückte und verhöhnte Adel, dem der König in derselben Stunde das Recht zu richten entzogen und einem Bauerngericht übertragen hatte, dessen Blutdurst nur allzu gut kannte. Glücklich ist

dagegen der Gedanke, die Königen Isabella einzuführen, da der Dichter durch diese in ihren heiligsten Rechten beleidigte edle Frau Düweckens schöne Natur zur vollständigsten Erscheinung konnte gelangen lassen. Die Diction des Trauerspiels ist im Ganzen gediegen, nur stören hie und da überschwängliche in unklaren Bildern sich bewegende Redensarten. Weniger gelungen als „Düwecke" ist „Elfride. Trauerspiel in 5 Akten" (in Gubitz Jahrbuch 1841), eine Studie nach verschiedenen Vorbildern, die man leicht erkennt, worin der Dichter allzusehr durch überhäufte Greuel Effekt zu machen sucht. „Kaiser Heinrich IV. Tragödie in 5 Aufzügen" ahmt zu augenfällig Shakspeare und Schiller nach, und wird dadurch phrasenhaft. — Der unglückliche Struensee ist von Heinrich Laube, der später zu besprechen ist, und von Karl Morell, den wir schon erwähnt haben, dramatisch behandelt worden.

Einen Stoff aus der Schwedischen Geschichte bearbeitete Julius Grosse in „die Iglinger", auf die wir zurückkommen. Erich XIV. wurde von Otto Jacobi, von Robert Prutz, dem ein besonderer Abschnitt gewidmet ist, und früher von Ernst Willkomm, der als Romanendichter wieder begegnen wird, dramatisch behandelt. Sein „Erich XIV. König von Schweden. Ein dramatisches Gedicht in 3 Theilen" (Lpzg. 1854) ist eine glückliche Trilogie, in welcher der Charakter des edlen und unglücklichen Helden vortrefflich zur Anschauung gebracht wird. Viele Scenen zeugen von poetischer Kraft und dramatischer Kunst. In „Bernhard, Herzog von Weimar. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpzg. 1833) hat der Dichter beinahe seine ganze Kraft auf den Charakter des Helden gelegt, der mit großem Talent entwickelt ist. Die Sprache ist würdig und von poetischer Schönheit, doch nicht immer ohne jugendliche Uebertreibung. Gustav Adolf wird füglicher bei der deutschen Geschichte erwähnt; Christina ist von Laube behandelt worden, so wie vor ihm von Wilhelm Vogel einem Schauspieler (der, 1772 in Mannheim geboren, wie es heißt in dürftigen Umständen in Wien starb), in „Christina von Schweden, Drama in 3 Aufzügen nach Van der Velde". Vogel hat den überlieferten Stoff nicht ohne Geschick in dramatische Form gebracht; außerdem schrieb er den „Onkel von Wien, oder die ungleichen Pflegetöchter. Schauspiel in 4 Aufzügen. Frei nach dem Italienischen" (Augsb. 1839), ein Drama, das nicht ohne Interesse ist, aber dessen Charaktere zum Theil übertrieben sind. „Mit gegangen, oder wie fesselt man die Gefangenen. Lustspiel in 3 Aufzügen. Nach den Englischen" (Wien 1843) ist eine geschickte Bearbeitung eines heiteren und gut angelegten Stücks. In „Ein Handbillet Friedrichs II., oder Incognitos Verlegenheiten. Lustspiel in 3 Aufzügen" (Eb. 1848) ist der Gedanke, den alten Fritz durch einen seiner alten Generale in allen seinen äußern Eigenheiten nachahmen zu lassen, ganz gut; nur füllt er nicht den langen Akt aus, es werden die guten Witze so lange breit getreten, bis sie endlich langweilig werden. Eben so breit gehalten ist „Das Duell, Mandat, oder Ein Tag vor der Schlacht bei Roßbach. Drama in 5 Aufzügen" (Eb. 1843), das übrigens einige wirksame Scenen hat. Karl XII. wurde von Rudolf Gottschall behandelt, und vor ihm von Julius Bacher in „Karls XII. erste Liebe. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Königsb. 1850). Wenn es auch von Talent zeugt, daß der Zuschauer das Geheimniß bald durchschaut, welches den Personen unbekannt ist, so ist doch das Ganze mißlungen, und es ist besonders die Charakeristik des Helden verfehlt. Ein gutes bürgerliches Drama ist dagegen des nämlichen Dichters „Lady Seymour. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1864), während in der „Brautschau Friedrichs des Großen" die geschichtliche Wahrheit zu augenfällig verletzt ist, was der Dichter hätte vermeiden müssen, da die Verhältnisse Jedermann bekannt sind. „Gustav III." Tragödie, von Arnold Schloenbach (Dramatische Werke. Dresd. 1852.) behandelt einen glücklichen Stoff mit Geschick und Talent, und es ist darin insbesondere die treffende Charakteristik anzuerkennen. In „Burgund und Waldmann" ist zwar die Wahl des Stoffs eben so glücklich, doch ist die Ausführung weniger gelungen. „Ein spanischer Eid. Trauerspiel" entspricht den Erwartungen nicht, die es Anfangs erregt, da es sich in Uebertreibung und Unnatürlichkeit verliert. „Der letzte König von Thüringen. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten" (Jena 1854) gehört zu den besten Dramen des Dichters, und es ist namentlich die Composition und die Charaktristik, so wie der lebhafte Dialog und die fließende Sprache zu rühmen.

Bei dem großen Reichthum der Englischen Geschichte an wirksamen dramatischen Stoffen, war es zu erwarten, daß die Dichter derselben vorzügliche Aufmerksamkeit schenkten. Einen Zug aus der früheren Geschichte behandelt Fr. Halm in „Ein wildes Urtheil". Katharina Howard wurde, wie schon angeführt, von Prölß, dann auch von Rud. Gottschall dramatisch bearbeitet. Oskar von Redwitz behandelte wie oben berichtet wurde, den großartigen Kanzler Thomas Morus. Auch Friedrich Steinbach, geb. am 21. Oct. 1821 zu Wien, seit 1843 im Staatsdienste, dichtete einen „Thomas Morus. Ein historisches Trauerspiel", das von tüchtigem Sinn zeugt. Interesse gewähren auch seine übrigen Dramen „Der Liebestraum: Ein Märchen" (Wien 1845), „John Norbi. Ein historisches Trauerspiel" (Eb. 1847) und „Kein Wind oder die Enthusiasten" (Eb. 1847), eine gegen die übertriebene Verehrung der Jenni Lind gerichtete Satyre. „Der Prätendent von York", von A. Meißner ist schon erwähnt worden. „Johanne Gray. Trauerspiel in 5 Akten" (Dresden 1833) von Eduard Sommer würde bei größerer Beschränkung gewiß auch auf der Bühne gute Wirkung thun. Die Charaktere sind mit Ueberlegung und Talent gezeichnet, besonders sind Johanna Gray und die Königin Maria gelungen, die sich als Trägerin der Majestät von allen Rücksichten, selbst denen der Dankbarkeit und des gegebenen Worts entbunden glaubt. Den nämlichen Stoff behandelte Albert Benno Türcke in „Johanna Grey. Tragödie" (Berlin 1854) mit einer Willkür, die an die Sturm- und Drangperiode erinnert, ohne daß der Dichter deren Rechtfer-

g beanspruchen könnte. Die Tragödie ist nlage und Ausführung wie in der Cha- ristik mißlungen. Ohne Vergleich besser „Die Portenser. Dramatisches Gedicht“ . 1853), worin die am Anfang der Re- ation von den Päpstlern gemachten Ver- geschildert werden, die abgefallenen See- er allein selig machenden Kirche wiede- kzuführen, und zugleich das kräftige Wir eben der Evangelischen, die über alle ignen und Machinationen siegen. Die lung ist reich, beinahe überreich; die Mo- ind glücklich gewählt, die Charaktere mit ick gezeichnet und die Volksscenen mit ge- ndem Talent ausgeführt. Einen glückli- Stoff hat Albert Türck im „Winterkönig. erspiel in 5 Akten“ (Berl. 1858) auch lich durchgeführt. Die Zeichnung der Cha- re ist gelungen, besonders die der Köni- Ein andres Gemälde aus dem dreißig- gen Krieg entfaltet der Dichter in „Stadt deburg. Ein Volksdrama in 5 Akten“ . 1866), dessen Volksscenen vorzüglich elungen sind. Die Königin „Elisabeth“ e von Charl. Birch-Pfeiffer zum Stoff Dramas gewählt. Außer K. L. Werther, vir schon erwähnt haben, ist Graf Essex von Laube und Lohmann, die wir spä- besprechen, dramatisch bearbeitet werden. die Maria Stuart, einen Stoff, den ler so meisterhaft gestaltete, wagten sich in der neueren Zeit einige Dichter. Von Bamme ist es schon erwähnt worden. nann Müller führt in „Maria, Köni- von Schottland. Dramatisches Gedicht in ten“ (Altona 1840) die Geschichte der ücklichen, aber nicht schuldlosen Fürstin bis n Punkte, wo Schillers Trauerspiel beginnt, ohne Talent der Darstellung und Compo- , aber ohne künstlerische Mäßigung. „Maria irt in Schottland“ von der Baronin Elner, Gräfin Dulsky, welche sich unter dem en Eschenbach verbarg, gehört zu den ge- neren Bearbeitungen des Stoffs. Der Köni- liebling Rizzio ist der Held eines Trauer- s des schon erwähnten Grafen Reh binder ines andern von Hans Koester, der noch sprechen ist. Franz Bermoth verfaßte rl I. König von Großbritannien, Trauer- in 5 Akten“ (Magdeb. 1840), das weder nlage noch in der Ausführung die Mittel- gkeit erreicht, in einer Sprache geschrieben die jedem Verständniß Hohn bietet, einen n Reichthum an Bildern und Metaphern Schau trägt, die an Unsinn ihres Gleichen blich suchen. Hermann Theodor Schmid eitete den nämlichen Stoff in „Karl Stu- I. Trauerspiel in 5 Akten“ nicht ohne t. Der Dialog ist gewandt und gehalt- durch Sentenzen belebt, die zwar nicht aber stets passend angebracht sind. Der akter des Königs in seiner mit Halsstar- it verbundenen Schwäche ist sicher durch- rt. Daß Cromwell als Heuchler dargestellt ist, ollkommene Berechtigung, aber hätte seiner efaßt werden sollen, wie es ihm in der 4. te des 3. Akts gelungen ist, in welcher er greisen Stafford, dem treuen Anhänger Königs, mittheilt, daß dieser seine Tochter ihrt habe, eine Scene, die in jeder Be- ziehung vortrefflich ausgeführt ist. Das Talent des Dichters bewährt sich auch in den andern Stücken, die er in seinen „Dramatischen Schr ften“ (2 Bde. Lpzg. 1853) veröffentlichte. Am wenigsten gelungen ist „Bratislav. Trauer- sp el in 5 Akten“, das sich allzusehr in un- menschlichen Greueln gefällt und zudem in der Ausführung unklar ist, da die Person, welche eigentlich Alles leitet, Wlaska, bis zum Ende räthselhaft bleibt. Auch „Rafael. Dramatisches Gedicht in 1 Aufzug“ befriedigt nicht, da es an aller Handlung fehlt. „Christoph der Kämpfer. Schauspiel in 5 Akten“ könnte füglich eher als Trauerspiel bezeichnet sein, da die ganze Handlung einen tragischen Charakter hat, und es nicht gerade nöthig ist, daß der Held des Stücks untergeht. Es ist darin die Charakteristik der meisten Personen vorzüglich gelungen, und einzelne Scenen sind von großer Wirkung. „Straßburg. Trauerspiel in 5 Aufzügen“ bringt die Erbärmlichkeit des deutschen Reichs, das sich die ehrwürdige Stadt ohne Schwertstreich rauben ließ, und eben so die heimtückische französische Politik, aber auch die Trefflichkeit des Straßburgischen Volks im Gegensatz zu den käuflichen Patriziern zur lebendigen Anschauung. „Der Theuerdank. Romantisches Lustspiel in 3 Akten“, worin erzählt wird, wie der Erzherzog, nachmaliger Kaiser Maximilian I., als Minnesänger durch das Land wandert und durch die Liebe eines edlen Fräuleins den ihm gestellten Schlingen entgeht, läßt sich angenehm lesen, hat aber keine besonderen Vorzüge. In „Camoens. Trauerspiel in 5 Akten“ sind die politischen mit den persönlichen Verhältnissen glücklich verbunden; die Darstellung ist würdig und poetisch, nur hie und da bei unbedeutenden Stellen erscheint sie zu hochtrabend. Auch stören einige Reminiscenzen, z. B. in der sonst so schönen Scene, wo Camoens von der Geliebten Abschied nimmt. Der Schluß ist etwas willkürlich. Der von seinem König so schmählich geopferte Strafford wurde von J. L. Klein und von Pet. Lohmann, vorher schon von Paul Freih. von Wangenheim (gest. 1848) mit historischer Treue und poetischer Auffassung bearbeitet. In seinen „Dramatischen Werken“ (Stuttg. 1848) theilte dieser überdieß noch „Noy und seine Söhne“ mit, ein ergötzliches Spiel, in welchem sich tiefer Ernst verbirgt. In „Lucy. Historisches Trauerspiel in 5 Akten“ (Lpzg. 1866) von Felix Freiherr von Stein-Kochberg ist auch Strafford der eigentliche Held, den der Dichter jedoch so wenig betonte, daß er sein Drama nicht nach demselben, sondern nach einer zwar einflußreichen, aber immerhin untergeordneten Person benannte. Das poetische Talent des Dichters tritt nicht bloß in der gut durchgeführten Handlung, sondern auch in der schönen, oft schwungvollen Sprache hervor. Karls I. mächtiger Gegner Cromwell wurde, wie schon erwähnt, von Emil Palleske, und dann auch von den noch zu nennenden Julius Mosen, Pet. Lohmann und Heinrich Laube bearbeitet. In „Elisabeth Cromwell. Tragödie in 5 Akten“ (Karlsruhe 1836) von Gustav Bacherer aus Müllheim in Baden (1810—1850) ist der Charakter des Protektors durchaus schief aufgefaßt. König Mon-

mouth von Emil Palleske ist ebenfalls schon berührt worden. Siegmund Wallace hat in „Karl II. von England und sein Kanzler, Historisch-dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Hamb. 1854) ein nicht gewöhnliches Talent poetischer Gestaltung an den Tag gelegt. Den nämlichen Stoff bearbeitete auch Charl. Birch-Pfeiffer. „Prinz und Apotheker, oder der letzte Stuart. Lustspiel mit Gesang in 4 Aufzügen" (1862) von Friedrich Adami beruht auf Verwechselung des Prinzen mit einem Apothekerlehrling, was zu mancher echt komischen Scene Anlaß giebt. Ueberhaupt ist Adami nicht ohne dramatisches Talent, seine Charakterzeichnung befriedigt meist immer, er ist glücklich in Erfindung von Verwickelungen und sein Dialog ist nicht ohne Lebhaftigkeit. Von seinen übrigen Stücken nennen wir „Provinzialunruhen", „Eine Dorffamilie", „Königin Margot u. s. w." Wilhelm von Oranien von Gustav zu Putlitz ist später zu besprechen; Gustav Kühns „Verschwörung von Dublin" ist schon erwähnt worden, dagegen ist später noch über „die Jacobiten" von Franz Nissel, den „Statthalter von Bengalen" von Heinrich Laube, so wie über Rudolf Gottschalls „Nabob", „Lord Clige" und „Fox und Pitt" zu berichten.

Die Geschichte der Niederlande fand in Fr. Marx einen strebenden Bearbeiter, dessen Jakobäa von Bayern (eigentlich von Holland) schon früher erwähnt wurde. Die verschiedenen Dramen, welche Maria von Burgund zum Gegenstande haben, werden füglicher in der deutschen Geschichte unter denjenigen erwähnt, deren Held Maxmilian I. ist. Der Graf Egmont ist der Held eines schon erwähnten Dramas von Erstenberg; der große Wilhelm von Oranien wurde, wie früher berichtet von J. C. Hauch und Ph. H. Wolff dramatisch behandelt. Eines der ausgezeichnetsten Dramen aus der Niederländischen Geschichte ist „Das Haus der Barneveldt" von Dingelstedt, das nur als Manuskript für Bühnen im Druck erschien. Es ist an demselben zunächst die reiche und wahrhaft poetisch Sprache so wie der wohllautende und glücklich gebildete Vers zu rühmen. Weniger genügt die Composition; der Stoff ist allzu massenhaft, so daß die Entwickelung darunter leiden mußte. Die Tragödie zerfällt in der That in zwei Dramen, in den Tod des Oldenbarneveldt, welche den Stoff des ersten Aufzugs bildet, und in die Rache, welche dessen Söhne und Verwandte an Moritz von Nassau nehmen, die in den folgenden vier Akten dargestellt wird. So vortrefflich diese beiden Theile an sich sind, so sehr schaden sie sich durch ihre Vereinigung, und namentlich wird der zweite dadurch herabgedrückt, daß die großartige Erscheinung des Oldenbarneveldts und sein Tod eine so mächtige Wirkung hervorbringen, daß die nachfolgende Entwickelung keinen bleibenden Eindruck mehr zu machen fähig ist. Ein zweites Drama des nämlichen Dichters „der Aerntekranz. Vorspiel für die Weimerische Jubelfeier" (Weimar 1857) auf den hundertjährigen Geburtstag des Großherzogs Karl August ist eben so gehaltreich als geistvoll ausgrführt. Dagegen ist „Hardy, oder der Aufstand in Lüttich im J. 1790. Ein dramatisches Gedicht in 5 Akten mit einem Vorspiel" (Lpzg. 1854) von Friedrich Paschalis zu erwähnen, das unter dem Einfluß des Jahres 1848 gedichtet wurde, was zur Folge hatte, daß es dem Drama an Einheit der Auffassung fehlt, daß die politischen Verhältnisse Belgiens im J. 1790 bald mit der lebendigsten Wahrheit dargestellt, bald mit den deutschen des Jahres 1848 vertauscht werden. Abgesehen davon zeugt das Gedicht von schönem Talent, das in einer Reihe von Scenen zur Erscheinung gelangt, die durch lebendige, geistvolle und wahrhaft poetische Ausführung glücklich erfundener Situationen eine bleibende Wirkung hervorbringen.

Aus der Schweizergeschichte hat W. Rueß „die Schlacht bei Morgarten" (Luzern 1840) und, wie früher schon erwähnt., Theodor Meyer Merian den opfermuthigen Winkelried zum Gegenstand eines Dramas genommen. Die Zeit der Burgunderkriege behandelten E. Friedrich in „Hans Waldmann. Ein Drama in 5 Akten" (Wintherthur 1854), K. Gengenbach, dessen „Schlacht bei Murton. Heldenspiel in 5 Abtheilungen" gut angelegt und so glücklich ausgeführt ist, als es ohne poetischen Schwung geschehen konnte; J. Eutych Kopp, Arnold Schloenbach und Melchior Meyr haben die Zeit der Burgunderkriege dramatisch behandelt, so wie auch A. Businger, dessen „Imgrund oder die versöhnte Eidgenossenschaft auf dem Tage zu Stans 1481 (Lucern 1845) freilich wenig poetisches Talent verräth. In die nämliche Zeit gehört auch „Hans Waldmann, Ritter und Bürgermeister in Zürich. Ein vaterländisches Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Sursee 1838), von einem Ungenannten, der seinem Stoff nicht gewachsen war. Den Kampf Genfs mit Savoyen behandelte Julius Fröbel, der Neffe des bekannten Pädagogen Friedrich Fröbel. Derselbe geb. im J. 1806 zu Griesheim bei Stadt Ilm, besuchte 1815 das Gymnasium zu Rudolstadt, 1817—1824 die Erziehungsanstalt seines Oheims zu Keilhau, war dann zuerst in Stuttgart, später in München mit geographischen Arbeiten beschäftigt und besuchte zugleich seit 1827 die Vorlesungen der Universität. Nachdem er in Jena und Berlin seine Studien fortgesetzt hatte, erhielt er einen Ruf als Professor an der Industrieschule und später an der Hochschule in Zürich, gab diese Stellung jedoch 1844 auf, um sich ganz dem Betriebe einer von ihm gegründeten Buchhandlung zu widmen, die durch den Verlag einer Reihe demokratischer Schriften einen nicht unbedeutenden Einfluß gewann, aber auch die Verfolgung der deutschen Regierungen zu bestehen hatte. Im J. 1848 nahm er von Dresden aus, wo er seit einiger Zeit lebte, eifrigen Antheil an den revolutionären Bewegungen, wurde Mitglied des Frankfurter Parlaments, gieng als Abgeordneter eines Clubs nach Wien, wurde bei der Einnahme der Stadt verhaftet, aber, glücklicher als sein Genosse Robert Blum, vom Kriegsgericht freigesprochen. Nach Auflösung des Parlaments kehrte er in die Schweiz zurück, verließ dieselbe jedoch bald darauf, und wendete sich nach Nordamerika, wo er ein Speditionsgeschäft gründete. Seit 1857 nach Europa zurückgekehrt,

lebte er zuerst in Wien, jetzt, soviel wir wissen in München, wo er an der officiellen Zeitung bethätigt war. Seine republikanischen Gesinnungen suchte er in „Die Republikaner. Ein historisches Drama in 5 Akten" (Lpzg. 1848) poetisch zu gestalten, an welchem die strenge Durchführung der Charaktere insbesondere des Herzogs und seines Gegners, die gute Entwickelung der Fabel und die gedankenreiche Sprache zu rühmen ist. Wie der Dichter, so sind auch seine Republikaner edel gesinnt, aber zur Schwärmerei geneigt, die jedoch nie den festen Boden verliert. Die Volksversammlung bildet den schwächsten Theil des Dramas; es fehlt den Reden das Hinreißende, was allein eine solche Versammlung, die noch in ihren Ansichten schwankt, zur Ergreifung einer Partei zu bestimmen vermag. In die Zeit des schweizerischen Bauernkriegs fällt P. S. Schädelins „Claus Lauenberger. Historisches Drama in 4 Abtheilungen" (Bern 1837), dessen Held mit Heinrichs von Kleist „Michael Kohlhaas" Aehnlichkeit hat; nur ist er größer, bedeutender, einsichtsvoller, patriotischer; er hat nicht bloß sich, sondern vor Allem das Vaterland im Auge. Charaktere und Situationen sind mit lebensvoller Wahrheit geschildert, vorzüglich gelungen sind die Volksscenen, von denen einige in Erfindung und Ausführung vorzüglich zu nennen sind. Man sieht es ihnen an, daß der Dichter seine Studien für dieselben nicht bloß bei Shakspeare und Andern gemacht, sondern daß er das Volk selbst beobachtet hat. Die Verschwörung des edlen Henzi in Bern, welche schon Lessing zu bearbeiten unternommen hatte, wurde von Th. Meyer-Merian (im Berner Taschenbuch), von C. A. Bruhin („Henzi, Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Zürich 1863), zuletzt von Franz Krutter, Oberrichter in Solothurn. („Samuel Henzi, oder der Bürgerlärmen in Bern. Eine vaterländische Staatsaction" Solothurn 1868) dramatisch bearbeitet. Krutter hat die verschiedenen Leidenschaften und selbstsüchtigen Zwecke der Verschworenen scharf gezeichnet, so daß Henzis edler Charakter kräftig zur Erscheinung gelangt. Die Sprache ist nicht frei von Provinzialismen, die der Dichter vergeblich zu rechtfertigen sucht. Derselbe hatte früher den trefflichen „Schultheiß Wengi" (Soloth. 1845) zu verherrlichen versucht, doch ohne bedeutenden Erfolg, wogegen „Salomon und Salomeh. Dramat. Märchen in 3 Akten" (Eb. 1840) eine erfreuliche Erscheinung ist. Die alte Sage ist mit Geschick und frischem Humor behandelt und viele Stellen sind von großer komischer Wirkung. Aus der Geschichte Graubündens haben wir schon Placid Plattners mißlungenen „Johann Calder" erwähnt; besser ist „Ulrich Wikard. Schauspiel in 5 Aufzügen" (Zürich 1864), welches die Kämpfe Rudolfs von Habsburg mit Ottokar von Böhmen behandelt.

Aus der Russischen Geschichte wurde der falsche Demetrius vielfach bearbeitet, was nicht bloß der merkwürdigen Erscheinung selbst zuzuschreiben ist, sondern vorzüglich dem Umstand, daß Schiller den Stoff dramatisch zu gestalten unternommen, aber nur einen Theil vollendet, und nur den Plan zum Ganzen hinterlassen hatte. So sehr es reizen mußte, das begonnene Meisterwerk im Sinne des großen Dichters fortzusetzen und abzuschließen, so mußten die meisten Versuche doch scheitern, da man eben ein Schiller hätte sein müssen, um die Dichtung in seinem Sinn und Geist zu vollenden. Eine der besseren Fortsetzungen ist die schon erwähnte von Gustav Kühne; auch „Demetrius. Schillers Fragment bearbeitet und fortgesetzt" (Berl. 1861) von Otto Friedrich Gruppe, von dessen epischen Dichtungen früher die Rede war, bietet viel Schönes und Gutes, wogegen sein „Otto von Wittelsbach. Trauerspiel in 5 Akten" (Eb. 1860) schon des unglücklichen Stoffes wegen mißlingen mußte, der keine höhere Anschauung zuläßt und höchstens in Altbayern einiges Interesse erwecken kann. Der Dichter war bei der Bearbeitung dieses Dramas von den Musen so ganz verlassen, daß er, der die Form sonst mit so großer Gewandtheit beherrscht, selbst im Bau der Verse unglücklich war. Hermann Grimm, der Sohn des großen Sprachforschers Wilhelm Grimm, geb. im Jan. 1828 zu Kassel, und jetzt literarisch beschäftigt in Berlin lebend, entwickelte in seinem „Demetrius" (Lpzg. 1854) ein anerkennenswerthes Streben nach künstlerischer Form. Der Plan zeugt von großer Ueberlegung und ihm entspricht auch die Ausführung, ob man gleich mit dem Dichter rechten könnte, daß sich die Ueberzeugung des wahren Demetrius, er sei der Sohn des ermordeten Czars, auf blasse Träume gründete. Vortrefflich ist das Schwanken des falschen Demetrius zwischen Grausamkeit und Anerkennung des Rechts zur Anschauung gebraucht, bis endlich die edle Natur in ihm siegt und er den wahren Erben anerkennt. Daß er sich den Tod giebt, ist nothwendige Sühnung seiner tragischen Schuld, seines Schwankens, zugleich aber auch schon deswegen unvermeidlich, weil er, der so lang glücklich und gerecht geherrscht hatte, nicht wieder zum Unterthan herabsinken konnte. Unter allen Bearbeitern des Stoffes hat wohl keiner das nationale Leben so richtig und scharf gezeichnet als Friedrich Bodenstedt in seinem „Demetrius. Historische Tragödie in 5 Aufzügen" (Berl. 1856); es hat keiner die damaligen Zustände, die bei aller Rohheit so viel Großartiges darbieten, so wahr aufgefaßt und sicher entwickelt. Die Motivierung von Dimitris Schuld und Charakteränderung, als er erfährt, daß er nicht der wahre Demetrius sei, ist ganz vortrefflich; vortrefflich ist auch die Scene, in welcher Demetrius durch die hinreißende Gewalt seiner Persönlichkeit die verwittwete Zarin überredet, ihn für ihren Sohn anzuerkennen, sie dann aber schweigt, als sie es durch einen Eid bekräftigen soll. Es ist ferner ein durchaus glücklicher Gedanke, daß Dimitri mit den Pfaffen in Conflict geräth und daran hauptsächlich zu Grunde geht, und eben so glücklich ist es, daß Dimitri als Reformator auftritt, was ihm Muth und Zuversicht erhält, als er erfährt, daß er nicht der Sohn des Czars ist. Der mit der Russischen Sprache vertraute Dichter hätte aber nicht vergessen sollen, daß die wenigsten Leser dieselbe kennen und daher nicht im Stande sind, die slavische Orthographie richtig auszusprechen; er würde daher gut gethan haben, die Namen in deutscher Schreibweise zu geben. Ist dieß freilich nur von un-

Nordamerikanische Verhältnisse sind, wie schon erwähnt, von Schmidt-Ebers und Siegmund Wiese dramatisch bearbeitet worden.

Die deutsche Sage und Geschichte hat, wie sich aus dem immer kräftiger erwachenden Nationalbewußtsein erwarten ließ, eine große Anzahl von Bearbeitern gefunden, aber oft hatte der Patriotismus an den Dramen mehr Antheil als Kunst und Poesie, und wenn auch diese in erfreulicher Weise bei der Schöpfung der Dramen bethätigt waren, so war dagegen nur zu oft der Stoff verfehlt, so daß er entweder der dramatischen Gestaltung widerstrebte, oder so weit ablag, daß er dem Verständniß des Zuschauers und selbst des Lesers entging. Letzteres ist bei Herm. Linggs „Walkyren" der Fall, von denen oben schon die Rede war; auch die schon besprochenen dramatischen Bearbeitungen der „Nibelungen" von Richard Wagner und Fr. Hebbel konnten aus den angeführten Gründen nicht durchdringen. Die „Chriemhild" von Aug. Kopisch bietet einige gute, viele unglücklich gezeichnete Gestalten. Eine fleißige Arbeit ist „Walid" ein Drama, das zwar in Anlage und Ausführung, besonders im Dialog zu breit gehalten, dagegen in einzelnen Scenen sehr glücklich ist. Die „Chriemhild. Trauerspiel" (Paderborn 1866) von Wilhelm Hosäus ist wie sein „Prinz Louis Ferdinand" (Berl. 1865) in einer reinen und würdigen Sprache geschrieben, allein der Dichter ist des dramatischen Effekts nicht Meister. — Daß Em. Geibel die „Brunhild" dramatisch bearbeitete, ist schon berichtet worden. Wilhelm Osterwald, dessen lyrische und epische Gedichte wir schon haben kennen lernen, hat im „Rüdiger von Bechlaren. Ein Trauerspiel" (Halle 1849), seine gründliche Kenntniß des deutschen Alterthums glücklich benutzt, und die allgemein menschlichen Verhältnisse mit tiefem Verständniß erfaßt. Den nämlichen Stoff hat auch Lothar Scheck bearbeitet: „Markgraf Rüdiger. Drama" (Paderb. 1866). Eigenthümlich schwankt „Helke. Schauspiel aus der deutschen Heldensage" (Lpzg. 1856) von einem ungenannten Dichter zwischen der Anschauungs- und Auffassungsweise der griechischen Tragiker und der mittelhochdeutschen Dichter; auch das Studium Goethes ist darin unverkennbar. In Helkes Mund erscheint die griechische Mythologie eben so unpassend als die sentimental christliche Tendenz. Das Drama hat zu wenig Handlung; der Dialog ist sententiös; aber nicht charakteristisch, da jeder Mann und jede Frau so reden könnten wie Etzel und Rüdiger, wie Helke und Gobelinde. Außer der schon genannten „Gudrun" von V. Fr. v. Strauß haben wir die „Gudrun. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1862) von Otto von Rutenberg zu erwähnen, der den überlieferten Stoff vielfach, aber nicht besonders glücklich umgestaltete, um ihn den Anforderungen des Theaters anzupassen. Tiefe Empfindung und poetische Begabung ist dem Dichter übrigens nicht abzusprechen. Die Bearbeitungen der Sagen vom Tannhäuser und Lohengrin von Richard Wagner werden später besprochen. Von der Sage zur Urgeschichte übergehend, haben wir zunächst die Dramen zu erwähnen, welche den Cheruskerfürsten Hermann behandeln. Ueber Bearbeitung dieses Stoffes durch Hans Koester wird später berichtet werden. „Hermann und Thusnelda. Tragödie in 5 Aufzügen" (Dresd. 1859) von Fr. Pudor ist eine der besten Bearbeitungen des Stoffes, und doch mußte er trotz des fleißigen Studiums der Quellen an demselben scheitern. Ganz mißlungen ist „Armin oder die teutoburger Schlacht" (Bremen 1850) von H. W. A. Kotzenberg, dessen Sprache schon aller Poesie Hohn bietet. Die einzelnen Motive sind geradezu verkehrt und die Personen, die diese Motive aushecken oder sich von ihnen leiten lassen, erscheinen unbedingt lächerlich. Einen komischen Eindruck macht es, daß der alte Grave Chariomer seine Anrufung der Götter in griechischen Tetrametern beginnt und sie in italienischen Stanzen schließt; noch komischer beinahe, daß das Drama mit einem achtseitigen Gespräch von Weibern endet, welche der Schlacht zusehen und über dieselbe berichten. Von größerer Begabung zeugen „Hermann. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Berl. 1863) von Alexis Lomnitz und „die Varusschlacht. Vaterländisches Schauspiel in 5 Handlungen" (Hann. 1863) von H. Brockhausen, obgleich auch in ihnen die patriotische Gesinnung den größten Werth bildet. Siegfried Schmidt hat in seinen „Dramatischen Werken" (Lpz. 1842—43) den nämlichen Stoff behandelt. „Varus. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen", in welchem der unglückliche Gedanke auffällt, daß Varus seinen Legaten für den Verräther hält, vor dem ihn die Priester aus Opfer und Vogelflug warnen. Verletzend ist es auch, daß Hermann den verräth, der ihn für seinen treuesten Freund halten muß, wobei Varus übrigens gar zu einfältig erscheint. Das Ganze ist geschwätzig breit; die Entwickelung der Handlung ist höchst unklar. Die übrigen Dramen sind „Nepotian. Trauerspiel in 5 Aufzügen", dessen fruchtbarer Stoff nicht bewältigt ist; es verschwimmt Alles in inhaltsleeren Reden. „Das verhängnißvolle Blatt. Schauspiel in 3 Aufzügen" behandelt einen guten Stoff in höchst ungeschickter Weise. Von den „Beiden Mohren. Lustspiel in 3 Aufzügen" und dem „Entdeckten Complott. Ein Lustspiel in 4 Aufzügen" ist zu bemerken, daß es der Tod eines Lustspiels ist, wenn ein Verhältniß, das der Dichter bis zum Schluß vor dem Zuschauer verborgen halten will, schon gleich in den ersten Scenen erkannt wird. Die „Hermannsschlacht" von Rüffer haben wir schon erwähnt. Den „Fechter von Ravenna" von Fr. Halm wenden wir später besprechen. „Die Cherusker in Rom. Eine Tragödie in 2 Abtheilungen" (Nördl. 1856) von Franz Bacherl, Schulmeister in Pfaffenhofen, würden wohl nie gedruckt worden sein, und würden, selbst wenn sie gedruckt worden wären, in der Geschichte der Literatur nicht zu erwähnen sein, wenn sich nicht darüber eine hitzige Fehde entsponnen hätte. Bacherl behauptete nämlich, daß Fr. Halm „die Cherusker" in seinem „Fechter" benutzt habe. Und in der That ist die Fabel in beiden Dramen wesentlich dieselbe, selbst die Charaktere und einzelne Begebenheiten haben überraschende Aehnlichkeit, ja es lauten einzelne Phrasen und Wendungen merkwürdig überein-

stimmend. Aber Alles ist bei Bacherl roh und geschmacklos, Sprache und Verse sind schülerhaft, die Handlung ist in vollständiger Verwirrung. Die zweite Abtheilung liegt in zwei Redactionen vor, von denen die zweite kürzer und in Sprache und Haltung besser ist als die erste und wahrscheinlich erst verfaßt worden ist, als Halms „Fechter" schon erschienen war. In die Zeiten der Völkerwanderung führen uns Söltl mit seinem „Attila. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Freiburg 1865) und H. Graf von Veltheim in „Ende und Anfang", welches nebst den „Erben der Zeit" in dessen „Dramatischen Zeitgemälden" (Braunschw. 1850) erschien. Das erste Drama behandelt das Ende des weströmischen Reichs und den Anfang der deutschen Herrschaft in großartiger Auffassung der Geschichte und guter dramatischer Behandlung des Einzelnen, die noch wirkungsvoller sein würde, wenn die Anlage nicht zu breit wäre. Früher hatte der nämliche Dichter, „Dramatische Versuche" (Braunschw. 1846) veröffentlicht, deren zwei Stücke „Der Seekönig" und „Splendiano" originell und selbständig sind, sich aber in Uebertreibung verirren. Daß Pannasch den Alboin, Bodenstedt den Antharis, Rohde den Desiderius, Maercker den Karl Martell dieser auch Karl den Großen und Kösting Diesen und den Desiderius dramatisch behandelt haben, ist schon erwähnt worden. Zu Karl dem Großen gehört ferner „Eginhard und Emma. Drama in 5 Akten" (Bunzlau 1837) von H. Seidel, der den bekannten Stoff neu aufgefaßt und nicht ohne Glück behandelt hat. Die trefflich erfundenen und motivierten Situationen sind mit großer Wahrheit dargestellt, so wie auch die mannigfaltigen Charaktere glücklich gezeichnet sind. Karls des Großen mächtigen Gegner behandelt Gustav Heubner in „Wittekind. Schauspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1852) mit poetischer Frische und in würdiger Sprache. Die Motive sind glücklich erfunden, doch liegen die Verhältnisse zu fern, als daß sie Theilnahme erwecken könnten. Den nämlichen Eindruck macht „Widukind. Ein historisches Trauerspiel in 5 Akten" (Detmold 1859) von Ernst Meyer und „Wittekind, der Sachsen Herzog", welchen Elisabeth Grube geb. Diez in ihren „Dramen" (Düsseldorf 1864) nebst zwei andern „Jakobäa von Baden" und „Die Lützower" veröffentlichte. Ad. Rudolph verfaßte einen „Thassilo, Herzog der Bayern. Ein dramatisches Heldengedicht" (Gotha 1851). „Ludwig der Fromme. Historisches Schauspiel" (Berl. 1862) von Robe spricht durch eine glückliche Exposition, poetische und zugleich wahre Auffassung der Geschichte und der Charaktere, so wie durch die darin niedergelegte vaterländische Gesinnung und die würdige Sprache an, die er überhaupt zu beherrschen weiß. Störend ist der häufig vorkommende Fehler, daß die Scenen durch zu lange Zeiträume getrennt sind. Eben so ansprechend ist „Das verlorne Kind. Lustspiel" (Hirschberg 1845), das mit dramatischem Talent angelegt und mit heiterer Laune ausgeführt ist. Vortrefflich ist auch „Kobold Vierusch. Märchen in 5 Aufzügen" (Lpz. 1840), dessen Stoff gut erfunden und glücklich durchgeführt ist. Die Sprache ist den Situationen angemessen, ernst und würdig in den ernsten, voll liebenswürdigen Humores in den scherzhaften. Heinrich der Finkler von Julius Mosen wird bei ausführlicherer Darstellung seiner Dramen näher besprochen werden, Otto der Große wurde, wie erwähnt, von Arthur Müller bearbeitet, außer ihm von E. Metellus, dessen „Otto der Große, König der Deutschen. Ein Schauspiel" (Berl. 1830) von hübschem Talent zeugt, dem jedoch künstlerische Durchbildung fehlt. Auch C. E. Flemming behandelte den großen Mann nicht ohne Geschick in „Otto I. Historisches Drama in 5 Aufzügen" (Kowno 1865), so wie auch sein „Otto II. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Eb. 1865) manche Schönheiten darbietet. Obgleich nicht mehr in die Zeit gehörend, die uns zu besprechen obliegt, können wir uns doch nicht enthalten, noch einen Dichter zu erwähnen, der einen Stoff behandelte, der mit Otto dem Großen in Verbindung steht. Ferdinand von Steinwand, eigentlich Johann Kleifercher, geb. am 22. März 1822 im Dorfe Steinwand (Kärnten), besuchte das Gymnasium zu Klagenfurt, studirte dann von 1849 bis 1855 in Graz und Wien deutsche Philologie, entschloß sich aber schließlich sein Leben ganz der Dichtkunst zu widmen. Im J. 1858 und 1859 machte er eine Bildungsreise nach Dresden und Leipzig und seit 1862 lebt er in selbstgewählter Abgeschlossenheit zu Perchtelsdorf bei Wien. Außer lyrischen, von tiefer Empfindung zeugenden Gedichten, die noch nicht gesammelt sind, verfaßte er ein Drama, das er schon 1858 vollendet hatte, aber erst später bekannt machte. „Dankmar. Eine Tragödie in 2 Aufzügen" (Wien 1867) ist das Erzeugniß eines tüchtigen Talents, dem es aber noch an Mäßigung und klarer Einsicht in das Wesen der Kunst fehlt. Gelingt es ihm, woran wir bei seinem ernsten Streben nicht zweifeln, die ihm mangelnde Ruhe und Klarheit zu gewinnen, so dürfen wir noch Bedeutendes von ihm erwarten. Seine Sprache ist von eigenthümlicher Kraft, aber oft übersprudelnd; seine Bilder sind meist großartig, hie und da fehlt ihnen aber die nothwendige Anschaulichkeit. Sein großer Gedankenreichthum verleitet oft zu langen Reden, die beinahe zu Monologen ausarten, und da unangenehm wirken, wo man raschen Fortgang der Handlung erwartet. Den Charakteren, die an sich gut gezeichnet sind, fehlt es an der rechten Abstufung, so daß beinahe alle auf gleiche Bedeutung Anspruch machen, und die Hauptperson daher nicht genug hervorsticht. Viele Situationen sind vortrefflich gehalten und von ergreifender Wirkung, so die Scenen zwischen Hedwig und der Königin Wittwe Mathilde, und die letzte zwischen Hedwig und Dankmar. Moritz Blankarts, der im J. 1849 zu Düsseldorf geboren, daselbst als Historien- und Schlachtenmaler, aber auch literarisch beschäftigt lebt, verfaßte außer matten, von beschränktem Preußensinne eingegebenen „Kriegsgedichten" (Düsseld. 1868) einige Dramen, von denen Eins in die Zeiten Ottos I. fällt. „Johann von Schwaben. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen" (1863) ist geschichtlich treu, aber nicht poetisch gestaltet; es ist ohne alle Erfindung

und die Charaktere sind bloß skizzirt. In „Adolf von Nassau. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1865) ist die übermäßige Anwendung des Reims und der zu häufige Scenenwechsel zu tadeln; doch ist in Sprache und dramatischer Gestaltung Fortschreiten sichtbar, noch mehr aber in „Königin Adelheid. Historisches Schauspiel in 5 Akten" (1867), ob es dem Verfasser gleich noch nicht gelingt, die aus andern Dichtungen entnommenen Ideen selbständig zu reproduzieren und die bedeutenderen Situationen zu beherrschen. „Fürs Vaterland. Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1868) behandelt einen Stoff aus dem französisch-spanischen Krieg von 1811. Joseph Heinrich König, der vorzüglich als Romanendichter berühmt geworden ist, hat sich auch im Drama versucht, doch ist nur „Die Bußfahrt. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1836), in welcher Otto III. die Hauptperson ist, von großer Bedeutung, die in den zahlreichen wirkungsvollen Scenen und der gelungenen Charakteristik liegt. Otto III. wurde auch von Julius Mosen und J. L. Klein, auf welche wir später zurückkommen, dramatisch behandelt und endlich von K. Biedermann, in dessen „Kaiser Otto III. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1863) der Held in Folge seiner Vorliebe für das Fremde untergeht. Die historischen Elemente, Kaiserthum und Papstthum, Deutschland und Italien, Kaiser- und Fürstenmacht sind bei des Dichters gründlicher Kenntniß der Verhältnisse zur lebendigsten Anschaulichkeit gebracht. Auch sein „Kaiser Heinrich IV. Trauerspiel in 5 Akten" (Weim. 1861) stellt den Kampf des Kaisers mit seinem Sohn mit Glück dar. Konrad II. bildet den Stoff eines Dramas von Albert Dulk, der später zu besprechen ist. Unter allen Kaisern fand Heinrich IV. die zahlreichsten Bearbeiter, außer den schon genannten Streiter, Herm. Marggraff Prechtler und Biedermann und den noch zu berührenden Hans Koester, Fr. Roeber und von Saar zuerst von Friedrich Wilhelm Rogge, dessen lyrische Dichtungen früher erwähnt wurden. Sein Kaiser Heinrich IV. (Lpz. 1839) ist allzusehr in Nachahmung Shakspeares verfangen, zudem in einer harten Sprache mit falschem Wortgepränge und neugebildeten Wörtern abgefaßt, die keinen klaren Sinn geben und unrhythmisch gebildet sind, wie denn der Dichter den Vers überhaupt unglücklich behandelt. Wenn das Drama als Ganzes auch als mißlungen zu bezeichnen ist, so enthält es doch einzelne Stellen, die von poetischem Sinn zeugen. — Ein andres Drama „Kaiser Friedrich Barbarossa. Nationaltragödie in 5 Aufzügen" (Lüneburg 1833) ist ohne sicheren Plan, ohne Einheit der Handlung und des Helden; es sind deren zwei, Barbarossa und Heinrich der Löwe. Unter dem Titel „Herz und Krone" (Schwerin 1858) gab Rogge zwei Dramen heraus „König Manfred. Tragödie in 5 Aufzügen" und „Bianca Venezzi. Tragödie in 5 Aufzügen", von denen das erste „König Manfred" in denjenigen Stellen am Gelungensten ist, in welchen das Wesen des Papstthums, seine unbegrenzte Herrschsucht und Treulosigkeit zur Anschauung gebracht wird. „Bianca Venezzi" erinnert nicht blos an Shakespeare im Allgemeinen, sondern ganz besonders an Romeo und Julia. Das Motiv, welches die Katastrophe herbeiführt, ist nicht glücklich, nicht neu: untergeschobene Briefe sind ein gar zu wohlfeiles Mittel; die humoristischen Scenen beruhen meist auf gesuchten Wortwitzen, die noch dazu bis ins Unendliche wiederholt werden. „Heinrich IV. Ein Trauerspiel" (Mannh. 1841) von Theodor Schliephake folgt der Geschichte mit sklavischer Treue, aber ist eben deswegen kein Drama! überhaupt keine poetische Schöpfung; die Sprache ist dagegen lobenswerth. „Kaiser Heinrich IV. Trauerspiel" (Berl. 1847) von einem Ungenannten zeugt von tüchtiger Kraft, aber auch diesem Dichter fehlt es an Maß und Beschränkung. „Kaiser Heinrich IV. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1854) von Julius Heinsius ist ohne Bedeutung und nur als Beweis anzuführen, wie sehr der Stoff zur Bearbeitung anlockte. Julius Schrader, der als Lyriker schon erwähnt worden ist, hat in „Kaiser Heinrich IV. Trauerspiel in 2 Theilen" (Berl. 1854) die Geschichte mit allzu großer Treue wiedergegeben, so daß poetische Idealisierung vermißt wird. Er verweilt zu lange bei Einzelnheiten, die keinen oder nur unbedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der Handlung haben. Schraders größte Stärke besteht in der Charakterzeichnung und es ist in dieser Beziehung besonders auf die Schilderung des Kaisers und seiner Gemahlin aufmerksam zu machen. „Der Tag von Canossa, oder der Sieg der Krone. Eine dramatische Dichtung in 5 Akten" (Celle 1863) von Armin Bruno ist in Jamben abgefaßt, aber die Sprache ist die matteste, platteste Prosa, die zudem für die Zeit höchst unpassend ist. Sprache, Darstellung und Inhalt sind eines pedantischen Juristen. Das Ganze macht den Eindruck einer ewigen Gerichtsverhandlung, die Composition ist unbeholfen, die Charaktere sämmtlich nach Einem und demselben Zuschnitt gezeichnet: Alle gehen auf Lug und Trug aus, und doch erscheint Heinrich nach jeder Seite hin als ein vortrefflicher Mensch. Jeder betrügt den Andern; Weiberintriguen sind die Hauptmotive. Den Schluß bildet die Entsetzung Gregors und die Krönung Heinrichs durch den neuen Papst. Den nämlichen Stoff behandelt auch „Hildebrand. Ein historisches Drama" (Ff. 1855) von einem ungenannten Dichter, der, wie so viele Andre den Shakespeare, jedoch mit Talent und Geist nachahmte, so in der Figur des Egeno, in dem sich der derbe Falstaff leicht wieder erkennen läßt. Die Auffassung des Stoffs ist eigenthümlich und selbst kühn. Gregor VII. erscheint hier als der Vertreter der Intelligenz und der Volksfreiheit, daher er die Kirche, als die Repräsentantin des Geistes, von dem Joch der weltlichen Gewalt befreien, diese der Kirche unterwerfen will. Es ist dieß trefflich entwickelt; die Geistesgröße und hohe sittliche Reinheit Gregors ist mit Talent und Geist zur Anschauung gebracht. Ihm gegenüber ist Heinrich IV. als in Genußsucht, Wollust und despotisches Treiben versunken dargestellt, als ein Mensch ohne jegliches edlere Gefühl, was vorzüglich sein Benehmen gegen seine Mutter beweist, so wie sein schwächliches Betragen gegen seine Gemahlin, die ihn aus der Gefangenschaft der Sachsen rettete.

Seine Schwäche, die ihn stets das Wesen für den Schein aufopfern ließ, ist vortrefflich dargestellt und eben so glücklich ist die Schlechtigkeit und Selbstsucht der deutschen Fürsten zur Erscheinung gebracht, die sich kein Gewissen machten, das Reich ins Verderben zu stürzen, wenn sie nur ihre dynastischen Zwecke erreichten. Den nämlichen Stoff haben in der neuesten Zeit auch Richard Weiland in „Kaiser und Papst. Historisches Drama in 5 Aufzügen und einem Vorspiele" (Dresd. 1866) und J. Weißbrodt in „Gregor VII. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Münster 1866) behandelt. Von letzterem besitzen wie auch die dramatisierte Legende „Cäcilie. Historische Tragödie" (Münster 1863). Nächst Heinrich IV. haben die Hohenstaufen zahlreiche Bearbeitung gefunden. Friedrich I. wurde, wie schon erwähnt, von F. W. Rogge, Tempeltey, Alfred Königsberg und F. A. v. Schweizer dramatisch behandelt, ebenso von Franz Nissel, auf den wir zurückkommen. K. Ludwig Ernst Kossack, der als Romanen- und humoristischer Dichter später zu besprechen ist. hat in „Friedrich Barbarossa. Drama" (Berl. 1836) die Verhältnisse eben so poetisch als wahr aufgefaßt, dieselben kunstmäßig geordnet, die Charaktere klar und scharf gezeichnet und dem Ganzen durch eine schöne, zwar gehobene, aber auch stets maßvolle Sprache einen großen Reiz verliehen. „Kaiser Barbarossa. Dichtergabe zum Kölner Dombau" (Stuttg. 1843) von Ludwig Bauer ist als Gelegenheitsgedicht durchaus rühmenswerth. An die Sage von der einstigen Widerkehr Barbarossas anknüpfend, läßt der Dichter durch Diesen und Heinrich von Osterdingen seine Wünsche für Deutschlands Zukunft in meist schöner und poetischer Sprache aussprechen. Den Kampf zwischen Friedrich I. und Heinrich dem Löwen behandelte Franz Nisel und in der neuesten Zeit Otto Lindner in „Stauf und Welf. Ein historisches Schauspiel" (Jena 1867). Friedrich II. wurde von J. G. Fischer, wie späterausführlicher berichtet wird, und von dem schon genannten Adolf Widmann bearbeitet, früher schon von dem edlen Ignaz Heinrich von Wessenberg, dessen „Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen. Ein Trauerspiel in 5 Aufzügen" in zweiter Auflage erschien (Freib. im Br. 1863), in der neueren Zeit von P. v. Probst in „Kaiser Friedrich II. Dramatie in 5 Aufzügen" (Berl. 1861). In die Zeiten Friedrichs II. gehört „Heinrich von Schwerin. Schauspiel aus der dänisch-deutschen Geschichte in 5 Aufzügen" (Berl. 1858) von Gustav Erich v. Meyern, der schon in der Wahl des Stoffes einen glücklichen Griff that, indem er Verhältnisse aus dem 13. Jahrhundert lebendig dramatisch vorführte, die mit den neuen Zerwürfnissen zwischen Deutschland und Dänemark manche Aehnlichkeit darboten, und er an die That- und Willenskraft deutscher Charaktere erinnerte, die jetzt so selten ist. Das Drama ist sehr glücklich angelegt und ebenso glücklich durchgeführt; die Conflicte, die sich aus dem Charakter der Personen ergeben, sind vortrefflich erfunden, die Handlung ist reich und entwickelt sich klar. Die Charaktere sind scharf und wahr gezeichnet, besonders vortrefflich sind die drei Frauen aufgefaßt: Margaretha von Schwerin, die treue, kluge und energische Gattin Heinrichs, die Alles wagt, um den Gatten zu retten, und dabei selbst nicht vor der Gefahr zurückschweckt, im falschem Lichte zu erscheinen; Gräfin Halland, die trotz ihres Falls, der sich, wenn auch nicht rechtfertigen, doch entschuldigen läßt, vor dem Morde zurückbebt; ihre jugendlich unschuldige, in innigster Liebe erglühende Tochter Bertha. Nicht weniger vortrefflich erscheint der Held, der, kühn und tapfer, Alles für die Ehre des Vaterlandes wagt. Großes Interesse gewährt des nämlichen Dichters „Ein Kaiser. Politisch-dramatische Studie in 4 Aufzügen" (Gotha 1857, 2. Aufl. 1861), ein prophetisches Gedicht, das die gewaltthätige Centralisation der einzelnen Theile eines großen Landes grundsätzlich verdammt und für jeden einzelnen frei und selbständige Entwickelung unter dem Schutz der Gesammtheit verlangt. Heinrich VI. ist eine Hauptgestalt in „Herz und Krone, oder Wilhelm von Lecca. Trauerspiel in 5 Akten" (3. Aufl. Celle 1862) von Mathilde Raven, der wir bei den Prosadichtungen wieder begegnen werden. Dieses Drama verdient schon deshalb Anerkennung, weil es das politische Element neben dem persönlichen glücklich durchführt, aber auch wegen der guten dramatischen Entwickelung, der gelungenen Charakteristik und der würdigen Sprache, die nur hie und da zu weiblich süßlich ist. Es ist aber ein wesentlicher Mangel des Plans, daß der Held, Wilhelm von Lecca, am Ende in den Hintergrund geschoben wird und das ganze Interesse von ihm auf seine Geliebte und Heinrich VI. übergeht. Der unglückliche Conradin wurde mehrfach bearbeitet; außer von Hans Koester, dem ein besonderer Abschnitt gewidmet wird, und dem schon erwähnten Wohlmuth, zuerst von Fr. von Maltzahn, dessen „Conradin. Trauerspiel in 5 Akten" (Güstrow 1835) als eine der besseren Behandlungen des Stoffes bezeichnet werden darf, da sich darin Kraft der Darstellung mit lobenswerther Mäßigung verbindet. Ganz ungenügend ist dagegen „Conradin. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1842) von Fr. Lindner, dessen Sprache mehr als trivial ist, und der keinen Begriff von dramatischer Composition hat. So konnte er keinen Schluß finden und ließ auf Conradins Tod noch ganz Ungehöriges folgen. Mit Liebe und Talent hat dagegen K. G. Körte den fruchtbaren und ergreifenden Stoff in „Conradin, der letzte Hohenstaufe. Ein Trauerspiel" (Schwelm 1843) behandelt. Endlich sind noch „Conradin von Schwaben. Ein Trauerspiel" (Wiesb. 1852) von W. B. Scholz und „Der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1865) von H. Baumgärtner zu nennen. Manfred wurde, wie schon erwähnt, von F. W. Rogge und Oswald Marbach, dann von F. Roeber als Oper bearbeitet. Die Bekehrung der Samländer zum Christenthum durch den deutschen Orden gab den Stoff zu „Der Withing von Samland. Tragödie in 5 Akten" (Berl. 1860) von Ernst Wichert. Ein Ordensritter Dietrich erfährt, daß er der Sohn eines samländischen Häuptlings (Withings) sei; obgleich dem Christenthum treu bleibend, nimmt er Partei für sein Volk, in der Hoffnung, dasselbe zu bekehren, wenn der Feind, der deutsche

Orden, aus dem Lande vertrieben sei; aber er wird besiegt und getödtet. Des nämlichen Dichters „Licht und Schatten. Schauspiel in 5 Akten" (Berl. 1861) ist ein religiös politisches Tendenzstück ohne besondre Bedeutung und vor Allem ohne Licht und Schatten. Gelungner und nicht ohne Interesse ist „Unser General York. Vaterländisches Schauspiel in 5 Akten" (Eb. 1858). Der Freiherr vom Stein und York sind glücklich erfaßt, der erste mit seinen höhern Anschauungen, der zweite mit seinem engherzigen Preußenthum und Royalismus. Das Drama geht aber zu schwach aus, was selbst die letzte Scene nicht vergessen läßt. Die Geschichte des deutschen Ordens behandelt auch Rob. Giseke. — Rudolf von Habsburg wurde von den schon genannten Eutych Kopp und Plac Plattner, der König Adolf von Nassau von Blankarts behandelt, letzterer auch von Charl. Birch-Pfeiffer, H. L(angenbeck), (Celle 1862) der seine Personen bald in Prosa sprechen läßt, bald in fünffüßigen Jamben, die von vier- und sechsfüßigen Jamben unterbrochen werden. Die Verse sind meist gereimt, und zwar gebraucht der Dichter gepaarte Reime, die zwar ganz gut gehalten, aber für eine Tragödie durchaus ungeeignet sind. Die Prosa erscheint in Scenen, wo der Vers passender gewesen wäre. Die Exposition ist, wie überhaupt die ganze Anlage, unklar und nicht für theatralische Darstellung geeignet. Die Volks- und Lagerscenen sind zu stürmisch und ohne Beziehung zur Handlung. Auch findet sich manches Unschickliche, z. B. daß die Königin ohne jegliche Begleitung auf dem Marktplatze erscheint. Das Ende ist zu breit ausgesponnen, und auch sonst hat der Dichter unnöthige Breite nicht vermieden. Bei allen diesen Mängeln zeugt die Dichtung von Gestaltungsgabe und einem schönen dramatischen Talent, dem nur größere künstlerische Bildung zu wünschen ist. „Kaiser Albrecht der Erste. Historisches Trauerspiel in 5 Akten" (Altona 1860) von G. de Grahl behandelt den nämlichen Stoff wie die Dramen „Johann von Schwaben" des schon genannten Moritz Blankarts und des noch zu erwähnenden Jul. Grosse, sowie Foglars „Walter von Kastelen. Trauerspiel in 5 Akten", den er in den „Verworfenen Schauspielen" (Pesth 1847) veröffentlichte. Die zum Grunde liegende Erfindung ist sehr glücklich und beruht auf tief psychologischer Beobachtung, daher die Charaktere eben so real als lebendig dargestellt sind. Walter ist ein edler, aber schwacher Mensch, der eben wegen seiner Schwäche zu Grunde geht, die Conflikte sind geschickt herbeigeführt und glücklich entwickelt. Der Dialog ist inhaltreich, die Sprache würdig und fern von aller Phrasenmacherei und Ueberschwänglichkeit. „Rudolf von der Pfalz" in der Bearbeitung von Ebrard ist schon angeführt worden. Ludwig der Baier in seinem Verhältniß zu Friedrich von Oesterreich ist von P. Heyse bearbeitet worden und vor ihm von Heinrich Rustige, sowie von C. W. Vogt, dessen „Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne. Historisch-dramatische Dichtung in 4 Abtheilungen" (Münch. 1837) in Sprache und Haltung lobenswerth ist. Zwar folgt der Dichter der Ueberlieferung mit großer Treue, aber er erfaßt sie mit poetischem Sinne. Willkürlich in der Gestaltung ist „Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne. Schauspiel in 5 Akten" (Düsseld. 1865) von K. Hugo, und sehr mittelmäßig sind „Die Söhne des Kaisers. Ein deutsches Trauerspiel in 5 Akten" (Berl. 1859) von Karl Nissel, welche den nämlichen Stoff behandeln. Einiger Fortschritt ist in seinem „Ulrich von Hutten. Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1861) wahrzunehmen, obgleich Nüchternheit und Breite immer noch als wesentlicher Mangel erscheinen. Günther von Schwarzburg wurde von Th. Apel dramatisch bearbeitet. Friedrich III. von Gustav Kühne ist schon erwähnt worden, eben so die dramatische Bearbeitung von Maximilian I. Brautwerbung um die Tochter Karls des Kühnen durch Pannasch und Hersch. Ein jugendliches Abenteuer desselben behandelt H. Th. Schmidt; über die Dramen von Deinhardstein und Gustav Freytag wird erst später berichtet. „Karl V. Tragödie in 3 Akten" (Stuttg. 1861) von Karl August Fetzer, den wir schon als lyrischen Dichter rühmend erwähnt haben, ist eine sehr erfreuliche Dichtung. Es zeugt schon von künstlerischem Streben, daß der Dichter die Einheit des Ortes und der Zeit festgehalten hat. Eigenthümlich sind die beiden Gestalten Dietrich und Wolfram, welche nach jeder wichtigen Scene auftreten und gleichsam als Chor den Gedankeninhalt derselben zusammenfassen, wobei der Dichter einen großen Gedankenreichthum entwickelt. Die Absicht des Dichters, ihnen die Bedeutung des Chors zu geben, erhellt auch schon daraus, daß sie in freien lyrisch tönenden Strophen sprechen, während sich der Dialog in Scenen bewegt. In diesen Chören vorzüglich, aber auch im Uebrigen, ist ein tiefes und verständiges Studium der griechischen Meisterwerke sichtbar, was dem Drama nur zum Vortheil gereichte. Die Handlung stellt den Kampf des absoluten Kaiserthums gegen die Macht des Fürsten dar; das Kaiserthum unterliegt wegen seiner Falschheit und weil es die Nothwendigkeit und Berechtigung der neuen Zeit und Bewegung nicht anerkennt, weil es sich nicht auf das Volk stützt, sondern auf Rom und das Ausland, weil es sich selbst untreu wird, da Karl Anfangs das Kaiserthum von jeder fremden Macht unabhängig machen wollte. Obgleich die Beziehungen auf die Gegenwart streng vermieden sind, so ergeben sie sich doch von selbst; man überzeugt sich, daß das deutsche Kaiserthum, wie es sich die Schwärmer von 1813 und 1848 dachten, eine Unmöglichkeit geworden ist. Die Charaktere sind durchweg kräftig und wahr gezeichnet. Den nämlichen Stoff behandelte Theodor Schlimm in „Karl der Fünfte. Drama" (Berlin 1862), indem auch er im Kampfe Karls mit Moritz von Sachsen den Kampf des Kaiserthums gegegen die Fürstenmacht zur Anschauung brachte. „Moritz, Churfürst von Sachsen. Vaterländisches Schauspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1831) von Gustav Hermann ist ohne Einheit der Handlung, weil der Dichter das halbe Leben des Helden in das Bereich seiner Darstellung zieht; doch ist er nicht ohne poetische Begabung. Den „Moritz von Sachsen" von Robert Prutz und von Rob. Giseke werden wir später berühren. Es war mehr patriotische und freie Gesinnung als künstlerische Ueberlegung, welche die Dichter bewog, den treff-

lichen Ulrich von Hutten zum Gegenstande einer dramatischen Bearbeitung zu wählen, weil Huttens Thätigkeit geistig und literarisch ist, es daher an einer kräftigen, straffen Handlung fehlt, und die Dichtung sich nothwendig in rhetorische oder didaktische Breite verirren muß. Außer Hans Koester und Karl Nissel sind noch folgende Dichter zu erwähnen. Eduard Hobein, Advokat in Schwerin, würde in seinem „Ulrich von Hutten. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Schwerin 1847) schon am Stoff gescheitert sein, wenn er auch mehr Talent für dramatische Gestaltung hätte, das höchstens für die Dramatisierung einer Anekdote auslangt, wie auch sein „Mazarins Pathe" (Ebendaselbst). „Ein deutsches Herz. Trauerspiel in 5 Akten" (v. O. 1848) von Gotthold Logau ist als Drama verfehlt, weil es ohne eigentliche Handlung ist; dagegen zeugen viele Stellen von Beobachtung der Welt und der Menschen, und es sind dieselben auch poetisch werthvoll. Ernst Ulrich hat in „Ulrich von Hutten, oder Revolution und Reformation. Ein Trauerspiel in 5 Akten aus der deutschen Geschichte des 16 Jahrhunderts" (Erl. 1851) den großen Mann eigenthümlich aufgefaßt, da dessen tief begründetes Streben als Irrthum bezeichnet wird. Daß das Drama zu wenig Handlung hat, brachte der Stoff mit sich; der Dichter suchte, sie durch rhetorische Breite zu ersetzen. Uebrigens ist die Dichtung reich an schönen und wahrhaft poetischen Gedanken. Im „Ulrich Hutten. Trauerspiel in 5 Akten" (Schaffh. 1864) von dem Schauspieler Carl Berger ist Franz von Sickingen eigentlich der Held des Dramas, weil alle Handlung von ihm aus geht. Das Drama bewegt sich allzusehr in modernen Ideen; auch ist der Gebrauch solcher Wortbildungen ungeeignet, die erst in der neuesten Zeit in Gebrauch kamen, nicht blos weil sie meist schlecht sind, sondern auch und hauptsächlich, weil sie der Rede einen unpassenden modernen Anstrich geben. Der philosophisch-theologische Dialog zwischen der sterbenden Hedwig und ihrer Zofe hat viel Schönes, was ihn aber nicht rechtfertigen kann. Der Schluß ist abgebrochen und entläßt ohne Befriedigung. Huttens Freund Franz von Sickingen wurde von Eduard Bauernfeld, Albert Türcke, Melchior Meyr und vor ihnen von Eduard Duller bearbeitet, dessen „Franz von Sickingen. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Ff. 1833) an die schlechtesten Rittergeschichten des vorigen Jahrhunderts erinnert. Sickingens Charakter ist extravagant, die Motive sind schlecht, wenn solche vorhanden sind, der Ausdruck ist geschmacklos und geht auf hohen, aber sehr zerbrechlichen Stelzen. Der Romantik hat Duller das Träumen abgelauscht und bis zur komischen Wirkung benutzt. Sickingen träumt, Lucia träumt, der Kurfürst von Trier träumt, mit Einem Worte Alles träumt. Besser ist ein früherer Versuch des nämlichen Dichters „Meister Pilgram. Trauerspiel in 4 Aufzügen" (Wien 1829), dessen Fabel geschickt entwickelt ist. Ein späteres Drama „Der Rache Schwanenlied. Schauspiel" (Stuttg. 1834) schildert den Untergang des Geschlechts der Werfch im Kampfe gegen das Haus der Libussa. Auch hier verirrt sich die Sprache in Uebertreibung; die Motive sind nicht immer glücklich erfunden, namentlich ist der gegenseitige Argwohn des Herzogs und seines Bruders nicht hinlänglich begründet. „Franz von Sickingen. Eine historische Tragödie in 5 Akten" (Berl. 1859) ist allzu tendenziös, so daß die richtige Färbung der Zeit und der Personen unmöglich wurde. Die Zeit des dreißigjährigen Kriegs bot in allen ihren Schrecknissen und ihrer Erbärmlichkeit doch manchen bedeutenden Stoff. Denselben bearbeitete außer Albert Türck und Otto Jacobi auch F. W. Gubitz, der bekannte Professor der Form- und Holzschneiderkunst in Berlin, in „Gustav Adolph an der Oder. Geschichtliches Schauspiel in 5 Aufzügen", das wie seine übrigen Dramen meist in dem von ihm herausgegebenen „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele erschien". Gubitz ist im Allgemeinen in der Wahl seiner Stoffe recht glücklich, in der Behandlung erhebt er sich nicht über die Mittelmäßigkeit, doch kennt er die Bühne und erzielt oft theatralischen Effekt. Von seinen zahlreichen Dramen nennen wir nur „Die Talentprobe. Lustspiel in 1 Akt", die einen öfters behandelten Stoff in neuer Auffassung vorführt; „Herz und Weltehre. Schauspiel in 5 Akten"; „Keck und verwegen. Lustspiel in 1 Akt", das bei gewöhnlicher Erfindung eine heitere Unterhaltung gewährt, wie denn Gubitz überhaupt für das leichte Lustspiel und die Posse am Meisten Talent hat. Nur läßt er sich oft zu Uebertreibungen verleiten, wie in „Sophie Detloff. Geschichtliches Lustspiel in 3 Akten". Von weitaus größerer Bedeutung ist Joseph Weil, der seine Dramen unter dem Namen Weilen herausgab. Derselbe wurde am 27. Dec. 1830 als Kind unbemittelter Eltern in der Nähe von Prag geboren. Noch als Student trat er 1848 als Gemeiner in die Armee, machte den Feldzug in Ungarn mit, stieg während desselben von Stufe zu Stufe und wurde schon 1850 zum Offizier befördert, bald darauf zum Professor der Geschichte in Heinburg und 1854 zum Lehrer an der Genieakademie in Znaim berufen. Im J. 1860 gab er seine Entlassung aus der Armee und er wurde als Scriptor an der Wiener Hofbibliothek angestellt, welches Amt er noch gegenwärtig mit der Professur der Literaturgeschichte an der Kriegsschule bekleidete. Seine „Edda. Drama in 4 Aufzügen" (Wien 1865) schildert den Freiheitskampf der Ostfriesen gegen die wilden Freischaaren unter Carpegan, dessen Gattin Edda eine Friesin ist, was sie erst später erfährt. Als ihre Herkunft ihr bekannt wird, schwankt sie lange zwischen Gattenliebe und Patriotismus; endlich siegt dieser und sie führt die Friesen in den Kampf gegen die Söldlinge. Gefangen, wird sie vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, vom Obersten begnadigt, der selbst ein Opfer der aufgewiegelten Soldaten wird. Das dramatische Talent des Dichters zeigt sich besonders in der frischen Erfassung der Charaktere und der glücklichen Behandlung der wirkungsvollen Situationen. Auch beweist die Wahl des Stoffs, der auf geschichtlichem Hintergrunde, dem dreißigjährigen Kriege, beruht, daß der Dichter sich von den romantischen Neigungen befreit hat, in die er sich in einem frühern Drama verirrt hatte. In „Tristan. No-

mantische Tragödie in 5 Aufzügen" (Berl. 1860) ist der Stoff nicht glücklich. Zwar ist der Dichter von der Ueberlieferung abgewichen, er ist ihr aber doch in der Hauptsache treu geblieben. Denn daß er statt eines Zaubertranks einen Zauberring einführt, ist bedeutungslos und zudem sieht man die Nothwendigkeit dieser Aenderung nicht ein. Und so erscheinen die beiden Hauptgestalten nur als Spielball eines blinden Ungefährs. Zwar sind Tristan und Isolde schon von Liebe erfaßt, ehe der Zauberring seine Wirkung äußert, aber dann war dieser überflüssig, und der Dichter hätte füglich auch darin von der Ueberlieferung abweichen können, wie er sie darin verläßt, daß er die Liebenden als schuldlos darstellt. Freilich wären dann von der Ueberlieferung nur der Name und die allgemeinen Beziehungen der Zeit und Sitten übrig geblieben; aber es hätte die Tragödie bedeutend gewonnen, in der sonst Alles, Sprache, Vers, Haltung und Charakteristik gelungen ist, besonders aber die Schilderung der erwachenden Liebe und ihres Einflusses auf das innerste Wesen der Personen. Hierher gehört auch Fr. Albrechts „Feldkaplan und Lieutenant. Dramatisches Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges in 3 Akten und einem Vorspiele" (Ulm 1862), dessen Composition verfehlt ist, was schon aus dem Vorspiel hervorgeht, dessen Inhalt ganz füglich in das Stück hätte verarbeitet werden können. Sonst ist das zum Grund liegende Motiv, die Verwechselung des Pfarrers und des Offiziers glücklich erfunden und giebt Veranlassung zu manchen wirksamen und heiteren wie ernsten Scenen. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen im Verlauf des dreißigjährigen Kriegs, der Herzog Bernhard von Weimar, wurde von Ernst Willkomm, von Julius Mosen und von Wilhelm Genast bearbeitet, dem Sohn des als Schauspieler früher weit bekannten Eduard Genast und der nicht weniger bekannten Christiane, geb. Böhler. Derselbe wurde am 30. Juli 1822 zu Leipzig geboren, kam mit seinen Aeltern 1829 nach Weimar, wo er das Gymnasium besuchte, das er 1841 verließ, um in Jena und später in Heidelberg die Rechte zu studiren. Nach bestandenen Prüfungen wurde ihm im J. 1848 das Amt eines Rechtsanwalts übertragen, das er, wenn wir nicht irren, noch jetzt bekleidet. Sein „Bernhard von Weimar. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Akten" (Weimar 1855) ist in Anlage und Charakteristik zu loben. Unter den Personen sind außer dem Helden, dem übrigens doch wohl zu wenig Selbstsucht und zu viel Patriotismus zugeschrieben wird, Maria von Aiguillon und der Herzog von Richelieu glücklich geschildert. Als Mangel ist zu bezeichnen, daß die Verrätherei Erlachs nicht scharf genug begründet ist. Die tragische Schuld des Helden besteht darin, daß er den Herzog von Richelieu mit dessen Waffen bekämpfen will, weshalb er Diesem unterliegen mußte. Der Dialog ist rasch nnd gehaltreich. Des nämlichen Dichters „Dornröschen. Mährchen" (Weimar 1856) ist eine eigenthümliche Composition, da den dramatischen Abschnitten eine epische Einleitung vorangeschickt wird. Uebrigens ist es eine liebliche Dichtung, deren lyrische Theile sich vortrefflich zur musikalischen Composition eignen. „Der Deutschen Hort. Festspiel zur Versammlung der deutschen Kunstgenossenschaft in Weimar" (Weimar 1863) ist gehaltreich, poetisch schön, leider nicht immer von prophetischem Geist erfüllt. Vorher veröffentlichte er den „Florian Geyer. Trauerspiel in 5 Akten aus den Zeiten des Bauernkriegs" (Weim. 1857), worin er die Zeitverhältnisse nicht unglücklich darstellt, wenn sie auch nicht zu vollständig klarer Anschauung kommen. Die Personen sind nicht alle gleich glücklich charakterisirt. Selbst Florian erscheint nicht klar; was ihn bewegt, sich dem Aufstand anzuschließen, ist nicht tief genug begründet. Bei Anna von Erlenbach fällt es auf, daß das erste und nächste Motiv ihrer Handlungsweise, die Rache, plötzlich mit einem andern mit der Liebe zur Freiheit vertauscht und ihr so ein Adel der Gesinnung und eine Bildungsstufe beigelegt wird, die mit ihrem ersten Auftreten im Widerspruche steht. Der Charakter des Markgrafen Kasimir verdankt seine Gestaltung wohl dem Einfluß der Zeitverhältnisse, in denen der Dichter das Drama niederschrieb. Den nämlichen Stoff behandelten außerdem F. G. Fischer und Karl Koberstein, der Sohn des verdienstvollen Literarhistorikers, in dessen „Florian Geyer. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Dresden 1863) der Held als Opfer der aristokratischen Barbarei und der rohen Bauernhorden untergeht, die, von blutdürstiger Rachsucht getrieben, des hochherzigen Zwecks vergessen, für welchen sie den Kampf begonnen hatten. Die Dramen, die wir aus der allgemeinen deutschen Geschichte noch zu erwähnen haben, behandeln Verhältnisse, die eben so erbärmlich als traurig sind. Zuerst begegnen wir dem schmachvollen Verlust der freien Reichsstadt Straßburg, den H. Th. Schmidt zum Stoffe eines Dramas wählte. Eben so jammervoll waren die Zeiten der französischen Revolution, von denen L. Eckardt ein Gemälde in seinem „Forster" entwarf, wie er in „Palm" die Erbärmlichkeit der deutschen Zustände unter der Napoleonischen Herrschaft schilderte, wie auch Alexander Ringler in „Philipp Palm. Ein vaterländisches Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1860) des Landes tiefste Erniedrigung in Folge der Selbstsucht und Feigheit der Fürsten und der Rath- und Thatlosigkeit des Volks in anspruchsloser, aber ergreifender Darstellung zur Anschauung brachte. In diese Zeit gehört auch „Hieronymus Napoleon in Westphalen" von Landesmann. So patriotische Gesinnungen diese Dramen auch athmen, so können sie bei ihrem Inhalte doch kein angenehmes Gefühl hervorbringen, um so wohlthätiger wirken „Die Lützower" von Elisabeth Grube und „Schill und die Seinen. Trauerspiel" (Stralf. 1850) von Arnold Ruge, der ein schönes Talent an einen undankbaren undramatischen Stoff verschwendet hat. Gegen das Genialitätsunwesen, besonders in Rücksicht auf das Verhältniß der beiden Geschlechter, ist dessen „Neue Welt. Trauerspiel in 5 Aufzügen mit einem Vorspiel: Goethes Ankunft in Walhalla" (Lpz. 1856) gerichtet.

Auch die Geschichte der einzelnen Staaten fand mehrfache Bearbeitung, und so be-

gegnen wir bei den Stoffen aus der Oesterreichischen Geschichte sogleich einem Dichter, der unsere volle Anerkennung verdient. Leopold von Sacher-Masoch, geb. im J. 1836 zu Lemberg, wo sein Vater Chef der Landespolizei war, in welcher Eigenschaft er im J. 1848 nach Prag versetzt wurde. Die verschiedenen revolutionären Bewegungen, die der Knabe in Galizien und Böhmen erlebte, machten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn, sowie der Umgang mit Personen der verschiedensten Nationalitäten und Bekenntnisse ihn von nationaler und religiöser Beschränktheit befreite und die demokratischen Anschauungen so mächtig entwickelte, daß er nach abgelegter Maturitätsprüfung den Eintritt in den Staatsdienst entschieden verweigerte, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Anfangs zwischen Naturwissenschaften und Geschichte schwankend, entschloß er sich endlich für letztere, er habilitierte sich nach bestandenem Doctorexamen als Privatdocent an der Universität in Graz, wo er jedoch nur Hindernisse und Feindschaft fand, was ihn bewog, sich ganz der Dichtkunst zuzuwenden, um so mehr als ein Versuch „Eine galizische Geschichte 1846" ihm vielseitige Anerkennung gewonnen hatte. Er legte sich nun mit rastlosem Eifer auf das Studium der deutschen Sprache, die er bis dahin nur oberflächlich kannte, und seine später erschienenen Romane und Novellen, auf die wir später zurückkommen, sowie seine Dramen beweisen, daß er dieselbe in hohem Grade beherrschte. Seine Beschäftigung mit der Geschichte hat ihn zunächst dem geschichtlichen Drama zugewandt, und seine beiden dahin gehörenden Stücke „Der Mann ohne Vorurtheil. Historisches Lustspiel in 5 Akten" und „Die Verse Friedrichs des Großen. Historisches Lustspiel in 3 Akten" (beide in der deutschen Schaubühne 1866) verdienen die Anerkennung in vollem Maße, die ihnen zu Theil geworden ist. „Der Mann ohne Vorurtheil" entwickelt in glänzenden Zügen die Intrigue, mit welcher der Jesuitismus die edle Kaiserin Maria Theresia umgarnen wollte, aber der Macht der Wahrheit unterlag, die in dem trefflichen Sonnenfels ihren Repräsentanten und muthigen Vertheidiger fand. Wie Dieser ist auch der edle Kaiser Joseph II. mit begeisterter Liebe gezeichnet. Der Dialog ist rasch und gehaltreich, die Charaktere auf das Glücklichste und nicht bloß historisch getreu, sondern auch poetisch getreu und psychologisch wahr gezeichnet. Das zweite Drama „Die Verse Friedrichs des Großen" hat die Intrigue zum Gegenstand, welche am Hof zu Versailles gespielt wurde, um Ludwig XV. zum Bündniß mit Oesterreich zu veranlassen, und deren Hauptführer der Fürst Kaunitz war. Er, so wie der erbärmliche König, die Pompadour, dessen Maitresse, der Herzog von Richelieu und die geistreiche und liebenswürdige russische Fürstin Woronzow sind wahr und lebenswarm gestaltet. „Unsere Sclaven. Eine soziale Komödie in 5 Akten" (Wien 1869) behandelt eine Frage der Gegenwart, die Emanzipation der Frauen, mit eben so viel Feinheit als dramatischer Kunst; nur scheinen hie und da die Charaktere über das natürlich Wahre hinaus zu gehen und einzelne Stellen sinken gegen das Ganze in Inhalt und Ausdruck zu tief herab. Den nämlichen Stoff wie Sacher-Masoch im „Mann ohne Vorurtheil" behandelte auch Arthur Müller und Levin Schücking schilderte in „Maria Theresia. Ein Lustspiel in 4 Aufzügen" die Brautwerbung des Herzogs von Lothringen Franz Stephan um die Tochter und Erbin Karls VI. Wolfgang Klenze hat es gewagt, einen Stoff der neuesten Zeit dramatisch zu bearbeiten, und es ist nicht mißlungen. Sein „Schwarzenberg. Historisches Schauspiel in 5 Akten" (Berl. 1861. 2. Aufl. 1861 3. 1865) ist so objectiv gehalten, als es unter gegebenen Verhältnissen nur möglich war; besonders sind die Charaktere wahr aufgefaßt. Die Geschichte Tirols ist insbesondre von mehren Dichtern bearbeitet worden. Martin Meyer schildert in „Ulrich von Starkenberg. Drama in 5 Akten" (Innsbruck 1858) den Verzweiflungskampf des Adels gegen das Fürstenthum. Von dem schon als lyrischer Dichter erwähnten Eduard Freiherr von Badenfeld ist „Der Kampf um Tirol. Dramatisches Gedicht. Erster Theil. Friedrich der Treue, historisches Schauspiel in 5 Akten. Zweiter Theil. Oswald von Wolkenstein. Schauspiel in 4 Akten" (Bunzlau 1842), eine Dichtung, die ihrem Inhalte und poetischen Behandlung nach Interesse erregen würde, wenn sie nicht allzu gedehnt wäre. Vorher hatte er schon „Hanswursts Verbannung. Dramatische Bagatelle" (Wien 1836) herausgegeben, ein aristophanisches Lustspiel, in welchem Gottscheds Verbannung des Hanswursts vom Theater mit heiterem und treffendem Witz verspottet wird. Die Erfindung ist ganz hübsch und die Schilderung der großen deutschen Dichter von Lessing bis zu Jean Paul ist wohl gelungen. Eine spätre Sammlung „Bühnenspiele von Ed. Silesius" (Wien 1847) enthält folgende Dramen: „Der Schatz oder des Mammons Fluch. Schauspiel" ist schauerlich und im Geiste der Schicksalstragödie, aber sonst mit poetischem Sinn behandelt und in poetischer Sprache geschrieben. „Rafaels Jugendliebe in 1 Akt" gehört zu den anmuthigsten Künstlerdramen; den Lustspielen „Täuschungen, oder ein Gesellschaftsabend" und „Schein beherrscht das Volk" liegen einfache Stoff zum Grunde, die durch Laune und geschmackvolle Einkleidung gehoben sind. Isidor Müllers „Friedrich mit der leeren Tasche" haben wir schon erwähnt, eben so die dramatische Behandlung des Kampfes der Tiroler gegen die Franzosen und Bayern von Kulemann und W. Gärtner, denen sich B. Auerbach anschließt, in dessen „Andreas Hofer. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1850) die Charaktere zum Theil gut geschildert, die einzelnen Scenen voll Naturwahrheit sind, ohne als Ganzes zu befriedigen. Man sieht es dem Drama bald an, daß es unter dem Eindruck der traurigen Resultate des Jahres 1849 geschrieben wurde, die ihm wie manchem Andern über Das, was von den Regierungen zu erwarten ist, die Augen öffneten. Es scheint übrigens, als ob W. Gärtners gleichnamiges Trauerspiel nicht ohne Einfluß auf Auerbachs Bearbeitung gewesen ist. Daß dieser aber überhaupt wenig Talent für das Drama hat, erhellt auch aus dem „Wahrspruch. Schauspiel

Akten" (Lpz. 1859), der zwar als Darg pſychologiſcher Probleme Intereſſe geaber in künſtleriſcher Beziehung unbet läßt. — Die Böhmiſche Geſchichte ebſt Duller, Charl. Birch-Pfeiffer). Th. Schmidt auch Uffo Horn itet. Sein „König Ottokar. Tragödie Akten und ein Vorſpiel" (3. Aufl. 1850) rt den Kampf des Czechenthums mit ermanenthum in guter Anlage, ſcharfer führung und poetiſcher Belebung, wenn wozu er als Dichter vollkommen be- war, gegen die hiſtoriſche Wahrheit. trefflicher Gedanken iſt des nämlichen es „Camoens im Exil. Dramatiſches in 1 Akt" (Wien 1859), deſſen poekräftige Situationen auch durch die reine zewählte Sprache erfreuen. Mit W. rle bearbeitete er die „Verwandtſchaft. iel in 2 Aufzügen" (1836), die, obgleich den 60 Stücken, die in Folge der, wenn icht irren, von Aug. Lewald geſtellten ufgabe eingeſandt waren, das beſte, doch nzen unbedeutend und ohne nachhaltiges ſſe iſt; Erfindung und Charaktere ſind ieu und erinnern öfters an ältere Dra- Die Preußiſche Geſchichte erſcheint natiſchen Bearbeitungen von Rob. Giſeke, v zu Putlitz und Hans Koeſter. Den n Feldherrn des Kurfürſten behandelte Franz Kugler ein ungenannter Dich- „Feldmarſchall Derfflinger. Ein ſol- s Nationalſchauſpiel auf hiſtoriſchem Bo- Berlin 1846), worin die Zeitverhältniſſe erſonen meiſt nach Varnhagens von Enſe phie mit kecken Zügen dargeſtellt ſind. Drama beſteht aus zwei nur loſe zuſammengenden Theilen „Derfflinger im Lager. und „Derfflingers Geburtstag im März . Das poetiſche Element liegt in der eſchichte der Eva, Tochter des Bürgers und deſſen Neffen Martin, ſodann im h. den Hanswurſt wieder einzuführen, icht ohne Talent und Glück geſchehen iſt, auch die Wortwitze meiſt ſchaal ſind. rich Wilhelm I. wurde von Karl ow, Friedrich II. von Julius Moſen, Müller, Herſch, W. Vogel und Jubacher dramatiſch bearbeitet, dann auch Dreher, deſſen „Hochzeit oder Feſtung? allluſtſpiel in 3 Akten" (Wiesb. 1859) auf einer ſehr gewöhnlichen Erfindung und auch nur eine nicht über die Mitigkeit ſich erhebende Ausführung, aber ein ſchönes Talent für Charakteriſtik Eduard Boas gab „Dramatiſche Schrift- Lpz. 1848) heraus, worin das Luſtſpiel lte Fritz und die Jeſuiten" durch wohl achte, allgemein bekannte Anekdoten von Wirkung iſt. Nur hat der Dichter dem manche Anſichten untergeſchoben, die er nicht gehabt hat. Sein „Shakeſpeare oder reien der Liebe. Luſtſpiel in 4 Akten", halt und Form shakeſpearisirend, iſt ckvoll, ſinnreich und voll glücklicher Witze Poſſenſpiele. „Die Apoſtelbrüder. Trauern 5 Akten" bewegt ſich in ſchöner und etiſch erhabener Sprache. Prinz Louis nand bildet den Stoff eines Dramas oſäus, Colberg eines andern von P. Heyſe, der Feldmarſchall York wurde von Wichert dramatiſch bearbeitet. Nach Pommern insbeſondere führt „Hans Lange" von P. Heyſe und „Rubenow" von Th. Pyl.

Aus der Bayerſchen Geſchichte wurde Otto von Wittelsbach von Otto Gruppe, Ludwig im Bart und Herzog Chriſtoph von Hermann Th. Schmid, Eliſabeth von Bayern von Wohlmuth dramatiſch bearbeitet. Hierher gehört auch „Der Zunftmeiſter von Nürnberg" von Oskar von Redtwitz und „Altes und neues Wiſſen, oder die Stiftung der bayriſchen Akademie der Wiſſenſchaft. Hiſtoriſches Luſtſpiel in 5 Akten" (Magdeb. 1863) von Stephan Gätſchenberger, der den behandelten Stoff mit viel Talent und reichem Humor ausführte.

Noch Sachſen führt Gutzkow im „Patkul," und Johann Minckwitz, deſſen „Prinzenraub. Ein geſchichtliches Schauſpiel in 5 Akten" (Lpz. 1839) in Trimetern, Tetrametern, Jamben, Trochäen, Anapäſten abgefaßt iſt, die ſich um ſo übler ausnehmen, als die Sprache überaus proſaiſch iſt. Von ſeinem Liede glaubt der Dichter in dem Zueignungsgedicht an den Herzog Albrecht, daß es ſich „Mit ſeinem ſanften Flügel In aller Herzen ſchleicht", auch rühmt er ſeine Dichterkraft, wir müſſen aber Beides entſchieden verneinen. Der Mangel an der gewöhnlichſten Compoſitionskunſt iſt ſchon dadurch bezeichnet, daß Churfürſt Friedrich ſich ſelbſt Alles erzählt, was er ſchon weiß. Luſtig iſt es, wie der Küchenjunge Schwalbe und der Knappe Schweinitz ſich antike Strophen und Gegenſtrophen zuwerfen, noch komiſcher, daß die Hofdamen gleichſam als Chor auftreten, und in Platenſchen Versgebäuden wimmern und jubeln. Nicht neu, aber doch immer kühn iſt die Einführung eines Hundes, mit deſſen Hülfe die Rettung des Prinzen Albrecht dem Köhler gelingt. Von Behandlung des Dialogs hat Minckwitz keine Ahnung. „Johann Friedrich VI., Herzog von Sachſen-Weimar. Hiſtoriſche Novelle in dramatiſcher Form" (Lpz. 1831) von O. L. B. Wolff iſt in gemeiner Sprache abgefaßt und ohne allen künſtleriſchen und poetiſchen Werth.

Eine thüringiſche Sage wurde von Franz Hochegger, die thüringiſche Geſchichte von Roſt behandelt. Franz Hochegger, geb. am 4. Oct. 1815 zu Insbruck, ſtudierte daſelbſt, trat 1851 als Privatdocent an die Univerſität Wien, wurde nach und nach Gymnaſiallehrer in Preßburg und in Wien, Profeſſor der Philologie an den Univerſitäten Pavia und Prag, und zuletzt Director des akademiſchen Gymnaſiums in Wien, wo er ſich als Redacteur der Zeitſchrift für die öſterreichiſchen Gymnaſien und als Mitherausgeber des ausgezeichneten Werkes „Die Fortſchritte des Unterrichtsweſens in den Culturſtaaten Europas" (Wien 1867) verdient gemacht hat. Als Dichter iſt er wegen „Suleika. Schauſpiel in 5 Aufzügen" (Wien 1845) zu nennen, worin er die bekannte Sage vom Grafen Gleichen in eigenthümlicher Weiſe behandelt, indem er, von der Ueberlieferung abweichend, die orientaliſche Sultanstochter Suleika nicht als zweite Gattin des Grafen einführt, ſondern dieſelbe wieder in ihre Heimat zurückkehren läßt, nachdem es ihr gelun-

gen, den Frieden zwischen dem Grafen und seiner Gattin wiederherzustellen, der durch ihr Erscheinen gestört worden war. In der Behandlung ist noch Einfluß der romantischen Schule wahrnehmbar; die leidenschaftlichen Scenen erfreuen durch ihre Wahrheit und Tiefe. F. Rost behandelte die bekannte Geschichte von „Friedrich mit der gebissenen Wange" mit offenbarem Talent, aber ungenügend künstlerischer Durchbildung. Die thüringische Geschichte wurde noch von Schloenbach und Pet. Lohmann, die von Wolffenbüttel von Charl. Birch-Pfeiffer dramatisch bearbeitet.

Die Geschichte Würtembergs behandelte Ch. Küffner und nach ihm Alexander Patuzzi, der in den „Beiden Bürgermeistern von Ulm. Historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Ulm 1843) einen guten Stoff gewählt, ihn jedoch nicht glücklich durchgeführt hat. Es sind darin zu viele unbedeutende Scenen, die sich zudem wiederholen, eingeschoben, die Haupthandlung geht zu stürmisch vorwärts; auch ist die Ermordung Besserers durch Harsdörffer ganz gegen den ruhigen, staatsmännischen Charakter des Letztern. Ist die Thatsache historisch wahr, was wir nicht wissen, und hätte sie der Dichter beibehalten wollen, so hätte er sie ganz anders motivieren müssen. Ein anderes Drama von Patuzzi „König und Aebtissin. Trauerspiel in 5 Akten" (Wien 1852) ist mir unbekannt.

An die allgemeine Geschichte Deutschlands und die der einzelnen Staaten reihen wir endlich diejenigen Dramen an, welche bedeutende Persönlichkeiten zum Gegenstande haben, welche nicht sowohl wegen ihres Einflusses auf die Entwickelung der Geschichte, als wegen ihrer persönlichen Schicksale die Aufmerksamkeit der Dichter erregt haben. Zwar hätten vielleicht manche Personen, die schon oben erwähnt wurden, auch hierher gezogen werden können, wie z. B. der Herzog Bernhard von Weimar u. A. m., aber es läßt sich am Ende keine bestimmte Grenzlinie ziehen, und so hätte auch z. B. Der „Jürgen Wullenweber" von Karl Gutzkow und „Der Hanseate. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Akten" (Lpz. 1848) von Theodor Hermann Oelckers, der denselben Stoff behandelt, wie Gutzkow, aber mit dessen Drama in keiner Weise verglichen werden kann, früher erwähnt werden können. Salomon Mosenthal hat die Cäcilia, die Geliebte Ottos IV. dramatisch bearbeitet; Jacobäa von Baden oder Bayern ist von F. W. Kugler, Otto Grube und Fr. Marx, dann auch von Karl Gustav v. Bernek bearbeitet worden, dessen „Jakobäa. Trauerspiel in 5 Akten" (Bad. 1856) bei vielem Guten in Anlage, Charakteristik und Darstellung im Ganzen doch selbst dem Kuglerschen Drama nachsteht. Neben ihr fanden Agnes Bernauer und Philippine Welser, die, so gleich an Schönheit und Adel der Seele, so verschiedenes Schicksal hatten, manche glückliche Bearbeitung. Agnes wurde von Honcamp, Hebbel und Melchior Meyr, dann früher auch von Adolf Böttiger behandelt, der in „Agnes Bernauer. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Lpz. 1845) den glücklichen Stoff mit Talent und Bühnenkenntniß erfaßte, hie und da aber zu sehr ins Lyrische streifte. Es war ein glücklicher Gedanke, darin von der Ueberlieferung abzuweichen, daß der Vater des Herzogs Albrecht den Tod der Agnes nicht wollte, wodurch allein die Versöhnung des Vaters und des Sohnes möglich wurde. Nicht zu rechtfertigen ist dagegen, daß das Drama nicht mit dem Tode der Agnes schließt, da doch auch so eine Scene für die Versöhnung hätte angebracht werden können. Daß dieser Versöhnung und der Bestrafung des Kanzlers noch ein ganzer Akt gewidmet ist, hat den Eindruck gar sehr abgeschwächt. Neben Oskar von Redwitz hat auch Hermann Sallmeyer ein Drama „Philippine Welser. Originalschauspiel in 5 Akten" (Augsb. 1854. 2. Aufl. Jusb. 1867) verfaßt, das in der Behandlung höchst ungleich ausgefallen ist, denn während der Anfang von wahrer Erfindungs- und Gestaltungsgabe, von tiefem Gefühl und liebenswürdiger Gemüthlichkeit zeugt, verflüchtet sich das Ende in bedeutungslose Kleinigkeiten. Der Erfinder der Buchdruckerkunst wurde von Charl. Birch-Pfeiffer, von Friedrich Marlow in „Gutenberg. Drama in 5 Aufzügen" (Lpz. 1840) behandelt, das viel Treffliches enthält, besonders in der Schilderung der Leidenschaften und in der Individualisierung der Charaktere sehr glücklich ist; aber der Dichter läßt sich vom Einzelnen zu sehr hinreißen und geräth eben dadurch in Formlosigkeit. Noch genialer, aber auch noch formloser ist des nämlichen Dichters „Faust. Ein dramatisches Gedicht in 3 Abtheilungen" (Lpz. 1839), in welchem er nach Weise der Romantiker Alles besprechen wollte, Natur, Wissenschaft, Kunst und wer weiß, was noch. Zudem ist es in Gedanken und Sprache gesucht, und die Kühnheit der Anschauung verliert oft den Boden, so daß das Verständniß darüber verloren geht. Eine wahre Mißgeburt deutscher Originalitätssucht ist „Der Todeskampf des Dichters. Drama in 1 Akt" „Der unglückliche Michael Kohlhaas, der durch Heinrichs von Kleist novellistische Bearbeitung allgemein bekannt wurde, bildet den Stoff zweier Dramen von Prölß und A. L. Schenk. Der Abenteurer Baron von Neuhof ist der Held von Erwin Schliebens „Theodor, König von Corsica. Eine Komödie in 5 Akten" (Berl. 1860). Es ist dieß allerdings ein Stoff, der sich bei dem Charakter und den Abenteuern des Barons eben so gut zur Komödie als zur Tragödie leiht, aber eben deswegen den Dichter verleitete, beide Richtungen zu vermischen. In die neueste Zeit gehört Kaiser Maximilian von Mexiko von F. G. Fischer.

Wir schließen an diese Reihe diejenigen Dramen an, welche das Leben ausgezeichneter Dichter, Künstler und Gelehrten behandelt haben und zwar nicht bloß deutscher, sondern aller europäischen Culturvölker. Von den italienischen Dichtern wurde Dante von Albert Lindner, Boccaccio von Deinhardstein, Petrarca von Wilhelm von Chezy, dem Sohne der bekannten Dichterin, dramatisch bearbeitet. Sein „Petrarca. Künstlerdrama in 5 Akten" (Bair. 1852) erfreut durch die zarte Auffassung der leidenschaftlichen Liebe, sowie durch die schöne und fließende Sprache. Weniger gelungen ist sein „Camoens. Trauerspiel in 5 Akten" (Bair. 1832), in welchem der erste Akt viel versprechend ist, während die folgenden immer bedeutungsloser werden. Das In-

e iſt zwiſchen mehreren Perſonen getheilt; ɔens wird nur zuletzt Mittelpunkt der ɔlung, aber iſt dann ohne tragiſches In- e. Die Liebesverhältniſſe ſind unklar ent- lt und die Darſtellung iſt ſehr ungleich. nhard Brummers „Taſſo, ein roman- s Gedicht in 4 Abtheilungen (Mannh. l) iſt in der allerdings mit Sicherheit be- elten Form geſucht, aber gedankenreich, r Zeichnung der Charaktere glücklich und ner edlen Sprache geſchrieben. Deſſelben ers „Shakeſpeares Affe, oder Leben und Lie- Ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen“ (Amb. l) iſt voll übermuthiger Laune, Witz und asmus, aber ohne Kunſt dramatiſcher Com- ion. J. D. Hoffmann, geb. 26. Sept. 3 in Lübeck, nach vollendeten Studien Er- r in Rußland, ſetzte in „Taſſos Tod. ierſpiel in 5 Aufzügen“ (Lpz. 1834) hes Meiſterwerk auf ein ſeines Vorbildes unwürdige Weiſe fort. Weniger gelun- iſt ſein „Fauſt“ (Eb. 1833). „Die Halb- ſter. Trauerſpiel in 5 Aufzügen“ (Eb. 5) iſt trotz der guten Erfindung, der in- anten Handlung und mancher wirkſamen ten als Kunſtwerk verfehlt, die Akte haben Theil keinen gehörigen Abſchluß; die Per- ı halten zu lange Reden, die Verhältniſſe Charaktere ſind nicht klar genug geſtaltet. ches iſt zu opernartig gehalten. Zu rüh- iſt der Gedankenreichthum und die wür- Sprache. Von dem Spaniſchen Dichter :eto findet ſich eine Bearbeitung von J. klein; der durch ſeine Schickſale wie ſeine Dichtungen berühmt gewordene Por- e Camoens erſcheint in Dramen von Halm, Horn, Hermann Th. Schmidt, helm von Chézy. Von den engliſchen ern wurde Shakeſpeare am Häufigſten eitet, von Braun von Braunthal, Ed. s, Albert Lindner, B. Brummer und ing. „Shakeſpeare in der Heimath und die nde. Schauſpiel in 4 Akten“ (Schleuſ. 1840) Karl v. Holtei, auf den wir ſpäter zurück- ten, iſt nach der bekannten Novelle von L. Tieck eitet. Der ſchon erwähnte Georg Hick :te „Shakeſpeare und Southampton oder ßten Jahre der großen Königin. Hiſtoriſches uſpiel in 5 Aufzügen“ (1864), deſſen Fa- ut erdacht iſt. Die Handlung bewegt ſich der Dialog iſt lebhaft, die Charakteriſtik ıgen, die Sprache würdig. Es ſind Stel- ıus Shakeſpeare'ſchen Dramen glücklich ßt, nur iſt dieß wirkungsvolle Mittel wohl iufig angewendet. Ueberflüſſig mag es in Oekonomie des Stückes ſein, daß Shake- e den Grafen Nottingham zwingt, ſich für ı Freund Southampton zu verwenden, ; durch die Scene mit Lady Nottingham thig wird. Dieß hat aber auch zur Folge, ɔie ganze Geſchichte mit den Briefen und Verrath des Secretärs des Grafen Not- am ebenfalls überflüſſig wird, wenigſtens r Weiſe, wie ſie hier verwendet iſt. In ; und Hieronymus. Trauerſpiel in 5 Ak- (1868) des nämlichen Dichters iſt zwar ompoſition nicht ohne Mängel, aber ſonſt as Ganze durchaus lobenswerth. Die aktere ſind durchgängig wahr und ſcharf hnet, die Sprache dem Charakter der Per- ſonen angemeſſen. Der Dichter verliert ſich nicht in dogmatiſche Auseinanderſetzungen, daher ſich die Handlung raſch und ſicher entwickelt. Ganz ſchön iſt die Epiſode von der Liebe der Maria zu Hieronymus. Nicht zu loben iſt dagegen, daß das Intereſſe auf zwei Hauptperſonen vertheilt iſt, wodurch die künſtleriſche Einheit verloren geht, denn dieſe kann doch nicht darin beſtehen, daß zwei Perſonen für die nämliche Idee ſterben. Ganz ungeeignet iſt der Geiſt des geopferten Huß. Der unglückliche engliſche Dichter Richard Savage iſt der Gegenſtand eines Dramas von Karl Gutzkow, Milton eines andern von G. H. Liebenau. Der Gedanke in „Miltons Muſe. Dramatiſches Gedicht in 1 Aufzuge“ iſt ganz gut: Der blinde Milton iſt nach der Rückkehr der Stuarts als Anhänger Cromwells zum Tode verurtheilt; der Hofpoet Devanont erhält ſeine Begnadigung durch die Gemahlin des Generals Monk; ſie iſt nämlich dieſelbe, die ihn als Jüngling im Schlafe geküßt und die er vergeblich überall aufgeſucht hatte, was ihn zu ſeinem „Verlorenen Paradieſe“ begeiſterte. So gut Alles ſonſt iſt, ſo erſcheint es ſehr unpaſſend, daß Milton den reumüthigen Bekehrten ſpielt, was ſeinen Charakter allzuſehr herabdrückt. Lord Byron bildet den Stoff eines Dramas von Eliſe Schmidt. Von den franzöſiſchen Dichtern ſind Corneille und Molière von Gutzkow, Voltaire von Klein und Deinhardſtein, Pignault-Lebrun von Deinhardſtein, von den deutſchen Dichtern Hans Sachs ebenfalls von Deinhardſtein und Pyl, der edle Jeſuit Spee von Joſeph Pape dramatiſch bearbeitet, und zwar zuerſt unter dem Titel: „Friedrich von Spee. Trauerſpiel“ (Mainz 1851) und dann umgearbeitet aber nicht verbeſſert als „Bertha Maria. Schauſpiel“ (Köln 1863). Wie in dieſem, ſo iſt auch in „Herzog Konrad. Ein deutſches Trauerſpiel“ (Schaffh. 1854. 2. Aufl. Köln 1864), den wir früher hätten anführen ſollen, Talent im Einzelnen ſichtbar, aber es iſt im Ganzen in gleicher Weiſe mißlungen. Gottſched und Gellert erſcheinen in Dramen von Arthur Müller und Laube, Gellert insbeſondere von Karoline Bornſtein (pſeudonym E. Karoli) in „Das eingebrachte Ständchen, oder Gellert im Schlafrock. Originalluſtſpiel in 1 Akt“ (1831), worin des Dichters Schüchternheit einem jungen Mädchen gegenüber nicht ohne Laune veranſchaulicht wird. Von der nämlichen Dichterin beſitzen wir noch „Jedem das Seine. Original-Luſtſpiel in 3 Akten“ (Iſerl. 1832). Die Neuberin wurde von Frau Pinzer unter dem Namen Ernſt Ritter, Bürger von Moſenthal, Leſſing von Königsberg, Goethe von Deinhardſtein, Gutzkow und Arthur Müller, dann auch von Schüller und Grün bearbeitet. „Das Pfarrhaus von Seſenheim. Liederſpiel in 3 Aufzügen“ (Berl. 1858) von Eduard Schüller hat einige glänzende Stellen, nämlich die eingeſchobenen Gedichte Goethes; das Uebrige iſt höchſt unbedeutend. Vortrefflich iſt dagegen „Friederike. Schauſpiel mit einem Facſimile der Titelheldin“ (Straßb. 1859) von Albert Grün, worin Alles zu loben iſt, die tüchtige Charakteriſtik ſämmtlicher handelnder Perſonen, des genialen Dichterjünglings, der jungfräulich edlen und weib-

lich schönen Friederike, des Vaters, der Mutter und aller Nebenpersonen; die reine und blühende, nie ins Abenteuerliche sich verlierende Sprache, der tüchtige Versbau, der Gedankenreichthum, die tiefe und wahre Empfindung. Vortrefflich ist ferner die allmählige Entwickelung der Liebe in den beiden jungen Gemüthern dargestellt, vortrefflich die Art und Weise, wie Goethe die einfache, naive Jungfrau geistig hebt, ohne daß sie ihre Einfachheit und Natürlichkeit verliert. Mit Geist und poetischem Sinn sind die Lebensansichten erfaßt, die Goethe bei verschiedenen Gelegenheiten, namentlich dem alten Pfarrer gegenüber ausspricht. Und so ist auch die Lösung des Verhältnisses mit Talent herbeigeführt, eine Lösung, die Beiden tiefen Schmerz bereitet, dem sie sich aber mit Hingebung unterwerfen, weil sie die Ueberzeugung haben, daß Goethe nicht in das enge, bürgerliche Leben eintreten könne, ohne sich selbst zu verlieren. Der Dichter hat zur Darstellung der einfachsten Begebenheit beinahe 300 Seiten verwendet, aber er hat das innere Leben mit solcher Tüchtigkeit geschildert, daß sich dadurch auch die äußern Beziehungen zu erweitern scheinen und die Reden zu vollkommenen Handlungen werden. Schiller erscheint in einem Drama von Laube und in einem andern von Ferdinand Fränkel, dessen „Friedrich Schiller als Mensch und Dichter. Ein Lebensbild in 4 Abtheilungen" (Münch. 1863) freilich sehr langweilig ist; dagegen ist ein andres Drama desselben Dichters „Die Zunftmeister von Krähwinkel oder der Kampf der Realrechtler mit den Gewerbefreiheitlern. Ein bürgerliches Trauerspiel und trauriges Bürgerspiel mit Gesang und Wehgeschrei über Gewerbfreiheit in 5 Aufzügen" eine gelungene Verspottung des „Zunftmeisters von Nürnberg" von Oskar von Redtwitz.

Von den Künstlern wurden Stradella und Salvator Rosa von Deinhardstein, Filippo Lippi von Rustige, Michel Angelo von Hebbel, Raphael von Ed. v. Badenfeld, Herm. Th. Schmidt und von A. E. Wollheim da Fonseca aus Hamburg dramatisch bearbeit, dessen „Rafael Sanzio. Romantisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. Nebst Vorrede über das romantische Drama" (Lpz. 1856) voll echter Poesie und dramatischer Gestaltungskraft ist, die sich sogar durch die darin herrschende romantische Willkür nicht verdrängen läßt. Der Dichter giebt in der Einleitung, in welcher er selbst sein Drama bespricht, die Idee desselben folgendermaßen an: „Die wahre Liebe besteht im Aufgeben des eignen Glücks, in der vollsten Entsagung, wenn das wahre Glück des Geliebten eine solche verlangt. Daher giebt sich Fornarina den Tod, um Rafael für die Kunst zu retten, da die Ehe mit ihren kleinirdischen Sorgen des Künstlers Schwung lähmen mußte." Diese Idee ist mit großem Talent durchgeführt, und der Dichter entwickelt hierbei einen großen Reichthum von schönen und lebensvollen Gedanken. Im Vorwort erklärt der Dichter, daß der römische Katholicismus die Grundlage aller Kunst sei; und wie einst Wackenroder behauptete, daß nur ein Mönch ein wahrer Maler werden könne, so ist Wollheim der Ansicht, daß es in unserer europäisch-christlichen Cultur keine Poesie gebe als die katholische, weil der Katholicismus die Poesie des Christenthums sei, wobei er hinzufügt, daß der Protestantismus keine poetische Berechtigung habe. In seinem Drama ist er jedoch nicht so einseitig beschränkt, indem er ja in dem Diener auf das Anschaulichste zeigt, zu welchen Abscheulichkeiten der jesuitische Katholicismus führt, der freilich im protestantischen Pietismus des Aehnlichen genug hat. Seine übrigen Dramen „Sebastian" und „Der letzte Maure" sind uns leider unbekannt geblieben, so wie auch seine Possen: „Der fliegende Holländer," „Rosen im Norden," und „Michaels Wanderungen." Albrecht Dürer erscheint in einem Drama von Th. Pyl und in „Meister Albrecht Dürer. Drama in 4 Aufzügen" (Nbg. 1840) von Caroline Leonhardt Lyser, welches freilich nichts Anders ist als eine versifizierte Biographie des großen Malers. Ruaens wurde von Charl. Birch-Pfeiffer, Mozart wurde von Leonh. Wohlmuth, Beethoven von Sigmund Wiese Garrick von Deinhardstein und Iffland von Charl. Birch-Pfeifer dramatisch behandelt.

Noch haben wir die Dramen anzuführen, die ihren Stoff aus der kirchlichen Legende und der Kirchengeschichte entnommen haben. Die Veronika wurde von Emilie Ringseis, Cäcilie von J. Weißbrodt, die Märtyrer von Sigmund Wiese bearbeitet. Burckhardt, Oberlehrer in Bautzen, gab in den „Märtyrern von Carthago. Ein dramatisches Gedicht" (Lpz. 1863) gut gemeinte Gespräche ohne Poesie und tieferen Gehalt. „Bischof Cyprian. Ein dramatisches Gedicht" (Stuttg. 1862) von einem ungenannten Verfasser ist eine Verherrlichung des Märtyrerthums in einer sehr ungleichen Sprache, die manchmal warm und ergreifend, oft unbeholfen und prosaisch ist. Die Charaktere sind im Ganzen gut geschildert, wenn auch nicht immer scharf genug. Die Freiheit der Composition in Bezug auf Zeit und Ort geht ins Uebermäßige. Der Schluß mit dem Tod der Feinde Cyprians ist ungeeignet, da dessen Märtyrerthum dadurch an dramatischer Wirkung verlieren muß. Auch begegnet man öfters Reminiscenzen aus andern Dichtungen, z. B. aus Goethe. („Und Wahrheit sei dann ferner zwischen uns"), was immerhin einen unangenehmen Eindruck macht. Es haben nicht bloß die Heiden Märtyrer gemacht, die Christen und zwar die Katholiken wie Protestanten sind hinter den ärgsten Greueln der heidnischen Verfolgungen nicht zurückgeblieben, und zwar haben vorzüglich die Juden vom Haß der Christen oft das Entsetzlichste erfahren müssen. Gustav Karl giebt in der „Verfolgung der Juden durch Emicho. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Mannh. 4841), einem grausenhaften, aber wahren Bild der Judenverfolgungen am Ende des 11. Jahrhunderts, eine lebendige Schilderung der entmenschten Christen, welche die abscheulichsten Grausamkeiten verübten, theils aus fanatischem Wahn, theils aber auch aus den niedrigsten Leidenschaften. Theodor Gaßmann hat in den „Juden von Worms. Volksdrama in 5 Aufzügen" (Hamb. 1860) einen gut angelegten Plan glücklich durchführt und auch Kunst der Cha-

iſtik bewieſen. Es iſt darin die Macht Opferfreudigkeit der Mutterliebe vortreff- eſchildert und der Wahnwitz des Volkes, ch von dem gemeinſten Geſindel und den lichſten Böſewichtern zu den unmenſchlich- Thaten verleiten läßt, iſt mit Glück zur nung gebracht. Die Darſtellung iſt wür- nd nicht ſelten echt poetiſch. Gaßmann ch auch durch ſeine Luſtſpiele und Poſſen at gemacht, die in den „Heiteren Bühnen- r" (2 Bde. Hamb. 1865) geſammelt er- n ſind. Die Sprache derſelben iſt hie da ſteif, der Dialog jedoch meiſt lebhaft nicht ohne geiſtigen Gehalt. Die Erfin- n ſind nicht immer neu, die Verwickelun- ind dagegen meiſt geſchickt herbeigeführt zu echt komiſchen Situationen ausgebil- Am Beſten ſind „Prinzeſſin Ilſe. Luſt- in 1 Akt", „Onkel Tannhäuſer. Luſtſpiel kt", „Plauderſtunden. Luſtſpiel in 1 Akt", eiſt für Bollinger. Schwank in 3 Akten". Waldenſer. Ein dramatiſches Gemälde riſchen Randzeichnungen" (Hamb. 1861) ſulius Köbner ſind freilich weit ent- auf den Namen eines dramatiſchen Kunſt- Anſpruch zu machen, aber man begegnet großen Zahl von ſchönen Einzelnheiten. ſchöne Stoff würde wohl eine gute dra- he Bearbeitung verdienen; in dem vor- den Stück hat aber der Dichter nur eine von einzelnen Scenen gegeben, die loſe ander gefügt ſind, ſo daß beinahe jede Nachtheil des Ganzen an einem andern ſtehen könnte. Das Ganze zerfällt in heile, und jeder Theil wieder in mehrere itte, von denen jeder mit einem lyriſchen te ſchließt, das gleichſam als Chor die Idee ſchnittes zuſammenfaßt, und dieſe Gedichte denfalls das Beſte im ganzen Drama, in m ſich die nämlichen Gedanken zu häufig wie- en, die zudem wenig poetiſch ausgedrückt ſind. Märtyrer Savaronala wurde von Pet. ann, Huß von G. Hick dramatiſch bearbei- ßterer außerdem noch nicht ohne Glück von . Gies in „Johann Huß. Trauerſpiel" den 1846) und von K. Ernſt, der in nn Huß. Hiſtoriſches Trauerſpiel" (Berl.) die lebendigſte Begeiſterung für religi- eiheit, ja ſogar den leidenſchaftlichen Haß das Papſtthum ausſpricht. Das Drama Reflexionen überladen, weshalb die Hand- icht die nothwendige Ueberſichtlichkeit hat. Märtyrer Servet mußte um ſo mehr amatiſchen Behandlung reizen, als ſeine me Hinopferung durch den Begründer anzöſiſchen Reformators im vollſten Wi- uch mit dem Weſen des Proteſtantismus „Michel Servet. Trauerſpiel in 5 Ak- Bremen 1849) von einem Ungenannten Drama, da es an einer eigentlichen ung fehlt; dagegen iſt es voll großer, er Ideen, die Charakteriſtik Servets und s iſt durchaus gelungen und zeugt ſo- on tiefer Menſchenbeobachtung als von niß der damaligen Verhältniſſe. Die he iſt warm und würdig. „Die Genfer- rſpiel in 5 Akten" (Bresl. 1850) von Ring behandelt ebenfalls Servets Mär- rium. Der Plan iſt einfach und klar, s iſt insbeſondere zu loben, daß die Handlung auf die letzten Tage Servets be- ſchränkt iſt. Das Drama hat zwar wenig Handlung, es iſt der Stoff jedoch ſo behandelt, daß ſich das Intereſſe von Aufzug zu Aufzug ſteigert. Die Charaktere ſind trefflich gezeichnet, beſonders in den beiden Hauptperſonen. In Calvin iſt der großartige Geiſt, die tief ge- wurzelte Ueberzeugung von der Wahrheit ſeiner Anſichten, der unerſchütterliche Glaube an Gottes unmittelbaren Schutz, ſeine Gewalt über die Gemüther, und daneben der pfäffiſche Geiſt, der keine Mittel ſcheut, den Feind zu verderben, der Freundſchaft, Dankbarkeit Liebe mit Füßen tritt, um den Zweck zu erreichen, den er für heilig hält, zur lebendigſten An- ſchauung gebracht. Dagegen zeigt ſich uns Ser- vet als einen edlen muthigen Kämpfer für Wahrheit und Licht, der nur durch die Macht der Wahrheit überzeugen will, der in der Chri- ſtuslehre die Liebe für das höchſte Gebot an- ſieht, deſſen große Geſinnung ſich darin beur- kundet, daß er den fanatiſchen Liebling Cal- vins, der ihn anklagt und ihn verhaften läßt, im Gefängniß durch die Macht des Wortes und die Milde ſeines Weſens zu ſeinen Anſichten bekehrt. Eben ſo vortrefflich iſt die Gattin Calvins gezeichnet, die in näherem Umgang mit ihm deſſen ſchlimme Seiten hatte durchſchauen lernen und ſchon lang vor dem Beginn der Handlung durch Servets Schriften eine chriſt- lichere Auffaſſung des Chriſtenthums gewonnen hatte und daher Alles freilich vergeblich an- wendet, um den verehrten Mann zu retten. Die Schilderung ihrer innern Kämpfe iſt von großer Schönheit. „Calvin und Servedo. Ein Trauerſpiel" (Berl. 1852) von Gotthelf Theodor Hermann iſt ebenfalls eine glückliche Bearbeitung des nämlichen Stoffes. Beſonders zu loben iſt die glückliche Durchfüh- rung des Gegenſatzes der beiden Perſonen. Das Trauerſpiel gewinnt große Lebendigkeit durch das Liebesverhältniß Servedos zu Cal- vins Schweſter, aber es bewegt ſich allzuſehr in dogmatiſchen Erörterungen, obgleich dieſe mit großer Kunſt und poetiſchem Sinn behan- delt ſind. „Servet. Tragödie in 5 Aufzügen" (Gött. 1863) von H. Friedrich macht ſchon deshalb einen unangenehmen Eindruck, weil ſich der Verfaſſer darin bemüht, Calvins grauſame That zu rechtfertigen. Luther erſcheint in einem Drama von Hans Koeſter, Zwingli in einem andern von Charl. Birch-Pfeffer und die Zeit der Reformation wird in einem Schau- ſpiel von Albert Türcke behandelt. Wilhelm Brauſe, der als Pfarrer zu Lichtenberg in Sach- ſen ſtarb, hat in den „Socinianern. Trauer- ſpiel in 5 Aufzügen" (Dresd. u. Lpz. 1835) die Vertreibung der Socinianer aus Polen geſchildert; es iſt Dieß aber ein unglücklicher Stoff, den ſelbſt ein größeres Talent nicht leicht hätte bewältigen können, weshalb ſich der Verfaſſer genöthigt ſah, häufige Debatten über theologiſche Dogmen aufzu- nehmen, um ſeiner Tragödie wenigſtens irgend einen Gehalt zu geben. Die Vertreibung der Proteſtanten in Tirol wurde von Arthur Müller, die „Proteſtanten in Salzburg" (Stuttg. 1867) von Otto Roquette dramatiſch bearbeitet. Von demſelben ſind noch mehrere Dramen aufgeführt worden, aber es iſt, ſo viel wir wiſſen, nur noch „Das Reich der Träume.

Ein dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (2. Aufl. Berl. 1854) im Druck erschienen. Er behandelt einen ähnlichen Stoff wie Goethes „Triumph der Einsamkeit", und ist auch in ähnlicher Weise gelöst. Es ist phantasiereich, aber undramatisch.

Die Sagen- und Mährchenwelt konnte, wie es von deutschen Dichtern nicht anders zu erwarten war, nicht vorübergegangen werden, und zwar war der Faust ein Stoff, an dem man sich vorzugsweise zu versuchen wagte. Daß derselbe von C. J. N. Czilky J. D. Hoffmann, Braun von Braunthal, W. Gärtner und Marlow behandelt wurde, ist schon früher erwähnt worden. Der „Faust" (Düsseld. 1848) von F. Reinhard bietet viel Gutes, schön und tief Gedachtes, aber das Ganze ist verfehlt, indem es wie gewöhnliche Romane und Schauspiele das Tragische zur Zufriedenheit der Zuschauer und Leser löst. Faust bekehrt sich nämlich am Ende, indem er erkennt, daß alles Haschen nach Wissen vergeblich sei und nur die Ergebung in den Willen Gottes zu einem seligen Ende führe. Ueber den „Faust" (1. Th. Lpz. 1860) von Ferdinand Stollte läßt sich noch kein endgültiges Urtheil fällen, da er noch unvollendet ist. Nur so viel läßt sich sagen, daß der Dichter von der theatralischen Darstellung abgesehen hat und auch keinen eigentlich dramatischen Gang befolgt, sondern sich den Eingebungen seiner Phantasie überläßt, die allerdings reich und fruchtbar ist, sowie ihm ein großer Gedankenreichthum und glückliche, oft tief poetische Darstellung seiner Anschauungen nicht abzusprechen ist. Der „Stauf. Eine Dichtung" (Berlin 1838) von Theodor Scheerer scheint eine Parodie auf die Goethesche Dichtung zu sein. Auch W. Jordan dichtet eine Faustiade. Die Behandlung der Sage vom Ewigen Juden durch Langewiesche haben wir schon früher erwähnt, so wie die dramatische Bearbeitung der Don Juansage durch Siegm. Wiese, Braun von Braunthal und Widemann. „König Arthur und seine Tafelrunde. Drama" (Lpz. 1834) von August Bürck verliert sich in romantische Ungeheuerlichkeiten. Die Tristansage wurde von Röber, Weilen, Rich. Wagner und zuletzt von L. Schneegans („Tristan. Trauerspiel in 5 Aufzügen mit einem Vorspiele" Lpz. 1865), die Sage der Griseldis von Fr. Halm, Genovefa von Hebbel, die Loreleisage von Geibel und Ed. Rüffer, Salomon und Salome von Franz Kutter, Dornröschen von W. Genast, Drosselbart von Roeber bearbeitet. C. Gottlieb Häbler (geb. 1829 zu Groß-Schönau bei Zittau) dichtete „Die Sieben Raben. Zaubermärchen in 5 Akten", die viel Schönes darbieten. Manche heitere, von frischem Humor durchwürzte Scenen sind der ernsten Theile würdig, aber es ist auch Manches zu breit und ohne ansprechenden Inhalt. „Die alte Komödie vom Arzt und Tod, oder Schuster bleib bei deinem Leisten. Ein scherz- und ernsthaftes Spott- und Lustspiel, verfaßt von Peter Sch . . ." (Gött. 1857) ist im Sinn des alten Märchens durch glückliche Erfindungen und humoristische Einfälle erweitert und verändert. C. Haffner hat in seinem „Oesterreichischen Volkstheater" (3 Bde. Lpz. 1845—46) den nämlichen Stoff behandelt: „Der Tod und der Wunderdoctor in 3 Aufzügen", außerdem hat er noch andre Volksmärchen dramatisiert, darunter „Das Marmorherz in 3 Aufzügen", „Die Thränenquelle in 2 Aufzügen". Die einzelnen Stücke sind sehr ungleich, und er erreicht den trefflichen Raimund nicht, dem er offenbar nachstrebt. Eine seiner besten dramatischen Arbeiten ist „Therese Krones", ein höchst ansprechendes Wiener Lebensbild, das auf einer wirklichen Begebenheit beruht. Begabter als der eben genannte Dichter ist der Graf Franz Pocci, dessen „Gevatter Tod" (München 1855) bei manchen schönen Einzelnheiten doch ohne dramatische Kraft ist. „Der Karfunkel. Volksdrama in 3 Aufzügen", nach Hebels alemannischem Gedicht frei bearbeitet (Münch. 1860) ist viel zu breit gehalten, aber das Volksleben ist mit Einsicht aufgefaßt. „Hassan. Ein dramatisches Märchen" (Dortm. 1836) von Otto von der Weiden ist eine glückliche dramatische Satire der Zeitverhältnisse und damaligen Bestrebungen. Der „Kynast. Romantisches Spiel in 5 Aufzügen" (Speyer 1845) von Ulrich Riesler ist eine lobenswürdige Behandlung der bekannten Sage mit glücklicher Erfindung von Episoden, welche den an sich dürren Stoff beleben. Weniger entsprechend ist dessen „Jungfernsprung. Dramatische Studien in 5 Aufzügen" (Eb. 185 .)

Die Tragödie, welche nicht auf historischer Grundlage beruht und daher im Allgemeinen als bürgerliches Trauerspiel bezeichnet werden kann, wurde, wie schon berichtet, von Wilhelm Angelstern, Bacher, Ed. von Badenfeld, Ed. Boas, Braun von Braunthal, Eduard Duller, Rob. Giseke, J. D. Hoffmann, Hutterus, Otto Jacobi, Kurnik, Langenschwarz, O. Ludwig, dem Fürsten zu Lynar, Hermann Marggraff, Alfred Meißner, Paunasch, Alexander Patuzzi, Oskar von Redtwitz, F. W. Rogge, Schnitter, Victor von Strauß, F. Th. Wangenheim, Siegm. Wiese und Wollheim da Fonseca bearbeitet, dann von folgenden Dichtern, über die später ausführlicher zu berichten ist: Charl. Birch-Pfeiffer Gustav Freytag, Robert Giseke, Karl Gutzkow, Fr. Halm, Fr. Hebbel, Julius Mosen, Salomon Mosenthal und Franz Nissel. Außer diesen sind folgende zu besprechen: Franz von Sydow hat in „Woldemar oder der Sturm auf Villarosa. Trauerspiel in 5 Aufzügen, nach einer Sage aus Körners Nachlaß. Frei bearbeitet." (Lpz. 1834) zwar einige wirkungsvolle Scenen, das Ganze ist aber ohne dramatische Anlage; auch neigt sich der Dichter zu sehr zur unmotivierten Schicksalstragödie. Die Handlung in „Prinz Leo. Eine phantastisch-tragische Hof- und Staatsaction" (Hamb. 1834) von einem ungenannten Dichter ist spannend, die Motive und Conflicte sind glücklich erfunden, auch hat der Dichter ein hübsches Gestaltungstalent. Nur Eine Person, Draco, erscheint zu räthselhaft in ihrem Treiben, was für das Ganze störend wirkt. „Der Malteser. Trauerspiel in 5 Aufzügen nebst einem Vorspiel" (Braunschw. 1836) von Carl Sternberg ist eine Art von Abällino und nicht ohne Geschick einfach und rasch entwickelt. Friedrich August Freiherr von Heyden, dessen „Konradin" wir schon im dritten Bande erwähnt haben, wandte

sich nach langer Unterbrechung wieder dem Drama zu, für welches er nicht weniger Talent bewies als für das Epos. Seine Erfindungen sind glücklich, die Zeichnung der Charaktere ist fein und wahr, Vers und Sprache sind gebildet und wohllautend. Er kennt die Gesetze der Kunst und zeigt sich meist durchgängig geschmackvoll. Aus seinen im „Theater" (2 Bde. Lpz. 1842—43) gesammelten Dramen erwähnen wir „Den Spiegel des Akbar. Trauerspiel in 5 Aufzügen", das, obgleich im fernen Morgenland und in alten Zeiten spielend, doch mit tiefer Beziehung auf die Gegenwart abgefaßt ist und zwar ohne Verletzung des Costums, da Alles auf rein Menschliches gegründet ist. „Nadine. Trauerspiel in 5 Akten" ist die talentvolle Ausführung eines allzureichen Stoffs, der eine klare Uebersichtlichkeit hindert. Wie in der Tragödie, so ist er auch in der Komödie glücklich. „Die Modernen. Lustspiel" behandelt die Emanzipation der Frauen lustig und witzig, doch nicht ohne Uebertreibung. „Wechsel und Album. Lustspiel in 5 Akten" ist Eins seiner besten Stücke, das sich durch tiefe Charakterzeichnung, die rasch fortschreitende und interessante Handlung und eine würdige Haltung auszeichnet. „Die Brüder. Ein Trauerspiel" (Magdeb. 1842) von G. G. Melos erwähnen wir nur, um an einem Beispiele zu zeigen, wie weit die Selbstverkennung geht, die sich nicht scheut, ein so häßliches Machwerk zu veröffentlichen. Fr. Lyncker gab „Scherz und Ernst. Taschenbuch dramatischer Spiele" (Lpz. 1842) heraus, worin „Bruno von Turnfels. Ein romantisches Trauerspiel in 5 Aufzügen" den alten Räuber- und Mörderstücken vollkommen ebenbürtig ist; „Der Meineid. Original- und Possenspiel in 5 Aufzügen" ist zwar originell, aber keineswegs lustig; das Possenhafte erinnert nur zu sehr an die Hanswurste der Seiltänzer, die übrigens doch bessere Wortwitze machen. Dem Unsinn des Stückes kommt nur der Unsinn der Vorrede gleich, in der sich der Verfasser auf widrige Weise beräuchert. „Graf Ourem, oder Kraft und Macht. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Kiel 1844) von R. von Liliencron verläugnet die Nachahmung Shakespeares nicht, aber der Dichter hat trotzdem eine große Selbstständigkeit und eigenthümliche Schöpfungskraft an den Tag gelegt, die sich besonders in der trefflichen Charakteristik und in dem reichen Humor kund giebt.

„Der Oberrichter. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (Prag 1856) von Virgil Grohmann ist trotzdem, daß der Verfasser ein unbestreitbares Talent für dramatische Gestaltung hat und der Stoff äußerst fruchtbar ist, doch an dem Streben nach äußerlichem Effekt gescheitert. Adelbert Hermann bewarb sich mit „Jenseits des Meeres. Ein Trauerspiel" (Celle 1862) um den in München ausgesetzten Preis. Obgleich der Dichter das Drama zwei Mal umarbeitete, so ist doch der vom Preisgericht gerügte Fehler, daß das Hauptmotiv der Fabel, eine geheime frühere Schuld des Helden, nicht gehörig genug aufgeklärt werde, keineswegs beseitigt worden, und es hat dieß den doppelten Uebelstand, daß man bis zum Schluß eine Aufklärung erwartet, die doch nicht gegeben wird, und daß das innerste Wesen des Helden nicht zur Anschauung gelangt. Verletzend ist, daß die Ansiedler die Mittheilung des Verbrechens mit einer gleichgültigen Kälte aufnehmen, die mit ihrem Charakter im vollsten Widerspruche steht. Auch schreitet die Handlung zu wenig vorwärts.

Wie schon erwähnt, wurde das Drama von Gisela von Arnim, B. Auerbach, Bacher, Ed. v. Badenfeld, Bamme, Christiern, Ebrard, Eichhorn, F. W. Gubitz, Haffner, Hersch, Fr. v. Heyden, K. Hugo, Hutterus, May, G. v. Meyern, Arth. Müller, Pannasch, O. v. Redtwitz, Emilie Ringseis, Otto Roquette, Siegfried Schmidt, Hermann Th. Schmidt, Franz Trautmann, Albert Türcke, H. Graf v. Veltheim, Vogel, Wangenheim, Wichert, Wiedemann, und Wohlmuth, bearbeitet, so wie von Ed. Bauernfeld, Deinhardstein, Devrient, Gustav Freytag, Robert Giseke, K. Gutzkow, Fr. Halm, Fr. Hebbel, Melch. Meyr und Salomon Mosenthal, von denen später ausführlicher berichtet wird. Neben denselben sind noch folgende zu erwähnen. Rudolf Hirsch veröffentlichte „Dramatische Studien" (Wien 1836) in denen sich „Rafaele. Drama in 4 Abtheilungen" befindet, das zu lyrisch gehalten, mit Allegorien überladen ist und worin die Charaktere nicht hinlänglich individualisiert sind. Der fruchtbare Albini, geb. 1777 zu Brüssel, hieß eigentlich J. Baptist von Meddlhammer, machte als österreichischer Offizier die italienischen Feldzüge mit, wurde dann Schauspieler unter dem Namen Flotte, jedoch ohne Erfolg, hierauf Lehrer der neuern Sprachen in Berlin, wo er 1838 in ärmlichen Umständen starb. Von ihm erwähnen wir „Die Rosen. Ein dramatisches Gemälde in 3 Abtheilungen und 5 Akten", worin eine gewöhnliche Geschichte mit Geschick ausgeführt ist, so daß sie immerhin Interesse gewährt. Noch glücklicher ist er im Lustspiel und in der Posse. „Die gefährliche Tante. Lustspiel in 4 Akten und ein Vorspiel" behandelt einen nicht ungewöhnlichen Stoff mit lebendigem Humor. Eine Schauspielerin, die Geliebte eines von seinem Oheim abhängigen jungen Mannes, gewinnt Jenen, der gegen sie wegen ihres Standes eingenommen ist, indem sie sich für eine Andere ausgiebt. Einige Charaktere sind überladen. Ergötzlich ist „Der Familiencongreß. Burleskes Familiengemälde in 2 Akten". „Im Kleinen wie im Großen. Lustspiel in 1 Akt" führt den Gedanken glücklich durch, daß es gefährlich sei, die Menschen als Marionetten zu benutzen. Auf einer originellen Erfindung beruht „Der General-Hof-Schneider. Posse in 2 Akten." Die „Dramatischen Dichtungen" (Lpz. 1854) von J. F. Bahrdt sind nicht ohne Talent; nur liebt der Dichter rhetorisches Gepränge, auch ist er in der Charakteristik nicht sicher genug. „Die Lichtensteiner. Dramatisches Gemälde in 5 Aufzügen mit einem Vorspiel" nach einer Novelle von Van der Velde, und „Die Grabesbraut, oder Gustav Adolph in München. Dramatisches Gemälde in 5 Aufzügen nebst einem Vorspiel" nach Tromlitz sind nicht ohne Geschick in Scene gesetzt. Die „Dramatischen Beiträge" (Wien 1838) von Johann Wertheimer enthalten meist gelungene Bearbeitungen englischer Schau-

und Lustspiele. Selbstständig ist „Der Hirtensohn. Drama in 1 Akte und in Versen", eine einfache, aber hübsche Handlung, in welche das Lob Joseph II. geschickt eingeflochten ist. Heinrich Smidt, der sich durch vorzüglich seine Romane bekannt gemacht hat, versuchte sich nicht ohne Glück auch im Drama. „Juan Maiquez. Schauspiel in 2 Aufzügen" (1843) ist eine nicht mißlungene Studie nach Spanischen Vorbildern; der einfache Stoff ist mit Geschick dramatisiert. H. Smidt ist überhaupt in der Wahl des Stoffs recht glücklich, und er versteht, ihm durch die Bearbeitung steigendes Interesse zu verleihen, wie in „Kaufmann und Seefahrer. Schauspiel in 4 Akten" (1844), in der „Frau Schwiegermutter. Lustspiel in 4 Aufzügen" (1850), in „Bruder Kain. Schauspiel in 4 Aufzügen. Nach einer alten Chronik" (1852), worin die alles moralische Gefühl vernichtende Leidenschaft mit Talent zur Anschauung gebracht ist. Wie in diesem Drama, so ist auch im „Verstoßenen. Schauspiel in 5 Aufzügen" die Charakteristik gelungen. Heinrich Smidt ist auch im Lustspiel und in der Posse nicht unglücklich. „Die Herausforderung. Lustspiel in 1 Akt", „Wo ist mein Lustspiel? Posse in 4 Aufzügen" (1848) „Alles Maske! Schwank in 1 Akt" (1864) sind heiter und gefällig. „Der letzte König. Politisches Drama in 5 Aufzügen" (Lpz. 1842) von Otto Seemann aus Hamburg gefällt durch den gehaltvollen Dialog, die kräftige Charakterzeichnung, besonders des letzten Königs, der freilich nicht der letzte ist. Gelungen ist ferner die Schilderung der Verschwörung mit ihren guten und schlechten Elementen, am Wenigsten darin der Charakter Lorenos, der der Anlage nach viel größere Kraft und Sicherheit des Handelns entwickeln sollte. Auch ist der Schluß zu willkürlich. „Ein weibliches Herz. Dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen" (Stuttg. 1842) von Theodor Stamm gehört zu den vielen nicht aufführbaren Stücken, die voll einzelner Schönheiten sind und durchweg von des Dichters poetischem Talent zeugen. In „Assur. Eine Episode aus der sündfluthlichen Zeit" (Lpz. 1844) von Richard Franke ist ein prometheischer Charakter kräftig und mit poetischem Talent veranschaulicht. Emil Mecklenburg dichtete „Die Seherin. Dramatisches Gedicht" (Lpz. 1845), eine Art Faustiade voll schöner und tiefer Gedanken, tief empfundener Stellen, worin er die modernen socialistischen Ideen poetisch zu verwerthen sucht. Der immer noch nicht genug gewürdigte Hermann Neumann hat in dem dramatischen Gedicht „Das letzte Menschenpaar" (Aschersleben 1844) seine tief religiösen, wenn auch nicht biblisch gläubigen Ideen über Gott, Menschen und menschliche Zustände, über Religion, Christenthum, Liebe, Ehe, Freundschaft durch theils mythische, theils historische Personen aussprechen lassen. Durch das Ganze zieht sich der Gedanke durch, daß Liebe die Versöhnerin des Menschengeschlechts ist. Die Sprache ist, wie in allen seinen Dichtungen, schön und würdig. „Der Jesuit. Dramatisches Charaktergemälde in 5 Akten" (Danzig 1846) von Fr. Erdt giebt eine Schilderung des ruchlosen Treibens der Jesuiten, die ganz gut wäre, wenn der Dichter sich größerer Mäßigung befleißigt hätte. F. M. Duttenhofer, früher Professor der Thierheilkunde in Stuttgardt, später Militärarzt in Ludwigsburg, ein vielseitiges Talent, den wir früher als geschmackvollen, formgewandten Uebersetzer des Tasso, Cid und Byron hätten erwähnen sollen, gab „Streiflichter. Eine Sammlung von Dichtungen, Märchen und Erzählungen" (Stuttg. 1847) heraus, worin sich „Eine Frau. Dramatisches Gemälde in 3 Akten" befindet, welches auf einer gewöhnlichen Erfindung beruht, deren Motive nicht besonders glücklich sind, aber durch die gewandte Darstellung gefällt. „Die Pflegetochter auf dem Lande. Dramatisches Sittengemälde in 5 Akten." (Stuttg. 1848) entwickelt eine tiefe Kenntniß des Landvolkes und ist gegen den Pietismus und die muckerhafte Heuchelei gerichtet. Julius Rodenberg hat in seinen „Dramatischen Idyllenz (Cassel 1848) einige liebliche Gemälde gedichtet. Alfons von Flugi hat ein hübsches lyrisches Talent, das sich in „Cardenio. Dramatische Dichtung" (Chur 1848) in das Drama verirrt hat, worin der bekannte Stoff unmotiviert zum glücklichen Abschluß gebracht wird. Die lyrischen Stellen allein können das Stück einigermaßen retten. Das „Pflanzerleben. Lyrisch-dramatisches Gedicht in 2 Abtheilungen" (Braunschw. 1848) von Albrecht Gerstell ist in der Form verfehlt, übrigens nicht ohne Werth. Hermann d'Artis von Bequignolles, den wir schon als epischen Dichter erwähnt haben, wurde 1826 in Liegnitz geboren, studierte seit 1847 in Berlin die Rechte, bereiste 1852 Italien, übernahm 1855 die Direktion des Stadttheaters in Görlitz, wo er Außerordentliches leistete, wurde 1860 Mitdirektor und Dramaturg des Breslauer Stadttheaters und 1865 artistischer Leiter des Hoftheaters in Wiesbaden. Seine „Hilaria. Dramatische Studie zu Goethes Faust" (Lpz. 1849) ist gemüthvoll, aber mystisch-sentimental, und in Vorurtheilen gegen die freie Bewegung des Volks befangen. „Die Katzensteiner. Drama in 5 Aufzügen" (Lpz. 1854) verirrt sich in die mannigfaltigsten Richtungen der dramatischen Auffassung. „Ein Redekampf in Florenz. Dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen". (Berl. 1854) von Levin Schücking führt die originelle Idee glücklich durch, ein geistreiches Weib und einen eben so geistreichen Mann über den Werth der Geschlechter kämpfen zu lassen, ein Kampf, der in der Liebe Beider seine anmuthige Lösung findet. Auch seine Lustspiele „Anno 1760 oder die Belagerung von Graslingen", „Die Prätorianer", und „Vertauschte Schicksale" erfreuen durch frischen Humor und glückliche Schilderung der Verhältnisse. Julius Laurenty (geb. 1827 in Riga, studierte Medizin, trat aber später in Staatsdienste) dichtete den „Tugendbund. Schauspiel in 4 Akten" (Riga 1854) und „Kein Geld. Lustspiel in 1 Akt" (Riga und Lpz. 1858), die sich beide wie aus dem Französischen übersetzt ausnehmen, was einige französische Wendungen sogar zu beweisen scheinen. Jedenfalls bieten sie eine nicht ohne Geschick durchgeführte Darstellung des Lebens und Treibens der sogenannten „Gesellschaft" in Paris, und gewähren eine hei-

Unterhaltung. Die „Macht der Vorur-
e" von Elisabeth Sangolli aus Wei-
stellt die Vorurtheile der Juden gegen
Christen und der Christen gegen die Ju-
mit großer Kraft dar, aber verfällt da-
ins Abenteuerlichste und sogar Häßliche,
sie die gemeine Naturwahrheit mit der
ischen Wahrheit verwechselt. Uebrigens ist
icht ohne bedeutende Talente. — „Amaranth
Ghismonde, oder die Brautfahrt. Großes
antisches Schauspiel in 6 Aufzügen nach
epischen Dichtung Amaranth von Oskar
Redtwitz. Für die Bühne bearbeitet"
rmstadt 1858) von Adolph Steppes,
anz im bekannten Geiste des Vorbildes,
ohne Talent für dramatische Composition.
eigenen Zusätze zeugen nicht von Erfin-
gskraft. Heinrich Landesmann, be-
t unter dem Namen Hieronymus Lorm,
ete „Das Forsthaus", ein Familiendrama
rogischen Motiven und glücklichem Ausgang.
ngen ist auch das Genrebild „Die Alten
die Jungen in 1 Aufzug" (Berl. 1862)
n dem „Herzensschlüssel" entwickelt erfrischen
or und tiefe Kenntniß des weiblichen
ens. Wilhelm Wolfsohn, geb. am 20.
1820 zu Odessa als der Sohn jüdischer
rn, besuchte das dortige deutsche Gymna-
, studierte dann in Leipzig und zog durch
gründlichen Kenntnisse die Aufmerksam-
der russischen Regierung auf sich, die ihm
Professur in Moskau anbot, welche er je-
nicht annahm, weil er sich trotz seiner
iösen Freisinnigkeit doch nicht entschließen
te zum Christenthume überzutreten. Er
längere Zeit in Petersburg, wo er eine
ußreiche Thätigkeit entwickelte und später
Dresden, wo er am 13. Aug. 1865 starb.
ie „Dramatischen Werke" (3 Bde. Dresden
5—59) zeichnen sich durch geistvolle Ent-
lung und wirksame Ausführung aus, ob er
immer nur die einfachsten Mittel ge-
cht. In „Zar und Bürger" so wie in
r eine Seele" behandelt er russische Ver-
isse, in der „Osternacht" die Judenver-
ngen im Mittelalter, wobei sein als Mensch
Jude empörtes Gefühl ihn hie und da
grelle Farben auftragen ließ. „Aus eige-
Kraft. Schauspiel in 3 Aufzügen" (Neu-
u. Tabor 1861) von Wilhelm Lin-
ist wohl mit Benutzung eines französischen
ildes verfaßt, erreicht aber die frische Be-
lung der französischen Dramen nicht. „Eg-
ne. Schauspiel in 4 Akten" (Wien 1863)
Eduard Mautner, auf den wir sogleich
kommen, scheint für eine besondere Per-
chkeit gedichtet worden zu sein, daher das
na auch nur dann gefiel, wenn es von
e gespielt wurde.
ne besondere dramatische Gattung, das
ksschauspiel, findet in der neueren Zeit
immer mehr zunehmende Behandlung,
hat sich eine bestimmte Auffassung desselben
nicht festgesetzt, und es erscheinen hierbei
erkwürdigsten Gegensätze, indem manche
er auf die Spiele des Mittelalters zu-
ehen, andere sich mehr zur Posse oder doch
emein-populären Darstellung neigen. Er-
t wurden schon die Volksschauspiele von
rbach, J. M. Bachmayer, Theodor
Goßmann, Arthur Müller, dem Grafen
Pocci und Martin Schleich; später werden
die von Charl. Birch-Pfeiffer, Albert
Benno Dulk, Mosenthal und Franz Nis-
sel besprochen werden. Die verschiedenen
Sammlungen, welche unter dem Titel „Volks-
theater" erschienen sind, gehören mehr in das
Gebiet des eigentlichen Lustspiels und der
Posse und sind daher bei diesen zu erwähnen.

Das Lustspiel erfreute sich, wie schon er-
wähnt, sehr zahlreicher Bearbeitung. Von dem
historischen Lustspiel abgesehen, das wir bei den
historischen Dramen besprochen haben, sind fol-
gende Lustspieldichter im Verlaufe der Darstellung
schon erwähnt worden: Fr. Adami, Albini,
Ed. von Badenfeld Charl. Birch-Pfeif-
fer, Caroline Bornstein, Ed. Boas, Bernh.
Brunner, G. Büchner, Christern, H.
Dreher, Eickhorn, Foglar, L. A. Frankl,
Theod. Goßmann, Geibel, Gubitz, Fr. v.
d. Heyden, Uffo Horn, Kugler, Kurnick,
Heinrich Landesmann, Laurenty, Lyncker,
May, Arthur Müller, Anton Niendorf,
Prölß, Ring, Rob. Roquette, Rüffer, Fr.
Ruperti, Ritter v. Sacher-Masoch, Schleich,
Siegfried Schmidt, Herm. Th. Schmidt,
Levin Schücking, H. Smid, Streiter,
Franz Trautmann, Gisbert Vincke, W.
Vogel, Wangenheim, Wichert, Wohlmuth
und Wollheim de Fonseca. Einer ausführli-
chen Besprechung bleiben vorbehalten Amalie,
Prinzessin v. Sachsen, Apel, Ed. Bauern-
feld, Deinhardstein, Devrient, A. B. Dulk,
Feldmann, Freytag, Gottschall, Gutzkow,
Fr. Halm, W. Jordan, H. Laube und
Fedor Wehlen. Aber noch ist eine nicht
kleine Anzahl zu erwähnen. Wilhelm Adolf
Gerle, geb. 1790 in Prag, früher Buchhänd-
ler, später Professor der italienischen Sprache
und Aesthetik, der als glücklicher Novellist schon
im dritten Bande erwähnt wurde, schrieb auch
eine Reihe Lustspiele und Possen, mit Uffo
Horn das schon genannte Preislustspiel „Die
Verwandtschaft" und allein „Der blaue Do-
mino", „Oheim und Neffe" „Der letzte April"
u. a. m. Er hat zwar keine reiche Erfindungs-
gabe, aber er ist geschickt in der Benutzung schon
bekannter Situationen; auch ist sein Dialog
lebendig und witzig. J. E. Mand, welchen
man öfters mit dem pseudonymen Jemand
(Langewiesche) verwechselt, und von dem uns
Nichts bekannt ist, als daß er eine Zeit lang
Schauspieler in Berlin war, gab „Dramati-
sches" (Berlin 1834) heraus, Lustspiele, die
zu ihrer Zeit mit Beifall aufgenommen wur-
den. „Der verrückte Professor. Ein leitendes
Vorspiel" entwickelt des Dichters Ansichten
über das Drama mit scharf eindringenden
Witzen. „Sein Onkel und ihre Tante. Lust-
spiel in 1 Akt" beruht wie das frühere Lust-
spiel „Demoiselle Bock" (1832) auf Verklei-
dung eines Mannes in eine Dame; beide sind
durch einige komische Charaktere belebt. „Die
Räuberbräute. Komödie in 5 Akten" genügen
weniger, weil die Motive (Verkleidungen, wahre
und vorgebliche Räuber und Aehnliches) zu
häufig wiederkehren und zudem auch so übertrie-
ben durchgeführt sind, daß sie unwahrscheinlich
werden. W. Frickes „Lustspiele" (Münch.
1834) sind meist geschmacklos; nur die Posse

„Peter und Paul" bietet einige gute Einfälle. Von den „Zwei neuen Lustspielen" (Meissen 1854) von K. Klähr bietet das Erste „Von Sieben die Häßlichste" einige höchst komische Charaktere, auch beruht es auf einer guten Erfindung, was von dem zweiten „Wachmantel und Schlafrock" nicht zu rühmen ist. Die „Lustspiele" (2 Bde. Mainz 1835) von dem Schauspieler Lenz-Kühne sind sämmtlich nach fremden Vorbildern, aber meist recht glücklich bearbeitet, am Besten wohl ist „Die Nacht der Irrungen. Lustspiel in 5 Aufzügen. Dem Englischen des Sam. Tuke entlehnt." Hermann Herzenskron (geb. 1800 in Wien, wo er nach vollendeten Studien in Staatsdienste trat) gab einige Sammlungen heraus: „Dramatische Beiträge" (Wien 1835), „Dramatische Spiele" (Eb. 1838) und „Dramatische Gaben" (Eb. 1839), meist Lustspiele und Possen enthaltend, in denen manche gute Situationen und witzige Einfälle begegnen, die sich aber im Ganzen kaum über die Mittelmäßigkeit erheben. Am Besten sind seine Localpossen. Gustav Richter von Frank, geb. 1807 in Wien, studierte daselbst die Rechte, wurde 1829 Doctor in Padua, trat 1851 in Militärdienst. Er hat sich nicht bloß durch sein „Taschenbuch dramatischer Originalien," sondern auch durch eine Reihe eigener Schöpfungen verdient gemacht, die er in diesem „Taschenbuch" veröffentlichte, und die sich meist durch glückliche Erfindung, gute Charakterzeichnung und lebhaften Dialog auszeichnen. Vorzüglich erwähnenswerth sind „Worcester oder Geist und Narrheit. Lustspiel in 2 Aufzügen", worin ein glücklicher Stoff mit Talent und Geist behandelt ist. „Autorsqualen. Lustspiel in 1 Aufzug" bietet gut erdachte und wirksam behandelte Situationen. Der Autor hört vor dem Theater, als eben sein Stück aufgeführt wird, verschiedenen Gesprächen über dasselbe zu, die nicht verfehlen, ihn in die verschiedensten Stimmungen zu versetzen. „Der Bräutigam von Haiti. Lustspiel in 5 Akten und in Alexandrinern" beruht auf einer gut angelegten Verwickelung, die zu einigen heiteren Situationen Gelegenheit giebt. Friedrich Genées „Königreich der Weiber" (Berl. 1836) ist lustig genug. In diesem Lande herrschen nämlich die Weiber und die Männer müssen kochen, stricken u. s. w., bis endlich einige Europäer dahin kommen und die Weiber dahin bringen, daß sie den Männern wenigstens den Schein der Herrschaft lassen. „Die Liebe im ersten und dritten Stock. Lustspiel in 1 Akt" (1837) und „Drei Stunden vor der Hochzeit. Schwank" (1836) von L. A. Hermann bietet manche komische Einfälle und heitere Situationen. „Die Wette um ein Herz, oder Künstlersinn und Frauenliebe. Lustspiel mit Gesang in 3 Aufzügen" (Wien 1843) von Karl Elmer bietet manchen guten Einfall und ist nicht ohne Wirkung. Besonders sind die hübschen Lieder zu loben, die mehr poetischen Werth haben, als es sonst bei eingeschobenen Gesangstücken der Fall ist. In seinem „Theater" (Wien 1856) ist „Unter der Erde" am Bekanntesten; noch ist die ergötzliche Posse „Unterthänig und Unabhängig" zu erwähnen. Der Hofrath Millenet aus Gotha (gest. 1859) gab unter dem Namen Tenelli mehrere Lustspiele heraus, darunter „Die Mönche," welche zur Zeit an manchen Orten nicht aufgeführt werden durften, und „Er und Sie". Von ihm sind auch die „Jährlichen Beiträge für die deutsche Bühne von M. Tenelli" (Gotha 1837), die nach dem Französischen bearbeitet sind, aber sich durch glückliche Wahl und gefällige Behandlung auszeichnen. Ergötzlich sind namentlich „Die Damen unter sich. Lustspiel in 1 Akt" nach Dupotil. „Der Lebensretter. Lustspiel in 2 Aufzügen" (Halle 1868) von dem uns schon bekannten Leberecht Dreves entstand schon 1839 und wurde zuerst 1841 als Manuscript gedruckt. Der Dialog ist rasch, die Charaktere sind gut gehalten, die Verwirrung ist um so wirksamer, als sie es nicht für den Zuschauer ist. Die Lösung ist zwar willkürlich, doch nicht störend. Das Lustspiel macht im Ganzen einen heiteren Eindruck. „Die Pulververschwörung in Jammershausen. Original-Lustspiel in 4 Akten" (Bresl. 1840) von Eduard Robin zeugt zwar von geringem Talent, doch gelingt es dem Verfasser, die damaligen Regierungen lächerlich zu machen, weil es eben lächerlich war, sich vor einigen Studenten und Zeitungsartikeln zu fürchten. Der bekannte K. Heinzen bewies in „Doctor Nebel oder Gelehrsamkeit und Leben" wie weit man es in Geschmacklosigkeit und Unsinn bringen könne. Seine „Lustspiele" (New-York 1859) sind in culturhistorischer Hinsicht interessant, aber keineswegs erfreulich, weil man daraus ersieht, daß manche deutsche Zeitungsschreiber in Nordamerika an Cynismus Alles übertreffen, was die Engländer und Amerikaner hierin je geleistet haben. „Die Blauen oder die Liebe als Arzt. Lustspiel" von Wilhelm von Merckel ist eine heitere, aber zugleich auch auf tiefer Beobachtung beruhende Verspottung der gesellschaftlichen Bildung unsrer Zeit; und in des nämlichen Dichters „Sigelind, ein Normallustspiel aus dem Sanskrit des Wiener Originals in Prakrit allgemeiner deutscher Nation übertragen" ist die „Sigelind" von Oskar von Redtwitz auf das Glücklichste persiflirt. „Der Kaiser und der Narr, oder das Turnier am Hofe. Großes romantisches Ritterlustspiel in 4 Aufzügen. Preisstück" (Mainz 1846) von August Koch ist wegen der heiteren Lebensauffassung und der humoristischen Durchführung in der That des Preises würdig gewesen. Von K. Arnold wurde in Foglars „Verworfenen Schauspielen" „Der goldene Boden, oder Bureau und Boutique. Lustspiel in 2 Akten" veröffentlicht, das im französischen Sinn erfunden und ausgeführt ist, dessen Charaktere auch durchweg französisches Gepräge tragen und das den alten Satz glücklich zur Anschauung bringt: „Handwerk hat einen goldenen Boden." Alexander Elz verfaßte eine Reihe von Lustspielen, Possen und Schwänken, unter welchen „Er ist nicht eifersüchtig. Lustspiel in 1 Akt" (Berl. 1858) wohl das beste und voll komischer Kraft ist, auch „Eine Frau, die in Paris war. Lustspiel in 3 Akten" (Berl. 1846), „Müller und Miller. Schwank in 1 Aufzuge" (Schkeuditz 1847) zeugen von komischem Talent. „Anmaßend und bescheiden. Lustspiel in 3 Aufzügen" von Alexander

ımann, desselben „Die beiden Aerzte. spiel in 3 Aufzügen" bieten glücklich er- ene Situationen und bewegen sich in einem t hinfließenden Dialog; und sein Schwank darf nicht fort", zeigt, wie eine glückliche ne selbst gewöhnlichen Situationen und ge- nlichen Motiven den Reiz der Neuheit zu n vermag. Diese Stücke stehen in seinen „Bei- en für das Theater" (Wien 1849). Er gab „Singspiele aus den österreichischen Bergen olksdialekte" (Wien 1850) heraus, darunter s Versprechen hinter dem Herd", „Der Frei- als Wilddieb", worin die Berliner Ueber- ung der österreichischen Gutmüthigkeit entge- esetzt wird. Obgleich schalkhaft genug, sind sie harmlos und nicht im Mindesten verletzend. Wiener Friedrich Kaiser schrieb eine he politischer Lustspiele, die bei ihrer Ent- denheit doch eine schöne Mäßigung bewäh- darunter „Ein Fürst. Charakterbild in 3 n" (Wien 1850), „Mönch und Soldat. rakterbild mit Gesang in 3 Akten" (Eb. 0) und „Junker und Knecht. Charakter- mit Gesang in 2 Akten" (Eb. 1850), welches es seiner gelungensten Stücke ist, dessen tra- e Anlage sich heiter und mit komischem kt ohne Willkühr und in natürlicher Ent- elung auflöst. Auch „Stadt und Land der Viehhändler aus Oberöstreich" ist von er komischer Kraft, und eben so „Die Schule Armen, oder 2 Millionen. Originalcharak- ild mit Gesang in 4 Akten" (Wien 1850). er ist auch Einer der fruchtbarsten und zu- h glücklichsten Dichter von Possen. Seine ndungen sind meist neu und gut; er ver- nicht bloß, interessante Situationen her- ıführen, sondern dieselben auch wirksam gestalten, wobei er freilich öfters bloß nach rem Effekt hascht. Aeußerst glücklich ist wie in seinen Lustspielen, so in den Possen, er Auffassung des Oesterreichischen Natio- harakters mit seiner gemüthlichen Heiter- hinter welcher sich übrigens auch der nüthige Schalk verbergen kann. Zu seinen ren Possen gehören „Eine Posse als Medi- Originalposse mit Gesang in 3 Akten" en 1850), „Des Schauspielers letzte Rolle. se mit Gesang in 3 Akten" (Eb. 1857), n Traum — kein Traum, oder der Schau- lerin letzte Rolle. Posse mit Gesang in 2 n" (Eb. 1851) und ganz vorzüglich „Der neider als Naturdichter. Posse mit Gesang 2 Akten" (Wien 1851), eine treffende Sa- auf Buchhändler und Publikum. Ein t, der seine Dichtungen nirgends anbrin- kann, gewinnt endlich einen Verleger dieselben, indem er sie als das Produkt s Schneidergesellen ausgiebt. Die Ge- e finden reißenden Absatz. Die Verwickel- ist äußerst ergötzlich und die einzelnen nen sprudeln von geistvollem Witz. Wil- m Friedrich aus Hamburg fand mit eini- Lustspielen großen Beifall, namentlich mit gegen die Pietisten gerichteten „Er muß Land. Auch „Der Volksvertreter auf Ur- . Lustspiel in 3 Akten" (Hamb. 1850), n Roman zwischen Eheleuten oder ein Brief viel. Lustspiel in 1 Akt (Eb. 1851) ge- n durch ihre heitere Behandlung. Noch ete er „Die Töchter Lucifers. Zauberspiel mit Benutzung eines vorhandenen Stoffs bearbeitet" (Eb. 1849). Louise Schücking, geb. von Gall, der wir später im Roman wieder begegnen werden, hat einige durch Feinheit und Anmuth erfreuende Lustspiele verfaßt, unter welchen „Ein schlechtes Gewissen" (Berl. 1842) am Gelungensten ist. Der Schauspieler Louis Schneider, geb. 1805 in Berlin, übersetzte Vieles aus dem Französischen, Italienischen, Spanischen, Englischen, Russischen und Polnischen; dadurch und als Schauspieler erwarb er sich eine große Bühnengewandtheit, die er glücklich zu verwerthen wußte. Sein Dialog ist rasch und geschmackvoll, er versteht, komische Wirkungen hervorzubringen, ohne nach Effekt zu haschen, so in „Der reisende Student oder das Donnerwetter. Quodlibet in 2 Akten" (Berl. 1857), das einen alten Stoff mit viel Humor in die Gegenwart verlegt. Allgemein bekannt und beliebt ist „Der Kurmärker und die Picarde. Genrebild in 1. Akt (Berl. 1859), worin der Gegensatz des National- und Geschlechtscharakters in heiterer und zugleich gemüthlicher Darstellung recht glücklich zur Anschauung gebracht wird. Nicht weniger beliebt ist „Der Heirathsantrag auf Helgoland", zu welchem er durch Rud. Jordans bekanntes Bild veranlaßt wurde, „Der Günstling, oder keine Jesuiten mehr! Originallustspiel in 4 Akten" (Berl. 1847) von C. Schubar ist ein Intriguenstück, dessen gut erdachte Verwickelungen Interesse erregen und von großer Wirkung sind. In Eduard Mautners „Lustspielen" (Wien 1852) zeichnet sich „Das Preis-Lustspiel" durch hübsche Erfindung, glückliche Verwickelung und eben so glückliche Lösung aus. Die Charaktere sind zum Theil etwas, im Ganzen aber doch gut gezeichnet. „Gräfin Aurora" ist schwächer, wenn sie der Verfasser gleich für gelungen hält. Die Verwickelung ist nicht klar genug und die verschiedenen Fäden sind nicht mit Sicherheit gehandhabt. Außerdem schrieb Mautner noch „Ein photographisches Atelier", „Während der Börse. Lustspiel in 1 Akt" (Berl. 1860) u. A. m. „Die Bühnenspiele für das deutsche Theater" (3 Bdchen Berl. 1853) von A. Bahn sind meist nach dem Französischen bearbeitet und vorzugsweise für das Sonntagspublikum bestimmt. „Ein kleiner Dämon. Lustspiel in 3 Akten" (Berl. 1860) ist heiter und ergötzlich, wenn auch etwas übertrieben, eben so „Mamsell Uebermuth. Posse in 1 Akt" (Eb. 1860). Auch schrieb er mehre Vaudevilles, darunter „Ein Nachmittag im Lager in 1 Akt" (Berl. 1850). Rudolf Genée, Sohn des oben genannten Friedrich Genée, hat in „Ein neuer Timon. Lustspiel in 5 Aufzügen" eine gute Charakteristik eines Intriganten gegeben. Der Held ist ein Verschwender, der arm wird, aber bei aller Menschenscheu doch heiter bleibt. „Das Wunder. Eine Komödie in 4 Akten" ist die Bearbeitung eines Schwanks aus dem Eulenspiegel. Ein Leinenweber verspricht dem König, ein Tuch zu weben, das nur Die nicht sehen, die im Ehebruch erzeugt sind. Es ist Dieß zwar ein passender Stoff für einen epischen Schwank, nicht aber für das Drama, da die Personen zu dumm erscheinen müssen. Vielen Beifall erwarben sich dagegen die „Ehestandsexercitien."

P. F. Trautmann, der als Theaterdirector gestorben sein soll, schrieb „Ein Don Juan wider Willen. Lustspiel in 3 Akten" nach einem Roman der Emilie Flygare-Carlén, das gut angelegt und geschickt ausgeführt ist. Auch sind die Charaktere glücklich gezeichnet; nur treibt Julia die Unbesonnenheit zuletzt so weit, daß sie widerlich wird, was nicht in der Absicht des Verfassers lag. Wie in diesem, so ist auch in „Ein guter Kerl. Lustspiel in 4 Akten" (Berl. 1852) die Behandlung geistreich und der Dialog lebhaft und gehaltvoll. Eben so glücklich ist er in der Posse; zwar sind in „Ein Feind der Mode. Posse in 1 Akt" (Berl. 1856) die Motive nicht neu, die Handlung und die Charaktere leiden manchmal an Uebertreibung, aber der Dialog ist so rasch und interessant, daß das Stück, wenn es gut gespielt wird, auf der Bühne gefallen muß. „Onkel Quäker. Posse in 1 Akt" (Eb. 1856) ist von einer heitern Laune eingegeben, der manche echt komische Situation zu verdanken ist. Wie glücklich er in seinen Erfindungen war, beweisen „Ein abschreckendes Beispiel. Posse in 1 Akt" (Berl. 1853), „Don Juan in Wiesbaden. Schwank in 1 Aufzug" (Eb.) u. a. m. Des Schauspielers Bernhard Friedrich Leopold Neustädt Originallustspiel in 4 Aufzügen würde bei den gelungenen heiteren Scenen unbedingt gefallen, wenn das Stück nicht zu breit gehalten wäre. In „Süd und Nord" hat er den deutschen und italienischen Charakter einander entgegengesetzt, wobei er gegen die italienische Nation zu große Vorurtheile zeigt. Aber weil den Deutschen alle möglichen guten Eigenschaften zugeschrieben werden, muß das Stück dem Publikum gefallen. Einer der bedeutendsten Lustspieler ist Alexander Victor Zechmeister, der seine Dramen unter dem Namen Alexander Wilhelmi herausgab. Derselbe wurde am 5. Sept. 1817 zu Ofen geboren, kam 1826 nach Wien in ein Erziehungsinstitut und trat nach absolvierten Gymnasial- und Humanitätsclassen als Lehrling in eine Buchhandlung. Nachdem er mehre Jahre als Commis gearbeitet, verließ er 1842 die kaufmännische Laufbahn und widmete sich der Schauspielkunst, zu der er, wie Neigung, so auch unbestreitbares Talent hatte. Er fand zuerst in Breslau, dann in Hamburg angemessene Stellung und ist seit 1849 am Dresdner Hoftheater bethätigt. Seine „Lustspiele" (4 Bde. Dresden 1853—60) sind Eingebungen einer frischen und liebenswürdigen Laune, natürlich, wahr und harmlos. Er ist zwar nicht reich an Erfindungen, auch wiederholen sich die Motive wie die Charaktere, doch weiß er durch die geistvolle Behandlung immer das Interesse zu fesseln. „Einer muß heirathen", welches sich auf die großen Sprachforscher Grimm beziehen soll, ist wohl muthwillig, aber keineswegs verletzend. Die Erfindung in „Fest im Entschlusse", ist äußerst glücklich, die Verwickelung ist spannend, die Lösung gewandt; manche Scenen sind voll komischer Kraft und sicherer Wirkung. In „Alle sind Egoisten" ist die Erfindung weniger glücklich, die Zeichnung der Personen ist aber durchaus gelungen. In „Eine schöne Schwester" bringt die Launenhaftigkeit derselben interessante Conflikte und damit eine komische Wirkung hervor. Eins der besten Stücke ist „Abwarten" Von zwei pensionirten Offizieren hat der Eine zwei Töchter, die er verheirathen will, während der Andere zwei Neffen hat, die gegen seinen Willen Liebesverhältnisse mit jenen Töchtern unterhalten, was zu ergötzlichen Situationen Veranlassung giebt. Dem Lustspiel „Ein gutes Herz" liegt ein glücklicher Gedanke zum Grunde, der geschickt verwerthet ist, während sich „Der letzte Trumpf" durch vortreffliche Auffassung des weiblichen Charakters auszeichnet. „Zu spät" nach einer französischen Novelle behandelt einen Stoff, der schon im vorigen Jahrhundert von einem Dichter behandelt worden ist, an dessen Namen wir uns jetzt nicht mehr erinnern. Zwei Liebende können sich wegen äußerer Verhältnisse nicht heirathen, bleiben sich aber treu. Der Liebhaber kommt nach langen Jahren aus fremden Welttheilen mit einem Neffen zurück, den die Geliebte für Jenen hält, da sie sich denselben immer als Jüngling vorgestellt hat Eben so ergeht es dem Zurückgekehrten, der die Nichte der Geliebten für diese hält, was manche höchst ergötzlichen Situationen herbeiführt. „Der Wettlauf. Lustspiel in 1 Aufzuge" (Bremen 1854) von H. Kruse hat zwar einen einfachen, an sich unbedeutenden Inhalt, aber der Dichter hat es verstanden, durch die talentvolle Ausführung Interesse zu verleihen. „Der Teufel zu Lübeck. Ein Fastnachtsschwank" (Berl. 1847) giebt eine heitere und gelungene Darstellung der Sage in passenden Knittelversen. „Selim, der eitle Sultan. Lustspiel in 5 Akten" von Wallmont, ist geistreich gehalten und zeugt von poetischem Talent. E. A. H. Hallenstein ist in seinem „Volkstheater" (2 Bde. Ff. 1855) nicht ohne gute Einfälle, auch schildert er den Volkscharakter recht gut und ahmt den Volkswitz glücklich nach, ohne jedoch sein Vorbild Maltz zu erreichen. Wilhelm Floto schrieb mehre Lustspiele, die nicht ohne glückliche Einfälle und heitere Entwickelung sind, darunter „Herren-Pfiffe und Diener-Kniffe, oder Nichts leichter als Das! Lustspiel in 5 Aufzügen" (Braunschw. 1854), „Der Hypochondrist. Lustspiel in 1 Aufzuge" (Eb. 1853). „Ein falscher Schiller. Lustspiel in 5 Aufzügen" (Eb. 1860) behandelt einen nicht ungewöhnlichen Gedanken, dessen dramatische Gestaltung vollständig befriedigen würde, wenn sich der Verfasser nicht in zu große Breite verloren hätte. M. A. Grandjean verfaßte mehrere Lustspiele, darunter „Rothe Haare. Lustspiel in 1 Akt" (Wien 1853), „Die geheime Mission. Lustspiel in 3 Akten" (Eb.), „Eine fixe Idee. Lustspiel in 3 Akten" (Berl. 1854), deren lebhafter Dialog durch die originellen Einfälle noch gehoben wird, die ihm in reicher Fülle zuströmen. „Der kleine Benno. Lustspiel in 3 Akten" (Berl. 1859) von Henriette von Keller erneuert einen öfters bearbeiteten Stoff (ein Mädchen wird als Knabe erzogen) mit Selbstständigkeit der Ausführung. Im „Theater" (Dresd. 1864) des Schauspielers Ferdinand Nesmüller finden sich manche wirksame Stücke, die eine vollständige Kenntniß der Bühne und des schaulustigen Publikums verrathen. „Die Pflegekinder. Lustspiel in 2 Akten", „Die Frau Tante oder die

andhaus iſt zu verkaufen. Poſſe in 1
ige" a. a. m. wirken durch zahlreiche glück-
Einfälle. „Der Gnome und ſein Narr,
die Brautfahrt nach der Oberwelt. Ori-
Zaubermärchen mit Geſang in 3 Abthei-
n nebſt einem Vorſpiel" „Der Aufſtand
nomiden" hat glückliche Andeutungen auf
ſche Verhältniſſe, namentlich auf das Frank-
Parlament, deſſen Nichtigkeit durch ein-
Worte trefflich verhöhnt wird. Es ent
iele ſchöne und höchſt ergötzliche Einzeln-
, erreicht aber weder in Compoſition noch
usführung Raimunds treffliche Dichtun-
„Die Zillerthaler. Liederſpiel mit Tanz in
t nebſt Muſik" ſtellen die Eigenthümlich-
er Tiroler mit Geſchick dar. „Ein Thea-
ndal" iſt zum Theil Nachahmung von
eres „Eingebildetem Kranken", freilich in
roßer Uebertreibung. Das Stück ſpielt
bloß auf der Bühne, ſondern auch in den
, im Parterre, mitten unter den Zu-
rn. J. F. Lederer, geb. am 23. Aug.
zu Prag von jüdiſchen Eltern, erhielt
ſehr ungenügende Erziehung, zwar von
lehrern, die ihn aber nicht förderten, da
bei ihrer Wahl nur auf Wohlfeilheit ſah,
rte Anfangs Medizin, vertauſchte ſie aber
einem Jahr mit der Jurisprudenz, erwarb
839 die Doctorwürde, mußte aber auf
llung an einer Univerſität verzichten, wo-
r Neigung, Kenntniſſe und Talent hatte,
er ein Jude war. Mit der praktiſchen
igkeit gieng es auch nicht, da es ihm an
ßreichen Verbindungen und zugleich am
jen Takt fehlt. Er wendete ſich nun beinahe
ßlich der Schriftſtellerei zu, ſchrieb zu-
ber das Theater, und zwar meiſt gegen
Theater und endlich für das Theater.
e Luſtſpiele fanden auf der Bühne Bei-
nd verdienten ihn auch, denn wenn er
kein Meiſter in der Compoſition iſt, auch
eichnung der Charakter ihm nicht immer
t, ſo iſt doch ſein Dialog lebhaft und
ich, er iſt reich an witzigen Einfällen
an echt komiſchen Situationen. Unter
t Luſtſpielen ſind, „Häusliche Wirren"
beſte, aber auch die übrigen „Geiſtige
oder Gleich und Gleich geſellt ſich gern,"
weiblichen Studenten" „Eine rettende
" ſind nicht ohne Werth. Von dem
chen durch ſeine in niederdeutſcher Mund-
bgefaßten Erzählungen berühmt gewor-
Fritz Reuter iſt „Der erſte April
oder Onkel Jakob und Onkel Jochem.
iel in 3 Akten", „Blücher in Teterow.
iatiſcher Schwank in 1 Akt" (Greifsw.
), von denen das erſte in Märkiſcher,
merſcher Mundart und hochdeutſch abge-
ſt, welche letztere wie in Arnolds „Pfingſt-
g" durch die geſuchten Wendungen äußerſt
ch wirkt. Daß heitere Luſt ſich mit dem
n Ernſt verbinden kann, hat Julius
mer bewieſen, deſſen „Busbumkegel. Luſt-
in 1 Akt" (1861) und ein zweites Luſt-
„Auch eine Mutter" manche ergötzliche
uationen darbieten. G. von Moſer iſt in
t ziemlich zahlreichen Luſtſpielen heiter,
an komiſchen Situationen und wirkſamen
ungen, die freilich oft an das Unſchickliche
n. Die beſten ſind: „Vernachläſſigt die
Frauen nicht. Luſtſpiel in 1 Akt" (Berl. 1860),
„Wie denken Sie über Rußland? Luſtſpiel in
1 Aufzuge" (Eb.), „Jedem das Seine oder das
häusliche Gleichgewicht. Luſtſpiel in 1 Aufzuge"
(Eb.), „Ein weiblicher Huſar. Schwank in 1
Aufzuge" (Eb. 1857). Die „Originalluſt-
ſpiele" (Berl. 1863) von Siegmund Schle-
ſinger aus Wien ſind zwar ungleich an Werth,
doch iſt auch in den ſchwächern der Dialog geiſt-
reich und gehaltvoll. Er kennt die Menſchen,
ihre kleinen und großen Leidenſchaften, beſon-
ders die des weiblichen Herzens; er iſt witzig
und reich an komiſchen Einfällen, ſo wie an
wirkſamen Situationen. Zu den beſſern ge-
hören „Ein ernſthafter Heirathsantrag Luſt-
ſpiel in 1 Akt" (Berl. 1860), „Mein Sohn.
Luſtſpiel in 1 Akt" (Eb.), „Mit der Erde" (Eb.),
„Wenn man nicht tanzt" (Eb.), „Die Guſtel
von Blaſewitz. Luſtſpiel in 1 Aufzuge" (Eb.),
iſt zum Schillerfeſt 1859 glücklich erfunden
und mit heiterer Laune durchgeführt. G. W.
Heſſe, Oberregiſſeur des Berliner Victoria-
theaters geſt. 15. Juli 1864, verfaßte eine
Reihe von Luſtſpielen, die nicht ohne komiſche
Kraft ſind: „Ueberall Irrthum" (Berl. 1860)
„Lieutenant Roſe. Luſtſpiel in 4 Aufzügen"
(Berl. 1863), „Ein Raritätenſammler" (Eb.
1863) „Ein moderner Eremit. Schwank in 1
Aufzuge" (Eb. 1859). Auch „'s Lorle oder
ein Berliner im Schwarzwalde. Luſtſpiel in 1
Akt" (Berl.) gefällt auf der Bühne. Die Hof-
ſchauſpielerin Anna Löhn, deren Talent wir
ſchon früher anerkannt haben, zeigt in ihren
Dramen eine rühmenswerthe Strebſamkeit.
„Im Finſtern. Original-Luſtſpiel in 3 Akten",
„Bei 40 Grad Reaumur. Luſtſpiel in 1 Akt",
und „Rechter und linker Flügel. Originalluſt-
ſpiel in 1 Akt" müſſen bei guter Darſtellung
einen angenehmen Eindruck hinterlaſſen. Viel-
leicht wäre zu wünſchen, daß die Dichterin
den Motiven mehr Aufmerkſamkeit ſchenkte.
Duſſek in Prag, der ſeine Dramen unter dem
Namen Julius Roſen herausgab, zeigt in
„Entweder — oder" (früher: „Ein ſchlechter
Menſch") Luſtſpiel" einen geſunden, friſchen
Humor. Der Gedanke iſt glücklich und an-
ſprechend, die Ausführung, die durch leben-
digen Gang der Handlung und raſchen Dialog
erfreut, zeigt jedoch zu große Unwahrſcheinlichkei-
ten. Noch haben wir das Luſtſpiel „Nullen" von
ihm. Der Hoftheaterdirektor C. A. Görner
in Neuſtrelitz gab einen „Almanach dramatiſcher
Bühnenſpiele zur geſelligen Unterhaltung für
Stadt und Land" (Breslau, ſpäter Hamb.
1851 ff.) heraus, worin er ſeine eigenen Er-
zeugniſſe veröffentlichte. Dieſelben werden haupt-
ſächlich von der Bühnenkenniniß des Verfaſſers
getragen, dem auch nicht unbekannt geblieben
iſt, wodurch er das ſchau- und lachluſtige Pu-
blikum gewinnen kann. Die Anlage ſeiner
Stücke iſt gewandt, die Charaktere ſind zwar
oberflächlich, aber doch immerhin erkenntlich ge-
zeichnet; der Dialog iſt nicht übel gehalten,
nur will er ſich oft nicht vom Fleck bewegen, wie
Görner denn überhaupt in der Ausführung
des Einzelnen zu breit iſt. Er ſucht beinahe
durch die allergewöhnlichſten Mittel Lachen zu
erregen; ſo kommt beinahe in jedem Stück eine
Perſon vor, die einen, oft übelgewählten Lieb-
lingsausdruck hat, den ſie fortwährend wiederholt,

z. B. „pudelnärrisch" in „Nichte und Tante. Lustspiel in 1 Aufzuge." „Das hab ich ooch eben sagen wollen" in „Wie drei Musikanten ihre Zeche bezahlen", „Mein Neffe, der Herr Baron," „meine Nichte, die Frau Baronesse," in „Ein großer Zwist um eine Kleinigkeit". Auch fehlt es nicht an Trivialitäten und an Zweideutigkeiten, die oft an das Zotenhafte grenzen. Unter Görners zahlreichen Arbeiten sind „Das Salz der Ehe. Dramatischer Scherz in 1 Aufzuge." „Englisch, Lustspiel in 1 Aufzuge" am Besten. „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben".— „Gleich und Gleich. Lustspiel von Moritz Hartmann" ist geistvoll in der Erfindung, leicht und gewandt in der Ausführung (nur ist die Exposition zu breit), und fein und witzig im Dialog. „Sein Onkel und Ihre Tante oder Ehestandsdifferenzen. Lustspiel in 1 Aufzug" (Berl.) von E. Bloch, so wie dessen „Bluetten" (Berl. 1863) sind ergetzlich, wenn auch leicht gearbeitet. Ernst Dohm hat in seinem „Trojanischen Krieg. Drama in 3 Akten" (Berl. 1864) den Stoff in neuer Weise aufgefaßt. Während nämlich früher die griechische Sage ohne weitere Absicht, als durch den Gegensatz des antiken und modernen Lebens komisch zu wirken, behandelt wurde, herrscht bei ihm die politische Tendenz vor, indem die Verhältnisse des Trojanischen Kriegs in die modernen deutschen verwandelt sind und diese mit vielem Witz und Humor geschildert werden. Sehr ergetzlich ist die deutsche Rathlosigkeit über die Frage dargestellt, ob man einen Kaiser, ein Duumvirat oder eine Trias haben wolle. Außerdem hat Dohm noch verfaßt „Ihr Retter. Schwank mit Gesang in 1 Akt" (Berl. 1860) und „Komm her! Dramatischer Scherz in 1 Akt" (Eb.), die beide recht lustig sind. „Das Lustspiel. Dramatischer Scherz in 1 Aufzuge" von Franz Maria ist eine gut angelegte Persiflage des deutschen Lustspiels, die aber nicht glücklich durchgeführt ist. Georg Horn ist ein frisches und heiteres Talent und besitzt einen hohen Grad von Bildung, weshalb er auch das Gewöhnliche verschmäht. Seine Dramen zeugen von Geschicklichkeit in der Anlage und empfehlen sich durch einen lebensfrischen Dialog. Wir nennen von ihm als seine gelungensten Stücke „Die neue Welt. Lustspiel in 5 Aufzügen" (Berl. 1860), „Mademoiselle Bertin," „Glückliche Flitterwochen", „Contrast der neuen und ihr vorangegangenen Generation". Einen heitern Humor entwickelt auch W. Kläger in seinen Lustspielen und Schwänken, die meist eine glückliche Anlage haben, und von denen wir nur erwähnen „Der Präsident. Lustspiel in 1 Akt" (Berl. 1860), „Ein Besuch Carl Seydelmanns. Genrebild in 1 Aufzuge" (Eb.) und „Ich bin mein Schwager. Schwank in 1 Aufzuge" (Eb. 1859).

Eine besondre Gattung des Lustspiels, das sogenannte aristophanische, das zuerst von Platen in die deutsche Literatur eingeführt, wurde von Ed. v. Badenfeld, Dulk und Seemann, Marbach, Neubürger und Rob. Brutz bearbeitet, die wir theils schon erwähnt haben, theils erst später berühren. Außerdem sind noch folgende Dichter zu nennen. Karl Goedeke, der sich durch seine literarisch historischen Werke große Verdienste erworben, gab unter dem Namen Karl Stahl „König Kodrus. Eine Mißgeburt der Zeit" (Lpz. 1839) heraus, das sich besonders auf die damaligen Hannoveranischen Angelegenheiten bezieht, aber auch literarische Verhältnisse behandelt. Das Drama ist mehr bitter als witzig, gefällt aber durch die meisterhafte Behandlung der Form. „Das Centrum der Speculation. Eine Komödie. Herausgegeben (d. h. verfaßt) von Karl Rosenkranz" (Lpz. 1840) ist nur für die Fachgelehrten ohne Commentar verständlich, weil zu viele ganz specielle Beziehungen darin berührt werden. „Die theologischen Wirren" von F. Kyan (im Campischen Jahrbuch der Literatur) sind mit viel philologischem Witz geschrieben, der aber in Silbenstecherei ausartet, auch ist der Ton zu profan. „Die Verklärung der Liebe oder die Nachteulen" (Erl. 1838) von einem Ungenannten ist langweilig und zudem rythmisch unbeholfen, während „Die Geburt des Helios" (im Bragur) formell beinahe vollendet genannt werden kann. „Kaspar der Mensch" (Hamb. 1850) von Adolf Glaßbrenner ist voll Humor, aber auch voll Bitterkeit gegen die Reaktion. Seine „Antigone in Berlin" (2. Aufl. Lpz. 1843) ist eine überaus witzige Verspottung des Versuchs, das griechische Drama auf deutschen Bühnen aufzuführen. „Die Mondzügler, eine Komödie der Gegenwart" von Heinrich Hoffmann (Ff. 1843) ist eine vortreffliche Satyre gegen das Erbübel der Deutschen, die, stets in der Hoffnung einmal ein großes und glückliches Volk zu werden, speculieren, phantasieren, erwägen und darüber allen praktischen Sinn verlieren. Diese höchst ergetzliche Satyre wurde in den „Humoristischen Studien" (Ff. 1847) ohne Erfolg wiederholt, wie die Geschichte des nachfolgenden Jahres nur zu deutlich bewiesen hat, und ihr „Die Kartoffelkomödie, ein gar arg Trauerstück in 3 Akten" beigefügt, worin der Dichter das öffentliche Leben in Deutschland mit nicht weniger glücklichem Witz geißelt. „Die Kaiserwahl zu Frankfurt. Komödie in 3 Akten" (2. Ausg. Berl. 1850) von Karl Heinrich ist eine scharf und wohlverdiente Satyre auf das Frankfurter Parlament und dessen Größen rechter und linker Seite. „Frauenemancipation. Ein Lustspiel" (Mannh. 1846) entwickelt einen reichen und treffenden Witz über die verschiedensten Verhältnisse des Lebens und der Literatur. Hierher gehört auch des berühmten Aesthetikers Fr. Vischer „Faust. Der Tragödie dritter Theil in 3 Akten. Treu im Geiste des zweiten Theils des Goetheschen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky" (Tüb. 1862), worin nicht sowohl der zweite Theil von Goethe, als vielmehr dessen Ausleger lächerlich gemacht werden, die darin alles Mögliche und Unmögliche entdeckt haben. Es ist viel ergetzliche Laune darin, aber auch manche Travestie Goethescher Personen und Dichtungen, die uns unerlaubt erscheinen.

Die Posse fand nicht nur zahlreiche, sondern auch im Ganzen recht glückliche Bearbeitung. Die meisten Dichter, welche dieselbe behandelten, sind entweder schon genannt worden oder werden später erwähnt werden. Es sind dieß Adami, Albini, Bahn, Baumann, Charl. Birch-Pfeif-

fer, Bloch, Deinhardstein, Dohm, Elmar, Ferdinand Fränkel, Fricke, Friedrich, Goßmann, Rud. Genée, Grandjean, Gubitz, Haffner, Herzenskron, Heydrich, Fr. Kaiser, Kläger, Kruse, G. v. Moser, Nesmüller, Fritz Reuter, Louis Schneider, Smid, P. F. Trautmann und F. Wehlen. Unter den übrigen sind noch folgende zu erwähnen: Friedrich Hopp ist reich an komischen Einfällen, aber es mischen sich auch viele Albernheiten darunter. Besser als „Hutmacher und Strumpfwirker oder die Ahnfrau im Gemeindestadel. Posse mit Gesang in 2 Aufzügen" (Wien 1839) ist „Doctor Fausts Hauskäppchen, oder die Herberge im Walde. Posse mit Gesang in 3 Aufzügen" (Wien 1843), welches auf der Bühne von großer Wirkung ist. Es ist darin mit Glück durchgeführt, daß Jeder, der das Käppchen aufsetzt, die Wahrheit sagen muß, was höchst ergetzliche Scenen herbeiführt. „Sie sollen ihn nicht haben. Farce" (Bonn 1841) von Freimund Pfeiffer wirkte zu ihrer Zeit wegen der darin vorkommenden Beziehungen. Wie der schon erwähnte Friedrich Kaiser den Wiener Humor, so repräsentirt David Kalisch den Berliner Witz. Derselbe wurde am 20. Febr. 1820 zu Berlin geboren, hielt sich lange in Paris auf, wo er für deutsche Zeitungen korrespondierte, kehrte 1846 nach Deutschland zurück, lebte zuerst in Leipzig, dann von 1847 an in Berlin, wo er im Mai 1848 das Witzblatt „Kladderadatsch" gründete, das eine Zeit lang großen Beifall ärndtete und nicht ohne Einfluß war. Kalisch besitzt einen sehr fruchtbaren Witz und er weiß denselben, auch wenn er nicht gerade bedeutend ist, doch durch die Behandlung bedeutend erscheinen zu lassen, besonders in den Couplets, für die er ein seltenes Talent hat. Am Bekanntesten ist „100,000 Thaler. Posse mit Gesang in 3 Akten" (Berl. 1849), welche den guten Grundgedanken durchführt, daß nur Das, was mit Anstrengung erworben wird, Bestand hat. Wie in seinen übrigen Possen sind die witzigen Einfälle seltene Ergebnisse der Charaktere und Situationen, vielmehr erscheinen sie mehr als zufällig und willkürlich herbeigeführt. Von seinen übrigen Stücken nennen wir noch „Junger Zunder — alter Plunder. Posse mit Gesang in 3 Akten" (Berl. 1851), „Berlin bei Nacht. Posse in 3 Aufzügen" (Eb. 1849), „Der Markt der Ideen. Posse in 1 Aufzuge" (Eb. 1851). Nächst David Kalisch ist der Schauspieler Friedrich Brockmann, geb. 1803 in Breslau, ein Komiker ersten Ranges, der früher in Berlin, angestellt war, seit 1846 in Wien ist, der glücklichste Darsteller des Berliner Witzes. Sein „Eckensteher Nante im Verhör," der über hundert Mal wiederholt wurde und 1850 in 36. Auflage erschien, hat ein so tüchtiges dramatisches Leben, daß er zur stehenden Figur wurde und immer noch mit Glück als solche gebraucht werden kann. Zu den besten Berliner Localpossen gehören „Der Bummler von Berlin", „Der Maschinenbauer von Berlin," „Sein Herz ist in Potsdam" von dem Schauspieler August Weirauch. Ed. Dorer-Egloff dichtete das Fastnachtsspiel „Der Affe von Arezzo" (1852), ein treffliches kleines Stück, das in Gedanken, Anlage, Ausführung, Sprache und Form gleich befriedigt und den heitersten Eindruck zurückläßt. Joseph Mendelssohns „Ueberall Jesuiten. Schwank in 1 Akt" (Hamb, 1853), „Eine quittirte Rechnung" „Civil und Militär" sind nicht ohne komische Kraft. Hans Wachenhusen, vorzüglich durch seine humoristischen Sittenschilderungen bekannt, verfaßte einige recht hübsche Kleinigkeiten, wie „Chemische Briefe", „Ein sehr fleißiger Mann", „Ein sehr gefährlicher Mann" u. a. m. Die bayrischen Localstücke des Souffleurs ... Prüller „De Toni und seine Burgei", „Die schöne Klosterbäurin", „Gundel aus München" zeichnen sich nicht gerade durch feinen Witz aus, derselbe ist jedoch oft treffend und erregt unwillkürliches Gelächter. O. Heinrich sagt selbst von „Kalide und Jüschke, oder der Hölle Rache kocht in seinem Herzen. Posse mit Gesang in 3 Abtheilungen" (Berl. 1859), sie sei „Blödsinn höhere Art"; Dieß ist in so fern nicht ganz wahr, als sie noch mehr enthält, als der Dichter beabsichtigte, der den Appenzeller bald in östreichischer, bald in schwäbischer Mundart sprechen läßt und bald beide unter einander mischt. Gemüthlich heiter sind des Oestreichers Anton Langer Possen „Actiengreisler", „Ein Federfuchser", und „Die bösen guten Leut." Auch Emil Pohl ist in „Ein flotter Bursche von der Flotte. Schwank in 1 Akt" (Berl. 1864), „Der Jongleur. Posse in 3 Akten" u. a. m. witzig genug. Gustav Räder, geb. am 22. April 1811 zu Breslau, Schauspieler, zuerst in Breslau, jetzt in Dresden, ist in „Komus. Cyclus dramatischer Possen" (Lpz. 1848) und den „Gesammelten komischen Theaterstücken" (2 Bde. Lpz. 1859. 60) reich an glücklichen Einfällen. „Ein Prophet oder Johannes Leiden und Freuden" ist eine Parodie von Meyerbeers Propheten, „Der Weltumsegler wider Willen" ist, wie noch einige andere, nach dem Französischen, aber mit großer Selbstständigkeit bearbeitet. A. Hopf verfaßte die Possen „Eine Nacht in Berlin", „Ein Freier in Lebensgefahr" (Berl. 1860) und mit G. Senftleben „Alles was zum Bau gehört" (Eb. 1860). Graf Ulrich Baudissin dichtete „Ein Abenteuer auf der Eisenbahn. Posse mit Gesang in 2 Aufzügen" (Altona 1862), welche in der Idee originell ist, und wirksam komische Situationen enthält, die aber zu Zweideutigkeiten benutzt werden, die den guten Eindruck schwächen. In den „Kleinigkeiten für das Theater" (Eb. 1863) ist „Ein Abenteuer" wiederholt; die übrigen Stücke sind unbedeutend. Die Possen „Ein Wiener Dienstbote", „Einer von unsere Leut" von O. F. Berg (eigentlich Ebersberg) haben auf der Bühne viel Beifall gefunden.

In neuerer Zeit wurden ziemlich zahlreiche Soloscenen gedichtet, die meist zu dem Zwecke verfaßt wurden, einzelnen Schauspielern, meist aber Schauspielerinnen Gelegenheit zu geben, ihr besonderes Talent hervortreten zu lassen. Genée, Görner und Träger, die wir schon erwähnt haben, und Benedix, der später erwähnt wird, haben besonders dergleichen Kleinigkeiten mit Glück behandelt. Außer ihnen ist noch Carl Frenzel mit seinen „Liebesbriefen", J. Krüger zu nennen, dessen „Sololustspiele" (Altona 1858) und „Neue Sololustspiele"

(2 Thle. Altona 1860—61) auf manchen glücklichen Einfällen beruhen, auch nicht übel ausgeführt sind, aber zu oft nach dem gemein Possenhaften haschen.

Die Oper nebst dem Singspiel und Vaudeville wurde, wie schon erwähnt, mit mehr Selbstständigkeit und entschiedener poetischer Auffassung behandelt als früher. Karl von Holtei, der als der eigentliche Schöpfer des Vaudevilles in Deutschland genannt werden kann, ist schon im dritten Bande erwähnt worden, in dem vorliegenden sind Bahn, Baumann, A. Böttger, Gubitz genannt worden, Lohmann, Resmüller, Roeber und Rich. Wagner sind später ausführlich zu besprechen und so bleiben nur noch folgende zu erwähnen. Albert Lortzing ist in seinen „Komischen Opern" (Lpz. 1847) natürlich und heiter, glücklich in Anlage und Ausführung. Außer seiner besten „Zar und Zimmermann" sind noch „Der Pole und sein Kind", „Casanova oder das Fischerstechen". „Das Mädchen von Korinth. Eine Operndichtung in 4 Akten" (Berl. 1862) von Julius Rodenberg erfreut durch den Wohllaut der Sprache, die sich der musikalischen Behandlung von selbst darbietet.

Und so haben wir noch diejenigen Dichter zu besprechen, denen eine ausführlicher Darstellung zu widmen ist.

Johann Ludwig Franz Deinhardstein.

Obgleich schon in der letzten Hälfte der zwanziger Jahre als Dramatiker thätig, in welche Zeit sogar Eines seiner bekanntesten und beliebtesten Stücke gehört, fand der Dichter, mit dem wir uns zunächst zu beschäftigen haben, doch erst in den dreißiger und vierziger Jahren die ihm gebührende Anerkennung. Johann Ludwig Franz Deinhardstein, geb. am 21. Juni 1794 zu Wien, studierte daselbst die Rechte, worauf er in Staatsdienste trat. Im Jahre 1824 erhielt er die Stelle eines Criminalcommissärs, die ihm aber wenig zusagte. Neben seinen Berufsgeschäften widmete er sich mit dem größten Eifer dem Studium der Aesthetik und der Literatur, und er machte sich bald so vortheilhaft bekannt, daß er im J. 1827 zum Professor der Aesthetik an der Theresianischen Ritterakademie ernannt und ihm 1829 die Redaktion der Wiener Jahrbücher der Literatur übertragen wurde, die unter seiner Leitung eine ausgezeichnete Stelle unter den gelehrten Zeitschriften Deutschlands einnahmen, wie sie denn auch die bedeutendsten Männer unter ihren Mitarbeitern zählten. Im J. 1832 wurde er Vicedirector des k. k. Hofburgtheaters, welche Stelle er mit großem Erfolg bekleidete, theils indem er die vorzüglichsten klassischen Werke Deutschlands und des Auslands auf die Bühne brachte, auch sichs zur Pflicht machte, junge Talente hervorzuziehen, theils indem er vorzügliche Schauspieler für die Bühne zu gewinnen suchte. Als Anerkennung seiner Verdienste erhielt er 1834 den Titel eines k. k. Regierungsraths. Im J. 1841 wurde er dieser Stelle enthoben und zum Referenten der Polizeihofstelle in Censursachen, dann 1848 zum Beirath des Statthalters in literarischen, hauptsächlich theatralischen Angelegenheiten ernannt. Er starb am 12. Juli 1859 nach mehrmonatlichen Leiden.

Deinhardstein ist kein Talent ersten Rangs, er ist nicht schöpferisch, auch fehlt es ihm an poetischer Tiefe; aber er ersetzt diesen Mangel bis auf einen gewissen Grad durch künstlerische Bildung, die ihn befähigt, den dramatischen Stoff mit Einheit zu gestalten, wie sie ihn auch davor bewahrt, sich einerseits in Ueberschwänglichkeit, andrerseits in Trivialität zu verirren; aber gerade diese schöne, alles Lobes würdige Mäßigung hat ihm zu einer Zeit, da romantische Phantasterei an der Tagesordnung war, ungerechte Beurtheilungen zugezogen. Deinhardstein besitzt einen feinen Geschmack, sichere Beobachtungsgabe, heitere Laune und vor Allem eine leichte und gewandte, nur hie und da von Provinzialismen gefärbte Sprache, die seiner anmuthigen und geistreichen Behandlung des Dialogs auf das Vollkommenste entspricht.

Seine ersten Versuche („Dramatische Dichtungen" Wien 1816) lenkten schon die Aufmerksamkeit auf sein Talent; einige der darin veröffentlichten Kleinigkeiten „Der Wittwer. Posse in einem Aufzug und in freien Versen", „Mädchenlist, ein Lustspiel in einem Aufzug und in Alexandrinern," „Boccaccio" ein dramatisches Gedicht in zwei Akten" sind in seinen „Gesammelten dramatischen Werken" (7 Bde. Lpz.

In demselben Verlage sind ferner erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Götter und Heroen

des classischen Alterthums.

Populäre Mythologie der Griechen und Römer

von

H. W. Stoll,

Professor am Gymnasium zu Weilburg.

Dritte Auflage.

Zwei Bände. Erster Band: **Die Götter.** Zweiter Band: **Die Heroen.**

Mit 41 Abbildungen, gezeichnet von Kreller, in Holz geschnitten von Flegel.

Preis für beide Bände zusammen: Geheftet 1⅔ Thlr. Elegant in Leinwand gebunden 2 Thlr.

Dieses neueste Handbuch der Mythologie für das gebildete Publikum und insbesondere für die reifere Jugend, beruht auf der wissenschaftlichen Grundlage, welche die Mythologie sich durch die neueren Forschungen eines O. Müller, Welcker, Gerhard, Preller u. A. geschaffen hat. Dasselbe ist einem entschiedenen Bedürfnisse entgegengekommen, weil fast durchgängig diejenigen Bücher, welche die Mythologie der Griechen und Römer dem gebildeten Publikum vortragen wollen, aller Wissenschaftlichkeit entbehren und von dem jetzigen regen Treiben auf dem mythologischen Felde ganz unberührt geblieben sind. Die elegante Darstellung des Verfassers hält sich in möglichst engem Anschluß an die Darstellungen in den Dichterwerken der Alten selbst und sucht dadurch die Aufmerksamkeit der Leser auf die vorzüglichsten Dichter des Alterthums hinzuwenden und dem Streben unserer Zeit, das Alterthum und seine Literatur wieder mehr bei den Gebildeten unserer Nation einzuführen, einen Dienst zu leisten. Die beigefügten Abbildungen nach Antiken sollen theils die Ideale der griechischen Mythologie zur vollen Anschauung bringen, theils mit den vorzüglichsten mythologischen Kunstwerken des Alterthums bekannt machen. Ein sehr genaues Register verleiht dem Buche gleichzeitig die Vorzüge eines mythologischen Wörterbuchs.

Die Sagen des classischen Alterthums.

Erzählungen aus der alten Welt

von

H. W. Stoll,

Professor am Gymnasium zu Weilburg.

2 Bände. Zweite Auflage. 8. Mit 90 Abbildungen in Holzschnitt.

Preis für beide Bände: Geheftet 2 Thlr. 12 Ngr. Elegant gebunden 3 Thlr.

Diese neue Darstellung des reichen Sagenschatzes des classischen Alterthums, welcher von unserer Jugend und jedem Gebildeten gekannt zu werden verdient, zeichnet sich vor den bisherigen Arbeiten ähnlicher Art dadurch aus, daß sie sich an die alten Ueberlieferungen möglichst eng anschließt und den Geist des Alterthums, wie er in den alten Dichtwerken lebt, wiederzugeben sucht. Die beigegebenen Abbildungen sind nur von antiken Kunstwerken hergenommen; sie gewähren einen klaren Einblick in das Wesen der alten Kunst.

Geschichte der Griechen und Römer in Biographien.

Für Schulen und die reifere Jugend.

Von

H. W. Stoll,

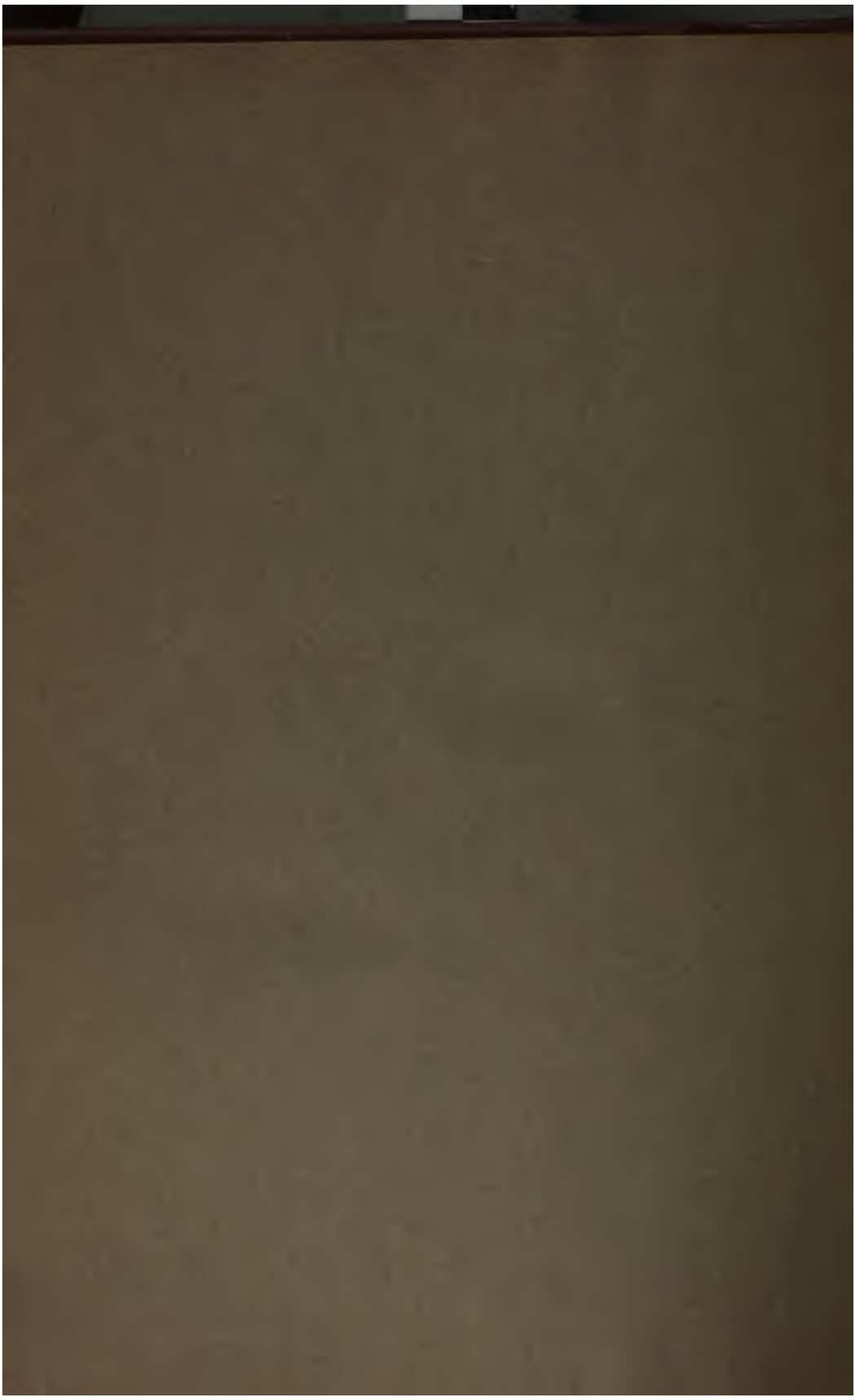
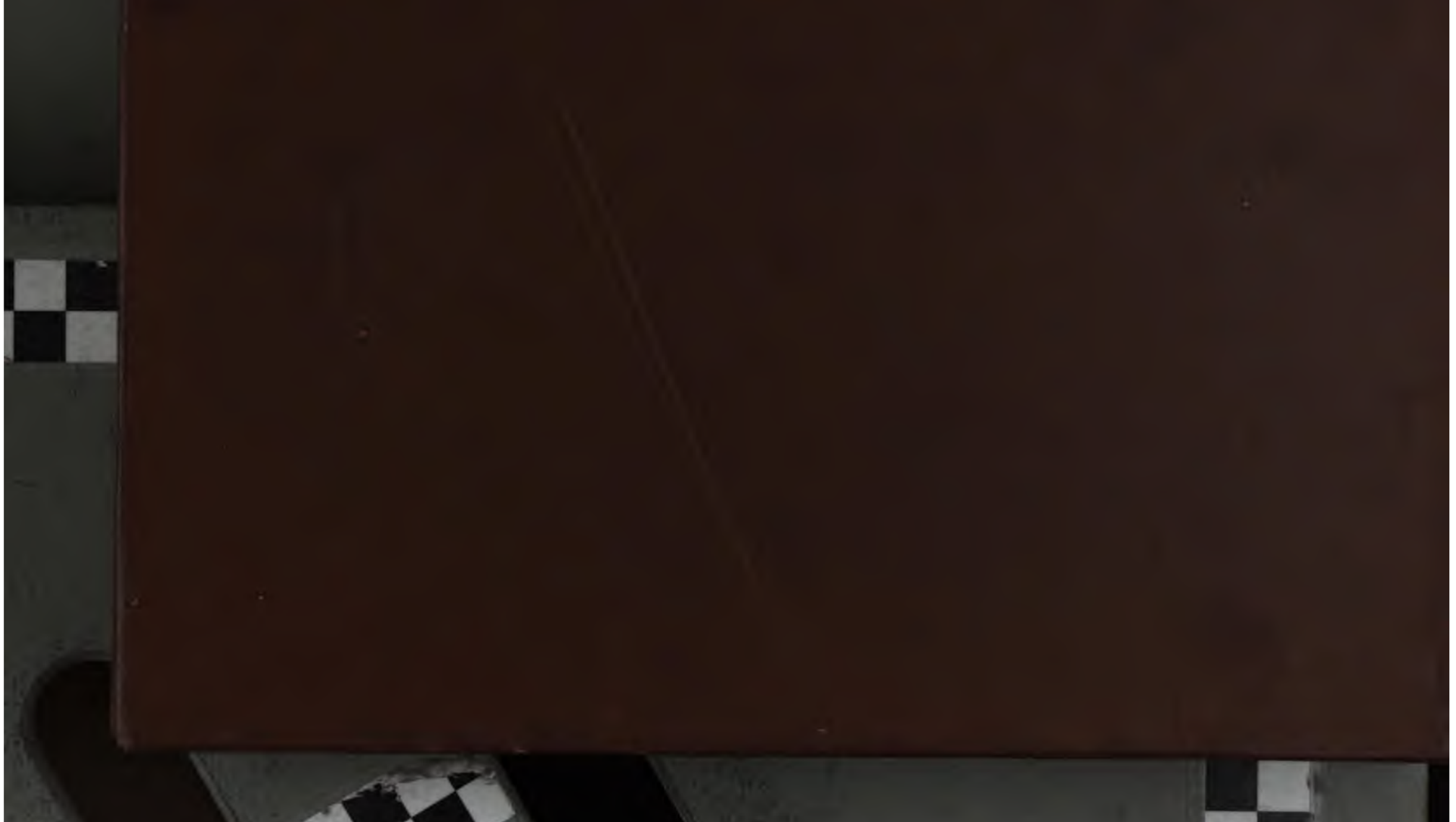
Professor am Gymnasium zu Weilburg.

2 Bände. 8.

I. Band: **Die Helden Griechenlands** im Krieg und Frieden. Mit 1 Stahlstich. Geheftet 1 Thlr. 7½ Ngr., gebunden 1 Thlr. 18 Ngr.

II. Band: **Die Helden Roms** im Krieg und Frieden. Mit 1 Stahlstich. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr., gebunden 1 Thlr. 25 Ngr.

Es ist eine bewährte pädagogische Erfahrung, daß die biographische Darstellung der Geschichte das Interesse und die Aufmerksamkeit der Jugend am meisten zu fesseln im Stande ist. Und gewiß eignet sich keine Periode dazu mehr, als die des classischen Alterthums, ebenso reich an bedeutenden Ereignissen als an großen Feldherrn und Staatsmännern. Die vorliegenden Biographien, welche durch Einleitungen und Ergänzungen ein zusammenhängendes lebensvolles Bild der griechischen und römischen Geschichte bilden, schließen sich den früheren Erzeugnissen des rühmlichst bekannten Verfassers ebenbürtig an. Klare und fesselnde Darstellung, gestützt auf sorgfältiges Quellenstudium, häufig mit den eigenen Worten der Schriften des Alterthums in fließender Uebersetzung durchwebt, macht das Buch ebenso zu einem vortrefflichen Unterrichtsmittel, als zu einem sehr empfehlenswerthen Festgeschenk für die Jugend von 11—16 Jahren ganz besonders geeignet.



MAY 18 1933